Euphorion

Digitized by Google

3425
.331

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Zwölfter Band

Jahrgang 1905

Leipzig und Wien
K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1905

Digitized by Google

3425
.331
v.12

Alle Rechte vorbehalten

UNIVERSITY
LIBRARY
PRINCETON, N.J.

Verlags-Archiv 1009.

Digitized by Google

Förderer.

Die Zeitschrift für Literaturgeschichte

„Euphorion"

wird in hochherziger Weise unterstützt durch:

Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien

Die Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin

Herrenhaus-Mitglied Anton Dreher in Wien

Exzellenz Markgraf Alexander von Pallavicini in Wien

Herrenhaus-Mitglied Philipp Ritter von Schoeller in Wien

MAR 15 1907 211965

Digitized by Google

Inhalt.

Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag 9. Mai 1905.

Untersuchungen und neue Mitteilungen.

	Seite
Schillers Gedichtentwurf „Deutsche Größe". Von Albert Leitzmann	3
Schillers Ansichten über die Sprache. Von Hermann Michel	25
Schiller als Redaktor eigener Werke. Von Julius Petersen	42
1. Die Räuber	44
2. Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande	57
3. Der Geisterseher	65
Anhang	75
Vorstudien zur Säkularausgabe der historischen Schriften Schillers (Werke XIII bis XV). Von Richard Fester	78
1. Reden und Rhetorik	79
2. Die Fußnoten im „Abfall"	113
3. Der Autor des Lykurgus	120
4. Zu den Vorlesungen	128
Schillerreliquien aus Tirol. Von J. E. Wackernell	142
Schiller und Dänemark. Von Louis Bobé	151
Schiller in Norwegen. Von Roman Woerner	167
Schillers Graubündner Affäre. Von Reinhold Steig	233
Schiller und Garve. Von Daniel Jacoby.	
I. Zum Briefwechsel	262
II. Zum Xenion Schillers für Garve	267
Über die Echtheit des Briefes an die Gräfin Schimmelmann vom 23. November 1800. Von Ludwig Geiger	272
Briefe an Schiller. Aus dem Schillerarchiv mitgeteilt von Jakob Minor I/III	282
Anmerkungen zu den [vorstehenden] Briefen an Schiller vom Seminar für deutsche Philologie in Wien	735

Digitized by Google

Seite

Beitrag zu den Briefen an Schiller aus dem Kestner-Museum. Von Karl Ende [†] 1/42 364

Zu Schillers Briefwechsel. Ungedruckte Diplome und Briefe. Mitgeteilt von Otto Güntter I/XII 402

Neue Mitteilungen von Ernst Müller.

I. Aus dem Nachlaß von Schillers Sohn Karl 416

1. Brief von Dora Stock an Schiller.

2. Notiz Karl Schillers über den Geistersehen.

3. Aus einem Brief Emilie Schillers an ihren Bruder Karl vom 12. September 1856.

II. Aus dem Nachlaß Karoline von Wolzogens: Brief von Lawrence an Karoline von Wolzogen 418

Schilleriana aus Lavaters Korrespondenz und Tagebüchern. Mitgeteilt von Heinrich Funck 421

I. Stuttgart 1782 422

II. Frau von Lengefeld und ihre beiden Töchter in ihren Beziehungen zu Lavater 422

III. Lavaters Aufzeichnungen über seinen Besuch bei Schiller . . 434

Aus Bernhard Rudolf Abekens Nachlaß. Briefe, die Familie Schillers betreffend. Mitgeteilt von Albrecht Wagner 1/10 435

Zehn Briefe von Charlotte Schiller. Herausg. von Bernhard Seuffert 450

Zwei Billetts von Angehörigen Schillers. Mitgeteilt von Albert Pick . 470

I. Charlotte Schiller an Louise Wieland.

II. Stammbuchblatt Caroline von Schillers.

Ein Brief Schillers an Stark. Mitgeteilt von Erich Petzet 472

Stilistische Untersuchungen zu Schiller. Von Albert Fries 485

Alliterierende Wortverbindungen bei Schiller. Von W. Ebrard . . . 504

Die stilistische Gliederung des Pentameters bei Schiller. Von Ludwig Bellermann 516

Des jungen Schillers Kenntnis Goethescher Werke. Von Fritz Jonas . 523

Schiller als Novellist. Von Robert Riemann 534

Aus Schillers Übersetzungswerkstätte. I. Das hölzerne Pferd und Sinons Trugerzählung. Von Max Rubensohn 547

Die Quellen von Schillers „Pompeji und Herculanum". Von Albert Leitzmann 557

Don Carlos und Hamlet. Von Bernhard Luther 561

Zu Schillers Fragmenten. Von Adalbert Silbermann 573

„Der schwarze Ritter." Von Richard Maria Werner 579

Ein Urteil über die „Braut von Messina". Aus ungedruckten Briefen von Sophie Reimarus an Sulpiz Boisserée. Von Franz Schultz . 592

Die Erstaufführungen von Schillers Dramen auf dem Stuttgarter Hoftheater. Von Rudolf Krauß 599

Digitized by Google

Seite

„Die Grafen von Moor." Eine Bearbeitung von Schillers Räubern aus dem Jahre 1785. Von Adolf Wohlwill 627
„Die Räuber" im Ausland. Von Robert F. Arnold 636
Schreyvogels Bearbeitung des „Wilhelm Tell". Von Alexander von Weilen 641
Schillers und Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze und Ludwigs Schillerkritik. Von Carl Alt 648
Friedrich Schiller und Conrad Ferdinand Meyer. Von Julius Sahr . 665
Les aspects successifs de Schiller dans le Romantisme français. Par Fernand Baldensperger 681
Schiller-Literatur in Belgien. Von Heinrich Bischoff 701
Schillerbriefe in Neuhaus. Mitgeteilt von Ernst Kraus 716
Ungedruckte Briefe an Schiller. Mitgeteilt von J. Hartmann I/VI . . 721
Zu Schwans Brief an Körner über Schillers Leben bis 1785. Von Max Rubensohn 786
Aus Schillers Freundeskreis. Acht Briefe an Wilhelm von Humboldt. Mitgeteilt von Albert Leitzmann 792

Miszellen.

Ein Urteil über Schiller aus der Schweiz (1795). Von Rudolf Fischer 180
Zu Schillers Gedicht „An die Sonne". Von G. Witkowski 230
Zu Schillers Brief Nr. 1073 (Jonas). Von G. Witkowski 232
Zwei Fridericianische Anekdoten bei Schiller. Von Richard M. Meyer 232
Zu Schillers Brief an Paulus vom 4. September 1803. Von Albert Pick 473
Zum Gedicht: Auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein. Von J. E. Wackernell 689
Die letzte Strophe des „Reiterliedes". Aus Schillers „hinterlassenen Papieren". Von Max Rubensohn 691
Schiller und Lenz. Von Max Rubensohn 692
Zu Schillers Tell, II, 2. Von Albert Pick 693
Die Lengefeldschen in Basel. Von Geßler 804
Schiller und Minelli. Von Max Rubensohn 804
Zu „Schillers Jugendfreunde". (Stuttgart, Cotta N. 1904.) Von J. Hartmann 810

Rezensionen und Referate.

Alt, Schiller und die Brüder Schlegel (Oskar F. Walzel) 193
Greif, Schillers Demetrius (Wilhelm Kosch) 694
Lex, Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist (Robert Petsch) 217

Digitized by Google

Seite

Schillerliteratur der Jahre 1902—1904 (Albert Leitzmann):
Deutsche Größe, ein unvollendetes Gedicht Schillers 1801 ... herausgegeben und erläutert von B. Suphan 181
Kühnemann, Schillers philosophische Schriften und Gedichte . . 183
Hartmann, Schillers Jugendfreunde 184
Braun, Christophine 187
Jonas, Schillers Seelenadel 188
Petersen, Schiller und die Bühne 189
v. Hanstein, Wie entstand Schillers Geisterseher? 190
Fulda, Schiller und die neue Generation 192
Bibliographie. Bücher. Neuere Schillerliteratur 475. 695. 806
Berichtigungen 484. 697. 810
Register. Von Alfred Rosenbaum 811

Digitized by Google

Zur

hundertſten Wiederkehr

von

Schillers Todestag

9. Mai 1905

Digitized by Google

Schillers Gedichtentwurf „Deutsche Größe".

Von Albert Leitzmann in Jena.

Literatur (alle folgenden Zitate beziehen sich auf die Blatt- und Zeilenzählung in Suphans Abdruck): Karl Goedeke (1871) in Schillers Sämtlichen Schriften 11, 329 Anmerkung. 410—414 (alle drei Blätter wahrscheinlich für die beabsichtigte Säkularfeier bestimmt; vgl. auch Geschäftsbriefe Schillers S. 258). — Heinrich Düntzer (1872), Deutschlands Größe, ein unvollendetes Gedicht Schillers, im Magazin für die Literatur des Auslandes 41, 227; (1873) Schillers lyrische Gedichte[3] 1, 273 (alle drei Blätter aus dem Juni 1801). — Adalbert Rudolf (1884), Deutschlands Größe, Gedichtbruchstücke und Entwurfgedanken von Schiller, im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 71, 464 (alle drei Blätter aus dem Dezember 1800). — Ludwig Bellermann (1887), Aus Schillers Dichterwerkstatt, in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung Nr. 7 vom 13. Februar; (1901) Schillers Entwurf eines Gedichtes zur Jahrhundertswende, in den Berichten des freien deutschen Hochstiftes S. 27* (alle drei Blätter aus dem März oder April 1801). — August Sauer (1901), Die deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts S. CXLIII (alle drei Blätter aus dem Frühjahr 1801). — Bernhard Suphan (1902), Deutsche Größe, ein unvollendetes Gedicht Schillers 1801, Nachbildung der Handschrift, im Auftrage des Vorstandes der Goethe Gesellschaft herausgegeben und erläutert (alle drei Blätter aus dem März 1801). — Jakob Minor (1902), Schillers Hymnus an die Deutschen, in der Wiener „Zeit" vom 13. Dezember; Schillers Hymnus an die Deutschen, in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung Nr. 51 vom 21. Dezember (Blatt 1 und 2 wahrscheinlich aus dem Jahre 1800, Blatt 3 vielleicht aus dem Jahre 1795). — Robert Hering (1903), Schillers Gedichtentwurf „Deutsche Größe", im Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts S. 228 (Blatt 1 und 2 aus dem Frühjahr 1801, Blatt 3 aus dem Winter 1794—95).

1.

In den ausführlichen Erläuterungen, die Suphan seinem Abdruck der gewaltigen Skizzenblätter Schillers zu einem nationalen Hymnus an die Deutschen beigegeben hat, bemerkt er nach Aufzählung der Gründe, die nach seiner Meinung uns nötigen, den Entwurf mit dem Frieden von Lunéville in Verbindung zu bringen

Digitized by Google

und demgemäß in den März 1801 zu setzen, mit einer Resignation, die mir nicht ganz von leisen Zweifeln an seiner eigenen Beweisführung frei zu sein scheint (S. 10): „Doch hier sollte die Betrachtung nur zu dem, was man im tieferen Sinne die Gelegenheit eines Gedichts nennt, herangeleitet und das Beet, aus dem dies Gewächs aufgegangen, aufgedeckt werden .... Es kommt übrigens auf Tag, Woche und Monat wenig an. Wertvoller ist es, zu einer ideellen Zeit zu gelangen und für das Gedicht mit seinen Gedanken und Bildern die rechte Stelle auszufinden in dem fortgehenden Gewinde der schaffenden Tätigkeit des Künstlers." Nun muß der Philologe, besonders der Kommentator eines Denkmals, gewiß recht häufig, er mag wollen oder nicht, sich zu dem schmerzlichen Eingeständnis eines ignoramus, ja eines ignorabimus bequemen und Gottfried Hermann hat mit Recht von einer neseiendi ars et scientia gesprochen: aber erst dann, wenn wirklich alle Versuche zur Auffindung und Eroberung der Wahrheit endgiltig gescheitert sind, darf er die Waffen strecken und darauf verzichten, den Schleier von ihrem Bilde zu heben. Es fragt sich, ob der Fall hier wirklich so verzweifelt liegt. Allerdings ist ein direkter Beweis unmöglich: kein Zeugnis ist uns überliefert, wann Schiller jene Blätter niedergeschrieben hat, weder eine Notiz seiner eigenen Hand, noch eine gleichzeitige briefliche Äußerung, noch der Bericht eines Freundes, der etwa darum gewußt haben könnte. Um so dringlicher erwächst dem Philologen die Aufgabe, festzustellen, ob nicht der indirekte Beweis aus der kombinierenden Betrachtung des Inhalts der Blätter zu einem einigermaßen klar erkennbaren Ziele führt. Und bei der Schönheit und Großartigkeit des Entwurfs möchte ich auch keineswegs zugeben, daß wenig auf eine solche Untersuchung ankomme: denn so sicher Sauer recht hat, wenn er sagt (S. CLII): „Zuversichtlicher hat vor Fichte niemand an die Urkraft der deutschen Nation geglaubt, hinreißender hatte niemand die siegreiche Zukunft des deutschen Volkes verkündet; dadurch, daß dieser Plan nicht ausgeführt wurde, sind die Deutschen um ihr schönstes Säkulargedicht gebracht worden", so sicher verlohnt es sich hier, wenn irgendwo, alle Kräfte philologischer Deutungskunst anzuspannen, um das vergangene Dasein mit den methodisch geschulten Mitteln unsrer Wissenschaft wieder lebendig zu machen. In dem Jahrzehnt um die Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts überstürzten sich die Ereignisse dermaßen, daß mit einer ideellen Zeit für unsre Zwecke wenig anzufangen ist; es gilt vielmehr sich der reellen zu vergewissern.

Man hat der chronologischen Frage vor allem durch Anzeigung gedanklicher und stilistischer Parallelen zu einzelnen Stellen unsrer Blätter in andern Werken Schillers beikommen zu können geglaubt, indem man dabei von der stillschweigenden Voraus-

Digitized by Google

setzung ausging, daß solche inhaltlich oder stilistisch aneinander anklingende Stellen in derselben oder wenigstens nahezu derselben Zeit geschrieben sein müßten. Die Parallelenjagd im Hinblick auf dadurch zu lösende Datierungsfragen war eine jetzt gottseidank wohl überwundene Kinderkrankheit der Goethephilologie, die uns Philologen nicht ohne Grund den derberen und feineren Spott poesiebegeisterter und poetisch feinfühliger Laien zugezogen hat; was über ihren Mißbrauch zu sagen ist, brauche ich hier nicht zu wiederholen, sondern kann mich mit einem Hinweis auf das begnügen, was Erich Schmidt in seiner Einleitung zum Urfaust ([5] S. XXII) weitschauend und lehrreich darüber ausgeführt hat. Wenn auch nicht jeder große Mann schon in frühen Jahren sein Gedankensystem und das Netz seiner Begriffe mit so wunderbarer Gleichmäßigkeit und Konsequenz ausgearbeitet hat wie beispielsweise Wilhelm von Humboldt, dessen Abhandlungen wegen der Einförmigkeit ihres Stils es nahezu unmöglich ist ihre Entstehungszeit in jedem einzelnen Falle anzusehen, so lassen sich doch bei jeder über Dezennien sich erstreckenden geistigen Produktion wiederkehrende Gedanken, Stimmungen, Motive, stilistische Wendungen auffinden, die zeitlich weit auseinander liegen und jene naive Sicherheit der chronologischen Methode Lügen strafen. Jede solche Parallele muß also der nüchternsten Kritik gegenüber standhalten, wenn sie Beweiskraft, die sie an sich selbst noch nicht hat, gewinnen soll; um hier entscheiden zu können, muß der Forscher eine ausgebreitete und tiefgründige Belesenheit in seinem Autor besitzen und daneben über möglichst reichhaltige und lückenlose sprachliche und stilistische Sammlungen verfügen. Sehr oft wird der Philologe naturgemäß in der glücklichen Lage sein, einen schon anderweitig durch zwingende Gründe feststehenden chronologischen Ansatz mit solchen Parallelen nachträglich und sekundär stützen zu können; nur in den allerseltensten Fällen jedoch, wenn überhaupt jemals, wird es ihm möglich sein, ein zeitlich noch nicht sicher festgelegtes Denkmal allein auf diesem Wege ohne jedwede andre Hilfsmittel der Interpretation sicher zu datieren. Was im Speziellen Schiller angeht, so müssen wir bei ihm bei der Verwertung stilistischer Parallelen (in dies Gebiet gehören natürlich nicht die zahlreichen Anklänge zwischen seinen ästhetischen Abhandlungen und den gleichzeitigen Gedankendichtungen, die der Xenienkommentar Erich Schmidts so reichlich belegt) ganz besonders vorsichtig sein: schon längst ist, besonders durch Emil Kettner und Stickelberger, gezeigt worden, daß sozusagen stereotypierte Worte und Wendungen zum Ausdruck gewisser Vorstellungen, eine sich vielfach mehr oder weniger genau wiederholende Phraseologie eine charakteristische Eigenheit seines Stils, besonders in den späteren Jahren, gewesen ist. Ein unter diesem Gesichtspunkt zusammengestelltes Schiller-

Digitized by Google

wörterbuch, zu dem ich Sammlungen besitze, zeigt die überraschendsten Dinge, auf die ich ein andermal eingehen zu können hoffe. So kommt denn auch den für unsern Entwurf beigebrachten Parallelen keinerlei Beweiskraft zu.

Nach zwei Richtungen hin hat man solche verbindenden Brücken aufzuführen versucht, hinüber zu einzelnen Gedichten der Jahre 1801 und 1802 (Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiste, Der Antritt des neuen Jahrhunderts, Das Mädchen von Orléans: Suphan S. 11) und zu den Gesprächen mit Christiane von Wurmb (ebenda S. 9). Von den letzteren, die in der Biographie von Schillers Schwägerin unter verschiedenen Daten vom Februar bis April 1801 mitgeteilt sind, sagt Suphan (S. 10): „Es ist statthaft sich vorzustellen, daß damals die Bogen, die uns jetzt beschäftigen, auf seinem Schreibtische gelegen und sich mit Zeilen gefüllt haben, die nach poetischer Gestaltung rangen.“ Nun hat aber schon Palleske (Schillers Leben und Werke 2, 614) evident gezeigt, daß diese Aufzeichnungen Christianens nicht ins Jahr 1801, sondern ins Jahr 1802 gehören, da Schiller vom 5. März bis 1. April 1801 überhaupt nicht in Weimar, sondern in Jena war, um in stiller Zurückgezogenheit die Jungfrau zu vollenden; ein weiterer Beweis ist z. B. der für den 1. März bezeugte Besuch des Theaters, der auch nur auf 1802 sich beziehen kann, da im vorhergehenden Jahre an diesem Tage überhaupt keine Aufführung war (vgl. Burkhardt, Das Repertoire des Weimarischen Theaters S. 39. 42). Daß, wie jetzt feststeht (Abeken, Goethe in meinem Leben S. 189), schon im Originalmanuskript die Jahreszahl 1801 sich findet, kann daran nicht das Mindeste ändern: die Überschrift muß später aus ungenauer Erinnerung hinzugefügt sein. Christianens Berichte scheiden demnach für unser Problem aus; sie hätten übrigens mit ihrem einen allgemeinen Anklang an unsern Entwurf auch sonst nichts beweisen können, da es sich dabei weder um einen für Schiller charakteristischen Gedanken, noch um eine eigenartige stilistische Formung eines solchen handelt. Die Parallelen zu den Gedichten (es sind die Wendungen vom lächelnden Frieden und vom Schwingen des Blitzes) sind gleichfalls zur Datierung unverwertbar: ich vergleiche daneben, um die Methode Lügen zu strafen, „wenn der Zeiten Kreis sich füllt“ (Zeile 143. 145) mit „ausgefüllt der Kreis der Zeit“ im Siegesfest (Vers 35) von 1803 und den „tränenvollen Krieg“ (Zeile 2. 12. 19) mit dem „tränenvollen Streit“ in der Kassandra (Vers 6) von 1802. Der unversöhnliche Gegensatz von Witz und Schönheit endlich (es ist die Parallele, die so ohne Nachprüfung betrachtet am meisten bestechen könnte) ist Schiller schon in der Horenzeit geläufig, wenn er in dem Aufsatz über die sentimentalischen Dichter sagt (Sämtliche

Digitized by Google

Schriften 10, 451): „Daher beiläufig zu sagen alle sogenannten Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetisch heißen, ob wir sie gleich lange Zeit, durch das Ansehen der französischen Literatur verleitet, damit vermenget haben.“

So kommen wir, wie ich gezeigt zu haben glaube, nicht zum Ziele. Wir wenden uns daher zu einer eingehenden Erwägung des Inhalts unsrer Blätter und versuchen aus ihm heraus sichere Anhaltspunkte zu einer Zeitbestimmung zu gewinnen. Es sei mir erlaubt, dabei die drei Blätter in der umgekehrten Reihenfolge, als sie von Suphan gezählt sind, zu betrachten und, vom dritten beginnend, über das zweite zum ersten vorzudringen.

2.

Auf dem dritten Blatt werden die beiden damals politisch mächtigsten Nationen Europas, die Engländer und die Franzosen, den Deutschen gegenübergestellt: so glanzvoll auch jene beiden sich darstellen, England durch seine Flotten die Meere beherrschend und mit seinem Handel die ganze Erde umspannend, Frankreich die Völker mit dem Schwerte zur bürgerlichen Freiheit führend, uns ist ein höherer, ja der höchste Beruf bestimmt, an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, die geistigen Errungenschaften aller Völker in einem Kranze zu vereinigen und so in uns das Bild der Menschheit zu vollenden. Fassen wir nun aber das, was den Engländern und Franzosen nachgesagt wird, etwas näher ins Auge.

Mag der Brite noch so viele antike Kunstschätze (der Ausdruck „Gebeine alter Kunst“ Zeile 147 scheint mir auf einer Reminiszenz aus Goethes 21. venetianischem Epigramm zu beruhen: „Pilgrime sind wir alle, die wir Italien suchen: nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh“) dem italienischen Boden entführen, der wahre Geist der Antike wird ihm ewig fremd bleiben. Denselben Gedanken hatte Schiller schon 1795 in dem Horengedichte „Die Antike an einen Wanderer aus Norden“ behandelt, wo gleichfalls der Brite, zwar nicht ausdrücklich genannt, aber zweifellos gemeint ist. Wann aber haben die Engländer den Export von Kunstschätzen aus Italien so im großen betrieben? Schiller spielt hier auf Tatsachen und Verhältnisse an, die ihm wie seiner ganzen Zeit geläufig und bekannt waren, die aber bei uns heute aus dem allgemeinen historischen Bewußtsein entschwunden sind. „Unter den Reisenden,“ sagt Justi, als er von Winckelmanns Tätigkeit als gelehrter Fremdenführer in Rom spricht (Winckelmann und seine Zeitgenossen[2] 3, 32), „nahmen durch Zahl und Reichtum die Engländer den ersten Rang ein. Bei Engländern von einer gewissen Bildungsstufe gehörte die

Digitized by Google

Reise nach Italien schon zu den Dingen, deren Attest de rigueur war. Viele blieben Jahre lang, einige ihr ganzes Leben in Rom .... Es erschien den Italienern, wenn sie an die läppischen Zerstreuungen ihrer jungen Nobili dachten, achtbar, wie diese Fremden ihre Kunstschätze aufsuchten und durch methodische Gründlichkeit den Mangel an Gefühl zu ersetzen suchten, wie sie, so sehr sie sich für die klügste und mächtigste Nation der Welt hielten, ihrer Sprache und Sitte Aufmerksamkeit schenkten, altes und neues als edelsten Schmuck ihrer Paläste mitnahmen, ja Erinnerungen Italiens zu einem Zug der Umgebung ihres künftigen Lebens zu machen, sich auf ihren Landsitzen ein Kleinitalien zu schaffen suchten.“ Was hier der feine Kenner des Winckelmannischen Rom berichtet, das bestätigen uns mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit die Werke von Deutschen des 18. Jahrhunderts über England. Ich will nur zwei der gelesensten hier zitieren. „Reiche Lords,“ sagt Wendeborn (Der Zustand des Staats, der Religion, der Gelehrsamkeit und der Kunst in Großbritannien 4, 359), „und andre Begüterte, die oft weit mehr Geld als Verstand und Geschmack besitzen, lassen dorten (in Italien) Gemälde, Bildsäulen und Überbleibsel des Altertums in Menge für große Geldsummen ankaufen und führen sie nach England ab, um ihre Londoner Wohnungen und ihre Landsitze damit zu schmücken .... Überdem habe ich oftmals Gelegenheit gehabt die Bemerkung zu machen, daß in England bei den meisten Besitzern solcher Sammlungen von Werken der Kunst mehrenteils Geiz und Eigenliebe hervorstechen, die nicht danach fragen sich andern mitzuteilen. Es gibt eine Menge Wohnhäuser und Landgüter der Adeligen und Reichen, die jenen römischen gewiß nichts nachgeben, wo nach Juvenals Beschreibung Gemälde, Bildsäulen und kostbares Schnitzwerk prangten; allein es scheint, als ob die Eigentümer solcher zum Luxus und zur Pracht gehörigen Sachen sich schon vollkommen glücklich darin zu sein dünken, daß sie sagen können, sie besitzen kostbare und teure Dinge .... Es scheint ein Zug in dem Charakter eines Engländers zu sein, seiner Eigenliebe und seinem Stolze in diesem Stücke nur Nahrung zu geben und sich allein darum glücklich zu schätzen, weil er etwas hat, das andre nicht haben, das teuer ist, das soviel gekostet: ob es inneren Wert habe, das gehet ihn nicht immer an.“ Ganz ähnlich berichtet uns Archenholz (England und Italien 1, 192): „Dieser Hang der Vornehmen, in der Hauptstadt durch häusliche Pracht zu glänzen, breitet sich immer mehr aus und wird vielleicht bald einem Übel abhelfen, worüber Künstler und Kunstliebhaber mit großem Rechte klagen. Dieses ist die alte, noch größtenteils beibehaltene Methode, ihre Landsitze durch Kunstwerke zu verschönern, wodurch diese dann gleichsam für die Welt verloren sind. Viele Meisterstücke

Digitized by Google

der Maler- und Bildhauerkunst, durch die Macht des englischen Goldes erstanden, deren Verlust Italien unaufhörlich beklagt, haben bis jetzt in den englischen Landhäusern ihr Grab gefunden. Welcher Künstler kann Zeit und Geld daran wagen, viele Meilen weit ein Kunstwerk aufzusuchen, das er doch nur bloß flüchtig betrachten und nicht studieren kann?" Durchgängig erscheint hier der in Italien reisende Brite als der Typus des leidenschaftlichen, aber verständnislosen Kunstsammlers, den auch Schiller mit Wendungen, die zuweilen an den Eingang von Goethes siebenter römischer Elegie gemahnen, in jenem Horengedicht uns vor Augen führt. Natürlich gab es auch wirkliche Kunstkenner unter den Engländern, aber die betrübende Tatsache des beständig durch Dezennien hindurch fortdauernden Exports antiker Kunstwerke nach England gilt in gleicher Weise für diese wie für jene. Ein paar bedeutendere Namen aus der letzteren Gruppe seien hier aufgeführt, wobei ich ausdrücklich bemerken will, daß ich nicht glaube, daß Schiller bei den Worten unsres Entwurfs etwa an eine bestimmte einzelne Persönlichkeit gedacht hat. Die Familie Barberini verkaufte ihren reichen Antikenschatz planmäßig an Engländer, was ein allerdings fast wirkungsloses Verbot der päpstlichen Regierung veranlaßte (vgl. Archenholz, England und Italien 5, 84). William Hamilton, der langjährige britische Gesandte in Neapel, dessen gastfreies Haus auch Goethe kennen lernte, hatte eine ungeheure Sammlung von antiken Vasen und andern Gegenständen des täglichen Lebens, meist aus Herculanum (vgl. Schillers „ein ganzes Herculan" Zeile 149), zusammengebracht, die dann in den Besitz des britischen Museums kam (vgl. Archenholz 3, 299; Wendeborn, Der Zustand 2, 150; Böttiger im Neuen teutschen Merkur 1795, 1, 186 Anmerkung 2). Der Maler Gavin Hamilton entfaltete zwischen 1769 und 1792 eine emsige Ausgrabungstätigkeit in der Umgebung von Rom, bei Tivoli, an der alten via Appia, bei Lanuvium und Gabii; er war der direkte Agent für die große Antikensammlung von Townley in London, der durch ihn seine Ankäufe besorgen ließ (vgl. Dictionary of national biography 24, 155; Harnack, Deutsches Kunstleben in Rom S. 12; Böttiger, über Antikennachgrabungen in Rom im Neuen teutschen Merkur 1797, 2, 331; über Townleys Antikenmuseum speziell Forster, Sämtliche Schriften 3, 506). Einen einträglichen Antikenhandel betrieb Jenkins in Rom, ursprünglich Maler, dann Bankier und Kunsthändler (vgl. Harnack S. 48. 83). Auch ein englischer Prinz, August, der bei Ardea ausgraben ließ (vgl. Harnack S. 122; Neuer teutscher Merkur 1794, 2, 325; Böttiger ebenda 1797, 2, 333), und last not least der exzentrische Lord Bristol sind hier zu nennen (vgl. über den letzteren Harnack S. 22. 47; Dictionary of national

Digitized by Google

biography 26, 279). Schiller mußte eine genauere Kenntnis aller dieser Dinge vor allem durch die Erzählungen Goethes von seinen römischen und neapolitanischen Eindrücken haben; Lord Bristol hatte am 10. Juni 1797 Goethe in Jena aufgesucht, der Leben und Charakter des merkwürdigen Mannes gleich am nächsten Tage mit Schiller besprach (vgl. Goethes Tagebücher 2, 73; Briefe 12, 153; Werke 36, 256 Weimarische Ausgabe); dazu kamen wohl auch gelegentliche mündliche Berichte Heinrich Meyers, des „neuen Pausanias" (Goethes Briefe 12, 345), und vielleicht Hirts, dessen Besuch im Juli 1797 Schiller sehr interessant war (vgl. Briefe 5, 213); endlich dürften die Berichte im Merkur über antiquarische und kunstgeschichtliche Dinge, vielleicht auch das Werk von Archenholz, zu dem er seit der Horenzeit freundliche Beziehungen unterhielt, dem Dichter bekannt gewesen sein (sollte er durch die Vignette des zweiten Bandes, auf der Neptun der Britannia seinen Dreizack überreicht, zu dem Bilde der dreizackschwingenden Briten im Antritt des neuen Jahrhunderts Vers 12 angeregt sein? vgl. auch 3, 320. 361).

Diese durch mehr oder weniger einwandfreie Geldgeschäfte ermöglichte, sozusagen friedliche Ausplünderung der italienischen Kunstwelt, die man wohl aufs tiefste beklagen, über die man sich aber schwerlich moralisch erregen und entrüsten konnte, trat jedoch vollständig in den Schatten gegenüber den Ereignissen, die im Jahre 1797 und 1798 über Italien und seine antiken Denkmäler hereinbrachen. Im Friedensvertrag von Tolentino (19. Februar 1797) hatte sich Papst Pius VI., dessen nördliche Landesteile durch die in Oberitalien stehenden französischen Truppen ernstlich bedroht waren, verpflichten müssen, eine Anzahl der hervorragendsten römischen Kunstwerke, darunter den Apollo von Belvedere, Laokoon, Rafaels Transfiguration, an Frankreich auszuliefern. Ende Februar 1798 erschien General Berthier mit Heeresmacht in der ewigen Stadt: damit kamen Plünderung und Erpressung an die Tagesordnung. Ähnlich wie Rom erging es vorher oder nachher Florenz, Bologna, der Lombardei und andern italienischen Kunststätten: viele Hunderte der wertvollsten Kunstwerke wanderten, in der Eile verpackt, innerhalb des nächsten Jahres nach Paris. Eine allgemeine tiefgehende Entrüstung bemächtigte sich des ganzen gebildeten Europa über diese rohe und geradezu planmäßige Plünderung des klassischen Bodens, zumal immer mehr bekannt wurde, wie fahrlässig die französischen Eroberer beim Transport der Kunstwerke vorgegangen waren und damit den Fortbestand geheiligter Reste des Altertums ernstlich gefährdet hatten. Im Neuen teutschen Merkur erschien bereits 1796 (3, 249) ein Aufsatz Fernows „Über die Kunstplünderungen in Italien und Rom", eingeleitet durch Böttiger, der unter anderm (S. 251) bemerkt:

Digitized by Google

„War nicht alle Kunstkennerschaft und Liebhaberei der reichsten Eroberer nur eine erzwungene Treibhausblume, der man es in jedem Schößlinge und in jeder Knospe ansah, daß sie auf diesem mit Sklaventränen und Gladiatorblute befruchteten Boden nie wurzeln und einheimisch werden könne?“ Seitdem ist der Merkur voll von Nachrichten über diese Räubereien, die Italien seiner edelsten Schätze beraubten (vgl. noch 1797, 2, 59. 80. 274. 3, 84. 86. 183. 1798, 1, 129. 144. 2, 102. 258. 3, 279. 1799, 1, 64). Im August 1797 hatte Schiller als Redakteur des Almanachs und der Horen zwei Gedichte in Händen, die der Entrüstung poetischen Ausdruck gaben und die er auch beide zu raschem Abdruck gebracht hat, „Die entführten Götter“ von August Wilhelm Schlegel (Musenalmanach für 1798 S. 199; Sämtliche Werke 1, 61) und „Die Gallier in Rom“ von Gries (Horen 1797, 9, 79; vgl. über beide Schillers Briefe 5, 244. 245. 274. 280). „Sie haben einen glücklichen Gedanken sehr glücklich ausgeführt“ schrieb Schiller am 24. August an Schlegel und bat am 23. Januar 1798 Goethe, er möge Böttiger ja in dem Vorsatz bestärken, einen Aufsatz über den Vandalismus der Franzosen zu schreiben und darin „alle dahin einschlagende Züge von Roheit und Leichtsinnigkeit“ zu sammeln (Briefe 5, 244. 330), was dann auch in einem der oben zitierten Merkurartikel geschehen ist. Wie diese Entrüstung gegen die Franzosen dann noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein nachgezittert hat, hat Minor eingehend gezeigt. Angesichts dieser Sachlage erscheint es vollständig ausgeschlossen, daß Schiller die Briten als Plünderer Italiens und Entführer seiner Kunstschätze zu einer Zeit poetisch verwendet haben kann, wo jene verhältnismäßig harmlosen Tatsachen durch die Räubereien der Franzosen gänzlich in Schatten gestellt und in Vergessenheit gebracht worden waren. Notwendigerweise mußten ihm in dem Gedankenzusammenhange, den unser drittes Blatt darstellt, diese modernsten Vandalen an die Stelle der Engländer treten: daß dies auch wirklich der Fall war, beweisen uns die Strophen „Die Antiken zu Paris“, die daher jünger als unser Entwurf sein müssen; ich komme am Ende meiner Untersuchung noch genauer auf sie zurück. Wir gewinnen somit das erste sichere Datum für den Entwurf: nach dem Eintritt der verhängnisvollen Folgen des Friedensvertrags von Tolentino und nach den ersten moralischen Reflexen dieser Folgen in Deutschland, als welche uns Schlegels und Griesens Gedichte am greifbarsten entgegentreten, also nach dem August 1797 kann das dritte Blatt nicht niedergeschrieben sein.

Zu dieser Datierung stimmt nun auch, was Zeile 168 von den Franzosen als der zweiten mächtigsten Nation Europas neben den Engländern gesagt wird, bei weitem besser als zum Jahre 1801,

Digitized by Google

das wohl schon jetzt als unmöglich zugestanden werden wird: „Allen Königen zum Hohne mit der freien Bürgerkrone ziert der Franke sich das Haupt.“ Das konnte im ersten Lustrum nach der Revolution, konnte auch noch in den ersten Jahren der Herrschaft des Direktoriums mit vollem Rechte gesagt werden, solange der republikanische Geist lebendig war. Nachdem aber der Staatsstreich vom 18. Fructidor im September 1797 freie Bahn für den Militärdespotismus des siegreichen Bonaparte gemacht und der vom 18. Brumaire im November 1799 diesen nach seiner Rückkehr aus Ägypten zum Konsul und damit zum nahezu unbeschränkten Alleinherrscher erhoben hatte, hätte nur die größte politische Kurzsichtigkeit, wie wir sie Schiller gewiß nicht zutrauen dürfen, von einer Verhöhnung aller Könige und von der freien Bürgerkrone reden können. Diese Worte sollten 1801 geschrieben sein, wo doch der Dichter schon im Januar 1800 in dem Gedicht an Goethe Vers 17 von Frankreich sagt: „Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten, wo sich die eitle Aftergröße bläht, da kann die Kunst das Edle nicht gestalten“? Ich denke, die Unmöglichkeit dieser Datierung liegt am Tage.

Zwei Parallelen zu zwei einzelnen Stellen des Blattes mögen zu dem bisher Erörterten bestätigend hinzutreten; ich schreibe ihnen natürlich nicht die Kraft beweisender Zeugnisse zu, möchte sie aber, so anmerkungsweise und mit aller schuldigen Reserve vorgebracht, nicht ganz unterdrücken. Zeile 124 heißt der Deutsche der „Kern der Menschheit“, während die andern Völker die Stelle der Blüte oder des Blattes vertreten. Der heutige Leser stutzt bei dem Worte „Kern“: wir erwarten eher „Frucht“, wie es auch auf dem zweiten Blatte Zeile 48, anklingend an Goethes 101. venetianisches Epigramm, heißt: „Wenn die Blumen abgefallen, bleibt die goldene Frucht übrig.“ Diese Bilder aus der Morphologie der Pflanze sind bei Schiller sehr beliebt (vgl. z. B. Stanzen an den Leser Vers 23, Das Reich der Schatten Vers 12, Das weibliche Ideal Vers 11 usw.); aber das Wort „Kern“ begegnet nur noch in der dritten Strophe des Gedichts „Breite und Tiefe“, das gleichfalls dem Jahre 1797 entstammt, und sie legt den Gegensatz von Kern und Blättern, wiederum bildlich gemeint, in volltönender Breite auseinander, der in unsrer Stelle nur konzentriert enthalten ist: „Der Stamm erhebt sich in die Luft mit üppig prangenden Zweigen, die Blätter glänzen und hauchen Duft, doch können sie Früchte nicht zeugen: der Kern allein im schmalen Raum verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.“ Vielleicht entstammt der „Kern“ der pflanzenphysiologischen Terminologie Goethes, der z. B. sagt (Naturwissenschaftliche Schriften 6, 313): „Betrachtung der Frucht, des eigentlichen Kernes. Der Kern enthält das ganze System der Pflanze in sich.“ — Der

Digitized by Google

Satz Zeile 133 „Alles, was Schätzbares bei andern Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er (der Deutsche) aufbewahrt; es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten“ mit der Fortsetzung Zeile 138 „nicht im Augenblick zu glänzen und seine Rolle zu spielen“ hat mich persönlich, seit ich diese Stelle kenne, immer an die Worte des Dichters in Goethes Vorspiel auf dem Theater (Faust Vers 73) erinnert: „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren; das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.“ Besteht hier wirklich ein geistiger Zusammenhang, so kann natürlich nur bei Schiller eine Reminiszenz an die Verse Goethes, nicht etwa das Umgekehrte vorliegen. Nun haben wir für die Abfassung des Vorspiels auf dem Theater kein sicheres Datum: mißt man meiner Beobachtung Bedeutung bei, so würde unsre Stelle die Ansicht Minors (Goethes Faust 2, 5) und Graefs (Goethe über seine Dichtungen 2, 2, 63 Anmerkung 3), daß das Vorspiel im Juni 1797 gedichtet ist, zu stützen geeignet sein. Daß das Wort „unverloren“ keines der geläufigsten und bei Goethe so selten ist wie bei Schiller, zeigt jetzt ein Blick in Kühlewein und Bohner, Beiträge zu einem Goethewörterbuch S. 124.

3.

Wir wenden uns zum zweiten Blatte, das wesentlich rascher erledigt sein wird. Es ist vor allem der Abschnitt über die deutsche Sprache, der hier zu denken gibt. Als Schiller 1791 damit beschäftigt war, ausgewählte Stücke aus Vergils Aeneis in deutsche Stanzen zu übertragen, hatte er ausgiebige Gelegenheit gehabt, die Leistungsfähigkeit der deutschen Sprache mit der der lateinischen zu vergleichen. Das Resultat war für uns beschämend: „Er (der Verfasser) fordert,“ heißt es in dem Vorwort zur Zerstörung Trojas (Sämtliche Schriften 6, 346), „alle gewesene, gegenwärtige und noch kommende deutsche Dichter auf, in einer so schwankenden, unbiegsamen, breiten, gotischen, rauhklingenden Sprache, als unsre liebe Muttersprache ist, mit der feinen Organisation und dem musikalischen Fluß der lateinischen ohne Nachteil zu ringen“ (vgl. auch Briefe 3, 143). Es ist beinahe dieselbe Zeit, wo auch Goethe in den venetianischen Epigrammen 29 und 76 die deutsche Sprache als „schlechtesten Stoff“ und für einen Dichter „unüberwindlich“ bezeichnete. Vier Jahre später bestand bei Schiller noch nahezu die gleiche Ansicht, denn er schreibt am 5. April 1795 an den Herzog von Augustenburg (Briefe 4, 158): „Was Eure Durchlaucht in Ansehung der Schwierigkeit des Vortrags bemerken, ist sehr gegründet und es verdient allerdings die größte Aufmerksamkeit der Schriftsteller, die erforderliche Gründlichkeit und Tiefsinnigkeit mit einer faßlichen Diktion zu verbinden. Aber noch

Digitized by Google

ist unsre Sprache dieser großen Revolution nicht ganz fähig und alles, was gute Schriftsteller vermögen, ist, auf dieses Ziel von Form hinzuarbeiten. Die Sprache der feinen Welt und des Umgangs flieht noch zu sehr vor der scharfen, oft spitzfindigen Bestimmtheit, welche dem Philosophen so unentbehrlich ist, und die Sprache der Gelehrten ist der Leichtigkeit, Humanität und Lebendigkeit nicht fähig, welche der Weltmann mit Recht verlangt. Es ist das Unglück der Deutschen, daß man ihre Sprache nicht gewürdigt hat, das Organ des feinen Umgangs zu werden, und noch lange wird sie die übeln Folgen dieser Ausschließung empfinden.“ Mit diesen Urteilen halte man nun die Sätze unsres Entwurfs zusammen (Zeile 51): „Das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voller Sinn ist. Unsre Sprache wird die Welt beherrschen. Die Sprache ist der Spiegel einer Nation: wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen. Wir lernen das jugendlich Griechische und das modern Idealle ausdrücken.“ Welcher radikale Wandel der Anschauungen! Der jüngere Standpunkt folgt nicht etwa in notwendiger Entwicklung aus dem älteren, sondern er hebt ihn völlig auf und setzt einen gegenteiligen an seine Stelle: das ist nur durch eine mächtige Einwirkung, eine überzeugende Belehrung möglich, die von außen an Schillers Gedanken herantrat und sie umgestaltete. Wer war aber dieser Lehrer, unter dessen maßgebendem Einfluß diese Metamorphose eintrat? Man ist versucht in erster Linie an Wilhelm von Humboldt zu denken, in dessen Gedankenwelt die Betrachtung der Sprachen als charakteristischer Formen und Emanationen des nationalen Geistes eine so beherrschende Stellung einnahm: aber in seinen jungen Jenaer Jahren, als er an der Seite Schillers lebte, war er Philologe und Ästhetiker, noch nicht Sprachforscher und die Einsicht in die Brauchbarkeit der Sprachwissenschaft als Vehikels der nationalen Anthropologie war ihm damals noch verschlossen. „Hier ist nun aber,“ schreibt er im Oktober 1796 an Jacobi (S. 46), „die Hauptschwierigkeit die, den Charakter einer Sprache so genau und individuell zu bestimmen, daß diese Bestimmung in einzelnen Fällen fruchtbar werden kann; dies hat mir nie gelingen wollen“ (vgl. auch die ähnlichen Äußerungen im Briefwechsel mit Schiller[3] S. 137. 211). Humboldt kann hier schwerlich der Anreger gewesen sein. Es gab damals nur zwei Männer, die diesen festen Glauben an die Bildsamkeit und Herrlichkeit der deutschen Sprache hegten und ihm in feinsinnigen und für das Leben der Sprache verständnisvollen Abhandlungen Ausdruck verliehen hatten: Herder und August Wilhelm Schlegel. Auf beide hat schon Sauer (S. CL) im allgemeinen hingewiesen, ohne jedoch genauer in ihren

Digitized by Google

Werken den Punkt zu bezeichnen, an den Schiller mit seinen Sätzen lernend und verstehend angeknüpft hat.

Zu Ostern 1796 war die siebente und achte Sammlung von Herders Humanitätsbriefen erschienen (vgl. Haym, Herder 2, 498 Anmerkung). Schiller erhielt sie am 11. Juni vom Verfasser, ebenso Goethe, der gleich am 14. an Schiller schrieb, die siebente Sammlung scheine ihm vortrefflich gesehen, gedacht und geschrieben, während ihn in der achten, so vieles Treffliche sie auch enthalte, die kritische Behandlung der deutschen Literatur mit ihrem vorsichtigen Drehen und Wenden und der kärglichen Verteilung von Lob und Tadel unbefriedigt gelassen habe (vgl. Schillers Briefe 4, 459; Goethes Briefe 11, 95). Schiller antwortete am 18. Juni (Briefe 4, 461): „Herders Buch machte mir ziemlich dieselbe Empfindung wie Ihnen, nur daß ich auch hier wie gewöhnlich bei seinen Schriften immer mehr von dem, was ich zu besitzen glaubte, verliere, als ich an neuen Realitäten dabei gewinne“ (er entlieh damals die Bändchen an August Wilhelm Schlegel; vgl. Preußische Jahrbücher 9, 212). Eine neue Realität gewann aber Schiller doch damals aus Herders Aufsätzen, eben jene vorteilhafte Ansicht von der Bildungs- und Ausdrucksfähigkeit der deutschen Sprache. Man lese die Nummern 100—107 bei Herder im Zusammenhange durch und man wird überall in den allgemeinen Anschauungen Berührungen mit Schillers Entwurf begegnen. Speziell für die Auffassung der Sprache seien einige charakteristische Stellen hier ausgehoben: „Wenn wir von allen Völkern ihr bestes uns eigen machten .... zu diesem Zweck haben wir ein vortreffliches Mittel in unsrer Gewalt, unsre Sprache“ (Sämtliche Werke 18, 113); „Die deutsche Sprache, unvermischt mit andern, auf ihrer eigenen Wurzel blühend und eine Stiefschwester der vollkommensten, der griechischen Sprache, hat eine unglaubliche Gelenkigkeit, sich dem Ausdrucke, den Wendungen, dem Geist, selbst den Silbenmaßen fremder Nationen, sogar Griechen und Römern, anzuschließen und zu fügen. Unter der Bearbeitung jedes eigentümlichen Geistes wird sie gleichsam eine neue, ihm eigene Sprache“ (S. 114); „Unsre Sprache strebt der schwersten, zugleich aber auch der schönsten und bestimmtesten Form nach, der Form der Alten“ (S. 122); „Ja wodurch sollen wir Patriotismus und Liebe zu unserm Vaterlande erlangen als durch seine Sprache, durch die vortrefflichsten Gedanken und Empfindungen, die in ihr ausgedrückt, die wie ein Schatz in sie gelegt sind?“ (S. 136); „So ists mit der Poesie der Völker und Zeiten auf unserm Erdrunde: in jeder Zeit und Sprache war sie der Inbegriff der Fehler und Vollkommenheiten einer Nation, ein Spiegel ihrer Gesinnungen, der Ausdruck des Höchsten, nach welchem sie strebte“ (S. 137). Die von Sauer zitierten Stellen der späteren

Digitized by Google

Adraſtea berühren ſich eng mit dieſen Nummern der achten Sammlung der Humanitätsbriefe.

Genau in der gleichen Richtung wie Herders Einfluß wirkt der Auguſt Wilhelm Schlegels ungefähr zu derſelben Zeit und gewiß noch intenſiver als jener nur durch Bücher vermittelte, da Schlegel Anfang Juli 1796 nach Jena gezogen war und nun mit Schiller längere Zeit in angeregtem freundſchaftlichem Verkehr ſtand (vgl. Haym, Die romantiſche Schule S. 163; Alt, Schiller und die Brüder Schlegel S. 41). In den Briefen über Poeſie, Silbenmaß und Sprache war Schlegel am Ende zu der in Ausſicht geſtellten Charakteriſtik einzelner Sprachen, alſo auch der deutſchen, nicht mehr gekommen. Wichtig wurden für Schillers verändertes Urteil vor allem zwei berühmte Rezenſionen in der Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung, die der Horen (erſchienen 4.—6. Januar 1796: Sämtliche Werke 10, 59) und die des Voſſiſchen Homer (erſchienen 22.—26. Auguſt 1796: ebenda 10, 115). Die Gedanken und Urteile beider Beſprechungen dürften nicht ſelten ein Gegenſtand der Diskuſſionen zwiſchen Schiller und Schlegel geweſen ſein und dieſer jenem ſeine Anſichten im mündlichen Geſpräch noch näher auseinandergeſetzt haben. Schillers Satz „Wir lernen das jugendlich Griechiſche und das modern Ideelle ausdrücken“ könnte geradezu als Motto über Schlegels Rezenſion der Horen ſtehen, in der Goethes römiſche Elegien und Schillers Gedankendichtungen mit gleich ſicherem nachfühlenden Verſtändnis gewürdigt werden. Von den Elegien als einer einzigen Erſcheinung der neueren Poeſie ausgehend, ſagt der Kritiker (S. 62): „Unbeſtochen vom Nationalſtolze kann der Deutſche wohl behaupten, daß ſeine Sprache im ganzen genommen die treuſten poetiſchen Nachbildungen der Alten, daß ſie allein Originalwerke im echten antiken Stil aufzuweiſen hat“; von den Elegien ſelbſt heißt es (S. 64): „ſie ſind originell und dennoch echt antik; der Genius, der in ihnen waltet, begrüßt die Alten mit freier Huldigung .... Wenn die Schatten jener unſterblichen Triumvirn unter den Sängern der Liebe in das verlaſſene Leben zurückkehrten, würden ſie zwar über den Fremdling aus den germaniſchen Wäldern erſtaunen, der ſich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen geſellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugeſtehen, die für ihn noch ebenſo friſch grünt wie ehedem für ſie“; und Schillers Reich der Schatten wird nachgerühmt (S. 80. 83): „Was hier geleiſtet worden iſt, mußte bis dahin faſt unglaublich ſcheinen, wenn man die Härte des Stoffes kannte, der ſich in dieſer glänzenden äußeren Rundung verbirgt, und die unendliche Laſt des Gewölbes ungefähr berechnen kann, das hier von ſchöngeordneten Säulen ſo leicht getragen wird“ .... „Die Sprache iſt die Leiter, auf der wir von der Erde bis in den Himmel oder

Digitized by Google

wenigstens bis in die Wolken hinaufklimmen, und die oberste Sprosse derselben ist aus gleichartigem Stoff mit der untersten verfertigt. Auch als Werkzeug ganz entkörperter Gedanken kann sie ihren sinnlichen Ursprung, ihre bildliche Natur nicht völlig verläugnen: es gilt also nur, Bild gegen Bild zu vertauschen und solange herabzusteigen, bis man aus der kalten oberen Luft wieder in die wärmere Region des Lebens und der Schönheit gelangt ist. Aber ein lyrischer Gesang setzt nicht bloß innere Anschauung, sondern innige Regung voraus; und welche, wenn man so sagen darf, vergeistigte Empfänglichkeit gehört dazu, von solchen Gegenständen berührt, ihren Eindruck melodisch zurückzugeben!“ Muten uns diese Sätze fast wie eine volltönende Symphonie über jenes oben zitierte Schillersche Thema an, so hat es die Rezension des Vossischen Homer durchweg mit der deutschen Sprache als Dolmetscherin der Antike und mit ihrer stetig wachsenden Ausdrucksfähigkeit zu tun. Auch hier seien wenige Sätze angeführt, die man mit Schillers Auslassungen über unsre Sprache zusammenhalten mag. „Im Geiste unsrer Sprache,“ sagt Schlegel (S. 116), „liegt nämlich wie im Charakter unsrer Nation, wenn anders beide nicht völlig eins sind, eine sehr vielseitige Bildsamkeit. Der Eifer des Deutschen, alles Ausländische gründlich zu kennen, seine Willigkeit, sich in die entlegensten Denkarten und in die abstechendsten Sitten zu versetzen, die Wärme, womit er echtem Gehalte auch in der ungewohntesten Tracht huldigt, sind oft in Nachahmungssucht und törichte Vorliebe für das Fremde ausgeartet; aber sie erheben sich allmählich immer mehr zu freier Aneignung des Besten .... Unstreitig ist unter uns die Anlage, die Alten in ihrem Sinne zu lesen, am wenigsten selten; und da die Muttersprache doch immer die Vermittlerin jedes neuen Erwerbes an Vorstellungen und Gefühlen sein muß, so hängt damit eine vorzügliche Anlage der unsrigen, sie in ihrem wahren Geiste zu übersetzen, notwendig zusammen, ja sie ist nur eine verschiedene Ansicht derselben Eigenschaft“ (zur „Bildsamkeit“ des Deutschen vgl. noch S. 151 und die Stelle in dem Aufsatz über Shakespeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters, der derselben Zeit angehört, in den Sämtlichen Werken 7, 40: „Bildsamkeit ist der ausgezeichnetste Vorzug unsrer Sprache und sie hat in dieser Art schon vieles geleistet, was andern Sprachen mißglückt oder weniger gelungen ist“). Schillers Prophezeiung „Unsre Sprache wird die Welt beherrschen“, die zugleich an die bekannten Schlußworte Friedrichs des Großen in seinem Schriftchen über die deutsche Literatur erinnert („Il pourra arriver que notre langue polie et perfectionnée s'étende en faveur de nos bons écrivains d'un bout de l'Europe à l'autre“), hat Sauer mit Recht einen Satz aus Schlegels Berliner Vorlesungen von 1803 zur Seite gestellt, in dem er sagt (3, 33):

Digitized by Google

„Es ist daher wohl keine zu sanguinische Hoffnung, anzunehmen, daß der Zeitpunkt nicht so gar entfernt ist, wo das Deutsche allgemeines Organ der Mitteilung für die gebildeten Nationen sein wird." Nichts hindert uns, uns vorzustellen, daß auch dieses glänzende Zukunftsbild schon in den gemeinsamen Gesprächen beider Männer über die deutsche Sprache im Jahre 1796 entworfen worden ist, und es gewährt Befriedigung, hier Schiller und den feinsinnigsten Forscher der älteren Romantik Hand in Hand zu sehen.

Es kann meines Erachtens nach dem bisher Ausgeführten keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Wandel in Schillers Anschauungen über die deutsche Sprache, der zu den grandiosen Sätzen, die soeben besprochen sind, geführt hat, auf die Einwirkungen von Herders Humanitätsbriefen und Schlegels Rezensionen und mündlichen Erörterungen zurückgeführt werden muß. Es ergibt sich damit das zweite sichere Datum für den Entwurf: vor dem Sommer 1796 kann das zweite Blatt nicht niedergeschrieben sein.

Auch hier sei es gestattet, eine Parallele zu einer einzelnen Stelle des Blattes noch kurz zu berühren. „So viele Länder und Ströme und Sitten," heißt es Zeile 67, „so viele eigene Triebe und Arten." Schiller schrieb „Ströme", nicht „Stämme", wie man versucht sein könnte einzusetzen und wie auch wirklich Minor (in der „Zeit") und Hering (S. 238) irrtümlich untergelaufen ist. Wir erinnern uns dabei der Xeniengruppe 124—143 (vgl. ferner 742—745 und 788—790), die teilweise später unter dem Gesamttitel „Die Flüsse" von Schiller in seine Gedichte aufgenommen wurde, und daß der Xenienalmanach im Herbst 1796 ans Licht trat.

4.

Es bleibt uns nun noch das erste Blatt zu besprechen.[1]) Nachdem durch die bisherige Untersuchung ein fester terminus a quo, der Sommer 1796, und ein ebenso fester terminus ad quem, der August 1797, sich ergeben hat, wird es nicht schwer fallen zu entscheiden, welcher Friede in Zeile 10 als nahend bezeichnet wird, welcher ruhmlos beschlossene, tränenvolle Krieg in Zeile 2 gemeint ist. Zweimal, 1794 und 1801, wurde Schiller von befreundeten Verlegern aufgefordert, eine Friedensode zu dichten, die in prächtigster Ausstattung gedruckt werden sollte: beidemal hat Schiller es abgelehnt, auf den Vorschlag einzugehen. Diese Ablehnungen und seine Begründung derselben haben wir zunächst etwas näher ins Auge zu fassen.

[1]) Daß die fragmentarische Zeile auf der Rückseite den „Anlauf zu einem unausgeführten Rätsel für Turandot" (Suphan S. 4) bildet, ist möglich, aber durchaus nicht notwendig und ganz unbeweisbar; vgl. auch Düntzer, Schillers lyrische Gedichte 1, 277 Anmerkung.

Digitized by Google

Am 27. Oktober 1794 schrieb Cotta an den erst kürzlich von ihm für seinen Verlag neu gewonnenen Autor (Briefwechsel S. 30): „Der Friedensnachrichten werden bei uns so viele und ihre Glaubwürdigkeit so stark, daß man wohl nicht mehr daran zweifeln kann, wir werden bald die goldene Friedenssonne aufgehen sehen. Um die allgemeine Freude zu vermehren, wünschten wir, daß sich Euer Wohlgeboren entschließen möchten, ein Gedicht auf den Frieden zu verfertigen: wir würden keine Kosten dabei scheuen, Ihnen Ihre Mühe zu belohnen und dieses Produkt mit der möglichsten Eleganz herauszugeben. Es würde uns ein unbegrenztes Vergnügen gewähren, wenn Sie diesen Gedanken ausführen wollten. Möchten Sie uns mit umgehender Post hierüber gefällige Antwort erteilen!“ Schiller antwortete am 14. November (Briefe 4, 61): „Zu dem Gedicht auf den Frieden kann ich Ihnen keine wahrscheinliche Hoffnung machen; denn da ich seit vielen Jahren nichts Poetisches gemacht und zu Poesien am meisten Stimmung erfodert wird, so ist ein Mensch, der so ganz von seinem Körper abhängt wie ich, äußerst unzuverlässig für solche Dinge, die in einer bestimmten Zeit fertig sein müssen. Auch erfodern die Horen jetzt meine ganze Tätigkeit und meine jetzigen dahin einschlagenden Arbeiten erfodern meine ganze Aufmerksamkeit. Kommt aber der Friede erst auf den Sommer zustande, so hat sich unterdessen vielleicht eine gute Stunde bei mir gefunden, Ihr Verlangen zu erfüllen.“ In seiner Antwort kommt Cotta auf die Angelegenheit nicht mehr zurück, muß aber Schiller in den folgenden Jahren noch zweimal ein ähnliches Anerbieten getan haben, wie dieser selbst in dem nachher zu zitierenden Briefe an Göschen berichtet. Sauer (S. CXLIII) hat die Ansicht geäußert, daß diese Angabe kaum wörtlich aufzufassen sein dürfte: ich sehe keinen Grund an ihrer buchstäblichen Wahrheit zu zweifeln; denn wenn auch in Cottas erhaltenen Briefen an den Dichter der Sache nirgends wieder Erwähnung geschieht, so kann doch jener bei seinen mehrfachen Besuchen bei Schiller in Jena bei Gelegenheit der Leipziger Messe (vgl. Briefwechsel S. 81. 171. 242. 292. 337) leicht mündlich auf seinen Wunsch zurückgekommen sein. Indessen die Friedenshoffnungen Schwabens erwiesen sich als stark sanguinisch und es dauerte noch mehr als drei Jahre, bis der erste Koalitionskrieg endlich sein Ende fand. Als der zweite Koalitionskrieg schon nach zweijähriger Dauer am 9. Februar 1801 durch den Frieden von Luneville beschlossen wurde, trat Göschen, Schillers alter Freund aus Leipziger Zeiten, wiederum mit der Bitte um eine Friedensode an Schiller heran (vgl. auch Goschen, The life and times of Georg Joachim Göschen 2, 238). „Zürnen Sie nicht,“ schrieb er ihm am 16. Februar (Geschäftsbriefe Schillers S. 256), „wenn ich Ihnen einen Wunsch entdecke, den ich als nicht geboren anzusehen bitte,

Digitized by Google

wenn er Ihnen Unlust macht. Ich möchte gern ein Gedicht von einem Bogen auf den Frieden mit möglichster Schönheit drucken, aber es müßte von einem Manne wie Sie sein. Ich mag den Wunsch nicht ausschreiben und also lassen wir das." Schiller antwortete am 26. Februar (Briefe 6, 245): „Gerne, lieber Freund, wollte ich Ihren Wunsch wegen des Gedichts erfüllen, wenn ich nicht eine ähnliche Proposition von Cotta schon dreimal abgeschlagen hätte. Auch, fürchte ich, werden wir Deutsche eine so schändliche Rolle in diesem Frieden spielen, daß sich die Ode unter den Händen des Poeten in eine Satire auf das Deutsche Reich verwandeln müßte." In voller Einsicht der Wahrheit dieser letzten Worte schrieb Göschen darauf am 4. März (Geschäftsbriefe S. 257): „Ich erkenne Ihre Güte gegen mich auch darin, daß Sie meinen Wunsch wegen eines Gedichtes auf den Frieden so ernsthaft genommen haben. Ich fühlte es selbst, daß die Deutschen eben nicht Ursache zur Begeisterung bei diesem Frieden haben, und unterdrückte meinen Wunsch, bevor er ganz zur Welt kam." Trotz dieser satirisch bitteren Stimmung des Dichters im Februar, die ihre vollste Berechtigung hatte, soll doch wenige Wochen später, wie alle Erklärer annehmen, als Zeichen von Schillers „herrlichem Drang zum Positiven", der in seiner Natur liegenden „Macht der Bejahung", seiner „Fähigkeit des Aufschwungs" (Suphan S. 10) unser nationaler Hymnus entstanden sein, der dem Deutschen ausdrücklich das Recht vindiziert, sich zu fühlen, sich seines Namens zu rühmen und zu freuen, sein Haupt zu erheben und mit Selbstgefühl aufzutreten in der Völker Reihe! Und das in einem Augenblicke, wo durch die endgiltige Festsetzung der Rheingrenze dem Reich ein Gebiet von 1150 Quadratmeilen mit fast vier Millionen Einwohnern, beinahe ein Siebentel seiner gesamten Bevölkerung, wie es schien, für immer verloren ging und im Inneren die unheilvolle Zerstückelung durch die Säkularisationen, durch das Schwert des fremden Siegers dem Reiche auferlegt, dessen Ohnmacht endgiltig besiegelte! Wer sich einmal die durch den Frieden von Luneville geschaffene politische Lage klar vergegenwärtigt hat, sieht die Unmöglichkeit ein, daß Schiller in diesen Tagen ein so von Nationalstolz und Freude an seiner Deutschheit getragenes Gedicht entworfen haben kann, ohne sich dem Vorwurf der unglaublichsten politischen Kurzsichtigkeit, ja Unwissenheit und der hohlsten patriotischen Phrase auszusetzen.

Übereinstimmend mit den früher bereits gewonnenen Daten muß vielmehr angenommen werden, daß Schiller die Friedensschlüsse des Jahres 1797, den Präliminarvertrag von Leoben vom 18. April oder den Definitivvertrag von Campoformio vom 18. Oktober im Auge gehabt hat. Zu dieser Annahme paßt alles, was wir von Schillers Stimmungen

Digitized by Google

sowie denen Goethes und der anderen Thüringer Freunde in dieser Zeit wissen, ebenso gut wie zu 1801 schlecht. Der sieben Jahre dauernde erste Koalitionskrieg hatte sich in seinen letzten Jahren, seit Preußen im April 1795 durch den Frieden von Basel aus der Reihe der kriegführenden Mächte ausgeschieden war und damit die fernere Neutralität Nord- und Mitteldeutschlands gesichert hatte, naturgemäß in Süddeutschland konzentriert, wo Jourdan und Moreau dem Erzherzog Karl mit wechselndem Glücke gegenüberstanden. Im Juli 1796 schien Schillers Heimatland Schwaben ernstlich bedroht: Schiller bangte nicht ohne Grund für Leben und Sicherheit seiner Familie (vgl. Briefe 5, 34. 37. 38. 39. 44. 46. 47. 50. 53. 55. 56 und die Briefe Cottas an Schiller aus dieser Zeit), bis am 7. August der Separatfriede mit Württemberg, am 25. August der mit Baden, beide in Paris abgeschlossen, den westlichen Teil Süddeutschlands notdürftig beruhigten, wodurch nun Oberitalien der Hauptkriegsschauplatz wurde. Goethe, der eine zweite Reise nach Italien plante und schon deshalb das Ende des Krieges sehnlichst herbeiwünschte, verfolgte gleichfalls mit Aufmerksamkeit und Spannung die Entwicklung der süddeutschen und oberitalienischen Angelegenheiten (vgl. Briefe 11, 116. 133. 138. 144. 146. 160. 164. 178. 203. 212. 227). So ist es nicht verwunderlich, daß die Nachricht von dem am 18. April 1797 endlich abgeschlossenen Waffenstillstand von Leoben in Jena und Weimar mit ungeteilter Freude aufgenommen wurde. In Goethes Tagebuch findet sich das bedeutungsvoll unterstrichene Wort „Friedensnachricht“ am 24. April eingetragen (2, 65; des Friedens von Luneville gedenkt es nicht); am 25. fragt Schiller bei ihm an (Briefe 5, 183): „Was sagen Sie zu der Regensburger Friedensnachricht? Wissen Sie etwas Bestimmtes, so teilen Sie es uns ja mit“ und er antwortet am 26. (Briefe 12, 100): „Mit dem Frieden hat es seine Richtigkeit ... Wir wollen sehen, was den Einzelnen und dem Ganzen durch diese Veränderung zuwächst“ (vgl. ferner ebenda S. 111. 119). Schillers spätere Äußerung an Körner vom 1. Mai (Briefe 5, 185): „Gott sei für diesen Frieden tausendmal gelobt! Er wird uns allen wohltätig sein“ vergleiche man mit der oben zitierten bitteren Stelle, die ihm der Friede von 1801 entlockt hat, und man wird zugeben, daß hier ein fruchtbarerer gemütlicher Boden für die nationalen Gedanken unseres Entwurfs gefunden ist. Wenn es gestattet ist, die Zeile 10 „Lächelnd naht der goldene Friede“ im strengen Wortsinne zu fassen, so paßt sie am besten für die freuden- und hoffnungsreichen Wochen, die dem Präliminarvertrag von Leoben, durch den der künftige definitive Friedensschluß gesichert schien, unmittelbar folgten. Als endgiltiges Datum ergibt sich damit für unsern Entwurf das Frühjahr oder der beginnende Sommer des Jahres 1797.

Digitized by Google

Anfang Mai war Schiller in sein kleines Gartenhaus gezogen und genoß dort den Frühling und die Natur ganz anders als in der engen Stadt am Marktplatz, wo er vorher gewohnt hatte; seine Gesundheit war verhältnismäßig recht gut; im Mai und Juni war Goethe fast täglicher Gast im Garten an der Leutra, eifrig mit der Beendigung von Hermann und Dorothea beschäftigt. Durch ihn nachhaltig angeregt, sah Schiller einer lebhafteren poetischen Tätigkeit mit rechter Lust entgegen: eine Reihe Balladen wurden gedichtet, Wallenstein ernstlich überdacht und gefördert. In diese Periode produktiver Tätigkeit reiht sich der Entwurf des nationalen Hymnus, der dann nicht zur Reife kam, ungezwungen ein.

Minor hat die Frage aufgeworfen, ob nicht vielleicht eine genauere Untersuchung des Papiers und Wasserzeichens unsrer Blätter etwas für die Datierung ergeben würde, und mit Recht hervorgehoben, daß das Schillerarchiv der rechte Ort sei, diese Frage zu beantworten. Suphan gibt zwar (S. 4) eine kurze Notiz über die Wasserzeichen, die schon deshalb an Unklarheit leidet, weil er nur von zwei Blättern redet und diese nicht hinreichend deutlich bezeichnet, aber auf jene doch so naheliegende Frage geht er nicht ein. Ich habe es bei dem Charakter meiner Darlegungen und bei den auch ohne die Papierfrage sich ergebenden Resultaten nicht für dringlich gehalten, meinerseits eine solche Untersuchung anzustellen. Aus den gedruckt vorliegenden Angaben über Schillers Papiergattungen ist nur das zu entnehmen, daß das Wasserzeichen des harfespielenden Königs, das eins unserer Blätter aufweist, auch in Skizzenblättern zu den Kindern des Hauses sich findet (vgl. Kettner, Schillers dramatischer Nachlaß 2, 279, 280): diese Tatsache liefert uns aber weder ein positives noch ein negatives Argument. Nach dem, was mir noch von meiner früheren Tätigkeit am Goethe- und Schillerarchiv von Schillers dort ruhenden Papieren erinnerlich ist, glaube ich übrigens für meine Person nicht, daß bei Schiller mit diesen Dingen Erhebliches zu gewinnen sein wird. Sie liegen leider nicht überall so günstig wie bei Wilhelm von Humboldt (vgl. dessen Werke 1, 431).

5.

Ich komme zuletzt noch auf Zusammengehörigkeit und Anordnung der Blätter zu sprechen. Schon aus allem Vorhergehenden ergibt sich deutlich, daß ich die drei Blätter für fest zusammengehörig und gleichzeitig halte. Daß diese Ansicht, die bis in die jüngste Zeit allgemein zugestanden war, mit der gewöhnlichen Datierung auf 1801 nicht recht verträglich war, sich vielmehr in unlösbare Schwierigkeiten verwickelte, haben Minor und Hering richtig

Digitized by Google

erkannt, aber zu ihrer Beseitigung, jener mehr vermutungsweise, dieser mit größerer Sicherheit, den, wie ich glaube, unrichtigen Weg eingeschlagen, die Blätter auseinanderzureißen und durch einen längeren Zeitraum voneinander zu trennen, um die Datierung 1801 festhalten zu können. Gibt man diese als unbegründete fable convenue preis, wie man meiner Ansicht nach tun muß, so liegt zu einer Trennung der Blätter, die innerlich so unwahrscheinlich wie möglich ist, kein Grund vor und jene Schwierigkeiten sind auf andere Weise verschwunden. Ob die Goedekesche oder die Düntzersche oder endlich die Suphansche Anordnung das Richtige trifft, darf und braucht man dann überhaupt nicht zu fragen: wir haben es mit teilweise prosaischen, teilweise poetischen Entwürfen, und zwar trotz Suphans Widerspruch (S. 4) mit Fragmenten zu tun; wie Schiller, wenn diese Elemente sich zu einem wirklichen lyrisch-dithyrambischen Kunstwerke kristallisiert hätten, die einzelnen Stücke verwertet und ob er dabei, was durchaus nicht notwendig ist, sich an ihre uns auf den Entwurfblättern erhaltene Reihenfolge für strikt gebunden erachtet haben würde, ist kein Mensch imstande auszumachen. Wie es überhaupt neuerdings Mode geworden ist, Karl Goedekes große Verdienste um Schiller zu verkleinern, und man zuweilen sich zu einer direkten Rettung angeregt fühlt, so wird auch hier von Suphan (S. 9) gegen Goedeke der Vorwurf erhoben, er habe die Blätter „in einer verkehrten, nicht individuell, sondern nach einer kraftlosen Allgemeinregel bestimmten Reihenfolge" herausgegeben. Was ich sachlich von der von Suphan offenbar hoch bewerteten Frage der Reihenfolge halte, habe ich soeben auseinandergesetzt. Ich muß gestehen, daß ich Goedekes vorsichtige, anspruchslose und ganz unmaßgebliche Methode der Publikation und auch seine in den Sämtlichen Schriften 11, XIV. 406 gegebene kurze Rechtfertigung für nicht anders als recht verständig halten kann. Wenn wir Suphan sagen hören (S. 8): „Die Niederschrift setzt bei dem natürlichen Ausgangspunkte ein. Einzelne Gedanken und Bilder kehren motivartig wieder, aber das erst Sprossende, bloß im Keim Angedeutete muß gegenüber dem mehr Ausgebildeten, sei es noch ganz prosaisch oder im Übergang zur poetischen Gestalt begriffen, immer als das Frühere gelten", ist das etwas andres als eine „kraftlose Allgemeinregel"? Jede Seite des reichen Demetriusmaterials zeigt, daß diese nüchterne Betrachtungsweise dem genialen Reichtum des Dichters und seinen komplizierten Seelenvorgängen gegenüber fortwährend versagt, daß ebenso oft breiter Ausgestaltetes sich aus künstlerischen Rücksichten wieder ins Enge konzentriert oder auch ganz gestrichen wird. Auch in der Zeugenschaft Wildenbruchs und seiner „Intuition des Ganzen" kann ich nicht mit Suphan (S. 8) eine „nicht geringe Gewähr" für die Richtigkeit

Digitized by Google

seiner Anordnung finden; von den ebendort noch erwähnten „äußeren Kennzeichen“ erfährt man leider gar nichts.

Warum diese poetischen Elemente edelster Art sich nicht zu dem Kristall eines Kunstwerks verbanden, wissen wir nicht: aber wie vieles hat auch sonst dieser Dichtergenius, der einer der reichsten an Plänen und Entwürfen war, nicht austragen können! Noch einmal finden wir ihn nach dem Jahre 1797 mit diesen Blättern und vielleicht noch einem oder gar mehreren andern dazugehörigen, die uns verloren sind, beschäftigt: im Jahre 1800, ohne daß wir imstande wären diese Arbeit genauer zu datieren, formt er einzelne Gedanken des Entwurfes in demselben Versmaß, das auch hier das zweite und dritte Blatt beherrscht, zu den beiden drei- und zweistrophigen Gedichten „Die deutsche Muse“ und „Die Antiken zu Paris“ (Sämtliche Schriften 11, 329. 330), deren engen Zusammenhang mit unserm Entwurf schon Goedeke erkannt hat. Seit Düntzer (Schillers lyrische Gedichte 1, 276. 4, 3, 139. 4, 44) wird diese Zeitangabe 1800, die auf Schillers eigenem Zeugnis im Inhaltsverzeichnis des zweiten, 1803 erschienenen Bandes seiner Gedichte beruht, von allen Erklärern mit alleiniger Ausnahme von Minor für irrtümlich angesehen, eine notwendige Konsequenz der Datierung unsres Entwurfs nach dem Frieden von Lunéville, da die in sich abgeschlossenen Gedichte nicht wohl älter sein konnten als die noch unabgeschlossenen Skizzenblätter, aus denen sie deutlich herausgewachsen sind. Auch Suphan wiederholt (S. 19): „Gegen das Zeugnis eines solchen Geburtsscheins will die Datierung 1800, die Schiller dem Gedichte mitgegeben hat, als er es für den zweiten Band der neuen Auflage, 1803 (Suphan sagt 1805) erschienen, zurechtlegte, nichts besagen; er hat sich eben geirrt.“ Für uns, die wir den Entwurf dem Jahre 1797 zugewiesen, also den Geburtsschein rektifiziert haben, besteht keine Schwierigkeit, die Schillersche Angabe mit dieser Zahl in Einklang zu bringen, und keine Nötigung, einen Irrtum Schillers anzunehmen. Ehe man ohne genügende und einwandfreie Beweise sich dazu bestimmen ließ, Schiller schon nach drei Jahren einen solchen Irrtum in betreff zweier Gedichte zuzutrauen, deren Genesis aus unserm Entwurf ihm doch selber am genauesten bekannt sein mußte, hätte man doch die Tatsache bedenken und gehörig würdigen sollen, daß unter den 118 in dem erwähnten Vorwort der zweibändigen Gedichtsammlung den einzelnen Titeln beigeschriebenen Angaben der Entstehungsjahre dieser Irrtum Schillers der einzige sein würde. Die „deutsche Muse“ hat Goedeke mit Recht einen Nachklang des im Januar 1800 verfaßten Gedichts „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte“ genannt (vgl. besonders „der Regeln Zwang“ hier mit dem „falschen Regelzwange“ dort); zugleich variiert sie das Thema

Digitized by Google

der Zeilen 64—66 unsres Entwurfs. In den „Antiken zu Paris" sehen wir, wie Schiller, naturgemäß mit den Ereignissen fortschreitend, den Vorwurf der Kunsträuberei von den Engländern auf die Franzosen übertragen hat. —

Es war Schiller nicht beschieden, die Wiedergeburt des Vaterlandes zu erleben, dessen künftige weltbeherrschende Größe er voraussah und mit großem Gefühl ersehnte: hätte er nur Goethes fast nestorisches Alter erreicht, so hätte er noch die Anfänge Friedrich Wilhelms IV. schauen können, dessen Lehrer in der Geschichte an Johannes Müllers Stelle zu werden er ein Jahr vor seinem Tode, als seine Übersiedelung nach Berlin in Frage stand, sich wünschte. Aber das Geschick bewahrte ihn auch davor, die Tage von Jena und Tilsit und damit den Zusammenbruch des friderizianischen Preußen zu schauen. Mit welchen Gefühlen würde er Preußens Siegeslaufbahn, die Gründung des Deutschen Reiches, die Persönlichkeit Bismarcks begrüßt haben, er, der gewiß Fichtes Worten zugestimmt hätte: „Damit die Bildung der Menschheit erhalten werde, muß diese Nation sich retten, die das Urvolk unter den Menschen ist durch die Ursprünglichkeit ihres Charakters, ihrer Sprache." Heute am Gedenktage seines frühen Todes übermannt uns das Gefühl, dem der vereinsamte Goethe in der Achilleis in den Worten der als Antilochos verkleideten Athene zu Achilleus so tiefen Ausdruck verliehen hat:

„Köstliches hast du erwählt: wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneias,
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.
Stirbt mein Vater dereinst, der graue reifige Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? Und selbst von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Träne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
Aber der Jüngling, fallend, erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf und jedem stirbt er aufs neue."

Schillers Ansichten über die Sprache.

Von Hermann Michel in Berlin.

Wilhelm von Humboldt sagt in der monumentalen „Vorerinnerung", die er an die Spitze seines Briefwechsels mit Schiller gestellt hat: „Es ist in hohem Maße zu beklagen, aber auch gewissermaßen zu verwundern, daß Schiller bei seinen Raisonnements über den Ent-

Digitized by Google

wicklungsgang des Menschengeschlechts auch nicht einmal der Sprache erwähnt, in welcher sich doch gerade die zwiefache Natur des Menschen, und zwar nicht abgesondert, sondern zum Symbole verschmolzen ausprägt." [1]) Er führt seine Ansicht dann noch weiter aus, und man ersieht bald, daß es besonders Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" gewesen sind, die ihn zu diesen Äußerungen veranlaßt haben. In den ästhetischen Briefen erwähnt Schiller der Sprache allerdings nicht, was zu beklagen sein mag, aber schwerlich zu verwundern. Humboldt vergißt, daß die tiefsinnige Sprachphilosophie, die er selbst sich in schwerem Ringen überwiegend doch erst nach Schillers Tode erobert hat, nicht im Bereiche des Schillerischen Denkens und Könnens lag. Er vergißt aber auch, daß Schiller, wenn nicht in den ästhetischen Briefen, so doch in anderen Abhandlungen der Sprache und ihrer Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit tatsächlich gedenkt. Freilich ohne näher auf die Sache einzugehen. Umfassende Darlegungen über die Sprache suchen wir überhaupt bei Schiller ebenso vergeblich wie bei Goethe. Beide haben sich nicht selten über mancherlei sprachliche Fragen geäußert, aber immer nur gelegentlich und meist aphoristisch. Beide verraten mitunter tiefe Einblicke in das Wesen, besser gesagt vielleicht: in das Unwesen der Sprache. Goethes sprachtheoretische Ansichten hat man neuerdings mehrfach zusammengestellt und analysiert. [2]) Für Schiller fehlte bisher eine solche Arbeit. Ich will versuchen, sie im folgenden zu liefern.

Wir fragen zunächst, welche Sprachen das Material bildeten, an dem Schiller seine Beobachtungen machen konnte. Es war im Grunde nur die Muttersprache. Er hatte allem Anschein nach kein besonderes Sprachtalent, wie es oft genug viel geringeren Köpfen eigen ist. Von ausländischen Sprachen beherrschte er allein das Französische bis zu einem gewissen Grade; [3]) er konnte französische Bücher im allgemeinen ohne Schwierigkeit lesen und sich, mußte es einmal sein, auch mündlich in französischer Sprache verständigen. [4]) Nächstdem

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt, herausgegeben von Leitzmann 1900, S. 18 f.

[2]) Riegel, Einige Äußerungen Goethes und Schillers über die deutsche Sprache: Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins 1893, Sp. 1 ff., 17 ff. (für Schiller nur ein paar Zitate). — Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache 1 (1901), S. 123 ff. — Kluge, Goethe und die deutsche Sprache: Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins 22 (1903), S. 33 ff. — Boucke, Wort und Bedeutung in Goethes Sprache 1901, S. 256 ff.

[3]) Schanzenbach, Französische Einflüsse bei Schiller. Stuttgarter Programm 1885, S. 7.

[4]) An Goethe 21. Dezember 1803 (Jonas, Schillers Briefe 7, S. 105). Karoline von Wolzogen, Schillers Leben (Neudruck in Cottas Bibliothek der Weltliteratur o. J.) S. 16. 258.

Digitized by Google

war ihm bloß das Lateinische einigermaßen geläufig,[1] dagegen das Englische ziemlich fremd[2] und das Griechische nur notdürftig vertraut.[3] Er hat es später beklagt, daß ihm die klassischen Sprachen nicht besser bekannt geworden sind, und mehrfach die Absicht geäußert, von neuem griechisch zu lernen,[4] aber offenbar nicht aus sprachlichem, sondern aus literarisch-ästhetischem Interesse oder auch um in die antike Metrik genauere Einsicht zu erhalten.

Die beiläufigen Bemerkungen, die Schiller in der „Sendung Moses" über die Hieroglyphen macht (9, S. 109),[5] beruhen wie der ganze Aufsatz im wesentlichen auf dem Buche Reinholds „Die Hebräischen Mysterien", das er selbst als seine Quelle bezeichnet (9, S. 124). Auch Warburtons vielgelesenes Werk über die „Göttliche Sendung Mosis", in dem sich ein umfangreicher Abschnitt mit den Hieroglyphen (im weiteren Sinne des Worts) beschäftigt,[6] wird ihm wohl bekannt gewesen sein. Leise Spuren dieser Bekanntschaft scheint auch die Abhandlung „Über die erste Menschengesellschaft" zu verraten. Freilich, Warburtons Dogma, Gott habe den Menschen die Sprache verliehen, ein Dogma, das in Deutschland namentlich Johann Peter Süßmilch, in Frankreich späterhin der Vicomte de Bonald nicht ohne Geschick vertrat — Schiller erkannte es offenbar nicht an. Für ihn ist die Sprache ein „Werk des Verstandes", eine „Erfindung des Menschen".[7] Man braucht hier noch nicht an den Einfluß

[1] Vgl. z. B. Jonas 2, S. 248 f. 341. In einem Briefe an Humboldt vom 26. Oktober 1792 (Jonas 4, S. 300. Druckfehler bei Weltrich, Schiller 1, S. 244) bekennt Schiller, in seiner Jugend „selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft" zu haben. — Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund, herausgegeben von Düntzer 1856, S. 100: „Auf den sechsten Gesang [der Aeneis] freue ich mich; den liebte Schiller so sehr und hat mir ihn mehrere mal aus dem Lateinischen aus dem Stegreif übersetzt."

[2] Vgl. z. B. Jonas 3, S. 187. 6, S. 39.

[3] An Humboldt 9. November 1797 (Jonas 4, S. 318). Petersens Mitteilungen bei Hartmann, Schillers Jugendfreunde 1904, S. 200 f. A. W. Schlegels boshafte Invektive (Werke 2, S. 212) ist nicht wörtlich zu nehmen, denn etwas Griechisch konnte Schiller immerhin und die Anmerkungen zur Iphigenie in Aulis (Sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe von Goedeke 6, S. 233 ff.) sind keineswegs bloße Schaumschlägereien. Die Gräzismen in Schillers Stil (vgl. Weise, Ästhetik der deutschen Sprache 1903, S. 182 ff.) erklären sich auch besser, wenn man annimmt, daß sie, wenigstens teilweise, wirklich dem Griechischen nachgebildet sind.

[4] Jonas 2, S. 341. 4, S. 318. 6, S. 205 (26. September 1800 an Goethe; dessen Antwort sehr charakteristisch). — Vgl. auch Xenien 1796 Nr. 608 (herausgegeben v. Schmidt und Suphan 1893, S. 69; zu den Xenien sind stets die ertragreichen Anmerkungen dieser Ausgabe zu vergleichen).

[5] Alle Zitate ohne nähere Angaben beziehen sich auf Goedekes historisch kritische Ausgabe.

[6] Deutsche Übersetzung von Johann Christian Schmidt 2 (1752), S. 104 ff.

[7] Vgl. 10, S. 158. 9, S. 93.

Digitized by Google

Herders zu denken. Ein solcher Supranaturalismus, wie die Annahme eines göttlichen Ursprungs der Sprache, war Schillers ganzem Wesen fremd. Auch ist ja Herder durchaus nicht der einzige, der den menschlichen Ursprung der Sprache verfochten hat. Überdies geht Schiller gar nicht darauf aus, rein historisch den Ursprung der Sprache zu erforschen.[1] Seine Abhandlung „Über die erste Menschengesellschaft" ist wesentlich orientiert an Kants Abhandlung „Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte". Und Kant spricht hier, wie meist, nicht als Historiker, sondern als Philosoph. Er will nicht zeigen, wie es eigentlich gewesen ist, sondern wie man bei bestimmten Voraussetzungen sich vorstellen könne oder müsse, daß es gewesen sei. Er schreibt nicht genetisch Geschichte, sondern reflektiert kritisch über Geschichte. Das tut auch Schiller überall da, wo er nicht einfach Begebenheiten erzählt. Für ihn hebt die Geschichte des Menschengeschlechts überhaupt erst mit der Geschichte der Sprache an. „Die ganze Epoche vor der Sprache, so folgenreich sie auch für die Welt gewesen, ist für die Weltgeschichte verloren."[2] Die Quelle aller Geschichte ist Tradition, und diese beginnt zwar nicht mit dem ersten Menschen, wohl aber mit dem ersten Sohn. „Mit dem ersten Sohn ... fängt das große Werkzeug an wirksam zu werden — das Werkzeug, durch welches das ganze Menschengeschlecht seine Bildung erhalten hat, und fortfahren wird zu erhalten — nämlich die Tradition oder die Überlieferung der Begriffe."[3] Das Organ der Tradition aber ist die Sprache; ohne die Sprache keine Überlieferung der Begriffe.[4]

Das sind allerdings zum Teil Herderische Gedanken: man findet sie zusammengefaßt im zweiten Kapitel des neunten Buchs von Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," deren Einfluß auf Schiller wir auch sonst beobachten können.[5] Schiller war klug genug, sich manchen Einsichten Herders nicht zu verschließen, obschon er seiner Geistesrichtung nach weit mehr auf Seiten Kants stand. Kants und Herders Schüler zugleich war ja auch Wilhelm von

[1] Auch später hat ihn dies Problem nur mäßig interessiert. Vgl. an A. W. Schlegel 29. Oktober 1795 (Jonas 4, S. 303); gemeint sind hier natürlich Schlegels „Briefe über Poesie, Silbenmaß und Sprache" (Werke 7, S. 98 ff. Ursprung der Sprache S. 111 ff.).

[2] Antrittsrede 9, S. 93.

[3] Erste Menschengesellschaft 9, S. 129.

[4] Daß alles geistige Leben des Menschen ein Produkt der geschichtlichen Tradition sei und diese wiederum in der Sprache wurzle, hat später Bonald besonders stark betont, vgl. Buschbell, Der Traditionalismus Bonalds: Philosophisches Jahrbuch, herausgegeben von Gutberlet 12 (1899), S. 33 ff.

[5] Vgl. auch, was Herder in diesem Kapitel über die Schrift sagt (Hempel 10, S. 124) mit Schillers Antrittsrede 9, S. 93 und Spaziergang Vers 136 f. — Mit Otto Harnacks Ausführungen im Marbacher Schillerbuch 1905, S. 73 ff. kann ich mich danach nicht einverstanden erklären.

Digitized by Google

Humboldt, dem diese Ausführungen Schillers nicht gegenwärtig gewesen sind, als er die Einleitung zu seinem Briefwechsel mit dem Freunde schrieb. Gleichwohl hätten sie ihm schwerlich genügt. Er würde ein näheres Eingehen auf die Struktur der Sprache vermißt haben. Aber derlei lag, wie betont, außerhalb des Schillerischen Gesichtskreises.

Nur um der Sprache willen hat sich Schiller überhaupt höchst selten mit der Sprache befaßt. Was er über ihr Wesen und ihre Geschichte auf der Schule lernen konnte, war herzlich wenig.[1] Etwas mehr vermochten ihm die Sitzungen und die Schriften der kurfürstlich deutschen Gesellschaft in Mannheim zu bieten, deren Mitglied er im Jahre 1784 wurde.[2] Ja, der Zufall wollte es, daß er in ihrem Auftrage zum ersten und vielleicht zum letzten Male in seinem Leben sprachgeschichtliche Studien trieb. Die Mannheimer deutsche Gesellschaft, deren Vorsteher seit 1778 Dalberg war, hatte ein Preisausschreiben erlassen, das eine Geschichte der deutschen Sprache seit Karl dem Großen forderte. Zum Preisrichter wurde unter anderen auch Schiller ausersehen. Die Beteiligung war gering; nur zwei Abhandlungen liefen ein, die eine von Schillers Freund Petersen, die andere von dem betriebsamen Zürcher Professor Leonhard Meister.[3] Schiller war in arger Bedrängnis; beide Arbeiten gefielen ihm, schließlich aber entschied der „gefällige Stil" Meisters, und Petersen mußte sich mit einem Accessit begnügen. In dem Brief, den Schiller seinem Freunde über die Angelegenheit schrieb,[4] sagt er sachlich nicht das mindeste; er fühlte sich offenbar in sprachgeschichtlichen Fragen wenig kompetent; er nennt Petersens Abhandlung „fürtrefflich" und dankt ihm für die Belehrung, die er daraus gezogen. Bald darauf fordert er Leonhard Meister in einem artigen Schreiben zur Mitarbeit an der „Thalia" auf.[5] Späterhin hat er die eilfertige Mache der Meisterschen Produktionen, die schon jene Preisarbeit mit ihrem krausen Durcheinander von endlosen Zitaten sehr deutlich zur Schau trägt, genugsam erkannt und gebrandmarkt:

„Deinen Nahmen ließt man auf zwanzig Schriften und dennoch
Ist es dein Nahm' allein, den man in allen vermißt."[6]

---

[1] Vgl. namentlich Hauber, Der deutsche Unterricht an der Karlsschule: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 9 (1899), S. 82 ff.

[2] Vgl. Jonas 1, S. 170 ff. 485. Minor, Schiller 2, S. 169 f. 237. 603. Über die Gesellschaft vor allem Seuffert im Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum 6 (1880), S. 276 ff.

[3] Beide wurden 1787 in den ersten drei Bänden der „Schriften der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft in Mannheim" gedruckt.

[4] Jonas 1, S. 199 ff.

[5] Jonas 1, S. 513.

[6] Xenien Nr. 374.

Digitized by Google

Haben nun die sprachlichen Bestrebungen der Mannheimer deutschen Gesellschaft auch nicht gerade Schillers Interesse für die Geschichte der Sprache geweckt, so sind sie doch nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Wie erklärte sich sonst die ungewöhnliche Achtsamkeit auf gleichmäßige Orthographie in jenen Jahren?[1]) Wie sonst die — nicht nur theoretische — Vorliebe für den deutschen Ausdruck?[2]) Denn Regelung der Rechtschreibung und Kampf gegen die Fremdwörter bildeten zum guten Teil das Programm der deutschen Gesellschaft.[3]) Ihr Einfluß auf Schiller in dieser Hinsicht währte freilich nicht lange; in den neunziger Jahren scheint er allmälich zu verblassen. Auf gleichmäßige Orthographie legt Schiller fortan kaum mehr besonderen Wert. Gelegentlich zeigt er einen aufmerksamen Blick für Ungleichheiten in der Flexion.[4]) Gegen die kleinliche Pedanterie der Puristen aber richtet er in den „Xenien" gemeinschaftlich mit Goethe seinen Spott.[5])

Wenn in den „Xenien" auch Adelung und seine Lehre von der Allgemeingiltigkeit der obersächsischen Schriftsprache ein wenig gezaust wird,[6]) so beugte sich Schiller doch immerhin der sprachlichen Autorität. Gerade weil er so wenig wie Goethe[7]) eine grammatische Ader in sich fühlte, glaubte er nicht supra grammaticam zu stehen, obschon er dem Dichter eine gewisse Freiheit in grammatikalischen Dingen zugestand.[8]) Adelungs Wörterbuch hatte sich Schiller am 18. September 1795 von Cotta verschrieben,[9]) und er betrachtete es nun als ein „Orakel", an das er allerlei Fragen zu richten pflegte.[10]) So hat er gewiß auch aus dem Wörterbuch ersehen, daß, wie er in einer Anmerkung zu seinem „Berglied" sagt, „Löwin an einigen Orten der Schweiz der verdorbene Ausdruck für Lawine" ist.[11]) Überhaupt stimmt er mit Adelung in der Ablehnung aller Provinzialismen überein. Er, der in seinen Jugendwerken die Mundart ohne Zagen angewandt[12])

---

[1]) An Göschen 3. und 12. März 1787 (Jonas 1, S. 331. 7, S. 245).
[2]) Vgl. 6, S. 19. 9, S. 185. Möller, Studien zum Don Karlos, 1896, S. 63.
[3]) Vgl. § 2 der Statuten bei Seuffert a. a. O. S. 279.
[4]) An Goethe 11. August 1795 (Jonas 4, S. 234).
[5]) Vgl. Nr. 115. 354. 358.
[6]) Vgl. Nr. 114. 353. 788.
[7]) Vgl. Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt, herausgegeben von Bratranek 1876, S. 57.
[8]) 10, S. 59; siehe unten.
[9]) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta herausgegeben von Vollmer 1876, S. 118.
[10]) An Goethe 26. Januar 1804 (Jonas 7, S. 118).
[11]) 11, S. 400 vgl. S. 460 f. Adelung, Wörterbuch 3 (1777) Sp. 99.
[12]) Vgl. Kasch, Mundartliches in der Sprache des jungen Schiller. Greifswalder Dissertation 1900. Pfleiderer, Die Sprache des jungen Schiller: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 28 (1903) S. 273 ff.

Digitized by Google

und persönlich immer etwas von seinem Heimatsdialekt beibehalten hat,[1]) spricht Goethe gegenüber den Wunsch aus,[2]) Hebels „Sonntagsfrühe" in einer „reinen und hochdeutschen Dichtersprache lesen" zu können, „weil die Mundart, wenigstens beim Lesen, immer etwas Störendes hat". Schiller zeigt sich hier als entschiedener Vertreter der neuhochdeutschen Schriftsprache. Wieland, Herder, Bürger, Goethe dagegen haben dem Dialekt in manchem Betracht das Wort geredet.[3]) Keineswegs Adelung allein wird in dieser Frage bei Schiller den Ausschlag gegeben haben. Eigene Überlegungen werden bestimmend gewesen sein. Daneben aber dürfte sich wiederum der Einfluß der Mannheimer deutschen Gesellschaft geltend machen, die sich auch die Vervollkommnung der neuhochdeutschen Schriftsprache angelegen sein ließ.[4]) Hatte doch Jakob Hemmer, dessen „Deutsche Sprachlehre" von der Gesellschaft als mustergiltig betrachtet wurde, gleich zu Anfang seines Buches betont, daß nur eine „auserlesene Mundart, welche billig den Namen der hochdeutschen führet", ihm zur Richtschnur dienen könne.[5])

Es ist kein Wunder, daß Schiller bei seiner Abneigung gegen den Dialekt mit Dialektwörterbüchern wie dem Hennebergischen Idiotikon seines Schwagers Reinwald nicht viel anzufangen gewußt hat.[6]) Er nahm an den sprachwissenschaftlichen Arbeiten Reinwalds, der sich in der Geschichte der deutschen Philologie ein Plätzchen erobert hat,[7]) überhaupt nur mäßigen Anteil. Er nennt ihn „in neuen Sprachen und in der deutschen Sprachforschung, auch in gewissen Literaturfächern nicht unbewandert", bekennt aber, daß es (freilich noch aus anderen Gründen) nur „wenig Konversationspunkte" zwischen ihnen gebe.[8]) An ihm wie an Adelung war dem Dichter zweifellos die allzu sehr an der Außenseite haftende Art, die Sprache zu behandeln, unsympathisch.[9]) Was ihn an der Sprache eigentlich interessierte, war nicht die äußere Schale, sondern der innere Kern.

Zwar reizte ihn nicht die Entwicklungsgeschichte der einzelnen Wörter. Im Gegensatz zu Lessing, der sich selbst einen der ent-

[1]) Wolzogen S. 272.

[2]) 28. Febr. 1805 (Jonas 7, S. 216). [Auch das Urteil über Goethes Rezension der Gedichte Grübels hängt offenbar damit zusammen, an Goethe 18. Dez. 1798. A. S.].

[3]) Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen 1888, S. 402 ff. 439 ff. Max Müller, Wortkritik und Sprachbereicherung in Adelungs Wörterbuch 1903, S. 12 ff. 75 f.

[4]) Seuffert a. a. O. S. 290.

[5]) Deutsche Sprachlehre zum Gebrauche der kuhrpfälzischen Lande. Mannheim 1775, § 6, S. 5.

[6]) Es erschien 1793. Scherzhafte Anspielung auf das Buch in einem Brief an Reinwald vom 24. August 1794 (Jonas 3, S. 746).

[7]) Vgl. Löwisch: Allgemeine deutsche Biographie 28, S. 104 ff.

[8]) An Goethe 25. Juni 1799 (Jonas 6, S. 48).

[9]) Vgl. Xenien Nr. 353.

Digitized by Google

schlossensten Wortgrübler nannte und auf etymologische Studien ganz erpicht war,[1]) hat Schiller, wie stets das Maß seiner Kenntnisse richtig einschätzend, derlei Studien kaum je getrieben. Nur wenige und sehr naheliegende Etymologien finden sich in seinen Werken.[2]) Selten beruft er sich bei sachlichen Auseinandersetzungen auf den Sprachgebrauch[3]) oder zieht ihn zur Rechtfertigung seiner Ausdrucksweise heran.[4]) Dagegen achtet er stets genau auf die Wortbedeutung.[5]) Wörter sind ihm zufällige und willkürliche Zeichen, die nur durch Übereinkunft miteinander verbunden sind[6]): es ist die uralte, besonders von Locke[7]) erneuerte und vermutlich auf dessen Autorität hin im 18. Jahrhundert unendlich oft wiederholte Lehre, der auch Lessing[8]) und Herder[9]) zustimmten. Da aber die Bedeutung der

---

[1]) Briefe antiquarischen Inhalts Nr. 47, vgl. Erich Schmidt, Lessing 2^2, S. 547. — Ein kluges Wort Wielands im Augustheft des „Teutschen Merkur" vom Jahre 1777, S. 187 sei hier angemerkt: „Etymologie ist, wie Physiognomik, noch immer ungebildete Wissenschaft, in den Händen eines Narren und Kindes Gift und Thorheit — ob sie gleich die heiligsten Gebote der Menschheit und die wichtigsten Wahrheiten der Seelenlehre, und die zuverlässigsten Denkmäler der älteren Geschichte in sich faßt — für den, der weisen Gebrauch davon zu machen weiß." Diese „vortreffliche Anmerkung" fand auch damals schon Beachtung, vgl. z. B. Johann Friedrich Mieg, Über das Studium der Sprache, besonders der Muttersprache 1782, S. 48.

[2]) Vgl. 9, S. 231 12, S. 120 (Piccolomini Vers 1149 f.). Wenn er an der erstgenannten Stelle feudum von fidem ableitet, so hätte er dafür auf manchen Gewährsmann hinweisen können, siehe Du Cange, Glossarium med. et inf. latin. 3 (1884), S. 465.

[3]) Aesthet. Erz. XII. 10, S. 312 Anm.

[4]) Ebenda XV. 10, S. 325.

[5]) Vgl. z. B. 15 a, S. 378. An Goethe 26. Oktober 1795 (Jonas 4, S. 298). Vielleicht gebührt Garve das Verdienst, Schiller zuerst darauf aufmerksam gemacht zu haben, wie wichtig die sorgsame Unterscheidung der Bedeutungsqualitäten ist: Garves Anmerkungen zu seiner Übersetzung von Fergusons „Institutes of moral philosophy" (Grundsätze der Moralphilosophie 1772) enthalten darüber einen ausführlichen und lehrreichen Exkurs (S. 325 ff.). Diese Anmerkungen wußte Schiller nach dem Zeugnis Karoline v. Wolzogens (a. a. O. S. 19) fast auswendig; vgl. auch Petersen bei Hartmann, Schillers Jugendfreunde S. 200.

[6]) Über Anmut und Würde 10, S. 83. An Körner 28. Februar 1793 (Jonas 3, S. 297) und andere.

[7]) Im 3. Buch seines Essay concerning human understanding. Schiller hat sich mindestens zweimal mit Locke beschäftigt. Am 17. August 1787 schreibt er an Körner, daß er jetzt Locke in einer von diesem selbst durchgesehenen französischen Übersetzung lese; es ist natürlich die von Coste, Amsterdam 1700, 1729 u. ö. gewesen. Ferner bittet er Körner am 1. Januar 1792, ihm eine brauchbare Übersetzung des Lockeschen Werkes zu nennen, da die von „einem gewissen Tittel" gar nichts tauge; ein deutscher Auszug aus Lockes Essay von G. A. Tittel war in Mannheim 1791 erschienen. In diesem Briefe gibt Schiller sogar die Absicht kund, den Essay selbst zu übersetzen, wenn er besser englisch könnte.

[8]) Vgl. z. B. Laokoon, Kapitel 11.

[9]) Vgl. z. B. Kritische Wälder 1. Abschnitt 16. Ideen 9, 2 (Hempel 10, S. 119).

Digitized by Google

Wörter nur konventionell ist, so haben sich alle, die sich dieser Zeichen bedienen, der Konvention zu fügen. Wer sich verständlich machen will, muß eine „feste" Sprache haben.[1]) Gleich Kant lag Schiller nichts daran, „neue Worte zu künsteln"; auch er wollte „nur verstanden sein";[2]) auch er bittet darum, ihn auf ein Wort oder eine Wendung aufmerksam zu machen, „die mit etwas vulgarerem ausgetauscht werden könnte".[3]) Aber er hält es unter Umständen für einen Gewinn, neue Termini in Umlauf zu bringen, „weil dadurch die Bestimmtheit im Denken notwendig befördert werden muß;" freilich nur unter der Voraussetzung, daß diesen „Kunstwörtern" eine ausführliche Erklärung beigefügt wird.[4]) Verschiedene Begriffe heischen verschiedene Wörter.[5]) Wörter an sich oder Begriffe, denen weder Anschauungen noch Ideen zugrunde liegen, die also letzten Endes auch nichts weiter sind als leere Wörter, haben etwas Verächtliches für ihn. Bloße Wortschälle waren ihm genau so verhaßt wie Goethen.[6]) Das Wort als signum erfordert die Sache als significandum; das Wort als solches ist „körperlos".[7]) Schiller tadelt die „sachlose Wortstrenge" der Schlegels, die ihn oft im Zweifel lasse, „ob sie wirklich auch zuweilen einen Gegenstand darunter denken".[8]) An Friedrich Schlegels Aufsatz „Über die Grenzen des Schönen"[9]) rügt er die „Verworrenheit des Begriffs" und die „Härte der Darstellung". „Er hat Kenntnisse und denkt über seinen Gegenstand. Aber er bringt es nicht bis zur Klarheit und eben deswegen auch nicht zur Leichtigkeit in der Diktion."[10]) Daß sich klare Gedanken auch klar aussprechen lassen, ja, daß durch dieses Aussprechen oft erst das dunkel Geahnte „hell, deutlich und allgemein" werde, hat Schiller auch sonst betont.[11])

[1]) Diese vermißt er in Moritzens Schrift „Über die bildende Nachahmung des Schönen". An Caroline von Beulwitz 3. Januar. 1789 (Jonas 2, S. 199 f.)

[2]) Ausdrücke Kants in der Vorrede zur Kritik der praktischen Vernunft (herausgegeben von Kehrbach S. 9 f.).

[3]) An Körner 5. Januar 1795 (Jonas 4, S. 95).

[4]) An Garve 25. Januar 1795 (Jonas 4, S. 107 f.).

[5]) Anmut und Würde 10, S. 121. In den „Worten des Glaubens" (11, S. 258 f.) gebraucht er „Wort" und „Idee" als Synonyma.

[6]) Vgl. z. B. Philosophische Briefe 4, S. 34. An Reinwald 5. Mai 1784 (Jonas 1, S. 185). An Goethe 7. Juli 1797 (Jonas 5, S. 216) und andere.

[7]) Maria Stuart Vers 433. — Gern kontrastiert Schiller in seinen Dramen „Wort" und „Tat", z. B. Fiesko 2, 4 (3, S. 51). Piccolomini Vers 332. Wallensteins Tod. Vers 170.

[8]) An Goethe 27. Juli 1798 (Jonas 5, S. 410).

[9]) Vgl. Minor, Friedrich Schlegels prosaische Jugendschriften 1 (1882), S. 21 ff.

[10]) An Körner 4. Juli 1795 (Jonas 4, S. 201).

[11]) Vgl. Wolzogen S. 243. Nicht oder wenigstens nicht nur auf die Sprache beziehen sich die Worte Schillers in den „Vorlesungen" (10, S. 42): „Allgemeine Mittheilbarkeit seiner Empfindungen muß sich der Mensch zum Gesetz

Digitized by Google

Und doch ist er keineswegs unbedingt der gleichen Ansicht gewesen wie Lessing, wonach die Sprache alles sagen kann, was wir deutlich denken.[1] Er hat es tief beklagt, daß alle Menschenweisheit schließlich doch in Worte zerrinnt. Der Philosoph muß, „um die flüchtige Erscheinung zu haschen, . . sie in die Fesseln der Regel schlagen, ihren schönen Körper in Begriffe zerfleischen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren."[2] Nicht erst die eingehenderen philosophischen Studien, wie man meinen könnte, haben Schiller von der Unzulänglichkeit der Sprache überzeugt. Bereits 1786 hat er Ähnliches in einer später reduzierten Stelle des „Don Carlos" geäußert, und wie sehr ihm gerade dieser Gedanke am Herzen lag, ersieht man daraus, daß er diese Verse noch nach Jahren mehrfach aus dem Gedächtnis anführt.[3] Schließlich kristallisierten sie sich nebst dem oben zitierten Satz aus den ästhetischen Briefen zu dem Distichon:[4]

„Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr".[5])

„Seele" ist hier im allgemeinsten Sinne zu verstehen, der Intellekt also inbegriffen.

Wenn aber die Sprache schon dem Gedanken nicht nachzukommen vermag, so vermag sie es dem Gefühl noch weit weniger. „Ich fühle es," schreibt Schiller an Lotte,[6] „daß ich glücklich bin und seyn werde

machen." Er folgt hier offenbar den Weisungen Kants (Kritik der Urteilskraft §§ 9. 39), die (nach Cohen, Kants Begründung der Ästhetik 1889, S. 389) auch Goethe beachtet hat.

[1]) Vgl. Erich Schmidt, Lessing 2², S. 553.

[2]) Ästhetische Erz. I. 10, S. 276.

[3]) Vgl. 5 b, S. 453 f. — An Körner 15. April 1786. An Lotte 24. Juli 1789. An Humboldt 1. Februar 1796 (Jonas 1, S. 289. 2, S. 306. 4, S. 406). Die erste Fassung lautet:

Schlimm, daß der Gedanke
erst in die Elemente trockner Sylben
zersplittern muß, die Seele zum Gerippe
verdorren muß, der Seele zu erscheinen.

Wo diese Stelle stand, ist nicht mehr auszumachen, da Schiller in seinem Brief an Lotte ausdrücklich sagt, er habe sie mit der ganzen Szene, die sie enthielt, weggelassen. Elster (Zur Entstehungsgeschichte des Don Carlos 1889, S. 54 ff.) und Minor (Schiller 2, S. 622) nehmen an, daß es sich um die ursprüngliche Fassung der Kartäuserszene handelt (jetzt II, 14. 15).

[4]) Xenien Nr. 644.

[5]) Berthold Auerbach, in mehr als einer Beziehung unter Schillers Einfluß stehend, hat auch dessen sprachtheoretische Ansichten geteilt, vgl. z. B. Auf der Höhe, Buch 2, Kap. 6 (Romane 5, S. 136): „. . . die Sprache ist abgenützt, zu eng, zu grob: das Wort Schillers ging mir immer durch den Sinn: Ach, wenn die Seele spricht, spricht schon die Seele nicht mehr." Siehe unten S. 36, Anmerkung 8.

[6]) 10. Februar 1790 (Jonas 3, S. 46 f.).

Digitized by Google

durch Dich ... Ich fühle es und diß gilt mir weit mehr, als wenn ich es mir in Vernunftschlüsse und diese in Worte auflösen könnte." Die ganze Unfähigkeit der Sprache zeigt sich, wenn sie die Empfindung der Liebe zum Ausdruck bringen soll. Schon Klopstock hatte gesagt:

„Wer der Geliebten spricht
Diese Liebe mit Worten aus?" [1])

Dafür genügt gar keine Sprache[2]) oder doch höchstens eine neue.[3]) Als man dem Prinzen im „Geisterseher" sagt, was er fühle, sei Liebe, braust er auf: „Muß es denn nothwendig ein Nahme seyn, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Nahmen, den tausend schwache Seelen mißbrauchen! Welcher andre hat gefühlt, was ich fühle? Ein solches Wesen war noch nie vorhanden, wie kann der Nahme früher da seyn, als die Empfindung? Es ist ein neues einziges Gefühl, neu entstanden mit diesem neuen einzigen Wesen, und für dieses Wesen nur möglich!" [4])

Die Lautsprache dient zum „allgemeinen Fahrweg der Gedanken." [5]) Es gibt aber noch eine andere Art der Mitteilung, die nicht mit Worten, sondern mit Blicken oder Geberden spricht. Diese wortlose Sprache schätzt Schiller oft genug höher ein als die gewöhnliche Sprache. Was die Zunge nicht sagen will oder nicht sagen kann — die Augen sprechen es aus.[6]) Das bedarf keiner Erläuterung; doch Schiller geht noch weiter. „Indem eine Person spricht, sehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Gesichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper mitsprechen, und der mimische Teil der Unterhaltung wird nicht selten für den beredtsten geachtet".[7]) Der Inhalt dessen, was ein Mensch spricht, ist keineswegs immer eine Emanation seiner Per-

[1]) An Cidli Vers 11 f. Oden herausgegeben von Muncker und Pawel 1 (1889), S. 111.

[2]) An Lotte 8. Januar (Jonas 3, S. 9).

[3]) An Caroline von Beulwitz 5. Dezember 1789 (Jonas 2, S. 397).

[4]) 4, S. 321 (2. Buch, 5. Brief).

[5]) Don Carlos Vers 1335.

[6]) Vgl. z. B. Verbrecher aus verlorener Ehre 4, S. 78. Carlos Vers 268 ff. 374 f. 705 ff. 2315. Jungfrau Vers 1603 usw. Gedichte 11, S. 262 (Geheimnis). Maria Stuart Vers 1029 ff. 1735 ff. Achim von Arnim sagt in „Hollins Liebeleben", worin ja Maria Stuart eine große Rolle spielt (in Minors Neudruck 1883, S. 36 f.): „Marie zog mich deßwegen auf, aber ihre beredten Augen hatten mir längst alles vergeben. Welche wunderbare Sprache, ohne Doppelsinn, ohne Deutung der einzige vollkommene Ausdruck. Ich fühle sie jetzt ganz lebhaft wieder, die alte Verachtung aller Rede in meiner Jugend, wozu nützt sie in ihrer Armut, da ihr gerade für alles das, was man eigentlich nur mitteilen möchte, aller Ausdruck gebricht . . ."

[7]) Anmut und Würde 10, S. 82.

Digitized by Google

sönlichkeit. Nur wofür jemand gelten will, kann man daraus entnehmen. Was er aber wirklich ist, das offenbaren erst die begleitenden Bewegungen und der Vortrag der Worte. Die Sprache gehorcht meist oder fast immer der Konvention, das Mienenspiel nur ausnahmsweise (sofern es nämlich absichtlich verstellt wird). Die Lautsprache ist willkürlich, die Geberdensprache ist natürlich.[1]) Man geht kaum fehl, wenn man diese Auseinandersetzung auf eine Anregung Homes zurückführt, der in seinen — überdies kurz vorher[2]) von Schiller zitierten — „Grundsätzen der Kritik" eine ähnliche Theorie aufgestellt hat.[3]) Freilich begegnen wir gleichartigen Lehren damals in England und Deutschland nicht selten.[4])

Es gibt aber auch Fälle, in denen die Lautsprache, die sonst unter der Herrschaft des Willens steht, instinktartig zum Ausdruck kommt, also als Naturkraft wirkt. Das geschieht bei starken seelischen Erregungen.[5]) Anderseits versagt die Sprache aber gerade dabei mitunter völlig den Dienst[6]): der Mensch in seiner Qual verstummt.

Was Worte nicht können, können Töne. Was die Sprache nicht vermag, vermag die Musik:

> Leben athme die bildende Kunst, Geist fodr' ich vom Dichter,
> Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.[7])

In der „Huldigung der Künste" sagt die Musik: „Was ahndungsvoll den tiefen Busen füllet, Es spricht sich nur in meinen Tönen aus."[8]) Schiller, den man meist als den unmusikalischsten unserer großen Dichter betrachtet, berührt sich in seiner theoretischen Stellung zur Musik nah mit dem musikalischsten, mit Grillparzer. Wie dieser hat er erkannt, daß die Wirkung der Musik auf den „spezi-

---

[1]) Ebenda S. 83 f.

[2]) Ebenda S. 79 f.

[3]) Vgl. Grundsätze der Critik, in drey Theilen von Heinrich Home. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig 1763. 2, S. 131 ff. (Kap. 15). Der Einfluß Homes auf Schiller ist neuerdings mehrfach dargetan worden, so von Wohlgemuth: Homes Ästhetik und ihr Einfluß auf deutsche Ästhetiker. Rostocker Dissertation 1893, S. 30 f. und namentlich von Wilhelm Neumann: Die Bedeutung Homes für die Ästhetik und sein Einfluß auf die deutsche Ästhetik. Hallische Dissertation 1894, S. 19. 33 f. 48 f. 117 ff. u. o. Den Zusammenhang der oben erwähnten Ausführungen hat man aber bisher nicht beachtet.

[4]) Z. B. kurz auch in Fergusons Moralphilosophie (siehe oben S. 36) S. 39. — Für Deutschland vgl. Dessoir in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie 18 (1894), S. 254 f.

[5]) Vom Erhabenen (Über das Pathetische) 10, S. 158.

[6]) Tell Vers 1567 ff.

[7]) Tonkunst 11, S. 303.

[8]) 15 a, S. 11, Vers 199 f. — Vgl. Auerbach, Auf der Höhe. Buch 1, Kapitel 13 (Romane 5, S. 77): „Musik allein ist die Weltsprache und braucht nicht übersetzt zu werden, da spricht Seele zu Seele."

Digitized by Google

tischen Eigentümlichkeiten ihres körperlichen Teils, des Tons" beruht.[1] Wie dieser will er alle Wortmalerei von ihr fern gehalten wissen.[2] Wie dieser wäre vielleicht auch er im Grunde der Meinung des armen Spielmanns[3] gewesen, daß man das Ein- und Ausatmen der Seelen durch Hinzufügung allenfalls auch zu sprechender Worte nur störe.[4]

Dadurch aber wird es der Musik unmöglich gemacht, etwas Bestimmtes mit Sicherheit auszudrücken. Soll dies geschehen, so müssen wir unsere Zuflucht wieder zu den Worten nehmen. Wohl oder übel: denn auch die Fähigkeit der Sprache, etwas Bestimmtes mit Sicherheit auszudrücken, ist sehr beschränkt. Diesem Dilemma hat Schiller in seinen ästhetischen Vorlesungen vom Wintersemester 1792/93 und in dem letzten Abschnitt seiner Vorarbeiten zum „Kallias" eine etwas eingehendere Betrachtung gewidmet.[5] Das Medium des Dichters, so führt er aus, sind Worte, also abstrakte Zeichen für Arten und Gattungen, doch niemals für Individuen. Die Sprache hat eine Tendenz zum Allgemeinen, die Dichtkunst eine Tendenz zum Besonderen. Die Sprache gibt Begriffe, die Dichtkunst will Anschauungen.[6] Die

---

[1] 15 a, S. 330.

[2] An Körner 5. März 1805 (Jonas 7, S. 219).

[3] Grillparzers sämtliche Werke. Fünfte Ausgabe von August Sauer 13, S. 242, siehe auch S. 240 f. Über Grillparzer und die Musik vgl. Hanslick, Musikalische Stationen 1880, S. 331 f.

[4] Über Schiller und die Musik vgl. außer dem Zittauer Programm von Klötzer (1885) Gustav Zimmermann, Versuch einer Schillerschen Ästhetik 1889, S. 36 ff., Alfred Bock, Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik 1893, S. 61 ff. Doch wird in diesen Arbeiten der im Text nur eben angedeutete Kernpunkt nicht recht hervorgehoben. Ammons Aufsatz „Schiller in seinem Verhältnis zur Musik": Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1895 war mir nicht zugänglich. In einer neueren Arbeit, auf die mich Prof. Sauer gütigst aufmerksam macht, zeigt Klötzer unter anderem, daß Schiller auch sehr wohl zwischen musikalisch verwendbaren und nicht verwendbaren Gedichten zu scheiden wußte: „drücken sie seelische Gefühle aus, bilden sie ‚Empfindungsgemälde', so sind sie für die Musik ganz und gar geeignet, dagegen nicht oder schwerlich, sobald sie in das Reich der Gedankendichtung gehören" (Die Musik in Schillers Musenalmanach, Zittauer Programm 1904, S. 13).

[5] 10, S. 58 f. — An Körner 28. Februar 1793 (Jonas 3, S. 297 ff.). Vgl. auch an Goethe 27. Februar 1798. — Daß sich durch diese Fragmente zum „Kallias" die „Lücke gestopft findet", die Humboldt in Schillers Schriften „nicht ohne Grund so schmerzlich beklagte", darauf hat, wie ich nachträglich bemerke, zuerst Hebbel aufmerksam gemacht: Sämtliche Werke herausgegeben von R. M. Werner 11, S. 166 ff. „Gestopft" ist zu viel gesagt.

[6] Diese Anschauungen sind natürlich niemals so lebhaft wie bei Werken der bildenden Kunst, vgl. Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst 10, S. 913, wo der Einfluß von Lessings Laokoon ganz deutlich zu Tage tritt. Die Unanschaulichkeit der Sprache im allgemeinen hatte besonders Burke in seiner Inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful (P. 5) betont; Schiller lernte sie in Garves Übersetzung (1773) kennen.

Digitized by Google

Sprache beraubt also den Gegenstand, den sie darstellen soll, seiner Sinnlichkeit und Individualität und drückt ihm den Stempel der Allgemeinheit auf. Nur durch die künstliche Verbindung von lauter allgemeinen Zeichen kann das Besondere dargestellt werden. Die Sprache mischt in die sinnliche Natur des Darzustellenden die abstrakte Natur des Darstellenden ein. Dadurch zerstört sie die Autonomie der Darstellung. Nicht mehr als durch sich selbst bestimmt, d. h. frei, wird nun der Gegenstand vor die Einbildungskraft gebracht, sondern gemodelt durch den Genius der Sprache; oder er wird überhaupt nicht vor die Einbildungskraft gebracht, sondern nur vor den Verstand: die lebendige Darstellung entartet zur toten Beschreibung.

„Soll also eine poetische Darstellung frey seyn, so muß der Dichter die Tendenz der Sprache zum Allgemeinen durch die Größe seiner Kunst überwinden, und den Stoff (Worte und ihre Flexions- und Constructions-Gesetze) durch die Form (nehmlich die Anwendung derselben) besiegen. Die Natur der Sprache (eben diese ist ihre Tendenz zum Allgemeinen) muß in der ihr gegebenen Form völlig untergehen, der Körper muß sich in der Idee, das Zeichen in dem Bezeichneten, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren. Frei und siegend muß das Darzustellende aus dem Darstellenden hervorscheinen, und trotz allen Fesseln der Sprache in seiner ganzen Wahrheit, Lebendigkeit und Persönlichkeit vor der Einbildungskraft dastehen. Mit einem Wort: Die Schönheit der poetischen Darstellung ist ‚freie Selbhandlung der Natur in den Fesseln der Sprache'."[1]) Oder, wie Schiller es in den Vorlesungen (10, S. 58) ausdrückt: „Dargestellte freie Selbsthandlung in der Natur durch die Sprache ist Schönheit in der Dichtkunst." Eine ähnliche, doch kürzere und weniger abstrakt gehaltene Ausführung begegnet in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" (10, S. 439): „Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu seyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so giebt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freyen Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und ist so sehr eins mit demselben, daß selbst unter der körperlichen Hülle der

[1]) Jonas 3, S. 299.

Digitized by Google

Geist wie entblößet erscheint.[1]) Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam nackend läßt, da ihn die andre nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt." Man sieht: Schiller charakterisiert Goethes Sprache.

In den ästhetischen Vorlesungen (10, S. 58 f.) gibt er auch einige Anweisungen, wie der Dichter der abstrakten Beschaffenheit der Sprache ausweichen könne, z. B. durch Vergegenwärtigung des Entfernten, durch Gleichnisse, Bilder, Personifizierungen.[2]) „Die Regeln der Grammatik beschränken den Dichter weniger; er opfert sie der Natur auf; sein Periodenbau wird regelloser; so ist z. B. manchmal der öftere Gebrauch, manchmal das Weglassen der Bindewörter natürlich und zweckmäßig. Bisweilen mahlt die Sprache schon den Gegenstand selbst. Oft wird das Objektive eines Gegenstandes durch das Subjektive des Ausdrucks in der Sprache belebt, z. B. durch den Klimax."[3]) Doch gehört dies schon mehr in das Gebiet der Stilistik, das hier nicht behandelt werden soll. Schillers Anschauungen über den Stil enthält im wesentlichen der Aufsatz „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen".

Wenn die Sprache dem Dichter auch erhebliche Schwierigkeiten bereitet, so kommt sie ihm anderseits doch entgegen, sofern sie einen gewissen Grad der Ausbildung erreicht hat. Viele Jahre bevor Goethe diesen Gedanken in seinem kleinen Aufsatz „Für junge Dichter" weiter ausgeführt hat, kleidete ihn Schiller in das Distichon:

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu seyn?"[4])

Die deutsche Sprache hat Schiller in dem Entwurf zu einem unvollendeten Gedicht überschwänglich gepriesen.[5]) Er sieht in ihr, wie Herder, den Spiegel der Nation, und aus diesem

[1]) Diese Stelle zieht Düntzer, Schillers lyrische Gedichte 4[2], S. 281 zur Erklärung von Xenion Nr. 645 heran.

[2]) Bedeutsam ist hier der Satz: „So stellte die griechische Mythologie fast alle Handlungen der Natur als Handlungen freier Wesen dar, und ist der Dichtkunst beinah' unentbehrlich geworden." Er gibt uns die Erklärung, weshalb Schiller auch später in seinen Gedichten die Mythologie so reichlich verwendet, die er in der Jugend, mehr dem Zeitgeschmack folgend, als poetisches Requisit genutzt hat.

[3]) Vgl. übrigens Home a. a. O. 2, S. 343 ff. 371 f.

[4]) Xenien Nr. 595.

[5]) Deutsche Größe, ein unvollendetes Gedicht Schillers 1801 herausgegeben und erläutert von Bernhard Suphan. Weimar 1902, S. 6. Doch vgl. jetzt Leitzmanns Aufsatz oben S. 13 ff., worin die ganze Stelle mit gutem Recht eingehender behandelt wird. Für unseren Zusammenhang scheint sie mir minder wichtig. Ich kann sie nur als den Ausfluß einer vorübergehenden Stimmung betrachten.

Digitized by Google

Spiegel kommt ihm „ein großes treffliches Bild von uns selbst“ entgegen.[1]) Er prophezeit, wie Friedrich der Große, unsere Sprache werde die Welt beherrschen. Er behauptet sogar, durchaus im Widerspruch mit seinen sonstigen Ansichten, daß die deutsche Sprache alles ausdrücken könne, „das tiefste und das flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist“. Nicht nur der patriotische Zweck des Gedichts, sondern auch die Freude an der wieder gewonnenen und erstarkten Dichterkraft vermag diesen Optimismus zu erklären. In früheren Zeiten hat er über die deutsche Sprache nicht so günstig geurteilt, ja, in Stunden der Verstimmung mag auch er in ihr den „schlechtesten Stoff“[2]) gesehen haben. Zwar nimmt er sie 1789 gegen den Vorwurf des „Platten und Gesuchten“ in Schutz,[3]) setzt sie aber wenige Jahre darauf zu gunsten der lateinischen tief herab. Der Übersetzer des Virgil fordert „alle gewesene, gegenwärtige und noch kommende deutsche Dichter auf, in einer so schwankenden, unbiegsamen, breiten, gothischen,[4]) rauhklingenden Sprache, als unsere liebe Muttersprache ist, mit der feinen Organisation und dem musikalischen Fluß der lateinischen ohne Nachtheil zu ringen“. (6, S. 346).

Auch den Gelehrten fördert die deutsche Sprache im allgemeinen nicht. Wie sollte sie auch? Jahrhunderte lang war das Lateinische die Sprache der Gelehrsamkeit gewesen, und noch der junge Bodmer hat es beklagt, daß „Deutschlands sinnreichste Köpfe bisher lieber in der Lateinischen als in ihrer Muttersprache geschrieben haben“.[5]) Dann aber drohte das Französische ihr den Rang abzulaufen. Moses Mendelssohn meinte zwar, daß die deutsche Sprache, „zur Weltweisheit . . . mehr als irgend eine vor den lebendigen Sprachen ausgebildet zu seyn“ scheine.[6]) Aber zur gleichen Zeit verneinte der Philosoph G. F. Meier,[7]) der für die fremden Sprachen gar keine Sympathien

[1]) Bereits am 28. November 1791 hatte er an Körner geschrieben (Jonas 3, S. 169 f.): „Kein Schriftsteller, so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger seyn mag, wird in der Vorstellungsart seinem Vaterland entfliehen. Wäre es auch nur die Sprache, was ihn stempelt, so wäre diese allein genug, ihn in eine gewisse Form einzuschränken und seinem Produkt eine nationelle Eigentümlichkeit zu geben.“ Vgl. Goethe, Italiänische Reise 5. Oktober 1786: „So unübersetzlich sind die Eigenheiten jeder Sprache: denn vom höchsten bis zum tiefsten Wort bezieht sich alles auf Eigentümlichkeiten der Nation, es sei nun in Charakter, Gesinnungen oder Zuständen.“

[2]) Goethe, Venetianische Epigramme 29.

[3]) Anzeige der Übersetzung von Goldonis Leben 6, S. 19.

[4]) Über den Gebrauch dieses Wortes im 18. und 19. Jahrhundert vgl. Lüdtke: Zeitschrift für deutsche Wortforschung 4 (1903) S. 133 ff., für unseren Zusammenhang besonders S. 148 f.

[5]) Discurse der Mahlern herausgegeben von Vetter 1 (1891). S. 34. Vgl. Braitmaier, Geschichte der poetischen Theorie und Kritik 1 (1888), S. 37 f.

[6]) Briefe die Neueste Literatur betreffend Nr. 126. 7 (1763), S. 163. Vgl. Braitmaier a. a. O. 2 (1889), S. 102 f.

[7]) Betrachtung über die Natur der gelehrten Sprache. Halle 1763, S. 88 ff.

Digitized by Google

hatte, die Frage, ob die deutsche Sprache eine „gelehrte" Sprache genannt zu werden verdiene, und manches Jahr darauf betonte Garve,[1]) daß es den Deutschen im Gegensatz zu den Franzosen und Engländern „in der didaktischen Gattung" an Wörtern mangle. Schiller nun schreibt an den Herzog von Augustenburg[2]): „Was Eure Durchlaucht in Ansehung der Schwierigkeit des Vortrags bemerken, ist sehr gegründet, und es verdient allerdings die größte Aufmerksamkeit der Schriftsteller, die erforderliche Gründlichkeit und Tiefsinnigkeit mit einer faßlichen Diction zu verbinden. Aber noch ist unsere Sprache dieser großen Revolution nicht ganz fähig, und alles, was gute Schriftsteller vermögen, ist auf dieses Ziel von Form hinzuarbeiten. Die Sprache der feinen Welt und des Umgangs flieht noch zu sehr vor der scharfen, oft spitzfindigen Bestimmtheit, welche dem Philosophen so unentbehrlich ist, und die Sprache der Gelehrten ist der Leichtigkeit, Humanität und Lebendigkeit nicht fähig, welche der Weltmann mit Recht verlangt. Es ist das Unglück der Deutschen, daß man ihre Sprache nicht gewürdigt hat, das Organ des feinen Umgangs zu werden, und noch lange wird sie die übeln Folgen dieser Ausschließung empfinden."

— — — — — — — — — — — — —

Das etwa sind Schillers Ansichten über die Sprache. Keine tiefsinnigen Offenbarungen, nicht einmal besonders eigenartige Gedanken und doch, wie mir scheint, beachtenswerte Zeugnisse. Vergleichen wir sie mit den Ansichten Goethes über die Sprache, so ergibt sich, daß Schiller in allen wesentlichen Punkten mit ihm übereinstimmt; nur in seiner Stellung zum Dialekt entfernt er sich von ihm beträchtlich. Und nicht etwa durch Goethes Anregung haben sich die sprachlichen Anschauungen Schillers gebildet: sie lebten bereits in ihm, als er Goethen näher trat. Bei beiden dieselbe Gleichgiltigkeit gegen die äußere Form, gegen alles nur Grammatikalische; bei beiden derselbe Abscheu vor dem bloßen Wortschall; bei beiden dasselbe Interesse für den geistigen Gehalt der Wörter, das Achten auf die Wortbedeutung, die Einsicht in die Ohnmacht der Sprache, das Schwanken auch in der Bewertung der Muttersprache. Goethes Äußerungen, namentlich aus der späteren Zeit, sind mitunter noch prinzipieller und von größerer Intensität. Das hängt wohl mit der Art seines Denkens zusammen, das sich bemühte „gegenständlich" zu sein und doch die Vergeblichkeit dieses Bemühens täglich und stündlich erfahren mußte. Denn „ein gegenständliches Denken gibt es nicht und auch für Goethe kann keine Ausnahme von den Denkgesetzen gemacht werden. Jedes

[1]) Sammlung einiger Abhandlungen. Leipzig 1779, S. 459 f.
[2]) 5. April 1795 (Jonas 4, S. 158).

Digitized by Google

Denken setzt zwar die Gegenstände voraus; es erhebt sich aber über die Gegenstände zu Begriffen".[1]) Alle Begriffsbildung aber ist nur möglich durch die Sprache und in der Sprache. Darin hatte Herder in seinem sonst wenig glücklichen Kampf gegen Kant vollkommen recht: „Eine reine Vernunft ohne Sprache ist auf Erden ein utopisches Land."[2])

Schiller als Redaktor eigener Werke.

Von Julius Petersen in Stuttgart.

Zu einer Ordnung seiner sämtlichen Werke in einer Ausgabe letzter Hand ist Schiller nicht gelangt; es fehlt deshalb für den Herausgeber unserer Zeit eine sichere Richtschnur einheitlicher Behandlung, wie sie in den letztwilligen Ausgaben anderer Dichter normiert ist.

Die Tendenzen einer einheitlichen Zusammenfassung seines Lebenswerkes in endgiltiger Form lassen sich wenigstens erschließen aus den drei Einzelsammlungen, in die Schiller den größeren Teil seiner Arbeiten selbst ordnete: die „Gedichte", das „Theater", die „Kleineren prosaischen Schriften". Und da die außerhalb dieser Gruppen stehenden größeren Werke — „Abfall der Niederlande", „Geisterseher", „Dreißigjähriger Krieg" — gleichfalls in späteren Auflagen Umarbeitungen erfahren haben, so scheint schließlich doch nur ein kleiner Rest auf der ersten Stufe seines Hervortretens stehen geblieben zu sein.

Bei näherem Herangehen erweist sich indessen der Sachverhalt doch als minder glücklich; denn von den drei erwähnten Sammlungen sind nur die „Kleineren prosaischen Schriften" bei Schillers Lebzeiten zum Abschluß gelangt; dagegen bieten die zwei Auflagen der „Gedichte" nur eine interimistische Anordnung, während wir für die geplante Prachtausgabe in einem lückenhaften Manuskript Ersatz finden; beim „Theater" endlich hat Schiller nur die Gestalt des ersten Bandes im einzelnen bestimmt; die vier weiteren Bände dagegen wurden erst nach seinem Tode unter kleinen Änderungen des Planes zusammengestellt.

Bei allen drei Unternehmungen ist außerdem das innere Bedürfnis nach Änderungen und Besserungen nicht der einzige, ja nicht einmal der hauptsächliche Anlaß, sondern praktische Rücksichten waren

[1]) Minor, Zum Jubiläum des Bundes zwischen Goethe und Schiller: Preußische Jahrbücher, Juliheft 1894, S. 49.

[2]) Ideen 9, 2 (Hempel 10, S. 118).

Digitized by Google

mitbestimmend. Der Vorbericht zu den „Kleineren prosaischen Schriften" gibt dies Motiv offen zu: „Um dem Nachdruck zuvor zu kommen, und zugleich meinen Freunden in der lesenden Welt eine Auswahl desjenigen in die Hände zu geben, was ich unter meinen kleineren prosaischen Versuchen der Vergessenheit zu entziehen wünsche." Ebenso treten die Ausgaben der „Gedichte" mit vorausgegangenen unberechtigten Sammlungen in Konkurrenz. Und auch die Sammlung der dramatischen Schriften wird zunächst als Maßregel gegen die Mannheimer Neuauflagen der Jugendstücke geplant.[1])

Sogar noch in der Anordnung, die er schließlich für das fünfbändige „Theater" bestimmt,[2]) bleibt Schiller Geschäftsmann. Vom zweiten bis fünften Band ist die Reihenfolge der Hauptstücke chronologisch angelegt und wird nur durch räumliche Rücksichten verschoben; der erste Band dagegen weicht von dem Prinzip vollständig ab. Vorangeht die „Huldigung der Künste", die sich inhaltlich gut zur Ouvertüre eignet, aber auch als bisher ungedrucktes Stück[3]) eine Lockspeise darbot. Dann folgen „Don Carlos" und „Jungfrau von Orleans" — die beiden einzigen Versdramen, die in ihren ersten Auflagen nicht Cotta, sondern fremden Verlegern (Göschen, Unger) angehört hatten. Sie durften nur in umgearbeiteter Form in die Cottasche Sammlung übergehen; es war also ein juristischer Grund, weshalb diese beiden Dramen aus der chronologischen Folge herausgerissen wurden: die Besitzfrage, die wegen des „Don Carlos" zu Streitigkeiten mit Göschen geführt hatte,[4]) sollte gleich im ersten Bande geregelt werden.

Bei den anderen Versdramen hätten lediglich innere Gründe eine Umarbeitung veranlaßt (der „Wallenstein" hätte deren — in

[1]) Vgl. die Briefe an Körner 3. Juli 1785 (Jonas 2, 252) und an Göschen 21. Mai 1787, 19. April 1788 (Jonas 7, 248, 255).

[2]) An Cotta 13. Dezember 1804 (Jonas 7, 194).

[3]) Nach Goedekes Bezeichnung müßte man den Frommannschen Einzeldruck (A) für den ersten, den Druck im „Theater" (B) für den zweiten halten. Das trifft nur für die Erscheinungszeit zu; gedruckt wurde umgekehrt B vor A. Denn erst, nachdem er am 1. März 1805 die Aushängebogen von B erhalten hat, bestellt Schiller den für die russische Kaiserin bestimmten Einzeldruck, den Cotta, um Zeit zu sparen, in Jena herstellen läßt (vgl. Cotta an Schiller 11. März 1805, Vollmer S. 554). Wo A von B abweicht, berichtigt es dessen Druckfehler, z. B. Vers 237 das fehlende „soll"; vor 247 „anfassend" statt „umfassend". Für den mit besonderer Rücksicht auf russische Empfindlichkeit geänderten Vers 176 dagegen, der sich auch in dem an W. von Wolzogen gesandten Manuskript befunden hat (vgl. Hempelsche Ausgabe 5, 140 ff. und dazu „Der Freimüthige" 1805, Nr. 175, S. 184; ferner Säkular-Ausgabe 7, 374), haben unsere heutigen Ausgaben wieder auf das „Theater" zurückzugehen.

[4]) Vgl. Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 695 ff. Göschen. Goschen, The life and times of Georg Joachim Goschen. London 1903, Band 2, S. 1 ff.

Digitized by Google

metrischen Dingen wenigstens — eher bedurft als die „Jungfrau“); aber Schiller kam nicht mehr dazu. Nur die „Iphigenie“ im vierten und „Semele“ im fünften Bande treten in veränderter Gestalt[1]) ans Licht; für die anderen Dramen dagegen muß den heutigen Ausgaben der erste Druck zugrunde gelegt werden. Daß die Varianten des „Theaters“, die orthographischen Ausgleichungen, die Modernisierungen der Wortformen, die vereinzelten Konjekturen ebensowenig wie die kleinen Änderungen in den vorausgehenden Neuauflagen des „Wallenstein“, der „Maria Stuart“ usw. von Schiller selbst stammen, hat bereits Joachim Meyer in seinen „Neuen Beiträgen zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes“ (Nürnberg, 1860) auf das Bestimmteste ausgesprochen. Keine Schillerausgabe darf verschweigen, wieviel sie seiner Arbeit noch heute verdankt. Auch die historisch-kritische Ausgabe Goedekes hat, da sie sich die Herstellung eines allgemeingiltigen Textes nicht zur Aufgabe machte, sondern konsequent die ersten Drucke zugrunde legte, nur in ihrem Variantenapparat über Meyer hinausgeführt. Wie sehr sie aber auch hierin auf seinem in Stuttgart befindlichen Nachlaß fußt, ist in der Historisch-kritischen Ausgabe nicht genügend hervorgehoben. Die nochmalige Durcharbeitung des gesamten Materials für die jetzt erschienene Cottasche Säkular-Ausgabe (herausgegeben von Eduard v. d. Hellen) hat Goedeke, mehr als man wußte, als Meyers Schuldner gezeigt. Um ähnliches Unrecht nicht zu wiederholen, sei hervorgehoben, daß die Eintragungen Vollmers in sein Handexemplar der Historisch-kritischen Ausgabe mehrmals die Arbeit der Säkular-Ausgabe erleichterten. Da textkritische Erörterungen nicht zur Aufgabe der Säkular-Ausgabe und ihrer Anmerkungen gehörten, so sei hier einiges weiter ausgeführt. Zu einer systematischen Vorlegung der gesamten Resultate hat das Drängen des Säkular-Termines keine Zeit gelassen.

1. Die Räuber.

In allen bisherigen Schiller-Ausgaben lesen wir Schillers Erstlingsdrama in der Gestalt, in der es zur Ostermesse 1781 an die Öffentlichkeit trat. Jetzt erst ist die Säkular-Ausgabe von dem

[1]) Vielleicht hatte Schiller beide vorübergehend zur Aufnahme in die „Gedichte“ bestimmt und die „Semele“ gleichzeitig mit anderen Stücken der „Anthologie“, die „Iphigenie“ gleichzeitig mit den „Phönizierinnen“ zu diesem Zwecke umgearbeitet. Für das „Theater“ kam „Semele“ erst nach Schillers Tode in Betracht und trat, zusammen mit dem „Menschenfeind“, als Ersatz für „Demetrius“ in die Bresche. Charlotte von Schiller schrieb an Cotta am 1. April 1807: „Ich sende Ihnen hier das Manuscript der Semele, was ich abgeschrieben fand, u. den Menschenfeind, zu dem 5ten Band, da ich nicht weiß ob Sie ihm haben, so sende ich ihm lieber auch, aus dem 4ten Band der vermischten Schriften.“

Digitized by Google

herkömmlichen Verfahren abgewichen und hat zur Grundlage ihres Textes die „Zwote verbesserte Auflage", deren Vorrede vom 5. Januar 1782 datiert ist, erwählt. Die Gründe zu dieser Neuerung werden in einer Untersuchung der Textverhältnisse ihre Rechtfertigung finden.

Der nächstliegende Einwand ist am leichtesten zu widerlegen. In den „Räubern", höre ich sagen, suchen wir das himmelstürmende Produkt gefesselter Genialität, wie es der Schüler der Militärakademie in der Krankenstube nächtlich unter Schnauben und Toben zu Papier brachte, das unausgegorene Werk, mit dem der Jüngling die unreifen Altersgenossen unter den Tannen des Bopser Waldes entflammte, jene vulkanische Eruption, die in wenigen Monaten ganz Deutschland mit schaudernder Bewunderung und mit Entsetzen erfüllte. In dieser rohen Urkraft wollen wir deshalb die Dichtung genießen, nicht in der milderen Fassung, die ein abgekühlter Geschmack und die Einwände der Kritik dem Dichter später abnötigten.

Demgegenüber ist daran zu erinnern, daß uns die „Ur-Räuber" überhaupt nicht erhalten sind, daß Schiller schon vor der Drucklegung durch das Urteil der gewiß nicht prüden Freunde bestimmt wurde, krasse Szenen wie jenen Auftritt im Nonnenkloster zu tilgen, und daß endlich, bereits unter Schwans Einfluß, vielleicht auch unter dem Zwang der Zensur, noch im Druck drei Bogen zurückgezogen und durch eine zahmere Fassung ersetzt worden sind. Jene Auflage von 1781 (A), nach der wir die „Räuber" zu lesen gewohnt sind, bedeutet also eigentlich bereits die zweite Auflage; denn von der allerersten Druckgestalt ist außer der Vorrede nur der eine unterdrückte Bogen erhalten, den Albert Cohn in Schnorrs „Archiv für Literaturgeschichte" 9, 277 ff. veröffentlicht hat. In der „zwoten Auflage" von 1782 (B) führte nun Schiller eine Tendenz weiter, die ihn bei der Drucklegung von A bereits mit voller Energie bestimmt hatte, und ein Vergleich des unterdrückten Bogens (A^0) mit A zeigt sogar, daß die Säuberung und Abschwächung in A viel durchgreifender war als in B die „Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten, die dem feineren Theil des Publikums auffallend gewesen waren".[1])

Jedenfalls ist A, weil nur gerade drei Bogen gemildert wurden, nicht so konsequent redigiert als B. Wie leicht ist es z. B. denkbar, daß sich Schiller auch auf den anderen Bogen bereits Änderungen vormerkte, die erst in B zur Ausführung kamen, weil nicht noch mehr Partien bereits für die erste Auflage zweimal gedruckt werden sollten.

Daß die bisher maßgebende Fassung A geradezu als interimistisch bezeichnet werden darf, dafür soll ein besonderes Beispiel Zeugnis

[1]) So in der Vorrede (Goed. 2, 205, 5 ff. Saec. 16, 19, 15 ff.).

Digitized by Google

ablegen. Die umfangreichste Streichung in B ist der Ausfall der lang ausgesponnenen Erzählung von der großen Hundsleiche (Goed. 2, **32**, 1—**33**, 13), der durch Timmes Kritik in der „Erfurtischen Gelehrten Zeitung" veranlaßt scheint.[1]) Dort hatte es wenigstens geheißen: „Spiegelbergs Erzälungen sind nicht nur überflüssig und langweilig, sondern auch ekelhaft. Wer mag eine so weitläufige Relazion läppischer Studentenstreiche mit anhören? Die Szene sollte wenigstens um die Hälfte abgekürzt seyn, und sie wäre noch immer mehr als hinlänglich, den grosen Entschluß nach und nach reifen zu lassen. Moors Verzweiflung und wütender Schmerz, und ein flüchtiger Einfall von Spiegelberg waren hinreichende Triebfedern, mithin der gröste Teil des unbedeutenden Gewäsches der Übrigen überflüssig." Die Bezeichnung überflüssig trifft auf diese Erzählung vollauf zu, denn wenn wir die Szene jetzt in der Säkular-Ausgabe nach dem Wortlaut von B lesen, werden wir an dieser Stelle (Band 3, 19) keinerlei Lücke verspüren. Blicken wir aber auf den unterdrückten Bogen der ersten Fassung, so finden wir B und A^0 in auffallender Übereinstimmung: auch dort fehlt von der langen Erzählung jede Spur. Der Sachverhalt ist also offenbar folgender: jener weitschweifige Bericht, der im knappen, handlungsreichen Dialog als fremdes Element anmutet, ist nichts weiter als eine Erfindung der Verlegenheit, um den Ersatz für den unterdrückten Bogen wieder auf den notwendigen Umfang von 16 Seiten zu recken. Als Schiller bei der Redaktion von B freie Hand hatte, war es selbstverständlich, daß er den überflüssigen Lückenbüßer wieder beseitigte. Einen ähnlichen Vorgang können wir noch einmal im fünften Akt beobachten. An Stelle eines unterdrückten Bogens haben wir dort ein Stück Urfassung in dem Selbstzitat („Life of Moor") im „Versuch über den Zusammenhang" (Saec. 11, 63 f.). Auch hier hat B einen überflüssigen Einschub von A wieder beseitigt: in dem Zitat der Urfassung fehlen genau dieselben Sätze, die in B gestrichen sind, nämlich Goed. **176**, 13—**177**, 6 (Saec. hinter **134**, 27 Pastor). Das „Trauerspiel", das, wie später nachzuweisen ist, auf die Urfassung zurückgreift, verhält sich ebenso.

Solche Beispiele können, glaube ich, die Ansicht, man habe in A die vom Dichter ursprünglich gewollte einheitliche Form zu ehren, wohl erschüttern; schwerer werden wir mit dem zweiten Einwand fertig, nämlich daß der Dichter selbst in den letzten Jahren den ersten Druck sanktioniert habe.

Als die authentische Fassung mußte zu Lebzeiten Schillers das „Trauerspiel" gelten, das heißt die Mannheimer Bearbeitung, die von der Schwanschen Buchhandlung ohne Vorteil für den Dichter

[1]) Braun, Schiller im Urteil seiner Zeitgenossen 1, S. 5.

Digitized by Google

bis 1802 in Neuauflagen verbreitet wurde. Dieser ärgerlichen Ausbeutung war am besten ein Ende zu machen durch eine vollständige Neubearbeitung, die das Verlagswerk Schwans und Goetz' in Schatten stellte. Praktische Gründe führten so zum ersten Plan einer Sammlung der dramatischen Schriften, den Schiller seit 1785 plante und 1787 Göschen vorlegte[1]) und mit dem er sich am 16. März 1795 an Cotta wandte. Die Umarbeitung der drei Jugendstücke beschäftigte ihn seitdem, wie wir auch aus Goethes Zeugnis wissen,[2]) und daß die Räuberbearbeitung ihm besonders wichtig war, zeigt der Brief an Cotta vom 14. November 1797 mit der Bitte, ihm ein Exemplar von der ersten Ausgabe zu verschaffen: „Ich brauch es, um bei der neuesten Ausgabe das Brauchbare daraus zu benutzen." Cotta verschafft sich das Exemplar durch Joh. Wilh. Petersens Bemühung und schickt es am 24. Dezember desselben Jahres; Schiller empfängt die Sendung laut Kalender am 5. Januar 1798 und läßt am gleichen Datum Petersen für sein Andenken danken. Er unterläßt es aber, gleich an die Bearbeitung zu gehen und vergißt, scheint es, das in seinen Besitz gelangte Exemplar vollständig, so daß er am 27. November 1802, als es ihm mit dem „Theater" Ernst wird, die Bitte wiederholt: „Haben Sie doch die Güte, mir gelegentlich ein Exemplar der Räuber und von Cabale und Liebe (jene in ihrer ersten Gestalt und nicht nach der Mannheimer Ausgabe) zu übermachen." Erst im nächsten Brief vom 7. Januar 1803 erinnert er sich wieder des Besitzes, aber auch von jetzt ab findet er keine Zeit mehr, die geringste Änderung zu machen.

Völlig unberührt tritt dasselbe Räuberexemplar am 2. September 1805 die Rückreise nach Schwaben an, um nun als Druckvorlage für den zweiten Band des „Theaters" zu dienen. Cotta hatte sich am 27. August desselben Jahres an Schillers Witwe gewandt: „Nun zum Theater. Der erste Theil wird diese Woche ausgesetzt. Die Räuber waren gewiß nicht für diesen bestimmt, das wird Schillers Brief[3]) lehren, den ich gar zu gerne zurük hätte. Wahrscheinlich

[1]) Vgl. die bereits oben zitierten Briefe an Körner vom 3. Juli 1785 (Jonas 2, 252), an Göschen vom 21. Mai 1787 und 19. April 1788 (Jonas 7, 248, 255). Im Jahre 1789 wollte er einen Band „Theatralischer Schriften" bei Crusius herausgegeben und schickte diesem als Anfang des Manuskriptes eine (wahrscheinlich die Leipziger) Theaterbearbeitung des „Fiesko". (An Crusius 16. April, 6. Mai 1789, Jonas 2, 273, 286.)

[2]) Weimarer Ausgabe 1, 40, S. 88. Vgl. auch Schillers Brief an Körner 24. Oktober 1791 (Jonas 3, 164): „Nun wollen sie [für das Weimarische Theater] auch die Räuber und den Fiesko, weil ich mir hatte verlauten lassen, daß ich nächstens eine neue verbesserte Auflage davon veranstalten würde."

[3]) Es handelt sich um Schillers Brief an Cotta vom 13. Dezember 1804. Da Wilh. von Wolzogen, der Schillers Witwe in der Verwaltung des Nachlasses beriet, ihn verlegt hatte, so hatte Charlotte am 19. August aus einer Kopie die

Digitized by Google

haben Sie sich verschrieben. Nun bitte ich Sie aber aufs dringendste, da mein Buchdruker, der auf den zweiten Theil Anstalt gemacht hat, sehr verlegen ist, um Übersendung dessen was für den zweiten Theil nach Schillers Bs. bestimmt war: es werden gewiß die Räuber seyn — Schicken Sie mir die ersten Bogen durch Briefpost, das Übrige durch Rudolph.[1]) Bestimmen Sie mir gefl. gelegentl., für was ich zu sorgen habe, z. B. also für Cabale u. Liebe."

Charlottens Antwort lautete: „Da die Räuber selten sind, so sende ich Ihnen das Exemplar wieder, welches Sie Schiller einst sendeten. Keine Veränderungen hat er nicht gemacht, so viel[2]) weiß ich. Vom Fiesko besize ich nur eine Ausgabe, in Mannheim herausgekommen. Schiller hat auch nie gegen mich geäußert, daß er Fiesko ändern wolle. Ueberhaupt wär es ihm schwerer geworden, ein altes Stück zu ändern als ein neues zu machen,[3]) er sagte es auch oft."

Aus diesem Tatbestand ergeben sich folgende Schlüsse: Cotta und Charlotte v. Schiller wußten von der „Zwoten verbesserten Auflage" überhaupt nichts;[4]) sie hatten für das „Theater" nur die Wahl zwischen „Schauspiel" und „Trauerspiel"; diese Frage aber hatte Schiller selbst bereits zu gunsten des ersten gegen die Mannheimer Fassung entschieden. Aber weder hatte er die „Zwote Auflage" geradezu abgelehnt — denn daß er eine fundamentale Umarbeitung noch einmal ab ovo[5]) beginnen wollte, bedeutet nicht ohne weiteres eine Miß-

---

Einteilung des „Theaters" für Cotta von neuem aufgezeichnet und dabei die „Räuber" versehentlich zum ersten Bande gezogen. Sie bekennt den Irrtum am 2. September 1805: „Als ich es copirte für mich, so versah ichs und sah nicht, daß die Räuber zum zweyten Band geschrieben waren, daher der Irrthum."

[1]) Schillers treuer Diener wurde von Cotta übernommen, bei dem er im August 1805 eintraf. (Vgl. Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 559; Marbacher Schillerbuch 1905, S. 367.)

[2]) So heißt es deutlich im Original, während Vollmers Lesung „eine weiß ich" (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 279) irre führt. In den bisherigen Cottaschen Ausgaben ist tatsächlich eine Änderung des „Theaters" stehen geblieben, nämlich Saec. 87, 32 „versenkt" statt A: „verschwimmt, B: „verschwemmt".

[3]) Minor, Österreichische Rundschau 2, 323. So schrieb Schiller bereits nach Beendigung der Theaterbearbeitung 6. Oktober 1781: „Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung des Geists und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stük, ja selbst ein Meisterstük schaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen." Vgl. den ähnlichen Satz über die Vollendung des „Geistersehers" in Schillers Brief an Unger vom 26. Juli 1800 (Jonas 6, 178).

[4]) Ebensowenig Körner; wenigstens läßt er die 2. Auflage in der biographischen Einleitung seiner Ausgabe unerwähnt.

[5]) Ebenso hat er für die Bearbeitung des „Don Carlos", die 1801 erschien, die ersten fünf Stücke der „Thalia" bei Göschen bestellt, ohne sie schließlich zu berücksichtigen (Geschäftsbriefe S. 219). Beim „Geisterseher" dagegen hat er in die dritte Auflage ein inzwischen ausgefallenes Stück des Thaliadruckes wieder aufgenommen. Vgl. unten.

Digitized by Google

billigung der bereits geschehenen Verbesserungen — noch hatte er jemals die Absicht gehabt, die erste Auflage so unverändert im „Theater" abdrucken zu lassen, wie es nach seinem Tode geschehen ist. Vielmehr hat er ausdrücklich gesagt, daß er nur „das Brauchbare daraus" benutzen wolle. Wäre er zur Durchführung seines Planes gekommen, so läsen wir die „Räuber" in einer Form, die vielleicht der „Zwoten Auflage" näher stünde als ihrer Grundlage A. Denn die Streichungen, die in B geschehen sind, wären wahrscheinlich in dieser letzten Bearbeitung unabhängig in noch größerer Ausdehnung wiederholt worden; ebenso hätte vielleicht das Bedürfnis nach positiven Besserungen an manchen Stellen in ähnlicher Weise sich geltend gemacht wie in B.[1])

Es kommt auf eine Prüfung dieser Zutaten an, ob B den Vorzug vor A verdient. Gleich auf dem Personenverzeichnisse treten uns Bereicherungen entgegen; Amalia von Edelreich heißt jetzt: Nichte des Grafen; Daniel ist aus dem Hausknecht ein alter Diener im Moorischen Hause geworden, und in beabsichtigtem Gegensatz zu Dalbergs Zumutung finden wir das moderne Kostüm ausdrücklich vorgeschrieben: die Zeit der Geschichte um die Mitte des achtzehenten Jahrhunderts. Von Änderungen innerhalb des Textes, die nicht lediglich Werke des Rotstifts sind, sondern auf stilistischer Überlegung beruhen, führe ich, ohne durch Vollständigkeit ermüden zu wollen, die wichtigsten auf und ziehe, wo es möglich ist, den Wortlaut des Mannheimer Bühnenmanuskriptes (Mh) und der Schwanschen Drucke (Trsp) in Vergleich.

Saec. **18**, 8 f. [Goed. **30**, 7 f.] die Haare ausrauft über dem Brandschutt seines Hauses statt A: bankerott von der Börse geht. Fehlt Mh Trsp.

Saec. **28**, 28 [Goed. **44**, 14 f. **233**, 17] Goldmacher — Quacksalber — Lotterie und Jauner statt A: Pietisten — Quacksalber — Rezensenten und Jauner. Trsp steht dem Wortlaut von B näher: Quacksalber — Lotterie, Goldmacher durcheinander und Gauner. In Mh fehlt Lotterie.

Saec. **31**, 21 [Goed. **47**, 25. **236**, 24] Schwarzen statt A Trsp: Mollern. Hier mußten schon die bisherigen Ausgaben B anerkennen, auch Joach. Meyer, der zunächst der Lesart von Mh: Schweizern gefolgt war (in Mh. Trsp. fehlt die Figur des Schwarz).

Saec. **40**, 22 ff. [Goed. **58**, 20 f. **239**, 15 f.] Gram? — dieser Wurm nagt mir zu langsam — Sorge? — diese Natter schleicht mir zu träge — statt A: Sorge? — dieser Wurm .... und Gram? — diese Natter. Auch in Mh Trsp ist das Masculinum „Gram" der „Wurm", während die Natter Sorge weggefallen ist.

[1]) [Zum Folgenden ist auch zu vergleichen die Dissertation von Heinrich Lübring, Theaterbearbeitungen der Räuber, Greifswald 1904. Die Redaktion.]

Digitized by Google

Saec. **60**, 4 [Goed. **82**, 8] Weidenstumpen statt A: Weidenstozen. An dem Provinzialismus hatte der Erfurter Rezensent Anstoß genommen (Braun 1, 5).

Saec. **64**, 14 [Goed. **87**, 15] Nagel in der Wand statt A: Pfahl in dem Weinberg. Timme (Braun 1, 6) hatte den Vergleich als Beispiel gesuchten und abenteuerlichen Witzes aufgeführt.

Saec. **66**, 12 f. [Goed. **90**, 5 f. **256**, 5 f.] mit Mh Trsp: Führt meinen Rappen ab und wascht ihn statt A: Führ meinen Rappen ab, Schweizer, und wasch ihn. Schweizer, der nunmehr der Dienerrolle enthoben wird, hätte sich nicht lange entfernen dürfen, da er **67**, 12 bereits wieder das Wort ergreift.

Saec. **69**, 2 f. [Goed. **93**, 9 f. **258**, 27 f.] mit Mh Trsp: die von meinem halbfaulen Antezessor zu dreißigen aufflogen statt A: die an meinem ... hiengen.

Saec. **76**, 11 [Goed. **102**, 3. **265**, 9 f.] mit Mh Trsp: Hört ihrs wohl, Schweizer und Roller? statt A: Hörst dus wohl, Schweizer?

Saec. **91**, 32 b [Goed. **120**, 22. **276**, 24] (Es erfolgt ein langes Stillschweigen) fehlt A Mh Trsp.

Saec. **96**, 27—30 [Goed. **126**, 9—12. **281**, 18—21] springen ... entwinden[1]) .... kriegt ... zieht statt A M Trsp: sprangen .... entwanden .... kriegtest .... zogst.

Saec. **98**, 13 [Goed. **129**, 5] Heiter. statt A: Er lächelt. Zu Mh Trsp fehlt der ganze Auftritt bis auf die Zeilen 17—20: Hier solltest .... Abgott deines Volks, die in Karls späteren Monolog [Goed. **284**, 18—21] übergegangen sind.

Saec. **104**, 8 [Goed. **136**, 13. **288**, 9] schnell statt A Mh: blaß; Trsp: erschrocken.

Saec. **110**, 3 [Goed. **143**, 17] der die ganze Zeit über in ein tiefes Nachdenken versunken war fehlt A. Der ganze Auftritt fehlt Mh Trsp unter Einfluß von Timmes Rezension, die den alten Daniel für überflüssig und einige Szenen zwischen Daniel und Franz, und Daniel und Karl für langweilig erklärt hatte (Braun 1, 4 f.).

Saec. **117** [Goed. **153. 299**] Die Dekorationsangabe: Ein alter verfallener Thurm statt A Mh: Ein altes verfallenes Schloß; Trsp: Ein altes verfallenes Raubschloß. Dem entsprechend **125**, 23. 27. **126**, 31 mit Mh Trsp: Thurm statt A: Schloß eingesetzt, ebenso **130**, 19 mit Trsp: Thurm statt A Mh: Gewölbe.

Saec. **117** f. [Goed. **153** f. **299**]. Die wichtigste Änderung erfährt das Räuberlied, vor allem durch die Verteilung der einzelnen Strophen unter Solisten. Bedeutet in der ersten Zeile B: Karl-

[1]) entwanden Saec. 96, 28 ist als Druckfehler in einem Teil der Auflage zu berichtigen.

Digitized by Google

sieren, saufen statt A: Stehlen, morden, huren eine Milderung, so sind die anderen Änderungen größtenteils rhythmischer Natur und vermutlich durch den Wunsch Zumsteegs, in dessen Komposition der Text mit B übereinstimmt,[1]) veranlaßt. Timmes Rat (Braun 1, 6), wonach „das Räuberlied und ein Teil ihrer Unterhaltung hätte wegbleiben können", hat Schiller in Mh Trsp befolgt.

Saec. **121**, 21 [Goed. **158**, 21. **301**, 19] die Zweigen fallen vom Stamme statt A: die Blätter fallen von den Bäumen. Mh Trsp nehmen an der Hälfte der Änderung teil: die Blätter fallen vom Stamme.

Saec. **121**, 24—26 [Goed. **159**, 3 f. **301**, 22 f.] Gib die Parole, Hauptmann — und deine Befehle auf morgen. Und als Zusatz die stimmungsvolle Antwort Moors: Der sterbende Herkules sey heut' Parole statt A Mh Trsp: Gib uns Ordre Hauptmann — was sollen wir thun?

Saec. **123**, 26 [Goed. **161**, Fußnote zu Z. 15]. Mit der Aufnahme dieses Verses ist Joach. Meyer B gefolgt; er fehlt A und ist vermutlich Zumsteeg zuliebe eingefügt. Die drei Verse 14—16 sind dagegen in B versehentlich ausgefallen, wozu beim Seitenwechsel der gleiche Anfang Geh Anlaß gab; in Zumsteegs Komposition sind sie erhalten. B stimmt in diesem Gesang mit Zumsteegs Text nicht überein, bei dem 18 und 19 eine Zeile bilden: Mich noch aufhielt — Schwarzer Schiffer, lande!

Saec. **126**, 6 [Goed. **164**, 18. **304**, 21] Den Orkan henken in den Ritzen statt A: Den seufzenden Wind laut durch die Ritzen. Auch hier nehmen Mh Trsp eine Mittelstellung ein: Den Wind pfeifen durch die Ritzen.

Saec. **129**, 21 [Goed. **169**, 5. **309**, 17] mit Trsp: in mitternächtlichen Stunden statt A Mh: in mitternächtlicher Stunde.

Saec. **132**, 11 [Goed. **172**, 13. **312**, 20] mit Trsp: gezählt statt A Mh: geweiht.

Saec. **132**, 28 b [Goed. **173**, 5. **313**, 6] und Herrmann fehlt A Mh; Trsp stimmt mit B überein; Mh bestimmt das Geschwader genauer: mit Grimm und einigen Räubern, Kosinski, Ratzman.

B enthält also positive Besserungen, die wir ungern verloren gehen lassen; wurde doch einzelnes sogar in den auf A beruhenden Ausgaben berücksichtigt.

Welches Verhältnis hat sich nun aus dieser Zusammenstellung zwischen B einerseits und Mh Trsp anderseits ergeben? Nach den äußeren Daten müßte B zwischen Mh und Trsp stehen. Das Mannheimer Bühnenmanuskript (Mh) schickte Schiller am 8. Oktober 1781 an Dalberg, nachdem er sich seit August mit der Theatralisierung beschäftigt hatte. Vom 5. Januar 1782 — also wenige Tage vor

[1]) Wenn Saec. 117, 8 B gegen A und Zumsteegs Text „verstreun" hat, so ist dies jedenfalls Druckfehler.

Digitized by Google

der Mannheimer Aufführung am 13. Januar — ist die Vorrede von B datiert. Am 2. Februar 1782 schickt Schiller das Manuskript für die Druckausgabe des „Trauerspiels" (Trsp) an Schwan. Die oben angestellten Beobachtungen widersprechen diesem Verhältnis nicht: B hat die Mehrzahl seiner Änderungen mit Mh und Trsp gemeinsam; einzelne Änderungen (namentlich in den späteren Akten, z. B. Saec. **129**, 21 **132**, 11. 28 b) teilt es nur mit Trsp, während Mh bei A bleibt; in einer Anzahl von Fällen endlich steht B überhaupt allein, und Mh sowie Trsp folgen A. Daß B die gemeinsame Grundlage für Mh und Trsp war, ist demnach ausgeschlossen. Also wäre nach den bisherigen Beobachtungen folgender Hergang wahrscheinlich: Schiller hatte ein Handexemplar von A, das er durch Korrekturen allmählich zur Druckvorlage für B vorbereitete. Das Exemplar diente zur Grundlage für die Theaterbearbeitung; die zunächst eingetragenen Änderungen wurden sowohl von Mh als von Trsp übernommen; ein Teil dagegen kam nur noch Trsp zugute, da Mh inzwischen bereits abgezweigt war; die letzten Änderungen endlich behielt B für sich allein, denn die Vorlage für Trsp wird sich damals bereits in Abschreiberhänden befunden haben.

Aber tatsächlich ist der Sachverhalt komplizierter, denn Mh sowohl wie Trsp gehen nicht auf A zurück, sondern auf die Urfassung,[1]) wie ein Vergleich mit dem unterdrückten Bogen A^0 zeigt.

In Mh findet sich (Goed. **224**, Fußnote zu 15 ff.) die Stelle:

Karl. (Nimt ihn lächelnd bei der Hand.) Bruder mit unsern Donquixoterien ists nun am Ende!

die wir in AB ff. Trsp vermissen, aber in A^0 entdecken (Schnorrs Archiv 9, 282):

Moor nimmt ihn lächelnd bey der Hand. Bruder, mit unsern Donquixoterien ists nun am Ende.

Ebenso vgl. Mh Trsp [Goed. **226**, 21 f.]:

(auf den Tisch schlagend.) Aut Caesar, aut nihil! Du sollst eifersüchtig über mich werden.

Moor. (sieht ihn an) Moriz!

Spiegelberg. (steht auf, hitzig) Ja! eifersüchtig — giftig sollst du, sollt ihr alle über mich werden. Ich will Pfiffe ausspinnen, darüber euch der Verstand stille stehen soll.

[1]) In ähnlicher Sorglosigkeit benutzte Goethe für die Bühnenbearbeitung des „Götz" von 1804 einen schlechten Nachdruck der ersten Ausgabe, ohne sich zu erinnern, daß er das Stück für die erste Sammlung seiner Schriften (Göschen 1787) bereits überarbeitet hatte. Über einen analogen Fall im „Abfall der Niederlande" vgl. unten. Dasselbe wiederholt sich noch einmal beim „Don Carlos", wo Schiller die Besserungen, die er für die Ausgabe von 1802 auf den ersten vier Bogen angebracht hatte (vgl. Geschäftsbriefe S. 256), in der letzten Redaktion unverwertet läßt.

Digitized by Google

Mit Schnorrs Archiv 9, 290:

auf den Tisch schlagend. Aut Caesar, aut nihil! Du sollst eifersüchtig über mich werden.

Moor. Moriz! Wie wird dirs? Moriz!

Spiegelberg steht auf, hitzig. Ja! Eifersüchtig — giftig sollst du, sollt ihr alle über mich werden. Ich will Pfiffe ausspinnen, darüber euch der Verstand still stehen soll.

Endlich vgl. Goed. **230**, 29:

Spiegelberg. Dich nicht Razmann! dafür steh ich dir —

Mit Schnorrs Archiv 9, 296:

Spiegelberg. Dich nicht, Razmann! dafür steh ich dir —

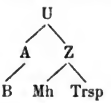
Ob noch in anderen Partien des Trauerspiels Reste der Urfassung erhalten sind, läßt sich nicht feststellen. Im letzten Akt, an den zunächst zu denken wäre, geht die Bühnenbearbeitung zu sehr ihre eigenen Wege; höchstens könnte man die Auftritte, die der Ermordung Amalias vorangehen (Goed. **331**, 29—**333**, 4), so verstehen, denn daß Karl Amalia „hoch aufhebt und in dieser Gruppe unerschrocken gegen die Bande schwingt", daß er ihr „Halstuch hinwegnimmt und ihr den Busen entblößt", sieht eigentlich mehr nach dem frühesten Überschwang aus als nach einer theatermäßigen Zutat, wie denn die zweite Anweisung gerade in Mh fehlt. Aber wahrscheinlich haben wir es doch mit einer späteren Erweiterung zu tun, zu der Timmes Rezension Anlaß gegeben hat mit den Worten: „Amaliens Ermordung scheint mir zu ruhig vollzogen zu werden." Dagegen findet eine tatsächliche Übereinstimmung zwischen Mh und der Urfassung, die bereits erkannt worden ist, nunmehr ihre Erklärung: der ursprüngliche Titel: „Der verlorene Sohn" taucht, als Schiller das Bühnenmanuskript an Dalberg sendet, vorübergehend wieder auf.[1])

Die Urfassung also lag der Theaterbearbeitung zugrunde, entweder in einem gedruckten Exemplar, das die unterdrückten Bogen enthielt, oder, was viel wahrscheinlicher ist, in einem Manuskript. In dieses Manuskript oder dessen bereits vorgenommene Umarbeitung und in ein Exemplar A trug Schiller unabhängig alle die Änderungen ein, die sich in B Mh Trsp gemeinsam finden. Ein solches Manuskript behielt er, auch nachdem die Abschriften für Mh und Trsp geschehen waren, noch zurück und zitierte danach das Stück in der Selbstrezension im „Wirtembergischen Repertorium". Die Zitate dort stimmen weder mit Mh noch mit Trsp genau überein; vgl. z. B. Goed. **370**, 8 f. und **201**, 9: Habt ihr noch was zu fordern? mit Goed. **333**, 17: Nicht wahr? so hoch schwindelte eure Schurken Forderung nie?

[1]) Minor 1, 325 f.; Petersen, Schiller und die Bühne S. 17.

Digitized by Google

Hier gibt die Selbſtrezenſion in Übereinſtimmung mit AB ff. die ältere Faſſung; Mh Trsp dagegen weiſen die ſpätere lebendigere Geſtalt auf. Ich nehme alſo an, daß Schiller in der Selbſtrezenſion nach Z, das heißt der gemeinſamen Grundlage von Mh und Trsp, zitierte und kann nun folgenden vereinfachten Stammbaum aufſtellen, in dem ich alles, was zeitlich vor A liegt (alſo den unterdrückten Bogen A⁰ und das Zitat in der Diſſertation als U zuſammenfaſſe:



Wir ſind durch dieſe Abſchweifung aus der Unterſuchung des Verhältniſſes von B zu A herausgeriſſen worden, aber wir werden bei der Rückkehr den Gewinn verwerten. Denn während bei den zunächſt aufgezählten Verbeſſerungen kein Zweifel an Schillers eigener Urheberſchaft beſtehen konnte, bleibt bei den Streichungen immer die Frage eines zufälligen Ausfalles zu erwägen. Für dieſe Beurteilung gibt uns das Verhältnis zur Bühnenbearbeitung einen gewiſſen Rückhalt: finden wir genau denſelben Satz auch in Mh Trsp geſtrichen, ſo ſind wir ſicher, daß die Weglaſſung in B auf Abſicht beruhte. Fehlt der Satz in Mh Trsp innerhalb eines größeren Zuſammenhangs, etwa mit dem ganzen Auftritt, ſo wird uns die Stütze freilich wieder entzogen. Iſt er in Mh Trsp erhalten, ſo bleiben wir für die Beurteilung von B vollends auf innere Gründe angewieſen.

Zu den Streichungen, die mit Mh Trsp übereinſtimmen, gehören alle diejenigen, die durch Timmes Rezenſion veranlaßt ſind und vermutlich gleich nach deren Empfang vorgenommen wurden; es ſind im weſentlichen die „Zweideutigkeiten, die dem feinern Theil des Publikums auffallend geweſen waren". Dazu gehören folgende Stellen:

Goed. **27**, 10—15 Wo ſtift .... müßte? [Saec. hinter **16**, 13 muß?]
Goed. **29**, 17 f. Die Kraft ſeiner Lenden ..... helfen. [Saec. hinter **17**, 32 Trauerſpielen.] Dieſe Stelle hatte Timme eigens bezeichnet.
Goed. **29**, 24—**30**, 2: Vergöttern ſich .... beim Aufſtreich überboten wird. [Saec. hinter **18**, 4 fürchten.] Hier hatte Timme den Provinzialismus „Aufſtreich" beanſtandet.
Goed. **30**, 3—6: fallen auf die Knie .... friſirt iſt. [Saec. hinter **18**, 6 Altare —]
Goed. **32**, 1—**33**, 13 Soll ich dir .... Spiegelberg. [Saec. hinter **19**, 22 ſchreiben!] Die oben erwähnte Erzählung von der Hundsleiche.
Goed. **42**, 19 f. ſiehſt du .... Vorſehung abgeben, — [Saec. hinter **27**, 20 erſparen —]

Digitized by Google

Goed. **43**, 5 f. und die Engel mit Schwänzen ihr hochheiliges Synedrium halten [Saec. hinter **27**, 30 musicieren]

Goed. **52**, 10 Nasen, Augen, Ohren schütteln sich [Saec. hinter **35**, 24 ekelt]. Diese Worte hatte Timme unter den Beispielen gesuchten und abenteuerlichen Witzes aufgezählt.

Goed. **80**, 1—7 Nun nehm .... Aebtissinn [Saec. hinter **58**, 31 in den Federn sein.]

Goed. **80**, 8 draussen [Saec. hinter **58**, 32 Kerls]

Goed. **80**, 11—13 und sich jämmerlich .... Donnerwetter zugesetzt, [Saec. hinter **59**, 2 tappten]. Hierzu vgl. Timme: „Die dritte Szene ist zu gedehnt, und das Räubergeschwäz ekelhaft. Spiegelbergs Erzälung hat keine Verbindung mit dem Stück, und die Geschichte mit dem Nonnenkloster ist zu schändlich, ist beleidigend." In Mh Trsp (Goed. **252** f.) fehlt die ganze Erzählung.

Goed. **140**, 20 f. der Vater .... Leib bekommen — [Saec. hinter **107**, 27 morden —]

Goed. **179**, 2—11. **316**, 18 einen eisernen Siegelring ..... der hatte in seiner Hand [Saec. hinter **136**, 15 Hand]. Man würde diesen Ausfall wegen des gleichen Schlusses Hand als Versehen betrachten können, wenn nicht Mh und Trsp mit B übereinstimmten. Vgl. Timme: „Im fünften Akt gefällt mir bei Franzens Verzweiflung sein Traum nicht: denn ich glaubte kein Drama, sondern einige Kapitel aus der Offenbarung Johannis zu lesen; völlig derselbe Ton."

Nicht alle Wünsche Timmes hat übrigens Schiller in B bereits befolgt; zum Ausfall des Räuberliedes, zur Beschränkung der Rolle des Daniel und zur Beseitigung des Pastor Moser kam es erst in Mh und Trsp, die auch in anderen Kleinigkeiten dem Erfurter Rezensenten gewissenhafter folgen. Obwohl z. B. Timme die Stelle (Saec. **25**, 11—16. Goed. **40**, 1—4) Schwarz. Wahrhaftig, da gäbs .... verlieren kann. beanstandet hat, bleibt sie in B erhalten und fällt erst in Mh Trsp (Goed. **231**, 7) weg. Ebenso Saec. **69**, 5—12. Goed. **93**, 11—18; **258**, 29 Bruder, Bruder!..... wirft sein Glas weg., wo Timme den Ausdruck: „Und nun die Loosung zur Freiheit: es war ein Knall, als ob dem Himmelsfas ein Reif gesprungen wäre;" gerügt hatte.

Auf die Streichungen, in denen B mit Mh Trsp übereinstimmt, ohne daß Timmes Rezension Anlaß war, gehe ich nicht ein,[1]) sondern

[1]) Man wird nirgends eine Lücke entdecken und nur Saec. 15, 21 einen Ausfall bedauern, nämlich den Vergleich des Gewissens mit den modernen Beinkleidern, die man nach Belieben weiter und enger schnüren kann (Goed. 26, 9—13). Im übrigen handelt es sich um folgende Stellen: Goed. 26, 5—7 (Saec. 15, 19); Goed. 46, 25 (Saec. 30, 24); Goed. 50, 16 (Saec. 27, 30); Goed. 77, 13 (Saec.

Digitized by Google

wende mich den Streichungen zu, die in Mh Trsp ganz oder teilweise erhalten sind, wo also der Verdacht eines zufälligen Ausfalles bestehen könnte. Es sind folgende Fälle:

Goed. **43**, 4 f. **232**, 20 f. (Saec. hinter **27**, 29 Himmels) von edler Begierde herbeigelockt, wo in Mh Trsp wenigstens herbei gelockt erhalten bleibt.

Goed. **53**, 9. **220**, 4 f. [Saec. hinter **36**, 16 fliegt] wie der Duft aus der welken Rose verdampft.

Goed. **126**, 19 f. **281**, 28 f. [Saec. vor **97**, 4 Da gibts . .] Das ist Wasser auf unsere Mühle, Hauptmann! Dagegen fehlt A Mh Trsp Hauptmann! hinter anzuzünden.

Goed. **136**, 13. **288**, 9 [Saec. vor **104**, 8 Er sagte] Hat er, hat er wirklich? Wie so laß mich doch hören! Die erste Hälfte in Mh Trsp erhalten.

Goed. **178**, 6 f. **316**, 8 [Saec. hinter **135**, 27 plötzlich] es war zur Stunde des Mittags — plötzlich. Auch hier wäre Ausfall wahrscheinlich, wenn in Mh Trsp nicht gerade nur das zweite plötzlich erhalten wäre.

Dagegen kommen wir nun zu den zweifellosen Auslassungen von B, die zum großen Teil aus einsilbigen Wörtern bestehen, z. B. Saec. **49**, 20 das eine wo, **54**, 24 bei; **71**, 17 b auf; **106**, 2 liebster vor gnädiger; **111**, 18 du; **115**, 15 hier; **149**, 6 b verhüllten. Auch wo es sich um eine Reihe von Wörtern handelt, läßt der Zusammenhang das Fehlende als unentbehrlich erscheinen, z. B. **88**, 17 Grimm. Pfui! pfui. **115**, 27—29 aber die Seelen .... Paradiese der Liebe — **123**, 14—16 vgl. oben. **149**, 9 Schwarz. Teurer Hauptmann! (Räuber Moor weicht weiter zurück.) Ebenso schloß die vorausgehende Anweisung mit zurück, also ist der Grund des Ausfalls ersichtlich.

Auf welche Weise bezüglich einzelner Wortänderungen von Fall zu Fall entschieden werden muß, dafür läßt sich hier das ganze Material nicht vorbringen. B hat zwar einzelne Druckfehler von A durchgehen lassen (z. B. Saec. **20**, 2 Kommt **26**, 7 hinterschleifen **53**, 7 worden statt morden), aber es stellt doch eine bis ins Kleinste sorgfältige Umarbeitung dar, und bemüht sich, die in der Vorrede versprochene „Pünktlichkeit des Drucks" zu erfüllen. Daß sich trotzdem im Druck wieder eine Menge kleiner Versehen einschlichen, die natür-

---

56, 32); Goed. 106, 15—17 (Saec. 80, 6); Goed. 131, 14 (Saec. 100, 9); Goed. 146, 22 (Saec. 112, 18); Goed. 157, 8 f. 300, 17 (Saec. 120, 22); Goed. 162, 11. 302, 18 (Saec. 124, 14); Goed. 167, 9 f. 307, 9 (Saec. 128, 2); Goed. 147, 7—9 (Saec. 133, 3); Goed. 176, 13—177, 6. 315, 11 (Saec. 134, 27); Goed. 189, 21 320, 12 (Saec. 145, 12); Goed. 198, 9. 330, 9 (Saec. 151, 32); Goed. 200, 2. 331, 9 (Saec. 153, 4).

Digitized by Google

lich aus unseren Ausgaben auszuschließen sind, ist nicht Schillers Schuld und mag ihn verdrossen haben. Keinesfalls können ihm aber diese Zufälligkeiten die Freude an der verbesserten Auflage derartig verdorben haben, daß er eine Besprechung verfaßt hätte, wie sie Bellermann[1]) ihm zuschreiben möchte. Wenn es im „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben" heißt: „Die unter dem Namen einer verbesserten Auflage in die Welt geschickte ‚Zweite Ausgabe der Räuber' (nicht die versprochene für die Bühne veränderte, sondern ein wörtlicher Nachdruck der allerersten) hat zwar die Druckfehler der ersten nicht mehr, aber ungleich mehr neue und wichtigere, so daß sich jeder Liebhaber des Stückes damit betrogen findet. Auch ist die ohnedies heillose Edition durch ein höchst elendes Kupfer[2]) verunstaltet. Der Verfasser ist durch diese Stümperarbeit im höchsten Grade beleidigt" — so wird diese Anzeige, die von einer nur ganz oberflächlichen Kenntnis des Buches zeugt, eher von einem Gegner stammen, dem Schillers Unzufriedenheit mit den vielen Druckfehlern hinterbracht worden ist.

2. Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.

Wenn wir den Stammbaum eines Schillerschen Dramentextes über den ersten Druck hinaus aufwärts in seine Entstehungsgeschichte verfolgen, so werden wir (das zeigt die vorausgehende Untersuchung der „Räuber"; deutlicher erkennen wir es bei „Don Carlos", „Wallenstein", „Maria Stuart", „Tell") immer eine Verzweigung der Wurzeln beobachten. Wir blicken in eine emsige Abschreiberwerkstatt hinein; mehrere Manuskripte entstehen gleichzeitig und werden unabhängig voneinander für verschiedene Zwecke redigiert: das eine mit vielen Strichen zum Verkauf an eine kleinere Bühne, die an Personal arm ist und unter dem Drucke der Zensur steht, das andere für ein großes Theater, das solchen Einschränkungen nicht unterliegt; das dritte zur Versendung an Freunde, das vierte als Vorlage für eine Übersetzung ins Englische, das fünfte endlich als endgiltiges Druckmanuskript für den Verleger.

Bei einem prosaischen Text, der nicht diesen vielseitigen Zwecken dienstbar gemacht wird, ist ein so komplizierter Hergang ausgeschlossen; immerhin sind auch beim „Abfall der Niederlande" die Verhältnisse nicht so einfach, als wir erwarten sollten. Den Anfang eines Manuskriptes hat Schiller bereits längere Zeit vor Beginn des Druckes[3])

[1]) Band 13, 502 f. seiner Ausgabe. Minor, Aus dem Schillerarchiv S. 22 ff.

[2]) Der bekannte Löwe mit dem: In Tirannos.

[3]) Wenn in Bellermanns Schillerausgabe 6, 205 behauptet wird, es seien schon am 28. Februar 1787 die ersten vier Aushängebogen des „Abfalls" gedruckt

Digitized by Google

an Crusius eingesandt; es stellte noch nicht die endgiltige Form dar und verfolgte im wesentlichen den Zweck, der Bitte um Vorschuß Nachdruck zu verleihen.[1]) Inzwischen machte ein zweites Manuskript, das Schiller zurückbehielt, noch mancherlei Veränderungen durch, so daß der erste Druck im Januar- und Februarheft des „Teutschen Merkur" einen anderen Text darbot, als Crusius in Händen hatte. Deshalb schickte Schiller am 24. Januar und 7. Februar 1788 ein zweites Manuskript an Crusius mit dem Auftrag, es mit dem ersten zu vergleichen und in das erste alle Änderungen zu übertragen. Es erscheint unpraktisch, daß nicht ohne weiteres das zweite Manuskript als Druckvorlage benutzt werden sollte; aber diese Anordnung wird durch die folgende Bitte erklärt: „daß die Noten und Citaten, welche sich zu den 2 beifolgenden gedruckten Bogen in meinem ersten Mscrpte finden, mit aufgenommen werden." Dieses zweite Manuskript (Vorrat für 12 Bogen) wurde also eröffnet durch 33 Seiten (S. 3—35) aus dem Januarheft des „Teutschen Merkur" (T); da aber in T die Zitate fehlten, war es nicht ohne weiteres als Druckvorlage zu gebrauchen und mußte, ebenso wie das folgende Manuskript, der von Schiller angeordneten Bearbeitung unterzogen werden. Crusius fand dazu keine geeignete Persönlichkeit und schickte beide Manuskripte nach Weimar zurück,[2]) wo Schiller zwischen dem 31. Januar und 9. Februar diese Arbeit vermutlich selbst ausführte, um dann die korrigierten Teile noch einmal abschreiben zu lassen. Zu diesem, nunmehr dritten, Manuskripte gehörte indessen der Eingang nicht; da der Einleitung (T 3—27; A 3—28; Saec. 3—18) außer einem Tacitus-Zitat keine neuen Fußnoten beizufügen waren, behielt Schiller die gedruckten Blätter bei und gab die Anweisung: „Das Gedruckte im T. Merkur wird wörtlich abgedruckt biß p. 27."

---

gewesen, so ist das ein Mißverständnis von Goedeke, Geschäftsbriefe S. 28 f. Unter „unserem Werke" ist die „Geschichte der Rebellionen" verstanden, zu der der „Abfall" auch gehören sollte, die aber durch Hubers „Bedemar" und „Rienzi" eröffnet wurde. Die Bitte, am 6. März 1787, den Setzer noch einige Zeit pausieren zu lassen, bezieht sich ebenfalls auf den Druck der vorausgehenden Rebellionen, der hinausgezogen werden soll, bis der Anschluß der „niederländischen" erfolgen kann. Am 6. Oktober 1787 berichtet Schiller erst, er habe eben angefangen, sein Manuskript ins reine zu schreiben; in demselben Monat mag er einen Teil geschickt haben. Im November desselben Jahres hätte nun der Druck der „niederländischen Rebellion" beginnen müssen, aber nun entdeckt Schiller am 5. November dem Verleger seinen Entschluß, das Werk selbständig in größerem Format und Druck herauszugeben. Nun wird erst ein Muster des neuen Drucks und Formats hergestellt; mit dem Satz konnte erst im Februar 1788 angefangen werden. (Vgl. Koßmann, Euphorion 6, 515 ff.)

[1]) Vgl. die Briefe an Körner vom 18. August 1787; an Huber 14. September und 6. Oktober 1787 und an Crusius 6. Oktober 1787.

[2]) Koßmann, Euphorion 6, 521.

Digitized by Google

Daß diesem Auftrag entsprochen wurde, läßt sich an Kleinigkeiten nachweisen; in der Einleitung gehen die Formen teutsch und Teutschland (Saec. 14, **8**, 35. **15**, 11), die zur Norm des „Teutschen Merkur" gehören, durch bis in die späteren Auflagen, während vom ersten Buche ab seit der ersten Auflage (A) die Form deutsch (entsprechend Schillers damaligem Gebrauch) durchgeführt ist. Wo nun in der Einleitung (Saec. **3**—**18**) der Text A von T abweicht, werden wir kleinliche Änderungen nicht für autorisiert halten, sondern dem Setzer und Korrektor von A zuschreiben. Es handelt sich um folgende Fälle: Saec. **3**, 21 Versuchs statt Versuches; **4**, 8 erstaunenswürdigen statt staunenswürdigen; **5**, 38 nach hieß Semikolon statt Doppelpunkt; **6**, 1, nach Mittler Semikolon statt Komma; **12**, 31 verschiedne statt verschiedene; **16**, 13 Glaubenstrennung statt Glaubens-Trennung. Wie in der Interpungierung, so ist noch in einem anderen Falle dem Korrektor Recht zu geben, nämlich **10**, 34 diese statt dieses, das wohl Druckfehler in T war. Ausgeschlossen ist freilich nicht, daß auch Schiller selbst hier eingriff; hat er doch wahrscheinlich das Tacitus-Zitat (Saec. **18**, 30) dem Text von T angefügt und dafür auf S. 3 Wielands Fußnote gestrichen.

Das Verhältnis der ersten Auflage zum Merkurabdruck ist demnach klargestellt. Nun war man aber eine Zeitlang im Zweifel, welcher von den beiden Drucken von 1788 eigentlich als die erste Auflage anzusehen sei: der Großoktavdruck von 548 Seiten mit dreifachem Titel, Titelvignette und Druckfehlerverzeichnis auf der letzten Seite (A), oder der engere Druck auf 387 Seiten schlechteren Papieres (a). Koßmann[1]) hat mit Sicherheit nachgewiesen, daß A der Druck war, den Schiller selbst zunächst in Aushängebogen zugestellt erhielt. Die billigere Ausgabe a wurde, vielleicht ohne Schillers Wissen, hergestellt, um fremdem Nachdruck vorzubeugen, und zwar muß sie noch vor Abschluß von A gedruckt worden sein, denn sie wiederholt die meisten der Druckfehler, die auf der letzten Seite von A berichtigt sind,[2]) und muß Blatt 69/70 neu drucken, ebenso wie A auf S. 99/100 die ursprüngliche Fassung durch einen Karton ersetzt hat. Man hat also für das Verhältnis von a zu A zwei Annahmen zur Wahl: entweder ist a nach demselben Manuskript wie A gesetzt worden, oder nach den Aushängebogen. Man muß sich zur zweiten Möglichkeit entscheiden, denn a teilt die Mehrzahl der Druckfehler von A, und bringt zwar einzelne Berichtigungen, aber niemals solche, die nicht ein Korrektor, auch ohne das Manuskript zu vergleichen, hätte ausführen können.

[1]) Euphorion 6, 530 ff.

[2]) Es sind nicht alles wirkliche Druckfehler, sondern zum Teil stilistische Mängel, die Schiller nachträglich verbesserte.

Digitized by Google

Somit wäre a als Nachdruck zu bezeichnen. Anders verhalten sich zueinander die beiden Drucke der zweiten Auflage von 1801: B, in zwei Bänden von 430 und 358 Seiten mit Kupfern, und b, in zwei Bänden von 294 und 239 Seiten ohne Kupfer. Ebenso wie A erscheint B wiederum als die offizielle Ausgabe; indessen hatte Goedeke,[1]) nachdem er im Band 7 seiner Historisch-kritischen Ausgabe die Varianten kennen gelernt hatte, kein Recht mehr, b als einen Nachdruck zu bezeichnen. Folgende Fälle, in denen B allein steht, beweisen schlagend, daß b nicht von B abhängt: Saec. **4**, 38 [Goed. **9**, 16] und fehlt B; Saec. **7**, 3 [Goed. **11**, 26 Variante unrichtig] zerrissen B statt zerreißen T A a b; Saec. **10**, 32 [Goed. **15**, 15] in Europa fehlt B; Saec. **19**, 25 [Goed. **24**, 18] Geldern fehlt B; Saec. **26**, 2 [Goed. **32**, 2] ihre Gewerbe B statt des kollektiven ihr Gewerbe T A a b; Saec. **54**, 30 [Goed. **63**, 21] zum Opfer fehlt B; Saec. **132**, 35 [Goed. **139**, 26] des fehlt B; Saec. **210**, 5 [Goed. **221**, 22 f.] sagen B statt zusagen A a b; Saec. **305**, 27 [Goed. **311**, 27] Süßigkeiten B. Daß Goedeke aus dem ersten dieser Beispiele, aus dem Wiedereinsetzen eines in T A a stehenden und in B ausgefallenen und, die Unrechtmäßigkeit des Druckes b folgerte, war eine mangelhafte Logik; in allen den eben aufgezählten Fällen (ausgenommen Saec. **54**, 30 und **132**, 25) handelt es sich um Entstellungen von B, die auch dem aufmerksamsten Korrektor entgehen mußten und ihn keinesfalls zu einer selbständigen Berichtigung nötigten. Eine solche Berichtigung liegt **24**, 21 vor, wo es statt A a B einer Leidenschaft in b der Leidenschaft heißt. Aber hier berichtigt der Korrektor nicht B, sondern A a, wo traurigen, das wir T entnehmen, bereits ausgefallen war.

Der Sicherheit halber sei auch die unwahrscheinliche entgegengesetzte Möglichkeit geprüft, nämlich daß b der frühere Druck sei und B auf ihm beruhe. Diese Annahme wird durch folgende Fälle widerlegt: Saec. **101**, 12 [Goed. **109**, 12 Variante übersehen] noch fehlt b; Saec. **123**, 3 [Goed. **130**, 6 Variante übersehen] Freude b statt Fronde A a B; Saec. **135**, 37 [Goed. **142**, 24] wurden b statt werden A a B; Saec. **147**, 30 [Goed. **164**, 1] seines b statt eines A a B. Saec. **158**, 4 f. [Goed. **173**, 11] lieber in b vor führen statt wie in A a B vor die ganze; Saec. **177**, 29 [Goed. **191**, 15] bürgen b statt gewähren A a B; Saec. **206**, 30 f. [Goed. **218**, 25] ein günstiges b statt eine günstige A a B. In allen diesen Fällen hätte B, wenn b seine Vorlage gewesen wäre, ihm folgen müssen; dagegen zeigen die beiden letzten Beispiele deutlich die Hand des Korrektors von b, der hier Schillersche Eigenheiten zerstörte, ebenso wie er andere Formen konsequent modernisierte, z. B. erschröcken in erschrecken,

[1]) Geschäftsbriefe Schillers S. 249.

Digitized by Google

zwo in zwei, zehen in zehn, ohngefähr in ungefähr, Reuter in Reiter, dauren in dauern, andre in andere.

B und b sind also voneinander unabhängig und beruhen auf derselben Grundlage. Die Frage nach dieser Grundlage hat durch Koßmanns mehrfach erwähnten Aufsatz eine wertvolle Förderung erfahren. Indem er das ursprüngliche Blatt, das durch Karton ersetzt worden ist, veröffentlicht, weist Koßmann nach, daß B und b in der einzigen Partie, wo sie sich nicht nur durch Streichungen, sondern durch starke Abweichungen des Wortlautes von A a unterscheiden, auf die ursprüngliche Fassung zurückgehen — also der analoge Fall, wie wir ihn oben bei den „Räubern" beobachteten. Koßmanns Resultat, daß ein Exemplar von a, das diese unterdrückte Fassung enthielt, Vorlage für B war, soll indessen nicht ohne Prüfung hingenommen werden.

Ich untersuche zunächst, wie sich a B b zu den im Druckfehlerverzeichnis von A gegebenen Berichtigungen verhalten, und finde dabei folgendes Ergebnis:

Wenn einer dieser Druckfehler in a verbessert ist, dann wird er auch in B b nicht wiederholt,[1]) und zwar in folgenden Fällen: Saec. **32**, 1 [Goed. **39**, 2] barbarischer; Saec. **55**, 24 [Goed.[2]) **64**, 18] beherrschte; Saec. **102**, 5 [Goed. **110**, 8] einer statt seiner; Saec. **198**, 13 f. [Goed. **210**, 24] demnach statt demnoch; Saec. **236**, 4 [Goed. **245**, 26] ihm statt ihnen.

Ist dagegen der Fehler in a nicht verbessert worden, so kehrt er auch in B b wieder; dafür sind folgende Fälle aus den ersten zwei Büchern anzuführen: Saec. **32**, 12 [Goed. **39**, 11] Havre statt Gavre; Saec. **43**, 26 [Goed. **52**, 6] Glück statt Unglück; Saec. **52**, 18 f. [Goed. **61**, 12 f.] Komma nach Gewerbes, und Semikolon nach Früchte.[3]) Saec. **56**, 7 f. [Goed. **65**, 3], weil er beides vereinigen wollte wollte fehlt; Saec. **66**, 31 [Goed. **76**, 6] Leute statt Bande; Saec. **67**, 6 [Goed. **76**, 11] eine Nation statt die Nation; Saec. **68**, 19 f. [Goed. **77**, 22] unverletzlich; Saec. **101**, 35 [Goed. **110**, 1] beichtet statt berichtet; Saec. **102**, 8 [Goed. **110**, 10] das Geschäft, fehlt; Saec. **122**, 8 [Goed. **129**, 13] Schrecken statt Schranken. Nur einmal haben B und b einen Druckfehler von A a selbständig verbessert, nämlich Saec. **60**, 35 [Goed. **69**, 17] begraben in gepflanzt (statt gegraben, wie im Druckfehlerverzeichnis von A berichtigt ist).

[1]) Eine Ausnahme findet sich Saec. 62, 17 f. [Goed. 71, 25], wo „begleiten" in a b verbessert ist, aber in B wiederkehrt, vermutlich durch Zufall.

[2]) Die Variante ist zu berichtigen; in a ist der Fehler nicht stehen geblieben, sondern in „beherrschten" verbessert.

[3]) Vielleicht ist dies die Stelle, die Schiller im Brief an Crusius vom 17. April 1788 als Eingriff des Zensors bezeichnet. Mit der Angabe, daß ein Komma gestrichen sei, kann er sich in der Erinnerung geirrt haben.

Digitized by Google

Anders wird das Verhältnis vom dritten Buche ab, denn nun werden die in a stehen gebliebenen Druckfehler gemäß dem Verzeichnis von A in B b berichtigt. Und zwar sind es folgende Fehler der ersten Auflage: Saec. **182**, 19 [Goed. **195**, 22] Concilium; Saec. **194**, 13 [Goed. **207**, 6] Alternation; Saec. **198**, 22 [Goed. **211**, 1] ihrer; Saec. **201**, 32 [Goed. **214**. 4] Die statt Sie; Saec. **237**, 2 [Goed. **246**, 23 f.] verzweifelnd; Saec. **241**, 18 [Goed. **250**, 29] diesem statt dem; Saec. **244**, 17. **245**, 3. **246**, 20. **248**, 17. 21. 27. [Goed. **253**, 28. **254**, 11. **255**, 23. **257**, 14. 18. 22] Alara; Saec. **256**, 24 [Goed. **265**, 2] die statt welche; Saec. **262**, 12 [Goed. **270**, 18] warfen; Saec. **264**, 4 [Goed. **272**, 9] auf die statt auf der; Saec. **278**, 33 [Goed. **286**, 4] Unternehmung statt Unterredung; Saec. **302**, 21 [Goed. **308**, 26] Arila; Saec. **310**, 26 [Goed. **316**, 16] Pauotto statt Paciotto. Da diese Vollständigkeit der Berichtigungen nur mit Benutzung des Druckfehlerverzeichnisses von A zu erreichen war, scheint es erwiesen, daß Schiller vom dritten Buche ab für die Redaktion von B b auch A benutzte. Die einzige Ausnahme bestätigt die Regel; Saec. **204**, 14 ziehen B b mit offenkundiger Absicht statt der im Druckfehlerverzeichnis von A angegebenen Lesart: eines Burggrafen von Antwerpen [von Antwerpen fehlte A a] die kürzere Fassung: ihres Burggrafen vor.

Außerdem finden wir, über das ganze Werk hin verstreut, einzelne Stellen, wo B und b, gewiß nicht zufällig, mit A gegen a zusammenstimmen, nämlich: Saec. **78**, 33 [Goed. **87**, 29] welchem A B gegen welchen a b (weshalb b nicht von a abzuhängen braucht; es konnte die notwendige Korrektur selbständig wiederholen); Saec. **106**, 36 [Goed. **114**. 31] statt Strada 78 fg. schreibt A: Strada 79. 79; a: 78. 79; B b: 79. B b wurde zur Auslassung vermutlich durch die sinnlose Doppelzahl in A veranlaßt; Saec. **154**, 10 [Goed. **169**, 30] Komma steht in A B b fälschlich hinter allein statt wie in a hinter Staatsräthe; Saec. **183**, 9 [Goed. **196**, 11] ruft A B b statt rufte a; Saec. **188**, 22 [Goed. **201**, 22] zusammengefaltete A B b statt zusammengefaltene a; Saec. **201**, 9 f. [Goed. **213**, 13—15] aus dem Stegreif steht in a hinter läßt sich statt wie in A B b hinter Baumstämmen. Saec. **288**, 9 [Goed. **295**, 2] hatte A B b gegen das richtige hatten a.

Ungefähr ebensoviel vereinzelte Fälle lassen sich finden, in denen B und b mit a übereinstimmen, nämlich: Saec. **37**, 38 [Goed. **45**, 31, Variante unvollständig] sanftern a B b gegen sanfteren A; Saec. **56**, 1 [Goed. **64**, 31] dieses a B b gegen diese A; Saec. **63**, 7 [Goed. **72**, 23] vor a B b gegen für A; Saec. **241**, 10 [Goed. **250**, 23] schadete a B b gegen schadeten A; Saec. **268**, 1 [Goed. **275**, 28] ehemals a B b gegen ehmals A; Saec. **308**, 4 [Goed. **314**, 1] Kuilem-

Digitized by Google

burgische a B b statt Kulemburgische A. Aber da in allen diesen Fällen B b dieselbe Berichtigung auch unabhängig von a einführen konnte, liegt kein zwingender Beweis vor, daß a vom dritten Buche ab noch benutzt worden wäre. Die Frage ist also dahin zu entscheiden, daß Schiller durcheinander Blätter von a und solche von A zur Hand nahm, vom dritten Buche ab aber nur noch solche von A. Wie wir uns diesen abwechselnden Gebrauch zu denken haben, bereitet Schwierigkeiten, da A und a in ihrem Seitenumfang durchaus nicht zusammenstimmen. Ein Beispiel wenigstens, daß Schiller auch bei anderen Bearbeitungen verschiedene Drucke in die Hand bekam, findet sich in dem Brief an Göschen vom 15. Oktober 1801: „Wegen des 30jährigen Krieges, den Sie mir neulich überschickt muß ich Sie nochmals plagen. Der erste Bogen, den ich hier zurücksende ist mangelhaft, er ist von einer andern Ausgabe und mit römischen Seitenzahlen, da die übrigen Bogen mit deutschen Zahlen paginiert sind; dieß schadete zwar nichts aber es fehlen zu dem Bogen 5 Blätter. Sobald ich ihn vollständig habe fange ich die Revision an." Welches diese Ausgabe mit römischen Seitenzahlen war, kann ich nicht ermitteln; dagegen läßt sich der Nachweis führen, daß Schiller tatsächlich auch in der deutsch paginierten Vorlage zwei verschiedene Ausgaben des „Dreißigjährigen Krieges" benutzte (vgl. den Anhang).

Ich kehre nun zur zweiten Ausgabe des „Abfalls" zurück. Da die Drucke B und b, wie oben nachgewiesen ist, dieselbe Vorlage gemeinsam haben, läßt sich ein festes textkritisches Prinzip aufstellen: Jedesmal, wenn B gegenüber A a b allein steht, ist es im Unrecht (vgl. die Beispiele auf S. 60). Ebenso sind es nur Fehler, in denen b von A a B abweicht. Die Übereinstimmungen von B und b geben dagegen die Vorlage genau wieder.

Dieses Prinzip würde indessen auf Irrwege führen, wenn wir der Vorlage, die im Zusammengehen von B und b rekonstruiert ist, durch Dick und Dünn folgen wollten. Diese Vorlage von B und b kann nicht in allem Schillers Absichten entsprochen haben, denn weder war es seine Art, so kleinliche Korrekturen wie bessere statt beßre, edlere statt edlern, oder Volke, Heere, Königes statt Voll, Heer, Königs durch das ganze Werk pedantisch durchzuführen, noch können offenbare Fehler mit seinem Willen in B b eingedrungen sein, wie Ausgang statt Ausweg (Saec. **13**, 25), Mündung statt Mündungen (Saec. **20**, 26), Ausfall von Sohn (Saec. **23**, 23), ursprüngliche statt ursprünglich (Saec. **25**, 35 f.), väterlichen statt vaterländischen (Saec. **45**, 20), Bomgeest statt Bangeest (Saec. **80**, 5), Rechtsangelegenheiten statt Reichsangelegenheiten (Saec. **89**, 30). Diese Fälle sind als Schreibfehler zu erklären und liefern so den indirekten Beweis, daß die Vorlage von B und b

Digitized by Google

nicht aus von Schiller durchkorrigierten Druckbogen, sondern aus deren Abschrift bestand. Als Bestätigung findet sich das direkte Zeugnis in Schillers Brief an Crusius vom 28. August 1800: „Ich wünschte nun zu wissen, welch Format und welche Schrift Sie zu meiner Niederländischen Geschichte erwählt haben. Das Mskrpt. ist eben unter den Händen des Abschreibers und Sie erhalten es noch im September." Auch die beiden Beilagen waren natürlich dem Abschreiber gegeben, was sich beim „Egmont" wie bei der „Belagerung von Antwerpen" an den gleichen Indizien erkennen läßt.

Diese Erkenntnis befreit uns von der Verpflichtung, B b überall anzuerkennen, und verleiht uns das Recht, auch kleine Auslassungen, die als Lücken empfunden werden, wieder herzustellen. Die Säkularausgabe hat hierin den Mittelweg eingeschlagen zwischen Joachim Meyer, dessen Rückgriffe auf A zu weit gehen, und Bellermanns Ausgabe, die sich zu eng an B b anschließt. Gewisse Auslassungen, z. B. Saec. **42**, 32 und, **88**, 22 am besten, **276**, 4 zu tief in den Menschencharakter und sind mit Sicherheit auf Rechnung des Abschreibers zu setzen, während bei anderen Schillers späteres Streben nach knapperem Ausdruck in Betracht gezogen werden muß. Diese Tendenz zur prägnanten Kürze in allen späteren Redaktionen soll weiter unten beim „Geisterseher" behandelt werden; hier sei nur noch darauf eingegangen, wie weit das Medium des Abschreibers bei den Umarbeitungen anderer Werke in Frage kommt.

Nur die außerordentliche Billigkeit der Schreiberlöhne läßt verstehen, daß man damals diese Kosten dem Aufopfern eines neuen Exemplares vorzog. Für die Herstellung von versendbaren Theatermanuskripten hatte Schiller in späterer Zeit ohnehin immer einen oder mehrere Schreiber an der Hand; auch Goethe vertraute ihm die „Iphigenie" in Abschrift zur Umarbeitung an;[1]) als Druckmanuskripte für verbesserte Neuauflagen seiner eigenen Dramen scheint Schiller dagegen doch lieber ältere Auflagen zerschnitten zu haben, wie die im Cottaschen Archiv erhaltenen, im Jahre 1805 für das „Theater" bearbeiteten Exemplare des „Don Carlos" und der „Jungfrau von Orleans" zeigen. Anders bei Sammlungen, deren einzelne Stücke von verschiedenen Stellen zusammenzusuchen waren, wie bei den „Gedichten" und den „Kleineren Prosaischen Schriften". Daß für den ersten und zweiten Teil der „Prosaischen Schriften" das Manuskript abgeschrieben wurde, sagen die Briefe an Körner vom 30. März 1789 und an Crusius vom 15. Oktober 1799;[2]) beim dritten und vierten Band wird das Verfahren das gleiche geblieben sein. Wenigstens fehlt es

[1]) Goethe an Schiller am 19. Januar 1802.
[2]) Jonas 2, 269. 2, 97.

Digitized by Google

in allen vier Bänden nicht an Spuren der fremden Mitwirkung. Die größten Verwüstungen hat der Schreiber im Manuskript des ersten Bandes angerichtet, wo er alle Sperrungen anzumerken vergaß und (in den „Philosophischen Briefen") Verse als Prosa schrieb und durch Flexionsänderungen metrisch zerstörte (z. B. Saec. 11, **114**, 24. 32 ff. **119**, 10). Aus dem zweiten Bande der „Prosaischen Schriften" seien folgende Abschreibersünden erwähnt: Saec. **257**, 2 politischen statt poetischen, **260**, 24 eigenen Gerechtsame, **262**, 1 wohlthätig; aus dem dritten Bande: Saec. 12, **15**, 16 und statt oder; **19**, 20 es statt er; **25**, 20 Elementarstreit; aus dem vierten Bande: Saec. 11, **157**, 26—28 Auslassung von für uns möglich .... des Vergnügens.

Wenden wir uns noch zu den anderen prosaischen Werken, so fehlen im Text des „Dreißigjährigen Krieges" alle Indizien für Schreibervermittlung; und ein direktes Zeugnis bestätigt, daß Schiller bei der Bearbeitung von 1802 gedruckte Blätter benutzte.[1]) Wie es sich beim „Geisterseher" verhält, ist unsicher und erfordert eine eingehendere Untersuchung.

3. Der Geisterseher.

An kein Prosawerk hat Schiller das gleiche Maß von redaktorischer Sorgfalt gewendet wie an seinen Roman. Zwar blieb er dem gespannten Publikum alle Lösungen der gestellten Rätsel schuldig und brachte in den späteren Auflagen den Torso um keinen Schritt der Vollendung näher; aber es ist als habe er doch ein drückendes Gefühl der Verpflichtung empfunden und sein Gewissen durch die peinliche Kleinarbeit einer sprachlichen und stilistischen Revision zu entlasten gesucht. So liegt denn das Romanfragment in vier stark voneinander abweichenden Fassungen vor uns:

A: Thalia **4**. Heft (1787) S. 68—94 (entspricht Saec. **231—251**, 5). — **5**. Heft (1788) S. 67—132 (Saec. **251**, 6—**296**, 3). — **6**. Heft (1788) S. 84—164 (Saec. **296**, 4—**322**, 12). — **7**. Heft (1789) S. 70—109 (Saec. **322**, 13—**339**, 21; **347**, 14—**353**, 6). — **8**. Heft (1789) S. 84—96 (Saec. **339**, 30—**347**, 12).

[1]) An Göschen 4. Juli 1802 (Jonas 6, 399): „... daß ich Ihnen die letzten Blätter des 30 jährigen Kriegs noch nicht übersendet habe. Aber leider sind diese Blätter verlegt und ich kann sie nicht finden. Soviel ich weiß ist nichts darinn abgeändert, es müßte denn seyn, daß sie etwas enthielten, was auf den Damen Calender Beziehung gehabt hätte. Wenn dieß der Fall nicht ist, so kann das Alte, so wie es ist, abgedruckt werden. Sonst aber ersuche ich Sie, den kleinen Rest mir in Abschrift hieher zu senden, weil es schade wäre ein Exemplar deßwegen zu verstümmeln." Am Schluß sind in der Tat einige Beziehungen auf den Damenkalender gestrichen, doch kann dies auch in Leipzig ausgeführt worden sein. Jedenfalls kommt die Mitwirkung des Abschreibers höchstens für diese letzten Blätter in Betracht.

Digitized by Google

B: Erste Buchausgabe, Göschen 1789, mit Kupfer von West (Geisterbeschwörung), Titelbl. und 338 Seiten.

C: Neue vom Verfasser aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, Göschen 1792, mit Kupfer von Penzel (Der Prinz erblickt die Griechin vor dem Altar), Titelbl. und 318 Seiten.

D: Dritte verbesserte Ausgabe, Göschen 1798, mit Kupfer von Schnorr (Die Griechin) und 292 Seiten.

Mit dem Druck von B wurde bereits, ehe A abgeschlossen war, begonnen; die Buchausgabe erschien noch vor dem 8. Heft der „Thalia", aus dessen Inhalt das Fragment „Der Abschied" erst zum zweiten Teile des Romans gehören sollte. Statt dessen erscheint der Schluß des ersten Bandes (Saec. **353**, 6—**359**) in B zum ersten Male; die vorausgehenden Partien dagegen entsprechen dem vierten bis siebenten Thaliaheft und sind anfangs stärker überarbeitet als späterhin. Wie Schiller hierbei verfahren war, läßt sich aus dem Brief an Göschen vom 8. Januar erkennen: „Das lezte Viertel kommt nicht in die Thalia, auch werden in dem bisher gedruckten noch hie und da Veränderungen gemacht .... Haben Sie noch die Güte liebster Freund und senden mir das 4te und 5te Heft der Thalia, weil ich ein Exemplar vom Geisterseher, der Veränderungen wegen durchschießen lassen muß."

Von dem auf diese Weise entstandenen Druckmanuskript, dessen Anfang Schiller am 16. März 1789 einsandte, ist ein Teil erhalten (bei Goedeke als G bezeichnet); nach Joach. Meyers Notiz besteht dieses Gräfl. Giechische Manuskript gerade aus dem 4ten und 5ten Heft der Thalia. Ob das 6. und das 7. Heft in derselben Weise bearbeitet wurden, ist nicht erwiesen; es wäre immerhin möglich, daß Schiller sie abschreiben ließ; denn vom Anfang des zweiten Buches ab vermehren sich in B die Ungenauigkeiten,[1]) die dem Schreiber zur Last gelegt werden könnten, und ein einzelner Fall scheint sogar mit Bestimmtheit für diese Annahme zu sprechen. Wenn nämlich der ganze Absatz Saec. **329**, 27—**330**, 18 [Goed. **319**, 31—**320**, 24]

[1]) Z. B. Aus dem Inhalt des 6. Thaliaheftes: Saec. **297**, 29 [Goed. 263, 28] „noch" fehlt; Saec. 305, 4 a [Goed. 271, 18] 5. fehlt beim Datum; Saec. 315, 13 [Goed. 281, 26] „hatte" statt „hätte"; Saec. 318, 28 [Goed. 285, 4] „die nur für Ihr eigenes Herz gehört, die Frage," fehlt; Saec. 322, 5 [Goed. 294, 26] „so" fehlt. Aus dem Inhalt des 7. Thaliaheftes: Saec. 322, 28 [Goed. 313, 4] „erreichen" statt „umreichen". Saec. 329, 27—330, 18 [Goed. 319, 31—320, 24] „Ich sehe .... nicht einmal mein war" fehlt; wohl nur als Ausfall einer ganzen Manuskriptseite zu erklären. Saec. 331, 5 [Goed. 321, 12] „der" statt „dieser". Saec. 334, 1 [Goed. 324, 7] „die" statt „diese"; Saec. 335, 2 [Goed. 325, 6] „bewußte" fehlt.

Digitized by Google

Ich sehe ..... nicht einmal mein war. in B fehlt, so kann diese sinnlose Auslassung, die in C bereits rückgängig gemacht ist, keinesfalls Absicht sein. Für ein Druckversehen ist aber das weggelassene Stück zu groß; am nächstliegenden ist also der Verdacht, daß hier eine Manuskriptseite verloren ging, zumal die Auslassung weder einer Seite von A entspricht noch in B beim Seitenwechsel geschah.

Für die zweite Bearbeitung C bediente sich Schiller wiederum eines gedruckten Exemplares, das er sich von Göschen am 27. August 1791 ausgebeten hatte: „Schicken Sie mir doch ein Exemplar, das ich durchschießen lassen kann, so wie auch von Carlos, aber schlechte Ausgaben, sonst wärs Schade." Göschen scheint diesem Wunsch entsprochen und ein Exemplar von b geschickt zu haben, das heißt der billigeren Ausgabe von 1789 ohne Kupfer auf 206 Seiten schlechten Papieres in engerem Druck. Von diesem b aus haben sich verschiedene Druckfehler in C und D, ja teilweise bis in die späteren Ausgaben von Joach. Meyer, Boxberger und Bellermann fortgepflanzt, die in der Säkularausgabe wieder rückgängig gemacht wurden, denn Schiller hat, indem er sie in den beiden letzten Redaktionen übersah, diese Abweichungen des Nachdrucks keineswegs gebilligt. Es sind folgende Fälle: Saec. **234**, 27 [Goed. **200**, 12] Gedränge; Saec. **241**, 27 [Goed. **207**, 29] war statt waren; Saec. **249**, 30 [Goed. **216**, 4] andere; Saec. **250**, 7 [Goed. **216**, 16] die Umstellung riß sie mir; Saec. **253**, 35 [Goed. **220**, 5 Variante fehlt[1])] verschiedene; Saec. **264**, 35 [Goed. **231**, 26] ein Zusatz: kein Gift kann ihm; Saec. **281**, 1 [Goed. **248**, 2; Variante ungenau] er's statt er es; Saec. **283**, 37 [Goed. **250**, 24] Augenblick; Saec. **286**, 14 [Goed. **253**, 4] Geistes. Nur in einem Falle, nämlich Saec. **333**, 35 [Goed. **324**, 4] verehrt statt verehret, mag die Übereinstimmung zwischen C D und b zufällig sein; denn in den späteren Partien hat Schiller den Nachdruck nicht mehr benutzt, wie aus dem Brief an Göschen vom 26. März 1792 zu ersehen ist: „Hier liebster Göschen wieder 4 Bogen vom Geisterseher. Ich fand noch ein mankes Exemplar auf stärkerem Papier, worauf sich besser schreiben läßt als auf dem Nachdruck." Weiter scheint Schiller aber bei der zweiten Redaktion auch A wieder zu Rate gezogen zu haben; denn nicht nur setzte er, wie erwähnt, die in B b ausgefallene Stelle Saec. **329**, 27—**330**, 18 nach A wieder ein, sondern es bestehen noch andere Übereinstimmungen von C D mit A gegen B b, nämlich: Saec. **236**, 6 [Goed. **201**, 25] einzutreten A C D]

[1]) Ebenso ist Goedekes Variante zu 274, 28 [Saec. 308, 13] zu berichtigen, wonach „seine" seit b fehle; es ist bereits in B weggefallen, und zwar, wie unten gezeigt werden soll, mit Absicht.

Digitized by Google

einzukehren B b; Saec. **247**, 38 [Goed. **214**, 12] getraute B b[1])] getraue A C D; Saec. **330**, 31 [Goed. **321**, 2] anders fehlt B b. Gestrichen ist in dieser Redaktion der erste Teil des philosophischen Gesprächs (Goed. **287**, 10—**293**, 3); hinzugefügt der Abschnitt Saec. **292**, 36—**295**, 4 Zugegeben ..... benutzen (vgl. den Brief an Göschen vom 26. März 1792).

Wir kommen nun zu der letzten Redaktion, für die Schiller C zugrunde legte, aber auch frühere Drucke benutzt zu haben scheint. Wenigstens beweist die Aufnahme des „Abschieds" (Saec. **339**, 30—**347**, 12), der in B b C fehlt, daß A für D wieder herangezogen wurde; ferner weicht in folgenden Fällen D von C zugunsten der früheren Fassung ab: Saec. **238**, 21 [Goed. **204**, 21; Variante fehlt] sah A D] sahe B b C; Saec. **243**, 30—32 [Goed. **209**, 32 ff.], wo es in A B b heißt: Ich habe ihn beim Wort genommen, weil ich wol wußte, daß die Memme es nicht so weit würde kommen lassen. Statt die Memme setzt C der Großsprecher ein, aber D kehrt in seiner Änderung zu dem Wort Memme zurück. Das kann Zufall sein, und ein solcher liegt sicherlich vor, wenn Saec. **245**, 24 [Goed. **211**, 26] D mit A B b in der Form unsrer gegen unserer C übereinstimmt. Wichtiger sind die übrigen Beispiele Saec. **276**, 30 [Goed. **243**, 26] müßte A D] mußte B b C; Saec. **278**, 4 [Goed. **245**, 7] Chevalier A D] Chevaliers B b C; Saec. **297**, 29 [Goed. **263**, 28] noch fehlt B b C; Saec. **322**, 8 [Goed. **294**, 28] Leidens A B b D] Lebens C.

Im übrigen stellt D hauptsächlich eine gekürzte Fassung von C dar, und wir kommen nun zu der Frage, ob Schiller ein durchkorrigiertes Exemplar von C oder eine Abschrift als Druckvorlage einsandte. Er scheint für diese Umarbeitung kein Exemplar von C bei Göschen bestellt zu haben; dagegen bat er sich das letzte Stück von A, das den „Abschied" enthält, aus.[2]) Sein eigenes Exemplar dieses Thaliaheftes hatte er verloren; es ist deshalb nicht gerade wahrscheinlich, daß er das neu erhaltene Ersatzstück gleich wieder aufopferte, sondern eher anzunehmen, daß er es abschreiben ließ. Vom Abschreiber schweigen freilich die Briefe an Göschen, die die Manuskriptsendungen vom 23. Oktober und 27. November 1797 begleiteten,[3]) und Göschens Schreiben vom 16. Juni 1798 („Die mir gütigst übersandten Bogen des Geistersehers sind nun abgedruckt"), weist sogar auf das Gegenteil hin; aber der „Abschied" (jetzt „Siebenter

[1]) Hier traf B das Richtige und die Änderung ging vielleicht nur durch Zufall wieder verloren. Das Präsens ist falsch, denn später (vgl. Saec. 260, 29 ff.) hat sich ja die Vermutung bestätigt.

[2]) An Göschen 26. November 1797 (Jonas 5, 291).

[3]) Die Begleitbriefe zur dritten und vierten Manuskriptsendung am 22. Dezember 1797 und 6. Juli 1798 (vgl. Kalender) scheinen verloren zu sein.

Digitized by Google

Brief") war vielleicht damit noch nicht gemeint, da der Rest des Manuskriptes erst am 6. Juli nach Leipzig abging.[1])

Daß bei diesem letzten Stück die Wirksamkeit des Abschreibers begann, läßt sich aus äußeren Anzeichen nicht erschließen, denn die unsinnigen Wortänderungen, die man ihm aufbürden könnte,[2]) verteilen sich gleichmäßig über die ganzen 292 Seiten von D; z. B. Saec. **236**, 13 [Goed. **202**, 5; Variante ungenau] war statt ward B b C, wurde A; umgekehrt Saec. **311**, 38 [Goed. **278**, 15] ward; Saec. **238**, 22 [Goed. **204**, 18] gebracht? statt gebraucht?; Saec. **259**, 19 [Goed. **225**, 29] genommen statt gewonnen; Saec. **260**, 18 [Goed. **227**, 9] gnädiger statt gnädigster; Saec. **270**, 31 [Goed. **237**, 21] gewonnen statt gewann; Saec. **323**, 10 [Goed. **313**, 16] Bustage; Saec. **323**, 18 [Goed. **313**, 23] Herz[3]) statt Auge; Saec. **325**, 25 [Goed. **315**, 29] keine; Saec. **336**, 23 [Goed. **326**, 26] Leidenschaften. Diese Fälle lassen sich sämtlich als Druckfehler erklären.

Ebenso verhält es sich mit den zahlreichen Flexionsveränderungen und Synkopierungen, wie sie sich jeder Setzer zum Zwecke der Zeilenfüllung herausnimmt. Sicherlich hat Schiller gerade in den Redaktionen des Geistersehers ein feines Ohr für alle Kakophonien bewiesen, aber ich kann doch nicht glauben, daß er dem Satzrhythmus oder der Vermeidung eines Hiatus oder irgend welchen unerkennbaren Gründen zu Liebe sich die Mühe gab, aus Kamine (Saec. **253**, 29; **260**, 12) Kamin, aus Augenblicke (Saec. **263**, 37; **291**, 16) Augenblick, aus engeren (Saec. **279**, 33) engern, und anderseits aus Sinn, Wort, Kleid, Feind (Saec. **259**, 30; **263**, 1; **281**, 6; **349**, 28) Sinne, Worte, Kleide, Feinde, aus mittlern, innres, größre (Saec. **257**, 15; **301**, 21; **308**, 28) mittleren, inneres, größere zu machen. Solche Abweichungen sind in Nachdrucken gerade so zahlreich als in den von Schiller selbst revidierten Ausgaben, und man wird, wenn kein deutlicher Grund zur Änderung vorliegt, richtigsterweise stets auf den ersten Druck zurückgehen.

Ein einzelner Fall dagegen, bei dem Druckfehler oder Versehen des Abschreibers angenommen werden könnte,[4]) beweist bei näherer Prüfung das Gegenteil, nämlich Saec. **321**, 8 [Goed. **293**, 21] perituri D statt morituri A B b C. Bei Tacitus steht perituri, und so

---

[1]) Nicht am 6. Juni, wie Goedeke, Geschäftsbriefe 207 angibt.

[2]) Solche Fehler können natürlich auch Druckfehler sein, nur ist bei der Vermittlung des Abschreibers die Möglichkeit dreimal so groß, weil 1) der Abschreiber sich verschreiben, 2) der Setzer sich in der Handschrift verlesen, 3) der Setzer immer noch dieselben Fehlgriffe wie bei einer gedruckten Vorlage tun konnte.

[3]) Die Belege für „ins Herz fassen" im Deutschen Wörterbuch IV, 2 Spalte 1219 f. lassen nur die Bedeutung „überlegen" zu, die hier nicht am Platze ist.

[4]) So Joach. Meyer und die bisherigen Cottaschen Ausgaben.

Digitized by Google

zeigt gerade dieses Beispiel die Sorgfalt der Redaktion von D. Ebenso wird Saec. **346**, 19 [Goed. **342**, 22] rief statt ruf' A auf Absicht beruhen; fraglich bleibt Saec. **292**, 16 [Goed. **259**, 8] ihm D statt ihn A B b C. An zwei anderen Stellen (nämlich Saec. **261**, 27; **299**, 28 [Goed. **228**, 22; **265**, 30, wo Variante fehlt]) ist der dativus cum infinitivo bei lassen das Ursprüngliche und von B ab durch den Accusativ ersetzt. In unserem Falle wäre dagegen die Hinneigung zum Dativ das Spätere, wofür sich ungefähr zur gleichen Zeit in „Wallensteins Tod" 1476 (Laß deinem Vater eine Probe hören) später noch in der „Prinzessin von Zelle" (Saec. **249**, 23) Stützen finden.[1])

Fassen wir diese bisherigen Beobachtungen zusammen, so war also die Vorlage von D sehr sorgfältig durchkorrigiert; der Druck aber weist außerordentlich viel Unzuverlässigkeiten auf, für die Setzer und Korrektor, nicht mit Sicherheit ein Abschreiber, verantwortlich zu machen sind.

Die Unterscheidung zwischen Schillerschen Eingriffen und Fehlern des Druckes ist am schwierigsten bei den Auslassungen von D zu treffen. Schiller hat diese letzte Redaktion stark gekürzt; er hat nicht nur den zweiten Teil des philosophischen Gespräches (Goed. **294**, 30—**311**, 28) eliminiert, sondern auch einzelne Sätze gestrichen; aber ob diese Tendenz bis auf einzelne Wörter, die zwar nicht unentbehrlich, aber auch nicht gerade überflüssig sind, sich erstreckte, muß fraglich sein. Oft wird durch diese kleinen Auslassungen eine echt Schillersche Fülle des Ausdrucks eingeschränkt; deshalb sah sich Joach. Meyer veranlaßt, eine große Anzahl von Auslassungen wieder einzusetzen. Aber wir kennen anderseits die Unbarmherzigkeit des Redaktors Schiller und die Selbstkritik, mit der er oft gerade das entfernte, was ihm bei der ursprünglichen Ausarbeitung besonders am Herzen gelegen war.[2]) Dazu gehört auch die rhetorische Häufung seines Stiles, die in allen später umgearbeiteten Prosawerken einem einfacheren Ausdruck und einer größeren Prägnanz weicht.

Ich beschränke zunächst meine Beobachtungen auf den „Geisterseher" und greife auf die erste Umarbeitung zurück. Beim ersten Buch befinden wir uns dort auf sicherem Boden, da die Druckvorlage für B erhalten ist. Das Giechische Manuskript selbst wieder

---

[1]) Weitere Beispiele Goed. V, 1 S. LXIX, ferner Goed. 7, 3, 12. Da die Säkular-Ausgabe nicht wissenschaftlichen Zwecken dient, so ist in den drei Fällen einheitlich der Accusativ durchgeführt.

[2]) Gerade das philosophische Gespräch z. B. hatte er in Briefen an Körner und die Schwestern Leugefeld (Jonas 2, 211. 214) als die einzige Stelle bezeichnet, wo die Arbeit am „Geisterseher" ihm lieb wurde. Ebenso strich er später in den „Göttern Griechenlands" drei von den Strophen, die er im Brief an Körner vom 12. Juni 1788 als seine liebsten bezeichnet hatte (Jonas 2, 75).

Digitized by Google

einzuſehen, dazu ließ die Arbeit an der Säkular-Ausgabe keine Zeit; da Joach. Meyer es benutzt hat, verlaſſen wir uns auf ſeine Ausgabe: Weglaſſungen, die er anerkannt hat, werden im Manuſkript geſtrichen ſein; Auslaſſungen dagegen, die er wieder einführte, fallen dem Setzer von B zur Laſt. Die erſte Sorte iſt durch Saec. **245**, 19 [Goed. **211**, 22] hundert [und funfzig] Zechinen vertreten; die zweite durch Saec. **238**, 20 [Goed. **204**, 15] etwas. Das iſt natürlich ein zu ſpärliches Material, um daraus weitere Schlüſſe zu ziehen.

Im zweiten Buche mehren ſich nun die Auslaſſungen; und jetzt haben wir keine Veranlaſſung mehr, Joach. Meyer zu folgen, der, ohne auf die Grundlage G geſtützt zu ſein, zu vieles wieder in den Text aufnahm. In allen folgenden Fällen wird durch die Streichung ein knapperer Ausdruck gewonnen, der von Schiller beabſichtigt ſein dürfte: Saec. **307**, 5 [Goed. **237**, 22] In unſrer [innern] Einrichtung; Saec. **308**, 13 [Goed. **274**, 28] alle [ſeine] Geheimniſſe;[1] Saec. **315**, 21 [Goed. **282**, 3] auch ihn [mit] ergriffen; Saec. **322**, 5 [Goed. **294**, 26] um mich her [ſo] erträglich macht; Saec. **326**, 28 [Goed. **316**, 30] aus dem ſchwülen, blendenden Tageslicht [ſo auf einmal] hineintrat; Saec. **330**, 5 [Goed. **320**, 13] Haaren, [und] wie viel; Saec. **335**, 29 [Goed. **325**, 29] [zuerſt und] vorzüglich; Saec. **335**, 30 f. [Goed. **326**, 21; Variante fehlt] ganz [und gar] blind; Saec. **336**, 17 [Goed. **326**, 21; Variante fehlt] von ihm [ſelbſt] abzuziehen; Saec. **336**, 27 [Goed. **326**, 29] begehen, [und] manche; Saec. **349**, 1 [Goed. **331**, 12] ausgelernt hat er [es] noch nicht; Saec. **349**, 10 [Goed. **331**, 21] mit der Sprache [weiter] herausgiengen. Obwohl wir, wie oben gezeigt iſt, für das zweite Buch der Redaktion B mit der Möglichkeit eines Abſchreibers rechnen dürfen, ſcheint dieſe Fülle von Auslaſſungen doch auf einem überlegten Prinzip zu beruhen.[2]

Eine Beſtätigung finden wir in der Redaktion C, wo die Mitwirkung des Abſchreibers ausgeſchloſſen iſt und trotzdem in ganz derſelben Weiſe entbehrliche Füllwörter oder Ausdrücke, die ſich in der Umgebung wiederholen, ausgelaſſen ſind, nämlich Saec. **234**, 9 [Goed. **199**, 23; Variante ungenau] mit zwei Worten [ſo] erſchüttern ſoll; Saec. **239**, 36 [Goed. **206**, 4] dem [wohlthätigen] Zauber; Saec. **244**, 25 [Goed. **210**, 27; Variante ungenau] beym erſten Anblick [unwiderſtehlich] an Sie gebunden; Saec. **271**, 10 [Goed. **238**, 8] alle [unſre] Hoffnungen;

---

[1] Vgl. Anmerkung 1 auf S. 67.

[2] Ein anderer Ausfall, der jedenfalls fehlerhaft iſt, läßt ſich dagegen als Überſpringen auf ein gleichlautendes ſpäter folgendes Wort erklären, nämlich Saec. 318, 28 [Goed. 285, 4], wo „die nur für Ihr eigenes Herz gehört, die Frage" hinter „Frage" in B b C D fehlt; ebenſo muß Saec. 335, 2 [Goed. 325, 6] der Wegfall von „bewußte" und Saec. 337, 22 [Goed. 327, 24] das Fehlen von „nehmliche" in B b C D ein Verſehen ſein.

Digitized by Google

Saec. **299**, 21 [Goed. **265**, 25; Variante fehlt] der witzigen und [der] denkenden Welt; Saec. **299**, 25 [Goed. **265**, 27] der er sich [nun] mit allem dem Ernste hingab; Saec. **306**, 3 [Goed. **272**, 18 f.] mit einer zahlreichen [und glänzenden] Suite; Saec. **315**, 18 [Goed. **282**, 1] Hin und Wiederbringen [vernachlässigter,] schneidender Reden; Saec. **315**, 23 [Goed. **282**, 5] die Meinung der Welt [einmal] angewiesen hatte; Saec. **335**, 34 [Goed. **326**, 3] diese Nachfrage [selbst].[1])

Die letzte Redaktion D ist zwar reicher an fehlerhaften Auslassungen unentbehrlicher Wörter;[2]) aber es wiederholt sich auch dieselbe Beseitigung von entbehrlichen Füllwörtern, z. B. so, selbst usw., wie in den vorhergehenden Bearbeitungen: Saec. **245**, 13 [Goed. **211**, 16] öffnet [vielleicht] ihrem Prinzen die Augen; Saec. **258**, 17 [Goed. **225**, 2] Das Bild [selbst]; Saec. **264**, 24 [Goed. **231**, 16] daß ich [noch] ein Bursche; Saec. **266**, 29 [Goed. **233**, 22] Alles Bisherige [aber] haben Sie; Saec. **267**, 5 [Goed. **234**, 3] nach einem langen Stillschweigen [endlich]; Saec. **267**, 10 [Goed. **234**, 7] keinen Zweifel [mehr] übrig; Saec. **267**, 12 [Goed. **234**, 9] nicht [auch] ohne diese Bedingung; Saec. **276**, 3 [Goed. **243**, 3] Wo bleibt [denn] der Armenier?; Saec. **283**, 29 [Goed. **250**, 19] sich [mir] als einen Betrüger; Saec. **290**, 27 [Goed. **257**, 16] ein [so] zugespitzter, feiner Plan; Saec. **292**, 1 [Goed. **258**, 27] den Verdacht des Prinzen [in diesem Stück] nur sehr; Saec. **292**, 30 [Goed. **259**, 20] über [alle] meine Fassungskraft; Saec. **294**, 15 [Goed. **260**] was nicht [viel] besser ist; Saec. **311**, 22 [Goed. **278**, 1] wie man [laut] behauptet; Saec. **353**, 16 [Goed. **343**, 24] Gestern Mittag [endlich] kam. Unnötige Einschränkungen[3]) und überflüssige Verdeutlichungen,[4]) schwerfällige Relativsätze, die nichts erklären,[5]) fallen hinweg; durch die knappere Form, die das Wesentliche hervortreten läßt, erhält die Prosa mehr rhythmisches Gepräge; und daran, daß diese Auslassungen zum größten Teil den Dialog betreffen, erkennen wir den neu auflebenden Dramatiker Schiller, der für Schlagkraft und Prägnanz der Reden sorgt.

---

[1]) Als irrtümliche Weglassungen in C D sind zu betrachten: Saec. 249, 33 [Goed. 216, 6] „wieder"; Saec. 263, 37 [Goed. 230, 26; Variante ungenau] „mitten"; Saec. 352, 37 [Goed. 335, 13] „endlich".

[2]) In D fehlen: Saec. 249, 14 [Goed. 215, 23] „sich"; Saec. 252, 38 [Goed. 219, 11] „mich"; Saec. 294, 7 [Goed. 260] „jene"; Saec. 306, 32 [Goed. 273, 12] „le"; Saec. 320, 29 [Goed. 293, 7] das eine „und rathen". Ebenso ist ein Zusatz als Druckfehler erklärlich, nämlich Saec. 320, 25 [Goed. 293, 4] „schwarze und undurchdringliche".

[3]) Z. B. Saec. 328, 12 [Goed. 318, 16 f.] „und [bei der höchsten Verschiedenheit] an Werte einander so gleich".

[4]) Z. B. Saec. 345, 17 [Goed. 341, 20 f.] „einen kleinen Knaben [an der Hand] führte".

[5]) Z. B. Saec. 263, 11 f. [Goed. 230, 5] „die Antwort [, welche Sie mir gaben,]". Saec. 302, 18 [Goed. 268] „Schweigen [, wie aus einem Beyspiele, das ich in der Folge anführen werde, erhellen wird]."

Digitized by Google

Eine ähnliche Wandlung aber hat ſich auch in Schillers hiſtoriſchem Stil vollzogen. In mehreren Beſprechungen des „Abfalls der Niederlande“ war das Rhetoriſche und Pleonaſtiſche beanſtandet worden, und in der einen[1]) hieß es im Anſchluß an ein Zitat geradezu: „Was dünkt Ihnen zu dieſer Stelle? Laſſen Sie in derſelben einige Beywörter aus, ändern Sie einige Kleinigkeiten, und ſie wird vortreflich ſeyn.“

Dieſer Aufforderung kam Schiller in der Umarbeitung ſeines Werkes nach, er ſtrich das Zuviel der Epitheta, z. B. Saec. XIV, 62, 29 f. [Goed. VII, **72**, 9]: in [lindernden] Klagen .... das [erſtorbene] Mitleid; Saec. **107**, 5 [Goed. **115**, 2] der [fürchtende] Argwohn; vor allem aber wurden die ſchnellatmigen Häufungen auf eine einmalige Zuſammenfaſſung des weſentlichen Begriffes eingeſchränkt. Die Wiederholung der Anfangswörter legt hierbei in einzelnen Fällen die Möglichkeit des irrtümlichen Ausfalles nahe, aber die Geſamtheit der Beiſpiele beweiſt, daß Joach. Meyer mit Unrecht das Ausgefallene wieder einſetzte, z. B. an folgenden Stellen des „Abfalls“:

Saec. **16**, 10 [Goed. **20**, 30] So reif, [ſo kühn und ſo herrlich,] als es zuletzt da ſtand . .

Saec. **74**, 30 [Goed. **83**, 26 f.] aber nicht [dem größten Kenner der Gemüther, nicht] dem mißtrauiſchten Geiſt ſeines Jahrhunderts.

Saec. **186**, 3 [Goed. **199**, 1] etwas vorhanden war, [woran ſich der Geiſt des Aufruhrs inskünftige feſt halten,] wodurch man die Regierung

Dieſelbe Tendenz beobachten wir bei der Umarbeitung des „Dreißigjährigen Krieges“, z. B.:

Saec. XV, **10**, 38 [Goed. VIII, **11**, 11] fühlte der Unterthan [die Schwere der Laſten nicht,] die Anſtrengungen nicht,

18, 3 [Goed. **18**, 24 f.] verdankte ſie [der Gewalt,] dem zufälligen Machtverhältnis.

Endlich macht ſich die gleiche Vereinfachung des Ausdrucks auch in den „Kleineren proſaiſchen Schriften“ geltend, z. B.:

Saec. XVI, **67**, 22 f. [Goed. VI, **49**, 9 f.] Dieſer alles ausſchließenden, [alles für Einen Gegenſtand hingebenden, alles in Einem Gegenſtande genießenden] Neigung,

Saec. XII, **71**, 7 f. [Goed. X, **339**, 9 ff.] Wir gelangen alſo freylich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten[, nur durch Leiden zur Thätigkeit]; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze[, nur durch die Thätigkeit zum Leiden].

71, 27 f. [Goed. **339**, 18 ff.] kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Notwendiges[, aus dem Augenblicklichen nichts Beſtändiges] werden.

[1]) Braun **2**, 68.

Digitized by Google

91, 1 [Goed. **357**, 2] darf [keine Materie mehr seyn, darf] die Empfindung nichts zu bestimmen haben;

Aus der letzten Redaktion des „Geistersehers" lassen sich an solchen reduzierten Doppelbegriffen folgende aufzählen:

Saec. **244**, 6 [Goed. **210**, 11] seine reifere Vernunft [und eine bessere Lektüre]

257, 5 [Goed. **223**, 17 f.] noch sehr [tolerant oder sehr] gleichgültig.

298, 36 [Goed. **265**, 6] fieng an, die [Armuth und] Beschränktheit seiner Begriffe

301, 31 [Goed. **268**, 5] Die natürlichen [und nothwendigen] Stützen.

Als weitere Umarbeitungstendenzen Schillers beobachten wir in den historischen Schriften die vorsichtige Umgehung genauer Zahlenangaben,[1]) in allen Prosawerken die Vermeidung von Fremdwörtern.[2]) Das Wichtigste aber sind die kleinen sprachlichen Korrekturen, für die sich aus einer Zusammenstellung aller Umarbeitungen gewisse Normen erschließen lassen. Freilich ist die vorsichtigste Untersuchung geboten, um den Anteil der Korrektoren auszuscheiden;[3]) nicht einmal die Ableitung von gewissen grammatischen Regel- und Wörterbüchern ist

[1]) In einer Rezension des „Dreißigjährigen Krieges" (Braun 1, 276) hieß es: „Es ist uns S. 4 aufgefallen, daß in dem ganzen dreißigjährigen Krieg nur dreymal hundert tausend Mann geblieben seyn sollen." In der Umarbeitung machte Schiller (Saec. 4, 25; Goed. 4, 26) daraus „viele tausend".

[2]) Z. B. in der ersten Auflage des Geistersehers (1789) „Sonnenschirm" statt „Parasol"; in der zweiten Auflage (1792) „Freymäurer" statt „Maçon"; „Betrüger" statt „Charlatan"; in der dritten (1798) „Wechsler" statt „Banquier". In der zweiten Auflage des „Abfalls" (1801) „Straflosigkeit" statt „Impunität"; „Mönche" statt „Religiosen"; „Unternehmungen" statt „Actionen". In der zweiten Auflage des „Dreißigjährigen Krieges" (1802) „Zeitraum" statt „Termin"; „Hülfsmittel" für „Ressourcen"; „Angriff" statt „Attaken"; „förmlich" statt „solenn"; „Besatzung" statt „Garnison". Bereits in der Goldoni Rezension (Saec. 16, 194, 33 ff.) hat sich Schiller gegen den überflüssigen Gebrauch von Fremdwörtern ausgesprochen.

[3]) Am sichersten sind die Eingriffe des Korrektors in den Göschenschen Don Carlos Ausgaben zwischen 1787 und 1801 zu erkennen, an denen Schiller keinen Anteil hat. Besonders ist es der Druck von 1799, aus dem sich eine Menge von nicht autorisierten Änderungen in die späteren Ausgaben forterbte. Z. B. läßt dieser Druck kaum einen Gedankenstrich stehen, ohne ihn durch einen Punkt zu verstärken, auch wo dies ganz unangebracht ist. Statt „Ihro Majestät" heißt es fast durchgehends „Ihre Majestät"; Schiller selbst aber hat im Anfang der Ausgabe von 1802 und an einer Stelle des „Theaters" (V. 501) „Ihro" restituiert. Ebenso wird 1799 „zwo" in „zwei" modernisiert, „hieher" in „hierher", der Genitiv „Greisen" in „Greises", „verstünde" in „verstände" usw. Einmal wird auf diese Weise sogar eine metrische Zerstörung angerichtet, nämlich V. 2863 durch die Korrektur von „siebenzig" in „siebzig". — Soweit die gleichen Änderungen in den späteren Auflagen des „Geistersehers" und des „Dreißigjährigen Krieges" wiederkehren, sind sie ebenso als Eingriffe des Göschenschen Korrektors zu betrachten.

Digitized by Google

beweisend,[1]) denn derselbe Adelung, den Schiller zu Rate zog,[2]) hat auch dem Korrektor gedient. Vorarbeiten, die die Druckereinormen der verschiedenen Offizinen behandeln, wären sehr erwünscht, und es ist zu erhoffen, daß die so umsichtig vorbereitete Wieland-Ausgabe der Berliner Akademie[3]) wenigstens für Göschens Drucke sichere Resultate erbringt. Auch eine zukünftige kritische Variantenausgabe von Schillers Werken hat, wenn sie ganz sicher gehen will, hier noch viel zu tun.

Daß ein Ersatz der Goedekischen Ausgabe nicht überflüssig wäre (Bellermanns Ausgabe kann in keiner Weise dafür gelten), haben mannigfache kleine Berichtigungen bereits gezeigt; sie sollen zum Schluß um einen wichtigeren Nachtrag bereichert werden.

Anhang.

Während die Historisch Kritische Ausgabe für die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" nur eine Auflage A kannte, ist in Goedekes Grundriß 5, 187 noch eine 1793 selbständig erschienene Vereinigung der drei Jahrgänge des Historischen Kalenders genannt.

Im Archiv der Cottaschen Buchhandlung sind zwei voneinander abweichende Exemplare der ersten Ausgabe vorhanden.

A[1]: α) Blaugrün cartoniert:

Historischer Calender für Damen für das Jahr 1791.

von Friedrich Schiller

Leipzig bey G. J. Göschen.

Dem Titelblatt geht ein Kupfer (Bild des Friedens) von Lips, gestochen von Endner, voraus; es folgen Kalender, 12 Kupfer von Chodowiecki und 3 Köpfe von Lips und Endner, dazu die Erklärungen; dann erst beginnt mit Schillers Text (Erstes und zweites Buch) die Paginierung bis S. 387; auf der letzten Seite unter dem Text: „Leipzig, gedruckt bey Christian Friedrich Solbrig." Auf der frei gebliebenen Rückseite [388]: „Verbesserungen".

β) Grün cartoniert:

Historischer Calender für Damen für das Jahr 1792.

von Friedrich Schiller

Leipzig bey G. J. Göschen.

Vorher Kupfer (Mars und Grazien) von Ramberg, gest. v. Geyser. Auf das Titelblatt folgt der Kalender mit 12 Kupfern von Penzel und deren Erläuterungen. Dann beginnt mit eigener Paginierung (S. 1—32) die Vorrede von Wieland; dann Schillers Text (Drittes Buch) als S. 389—472 (mit Anschluß an die Paginierung des vorausgehenden Jahrgangs). Dann 4 Köpfe (Anna Amalia, Richelieu, Maximilian v. Bayern, Oxenstierna) und dazu mit lateinischer Seitenzählung die erläuternden Aufsätze. Schließlich Buchhandlungsanzeigen.

---

[1]) Die Arbeit von Pfleiderer über die Sprache des jungen Schiller (Beiträge 28, 273 ff.) nimmt darauf zu wenig Rücksicht.

[2]) Vgl. die Briefe bei Jonas 7, 245; 4, 271. 311; 7, 118.

[3]) Vgl. Seufferts „Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe", Abhandlungen der Königl. Preußischen Akademie 1904, S. 10 ff.

Digitized by Google

γ) Rot cartoniert:

Historischer Calender für Damen für das Jahr 1793.
von Friedrich Schiller
Leipzig bey G. J. Göschen.

Vorher Kupfer (Ceres und Amor) von H. Meyer. Dem Titelblatt folgen Kalender, 12 Kupfer Penzels mit Erläuterungen und 3 Köpfe von Lips, dann als S. 473—860 Schillers Text (Fortsetzung des dritten Buches und das vierte). Schließlich Buchhandlungsanzeigen.

A^2: α und β in einen Band zusammengebunden, wahrscheinlich erst durch den späteren Besitzer. Rückentitel: Der Dreissigjährige Krieg I.

α) Historisches Taschenbuch für Damen für das Jahr 1791.
von Friedrich Schiller
Leipzig bey G. J. Göschen.

Vorher, in schwächerer Ausführung, dasselbe Kupfer wie in A^1 α. Auf das Titelblatt folgt Schillers Text: S. 1—386; die beiden letzten Seiten, enger gedruckt, entsprechen A^1 385—387. Außerdem auf S. 386 unten die ersten drei „Verbesserungen" aus A^1 α; die weiteren fünf sind im Text selbst berichtigt.

β) Historischer Calender für Damen für das Jahr 1792
von Friedrich Schiller
Leipzig bey G. J. Göschen.

Vorher, stark abgenutzt, dasselbe Titelkupfer wie in A^1 β; hinter dem Titelblatt Schillers Text S. 389—472.

γ) In eigenem Pappband mit Rückentitel: Geschichte des dreyssigjährigen Kriegs:

Fr. Schillers Geschichte des dreissigjährigen Kriegs.
Dritter Theil aus dem Calender für Damen 1793.
abgedruckt.
Leipzig, bey G. J. Göschen, 1793.

Dann dasselbe Titelkupfer wie in A^1 γ; darauf ein neues Titelblatt:

Historisches Taschenbuch für Damen für das Jahr 1793
von Friedrich Schiller
Leipzig bey G. J. Göschen.

Dahinter (ohne Kalender) die 12 Monats-Kupfer von A^1 γ mit Erläuterungen. Dann Schillers Text S. 473—860. Schließlich dieselben Buchhandlungsanzeigen wie in A^1 γ.

Offenbar gehören diese drei, vorläufig als A^2 zusammengefaßten, Jahrgänge nicht ganz zueinander: γ entspricht der in Goedekes Grundriß genannten selbständigen Ausgabe, während β, worauf schon „Calender" statt „Taschenbuch" hinweist, textlich mit A^1 völlig übereinstimmt. Auch in den Jahrgängen α und γ beruhen übrigens A^1 und A^2 auf demselben Satz, wie sich an gemeinsamen typographischen Unregelmäßigkeiten und Druckfehlern erkennen läßt, z. B. „fliehen" (Saec. 413, 22 f., Goed. 387, 27). Was mir an Abweichungen in diesen beiden Jahrgängen aufgefallen ist, zähle ich im folgenden auf und ziehe dazu den Text des (Göttinger?) Exemplares A, den Oesterley der historisch-kritischen Ausgabe Band 8 zugrunde legte, ebenso in Vergleich wie die drei Ausgaben von 1802: B, C, D.

Digitized by Google

Ich nenne zunächst die Fälle, wo A^1 und A^2 gegen A zusammenstimmen, wobei allerdings der Verdacht besteht, daß Oesterley Lesarten der zweiten Ausgabe B C D in den Text aufgenommen oder Druckfehler übersehen hat:

Goed. 12, 31 [Saec. 451, Anmerk. zu 12, 18]: „sicherte sie“ A^1 A^2 statt „sicherte sich“ A.
Goed. 80, 14 [Saec. 455, Anmerk. zu 80, 9]: „bestand in der Probe“ A^1 A^2 statt „bestand die Probe“ A.
Goed. 81, 21 f. [Saec. 81, 20 f.] „würde Deutschland die Privatangelegenheiten dieses Prinzen zu den seinigen machen“ A^1 A^2 statt: „würde sich Deutschland in die .... mischen“ A (?) B C D.
Goed. 131, 26 [Saec. 136, 3] „Landung“ A^1 A^2 statt: „Ladung“ A, „eine Landung“ B C D.
Goed. 151, 5 [Saec. 156, 30] „Ressourcen“ A^1 A^2 statt: „Hülfsmitteln“ A (?) B C D.
Goed. 275, 10 [Saec. 291, 19] „Reitererey“ A^1 A^2 statt „Reiterey“ A (?) B C D.
Goed. 302, 6 [Saec. 321, 6] „mit so viel Blut sich errungen“ A^1 A^2 statt: „mit so viel Blut errungen“ A, „mit so vielem Blut errungen“ B C D.

Wichtiger sind die anderen Fälle, in denen A und A^1 gegen A^2 zusammenstimmen:

Goed. 19, 24 [Saec. 19, 1] „lebhaften“ A A^1, „lebhafteſten“ A^2 B C D.
Goed. 20, 20 [Saec. 19, 36] „in in einer“ A A^1, „in einer“ A^2 B C D.
Goed. 21, 17 [Saec. 20, 25] „beydem“ A A^1, „beyden“ A^2 C, „beiden“ B D.
Goed. 27, 5 [Saec. 26, 31] „mächtige“ A A^1 B C D, „wichtige“ A^2.
Goed. 31, 30 [Saec. 30, 8] „Maximilias“ A^2.
Goed. 40, 22 [Saec. 39, 24] „den Kaiſer“ A^2.
Goed. 76, 4 [Saec. 75, 26] „ihn“ A A^1 B C D, „ihm“ A^2.
Goed. 88, 25 [Saec. 88, 37] „auswärtigem“ A A^1 B C D, „auswärtigen“ A^2.
Goed. 130, 29 [Saec. 135, 3] „gründlicherer“ A A^1 B C D, „glücklicherer“ A^2.
Goed. 131, 5 [Saec. 135, 15] „außer Stande“ A A^1, „außer Stand“ A^2 B C D.
Goed. 192, 35 [Saec. 202, 32] „Heer“ A A^1 B C D, „Herz“ A^2.
Goed. 245, 3 [Saec. 258, 12 f.] „Siebenburgiſche“ A^2.
Goed. 361, 2 [Saec. 384, 15] „dachte er bloß darauf“, A A^1 „dachte er darauf“, A^2 „dachte er nur darauf“, B C D.
Goed. 365, 23 f. [Saec. 389, 14] „Mannlehen“ A A^1, „Lehen“ A^2 B C D.

Das Ergebnis dieser Zusammenstellung besteht außer wesentlichen Ergänzungen der Historisch-kritischen Ausgabe in dem Nachweis, daß auch beim „Dreißigjährigen Krieg“ die zweite Redaktion nicht auf eine einheitliche Vorlage zurückgeht. Vorausgesetzt, daß sich nicht ein Druck der ersten Ausgabe findet, der zwischen A^1 und A^2 in der Mitte steht. Solange diese Zwischenstufe fehlt, ist anzunehmen, daß Schiller für Anfang und Schluß die Bogen von A^2 benutzte, für das größere Mittelstück dagegen A^1.

Die drei Drucke der zweiten Auflage beruhen nicht auf derselben Vorlage, sondern C und D sind vermutlich spätere Nachdrucke von B, die Göschen, um dies von ihm beliebte Manöver zu verschleiern, im Seitenumfang möglichst gleich gestaltete und auf das Erscheinungsjahr 1802 zurückdatierte. Die Leipziger Meßkataloge geben, wie ich durch meinen Freund Rob. Riemann erfahren habe, darüber keine Auskunft. Keinesfalls ist, wie in Bellermanns Schillerausgabe 7, 459 zu lesen ist, D als die letzte von Schiller selbst durchgearbeitete Fassung zu betrachten. Alle kleinlichen Abweichungen z. B. Saec. 93, 7 „Beispiele“ statt „Schicksale“; 96, 9 „der entscheidende Moment“; 122, 24 „außerordentlichſten“ sind nur Eingriffe des Korrektors.

Digitized by Google

Vorſtudien zur Säkularausgabe der hiſtoriſchen Schriften Schillers (Werke XIII—XV).

Von Richard Feſter in Erlangen.

Die Säkularfeier von 1859 bedeutet in der Würdigung der hiſtoriſchen Schriften Schillers einen Wendepunkt. „Allgemeine Urteile — meinte O. Lorenz — ſind genug gefällt.“ „Ohne eine detaillierte Prüfung“ kann „zu einem endgiltigen Urteil über ſeine hiſtoriſchen Leiſtungen nicht gelangt werden.“[1]) O. Lorenz hat ſelbſt nur einen Teil dieſes Programmes erfüllt. So viel er auch zuſammengetragen hat und ſo richtig manches geſagt iſt, läßt er gerade die Exaktheit der Detailforſchung vermiſſen, die er verlangte. Der Vergleich Schillers mit ſeinen Quellen iſt nur ſehr äußerlich durchgeführt. Wo Schiller ihm nicht ſelbſt auf die Spur geholfen hat, verſagt er. Khevenhillers Annales Ferdinandei werden für die einzige Quelle des dreißigjährigen Krieges erklärt. Lob wie Tadel treffen ſehr häufig nicht Schiller, ſondern ſeine Quellen und ſeine Zeit. Das allgemeine Urteil dringt in den Geiſt der Geſchichtſchreibung Schillers nicht entfernt ſo ein, wie das vortreffliche, noch ganz in dem Ideenkreiſe des Dichters wurzelnde Buch Karl Hoffmeiſters.[2])

Trotzdem ſind die von O. Lorenz verfaßten Abſchnitte bei Tomaſchek erſt in jüngſter Zeit antiquiert worden. Überweg ging philoſophiſchen Zuſammenhängen in den hiſtoriſchen Schriften nach, ehe die hiſtoriographiſchen Zuſammenhänge feſtgeſtellt waren. Janſſen kam nur in Einzelheiten über Lorenz hinaus, da er von unzuläſſigen Vorausſetzungen aus an ſein Thema ging. Boxbergers Fleiß förderte manches Detail zutage, ohne die Sache im ganzen zu fördern. So darf man wohl ſagen, daß erſt Theodor Kükelhaus im 6., 7. und 14. Bande der Ausgabe Bellermanns dem Programm von 1862 wirklich gerecht geworden iſt. Namentlich für den „Abfall“ und den „Dreißigjährigen Krieg“ hat er treffliches geleiſtet. Ich glaube daher die in den nachfolgenden Studien öfter erwähnten Verdienſte dieſes tüchtigen, unſerer Wiſſenſchaft zu früh entriſſenen Forſchers nicht zu ſchmälern, wenn ich zugleich die Grenzen ſeiner Leiſtung hervorhebe. Denn da, wo er ſtehen geblieben war, hatte ich ja gerade einzuſetzen, wenn die Säkularausgabe uns wieder einen Schritt vorwärts bringen ſollte. Auf die ſeinem Fleiße entgangenen Details in den Quellen-

[1]) Tomaſchek, Schiller in ſeinem Verhältniſſe zur Wiſſenſchaft 1862, S. 75.
[2]) Schillers Leben, Geiſtesentwickelung uſw. 2 (1838), 199 ff.

Digitized by Google

nachweiſen lege ich dabei weniger Wert als auf die Geſamtauffaſſung, und da muß doch geſagt werden, daß er faſt noch mehr als Lorenz nur den Hiſtoriker Schiller ins Auge faßt und es darüber verſäumt, in der Hiſtoriographie Schillers dasſelbe produktive Vermögen wie in ſeinen anderen Werken zu erkennen und zu würdigen. Nicht minder aber wird man bei ihm die Einordnung Schillers in die Entwicklung der neueren Hiſtoriographie vermiſſen.[1]) Wie ſehr man ſich doch auch in Detailfragen verſehen kann, wenn man kein Auge für den größeren Zuſammenhang hat, in dem ſie allein ihre Beantwortung finden können, mag gleich die erſte der hier vereinigten Studien beweiſen. Allerdings zeigt ſich bei tieferem Eindringen faſt überall, daß wir weiter ausholen müſſen, als wir anfangs gedacht haben. In dem Kapitel über die Vorleſungen habe ich vorläufig erſt einen Umriß von Schillers Univerſalhiſtorie zu zeichnen verſucht. Solange die Entwicklung der Univerſalhiſtorie von Gatterer bis zu Schloſſer und Leo nicht eingehender unterſucht iſt, wäre ein näheres Eingehen auf Schillers Verhältnis zu ſeinen Vorgängern und Nachfolgern noch verfrüht. Das aber muß heute unſer Programm und Poſtulat ſein, daß wir genau wiſſen, wie weit wir zur Zeit gehen können und wie weit wir nach Erfüllung gewiſſer Vorbedingungen eigentlich gehen ſollten. Man darf verlangen, daß derjenige, der ſeinen Nachfolgern noch etwas zu tun übrig läßt, ſich wenigſtens darüber Gedanken gemacht hat, in welcher Richtung weiter zu bohren iſt.

Für die Säkularausgabe wie für dieſe Studien hätte die Erlanger Bibliothek, ſo reichhaltig ſie namentlich durch das Vermächtnis der Bayreuther Markgräfin Wilhelmine an älterer hiſtoriſcher Literatur iſt, nicht ausgereicht. Ich möchte die Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen, ohne den Bibliotheken in Berlin, Dresden, Göttingen, Hamburg, Jena, München (Staats- und Univerſitätsbibliothek), Rudolſtadt, Tübingen, Weimar für ihr Entgegenkommen zu danken. Für freundliche Auskünfte und Unterſtützung bin ich verpflichtet den Erlanger Kollegen W. Judeich, G. Jakob und E. Steinmeyer, Bojanowsky und Suphan in Weimar, E. Petzet in München, E. Schmidt und dem Stuttgarter Generalſtab der Säkularausgabe E. von der Hellen und J. Peterſen.

1. Reden und Rhetorik.

Janſſen hat dem Verfaſſer des „Abfall" die Quellenkritik hauptſächlich deswegen abgeſprochen, weil er die Unzuverläſſigkeit des

[1]) Auch die Geſchmackloſigkeit, Schiller in den Anmerkungen vom heutigen Stande unſeres Wiſſens zu verbeſſern, ſchreibt ſich wohl von mangelnder hiſtoriographiſcher Einſicht her.

Digitized by Google

Burgundius nicht erkannt habe und die rhetoriſchen Stilübungen dieſes Renaiſſancehiſtorikers nicht nur für bare Münze nehme, ſondern noch weiter ausſchmücke.[1]) Die von ihm angeführten Beiſpiele ſind ſchon von Kükelhaus beſprochen worden,[2]) doch kann ich die Sache durch ſeine Zurückweiſung Janſſens keineswegs für erledigt anſehen. Genau genommen ſchließt ſchon der zweite Vorwurf Janſſens den erſten aus. Wer eine Rede ſeiner Quelle ſelbſt ausſchmückt, wird in der Regel auch Schmuck und Schmuckloſigkeit, Schaumünzen und bares Geld unterſcheiden können. Wenn Janſſen von Burgundius ſagt: „er hat eine Vorliebe für Rhetorik, Pathos und Sentenzen, er ſchiebt erdichtete Reden ein, iſt ungenau in der Angabe des Tatſächlichen," ſo wäre es konſequenter geweſen, auch von Schiller zu ſagen, er habe eine Vorliebe für Rhetorik, Pathos und Sentenzen. Denn mit mangelhafter Quellenkritik hat die ſubjektive Zurechtlegung des Stoffes nichts zu tun.

Wir ſind ſeit Ranke gewöhnt, in der Vorliebe eines Hiſtorikers für Rhetorik einen Makel zu ſehen. In die erdichteten Reden der Alten können ſich die meiſten Hiſtoriker nicht recht hineinfinden, erdichtete Reden eines Neueren finden ſie unverzeihlich. Aus keinem anderen Grunde hat Ranke ſelbſt geglaubt, den Geſchichtſchreiber des Schmalkaldiſchen Bundes Sleidan von dieſem Makel reinigen zu müſſen. Aus keinem anderen Grunde hat auch Kükelhaus Schiller gegen Janſſen in Schutz genommen. Die Vorliebe des Humanismus für Rhetorik iſt wohl bekannt, aber man räumt ihm nicht das Recht ein, in ſeiner Weiſe die Vergangenheit in geſchichtlicher Darſtellung neu zu beleben. Der hiſtoriographiſche Maßſtab unſerer Zeit wird auch da angelegt, wo er verſagen muß.

Ich habe ſchon an anderer Stelle[3]) nachgewieſen, wie ſchwer es iſt, den Wandel der Anſchauungen zeitlich zu fixieren, wie noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Forderung ungeſchminkter Wahrheit die offen ausgeſprochene Künſtlerfreude an glücklich erſonnenen Reden gegenüberſteht. Es wäre grundverkehrt, von vornherein anzunehmen, daß Schillers Anſchauungen ſich mit den unſerigen deckten, um ihn hinterdrein zu ſchelten, wenn wir ihn doch anders finden, als wir dachten. Das Phänomen eines Geſchichte ſchreibenden Dramatikers will ebenſo berückſichtigt ſein, wie Urteil und Übung ſeiner Mitwelt.

Hören wir zunächſt einige Stimmen dieſer Mitwelt. In ſeinen „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte"[4]) ſagt Herder: „Unbillig iſt der

[1]) Schiller als Hiſtoriker. 2. Auflage, S. 24 ff.

[2]) In Bellermanns Ausgabe der Werke 14, 511.

[3]) Sleidan, Sabinus, Melanchthon: Sybels hiſtoriſche Zeitſchrift 89 (1902), 1—16. Vgl. S. 15.

[4]) 14. Buch, V.

Digitized by Google

Tadel, den man den Griechischen und Römischen Geschichtschreibern darüber macht, daß sie ihren Begebenheiten so oft Staats- und Kriegsreden einmischten; denn da in der Republik durch öffentliche Reden alles gelenkt wurde, hatte der Geschichtschreiber kein natürlicher Band, durch welches er Begebenheiten binden, vielseitig darstellen und und pragmatisch erklären konnte, als eben diese Reden; sie waren ein weit schöneres Mittel des pragmatischen Vortrages, als wenn der spätere Tacitus und seine Brüder, von Not gezwungen, ihre eigenen Gedanken einförmig dazwischen webten." Wie Herder über die Reden in der humanistischen Geschichtschreibung denkt, erfahren wir hier nicht. Kann man auch nicht behaupten, daß im Zeitalter des Humanismus wie im Altertume alles durch öffentliche Reden gelenkt wurde, so spielte doch die Prunkrede eine nicht zu unterschätzende Rolle im öffentlichen Leben, bis sie ganz in die Hörsäle der Akademien und Universitäten verbannt und auf feierliche Anlässe beschränkt wurde. Es ist also nicht einzusehen, weshalb Herder bei den Neueren getadelt haben sollte, was er bei den Alten lobenswert fand. Wir dürfen es daher wie eine Ergänzung seines Urteils betrachten, daß Goethe im achtzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit"[1]) ganz allgemein von der Einschiebung fingierter Reden bei den „besten Historikern" spricht. Zwar ist es eine Rede auf den Wein, die der junge Goethe den Brüdern Stolberg im Elternhause hält, so schalkhaft wie die fingierte eingeschobene Rede des frommen Weihbischofs über das Laster der Trunkenheit in seinem „St. Rochusfest zu Bingen", aber Goethe verwahrt sich mit launigem Ernste doch gegen den Verdacht bloßer Fiktion. Keine Männer der Zunft, sondern zwei Repräsentanten, die dasselbe liberale Verhältnis zur Dichtung wie zur Wahrheit haben, sprechen sich also noch ganz ähnlich aus wie die Historiographen des 16. Jahrhunderts. Goethes Verwahrung erinnert an Kardinal Baronius. Herders Lob und Goethes Bemerkung über den Gebrauch der „besten Historiker" schmecken fast nach einer Vorliebe für Rhetorik, die unsere Zeit nicht mehr begreift.

Auch bei Schiller kann also nur danach gefragt werden, was in ihm stärker gewesen ist, die Vorliebe der „besten Historiker" für Rhetorik oder die schon erwachte Abneigung des modernen Menschen, in die Geschichte ein fremdes, der reinen Dichtung verwandtes Element hineinzutragen. Stichproben können die Frage nicht entscheiden. Wenn es Külelhaus wirklich gelungen sein sollte, in den von Janssen angeführten Fällen nachzuweisen, daß Schiller sich streng an seine Quellen gehalten hat, so wäre damit noch nicht der Beweis geliefert, daß sich Schiller in allen Fällen der gleichen Zurückhaltung befleißigt

[1]) Jubiläumsausgabe 25, 66. Hempel 23, 55.

Digitized by Google

hat. Es wird ſich daher, da in der Säkularausgabe nur ein beſchränkter Raum zur Verfügung ſtand, nicht vermeiden laſſen, ſämtliche Reden in Schillers hiſtoriſchen Schriften mit näheren Angaben über ihre Quellen und die Art der Quellenbenutzung anzuführen, wobei den Quellenzitaten die von Schiller benutzten, in der Säkularausgabe zitierten Ausgaben[1]) zugrunde gelegt ſind.

I. Abfall der Niederlande.

1. Rede des Claudius Civilis an die Bataver.

Schiller, Säkular-Ausgabe XIV, 17, 25—18, 9. Goedeke VII, 22, 11—30.

Geſtehet, Bataver — wird uns von dieſen Römern noch wie ſonſt als Bundsgenoſſen und Freunden oder nicht vielmehr als dienſtbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern ſind wir ausgeliefert, die, wenn unſer Raub, unſer Blut ſie geſättigt hat, von andern abgelöſt werden, welche dieſelbe Gewaltthätigkeit nur unter andern Namen erneuern. Geſchieht es ja endlich einmal, daß uns Rom einen Oberaufſeher ſendet, ſo drückt er uns mit einem prahleriſchen teuern Gefolge und noch unerträglicherem Stolz. Die Werbungen ſind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen und eure kraftvolle Jugend der römiſchen Unzucht überliefern.

Jetzt, Bataver, iſt der Augenblick unſer.

Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Laſſet euch dieſe Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Läger enthalten nichts als alte Männer und Beute.

Wir haben Fußvolk und Reuterei. Germanien iſt unſer, und Gallien lüſtern, ſein Joch abzuwerfen.

Mag ihnen Syrien dienen und Aſien und der Aufgang, der Könige braucht!

Tacitus. Hist. IV 14.

A laude gloriaque gentis orsus iniurias et raptus et cetera servitii mala enumerat: neque enim societatem, ut olim, sed tamquam mancipia haberi: quando, legatum, gravi quidem comitatu et superbo, cum imperio venire? tradi se praefectis centurionibusque; quos ubi spoliis et sanguine expleverint, mutari, exquirique novos sinus et varia praedandi vocabula. [ſiehe oben quando — — venire —]

instare dilectum, quo liberi a parentibus, fratres a fratribus velut supremum dividantur. [Aus dem Anfang des Cap.: iussu Vitellii Batavorum iuventus ad dilectum vocabatur .... rursus inpubes et forma conspicui ... ad stuprum trahebantur].

Numquam magis adflictam rem Romanam nec aliud in hibernis quam praedam et senes: attollerent tantum oculos et inania legionum nomina ne pavescerent. At sibi robur peditum equitumque, consanguineos Germanos, Gallias idem cupientis.

Ne Romanis quidem ingratum id bellum: cuius ambiguam fortunam Vespasiano inputaturos, victoriae rationem non reddi. [Aus der Werbung des Civilis an die Gallier cap. 17: servirent Suria Asiaque et suetus

[1]) XIV, 418 ff., 448 f.; XV, 418 f.; XIII, 313 f.

Digitized by Google

Es ſind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte.

Die Götter halten es mit dem Tapferſten.

regibus Oriens: multos adhuc in Gallia vivere ante tributa genitos.

Ebenda: deos fortioribus adesse.]

Wie die Einſchaltungen beweiſen, hat Schiller Wagenaar 1, 57 nicht benutzen können, ſondern unmittelbar aus Tacitus geſchöpft. Die erſte Erweiterung, die Erinnerung an die Mißſtände bei der Aushebung, ließe ſich rechtfertigen. Die aus der Werbung an die Gallier herübergenommenen Zutaten paſſen vorzüglich in den Gedankengang des Civilis, doch würde ſich kein moderner Hiſtoriker dieſe Willkür erlauben, geſchweige denn die Einſchiebung des Satzes: „Jetzt iſt der Augenblick unſer.“ Auch die Umſtellung zweier Sätze erhöht den redneriſchen Effekt. Dagegen muß es auffallen, daß Schiller aus dem echt Taciteiſchen Satze: „nec aliud in hibernis quam praedem et senes“ in der direkten Rede nicht zwei gemacht hat, etwa in der Weiſe: „ihre Läger enthalten nichts als alte Männer. Euch winkt dort leichte Beute.“

2. Rede Karls V. SA 49, 22—50, 9. Goed. 58, 7—24. Aus Strada 5 ziemlich wörtlich überſetzt. Schon Stradas Quelle Pontus Heuterus hat nach Ranke (Werke 6, 67) mit jener „ſchriftſtelleriſchen Eigenmächtigkeit, wie ſie die Hiſtoriker jener Zeit für erlaubt hielten“, „aus einem ſtaatsrechtlichen Akt einen oratoriſchen“ gemacht, doch hat auch Motley (1, 103 f. der deutſchen Überſetzung) keinen Anſtand genommen, der Überlieferung zu folgen, obwohl er ausdrücklich alle erdichteten Reden prinzipiell ausſchließt. Den Satz Stradas: Quando ... praemori patrem libuit, ut mortis beneficium anteverterem ... hat ſchon der franzöſiſche Überſetzer Du-Rier (Histoire de la guerre de Flandre. Paris 1644. 1, S. 12) ebenſo wie Schiller und Wagenaar 1, 558 mißverſtanden: „Que vostre pere a voulu mourir devant le temps pour vous faire iouyr par avance du benefice de sa mort.“ Strada will Karl ſagen laſſen, er ſterbe vor der Zeit (im Kloſter der Welt ab), um die Wohltat des Todes (das heißt den Eingang in das ewige Leben) vorwegzunehmen. Bei Robertſon (Geſchichte Karls des V. 3, 451 f.) iſt gerade dieſer den angeblichen Einſiedler von S. Yuſte ankündigende Satz Stradas weggelaſſen.

3. Eid Philipps II. SA 50, 18—30. Goed. 59, 1—12. Wörtlich aus Wagenaar 2, 515. Küſelhaus bei Bellermann 14, 508 konſtruiert einen „ſtärkeren chronologiſchen Fehler“ Schillers, weil die a. a. O. erzählte Huldigung 1549 ſtattgefunden habe. Schiller aber hat nur unterlaſſen, auch Wagenaar 2, 559 zu zitieren, wo bemerkt wird, daß Philipp 1555 den Eid von 1549 erneuert habe.

Digitized by Google

Wagenaars Bemerkungen über den Unterſchied der Eide Philipps und ſeiner Vorgänger gelten ſomit auch für den Eid von 1555. Charakteriſtiſch iſt nur das Bemühen Schillers, den Gegenſatz der beiden Regierungen dadurch plaſtiſch herauszuarbeiten, daß er alle den Haupteindruck ſtörenden Details verſchweigt. In dieſer künſtleriſchen Tendenz begegnet er ſich mit Strada.

4. Rede des Syndikus von Gent. SA 67, 33—68, 23. Goed. 77, 2—25. Vgl. Janſſen 24. Kükelhaus bei Bellermann 14, 511. Aus Burgundius 38 f. (Quid obsecra — ad auxilium) mit einigen Freiheiten unter Weglaſſung eines Satzes (fides nostra — imperium) überſetzt. Vgl. „etwa damit uns die übrige Welt für zu leichtſinnig oder gar zu blödſinnig halte, uns ſelbſt zu verteidigen" mit Burgundius: „Nunquid nos ut ceterae nationes inconstantiae, aut stolididatis arguant? Ac ne externo quidem opus praesidio in pace sedentibus." Auch Strada berichtet 32, daß „Borlucius Gandanensis Orator pro Ordinibus" Granvellas Anſprache beantwortet habe und faßt den Inhalt der Antwort in wenige Worte zuſammen. Vgl. Wagenaar 3, 25. Selbſtverſtändlich deckte ſich die am 7. Auguſt 1559 überreichte Remonſtration der Stände (Wagenaar 3, 26), inhaltlich mit jener mündlichen Antwort, doch konnte es Schiller gar nicht entgehen, daß ſich die Antwort in anderen gemeſſeneren Formen bewegt haben wird. Er folgt alſo dem Burgundius nur, weil ihm die vielen Fragen und die emphatiſchen Ausrufe der paſſendſte Ausdruck der „republikaniſchen Wahrheit" zu ſein ſcheinen. Man ſieht, Janſſen irrt, indem er anklagt, Kükelhaus, indem er verteidigt. Zur Sache Motley 1, 200 f.

5. Ausruf Philipps II. SA 68, 25—27. Goed. 77, 27 f. Aus Burgundius 40 in direkte Rede überſetzt, ohne Berückſichtigung der Worte: „Dixisse quidam ferunt." Quidem bei Janſſen wohl Druckfehler. Die Bemerkungen von Kükelhaus a. a. O. gegenſtandslos. Wagenaars Zweifel 3, 26 beziehen ſich, was Janſſen überſehen hat, nicht auf den Ausruf, ſondern auf den Verweis, den Philibert von Savoyen den Ständen erteilt haben ſoll. Auch Motley 2, 202 hält unter Berufung auf Van der Haer den Ausruf für hiſtoriſch, obwohl dieſer (De initiis tumultuum Belgicorum. Lovanii 1640, S. 110) nur den König erzürnt aufſpringen läßt.

6. Indirekte Rede Granvellas. SA 83, 9—32. Goed. 91, 28—92, 17. Nicht aus Burgundius allein, wie Janſſen meint, ſondern kombiniert aus den von Schiller ſelbſt angeführten Quellen (Burgundius 34 ff. Wagenaar 3, 25. Strada 32) und aus Watſon (1, 108 f. der deutſchen Überſetzung), beziehungsweiſe Watſons Quelle Bentivoglio 9. Mit den Gemeinplätzen, die Burgundius dem Biſchof von Arras in den Mund legt, konnte Schiller ſichtlich nichts an-

Digitized by Google

fangen. Das Prädikat „ruhmrediges Gepränge“ paßt auch auf die Faſſung Bentivoglios. Aus Bentivoglio ſtammt namentlich das von den anderen nicht erwähnte Verſprechen Philipps, die ſpaniſchen Truppen aus den Niederlanden herauszuziehen (SA 83, 14 ff.). Die Wahl der indirekten Rede bei Schiller iſt ein Beweis ſeiner Vorſicht, doch wäre es freilich noch vorſichtiger geweſen, ſich ganz an Wagenaar zu halten. Wagenaar aus Bentivoglio zu ergänzen, hielt er ſich wohl deswegen für berechtigt, weil Philipp das Zugeſtändnis bezüglich der ſpaniſchen Beſatzungen tatſächlich bald darauf in ſeiner ſchriftlichen Antwort auf die Vorſtellung der Stände gemacht hat (Wagenaar 3, 26). Wie aber immer eine zu Kompromiſſen geneigte kritiſche Unſicherheit weitere Verſehen nach ſich zieht, hat Schiller (SA 83, 34—84, 8), obwohl er bereits die Rede des Syndikus von Gent gebracht hatte und die echte ſchriftliche Remonſtration der Stände aus Wagenaar 3, 26 kannte, aus Bentivoglio 10 auch den Inhalt der Vorſtellungen „einiger beherzteren Glieder“ der Genter Ständeverſammlung entnommen. Die echte Rede Granvellas jetzt bei Gachard, Collection des documents inédits contenant l'histoire de la Belgique 1, 313—322. Vgl. Motley 1, 197 ff. und Van der Haer a. a. O. 160 ff.

7. Abſchiedsworte Philipps II. an Oranien. SA 87, 19—21. Goed. 95, 27–29. Wörtlich aus Neuville (vgl. SA 439). In dem individuellen Gepräge ſah Schiller wohl wie Ranke in ähnlichen Fällen ein Zeichen der Echtheit.

8. Der öffentlichen Meinung über die neuen Bistümer gibt Schiller die Form der direkten Rede. (SA 103, 17—20, 104, 21—105, 2. Goed. 111, 17—21, 112, 20—113, 2.) Seine Quellen (vgl. ſeine Fußnoten in der SA) ſind weit ſubſtantieller. In Sätzen wie „die Konſtitution iſt unter die Füße getreten, die Rechte der Nation ſind verletzt“ antizipiert Schiller 1788 die Volkstribunen der franzöſiſchen Revolution, wie auch der Terminus „Parlament“ in die Ständekämpfe des 16. Jahrhunderts einen fremden Zug hineinträgt.

9. Äußerung Granvellas. SA 105, 22–25. Goed. 113, 18 ff. aus Strada 81: „daß er Brabant mit dem Könige teilt“: „se Brabantiae Principem creari, Regique socium adjungi in administratione Belgica“.

10. Indirekte Rede Oraniens. SA 137, 11—25. Goed. 144, 32—145, 12. Wörtlich aus Burgundius 92 f.

11. Indirekte Rede des Viglius. SA 138, 20—139, 13. Goed. 146, 7—30. Kombiniert aus Burgundius und Hopperus. Vgl. Schillers Fußnote SA 139, 36.

Digitized by Google

12. Direkte Rede des Viglius. SA 142, 11—27. Goed. 158, 28—159, 10. Aus Watſon 1, 264, möglicherweiſe unter Heranziehung der Quelle Watſons Bentivoglio 26. Man vergleiche die Metamorphoſen des Schluſſes:

Bentivoglio.	Watſon.	Schiller.
Nel resto dover più tosto gloriarsi il Rè di non havere, ò le medesime necessità ò i medesimi sensi degli altri Prencipi, ma che i suoi fossero tanto conformi a quei della Chiesa e fondati in ragioni, ch' univano sì bene insieme la prudenza con la pietà.	C'est une gloire particulière à nostre Souverain, et un avantage qu'il a sur tous les autres Princes, que de n'être point réduit à la nécessité de rejeter les décrets d'un Concile, dont la doctrine est le guide de sa foi, mais de suivre des principes de gouvernement également nécessaires au bien de l'église et propres à assurer la paix et la prosperité de ses sujets.	Übrigens gereicht es unſerm Herrn, dem König von Spanien, ja zur Ehre, daß er allein vor allen Fürſten ſeiner Zeit nicht gezwungen iſt, ſein beſſeres Wiſſen der Notwendigkeit unterzuordnen und Maßregeln aus Furcht zu verwerfen, die das Wohl der Kirche von ihm heiſcht und das Glück ſeiner Untertanen ihm zur Pflicht macht.

13. Direkte Rede Oraniens. SA 143, 29—145, 3. Goed. 160, 11—161, 11. Vgl. Janſſen 25. Kükelhaus a. a. O. 14, 511 f. Die echte Rede in indirekter Faſſung bei Viglius, den Schiller auch SA 145, 31 zitiert, haben Bentivoglio 27 und beſonders Burgundius 97 ff. rhetoriſch zugeſtutzt. Schiller konnte gar nicht im Zweifel ſein, daß Viglius als Ohrenzeuge ein beſſerer Gewährsmann iſt als jene Hiſtoriker. Trotzdem kombiniert er ſeine Rede aus Burgundius und aus Watſon 1, 267, der Bentivoglio umſchreibt, nicht aus Watſon und Wagenaar, wie Kükelhaus gemeint hat. Aus Watſon ſtammen S. 143, 29—144, 7. Aus Burgundius alles andere, und zwar 97 Quid — rempublicam, 99 quae tamen Privatae Curiae ꝛc. bis zum Schluß. Aus der Beſchneidung der Floskeln des Burgundius ergibt ſich hier wie öfter, daß Schiller die rhetoriſchen Erweiterungen dieſes Autors erkannt hat. Mir nicht zugänglich war Joſephus de la Piſe, Tableau des Princes d'Orange. Ich vermag daher nicht zu ſagen, ob die Rede Oraniens, die dieſer S. 336 bringt, mit Burgundius oder Bentivoglio übereinſtimmt oder eine dritte Verſion darſtellt, doch wird man in dieſem Zuſammenhange nicht überſehen dürfen, daß Cornelius Paul Papendrecht, Archipresbyter in Mecheln, ſchon 1743 in ſeinen Analecta Belgica I, 1, 185 in den Anmerkungen zur Vita Viglii von Joſephus de la Piſe bemerkt: „hanc Principis Guilielmi orationem coram Margareta et Senatu habitam largis paratibus et quaesitis ex omni antiquitate coloribus ornavit

Digitized by Google

adeo, ut moveat cornicula risum. Confer utramque, dignoscere si velis, quantum inter puram nudamque narrationem et phalerata dicta intersit." Das könnte Baronius geſchrieben haben, beweiſt aber ſo wenig wie dieſer für das 16. Jahrhundert, daß das achtzehnte mit der Rhetorik der Alten gebrochen habe. Für Schiller iſt hier bei dem erſten oratoriſchen Debut Oraniens das antike Muſter ſo maßgebend, daß er aus Burgundius ſogar den „infamen Liktor" beibehält.

14. Ausruf Philipps II. SA 146, 28–31. Goed. 162, 29–32. Wörtlich aus Strada 106.

15. Beſchwerde Egmonts. SA 150, 12—20. Goed. 166, 8—15. Aus der indirekten Rede bei Strada 113 frei in die direkte übertragen.

16. Dialog des Viglius und Oraniens. SA 153, 34 - 154, 2. 154, 4—12. Goed. 169, 21–24. 26–32. Aus Burgundius 123, der die Worte Oraniens und deſſen Äußerung SA 154, 33 f. in indirekter Rede wiedergibt.

17. Direkte Reden Oraniens und Berlaymonts. SA 176, 15—24. 27—31. Goed. 190, 7—14. 17—20. 29—191, 5. Aus der indirekten Rede Stradas 121 f.

18. Direkte Rede Margarethas. SA 178, 5—32. Goed. 191, 27—192, 16. Aus Strada 122 mit Weglaſſung der Eingangsbetrachtungen und charakteriſtiſchen formellen Änderungen. Man vergleiche:

Strada.	Schiller.
Profecto qui sic obloquuntur, non modo iniuriam faciunt sapientissimo Principi patriaeque amantissimo, sed vestro, Equites, collegio, sed Senatorum concilio, immo totius Belgii Ordinibus, quorum omnino iudicio consensuque Caesarem tulisse eas leges haud dubie recordantur aliqui vestrum.	Nun frage ich Sie ſelbſt, Ritter des Vließes, Räte Seiner Majeſtät und des Staats, ob Sie nicht ſelbſt Ihre Stimmen zu dieſen Edikten gegeben, ob die Stände des Reichs ſie nicht als rechtskräftig anerkannt haben?

19. Direkte Rede Oraniens über die Inquiſition. SA 179, 2—181, 26. Goed. 192, 20—195, 2. Vgl. Janſſen 25. Kükelhaus a. a. O. 14, 512. Frei kombiniert aus Watſon 1, 280 ff. und Burgundius 174—180. SA 179, 2—22 aus Watſon, 23 ff. aus Burgundius 175. Vgl. Schiller: „Mit dem Tode Pius des Vierten iſt die Vollmacht der Inquiſitoren zu Ende gegangen" mit Burgundius: ipsi [inquisitores] fato Pontificis mandatum suum extingui existimant. Ob 180, 1—25 Schiller dem Burgundius oder Watſon folgt, läßt ſich nicht entſcheiden. Sicher aus Watſon 1, 283 iſt SA 180, 26 f.

Digitized by Google

Burgundius 178.	Watſon 1, 283.	Schiller.
Sane plures ille pace et otio a fide abstraxit quam priores illi ferro et sanguine.	Il eut donc recours à l'arme puissante du ridicule et du mépris et trouva ce moyen beaucoup plus efficace que la persécution.	Überzeugt, daß Verfolgung den Enthuſiasmus nur mehr anfeure, nahm er ſeine Zuflucht zum Lächerlichen und zum Spott und fand dieſe Waffen ungleich mächtiger als Gewalt.

Wie man ſieht, ſchwebt dem Voltairianer Watſon der Satz vor: „le ridicule tue", und Schiller akzeptiert dieſe Korrektur des 18. Jahrhunderts. Auch die folgenden Sätze ſind aus Watſon 1, 283, der Überleitungsſatz 181, 3—5 (warum wollen wir uns nicht mit Maßregeln begnügen ꝛc.) dagegen eine freie Umſchreibung der Worte des Burgundius 179: Contenti simus poenis, quibus tanti Imperatores fregere flagitia. Der Satz 181, 7: „Aber wozu Beiſpiele aus dem heidniſchen Altertum" findet ſich weder bei Watſon noch Burgundius. 181, 10 „beſiegt von ſo vielen Erfahrungen" nach Watſon: convaincu par sa propre expérience. Burgundius hat: solicitantibus provinciis. 181, 14 „Granvella und ſeinesgleichen" nach Watſon: l'influence des ecclésiastiques qui l'entourent (bei Burgundius: benignitatem eius episcopi deterruere). 181, 15 „mit welchem Rechte, mögen ſie mit ſich ſelbſt ausmachen" nach Burgundius: an rectis consiliis ipsi viderint (bei Watſon 1, 285: que ces hommes intolérans motivent leur conduite s'ils le peuvent). Auch 181, 16—18 aus Burgundius. Der Schluß 181, 19—26 aus Watſon 1, 284, aber durch die Antitheſe franzöſiſcher als ſein Vorbild.

Watſon.	Schiller.
De peur qu'en imitant les Catholiques François dans leur sévérité, nous n'enveloppions comme eux notre pais dans les horreurs d'une guerre civile.	Wir wollen gegen ſie nicht franzöſiſche Katholiken ſein, damit es ihnen ja nicht einfalle, die Hugenotten gegen uns zu ſpielen und wie dieſe ihr Vaterland in die Schrecken eines Bürgerkriegs zu werfen.

Watſon ſagt 1, 280 in einer Anmerkung: „le discours est rapporté tout au long par Nicolas Burgundius qui compila son Histoire sur les papiers du Président de Viglius.[1]) Wenn Schiller dem Burgundius gefolgt wäre, weil er aus Viglius ſchöpfte, ſo hätte er, wie wir unter 13 ſahen, da wo Viglius ſelbſt ſpricht, die Quelle dem Bearbeiter vorziehen müſſen. Hier war er überdies durch

[1]) Watſon verweiſt an dieſer Stelle auf Brandt, l'histoire de la réforme des Pais-bas, doch kann ich bei dieſem (Histoire abregee de la reformation des Pais-bas. A la Haye 1726, f.) über Oraniens Rede nichts finden.

Digitized by Google

Wagenaar 3, 64 gewarnt, der das Machwerk des Burgundius als unglaubwürdig ablehnt. Man kann deshalb nicht ſagen, daß er die Rede für echt gehalten habe, wenn er auch aus dem von ihm (SA 181, 32) zitierten Referat des Hopperus über die Sitzung erſah, daß ſie echte Beſtandteile enthält.[1]) Wenn er ſie trotzdem aufnimmt und die auffällige „Kenntnis der Philoſophie" (181, 35) Oraniens mit den Worten des Burgundius erklärt, ſo iſt das für ihn ebenſo bezeichnend wie die kritiſche Selbſtbeſchwichtigung Watſons in der zitierten Anmerkung. Beide wollen auf dieſes rhetoriſche Prunkſtück ihres Helden nicht verzichten, beide erweitern und vereinfachen daher unbedenklich eine Vorlage, deren Verwertung ſie vor ihrem eigenen Gewiſſen doch nicht recht verantworten können.

20. Direkte Rede Brederodes und Antwort Margarethas. SA 183, 29—184, 8. Goed. 196, 27—197, 7. Aus Strada 126. Die Worte: „ut quanto studio a te aliqua petant, ex hac ipsa celebritate cognoscas" überſetzt Schiller: (Bitte) „von deren Wichtigkeit ſo wie von ihrer Demut dieſer feierliche Aufzug Sie überführen wird." Die folgenden Auseinanderſetzungen Brederodes und Margarethas in indirekter Rede aus Burgundius 183 und Hopperus II 2, 73.

21. Anſprache Brederodes an die Antwerpener. SA 189, 28—34. Goed. 202, 30—203, 5. Wörtlich aus Strada 131.

22. Worte Oraniens. SA 195, 18—24. Goed. 208, 7—12 Nach Burgundius 189. „Ego me deinceps reipublicae subtraham" überſetzt Schiller: „Beſſer alſo für ihn und mich, ich entziehe mich dem gemeinen Weſen."

23. Worte Margarethas. SA 195, 31—196, 4. Goed. 208, 17—26. Nach Burgundius 189.

24. Ausrufe der Antwerpener. SA 204, 32—205, 1. Goed. 216, 30—217, 3.

Burgundius 234.	Strada 139.	Schiller.
Vivant Geusii ingeminare incipiunt.	En qui nobis libertatem affert: en qui confessionem Augustanam affert. Non iam opus foederatis, Nobilibus habemus: hunc in posterum consectabimur: huic supplices libellos offeremus.	„Die Geuſen ſollen leben!" ſchrie jung und alt ihm entgegen. — „Sehet hin," ſchrieen andere, „das iſt der, der uns Freiheit bringt! — „Der iſts," ſchrieen die Lutheraner, „der uns das Augsburgiſche Bekenntniß bringt." — „Nun brauchen wir fortan keine Geuſen mehr," riefen andere, „wir brauchen den mühſamen Weg nach Brüſſel nicht mehr. Er allein iſt uns alles."

[1]) Vgl. zu Schiller 179, 16 ff. Hopperus 2, 272: Et se traictant de ceste matière fust considere, qu'il y avoit deux formes d'Inquisition etc.

Digitized by Google

25. Ausruf Oraniens. SA 205, 7 f. Goed. 217, 7 ff.

Burgundius 234.	Schiller.
Viderent ne mox poenitentiam agerent intempestivae laetitiae.	„Bei Gott," rief er, „ſie ſollten zuſehen, was ſie täten, es würde ſie einmal reuen, was ſie jetzt getan."

26. Margarethas durch Egmont und Oranien ausgerichtete Botſchaft an die Geuſen. SA 207, 19—208, 11. Goed. 219, 15—220, 7. Obwohl Schiller an erſter Stelle die ſachlichere Faſſung Meterens 1, 83 f. zitiert, gibt er doch auch hier der oratoriſchen Form des Burgundius 238 f. mit ihren vielen Frageſätzen den Vorzug und beſchränkt ſich auf Kürzungen. Da ihm auch die folgende Supplik der Geuſen (SA 208, 12—210, 25) zur Rede wird, hält er ſich auch da nicht an Meteren 1, 84, ſondern an Burgundius 240—51, indem er zwei Eingaben in eine zuſammenzieht.

27. Reden im ſpaniſchen Staatsrat. SA 213, 31—214, 7. Goed. 225, 8—20. Nicht nur aus Hopperus II 2, 81, den Schiller zitiert, ſondern auch aus Burgundius 274 f. mit freier Nachahmung der oratoriſchen Fragen dieſes Autors.

28. Dialog zwiſchen Viglius und Margaretha. SA 226, 1—21. Goed. 236, 8—25. Aus Viglius I 1, 47 ganz frei dramatiſiert.

Viglius.	Schiller.
Se jam per biennii tempus animadvertisse quonam quorundam actiones consiliaque tenderent et quamquam odio ac invidiae expositus fuerat, non tamen desiisse ea dicere, quae Regis servitium, publicaque quies et recta Religio justitiaque requirebant: licet non eam fidem respectumque meruerit, quam rerum exitus demonstrat. Ipsa autem circumventionem confessa, obtestari non cessavit, quo in hac rerum perplexitate ei consilium suum communicare non gravaretur. Ad haec respondit, non ignorare eam, quae Regis esset circa Religionem et cetera, quae illi aliquando significata fuere, sententia: convenire itaque ut secum ipsa statuat, Regi obsequi an velit, an vero cum aliis longius dissimulare. Non posse autem eam aliter consulere, quam cum tota ejus authoritas a Rege dependeat, ut se eam adimplere velle resolvat. Id vero cum se plane facturam affir-	„Zwei Jahre ſind es nun," ſagte ihr der Greis, „daß Sie dieſes Ausgangs der Dinge gewärtig ſein konnten. Weil ich freier geſprochen habe als Ihre Höflinge, ſo haben Sie mir Ihr fürſtliches Ohr verſchloſſen, das nur verderblichen Anſchlägen geöffnet war." Die Regentin räumt ein, daß ſie gefehlt habe und durch einen Schein von Rechtſchaffenheit geblendet worden ſei; jetzt aber dränge ſie die Not. „Sind Sie geſonnen," verſetzte Viglius hierauf, „auf den königlichen Mandaten mit Beharrlichkeit zu beſtehen?" „Das bin ich," antwortete ihm die Herzogin. „So nehmen Sie Ihre Zuflucht zu dem großen Geheimniß der Regentenkunſt, zur Verſtellung, und ſchließen Sie ſich ſcheinbar an die Fürſten an, bis Sie mit ihrer Hilfe dieſen Sturm zurückgeſchlagen haben. Zeigen Sie ihnen ein

Digitized by Google

mavit, tum, quid porro faciendum rogavit. Cui Praeses dixit, idem singulatim ab caeteris qui in Consilio Status sunt, gubernationemque aliquam Provinciarum haberent, ut exquireret, absolute ut responderent: an in Regis voluntate exequenda auxilio illi esse vellent, an non .... ut in Regis devotione, fidelitate ac obsequio constanter perseverarent, juramentoque eos qui opposite responderent, adstringeret. Si qui vero essent, qui dubie responderent, ab his ut sibi caveret, aliorum autem opera consilioque uteretur eisque committeret, uti providerent, ne inermem eam aliquando opprimerent.

Zutrauen, wovon Sie im Herzen weit entfernt ſind."

Laſſen Sie ſie einen Eid ablegen, daß ſie mit Ihnen gemeine Sache machen wollen, dieſen Unordnungen zu begegnen.

Denjenigen, die ſich bereitwillig dazu finden laſſen, vertrauen Sie ſich als Ihren Freunden; aber die andern hüten Sie ſich ja durch Geringſchätzung abzuſchrecken.

Während ſonſt Schiller rhetoriſchen Muſtern des Altertums und der Renaiſſance nachahmt, iſt er in dieſer Szene ſein eigenes Muſter und geht deshalb mit ſeiner Vorlage noch freier um.

29—30. Indirekte Rede Figueroas. SA 235, 5—236, 27. Goed. 244, 26—246, 14. Direkte Rede Albas. SA 236, 28—237, 29. Goed. 246, 15—247, 15. Aus Burgundius 384—90 hat Schiller mit freieſter Benutzung der völlig neugeordneten Gedanken, aber an der Abwechslung von indirekter und direkter Rede feſthaltend, zwei neue Reden gemacht. Albas Worte erinnern noch hie und da an die Vorlage.[1]) Den Grafen von Figueroa läßt Schiller ſo reden, wie es der Gegenſatz der Meinungen ihm zu erfordern ſcheint. Aus Hopperus II 2, 114 war lediglich zu erſehen, daß im ſpaniſchen Staatsrat die Stimmen geteilt waren, die einen zur Milde rieten, andere die Entſendung einer Armee befürworteten. Auch Tisnaq, den Burgundius benutzt, wird als Ohrenzeuge nicht mehr berichtet haben. Wenn nun Burgundius das Für und Wider dramatiſiert und Schiller ſich von Burgundius teilweiſe gänzlich emanzipiert, ſo folgt daraus, daß beide

[1]) Burgundius 389.

Nemo mihi communem calamitatem objiciat, in communi omnium flagitio.

Burgundius 388.

Atenim nullum adhuc in Belgio ardet bellum. Quis tamen pacem esse dixerit? Quis nobis pollicebitur in eodem statu res mansuras, quas ipsa quoque Gubernatrix perscribit cottidie in peius vergere.

Schiller.

Aber kann das Ungemach einiger wenigen Bürger in Anſchlag kommen, wenn das Ganze in Gefahr ſchwebt?

. . . . . .

Noch, ſagt man, ſind die Umſtände ſo verzweifelt nicht, daß ſie dieſes gewaltſame Mittel rechtfertigen — aber wer ſteht uns dafür, daß ſie es bei der Ankunft des Königs nicht ſein werden, da nach jeglichem Bericht der Regentin alles mit ſchnellen Schritten zur Verſchlimmerung eilt?

Digitized by Google

Historiker von denselben Motiven bestimmt worden sind. Hätte Watson hier wie früher längere Auszüge aus Bentivoglio 58 ff. gebracht, so würde Schiller wahrscheinlich nicht der Versuchung widerstanden haben, von dem Kardinal die freierfundene Selbstcharakteristik des ehernen Herzogs herüberzunehmen. Namentlich die Schlußworte Albas bei Bentivoglio: „La piaga hà degenerato in cancrena. Vuole il ferro e il fuoco" würden Schiller an die Charakteristik des Spaniers Vargas bei Meursius erinnert haben. Vgl. SA 316, 33. Auch nach Schiller haben die oratorischen Muster des Burgundius und Bentivoglio ansteckend gewirkt. F. v. Raumer zitiert in seiner „Geschichte Europas" 3 (1834), 56 die Quellen dieser Beratungen. „Alles — meint er — scheint sich leicht zu erklären, wenn man mehrere Berathungen mit verschiedenen Personen, insbesondere vor und nach der Bilderstürmerei annimmt. Auf keinen Fall sind die Reden und Abstimmungen hintennach ganz erfunden, obgleich kein Geschwindschreiber sie aufzeichnete. Sie stellen Gründe und Ansichten verständig zusammen." Aus ähnlichen Erwägungen hat Prescott in seiner „history of the reign of Philip the second" (Leipzig 1856. 2, 46 f.) ganz kurz die Meinung des Staatsrates und Albas insbesondere angeführt, während Motley 2, 12 ganz darüber hinwegging. Raumer aber hält sich für berechtigt, weil die Reden nicht ganz erfunden seien, Alba eine lange Rede in direkter Form halten zu lassen.

31. Direkte Rede Egmonts. SA 246, 18—247, 18. Aus Burgundius 405 ganz frei Sätze auslassend, umstellend und neu verbindend. Schillers Erfindung sind die Sätze: 246, 18 f. „Lieber — sollte". 28—32 „Auch ist es — mögen". 247, 10—14 „den katholischen — auffordre". 15—18 „Ich meinesteils — Gnade". Was er aus den benutzten Sätzen gemacht hat, mag wenigstens eine Probe zeigen.

Burgundius.	Schiller.
Quo denique fugam intenderet, a charissima coniuge a tot liberis divulsus? Totam suam fortunam pendere ab uno Rege: quem pertinacibus armis irritando implacabilem sibi suisque relinqueret. Erraturum se exulem, atque extorrem, recipientibus oneri, exterisque Principibus vilissimum mancipium.	Und wie sollte ich mich auch aus den Armen meiner zahlreichen und hilfsbedürftigen Familie reißen, um mich an fremden Höfen als einen Landflüchtigen herumzutragen, eine Last für jeden, der mich aufnimmt; jedes Sklave, der sich herablassen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um einem leiblichen Zwang in meiner Heimat zu entgehen?

Daß Egmont von der Rücksicht auf seine Familie gesprochen habe, bezeugt übrigens auch Meteren 1, 95.

32. Worte Margarethas. SA 248, 20—29. Goed. 257, 17—24. Aus Burgundius 408 fast wörtlich, aber mit Umstellung der Sätze.

Digitized by Google

33. Schriftliche Erklärung Margarethas in Redeform. SA 254, 26—255, 32. Goed. 263, 6—264, 9. Wenig gekürzte freie Überſetzung aus Burgundius 433—35, der ſich inhaltlich teilweiſe mit Strada 167 f. deckt. Sehr charakteriſtiſch ſind die Änderungen. Bei Burgundius ſagt Margaretha: „mihi certe estis iniurii", bei Schiller viel höflicher: (er hat) „meinen Worten wenigſtens eine ſehr falſche Auslegung gegeben". Namentlich der Schlußſatz iſt bei Schiller verbindlicher, mehr im Charakter der Statthalterin gedacht.

Minus vestras secura despicio. Desinite eam terrere, quae supplicia expetere potest. Prudenter vos facturos existimo, si vanam illam et indecoram proterviam in posterum omiseritis. Scitote Reges non impune despici. Principibus longas esse manus. Poenasque exacturos contempti imperii.	Wer mir anliegt, die Waffen niederzulegen, kann es nimmermehr gut mit ſeinem Vaterlande und dem König meinen, und wenn ihr euch ſelbſt liebt, ſo ſehet zu, daß ihr eure eigenen Handlungen entſchuldigt, anſtatt die meinigen zu richten.

34. Dialog Oraniens und Egmonts. SA 279, 3—280, 16. Goed. 286, 8—287, 21. Dramatiſiert nach Thuanus 2, 527 und Meurſius 1, 28, aber ohne weſentliche Zuſätze, vgl. SA 447 zu 279, 3 ff.

35. Äußerung Oraniens. SA 281, 13—15. Goed. 288, 16 f. Nach Meurſius 1, 34.

36. Egmonts Worte bei der Verhaftung. SA 311, 3—7.

Strada 204.	Schiller.	Goethe.
Et tamen hoc ferro saepe ego Regis causam non infeliciter defendi.	Dieſer Stahl hat die Sache des Königs ſchon einigemal nicht ohne Glück verteidigt.	Er hat weit öfter des Königs Sache verteidigt, als dieſe Bruſt beſchützt.

Auch Albas Worte SA 311, 29 f. nach Strada 205: Uno illo retibus non concluso, nihil ab Duce Albano captum.

II. Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.

37. Dictum Wallenſteins über Stralſund. SA XV, 135, 3—5. Goed. VIII, 130, 30 f. Nach Mauvillon 2, 190.

38. Dictum Ferdinands II. SA 147, 1—4. Goed. 141, 34—142, 3. Bei Schmidt 9, 334 „ein armer Kapuziner".

39. Antwort Wallenſteins. SA 148, 23—28. Goed. 143, 15—19. Den erſten Satz („Der Kaiſer iſt verraten, ich bedaure ihn, aber ich vergeb' ihm") entnahm Schiller der anonymen Geſchichte des Krieges, auf die Conſentius[1]) zuerſt hingewieſen hat. Vgl. S. 53:

[1]) Herrigs Archiv 106, 241 ff.

Digitized by Google

„Er bedauerte nur den Kayſer, daß er von ſeinen Miniſters und andern Leuten wäre verführet worden.“ Die andern Sätze nach Khevenhiller 11, 1134, deſſen Worte Schmidt 9, 332 in indirekter Faſſung wiedergibt.

40. Argumentation Guſtav Adolfs in Redeform. SA 156, 33—157, 14. Goed. 151, 8—24. Nach einem Briefe des Königs an Oxenſtierna bei Mauvillon 2, 264—67. Vgl. SA 456 die Anmerkung.

41. Abſchiedsrede Guſtav Adolfs an die ſchwediſchen Reichsſtände. SA 159, 11—160, 7. Goed. 153, 15—154, 9. Nach Mauvillon 2, 300—303 gekürzt. Vgl. SA 457 die Anmerkung und Geijer, Geſchichte Schwedens 3 (1836), 165 f.

42. Anſprache Guſtav Adolfs an Bogislaw von Pommern. SA 161, 10—25. Goed. 155, 10—22.

Mauvillon 2, 327 ff.	Schiller.
Le roi répliqua [dem Kommandanten Stettins und den Geſandten des Herzogs], qu'il vouloit entrer et parler au Duc; qu'il étoit son ami, et ne venoit point comme ennemi; qu'il ne feroit aucune acte d'hostilité, à moins qu'on ne l'y forçât; mais qu'ils pouvoient juger par la manière dont il avoit traité les Habitans de l'île d'Usedom, s'il ne valoit pas mieux l'avoir pour ami que les Impériaux; que ces pauvres Habitans ne pouvoient se lasser d'admirer la bonne discipline de ses troupes, après avoir si long-tems gémi de l'insolence de celles de Wallenstein	Ich komme als Freund und nicht als Feind zu Ihnen,
. . . . .	
Gustave parla au Duc . . .: Mon Cousin, ne vous étonnez pas que je me sois approché de votre Capitale avec une armée: c'est un effet de la nécessité et de l'insolence de l'ennemi commun. Je n'ai rien à démêler avec l'Empire, ni avec le Duché de Poméranie. Je n'en veux qu'aux ennemis de l'Empire, qui ont saccagé cette Province. La misére des pauvres Habitans me perce le coeur: c'est ce que je puis vous protester avec vérité, que je ne convoite pas les biens et les possessions d'autrui. Je ne cherche que la gloire du Tout-Puissant, la conservation de la vraie Réligion, la	nicht mit Pommern, nicht mit dem Deutſchen Reiche, nur mit den Feinden desſelben führe ich Krieg.

Digitized by Google

liberté de l'Empire Germanique, la tranquillité des consciences, la sûreté et l'encouragement du commerce et le bien-être des Habitans. En un mot, je ne désire qu'une paix ferme et solide. Si vous avez les mêmes intentions que moi, et le même amour du bien public, nous serons bientôt d'accord; et après cela, moyennant l'assistance de Dieu, je ne doute pas de la victoire. Reconnoissez la main de Dieu, qui m'a conduit, et m'a mis en possession de la plus grande partie de la Poméranie, presque sans coup férir. Quand la paix sera rétablie et l'ennemi éloigné, vous recouvrerez le tout avec plus de facilité de ma part, que s'il étoit entre les mains d'un autre.

[Siehe oben die Anſprache an die Geſandten.]

In meinen Händen ſoll dieſes Herzogtum heilig aufgehoben ſein, und ſicherer als von jedem andern werden Sie es nach geendigtem Feldzug von mir zurückerhalten. Sehen Sie die Fußtapfen der kaiſerlichen Truppen in Ihrem Lande, ſehen Sie die Spuren der meinigen in Uſedom und wählen Sie, ob Sie den Kaiſer oder mich zum Freund haben wollen.

Puis, se tournant vers les Conseillers du Duc et les Députés du Magistrat il leur dit: . . . . . Que croyez-vous que deviendra votre Patrie, si l'Empereur se saisit de votre Ville? Voulez-vous que votre Pays soit le théatre de la guerre? Prétendez-vous arrêter le cours de mes victoires? Je ne saurois m'imaginer que vous ayez de tels pensées. Prenez donc votre parti; l'affaire presse . . . . . .

Was erwarten Sie, wenn der Kaiſer ſich Ihrer Hauptſtadt bemächtigen ſollte? Wird er gnädiger damit verfahren als ich? Oder wollen Sie meinen Siegen Grenzen ſetzen?

Die Sache iſt dringend, faſſen Sie einen Entſchluß und nötigen Sie mich nicht, wirkſamere Mittel zu ergreifen.

Ob Mauvillon auch hier aus Arkenholtz geſchöpft hat, vermag ich nicht zu ſagen. Vielleicht war ſeine einzige Quelle Khevenhiller 11, 1309—12.[1]) In der Hauptſache werden die Vorſtellungen des Königs auf das hinausgelaufen ſein, was er ihn ſagen läßt. Dagegen muß dahingeſtellt bleiben, ob nicht die Steigerung in den Anſprachen an die Geſandten, den Herzog und die Magiſtratsdeputierten bewußte Erfindung iſt. In Khevenhillers ausführlichem Bericht ſchließt Guſtav Adolf zwar auch mit Drohungen, iſt aber ſonſt ausnehmend höflich. Als apokryph haben wir jedenfalls hier wie anderwärts bei Mauvillon die ſalbungsvollen Phraſen Guſtav Adolfs

[1]) Vgl. Chemnitz 1, 60—63.

Digitized by Google

anzuſehen. Bis zum Überdruſſe führt der nordiſche Eroberer bei ihm Gott, das Evangelium und die deutſche Freiheit im Munde. Schiller übt nur geſunde Kritik, wenn er alle paſtoralen Elemente aus den Reden des Königs entfernt. Auch kann es nicht auffallen, daß er die drei Anſprachen zuſammenzieht, da alle Vorſtellungen Guſtav Adolfs doch auf den Herzog zielen. Abweichend von der heutigen Praxis iſt nur die direkte Redeform. Was Mauvillon für Steigerung hielt, erſcheint ihm ſchleppend, während ihm unſere Manier der Zuſammenfaſſung derartiger Botſchaften wahrſcheinlich höchſt trocken erſcheinen würde. Kritiſche Zweifel an der Echtheit der drei Anſprachen hat er ſicher nicht gehabt. Die kleine Inkorrektheit ſeiner Benutzung, die Zuſammenziehung in eine Rede und die wirkſamere Gruppierung der Argumente, verzieh er ſich aus künſtleriſchen Gründen.

43. Rede Tillys. SA 168, 38—169, 11. Goed. 162, 13—22. Gekürzt aus Mauvillon 2, 471, der bereits Khevenhillers Inhaltsangabe[1]) der Rede Tillys in direkte Rede zurücküberſetzt hatte. Schon Mauvillon ſetzt Tillys Betrachtungen über die zweifelhaften Chancen des Kriegsſpieles im Schlußſatze in nähere Beziehung zu einem Gegner wie Guſtav Adolf.

44. Drohworte Guſtav Adolfs. SA 186, 15—23. Goed. 178, 5—11. Nach Mauvillon 3, 88 f., deſſen Quelle Khevenhiller 11, 1786 f. iſt.

45. Anſprache Guſtav Adolfs an die brandenburgiſchen Geſandten. SA 189, 36—190, 12. Goed. 181, 12 - 23. Etwas gekürzt aus Mauvillon 3, 189.

46. Dictum Johann Georgs. SA 194, 9—14. Goed. 185, 8—12. Wörtlich aus der indirekten Rede bei Khevenhiller 11, 1693.

47. Anſprache Guſtav Adolfs an die ſächſiſchen Geſandten. SA 195, 15—32. Goed. 186, 8—22. Aus der indirekten Rede bei Mauvillon 3, 272 f. in die direkte überſetzt.

48. Forderung Guſtav Adolfs, Antwort Johann Georgs, Replik Guſtav Adolfs. SA 196, 1—17. 21—27 Goed. 186, 28—187, 7. 10—15. Nach Mauvillon 3, 274 f., der nur die Replik Guſtav Adolfs in indirekter Rede bringt.

49. Monolog Guſtav Adolfs vor der Schlacht bei Leipzig. SA 197, 18—31. Goed. 188, 4—15. Khevenhiller 11, 1867 und

---

[1]) 11, 1289: „Es hat aber gedachtes Tilly Rede auf den König Guſtavum Adolphum als einen tapfferen vernünfftigen Herrn gedeutet, welcher große Kriegs-Praeparationes gegen Deutſchland gemacht, und zu Stockholm, in dem Königreich Schweden, einen Land-Tag gehalten, und darauf von denen Ständen alle Hülffe und Beyſtand erhalten. Darauf er mit einer großen Macht von geübt und wohl verſuchtem Volcke, von Schweden, Finnen, Lieff- und Lappländern, von Deutſchen, Engelländern und andern Nationen beſtünde."

Digitized by Google

Chemnitz 1, 204 ſtimmen überein, nur iſt Khevenhiller kürzer. Schiller hält ſich faſt wörtlich an Chemnitz, moderniſiert und kürzt aber das Deutſch des 17. Jahrhunderts ein wenig.

Chemnitz.	Schiller.
Nun iſt das Glück überall im Menſchlichen Leben, vor allen Dingen aber im Kriege und ſonderlich im Haupttreffen ungewiß und wandelbar: Und möchte der Allerhöchſte nach ſeinem geheimen Rath leicht einen Unfall über uns verhengen, daß wir den kürtzeren zögen, und der Feind die Oberhand erhielte.	Das Glück iſt wandelbar, und der unerforſchliche Rathſchluß des Himmels kann, unſrer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihn.

50. Dicta Guſtav Adolfs vor und nach dem Lechübergang. SA 242, 34—38. 244, 16—20. Goed. 230, 29—32. 232, 9, 12. Aus Mauvillon 4, 180, 190. Aus Chemnitz 1, 309 ff., den Mauvillon a. a. O. falſch zitiert (283), ſtammen die Dicta nicht.

51. Dialog Guſtav Adolfs und des Aufſehers der Münchener Reſidenz. SA 247, 23—27. Goed. 235, 10—13. Nach Khevenhiller 12, 142, nicht nach Mauvillon 4, 249 f., doch glaube ich, daß weniger kritiſche Erwägungen, als die knappere Faſſung für Schiller den Ausſchlag zugunſten der Quelle Mauvillons gegeben haben. Auch das Dictum Guſtav Adolfs gelegentlich der Auffindung der verſteckten Kanonen hat Schiller nicht Mauvillon 4, 252 entnommen (vgl. SA 458 die Anmerkung zu 247, 32 f.), ſondern Khevenhiller, bei welchem der König in lateiniſcher Sprache zitiert: Surgite a mortuis et venite ad Iudicium.

52. Ausſpruch Wallenſteins nach Guſtav Adolfs Tode. SA 265, 30—32. Goed. 251, 33—35. Bei Khevenhiller 12, 1121 nach Sefins Bericht viel draſtiſcher: „es könten doch zwey Hähne auf einem Miſt ſich nicht vertragen.“

53. Erklärung Eggenbergs. SA 270, 2—18. Goed. 255, 26—256, 5. Aus Chemnitz 1, 269 f. Wenn die Beibehaltung der indirekten Rede Schiller auch von peinlicher Beachtung des Wortlautes dispenſierte, macht er das Geſtändnis des kaiſerlichen Miniſters doch beſchämender, als es war. Von der Reue des Kaiſers ſteht bei Chemnitz kein Wort, auch der Satz „die übeln Nachrichten — widerlegen“ iſt eine Zutat des pragmatiſierenden Dramatikers.

54. Verhandlungen Wallenſteins und Eggenbergs in indirekter Rede. SA 273, 34—275, 6. Goed. 259, 6—260, 11. Wenn Mauvillon 4, 139 ff. Schillers Vorlage war, ſo hat er ihn ſehr frei benutzt. Herchenhahn 2, 129 f. zitiert außer Mauvillon noch Grimoard 3, 228—30, iſt aber von Schiller nicht benutzt worden.

55. Dicta Wallenſteins. SA 285, 19—21. 27—29. Goed. 269, 25—27, 31—34. Nach Pufendorf und Mauvillon 4, 308 f.

Digitized by Google

56. Rede Gustav Adolfs an die deutschen Offiziere. SA 293, 9—28. Goed. 276, 28—277, 9. Aus Khevenhiller 12, 158—160 gekürzt und im Ausdruck geglättet. Schmidts Auszug 10, 113 ist noch kürzer. Vgl. oben unter Nr. 49.

57. Dicta Gustav Adolfs in Naumburg. SA 299, 30—36. Goed. 282, 27—31. Wenn Schiller nicht einer Quelle folgte, die wir noch nicht kennen, so hat er Chemnitz 1, 477, der auch Khevenhiller 12, 196 und Mauvillon 4, 386 zugrunde liegt, aus dem Deutsch seiner Zeit und dem Pastoralen in die eigene Ausdrucksweise und ins Weltliche übersetzt.

Chemnitz 1, 477.	Schiller.
zu seinem Ober Hoffprediger D. Jacobo Fabritio folgende nachdenckliche Wort geredet. Er sehe, daß er aller Orten, wo Er hinkeme mit großem Frolocken empfangen und in sonderbaren hohen Ehren gehalten würde: Es vergesse aber das Volck des Gebetes dabey, würde sicher und trawete auf Menschen mehr dan auf Gottes Hülffe, welches Ihm sehr mißfällig were. Hielte derhalben davor, daß Gott wol in kurtzem seiner Armée ein Unglück begegnen lassen oder auch Ihn selbst durch den zeitlichen Todt hinwegnehmen dörffte.	„Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott mache?“ sagte er zu seinen Begleitern. „Unsre Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen und diesem thörichten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren.“

58. Gustav Adolfs letzte Worte. SA 307, 14 f. Goed. 289, 30—32. Nach Khevenhiller 12, 192, Mauvillon 4, 420. Die andere Version bei Mauvillon 4, 414: „tâchez de me tirer d'ici“ mochte Schiller für weniger heroisch halten als die Worte: tâchez de vous sauver. Aus Mauvillon 4, 420 und 413 stammen der Befehl des Gefreiten, das Geschrei im schwedischen Heere und Gustav Adolfs letztes Kommando. SA 306, 36 f., 307, 2 f., 5.

59. Letzte Worte Pappenheims. SA 310, 20—25. Goed. 292, 25—28. Nach Mauvillon 4, 432 mit charakteristischer Veränderung der Schlußpointe „étant assuré de la mort . . .“ in die Worte „an einem Tage mit mir gefallen“.

60. Ausruf Ferdinands II. SA 314, 32—35. Goed. 296, 20—23. Nach Khevenhiller 12, 196.

61. Dictum Oxenstiernas. SA 334, 35—335, 2. Goed. 314, 31—315, 2. Wörtlich übersetzt aus dem Zitate bei Schmidt 10, 145, Anmerkung.

62. Äußerung Wallensteins zu Illo. SA 357, 8—14. Goed. 335, 1—7. Aus Murr 172 und Khevenhiller 12, 592.

63. Rede Illos. SA 360, 20—361, 28 (von 361, 33 an direkte Rede). Goed. 338, 8—339, 12. Nach Khevenhiller 12, 1136—38,

Digitized by Google

den Schiller sehr frei benutzt. Namentlich der effektvollere Schluß zeigt die Tendenz zur Dramatisierung.

Khevenhiller 12, 1138.

Also sey er entschlossen zu resigniren und die Armada zu quittiren, seiner Gesundheit desto besser abzuwarten, ehe er mit Schimpf und Spott wiederum (als ihm dann allbereit ein solches Spiel durch den Neid und Undanckbarkeit angerichtet) von neuem abgesetzt und verstoßen werde; doch hab er dieses ihnen Commendanten und Obristen vorhero fürtragen lassen wollen, hierüber auch dero Wohlmeynen und treuhertziges Mitleyden zu vernehmen. Darbey er dann Illo sein Bedencken alsobald geheffitet: Sie Commendanten solten gleichwohl bey sich selbsten bedencken, was ihnen von des Hertzogs Abzug für Gefahr und Schaden zustünde; so hätten die Regimenter und Compagnien meistentheils auf sein des Hertzogs von Friedland Zusprechen, aus ihren eigenen Säckel gerichtet, dergestalt würden sie nicht allein dafür nichts, sondern auch für ihre treugeleistete Dienste keine Bezahlung oder Recompens zu hoffen haben, und nichts anders als ruinirte Cavalier seyn. Derowegen ja der beste Rath sey, bey dem General mit allem Fleiß anzuhalten.

Schiller.

„... Von freien Stücken entsagt er dem Kommando, ehe man es ihm mit Gewalt aus den Händen windet,

Dies ist es," fuhr der Redner fort, „was er den Obersten durch mich entbietet.

Jeder frage sich nun selbst, ob es ratsam ist, einen solchen General zu verlieren.

Jeder sehe nun zu, wer ihm die Summen ersetze, die er im Dienste des Kaisers aufgewendet,

und wo er den verdienten Lohn seiner Tapferkeit ernte — wenn der dahin ist, unter dessen Augen er sie bewiesen hat.

64. Dialog Wallensteins und eines Vertrauten. SA 368, 25—369, 14. Goed. 345, 31—346, 17. Fast wörtlich aus Khevenhiller 12, 1176 f.

65. Dialog Wallensteins und Senis. SA 373, 19—25. Goed. 350, 12—17. Dramatisiert aus Khevenhiller 12, 1164.

Khevenhiller.

Seynd sie in der Calculation nicht eins gewesen, dann der Astrologus in der seinigen, daß die Stunde der Gefahr noch nicht, der Hertzog aber, daß sie vorüber sey, befunden; der ihm auch selbst prophezeyt, daß er solle gefangen werden.

Schiller.

„Die Gefahr ist noch nicht vorüber," sagte der Astrolog ... „Sie ist es," sagte der Herzog .... „Aber daß du mit nächstem wirst in den Kerker geworfen werden" ... „das, Freund Seni, steht in den Sternen geschrieben!"

66. Ausruf des Hauptmannes Deveroux: „Freund, jetzt ist es Zeit, zu lärmen." SA 373, 38—379, 1. Goed. 350, 28 f. Wörtlich aus Murr 341. Vgl. P. Schweizer, Die Wallenstein-Frage, S. 28, Anmerkung 3.

Digitized by Google

67. Anrufung Wallensteins durch Deveroux. SA 374, 15—18. Goed. 351, 7—10. Nach Khevenhiller 12, 1162. Der letzte Satz: „Jetzt mußt du sterben" in dieser Form schon bei Schmidt 10, 172; bei Khevenhiller: „derowegen must du anietzo sterben."

68. Dictum Oxenstiernas. SA 391, 38—392, 1. Goed. 367, 34—368, 5. Nach Schmidt 10, 391, der Schluß etwas verändert, „armselig" vor „Summe" Zutat Schillers.

69. Ausruf Richelieus. SA 404, 8. Goed. 379, 7. Nach Schmidt 10, 253.

70. Dictum Banérs. SA 409, 17—22. Goed. 384, 1—3. Mit unbedeutender stilistischer Korrektur nach Schmidt 10, 249.

71. Dictum Condés. SA 429, 32—35. Goed. 402, 17 f. Aus der anonymen „Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs", S. 14.

Anonymus.	Schiller.
Es würden in einer Nacht zu Paris mehr Menschen gezeugt als bey dieser Action umgekommen.	Eine einzige Nacht in Paris gibt mehr Menschen das Leben, als diese Action getötet hat.

III. Geschichte der französischen Unruhen.

Eine nähere Besprechung der in diesen Aufsatz eingestreuten Reden und Dicta ist überflüssig, weil sie sämtlich mit einer Ausnahme (SA 13, 255, 35 ff.), deren Quelle ich noch nicht gefunden habe, aus Anquetil übersetzt sind. Es wird daher genügen, die Seitenzahlen der SA und dazu in Klammern die entsprechende Seite bei Anquetil anzuführen. SA 13, 183, 29—184, 20. Vgl. 314 (1, 49 ff.); 188, 28—38 (1, 64); 193, 35 (1, 85); 194, 22—30 (1, 57); 200, 28—36 (1, 94); 204, 13—24 (1, 108); 214, 36—38 (1, 142); 231, 28—32 (1, 239); 234, 32—34 (1, 260); 235, 17—22 (1, 263); 246, 4—17 (1, 292); 258, 25—28 (2, 12); 262, 17—21 (2, 9 f.); 264, 17—28 (2, 13 f.); 267, 15—19 (2, 21 f.).

Auch der Anhang zur zweiten Auflage des Abfalles bereichert unsere Erfahrung nicht weiter. Egmonts Worte SA 14, 334, 13—24, sind dem „Procès criminels", der Ausruf des Herzogs von Parma aus Strada 568 entnommen. Dagegen habe ich schon SA 14, 450 zu 354, 34 auf die eigentümliche Benutzung einer Rede Aldegondes bei Strada hingewiesen. Dadurch, daß Strada seine Betrachtungen dem Bürgermeister von Antwerpen in den Mund legte, gibt er sie als sein Eigentum zu erkennen. Wenn wir nicht annehmen wollen, daß Schillers Einsicht in das Wesen der Renaissancerhetorik inzwischen wieder geschwunden war, erscheint die Verwandlung der Reflexionen Stradas in Reflexionen der Antwerpener also noch kühner als seine früheren Zutaten und Erfindungen.

Digitized by Google

Wer mein Verfahren bis dahin für zu umständlich gehalten hat, wird gerade durch das letzte Beispiel einer unterdrückten Rede sich überzeugen lassen, daß in unserem Falle absolute Vollständigkeit die einzige Garantie gegen schiefe Urteile war. Wie viel besser fundiert ist doch auch in dieser Hinsicht die Geschichte der antiken Historiographie. Soviel noch zu tun ist, überall spürt man doch festen Boden unter den Füßen. Die Notwendigkeit von Einzelforschungen haben auch da wieder in jüngster Zeit E. Meyers Untersuchungen über die Thukydideischen Reden bewiesen.[1]) Trotzdem konnte Karl Nipperdey in seinen Vorlesungen über römische Literaturgeschichte schon in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine knappe Zusammenfassung über „die Reden in den Geschichtswerken der Alten" wagen,[2]) der wir nichts Ähnliches an die Seite zu setzen haben. Rankes Kritik neuerer Geschichtschreiber ging von der Scheidung zwischen Dichtung und Wahrheit aus. An seiner Entschuldigung Sleidans und der Verurteilung Guicciardinis haben wir ein Beispiel, daß über der Ermittlung der Wahrheit das historiographische Problem zu kurz kam. Wenn Ranke 1824 meinte, er „erwarte noch den, der nur von einer einzigen Rede Guicciardinis beweisen könne, sie sei ganz echt", so wird man heute sagen müssen, daß wir immer noch eine Untersuchung sämtlicher Reden Guicciardinis erwarten.[3]) Rankes erster Versuch war nur ein Beitrag zur Lösung eines Problemes, das komplizierter ist, als das antike. Er selbst ist in den Analekten seiner Werke über diesen ersten Versuch später hinausgewachsen, aber er hat darin keine Nachfolger gefunden, weil die Künstler unter den neueren Historikern ihre Gedanken über das Problem der Form für sich behielten, während die historischen Handwerker überhaupt nicht begriffen, daß es für den Historiker neben der kritischen Ermittlung des Geschehenen eine kaum minder wichtige Frage ist, in welche Form er die Rekonstruktion der Vergangenheit am besten einkleidet.

Selbst auf dem Gebiete der mittelalterlichen Historiographie kann nach den vorhandenen Vorarbeiten meist nur über die Echtheitsfrage gesprochen werden. Ob die antike Tradition erlosch, ob und wie weit[4]) sie festgehalten wurde, wo sie zum ersten Male durchbrochen ist, ob

[1]) Forschungen zur alten Geschichte 2 (1899), 379 ff.

[2]) Nipperdeii opuscula. 1877, S. 415—419.

[3]) Die Notwendigkeit einer solchen Untersuchung ergibt sich unter anderm aus Villaris Einwänden gegen Rankes Kritik. Machiavelli 3, 384 f. der deutschen Übersetzung. Vgl. E. Meyers Bemerkung über den Mangel eines historischen Kommentars zu Thukydides a. a. O. 2, 382.

[4]) Daß Liutprand in seiner Antapodosis I, 26 Arnulf sein Heer vor den Thoren Roms in Hexametern anreden läßt, erscheint in der Quellenkunde als ein Kuriosum, während es historiographisch im höchsten Maße beachtenswert ist und nur im Zusammenhange einer noch nicht aufgedeckten Entwicklung verständlich würde.

Digitized by Google

Pompejus Trogus mit ſeinem Tadel der erfundenen direkten Reden des Livius und Salluſt[1]) der erſte war, wer ſeine Nachfolger waren, das alles ſind Fragen, auf die uns die Erforſcher des Mittelalters die Antwort ſchuldig bleiben. Faſt noch ſchlimmer ſieht es auf dem Gebiete der neueren Hiſtoriographie aus. Sogar die Echtheitsfrage[2]) iſt durch die völlige Emanzipation von den Geſchichtſchreibern der Renaiſſance in den Hintergrund gerückt. Schon die Neuausgaben der mittelalterlichen Annaliſten haben zu Unterſuchungen genötigt, die hier fehlen. So habe ich mich in meiner Sleidanuntersuchung mit einer vorläufigen Grenzberichtigung begnügen müſſen. So kann ich auch hier nur ein Detailergebnis als Paradigma aufſtellen. Aber dieſes Ergebnis geſtattet doch zugleich eine Ausdehnung über den Einzelfall hinaus, inſofern uns die 71 beſprochenen Reden und Dicta zugleich einen Einblick in das Verfahren der von Schiller benutzten Hiſtoriker verſchaffen.

Da treten uns denn gleich Bentivoglio, Burgundius und Strada als geſchloſſene Gruppe entgegen. Wie erwünſcht wäre es doch, ſie in ſämtlichen Ausgaben, die Wachler[3]) aufzählt, vor Augen zu haben. Wenigſtens in den von Schiller benutzten Editionen ſind die Reden ſchon durch den Druck hervorgehoben, am ſeltſamſten in dem Bentivoglio von 1645. Es entſpricht ganz dem Nachdruck, den der Kardinal auf die oratoriſchen Leiſtungen des Hiſtorikers legte, daß die eigentliche Erzählung darin in Kurſive erſcheint. So ganz und gar ſcheinen die Reden die Hauptſache zu ſein. Im übrigen iſt zwiſchen ihm und Burgundius und Strada kein erheblicher Unterſchied. Jeder hat den Ehrgeiz, in ſeinen Reden zu zeigen, daß er die Art des Weltmannes mit Kenntnis der Umſtände und der Perſonen vereinigt. Ein ſo ſtrenger Tadler der Mönchs- und Schulrhetorik Bentivoglio iſt,[4]) erweiſt ſich auch bei ihm zuweilen der Humaniſt ſtärker als der Staatsmann und verleitet ihn auf Abwege, die klaſſiſche Autoren in ſicherem Taktgefühl nicht ſo leicht betreten haben. Sein Figueroa beginnt die unter 29 erwähnte Rede mit Gemeinplätzen, die einem Sancho Panſa beſſer anſtehen würden als einem ſpaniſchen Granden.[5])

[1]) Historiarum Philippicarum epitoma XXXVIII, 3: quam [orationem] obliquam Pompeius Trogus exposuit, quoniam in Livio et in Sallustio reprehendit, quod contiones directas pro sua oratione operi suo inserendo historiae modum exceserint. Vgl. Nipperdey a. a. O. S. 417.

[2]) Das heißt die Frage, ob nicht auch fingierte Reden echte Beſtandteile enthalten.

[3]) Geſchichte der hiſtoriſchen Forſchung und Kunſt 1 (1813), 495, 497, 765.

[4]) Hiſtoriſche Zeitſchrift 89, 15 Anmerkung 3.

[5]) „Per curare una infirmità (gloriosissimo Principe) non è dubbio che prima d'ogni cosa bisogna procurar di conoscerla" etc. Guerra di Fiandra S. 58. Ähnlich Alba S. 60: „Questa virtù [la clemenza] mal esercitata degenera bruttamente in viltà servile" etc.

Digitized by Google

Auch Burgundius und Strada zeichnen ſich durch übel angebrachte Sentenzen aus. Wie alle Humaniſten haben ſie das Gefühl, daß ihnen die forenſiſche Erfahrung der Alten abgeht, aber ſie vergreifen ſich in ihren Muſtern, wenn ſie mehr bei Cicero als bei Livius und Salluſt in die Schule gehen. Als der ſachlichſte unter ihnen erſcheint Strada. Er hat eine Vorliebe für lapidare hiſtoriſche Kürze, der bei Bentivoglio und Burgundius lehrhafte Breite entſpricht. Dafür verſtehen ſich dieſe beſſer auf den Effekt. Strada ſcheint keine Empfindung für die verſchiedene Wirkung der direkten und indirekten Rede zu haben. Bentivoglio und Burgundius zeigen durch Bevorzugung der direkten Rede, daß ſie von der Antike eines der vornehmſten Kunſtmittel zur Erhöhung der plaſtiſchen Wirkung abgeſehen haben.

Noch deutlicher ergibt ſich ihr Verhältnis zur antiken Rhetorik in der künſtleriſchen Verteilung der Reden. Schon Sleidan fand in den Wahlreden der Kurfürſten einen Erſatz für die Einleitung, die er nicht ſchreiben konnte.[1]) Die Rede gilt als der beſte Prolog und Epilog. Nach einem kurzen Vorwort beginnt Strada ſeine Dekaden mit der Rede Karls V. bei ſeiner Abdankung. Eine Rede der Margaretha von Parma bildet den effektvollen Schluß des fünften Buches der erſten Dekade. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Oranien, ein Alba, ein Granvella mindeſtens einmal zu Wort kommen müſſen, am beſten bald nachdem ſie in den Geſichtskreis des Leſers getreten ſind. Dabei iſt es wie bei den alten Hiſtorikern ebenſo ſelbſtverſtändlich, daß der Geſchichtſchreiber, nicht der jeweilige Sprecher, den Stil der Rede beſtimmt. Wenn Burgundius die humaniſtiſche Gelehrſamkeit des Redners Oranien erklärt (Nr. 19), ſo iſt das nur Vorwand. Gegeben iſt das Thema der Rede; auch die humaniſtiſche Bildung Oraniens iſt eine feſtſtehende Tatſache. Burgundius hält ſich daher für berechtigt, Oranien wie einen Humaniſten reden zu laſſen, aber er erlaubt ſich dieſe Freiheit doch nur deshalb, weil ſein Stil ſchon an und für ſich ſo gekünſtelt iſt, daß jene oratoriſche Leiſtung die Stileinheit nicht ſtören kann.

Wenden wir uns von dieſer Gruppe zu der jüngeren Generation Khevenhillers und des ſchwediſchen Hiſtoriographen Chemnitz, ſo ſind wir erſtaunt, bei dem Übergange von romaniſcher Überkultur zu germaniſcher Halbkultur und Barbarei gleichwohl künſtleriſche Berührungspunkte zu finden. Khevenhillers Annales Ferdinandei ſind längſt als rohe, aber wertvolle Aktenſammlung gewürdigt. Auch Chemnitz verdankt ſeinen Ruhm ſeiner Urkundlichkeit. Hiſtoriographiſche Anſprüche erhebt der eine gar nicht, der andere nur in bedingtem Maße. Auf künſtleriſche Kompoſition, geſchickte Anord-

[1]) Hiſtoriſche Zeitſchrift 89, 13 f.

Digitized by Google

nung und Gruppierung des Stoffes hat es keiner von ihnen abgesehen. Vor dem Verdachte der Effekthascherei würde sie allein ihre Trockenheit bewahren. Um so auffallender erscheint daher ihre ausgesprochene Vorliebe für direkte Reden. Wer heute in Khevenhillers Weise Akten sammelte, würde auch nachstenographierte Reden sammeln. Vor Erfindung der Stenographie konnte durch Geschwindschrift nicht mehr als der Inhalt einer Rede oder einzelne Sätze und Schlagwörter festgehalten werden. Der getreue Wortlaut sämtlicher Reden vom Altertum bis zur Neuzeit ist verloren. Chemnitz wußte das so gut wie Strada oder Burgundius. Von einer Ansprache Gustav Adolfs an die Nürnberger bemerkt er (1, 305), daß sie „curieuse Leute ohngefähr in acht genommen und aufgezeichnet" hätten. Man erwartet darnach von ihm eine Inhaltsangabe und ist nicht wenig überrascht, einer langen direkten Rede Gustav Adolfs zu begegnen, deren Verfasser natürlich nicht einer der „curieusen Leute", geschweige denn der Schwedenkönig, sondern sein Geschichtschreiber ist. Genau wie Burgundius die humanistische Bildung Oraniens, nimmt Chemnitz die „gewöhnliche Beredtsamkeit" seines Helden zum Vorwand. Ja man könnte sogar in diesem Falle von der Wahrung der Stileinheit reden. Ich vermag zwischen der Schreibart des Chemnitz und Khevenhillers keinen so großen Gegensatz zu sehen wie Ranke.[1]) Wie ein greuliches Gespinst überzieht das Aktendeutsch des 17. Jahrhunderts auch die in ihre Erzählung und Exzerpte einverleibten Reden.

Für den Zeitgeschmack aber sind uns Khevenhiller und Chemnitz noch wertvollere Zeugen als Strada oder Burgundius. Pufendorf entschädigt sich für seinen Verzicht auf oratorischen Schmuck auf andere Weise. So trocken er als Erzähler ist, zeigt er doch, wie Ranke nachgewiesen hat, „das Bestreben der (neueren) Historiographie, sich von dem Einzelnen zu dem Allgemeinen zu erheben".[2]) Das Allgemeine in die Reden zu legen, fällt ihm nicht ein. Auch die romanisch-germanischen Nachahmer der Alten sind weit entfernt, ihre klassischen Muster zu erreichen. Aber es ist doch merkwürdig, sogar in der vollendeten Formlosigkeit eines Chemnitz und Khevenhiller auf einen Rest der alten Kunstform zu stoßen. Soviel erkennen wir schon hier, daß Pufendorf nur einem Teil seiner Zeitgenossen genügen konnte, daß die neuere Historiographie die Kunstform der Alten nur durch Schaffung einer neuen Kunstform zu beseitigen vermochte.

[1]) Werke 27/28, 596: „Mir ist auffallend, wie vortrefflich deutsch nach dem Charakter der Zeit Chemnitz zu schreiben verstanden hat .... Wie weit steht Khevenhiller gegen Chemnitz zurück."

[2]) a. a. O. 27/28, 597.

Digitized by Google

Von einem Watſon, Mauvillon und Anquetil wird man ſagen dürfen, daß ſie weder die Kraft zur Schöpfung des Neuen, noch den Mut zur Aufgabe des Alten beſeſſen haben. Ein Thukydides oder Livius verſetzen ſich lebhaft in eine gegebene Situation. Was ſich für und wider einen wichtigen Beſchluß anführen läßt, wird in wohlabgewogenen Reden der Parteihäupter ausgeſprochen. Der eine war für Krieg, der andere für Frieden. Iſt die Überlieferung über die vorgebrachten Argumente reichlicher, ſo wird der Hiſtoriker gern ſeine Phantaſie dadurch befruchten laſſen. In der Hauptſache aber ſchaltet er doch mit der Überlieferung wie der Dichter. Als Erzähler erlaubt er ſich keine poetiſch pragmatiſche Willkür. In den Reden ſoll in Kürze alles geſagt werden, was ſich ſagen läßt. Die Frage, ob auch die Handelnden wirklich alles in Erwägung gezogen haben, kümmert ihn nicht. Er will ſich und ſein Publikum über das orientieren, was er vorher oft ſo zuſammenhangslos erzählt hat, wie ſich welthiſtoriſche Vorgänge ſcheinbar vor unſeren Augen abſpielen. Zwiſchen Thukydides und Livius,[1]) mögen ſie innerlich noch ſo verſchieden ſein, iſt darin kein Unterſchied. Zwiſchen Livius und Watſon würden wir nichts Gemeinſames entdecken, wenn nicht Burgundius wäre. Vor eigenen Erfindungen ſchreckt Watſon zurück. Die Erfindungen des Burgundius eignet er ſich ohne Bedenken an. Selbſtverſtändlich hat er ſie ebenſogut wie der Herausgeber des Burgundius Nikolaus Hieronymus Gundling[2]) durchſchaut, aber das hält ihn nicht ab, ſie noch weiter auszuſpinnen. Man weiß nicht, will er ſich ſelbſt oder ſein Publikum betrügen, wenn er trotzdem die Zuverläſſigkeit ſeiner Quelle beteuert. Die Echtheitsfrage dämmert ſchon auf, während doch keiner der genannten Hiſtoriker auf ein bewährtes Kunſtmittel verzichten will.

---

[1]) Vgl. auch Taine, Essai sur Tite Live. 2me édition 276 ff.

[2]) In der Vorrede zur Historia belgica (Halle 1708). Nec iuvat plerasque, quae in hoc opere inveniuntur, conciones esse fictas et adversas veritati, quam Historicus potissimum sectetur et colat; esse alienas ab illorum sententia, qui ista dixisse dicantur; esse excogitatas ac inventas propterea, ut eloquentiae explicandae occasio foret, eiusque dulcedo alliceret legentes. Facile quippe istis occuritur scrupulis. Quid enim Livio facient, qui non Scipionem modo, ac Fabium, sed ipsum Romulum, sed Sabinas mulieres .... eo modo inducit disserentes? .... Certe, si Ciceroni credimus, Oratoris maxime est, scribere historiam, quae personas nobis exhibet non mutas, sed loquentes, sed saepe disertas. Possem ... Burgundo infestos ablegare ad Vossii de arte historica tractatum [G. J. Voß, Ars historica. Leiden 1623] ..... Neque enim falsum statim dici fas est, quod aliquid fictionis continet et ab ingenio scribentis procedit .... Qui nude omnia et sine ornatu postulant proferri, illo meo quidem iudicio Commentarios cum Historia confundunt" ...

Digitized by Google

Dieſe Vorbilder Schillers muß man kennen, um ſein eigenes Verfahren zu verſtehen. Daß es kein einheitliches war, beweiſen die 71 beſprochenen Reden und Dicta. Dem jungen Dramatiker war, wie die Geneſis ſeines Fiesko beweiſt, noch nicht die Erkenntnis aufgegangen, daß man ein Drama beim Schluſſe anfangen müſſe.[1]) Der junge Hiſtoriker hat, von der Hand in den Mund lebend, als er zu ſchreiben begann, weder im „Abfall“ noch im „Dreißigjährigen Krieg“ einen Überblick über das Ganze gehabt. Ein feſtes Verhältnis zur Rhetorik dürfen wir deshalb gerade von ihm nicht erwarten. Er läßt ſich bald von dieſem, bald von jenem Muſter anregen, experimentiert und iſt weit entfernt von der Stileinheit ſeiner Quellen, ſo ſehr er ſie alle an künſtleriſchen Qualitäten übertrifft.

So können wir bei ihm in charakteriſtiſcher Beſonderheit noch einmal alles das konſtatieren, was wir an der ganzen Reihe von Bentivoglio bis Anquetil beobachtet hatten. Weder Janſſen noch Kükelhaus haben ihn verſtanden. Der eine hat kein Auge für die Unterſchiede. Der andere meint ſtets, Schiller gegen einen Vorwurf verteidigen zu müſſen, der in Wahrheit kein Vorwurf iſt. Wo Schiller wie Watſon und Mauvillon verfährt, liegt es allerdings nahe, Reden zu tadeln, die für echt ausgegeben werden, ohne es zu ſein (oben Nr. 19). Aber auf eine ernſtliche Täuſchung des Publikums kann es ſchon deshalb nicht abgeſehen ſein, weil das Zitat der Quelle jeden Leſer in Stand ſetzt, den Autor mit ſeinem Gewährsmann zu konfrontieren. Auch folgt Schiller in den meiſten Fällen weit entſchloſſener als ſeine unmittelbaren Vorläufer den rhetoriſchen Muſtern des Altertums und der Renaiſſance. Die deutſche Renaiſſance überſpringt ihr Jahrhundert und ſucht mit der romaniſchen Hochrenaiſſance auch auf dieſem Gebiete unmittelbare Fühlung zu gewinnen. Die Rede des Civilis (Nr. 1) iſt als Muſterbeiſpiel eines Prologes um ſo bemerkenswerter, als der Autor bei ihrer Niederſchrift noch nicht weiß, wo er dereinſt landen wird, bei der Utrechter Union oder gar an der Schwelle der Gegenwart. Karl V., Philipp II., Granvella, Oranien treten genau da, wo man es erwartet, zum erſten Male als Redner auf und charakteriſieren ſich und ihren Standpunkt. Sowenig die zweite Ausgabe des „Abfalls“ von 1801 ſonſt geändert hat, ſo zeigt doch die Einſchiebung von Kapitelüberſchriften, daß Schiller ſich auch den Kunſtgriff Stradas[2]) angeeignet hatte. Sowohl die Rede des Civilis wie der Eid Philipps (Nr. 3) werden dadurch noch ganz beſonders hervorgehoben, daß ſie der Autor am Schluſſe eines Kapitels bringt. In dem Beſtreben, die

[1]) Mündliche Formulierung Paul Heyſes.
[2]) Auch des Livius, ſiehe unten.

Digitized by Google

Redner eine Sache von allen Seiten beleuchten zu laſſen, trägt der Schöpfer des Marquis Poſa ſogar kein Bedenken, mit der Fackel der Aufklärung unmittelbar in das Jahrhundert der Religionskriege hineinzuleuchten (Nr. 19).

Auch Mauvillon und Watſon erlauben ſich Zuſätze. Schiller erreicht in freien Erfindungen faſt die Kühnheit eines Burgundius und Bentivoglio. Soweit geht er allerdings nicht, eine Rede eigener Erfindung nach freiem Ermeſſen einzulegen. Nur in einem Falle konnte ich keine Quelle nachweiſen (oben S. 100), aber auch da wird man annehmen dürfen, daß er ſich an irgend einen Gewährsmann anlehnt. Sieht das auf den erſten Blick ſo aus, als ob er zurückhaltender wäre als ſeine Renaiſſancevorgänger, ſo darf doch nicht überſehen werden, daß es namentlich im „Abfall“ ſchwer geweſen wäre, eine von ſeinen Vorgängern verpaßte Gelegenheit zur Einſchaltung einer neuen Rede zu erſpähen, während im „Dreißigjährigen Kriege“ das ſpäte Einſetzen der Reden nicht nur durch Mauvillon, ſondern auch durch die größere epiſche Breite der Erzählung ſeit dem Eingreifen Guſtav Adolfs erklärt wird.

Kann ſonach an Schillers ausgeſprochener Vorliebe für Rhetorik kein Zweifel ſein, ſo äußert ſich dieſe Vorliebe doch nicht immer in gleicher Stärke und in gleicher Weiſe. Nach dem Prolog des Civilis haben ihm zunächſt ſeine Vorgänger die Mühe der Erfindung abgenommen. In einer großen Reihe von Fällen beſchränkt er ſich ſcheinbar zurückhaltend auf geſchickte Kombination ſeiner Quellen. Höchſtens ein Schlaglicht wird zur Erhöhung des Effektes aufgeſetzt. Sogar die Erfindung der Rede Figueroas (Nr. 29) bewegt ſich noch in den Bahnen der Renaiſſancerhetorik, inſofern ſich Schiller begnügt, in indirekter Rede die Erfindung des Burgundius durch eine beſſere zu erſetzen. Aber daneben ſtoßen wir auf ein dramatiſches Element, das wir bei den Renaiſſancehiſtorikern vergebens ſuchen. Im „Abfall“ wie im „Dreißigjährigen Krieg“ tritt es gegen den Schluß immer ſtärker hervor, im „Abfall“ offenbar unter dem mächtigen Eindrucke des Goetheſchen „Egmont“, im „Dreißigjährigen Kriege“ aus dramatiſcher Sehnſucht nach dem „Wallenſtein“. Die Dialoge Wallenſteins und Senis, Wallenſteins und ſeines Vertrauten (Nr. 65, 64) und Reden wie Illos Anſprache (Nr. 63) ſind Vorſtudien zur Trilogie, während die dramatiſchen Dialoge und Reden des „Abfall“ eher daran erinnern, daß Goethes Egmont den dramatiſchen Entwurf eines „Wilhelm von Oranien“ im Keime erſtickt hat.

Auch die rhetoriſche Technik Schillers beſtätigt dieſe Wahrnehmung. Die gehäuften oratoriſchen Fragen fand er namentlich bei Burgundius, doch bedurfte der Karlsſchüler nicht erſt dieſes Vorbildes. Schon die Themata, wie der Herzog ſie ſtellt, ſind Frage-

Digitized by Google

ſätze.[1]) In Ausrufen mit Fragezeichen und Frageſätzen mit Ausrufungszeichen erteilt der Eleve Schiller die Antwort.[2]) Noch als Redner vor der deutſchen Geſellſchaft in Mannheim iſt er kein anderer.[3]) Eine lange, heute in der Schule leider noch nicht abgeſchloſſene Entwicklungsreihe führt uns über die Renaiſſancehiſtoriker weiter rückwärts bis etwa zu der ſtiliſtiſchen Redaktion der Goldenen Bulle durch Johannes von Neumarkt, bis zu der oratoriſchen Muſterfrage: dic, Luxuria, quomodo Troiam destruxisses, nisi Helenam a viro suo divisisses?[4]) „Wo iſt Karl, Wirtembergs trefflicher Karl?“ ſchließt der Eleve Schiller ſeine erſte Rede. „Geſtehet Batavier, wird uns von dieſen Römern noch wie ſonſt begegnet?“ läßt der Verfaſſer des „Abfall“ den erſten ſeiner hiſtoriſchen Redner beginnen. Die alten Hiſtoriker ſind an dieſem Renaiſſanceunweſen unſchuldig. Der ſchon von Bentivoglio verſpottete Schulſtaub des Humanismus kann auch in dem deutſchen Aufſatze unſerer Gymnaſien nur durch die das Übel an der Wurzel packende Frage beſeitigt werden: Quo usque tandem abutere, Cicero, patientia nostra?

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, die Rhetorik der Bulletins, Armeebefehle und Anſprachen Napoleon Bonapartes einmal aus philologiſchen Geſichtspunkten zu betrachten. Sicherlich iſt ſie mehr Taciteiſch und Rouſſeauiſch als Ciceronianiſch geweſen. Die Weltbühne erzog zu einer anderen Rhetorik als Katheder und Kanzel, aber auch die Bühne kann keinen Cicero gebrauchen.[5]) So ſehen wir denn Schiller gerade in den dramatiſchen Dialogen und Reden mehr und mehr einer Praxis Valet ſagen, die ſeine Jugenddramen für einen gereifteren Geſchmack entſtellt. Wieviel die gleichzeitige Beſchäftigung mit den wirklichen klaſſiſchen Muſtern, namentlich die Euripidesüberſetzungen, zu der Stilwandlung beigetragen haben, bedürfte noch näherer Unterſuchung. Jedenfalls iſt in den knappen Wechſelreden zwiſchen Viglius und Margaretha, Oranien und Egmont, oder Seni und Wallenſtein bereits der Einfluß der Stichomythien unverkennbar. Als Dramatiker und als reiferer Schüler der Alten überwindet Schiller ſchließlich die alten Unarten der Renaiſſance.

---

[1]) Weltrich, Schiller 1, 212.

[2]) Die beiden echten Schillerreden vom 10. Januar 1779 und 1780, jetzt SA 11, 3–18.

[3]) „Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?“ Vorleſung vom 26. Juni 1784 nach der urſprünglichen Faſſung im erſten Heft der „rheiniſchen Thalia“ 1785.

[4]) Vgl. K. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation 52 ff., 73, 100, 103 ff.

[5]) Auch Taine betont S. 284, obwohl er die Kunſt Ciceros und des Livius gleichſtellt, den Unterſchied. Livius „obligé par son oeuvre de resserrer ses raisons, ne tombe jamais en des développements excessifs. En lisant Cicéron, on saute parfois une phrase et même une page“.

Digitized by Google

Es ist deshalb doppelt beklagenswert, daß Schillers Kollegienheft über römische Geschichte nicht erhalten ist. Wir wissen nur durch Humboldt, „daß es sein Steckenpferd war, eine römische Geschichte zu schreiben".[1] Wenn Humboldt diesen Plan eine Lieblingsidee der letzten Jahre Schillers nennt, so wird man doch die Entstehung des Planes auf die öffentliche Vorlesung über römische Geschichte im Wintersemester 1789/90 zurückdatieren dürfen. Leider wissen wir nicht einmal, in welcher Ausgabe Schiller im September 1789 in Rudolstadt den Livius „zum allererstenmale" und mit „überaus viel Vergnügen" las.[2] Auch das von Schiller benutzte Exemplar der römischen Geschichte Rollins habe ich nicht ermitteln können.[3] Schillers Gibbon, über den ich unten S. 138 ff. berichte, kann uns gerade hier keinen Aufschluß gewähren, weil Schiller es nach Humboldts Mitteilung an Frau von Staël nur auf eine Geschichte des alten Rom abgesehen hatte. Um so wichtiger ist uns Humboldts kurze Andeutung, daß „die Rede Camills gegen die Verpflanzung nach Veji die Angel war, um die diese Geschichte sich drehen sollte". Obwohl Schiller seinen Freund auf den Schluß des fünften Buches der ersten Dekade des Livius verwiesen hatte, auf die Erzählung vom gallischen Brand, die Rede des Camillus und den als Omen aufgefaßten Ausruf des Centurio „hic manebimus optime", meinte Humboldt doch, daß Schillers Idee weniger historisch als poetisch sei und schöpfte aus dieser Erkenntnis den Mut, nach dem Tode Schillers an dessen Schwägerin seine römischen Stanzen[4] zu richten. So sehr gerade Humboldt den Weimarer Dioskuren darin nacheifert, ein ganzer Grieche zu sein, steht er also, wie man sieht, der antiken Historiographie ferner als Schiller. Aber vergebens versuchen wir Camills Rede in Schillers Fassung zu rekonstruieren und mit der Fassung des Livius zu vergleichen, wie wir Schiller und Burgundius verglichen haben. Aus den Stanzen Humboldts läßt sich lediglich der Gedanke Schillers herausschälen, nicht die Form, auf die es uns

---

[1] Die Belege zusammengestellt in Leitzmanns Anmerkungen zur 3. Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Humboldt (1900) S. 347 f. Dazu neuerdings Humboldts Brief an Frau v. Staël vom 25. Mai 1805, Marbacher Schillerbuch, S. 3.

[2] Jonas 2, 341.

[3] Band 4, 6 und 9 der „Histoire ancienne des Egyptiens, des Carthaginois, des Assyriens, des Babyloniens, des Medes et des Perses, des Macedoniens, des Grecs" von Rollin (nouv. edition. Paris 1736) ist aus Schillers Bibliothek erhalten (jetzt Weimar. Goethe-Schillerarchiv). Nach freundlicher Mitteilung Suphans zeigen die drei Bände keinerlei Lesespuren und stammen nach dem Eintrag auf den Titelblättern „Johann Friedrich Fürst zu Schwarzburg-Rudolstadt" aus dem Lengefeldschen Hause.

[4] W. v. Humboldts Werke 1 (1841), 342 ff. Die Rede Camills S. 353 f.

Digitized by Google

hier vor allem ankäme. Der Gedanke aber iſt, wenn man einmal die Vorausſetzungen der Antike zugibt, keineswegs zu verwerfen. Denn auch Niebuhr ſah in dem galliſchen Brande die Peripetie der älteren römiſchen Geſchichte.

Wenn nun auch Niebuhr von einer rhetoriſchen Ausſchmückung[1]) gerade hier Abſtand nahm, weil er die ganze Erzählung von dem Diktator Camillus verwarf, ſo hat er doch nicht der Verſuchung widerſtehen können, im dritten Teile ſeiner römiſchen Geſchichte im Altertum verlorene Reden des Kineas und Appius Claudius zu rekonſtruieren.[2]) Sowohl Niebuhr wie Raumer (Nr. 19) erlauben ſich unbedenklich, was Humboldt, als Schiller ihm davon ſprach, für einen Abſtecher in das Reich der Dichtung hielt. Der einzige Unterſchied gegen die Praxis ihrer Vorgänger iſt die von beiden ihren Reden angehängte Warnungstafel.[3]) Ausdrücklich wird geſagt, daß es ſich nur um einen Rekonſtruktionsverſuch handelt. Im übrigen iſt die Willkür die gleiche. Weil jede altrömiſche Rede mit einem Gebete begann, läßt Niebuhr den blinden Appius Claudius mit einem Gebete beginnen. Kineas muß alles ſagen, was ſich zur Empfehlung der Anträge des Pyrrhus überhaupt ſagen ließ. Ob Kineas, der Geſandte des Pyrrhus, tatſächlich nicht den einen oder anderen Punkt übergangen hat, iſt dem Begründer der modernen hiſtoriſchen Kritik noch ebenſo gleichgiltig wie einem Thukydides, Livius oder Bentivoglio in ähnlichen Fällen. Trümmer der Überlieferung werden gewiſſenhaft benutzt, ohne den Gedankengang der Rede zu beſtimmen. Das einzige Zugeſtändnis an die Kritik iſt bei Niebuhr eine archaiſierende Tendenz. Er weiß natürlich, daß Appius nicht wie Cicero geredet haben kann. Er meint wohl, ihre Reden verhielten ſich zueinander „wie eine Grabſchrift der Scipionen zu einem catulliſchen Gedicht“. Watſons und Schillers Unbefangenheit in der Übertragung der Gedanken ihres Jahrhunderts in das Zeitalter der Religionskriege iſt ihm fremd, aber es iſt eine um ſo verhängnisvollere Selbſttäuſchung, wenn er nun meint, auch den Ton jener verwehten Stimmen aus der Vorwelt treffen zu können.[4]) Hier wird zugunſten einer falſchen Echtheit die Stileinheit völlig geopfert.

---

[1]) Der verführeriſche Gedanke, nach Veji überzuſiedeln, wird nur beiläufig erwähnt. Römiſche Geſchichte 2 (1812), 289.

[2]) 3 (1832), 566—578.

[3]) Der Rede des Samniterfeldherrn 3, 237—244 geht keine Vorbemerkung voraus, doch iſt ſie, ſoviel ich ſehe, ebenfalls von A bis Z fingiert, um an die Stelle von Livius IX, 1 zu treten. Ähnlich hat Machiavelli den Lucheſen Worte geliehen. Vgl. Feſter, Machiavelli 187 f.

[4]) Dafür ſehr bezeichnend 3, 571 die Anmerkung 855 und vor allem die univerſalhiſtoriſchen Geſichtspunkte in der Rede des Samniters 3, 241, 243.

Digitized by Google

Und doch hat Niebuhr das meiste getan, ähnlichen Rückfällen für die Zukunft vorzubeugen. Wenn er es schon in der Vorrede seiner römischen Geschichte 1811 als die Aufgabe des Historikers bezeichnete, „Gedicht und Verfälschung zu scheiden", so erklärt sich 13 Jahre später Ranke in der „Kritik neuerer Geschichtschreiber" noch deutlicher: „Nackte Wahrheit ohne allen Schmuck; nur kein Erdichten, auch nicht im Kleinsten, nur kein Hirngespinst." [1]) Auch Ranke ist viel zu sehr Künstler, als daß er den Wert der Kunstform unterschätzte. An den Ansprachen Friedrichs des Großen nach seinem Regierungsantritt vorüberzugehen, würde ihm hart ankommen. Da ist es nun höchst charakteristisch, wie er sich mit der unsicheren Überlieferung abfindet.[2]) Der einzige authentische Ausspruch Friedrichs aus jener Rede erscheint in Anführungszeichen. Voraus aber geht ein indirekter Satz und mehrere direkte Sätze ohne Anführungszeichen. Wenigstens die ersten Worte des Königs an seine Generale sollen keinen unlebendigen Charakter machen. Das Hirngespinst ist sorgsamst vermieden, aber die künstlerische Freiheit ist doch noch größer als etwa bei Koser,[3]) der alle Sätze der Ansprache bis auf den einen authentischen auf sich beruhen läßt.

Kann man also sagen, daß die Vorliebe der Historiker für die Rhetorik der Alten heute zurückgedrängt ist, so erweist sich doch das Moment, das der Popularität der antiken Rhetorik zugrunde lag, noch immer so lebendig wie zu Schillers Zeiten. Keiner der Parlamentarier, deren Unterhaltungen mit Bismarck Poschinger gebucht hat, wird die Worte seines Gastgebers nachstenographiert haben, und doch können es sich die wenigsten versagen, Bismarck redend einzuführen oder gar den ganzen Dialog aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren. Dem Kenner Bismarcks wird dabei ebensowenig wie dem Kenner Goethes bei Lektüre der von Biedermann gesammelten Gespräche entgehen, ob der betreffende Gesprächspartner ein Ohr für die Diktion Bismarcks oder Goethes hatte, während der Laie in diesem Falle noch eher als bei den Reden älterer Historiker der Täuschung unterliegt, eine wortgetreue Wiedergabe zu erhalten. Je zurückhaltender die Historiker geworden sind, desto unbefangener lassen sich die Memoirenschreiber in Reden und Dialogen gehen.[4])

[1]) S. 28, 2. Auflage. Sämtliche Werke 33/34, *24.

[2]) Sämtliche Werke 27/28, 278 f.

[3]) König Friedrich der Große 1, 16.

[4]) Daß für diese Erzählerkategorie heute nicht mehr die antike, im Gymnasialunterricht weitergepflegte Tradition, sondern ein allgemein menschliches Bedürfnis maßgebend ist, halte ich für ausgemacht, während Kheventhiller (vgl. Ranke, Werke 23, 321) und Chemnitz von der Renaissancebildung ihrer Zeit viel zu sehr ergriffen waren, als daß man sich ihre Vorliebe für Reden auf dieselbe Weise erklären könnte.

Digitized by Google

Gerade deshalb aber iſt uns das Experimentieren Schillers ſo außerordentlich lehrreich. Indem er die antike Technik allmählich mit einer moderneren vertauſcht, weiſt er der neueren Hiſtoriographie die Wege. Es wird heute keinem Hiſtoriker einfallen, Bismarcks Blut- und Eiſenrede[1]) in der Budgetkommiſſion des preußiſchen Abgeordnetenhauſes aus den Zeitungsreferaten zu rekonſtruieren, obwohl er damit ſein Miniſterium und ſeine Blut- und Eiſenpolitik inaugurierte. Aber wir wiſſen auch, daß wir eine nachſtenographierte Rede in einer künſtleriſch abgerundeten Darſtellung ohne eine gewiſſe Stiliſierung durch Kürzungen und Beſeitigung ſtörender Anakoluthe nicht gebrauchen können. Anführungszeichen enthalten heute für den Hiſtoriker eine Verpflichtung auf den Wortlaut, die Schillers Zeit noch nicht begriffen hätte. Aber zugleich ſollten wir wenigſtens wiſſen, daß Rankes ſtrenge Forderung, wie ſein Beiſpiel lehrt, ſich mit künſtleriſcher Geſtaltung vereinigen läßt. Wenn Koſer in dem angegebenen Falle auf die lebendige Wirkung des geſprochenen Wortes verzichtet, findet er reichlichen Erſatz in Friedrichs brieflichen Geſprächen mit ſeinen Freunden und Dienern. Wer auch auf derartige Kunſtmittel Verzicht leiſtet, darf ſich nicht wundern, daß Memoiren lieber geleſen werden als ſeine puritaniſche Erzählung.

Trotzdem dürfte es ſehr ſchwer fallen, die Technik der modernen Hiſtoriographie kurz zu umſchreiben. Wollen wir aber wiſſen, wie ſie entſtanden iſt, ſo haben wir nur Schiller zu befragen. Solange ſeine Rhetorik noch in klaſſizitiſchen Bahnen wandelt, iſt auch ſeine Erzählung ſtark rhetoriſch und erſcheint unſerer Zeit veraltet. Sobald er in den Reden zu dramatiſieren anfängt, wird auch ſein Stil in der Erzählung dramatiſcher und ergreift uns noch heute.[2]) In dieſer Beziehung können wir immer noch von ihm lernen. Wer bei ihm die Anpaſſungsfähigkeit an den jeweiligen Stoff vermißt, möge nicht vergeſſen, daß ein ſo feiner Stiliſt wie D. F. Strauß auch das immergleiche Pathos H. v. Treitſchkes eintönig fand.[3]) Die Alten waren bequemere Muſter als die Neueren. Treitſchke durfte ſeine hiſtoriſche Proſa auf den gleichen Rhythmus wie Schiller ſtimmen, weil ein Meiſter niemals der bloße Nachahmer eines älteren Meiſters ſein wird. Auch die Anpaſſung des Stils an das

---

[1]) Ihre Überlieferung in Horſt-Kohls Ausgabe der Reden Bismarcks 2, 19—38.

[2]) Darüber ausführlicher die Einleitung zu Band 13 der SA.

[3]) Ausgewählte Briefe, herausgegeben von E. Zeller, 1895, S. 550. Sehr fein wird 317 auch die ſtiliſtiſche Eigenart Rankes charakteriſiert, doch wird hier wie anderwärts Strauß durch kränkliche Nörgelſucht verhindert, die relative Berechtigung jeder wirklich künſtleriſchen Eigenart anzuerkennen. Treitſchke ſpricht er überdies eine ſeiner hervorſtechendſten Eigenſchaften, den Humor, ab.

Digitized by Google

Thema,[1]) etwa die Plastik des Gedankens in einer Bismarckbiographie, die graziöse Anmut des Rokoko in einem Kapitel aus der Geschichte des 18. Jahrhunderts, die feierliche Schönheit der italienischen Renaissance, die verschiedene Art, wie Strauß das Leben Huttens oder das Leben Voltaires erzählt, eignet sich nicht zur Behandlung in einer Stilbildungsschule. Gewiß vertrug auch Thukydides, so vorbildlich er immer erscheinen wird, keine unmittelbare Nachahmung. Doch lag in der Kunstform der Rede ein konventionelles, lehrbares Moment, das seine Geltung seit Ranke verloren hat. Dafür ist es heute den historiographischen Halbtalenten schwerer gemacht als früher, den Naturalismus des Erzählers zu überwinden. Denn nicht der Kritiker Niebuhr, sondern der Dichter der „Künstler" hat in Deutschland die geschilderte Stilwandlung eingeleitet. In einem Punkte sind sich alle Zeiten gleich. „Pour être historien — sagt Taine — il faut être grand écrivain." Nur darin unterscheidet sich die Historiographie der Alten und der Renaissance von der modernen, daß der Weg zur Klassizität steil, aber kürzer war als die vielverschlungenen Pfade, die heute den Schriftsteller auf die Höhen seiner Kunst führen.

2. Die Fußnoten im „Abfall".

M. Bernays hat in einer längeren instruktiven Abhandlung[2]) gezeigt, was wir aus den Anmerkungen eines Schriftstellers lernen können. Mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit bespricht er einige Musterbeispiele in die Irre führender Zitate, läßt uns einen tiefen Blick in die Werkstatt eines Gibbon tun und teilt seine Beobachtungen mit über den Zusammenhang zwischen Text und Noten.

Wenn ich in dem Kapitel über die Reden etwas weiter ausholte, ist es hier nicht meine Absicht, einen systematischen Beitrag zu den von Bernays berührten Fragen zu geben. So aufschlußreich wie die Anmerkungen zu Gibbons monumentalem Werke sind Schillers Fußnoten zum „Abfall der Niederlande" gewiß nicht, aber sie sagen uns immerhin genug, um ein näheres Eingehen zu rechtfertigen.

Was sie uns zunächst berichten, ist gerade kein Kompliment für die Schillerforschung. Man wird Bernays nur beipflichten können, wenn er die Frage erhebt, „wohin geriete der mit seinem Lesen und Lernen, der sich die schaudervolle Pflicht aufbürdete, mit jedem Werke, aus dem er wissenschaftliche Nahrung zieht, eine unerbittlich strenge

[1]) In einer Rezension von H. Onckens Lassalle las ich jüngst, der Autor habe sich die glänzende Diktion Lassalles zu sehr zum Muster genommen. „Zu sehr" wäre ein Fehler; die Anpassung an sich ist ein Vorzug des Buches.

[2]) Zur Lehre von den Zitaten und Noten. Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte 4, 255—347.

Digitized by Google

Zitatenprüfung anzustellen"? Auch ein Gelehrter wird sich die Mühe sparen, die Zitate eines in wissenschaftlichem Sinne veralteten Buches nachzuprüfen, es sei denn, daß er ihm überhaupt die Bedeutung abspricht, auf die es durch seine Anmerkungen einmal Anspruch erhoben hatte. Schillers „Abfall" war von der zeitgenössischen gelehrten Kritik wissenschaftlich ernst genommen worden. Wer das gewichtige Urteil eines Spittler umstoßen will, muß auch heute noch Beweise beibringen. Es war daher wohl die eigentümlichste Säkularfeier, daß Julian Schmidt 1859 leichtsinnig den Verfasser des „Abfalls" einer „kleinen Charlanterie" beschuldigte.[1]) „Schiller — sagt er — zählt die Quellenschriftsteller auf, die er gelesen haben will, und versäumt nicht, dieselben auf jeder Seite zu zitieren. Und doch hat sich augenscheinlich seine Arbeit im besten Falle darauf beschränkt, die Zitate seiner leitenden Quelle, die ihm, was er an Material brauchte, in zweckmäßigen Übersetzungen gab, zu verifizieren." Mit anderen Worten, Schillers Buch stützt sich nach J. Schmidt im wesentlichen auf die in seiner Vorrede gerühmte „Kompilation" von Wagenaar. Die Zitate aus Strada, Grotius, Burgundius ꝛc. sind vielleicht hie und da nachgeschlagen, stammen aber sämtlich aus dieser Quelle.

Wie J. Schmidt zu einer so ungeheuerlichen Behauptung kam, wird dem verständlicher, der mit den häufigen Entgleisungen oder besser gesagt Frechheiten dieses federgewandten, aber ehemals maßlos überschätzten Journalisten näher vertraut ist. Ein Scholion des köstlichen Setzerweibes Lassalles wäre die richtige Antwort gewesen.[2]) Die Antworten von Tomaschek-Lorenz[3]) und Janssen[4]) konnten schon deshalb nicht recht befriedigen, weil sie nicht wußten, nach welchen Ausgaben Schiller seine Quellen zitiert hat, zu einer exakten Nachprüfung also gar nicht imstande waren. Um so mehr hätte man erwarten dürfen, daß die nach der Säkularfeier von 1859 veranstalteten Ausgaben der Werke den gelehrten Apparat Schillers zusammen-

[1]) Schiller und seine Zeitgenossen (1859) 11. J. Schmidts Worte „leider ist dazwischen eine kleine Charlatanerie eingeschoben" sind Reminiscenz an einen Brief Körners. „Etwas Charlatanerie — schreibt dieser an Schiller — würde Dir gut zu statten kommen, wenigstens um die Lücken zu verkleistern, die Du jetzt nur mit vielem Aufwand von Zeit und Mühe ausfüllen kannst." Leider hatte J. Schmidt vergessen, daß der Abfall, als Körner am 19. Juni 1789 so schrieb, längst erschienen war, und der auf die erste Vorlesung bezügliche freundschaftliche Rat zur Charlatanerie nicht einmal über das erste Kollegienheft Schillers eine Aussage enthält.

[2]) Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker 1862. Das „Setzerweib" ist Lassalles Mitarbeiter an der Broschüre Lothar Bucher. Vgl. Oncken, Lassalle S. 206.

[3]) Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft (1862) S. 74, 133 Anmerkung 13.

[4]) Schiller als Historiker, 2. Auflage (1879), S. 23 Anmerkung 4.

Digitized by Google

stellten und ihre Kritik auch auf die Fußnoten erstreckten. Es war daher vollendete Kritiklosigkeit, wenn Ellissen 1872 in Goedekes großer Ausgabe, Band 7, die vollen Titel zu den von Schiller in der Vorrede genannten Autornamen nach Ausgaben anführte, die dem Verfasser des „Abfall" nicht vorgelegen hatten. Bis 1872 wußte man nicht, wo man nachschlagen sollte. Seit 1872 wurde man in die Irre geschickt. Hätte Julian Schmidt sein Urteil auf Grund der historisch-kritischen Ausgabe gefällt, so wäre diese von einer gewissen Mitschuld nicht freizusprechen. Auch die Hempelsche und Kürschnersche Ausgabe brachten keinen Fortschritt. Wendelin von Maltzahn machte sich die Sache so leicht wie möglich. Boxberger glaubte durch zahlreiche Verweise auf Wagenaar, auch da, wo Schiller dieser Quelle gar nicht gefolgt war, ein übriges getan zu haben. Erst Kükelhaus hat über 100 Jahre nach dem Erscheinen des Buches in Bellermanns Ausgabe die philologische Pflicht eines kritischen Herausgebers erfüllt und seiner sorgfältigen Liste der von Schiller benutzten Editionen eine ebenso sorgfältige eingehendere Nachprüfung des ersten Buches folgen lassen.[1])

Damit war wenigstens für Schiller selbst die Möglichkeit gegeben, sich in Zukunft gegen seine Verkleinerer zu verteidigen. Kükelhaus hat ein für allemal dargetan, daß Schillers Quellenbenutzung noch intensiver war als es die Fußnoten vermuten lassen, aber er hat die Fußnoten selbst gelassen, wie er sie in der Ausgabe von 1801 fand. Vor der „schaudervollen Pflicht", sämtliche Zitate nachzuschlagen, mochte er wohl zurückschrecken. Was aber dem lernenden Leser kaum zugemutet werden darf, muß von einer kritischen Ausgabe unbedingt verlangt werden. Wir halten es für ganz selbstverständlich, daß ein Herausgeber durch Beseitigung alter Druckfehler und sinnstörender Interpunktionen einen gereinigten Klassikertext herstellt. Ist es nicht ebenso selbstverständlich, daß er auch ungenaue Zitate berichtigt? Oder überschreitet er seine Befugnisse, wenn er die Seite Stradas, die Schiller benutzt und gemeint hat, an die Stelle der von ihm geschriebenen setzt? Schiller zitiert öfter „Hopper: Mémoires d. Troubles des Pays-bas in Vita Vigl." Tatsächlich ist die Vita Viglii in demselben Sammelwerk abgedruckt wie Hoppers Mémorial. Hat es da noch einen vernünftigen Sinn, ein Zitat zu konservieren, das Janssen zu unberechtigten Vorwürfen gegen Schiller veranlaßte?[2])

[1]) 14, 495—511.

[2]) A. a. O. 26. „Schiller macht aus Burgundius und Hopper einen neuen Brief und zitiert dazu die Vita Viglii, wo kein Wort davon steht." Schillers Zitat ist übrigens nur irreführend, aber keineswegs irrig. Der Untertitel zu Papendrechts Analecta Belgica lautet: „Vita Viglii ab Aytta Zuichemi ab ipso Viglio

Digitized by Google

Zur Beruhigung aller Pedanten gestehe ich jedoch offen, daß auch ich es für das korrekteste hielte, Schillers Zitate unberührt zu lassen und die Berichtigung davon abgesondert unter dem Text hinzuzufügen. Für die Säkularausgabe wäre ein solches Verfahren völlig unangebracht und lächerlich gewesen. Nachdem einmal die vollen Titel der Quellen Schillers in den Anmerkungen genannt sind, hat es gar keinen Sinn außer den Seitenzahlen, wie es Schiller häufig tut, auch noch die betreffende Dekade oder das betreffende Buch anzuführen. Wenn Schiller „Strad. Dec. I, L. I, 24 bis 30" zitiert, bedarf es wohl kaum einer Rechtfertigung, daß ich ohne weiteres ihn kürzer und zugleich genauer Strada 24 bis 31 zitieren ließ. Das irreführende Zitat „Recueil et Memorial des Troubles des Pays-bas (autore Hoppero) T. II; Vita Vigl. 18, 19" durfte kurzerhand geändert werden in „Hopperus, Mémorial [bei Hoynck v. Papendrecht] II 2, 18 f." Denn von Schillers Zitat ist das Wesentliche berichtigt stehen geblieben, während sich die einzige Zutat des Herausgebers, der von Schiller mißverständlich gegebene Verweis auf das den Hopperus enthaltende Sammelwerk durch die eckige Klammer als Zutat zu erkennen gibt.

Wer an diesem Kompromißverfahren Anstoß nimmt, kann sich den Genuß der ursprünglichen Anmerkungen stets verschaffen, indem er irgend eine der älteren Editionen neben die Säkularausgabe legt. Bei der bisherigen oben geschilderten Gleichgiltigkeit der Schillerforschung gegen diese Textfrage werden nicht allzuviele mit mir rechten, zumal ich alles, was über die Berichtigung unwesentlicher Ungenauigkeiten hinausging, in Klammern gesetzt habe. Die Hauptsache aber und eigentliche Veranlassung zu diesem Rechenschaftsberichte ist das Resultat der ersten vollständig durchgeführten Zitatenprüfung. Schon Kükelhaus hat die Unvollständigkeit der Zitate Schillers hervorgehoben. Welches Buch wäre auch gerade in dieser Beziehung vollständig. Wichtiger ist uns die Frage der Richtigkeit, und da ist es denn doch ein für J. Schmidt noch nachträglich geradezu niederschmetterndes Ergebnis, daß, von unerheblichen und daher stillschweigend berichtigten Ungenauigkeiten abgesehen, sich im ganzen nur 13 Zitate als irrig erwiesen haben.[1])

Schillers Exaktheit ist so häufig leichtfertig angezweifelt worden, daß seine Manen es mir verzeihen mögen, wenn ich wenigstens ein

scripta, ejusque, necnon Joachimi Hopperi et Joannis Baptistae Tassii opera historica aliaque analecta ad historiam scissi Belgii potissimum attinentia in sex partes divisa." Da nur auf diesem Untertitel Druckort, Verleger und Erscheinungsjahr angegeben sind, mußte Schiller ihn für den Haupttitel halten und kürzte ihn „Vita Vigl." ab.

[1]) SA XIV, 20, 35; 31, 38; 49, 37; 66, 32; 86, 34; 103, 35; 131, 37; 149, 31; 199, 37; 200, 33; 278, 38; 280, 36; 298, 36.

Digitized by Google

bezeichnendes Beispiel seines „Eselsfleißes" anführe. In der von Schiller benutzten editio princeps des Burgundius von 1629 wimmelt die Paginierung von Druckfehlern. Auf S. 57 folgen S. 46. 43. 60; S. 62 ist in 28 verdruckt und so fort. In zwei Fällen hat nun Schiller die verdruckte Paginierung stillschweigend verbessert; S. 222, 37 der Säkularausgabe richtig Burg. 300 statt 200, S. 245, 36 richtig Burg. 401 für den Druckfehler 375. Die Möglichkeit, daß ihm ein druckfehlerfreies Exemplar vorgelegen habe, ist ausgeschlossen. Auf S. 185—86 folgt in dem Burgundius von 1629 noch einmal 185—86 und danach nicht etwa 189, sondern 187 ff., eine Verbesserung war also hier nicht möglich. Wir finden daher auch bei Schiller (SA 188, 37) Burgundius 185—187 zitiert, obgleich er eigentlich bei richtiger Paginierung 187—189 zitiert haben würde.

Ein moderner Historiker hätte aus seiner Exaktheit vielleicht mehr Wesens gemacht und dem bösen Ingolstadter Drucker des Burgundius eine eigene Anmerkung gewidmet. Schiller hält sich mit Recht mit solchen Lappalien nicht auf, aber er unterläßt es auch da, sein gelehrtes Publikum zu orientieren, wo er an einer Quelle historische Kritik geübt hat. Der Herausgeber der Briefe des Staatsrates Viglius an Hopperus, Hoynck von Papendrecht, hat merkwürdigerweise völlig übersehen, daß Viglius nach niederländischem Kanzleigebrauche nach dem Osterstile datierte, das heißt das Jahr mit Ostersonntag beginnen ließ. Viglius fügt allerdings nur einmal in Nr. 55 zu dem Datum Cal. April. 1568 die chronologische Erläuterung „ante Pascha" hinzu, doch hätte der gelehrte Archipresbyter von Mecheln, ganz abgesehen von dem Zusammenhange der Briefe, mit einem Gebrauche bekannt sein dürfen, den in Deutschland nur noch die Fachhistoriker kannten. Sein Irrtum hat nun aber die Folge, daß der 1566 einsetzende Briefwechsel mit 6 Briefen aus dem Februar und März 1567 beginnt, da Ostern 1566 auf den 14. April fiel. Nur die Briefe 7—21 (vom 20. April bis Ende Dezember) gehören wirklich in das Jahr 1566. Derselbe Vorgang wiederholt sich in den folgenden Jahrgängen. 1567 fiel Ostern auf den 30. März, 1568 auf den 18. April. In Jahrgang 1567 sind also die vor den 30. März fallenden Briefe 22—29 aus Jahrgang 1568, in Jahrgang 1568 die vor den 18. April fallenden Briefe 48—54, aus Jahrgang 1569 mit Ausnahme der zufällig genauer datierten Nr. 55 (siehe oben) fälschlich eingereiht.[1]) Wer den Oster-

[1]) Aus 1566 liegen keine Briefe zwischen den 30. März und 18. April vor. Bei den Briefen 30—32 vom 9., 11. und 14. April 1567 ergibt der Inhalt, daß ante pascha, wie in Nr. 55 zu ergänzen ist, die Briefe also nicht in das Jahr 1568 gehören. In Nr. 35 vom 5. Juni über die Hinrichtung Egmonts ist die Jahreszahl 1567 ein Schreib- oder Druckfehler und hat natürlich mit dem Osterstil nichts zu tun.

Digitized by Google

ſtil nicht kennt, wird ſich in der Ausgabe Papendrechts nicht zurecht finden können, wenn er in Nr. 23 vom 14. Januar 1567 und in Nr. 24 vom 3. Februar 1567 auf Nachrichten über den Prozeß Egmonts ſtößt, während Nr. 36 vom 5. Juni 1567 erſt die Ankunft Albas in Genua zu melden hat. Wir dürfen daher, wenn wir die Briefe, ſo wie ſie chronologiſch zuſammengehören, mehrfach[1]) von Schiller zitiert ſehen, ohne weiteres annehmen, daß er den Sachverhalt durchſchaut hat. Viglius ſpricht von Noircarmes nach Papendrechts Anordnung am 31. Januar 1566 und 30. Dezember 1566, tatſächlich am 30. Dezember 1566 und 31. Januar 1567. Schiller zitiert S. 253, 37 der SA beide Briefe als Beleg für Ereigniſſe, die auch nach ſeiner Darſtellung zeitlich zuſammengehören, während nach Papendrecht zwiſchen dem 2. und 21. Briefe faſt ein Jahr liegt.

Verraten ſo die Fußnoten dem aufmerkſameren Leſer eine von dem Karlsſchüler nicht zu erwartende chronologiſche Einſicht, ſo haben wir nach Schillers Lehrer in dieſem Falle glücklicherweiſe nicht lange zu fragen. Am 16. April 1788, alſo zu einer Zeit, als die hier in Betracht kommenden Teile ſeines Buches noch nicht an Cruſius abgegangen waren,[2]) ſchreibt Schiller an Körner: „ſey ſo gut und nenne mir in deinem nächſten Briefe d. Nahmen der 2 Bücher, die von der Chronologie, Genealogie, Diplomatick u. ſ. f. handeln; Du haſt mir ſie einmal geliehen, und ich will mir ſie durch Cruſius kommen laſſen. Eins iſt von Gatterer, glaube ich.“ Die Antwort Körners vom 21. April 1788 lautet: „Das Buch, was Du von mir gehabt haſt, iſt wahrſcheinlich Hederichs Anleitung zu den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, von Schmidt neu herausgegeben.[3]) Von Gatterer hat man eine Chronologie, eine Geographie und verſchiedene Handbücher der Univerſalhiſtorie, wovon aber keins beſonders brauchbar für Dich ſein wird.“ Schiller aber hat es nicht nötig, ſich wegen des Handbuches der Chronologie an Cruſius zu wenden. Denn im Januar 1790 (Jonas 3, 15) ſchickt er an den Jenenſer Juriſten Gottlieb Hufeland dankend „den Gatterer und Schlözer“ zurück, wird alſo Gatterers „Abriß der Chronologie“ (Göttingen 1777) ſchon im April 1788, Schlözer vor ſeiner erſten Vorleſung im Mai 1789 von Hufeland entliehen haben. Jedenfalls hatte Schiller, wie ſeine Fußnoten beweiſen, ſein collegium chronologicum längſt hinter ſich, als

[1]) SA XIV, 253, 37; 256, 38; 258, 35; 293, 38; 306, 36 f.; 321, 37.

[2]) Mitte April reichte das druckfertige Manuſkript noch nicht über Seite 251 des erſten Bandes der erſten Ausgabe (= XIV, 141 der SA). Vgl. Koßmann im Euphorion 6, 523.

[3]) Benjamin Hederich (1675—1748), Anleitung zu den vornehmſten hiſtoriſchen Wiſſenſchaften; zuerſt 1711; umgearbeitet von D. C. Schmidt, Berlin 1782. Vgl. über ihn Wachler 2, 264.

Digitized by Google

Freund Körner am 31. März 1789 den angehenden Dozenten auch über die Hilfswiſſenſchaften der Geſchichte belehren wollte.

Nach dieſer Probe wird man es nicht mehr für Kritikloſigkeit halten dürfen, wenn Schiller einander widerſprechende Belege zitiert. Er will in ſolchen Fällen nur zeigen, daß ihm die Überlieferung bekannt iſt. Seine Kritik ergibt ſich dann aus dem Vergleiche des Textes mit der Fußnote. Die eine Angabe wird verworfen, die andere benutzt. Das eine wie das andere aber geſchieht ohne ein einziges Wort der Begründung.[1]) Die Gründe wollen alſo in jedem einzelnen Falle aufgeſucht und erwogen werden. Mit wohlfeilen Randgloſſen über den hiſtoriſchen Dilettanten kommt man nicht darüber hinweg.

Bernays hat Schillers Vorrede zur „Braut von Meſſina“ die „großartigſte aller kritiſchen Noten“ genannt. Kritiſchen Exkurſen begegnet man in ſeinen ſämtlichen Proſaſchriften. Auch im „Abfall“ findet ſich eine ſehr merkwürdige Erörterung der Motive Oraniens (SA 154, Anmerkung 2), die eigentlich nichts anderes iſt als eine im Text nicht wohl unterzubringende Rede. Die übrigen Noten, ſoweit ſie ſich nicht auf Zitate der charakteriſierten Art beſchränken, ergänzen den Text durch wiſſenswerte Details. Nur noch einmal, in der „Belagerung von Antwerpen“ iſt Schiller — man möchte vermuten, aus alter Gewohnheit — zu der lakoniſchen Zitiermethode des „Abfalls“ zurückgekehrt. Als er ſein erſtes hiſtoriſches Buch 1801 zum zweiten Male herausgab, war ihm das Gelehrtenweſen ſo gleichgiltig geworden, daß er aus einem ungenauen Zitate das beigefügte Eingeſtändnis, daß es nicht genau ſei, hinwegſtrich.[2]) Wie ganz anders aber hätte ſich ſein lange vor der „Belagerung Antwerpens“ geſchriebener „Dreißigjähriger Krieg“ dargeſtellt, wenn er nicht in einem Damenkalender, ſondern in gleicher Ausſtattung wie der „Abfall“ erſchienen wäre. Hinweiſe auf Khevenhiller, Chemnitz, den soldat Suédois, Pufendorf, Mauvillon und Schmidt unter dem Texte, eine Vorrede wie die zum „Abfall“, würden es wenigſtens den Zeitgenoſſen Galletti[3])

[1]) Eine ſcheinbare Ausnahme iſt das ſchon oben (S. 89) beſprochene Zitat aus Burgundius. SA XIV, 181, 33 ff.

[2]) (SA XIV, 87, 37 und S. 439). Schiller hatte auch da den Wunſch größter Genauigkeit, erhielt aber auf ſeine Anfrage bei Körner am 15. Mai 1788, wenn überhaupt, nicht mehr rechtzeitig Beſcheid.

[3]) Janſſen a. a. O., S. 109 bemerkt: „Bei den Geſchichtskundigen war die Aufnahme des Buches weniger günſtig. Der tüchtige Hiſtoriker Galletti machte im Jahre 1791 in der Vorrede ſeiner Geſchichte des dreißigjährigen Krieges ſpeziell darauf aufmerkſam, daß Schiller nur ‚eigentlich für Damen‘ ſchreibe.“ Mit dieſem Urteil über den „tüchtigen Galletti“ verſäume man nicht, die Vorrede des ſpäteren Konvertiten Gfrörer zu ſeiner Geſchichte Guſtav Adolfs zu vergleichen (1837, XIII). Gfrörer meint zwar auch von Schiller, ſein Buch „bleibe der Form nach ein

Digitized by Google

und Meuſel[1]) erſchwert haben, dieſes Buch als eine „Damenarbeit“ zu charakteriſieren, wenn auch die Schillerforſchung ſich vielleicht wiederum der Pflicht der Nachprüfung entzogen hätte.

3. Der Autor des Lykurgus.

Nagels Entdeckung der Übereinſtimmung zwiſchen Schillers Thaliaaufſatz und der Rede J. J. H. Naſts[2]) iſt ſeit 1867 durch die hiſtoriſch-kritiſche Ausgabe der Werke (9, XI f.) Gemeingut geworden. Allgemein[3]) gilt heute Naſt als Verfaſſer, Schiller als Bearbeiter des Lykurg. Der Beweis, daß es ſich gerade umgekehrt verhält, daß Schiller der Autor und Naſt der Bearbeiter iſt, ſtützt ſich auf innere und äußere Gründe. In der Säkularausgabe (13, 303) habe ich jene vorangeſtellt. Hier mögen die äußeren Gründe auch diejenigen überzeugen, die nicht dem Kläger, ſondern dem Angeklagten die ganze Beweislaſt aufzubürden pflegen.

Goedeke vermutet, daß Schiller einen für die Thalia eingeſandten Lykurgaufſatz Naſts benutzt, erweitert durch den Solon fortgeſetzt und deshalb unſigniert in die Thalia eingerückt habe. Die Frage, ob Naſts Briefe an Schiller nicht erhalten ſeien, hat er nicht erhoben. Auch nach 1876 fiel es niemand ein, Naſt ſelbſt zu verhören, obwohl in jenem Jahre Vollmer in Schillers Briefwechſel mit Cotta (S. 3) einen Brief Naſts an Schiller vom 6. April 1789 veröffentlicht hatte. Denn ſchon aus dieſem Briefe ergibt ſich die Grundloſigkeit der Hypotheſe Goedekes. Drei mir von J. Hartmann im Wortlaut bereitwillig mitgeteilte Briefe Naſts vom 1. Dezember 1789,

---

Meiſterſtück teutſcher Beredſamkeit, über den Inhalt ſei es am beſten zu ſchweigen“. Von Galletti dagegen urteilt er: „Lächerlicheres gibt es nichts, als der dummdreiſte Ton, in welchem der kleine Schulfuchſe von Gotha die katholiſche Partei hofmeiſtert und derſelben alle möglichen Sünden ins Gewiſſen ſchreit.“ Tatſächlich hat Galletti im 57. Teil der „Fortſetzung der allgemeinen Welthiſtorie“ (Halle 1791) nicht nur die nämlichen Quellen wie Schiller ſeiner Darſtellung zugrunde gelegt, ſondern auch den in der Vorrede etwas geringſchätzig erwähnten Damenkalender von 1791 öfter (S. 2 f., 16, 22, 65 f., 188) zitiert und benutzt!

[1]) Über die 2. Ausgabe des Brockhauſiſchen Konverſationslexikon (Hiſtoriſche und literariſche Unterhaltungen. Coburg 1818, S. 237): „Nicht ganz wohl that der Verf. dieſes Artickels [über Guſtav Adolf], daß er Schillers Erzählung von der Todesart dieſſes großen Mannes anführt: und daß er unter dem Artickel: Dreißigjähriger Krieg deſſen Geſchichte dieſes Kriegs empfiehlt. Denn ob man gleich zugeben will, daß Schillers Geſchichte dieſes Kriegs überaus geiſtvoll ſey, ſo fehlt ihr doch der Gebrauch der Quellen und die Gründlichkeit. Sch. ſchrieb ja nur für Damen, für welche ſich das Lexikon nicht eignet. Geiſtigkeit und Gründlichkeit können gar wohl neben einander beſtehen.“

[2]) Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen 33 (1863), 165—196.

[3]) So noch in O. Harnacks Schiller. 2. Auflage (1905), S. 194.

Digitized by Google

24. Februar 1790 und 25. April 1791 beseitigen auch die letzten Zweifel.[1])

Bekanntlich hat Körner während seines Besuches in Jena vom 10. bis 18. August 1789 Schillers Lykurgvorlesung gehört. Nicht zu entscheiden, aber für unseren Beweis nebensächlich ist die Frage, ob Körner in einer Vorlesung Schillers, also am 11., 12. oder 18. August, hospitierte oder ob Schiller dem Freunde, weil er mit den Vorlesungen seines Besuches wegen aussetzte, gerade diese Vorlesung privatissime gehalten hat. Lediglich darauf kommt es an, ob Nast den Aufsatz vor dem 10. August 1789 eingesendet haben kann. Nun ist sein Brief vom 6. April überhaupt der erste, den er an seinen ehemaligen Schüler richtet.[2]) Er bittet Schiller darin, die Aufnahme seiner Übersetzung der Elektra des Euripides in Wielands „Teutschem Merkur" zu vermitteln und macht ihm den bekannten Vorschlag zu einer gemeinsamen Ausgabe eines deutschen Euripides. In einer Nachschrift wird auf eine Beilage, Nasts Programm „de re foenebri Romanorum" verwiesen.[3]) Von einem für die Thalia beigelegten Manuskript ist nicht die Rede. An den Herausgeber der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung Professor Schütz adressiert, bleibt der Brief sieben Monate lang bei diesem liegen.[4]) Erst anfangs November 1789 kommt er in Schillers Hände und wird in einem verschollenen Briefe vom 12. November beantwortet.

Das hätte man bis auf die Notiz über den verlorenen Schillerbrief schon seit 1876 wissen dürfen. Schillers Mitteilung an die Lengefelds über Nasts Vorschlag vom 15. November 1789, seine Klage über „den vergeßlichen Menschen" Professor Schütz, sein Ausruf „was der gute Mann in Stuttgart von mir denken mag!" beweisen an sich, daß er inzwischen kein weiteres Lebenszeichen von Nast erhalten hat. Nasts Brief vom 1. Dezember, die Antwort auf Schillers Brief vom 12. November, fügt den Beweis hinzu, daß Nast in der Tat seit dem 6. April nicht mehr an Schiller geschrieben hatte, in der Meinung, sein Schreiben sei nicht an die richtige Adresse gelangt. Vor dem August 1789 kann also Schiller Nasts Lykurgaufsatz nicht erhalten haben. Es bliebe nur die Möglichkeit, daß er ihn vor der Veröffentlichung im 11. Thaliaheste 1791 erhalten und zur Umarbeitung seiner Vorlesung für den Druck benutzt hat, wenn nicht

[1]) Hartmann wird sie im Mai 1905 in der Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg veröffentlichen. Vgl. Hartmann, Schillers Jugendfreunde S. 346 Anmerkung 146.

[2]) „Verehrungswürdiger Freund! Zürnen Sie nicht, wenn ich Sie gleich in meinem ersten Schreiben mit einem Namen nenne" ꝛc.

[3]) Nast, Opuscula Latina. II. Tubingae 1821. S. 160 ff.

[4]) Jonas 2, 371.

Digitized by Google

auch dieser letzte Anker für die Hypothese Goedekes durch die eigenen Aussagen Nasts beseitigt würde. Zwischen dem 1. Dezember 1789 und dem 24. Februar 1790 hat Nast, wie der Inhalt seiner Briefe ergibt, nicht geschrieben. Vor dem 25. April 1791 könnte vielleicht ein Brief verloren gegangen sein, doch ergibt der lückenlose Zusammenhang, daß auch dieser sich nur auf das Euripidesprojekt bezogen haben könnte. Wie schon am 6. April 1789 legt Nast am 24. Februar 1790 und am 25. April 1791 seinen Briefen Drucksachen bei, das einemal zwei „piecen", die Schiller hoffentlich „nicht mißfallen", das heißt seine „Einladungsschrift" zur Gedächtnisfeier der Einweihung der Karlsschule am 11. Februar 1790, die „Bemerkungen über Staats-Revolutionen"[1]) und ein ungenanntes Programm, das anderemal seine Theophrastausgabe. Wenn er vor dem 25. April 1791 den Lykurg im Manuskript eingesandt hätte, würde er sich wohl wie nach seiner Elektra auch nach dem Schicksal dieses Aufsatzes erkundigen, er würde wohl auch für den Lykurg die Einrückung in die Thalia oder die Verschaffung eines Verlegers erbitten. Aus seinem Schweigen wird man daher mit Sicherheit schließen dürfen, daß er selbst an der Veröffentlichung des Lykurg im 11. Hefte keinen Anteil hat, während der Abdruck der Elektrazenen im 12. Hefte durch seine Bitte und die am 25. April gemeldete Aufgebung des Euripidesprojektes direkt veranlaßt worden ist.

Ebensowenig stichhaltig erweist sich bei näherer Prüfung die Vermutung Nagels, daß Schiller einen Musteraufsatz Nasts von der Karlsschule benutzt habe. Die Hauptquelle des Lykurg ist Plutarch. Von dem Gräcisten Nast sollte man voraussetzen, daß er das griechische Original benutzt, aber auch sein Text zeigt wörtliche Anklänge an die Übersetzung Gottlob Benedikts v. Schirach.[2]) Wenn Schiller einen stärkeren Ausdruck wählt als Plutarch-Schirach, so kann das den

[1]) Einladungs-Schrift zur Gedächtniß-Feyer der Einweihung der Karls-Hohen Schule am Geburtsfest des Herzogs den 11. Febr. 1790. In Nasts „Kleine akademische und gymnastische Gelegenheits-Schriften" 1 (1820), 25—59. Tübingen, Universitäts-Bibliothek Kf. IV, 137.

[2]) Nast S. 102 und Schiller.

Zugleich gab er einem großen Stück Eisen einen sehr geringen Werth, daß man einen großen Raum brauchte, um eine kleine Geldsumme aufzubewahren, und viele Pferde, um sie fortzuschaffen.

Schirach 1, 176.

Er gab ferner einem Stück Eisen von großem Gewichte und Umfange einen geringen Werth, so daß man, um zehn Pfund im Hause zu behalten, einen gewissen Platz brauchte, und um es wegzubringen, einen zweispännigen Wagen haben mußte.

Nast S. 106 und Schiller.

Man ließ sie schändliche Lieder singen und lächerliche Tänze tanzen.

Schirach 1, 223.

Sie ließen sie schändliche Lieder singen und lächerliche Tänze tanzen.

Digitized by Google

Kenner ſeiner Diktion nicht befremden, während es bei einem ſo vorſichtigen Philologen wie Naſt auffallen muß. Vor allem, der Muſteraufſatz Naſts könnte erſt nach dem Erſcheinen des deutſchen Plutarch entſtanden ſein. Schirachs erſter Band aber trägt die Jahreszahl 1777, und Schiller war 1775 Naſts Schüler im Griechiſchen. Man müßte alſo annehmen, daß Schillers Geſchichtslehrer Ferdinand Drück 1779 den Eleven einen Aufſatz ſeines Kollegen mitgeteilt habe. Denn Johann Gottlieb Schott wird nicht in Betracht kommen, weil er über allgemeine und württembergiſche Geſchichte vortrug, nicht wie Drück ausſchließlich über alte Geſchichte.[1])

Liegt nicht aber in der Nötigung zu ſolchen Annahmen ſchon eine Warnung? Man denke nur, Naſts Aufſatz wird durch einen Kollegen unter den Eleven in Zirkulation geſetzt. Denn bei einer Abſchrift hätte es doch wohl kaum ſein Bewenden. Es wären alſo um 1779 mehrere Exemplare vorhanden, die ſicher auch ſpäter noch Leſer finden. Glaubt man wirklich, daß Naſt 1792 den Karlsſchülern in Gegenwart des Herzogs dieſen alten Ladenhüter vorgetragen habe? War Nagels Hypotheſe an ſich ſchon wenig überzeugend, ſo darf ſie durch den Nachweis, daß auch die Rede Naſts erſt nach 1777 entſtanden ſein kann, wohl als abgetan gelten.

Und nun ſehe man weiter, zu welchen Auskunftsmitteln Nagel und Goedeke greifen müſſen, um den ſeltſamen Umſtand zu erklären, daß Naſt ſeine Rede erſt nach Erſcheinen des 11. Thaliaheftes am 26. Februar 1792 gehalten hat. Da ſoll Naſt die in Württemberg wenig verbreitete Thalia gar nicht gekannt haben, obwohl er — wie allerdings Nagel und Goedeke noch nicht wiſſen konnten — ſchon in ſeinem erſten Briefe vom 6. April 1789 die „herrlichen Proben" der Euripidesüberſetzung Schillers in der Thalia erwähnt und am 25. April 1791 um Aufnahme der Elektra in die Thalia bittet. Da bleibt kein anderer Ausweg, als daß er auch die erſte Geſamtausgabe der Werke Schillers durch Körner nicht gekannt hat, weil er ſonſt ſeine Rede 1820 nicht in ſeine kleinen Schriften aufgenommen hätte. Wiederum iſt es niemand ſeit 1876 eingefallen zu fragen, wie Naſt dazu gekommen iſt, obwohl er ein Leſer der Thalia war, ſeinen Hörern etwas vorzutragen, das ihnen ſchon aus der Thalia bekannt ſein konnte.

Hier aber beginnt auch für uns die Schwierigkeit. Daß Naſt Schillers Aufſatz benutzt, getraue ich mir zu beweiſen. Weshalb er ihn benutzt, läßt ſich nur vermuten. Gleich der Anfang ſeiner Rede beweiſt, daß er die Thaliaveröffentlichung gekannt hat. Nach wenigen einleitenden Sätzen nennt er ſein Thema: Betrachtungen „über die

[1]) Weltrich, Schiller 1, 245 f.

Digitized by Google

Vorzüge und Gebrechen der Lykurgischen Gesetzgebung und Staats-Einrichtung". Der Hörer erwartet, Nasts Ansichten über Lykurg zu vernehmen. Er würde es auch verstehen, wenn der Redner vergleichende Betrachtungen über andere Verfassungen anstellte, aber er muß eigentlich stutzig werden, wenn Nast nach jener Einleitung fortfährt: „So oft wir die Namen der Gesetzgeber des alten Griechenlandes, die Namen eines Lykurg und Solon nennen hören, pflegen wir von einem unwillkührlichen Gefühle der Hochachtung und Bewunderung ergriffen zu werden." Was im Rahmen der Rede ganz angebracht wäre, ja nach der beliebten Gegenüberstellung Lykurgs und Solons fast erwartet werden muß, macht hier am Anfang in längerer Ausführung des im ersten Satze ausgesprochenen Gedankens den Eindruck, als ob Nast nicht über Lykurg, sondern über Lykurg und Solon reden wollte. Finden wir nun, daß in der ganzen Rede später nicht einmal der Name Solons genannt wird, so würde man die Rede für ein Fragment halten müssen, wenn nicht die Zusammenfassung der beiden Gesetzgeber in dem Thaliaaufsatz auf die einfachste Weise erklärte, weshalb der Redner wenigstens im Eingange Solons gedenkt. In Schillers Vorlesung wird Lykurgs Werk mit Solons Gesetzgebung ganz naturgemäß erst in dem Abschnitte über Athen verglichen. In Nasts Rede hätten nach den Eingangsworten Solons Einrichtungen zur näheren Beleuchtung der politischen Maximen Lykurgs dienen müssen. Die Erwartung, die der Redner erweckt, und die Enttäuschung, die er aufmerksamen Hörern bereitet, haben keinen anderen Grund als seine Unselbständigkeit. Nicht er, sondern Schiller ergreift in Wahrheit vor Karl Eugen und den Karlsschülern das Wort.

Goedeke hat es nicht für möglich gehalten, daß der Gräcist Nast bei Schiller in die Schule gegangen sei. Wer seine Briefe gelesen hat, wird ganz anderer Ansicht sein. Schon die Iphigenienübersetzung erweckt ihm zu Schillers eigener Verwunderung „hohe Begriffe von der griechischen Gelehrsamkeit seines ehemaligen Schülers". Von Schillers Verdiensten „um unsere deutsche Literatur" ist er ganz erfüllt. „Wie thätig und glücklich Schiller auf der Laufbahn des Ruhmes und der Ehre fortschreitet, beweist" ihm die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Die Nachwelt, meint er, werde Schiller neben Gibbon und Tacitus stellen. Für sein Entzücken und seine Bewunderung findet er nach Stiftlerart[1]) keinen passenderen Ausdruck, als daß er sofort ein Kapitel aus dem „Dreißigjährigen Kriege" in sein geliebtes Lateinisch übersetzt. Wie muß ihn erst Schillers Debut auf

[1]) So übersetzt Conz im Wildbad zum Zeitvertreib Goethesche Gedichte ins Lateinische. Vgl. Hartmann, Schillers Jugendfreunde S. 38.

Digitized by Google

dem Felde der griechiſchen Geſchichte entzückt haben. Benutzung des Aufſatzes, Überſetzung ins Lateiniſche, womöglich Bearbeitung in Hexametern — das alles wäre begreiflich. Befremdlich iſt nur die wörtliche Benutzung und die Aufnahme dieſes gekürzten Auszuges aus der Thalia in die kleinen Schriften.

Auf dieſe Frage kann ich nur mit einer Vermutung antworten, die vor den Hypotheſen Nagels und Goedekes wenigſtens den Vorzug hat, daß ſie uns in keine Sackgaſſe führt.

In ſeinen oben bereits erwähnten „Bemerkungen über Staats-Revolutionen“ verweilt Naſt am längſten bei den Revolutionen des alten Rom. Salluſt, Tacitus, Livius, ſogar Virgil, Lukan und Horaz werden gelegentlich zitiert. Der Programmſchreiber legt Wert darauf, ſeine Übereinſtimmung mit hervorragenden politiſchen Denkern darzutun. Nur Einen, den bedeutendſten, zitiert er, ohne ihn zu nennen. „Wie vieles gute Sitten in einem Staat auch ohne Geſetze vermögen, und wie wenig im Gegenteil bei verdorbenen Sitten durch die beſten Geſetze ausgerichtet wird,“ hat zum erſten Male aus der römiſchen Geſchichte Machiavelli in ſeinen „Discorsi“ erwieſen.[1]) Kein Zweifel: Naſt kennt den Florentiner. Er iſt ihm ſogar eine Autorität, aber er wagt ihn nicht zu zitieren. Was würde auch Karl Eugen dazu ſagen, wenn an der Karlsſchule der durch den Antimachiavell in der offiziellen Welt des 18. Jahrhunderts geächtete Verfaſſer des „Principe“ empfohlen würde.

Und noch ein anderer Name iſt an der Karlsſchule verpönt, obwohl er in ganz Deutſchland mit Ehre genannt wird, Grund genug, ihn als Kontrebande einzuſchmuggeln. Karl Eugen, ohne es zu wiſſen, der Hörer einer hiſtoriſchen Vorleſung ſeines entlaufenen Regimentsmedicus, ſollte das nicht vielleicht die Wahl des Themas und die Ausführung der Prorektoratsrede von 1792 beſtimmt haben?

Vielleicht daß uns auch darüber Naſt ſelbſt einmal Aufſchluß gibt. Vorläufig iſt für uns ſein Brief vom 25. April 1791 ſein letzter. Wenn er ſich für den Abdruck der Elektraſzenen brieflich bedankt hat, wird er ſich vielleicht auch irgendwie über „Die Geſetzgebung des Lykurg und Solon“ geäußert haben. Erſt 1794 finden wir beide Männer wieder in näherem Verkehr, aber dieſer Verkehr iſt ein mündlicher.[2]) Da mag man ſich nun ausmalen, wie Schiller über den „dem alten Herodes“[3]) geſpielten Streich gelacht hat, während

[1]) Discorsi I, 17: dove la materia non è corrotta, i tumulti ed altri scandali non nuocono; dove la è corrotta, le leggi bene ordinate non giovano.

[2]) 1792 könnte vielleicht Conz Aufträge Naſts in Jena mündlich ausgerichtet haben. Vgl. Hartmann a. a. O., S. 24 über ſeinen Aufenthalt.

[3]) Jonas 3, 415.

Digitized by Google

man bisher die Wahl hatte zwischen der Vorstellung, daß der Dichter seinem alten Lehrer als Plagiator oder als willkürlicher Benutzer seines geistigen Eigentums gegenübergetreten sei, um das von Nast fallen gelassene Euripidesprojekt im Bunde mit diesem und mit Conz wieder aufzunehmen. Aber das ist nur eine Vermutung zu Nasts Gunsten, die der ergänzenden Annahme bedarf, daß Nast sich 1820 der Genesis seiner Prorektoratsrede nicht mehr genau erinnerte, als er sie seinen kleinen Schriften einverleibte. Die Hauptsache bleibt, daß auch aus äußeren Gründen Schillers Priorität nicht mehr bezweifelt werden kann.

Damit wird aber nur das bestätigt, was sich mir schon aus der Vergleichung der beiden Texte mit zwingender Gewalt ergeben hatte. Wir kennen jetzt Schillers Arbeitsweise und seine Quellen. Mehr als einmal benutzt er eine genannte oder ungenannte Vorlage, ohne allzu ängstlich wörtlicher Übereinstimmung aus dem Wege zu gehen. Niemals aber hat er sonst eine Vorlage durch positive, der Quelle dieser Vorlage entnommene Angaben ergänzt und erweitert, wie es hier der Fall sein müßte, wenn Nasts Text der ursprüngliche wäre. Nagels Bemerkung, daß die bei Nast fehlenden Sätze Schillers „nur Wiederholungen und weitere Ausführungen des schon Gegebenen" seien und „nichts Neues" enthielten, wird durch seine Gegenüberstellung beider Texte widerlegt. Wir können verstehen, daß Nast diese Sätze gestrichen hat, aber wir würden Schillers Arbeitsweise verkennen, wenn wir sie als Zusätze auffaßten. Auch können wir verstehen, daß Nast der Kryptia ein anderes Motiv unterschiebt als Schiller, während dieser sich schwerlich von der Deutung seines sachkundigen Lehrers entfernt haben würde, zumal sie sich näher an die Deutung hält, die er auch in seinem Plutarch (1, 223) und bei Millot (1, 177) fand.[1]) Der letzte Zweifel aber muß auch hier schwinden, wenn wir bemerken, daß eine der angeblichen Erweiterungen Schillers nicht herausgenommen werden konnte, ohne den Gedankengang zu stören. Nast[2]) und Schiller[3]) sprechen von der spartanischen Mutter, „die ihren

[1]) Nast.

(Kleine Schriften 1, 106.)

Eine solche Behandlung mußte die Rache der Heloten entflammen, da sie der Zahl nach den Bürgern weit überlegen waren. Um sich dagegen in Sicherheit zu setzen, und die gefährliche Anzahl der Sklaven zu vermindern, verübte man gegen sie eine noch unmenschlichere Grausamkeit. Der Senat ....

Schiller.

(Säkularausgabe XIII, 75, 12 ff.)

Man gebrauchte sie zu einer noch weit unmenschlicheren Absicht. Es war dem Staat darum zu tun, den Mut seiner kühnsten Jünglinge auf schwere Proben zu setzen und sie durch blutige Vorspiele zum Kriege vorzubereiten. Der Senat ....

[2]) 1, 110.

[3]) Säkularausgabe XIII, 80, 14 ff.

Digitized by Google

aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von ſich ſtößt und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den gefallenen zu danken". Beide tadeln, daß dieſes „heroiſche Zwittergeſchöpf" ſeine „natürliche Empfindung verleugnet" habe, „um eine künſtliche Pflicht zu befriedigen". Dann fährt Naſt fort: „Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menſchengefühl in Sparta ertötet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, die Schätzung des allgemeinen Menſchenwerthes ging verloren." Schiller dagegen vergleicht zunächſt jene unnatürliche Mutter mit Coriolan, „der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Thränen der Mutter nicht fließen ſehen kann!" Darauf folgt ein neuer Gedanke: „Dadurch, daß der Staat der Vater ſeines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater desſelben auf, es zu ſein. Das Kind lernte nie ſeine Mutter, ſeinen Vater lieben, weil es, ſchon in dem zärteſten Alter von ihnen geriſſen, ſeine Eltern nicht an ihren Wohltaten, nur vom Hörenſagen erfuhr." Erſt nachdem Schiller ſo die Staatserziehung, die auch jene unnatürliche Mutter verſtändlich macht, charakteriſiert hat, kommt er auf die noch empörendere Art, das allgemeine Menſchengefühl zu ertöten. Bei Naſt wird ein überleitender Gedanke vermißt, bei Schiller iſt er ausgeſprochen. Die unnatürliche Mutter iſt nur ein vorweggenommenes Beiſpiel. Erſt die Erwähnung der alle Familienbande löſenden Staatserziehung berechtigt, von einer Ertötung des allgemeinen Menſchengefühles in Sparta zu reden. Jeder der vorausgehenden Sätze iſt eher entbehrlich als gerade dieſer bei Naſt fehlende Abſatz.

Um ſo verwunderlicher muß es erſcheinen, wenn auch Naſt ſich „einen philoſophiſchen Forſcher der Menſchengeſchichte" nennt.[1]) Die politiſche Ader iſt namentlich in ſeinen „Betrachtungen" unverkennbar. Aber mit der Philoſophie und insbeſondere der kritiſchen Philoſophie ſteht er ſonſt eher auf geſpanntem Fuße. Am 24. Februar 1790 hat er die Richtung, die ſeine „Vorſtellungsart durch das Studium der Alten nach und nach annehme, und die daher entſtandene Gewohnheit, mehr konkret als abſtrakt zu denken" in Gegenſatz zu der Spekulation Kants und ſeiner Ausleger geſtellt.[2]) „Erfahrung und Geſchichte" ſind gerade in politiſchen Fragen ſeine Leitſterne. Wenn er in ſeiner Prorektoratsrede eine ſcheinbare Ausnahme macht, läßt er in Wahrheit an ſeiner Stelle den Jenenſer Univerſalhiſtoriker und Kantianer zu Worte kommen. Und nur darin wandelt er zuletzt wieder ſeine eigenen, von dem flüchtigen Regimentsmedikus Schiller

[1]) 1, 112. Schiller XIII, 82, 25.

[2]) Die „Betrachtungen" 1, 26 ff. enthalten einen Ausfall gegen die kritiſche Philoſophie. In ſeinem Briefe präziſiert Naſt ſeinen Standpunkt noch näher, um einer Mißdeutung des Kantianers Schiller vorzubeugen.

Digitized by Google

längst verlassenen Wege, wenn er zum Schlusse das, was Schiller von Solon und Athen gesagt hatte, auf Karl Eugen und Württemberg anwendet und „dem alten Herodes“ das ungeheuerliche Kompliment macht, daß an der Karlsschule unter seiner Leitung „die Bildung des Bürgers mit der Bildung des Menschen so weise vereinigt“ werde.[1])

4. Zu den Vorlesungen.

So viele Federn Schillers historische Professur beschäftigt hat, kann man doch seine Vorlesungen ein Stiefkind der Schillerforschung nennen. Die Geschichte seines Lehramtes hat Schiller selbst in seinen Briefen geschrieben. Von seinen Vorlesungen kennen wir nur seine eigenen fragmentarischen Veröffentlichungen. Der feste Zusammenhang der Briefe verlangt von dem Biographen weiter nichts als eine schickliche Ordnung und Gruppierung. Der Zusammenhang der Fragmente ist nicht einmal von den meisten Herausgebern erkannt und gewürdigt worden, weil sie sonst nicht den zufällig in einem früheren Thaliaheft erschienenen „Moses“ vor „Die erste Menschengesellschaft“ gestellt hätten.[2]) In Bellermanns Ausgabe wurde die Antrittsrede im 6. Bande sogar dem älteren „Abfall“ vorausgeschickt und von den anderen Vorlesungen im 14. Bande getrennt. Obwohl auch in der universalhistorischen Übersicht über die „Zeiten Kaiser Friedrich I.“ Schillers Vorlesungen benutzt sind, muß man diese in der Regel entweder in einem anderen Bande oder vor den Vorlesungen des Sommersemesters 1789 suchen. Kein Wunder, daß Nagels und Goedekes Hypothese über den Autor des Lykurg allgemeinen Anklang fand. Wie hätte man auch in der gestörten oder verwirrten Reihenfolge der Vorlesungsfragmente den roten Faden von der Antrittsrede bis zum Solon auf den ersten Blick entdecken sollen.

In der Säkularausgabe habe ich nach Hellens verständiger Anordnung versucht, die Beziehungen zwischen den einzelnen Aufsätzen

[1]) Schiller XIII, 99, 29 f. „Schön und trefflich war es von Solon, daß er Achtung hatte für die menschliche Natur und nie den Menschen dem Staat, nie den Zweck dem Mittel aufopferte. Vgl. außerdem Schiller 96, 24 ff. („die Gesetzgeber der Griechen hatten darin Unrecht, daß sie moralische Pflichten mit dem Zwang der Gesetze einschärften“ ꝛc.) mit Nast 1, 113: „Welch einen großen Vorzug behauptet daher unser gegenwärtiges Staatssystem vor jenen gepriesenen Freistaaten des Alterthums, die, wenn sie auch nicht wie der spartanische Staat die Forschritte der Kultur absichtlich hemmten, doch die freien Handlungen des Bürgers ohne Noth beschränkten, und durch Zwangs-Gesetze Handlungen zur Pflicht machten, die der freien moralischen Entschließung des Menschen überlassen seyn sollten“ ꝛc.

[2]) So im 9. Bande der historisch-kritischen Ausgabe, im 15. Bande bei Hempel, Bellermann 14. Die richtige Reihenfolge unter anderm in der sechsbändigen Cottaschen Ausgabe von 1877, Band 5.

Digitized by Google

aufzudecken. Hier möchte ich noch einen Schritt weitergehen und einen glücklichen Fund zu einem Rekonstruktionsversuche benutzen. Wenn es für die Kritik des „Abfalls" und des „Dreißigjährigen Krieges" eines ihrer ersten Geschäfte war, die Editionen der von Schiller benutzten Quellen zu ermitteln, mußte der Bearbeiter der Vorlesungen vor allem wünschen, Schillers gelehrten Apparat womöglich in den Handexemplaren des Dichters zu Rate ziehen zu können. Auch da aber zeigte es sich sofort, daß noch nicht so vorgearbeitet ist, als es wünschenswert wäre. Weimar und Hamburg rühmen sich heute, je eine Hälfte der Bibliothek Schillers zu besitzen. Der Schatz des Goethe-Schillerarchivs ist, als er sich noch in Bregenz im Besitz des Rittmeisters a. D., Friedrich v. Schiller, eines Enkels des Dichters, befand, von A. Meißner 1870 in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (S. 655) sehr summarisch verzeichnet worden.[1]) Die Hamburger Hälfte, das Legat des Herrn C. Heinrich Helmcke von 1867, stammt aus dem Nachlaß des Oberförsters Karl v. Schiller und ist von dem ersten Erwerber Antiquar Stargardt 1859 aus Rücksicht auf die erhofften Jubiläumskäufer etwas ausführlicher beschrieben worden. Eine ideelle Vereinigung beider Hälften in einem kritischen Katalog, ergänzt durch Auszüge aus den Ausleihebüchern der Weimarer und Jenaer Bibliothek,[2]) sowie aller übrigen hier in Betracht kommenden Notizen gehört allem Anscheine nach zu den Wünschen, die auch die Säkularfeier von 1905 nicht erfüllen wird. Läge ein solcher Katalog schon gedruckt vor, so könnte ich mir den Nachweis ersparen, daß in Weimar und Hamburg keineswegs die ganze Bibliothek Schillers erhalten ist. Ich weiß nicht, worauf Minor[3]) und Fries[4]) ihre Behauptung stützen, daß der Plutarch in Schirachs Übersetzung sich heute noch in Schillers Bibliothek befinde.

---

[1]) Nach Weimar kam diese Hälfte „durch Stiftung von Schillers Enkel L. v. Gleichen-Rußwurm, in dessen Schloß Greifenstein sie bis dahin gewesen war" (Mitteilung Suphans). Die Identität der Weimarer und Bregenzer Sammlung ergab sich aus einigen, von Suphan auf meine Bitte angestellten Stichproben. So sind in Weimar aus Meißners Verzeichnis: J. v. Müller, Reisen der Päpste 1782; L. T. Spittler, Geschichte Wirtenbergs. Göttingen 1783; L'esprit des croisades ou histoire politique et militaire des guerres entreprises par les Chrétiens etc. Dijon et Paris 1780. 4 Bände; Klio, eine Monatsschrift für die französische Zeitgeschichte 1795. 7. Band; S. v. E., Grund-Riß der Fürsten-Kunst. Frankenberg an der Warta 1734; Rollin, Histoire ancienne (siehe oben S. 109).

[2]) Das Jenaer setzt allerdings erst 1792 ein. Vgl. Centralblatt für Bibliothekswesen 1 (1884), 92.

[3]) 1, 165 und 561. Über Schillers Bibliothek, ebenda 548. [Minor hatte die Güte, mir mitzuteilen, daß er in Greiffenstein ob Bonnland vorgefunden habe: Plutarch von Schirach. Berlin und Leipzig 1777—1780, 8 Teile. A. Sauer.]

[4]) Schiller und Plutarch, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum 1 (1898), 354.

Digitized by Google

Weder Meißner noch Stargardt haben ihn verzeichnet. In Weimar fehlt er nach Suphans Mitteilung. Den Schirachschen Plutarch, den Schiller sich am 20. Mai 1782 anschaffte, hatte der Dichter 1789, als er Plutarch für seine Sommervorlesung benutzte, nicht mehr zur Hand, sonst hätte er nicht das Lengefeldsche Exemplar entliehen. Wohin aber dieses, das, wie Lykurg und Solon beweisen, ebenfalls die Übersetzung Schirachs gewesen ist, später verschlagen wurde, ob es vor oder nach Schillers Tod vielleicht an seine Schwägerin Karoline kam, wissen wir nicht. Ebenso sucht man in Weimar und Hamburg vergebens Voltaires Essai sur les moeurs, Montesquieus Considérations, Spittlers Handbuch der Kirchengeschichte, Herders Ideen, während wir bereits sahen (S. 118), daß Schlözer, den man in Schillers Besitz seit 1780 vermuten sollte,[1]) von ihm für seine Vorlesungen nur entliehen worden ist. Wenn das Goethe-Schiller-archiv nicht mehr enthält, als Meißner verzeichnet hat, so sind von der Literatur für die Vorlesungen, die ich in der Säkularausgabe 13, S. 294 ff. aufzähle, nur wenige Handexemplare Schillers erhalten, und zwar in Weimar Pütter, Beck, J. v. Müller,[2]) Schmidt; in Hamburg sein Millot und sein Gibbon. Der Zuvorkommenheit der Hamburger Stadtbibliothek verdankte ich die Möglichkeit, Millot und Gibbon bequem an meinem Wohnorte benutzen zu können. Wie das schon von Köster[3]) besprochene Schillersche Handexemplar des Vertot lassen sie uns erkennen, in welcher Weise Schiller Material gesammelt hat, so zwar, daß eine Sammlung der angestrichenen Stellen für die Rekonstruktion der Vorlesungen denselben Wert beanspruchen darf wie die erhaltenen Kollektaneen zur polnisch-russischen Geschichte für den Demetrius.

Besonders aufschlußreich ist Schillers Millot. Als er sich am 9. März 1789 außer Beck, Spittlers Kirchengeschichte und Herders Ideen einen deutschen Gibbon und die „Histoire générale von Abbé Millot" bei Crusius bestellte, wußte er offenbar noch nicht, daß der Kieler Universitätsbibliothekar, „Professor der Weltweisheit, Beredsamkeit und Geschichte", Wilhelm Ernst Christiani seit 1777 eine von Diaconus Johann Bertram Mielk in Preetz besorgte Übersetzung der „Universalhistorie alter, mittler und neuer Zeiten" mit Zusätzen und Berichtigungen eben bei Crusius herausgegeben hatte, die mit dem 11. Bande 1789 ihren Abschluß fand.[4]) Schillers Exemplar ist

[1]) SA 11, 57.

[2]) Außer den Reisen der Päpste (siehe oben S. 129 Anmerkung 1), auch die „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft" vgl. SA 13, 309.

[3]) Hamburger Korrespondent 1891, Nr. 419.

[4]) Über Millot Wachler 2, 464 f. und Christianis Vorrede. Millot schrieb die „Elémens" für die Adelsschule in Parma, an der er lehrte. [Nach Meusels Lexikon 2 (1803), S. 109 erschien 1793 noch ein 12. Band. Anmerkung der Redaktion.]

Digitized by Google

daher wohl ein Geſchenk ſeines Verlegers. Der 2. bis 11. Band ſagen uns nichts. Der erſte läßt uns Schiller bei der Ausarbeitung ſeines erſten Heftes belauſchen. Mit kühnen Strichen oder Haken, ſo daß die Tinte oft durchſchlägt, markiert er am Rande einzelne Sätze. Es ſind Exzerpte für das Auge eines raſchen Arbeiters, die nur durch eine Zuſammenſtellung mit tunlichſtem Anſchluß an den Wortlaut der „Univerſalhiſtorie“ vergegenwärtigt werden können.

Egypter. S. 12. Oſiris hat „nach der Meinung der Egyptier, die anoch rohe Nation gebildet“. Iſis, „ſeine Gemahlin und Schweſter [vgl. 1, 23], teilte „mit ihm die göttliche Verehrung“. — S. 13. „Alle Knaben, die mit Seſoſtris an einem Tage geboren waren, wurden von Jugend auf zu heftigen Leibesübungen und den Beſchwerden des Krieges angehalten. Sobald er nach dem Tode ſeines Vaters auf den Thron gekommen war, unternahm er die Eroberung der Welt.“ „ſeine Armee beſteht aus 60.000 zu Fuße“ ꝛc. — S. 14. Seſoſtris habe „ſo oft er zum Tempel gefahren, ſeinen Wagen von den überwundenen Prinzen ziehen laſſen“. — S. 16. Nechos verband Nil und rothes Meer durch einen Kanal, ließ durch phöniſiſche Seefahrer Afrika umſegeln. „Solon beſuchte Amaſis, und Pythagoras ließ ſich um dieſelbe Zeit in den Geheimniſſen der Egyptier einweihen.“ — S. 17. Kambyſes tötet den Apis, äſchert die Tempel ein ꝛc. — S. 20. Nach Erklärung der Motive der Einbalſamierung: „Die Ueberredung, daß das künftige Glück oder Unglück von den Ueberlebenden abhangen könnte, wurde eine der vornehmſten Triebfedern der politiſchen Regierung, die mit dem Regimentsſyſtem in Verbindung ſtand.“ — Seſoſtris habe Aegypten in 36 Nomen eingeteilt. — S. 21. Mietlinge wären beſſer geweſen als die aegyptiſchen „Soldaten, die gewiſſer Maßen weniger zum Streit, als zum Wohlleben geboren wurden“. — S. 23. „Bruder und Schweſter konnten einander heiraten“ [vgl. oben Millot S. 12]. — S. 24. Wer „einen Menſchen, der von Mördern angefallen war, hätte retten können, und hatte es nicht gethan, wurde zum Tode verurtheilet“. Ein Erſchlagener wurde auf Koſten der Stadt, bei der man ihn auffand, begraben: „neuer Beweggrund, über die Erhaltung der Menſchen ein wachſames Auge zu haben.“ Der Mörder ſeines eignen Kindes mußte als einzige Strafe den Leichnam „drey Tage und Nächte nacheinander in Gegenwart der Wache umarmt halten“. — S. 25. Aſychis „befahl, daß ein Schuldner dem Gläubiger den balſamirten Körper ſeines Vaters verpfänden, und wenn er, ohne ſein Pfand eingelöſt zu haben, ſterben würde, ſelbſt der Beerdigung beraubt ſeyn ſollte“. Amaſis verordnete, daß jeder „dem Statthalter der Provinz jährlich ſeine Handthierung und die Mittel, durch welche er ſich ſeinen Unterhalt verſchaffte, anzeige“. Wer „von ſeinem Betragen keine Rechenſchaft geben oder zeigen konnte, daß er ſich auf eine anſtändige Art ernähre“ wurde „am Leben geſtraft“. — S. 26. das Geſetz, das „die Kinder zwang, der Lebensart ihrer Väter zu folgen, verdient nicht alle die ihm beigelegten Lobſprüche. — S. 30. Thierdienſt. Nach Diodor hätten die Aegypter bei Hungersnot „ſich lieber einander ſelbſt“ gegeſſen, als die heiligen Thiere berührt. Provinzielle Kultunterſchiede. Die eine Provinz ißt die Thiere, die in der andern Provinz verehrt werden und umgekehrt. „Daher entſtanden die Vorwürfe der Gottloſigkeit, der Haß und die Zänkereyen untereinander“. — S. 31. „Die Egypter opferten anfangs Menſchenopfer.“ — „Aus Religionseifer hatten ſie den größten Ekel vor Fremden, welcher ſo weit gieng, daß ſie nicht einmal mit ihnen aßen.“ — S. 32. Bei Erlöſchen einer Dynaſtie mußte ein Prieſter auf den Thron erhoben werden. Wurde ein Kriegsmann gewählt, ſo mußte er ſich unter die Prieſterſchaft aufnehmen laſſen. — S. 33. Eigenſchaften der Aegypter: kindliche Pietät, Dankbarkeit, Faulheit der Männer, Thätigkeit und Herrſchaft der Frauen. — S. 34. Herumzeigen eines

Digitized by Google

Sarges oder Todtenbildes bei Gaſtmälern mit den „Worten: trinkt, und ſeyd frölich; denn ſo werdet ihr auch einſt ſeyn". — S. 35. Oſiris als Erfinder des Pfluges verehrt. Waffen aus Kupfer. Gebrauch des Silbers, „als noch das Eiſen unbekannt unter der Erde lag." — S. 37. Zu Millots Bemerkung, die Bewohner der Mariannen hätten 1521, als Magellan bei ihnen landete, das Feuer für ein holzfreſſendes Thier gehalten, macht Schiller ein NB an den Rand. — „In Peru und Mexico, wo das Eiſen im Ueberfluſſe iſt, kannte man es nicht, ohngeachtet das Gold in den Tempeln glänzte, und zur Pracht der Könige diente." — S. 38. Drei Pyramiden, einige Meilen von Cairo, erhalten. — S. 41. Unſchönheit der aegyptiſchen Denkmäler. „Ihr ganzer Werth beſteht in dem Rieſenmäßigen." Obelisken. — S. 42. Die aegyptiſche Zeitbemeſſung und Berechnung des Umlaufs der Geſtirne Beweis „ihrer Einſichten in der Mechanik, der Geometrie und andern mathematiſchen Wiſſenſchaften." Ob der Urſprung der Aſtronomie bey den Egyptern oder bey den Chaldäern oder bey irgend einer andern Nation zu ſuchen ſey, iſt ein Problem, das ſich nicht mit Sicherheit auflöſen läſſet." — S. 43. Mond- und Sonnenjahr. — S. 44. „Daß die 4 Seiten der größten Pyramiden auf das genaueſte nach den vier Weltgegenden gerichtet ſind, iſt ein noch dauernder Beweis von der Güte ihrer Einſichten." — S. 45. Arzneikunſt. Sammlung der Recepte, Aufbewahrung derſelben im Tempel, Kunſt der Einbalſamierung, Vernachläſſigung der Anatomie aus religiöſen Gründen. — S. 46. Das Vorurteil gegen die Anatomie „noch bey den Chineſern herrſchend" [Schiller verweiſt am Rande auf „p. 55".] — Die Aegypter bildeten das höchſte Weſen „unter der Figur eines Menſchen ab, der einen Scepter in der Hand hatte, und aus deſſen Munde ein Ey hervorgieng". — S. 48. Die Aegypter ſind „zwar in den Künſten und Wiſſenſchaften anſehnlich fortgeſchritten, aber ohne das Ziel zu erreichen in der Mitte einer ſo rühmlichen Laufbahn ſtehen geblieben: ſie waren die Lehrer der meiſten Nationen und doch Sklaven ihrer eigenen Gewohnheiten; ſie hatten zwar gute, aber mit ausſchweifenden Misbräuchen vermiſchte Geſetze; ihre Religion artete in abgeſchmackten Aberglauben, ihre Liebe zum Frieden in Zaghaftigkeit, ihre Hochachtung für das Vaterland in thörigten Stolz aus."

Chineſen. S. 55. Über die Aehnlichkeit zwiſchen Aegyptern und Chineſen.

Perſer.[1]) S. 111. Satrapen. „Man hält den Cyrus für den erſten Stifter der Poſten. Im Occident ward dieſe Einrichtung erſt ſehr ſpät bekannt." — S. 112. Der König ſchickt in die Provinzen „Commiſſarien von dem größten Anſehen, welche man gemeiniglich die Augen und Ohren der Fürſten nannte." — „Jede Provinz hatte ihre eigne Schatzkammer, wo man die Schoßgelder aufhob." Unter Cyrus und Kambyſes „taxirte ſich das Volk ſelbſt, um das Nöthige zum Unterhalt des Königs und der Armee herbeizuſchaffen". — S. 113. Darius ſchrieb „zuerſt einen jährlichen Tribut aus". — „Der König theilte jährlich an diejenigen Belohnungen aus, die viele Kinder hatten." — S. 114. „An einem Tage im Jahr ſpeiſete der König mit den Ackerleuten." „In China ſieht man noch itzt den Kaiſer an einem gewiſſen feyerlichen Tage den Pflug treiben, um dadurch ſeinen Unterthanen ein Exempel zu geben."[2]) — S. 115. Die Perſer „ſobald ſie nur die Waffen tragen konnten, bis zu ihrem höhern Alter zu dienen verpflichtet". — Sie glaubten, „daß diejenigen, die in den Schlachten ſtürben, zu einem hohen Grad der Seligkeit gelangten." — „Die Weiber und Kinder folgten dem Heere; abermal ein Umſtand, der zu herzhaften Thaten Antrieb gab." — S. 116. „Niemand durfte wegen eines zum erſten mal begangenen Verbrechens mit dem Leben beſtraft werden." — S. 117. „Wollt ihr heilig ſeyn, heißt es in ihren heiligen Büchern, ſo unterrichtet eure Kinder wohl." — „Ein Undankbarer konnte vor Gericht gezogen werden." —

[1]) S. 111—123 Bleiſtiftſtriche, ſonſt Tinte.

[2]) Siehe unten S. 134.

Digitized by Google

S. 119. Die Perser sollen, „wenn sie auf königlichen Befehl gegeißelt wurden, ihrem Könige" gedankt haben, „daß er sich ihrer so gnädig hätte erinnern wollen." — Anm.: „Philo behauptet, daß die Religion des Zoroaster die Ehe mit den Müttern empfahl. Nach der ägyptischen Religion ward die Ehe mit Schwestern gut geheißen." [Siehe oben Millot S. 12 und 23.] — S. 121. Zoroaster Zeitgenosse des Darius habe „die von einem andern weit älteren Zoroaster gestiftete Religion verbessert". — S. 123. Zu zwei Vorschriften für den Oberpriester in dem von Thomas Hyde veröffentlichten Buch Sadder hat Schiller ein „NB" an den Rand geschrieben. Zu 2). Der Oberpriester „soll den Zehenden von den Laien nehmen, aber nur als ein Almosenpfleger des Allmächtigen". Zu 6). „Ob er schon einer himmlischen Offenbarung gewürdigt werden könnte, so muß er dieselbe doch nicht öffentlich bekannt machen, um nicht das Volk verwirrt zu machen, das sich allein an das geschriebene Gesetz zu halten hat."

Griechen. S. 146. „Von verschiedenen ungewöhnlichen Naturbewegungen von Ueberschwemmungen und Erdbeben, dadurch, wie es scheint, einige Inseln des ägäischen Meeres von dem vesten Lande sind abgerissen worden, ward die dauerhafte Einrichtung der Gesellschaften und die Cultur der Sitten in Griechenland lange verzögert." — S. 147. „Die Gerichtsversammlungen (des Areopag) wurden des Nachts unter freyem Himmel gehalten." — S. 152. „Argos, Sparta und Mycenä wurden (von den Heraklíden) bezwungen ..... Damals giengen viele Colonien" der Jonier, Aeolier und Dorier nach den Inseln und Kleinasien. — S. 154. „Erechtheus, König der Athenienser, sonderte zuerst ... das Priesterthum von der königlichen Gewalt." — S. 155. „Man zweifelt, ob die Griechen einmal einen allgemeinen Begriff von Tugend gehabt haben, weil das Wort Arete, so dieselbe ausdrückt, damals nichts anders als Tapferkeit bedeutete." —

S. 282. Bedingungen des Antalkidischen Friedens. — S. 283. „Die Spartaner bemächtigten sich mitten im Frieden der Burg zu Theben" (382 v. Chr.), was Agesilaus damit entschuldigte, „man könne und müsse sogar aus eigener Bewegung alles dasjenige thun, was dem Vaterlande Vortheil brächte." — S. 284. Die Spartaner „thaten den Ausspruch, daß Phöbidas das Commando verlieren, und eine Geldstrafe von 100.000 Drachmen zahlen sollte, daß man aber die Burg behalten ... wolle". — S. 291. „Vielleicht aus Eifersucht über die neue Republik versprachen die Athenienser" den Spartanern Beistand gegen Theben. — S. 293. „Als man es beklagte, daß Epaminondas ohne Kinder sterbe, so versicherte er, daß Leuctra und Mantinea ihm statt aller Kinder wären und seinen Namen unsterblich machen würden." — S. 294. „Vor Epaminondas kam Theben in keiner Betrachtung; mit Hülfe des Pelopidas zog er dasselbe gewissermaßen aus dem Nichts hervor; und machte daraus ein Wunder seiner Zeit."

Da Schillers Kollegienhefte verschollen oder vernichtet sind, ergänzen diese Exzerpte wenigstens teilweise die Lücken zwischen den von ihm selbst herausgegebenen Fragmenten. In der Disposition seiner ersten Vorlesung hat Schiller sich offenbar an Schlözer angelehnt. Für Schlözer beginnt die Universalhistorie mit der Erbauung Roms.[1]) Als Schiller „Einleitung in die Universalgeschichte" ankündigte, wollte er also die Vorgeschichte von der Schöpfung bis zum Jahre 753 v. Chr. behandeln. Von Schlözers Einteilung ist er nur insofern abgewichen, als er noch die ganze griechische Geschichte in die Einleitung hineinzog, anstatt sie wie Schlözer vom Beginn

[1]) Vorstellung seiner Universalhistorie 1772, S. 62 ff.

Digitized by Google

der Olympiadenrechnung an synchronistisch mit der römischen zu behandeln. Vermutlich hätte sein Material für eine Vorgeschichte in Schlözers Sinne nicht ausgereicht. Vielleicht wollte er auch die römische Geschichte, die er im nächsten Semester las, nicht zersplittern. Wichtiger ist die Frage, in welcher Reihenfolge er über die Völker der alten Welt gelesen hat. Wenn Schlözer Assyrier, Babylonier, Meder, Ägypter, Phönizier, Karthager, Hebräer, Perser und Griechen aufeinander folgen läßt, dürfen wir aus der Erwähnung des Dejoces am Schlusse der „ersten Menschengesellschaft" vielleicht den Schluß ziehen, daß auch Schiller, nachdem er die biblische Schöpfungsgeschichte durch eine philosophische ersetzt hatte, jene Reihenfolge eingehalten hat. Millot scheidet als Hauptquelle für Assyrier, Babylonier, Meder, Phönizier, Karthager aus. Auch auf Chinesen und Indier wird sich Schiller nicht näher eingelassen haben. Aus Millot entnahm er lediglich die Parallele zwischen Ägyptern und Chinesen, doch hat er die Notiz über das Pflügen des Kaisers von China im Gedächtnis behalten und später benutzt, als er in der „Turandot" das Rätsel vom Blitz durch das Rätsel vom Pfluge ersetzte.[1]) Auch Bossuet, Schröckh und Beck kommen wohl als Quelle für die Vorlesungen über jene Völker nicht in Betracht. Schröckhs Lehrbuch, eine Umarbeitung der „Einleitung zur Universalhistorie zum Gebrauche bey dem ersten Unterrichte der Jugend" von Hilmar Curas,[2]) kann für Schiller nur die Bedeutung des kleinen Weber oder der Tabellen von Ploetz gehabt haben. Auch Bossuets Geschichtstheologie hatte ihm bei näherer Bekanntschaft nichts zu sagen. Aus Beck ließ sich manches Detail entnehmen,[3]) aber kein Heft speisen. Man wird daher annehmen dürfen, daß Schiller da, wo sein Millot versagte und er nicht wie für Moses und Lykurg anderweiten Ersatz fand, aus der weit ausführlicheren, von Hißmann[4]) bearbeiteten Weltgeschichte geschöpft hat, während Anderson[5]) die zuverlässigste Belehrung über den Handel der alten Welt und die Handelsvölker der Phönizier (und Karthager?) gewährte. Auch in der griechischen Geschichte mußte Millot, wie Lykurg und Solon beweisen, die Führung bald an Plutarch abtreten,

[1]) Turandot Vers 978 ff. Damit erledigen sich Koesters Vermutungen über Schillers Quelle. SA 9, 402.

[2]) Hilmar Curas ist wohl identisch mit dem Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium, der Friedrich den Großen und dessen Schwester Wilhelmine im Schreiben unterrichtete. Vgl. Koser, Friedrich als Kronprinz 222. Fester, Bayreuther Schwester 182.

[3]) Vgl. SA 13, 305.

[4]) Michael Hißmann, den Philosophen nicht unbekannt (vgl. Allgemeine deutsche Biographie), verdiente auch in historiographischer Beziehung eine Monographie.

[5]) SA 14, 419.

Digitized by Google

um erst für die letzten Vorlesungen noch gelegentlich mit herangezogen zu werden.

Danach ergibt sich folgende Disposition. Einleitung; erste Menschengesellschaft in Anknüpfung an Kant; Assyrier, Babylonier, Meder nach Hißmann;[1]) Ägypter nach Millot; Phönizier (und Karthager) nach Hißmann und Anderson; Hebräer für Moses nach Reinhold; Perser nach Millot; griechische Geschichte, wenigstens bis zum Tode des Epaminondas, wahrscheinlich bis auf Alexander den Großen, nach Millot und Plutarch. Da Schiller zweimal wöchentlich las, am 26. Mai 1789 begann und am 15. September 1789 schloß, und nachweisbar mindestens viermal[2]) ausgesetzt hat, verteilte sich diese Materie auf höchstens 27 Vorlesungen. Die Vorlesung über Lykurg fand, wenn sie kein Privatissimum für Körner war, am 11., 12. oder 18. August statt. Berücksichtigen wir ferner, daß die gedruckten Vorlesungen mindestens acht Kollegstunden ausgefüllt haben müssen, so ergibt sich ungefähr folgende Zeiteinteilung: 26. und 27. Mai Einleitung, 9. Juni Schluß und Überleitung, 12.[3]) und 16 Juni erste Menschengesellschaft, 17. und 23. Juni Assyrier, Babylonier, Meder, 24. und 30. Juli Ägypter, 1. und 7. Juli Moses, 8. Juli Hebräer, Schluß, 14. und 15. Juli Phöniker, 21. und 22. Juli Perser, 28. und 29. Juli griechische Urgeschichte, am 11., 12. oder 18. August Lykurg, am 19., 25. und 26. August Lykurg Schluß und Solon, am 1., 2., 8., 9. und 15. September griechische Geschichte bis auf Alexander.

Selbstverständlich erhebt diese Chronologie nicht den Anspruch absoluter Genauigkeit. Sie soll nur zeigen, wie wir uns den Gang der Sommervorlesung ungefähr vorzustellen haben. Wo Schiller länger verweilte, wo er die Siebenmeilenstiefel des dozierenden Historikers anzog,[4]) läßt sich für die verlorenen Vorlesungen nicht feststellen. Für die relative Genauigkeit obiger Berechnung spricht außer den schon angeführten Momenten noch der Umstand, daß ein Hörer[5]) Ende Juli ausdrücklich der von Schiller gebrachten geographischen Notizen Erwähnung tut, was zu den in den Exzerpten angedeuteten, etwa am 28. und 29. Juli behandelten griechischen Wanderungen und Kolonisationen gut passen würde.

---

[1]) Rollins histoire ancienne ist ohne Lesespuren. Siehe oben S. 109.

[2]) Am 4. und 5. August war Schiller in Leipzig. Die Vorlesungen am 11., 12. und 18. August fielen entweder sämtlich oder bis auf eine wegen Körners Besuch in Jena aus. Vgl. Müllers Regesten S. 57.

[3]) Vom 10. auf den 12. verschoben. Vgl. Müller a. a. O.

[4]) An Lotte und Karoline 1. September 1789. Vgl. SA 13, 164, 27 f., 303.

[5]) „Der Universitätsbereiser" Oberschulrat Friedrich Gedike (Jonas 2, 359), dessen Reisebericht an Friedrich Wilhelm II. ich veröffentlichen werde.

Digitized by Google

Wieviel schon durch das Bekanntwerden eines Schema gewonnen ist, hat die Goetheforschung oft und erfolgreich bewiesen. Hier ist der erste Eindruck der ausgegrabenen Trümmer doppelt schmerzlich, weil wir jetzt erst übersehen, was wir verloren haben. Schillers Zeitgenossen mochten sich mit seinen eigenen fragmentarischen Mitteilungen begnügen. Für uns haben seine Hypothesen und Konstruktionen isoliert alles sachliche Interesse verloren. Was uns heute noch fesseln würde, wäre der Zusammenhang seiner historischen Betrachtungen. Das universalhistorische Programm der Antrittsvorlesungen ist in der ersten Menschengesellschaft, dem Moses und dem Lykurg und Solon durchgeführt.[1]) Die Annahme ist nicht zu kühn, daß Schiller auch in den übrigen Vorlesungen die Beziehungen zu dem Weltzustande von 1789 aufgesucht und das erste Auftreten universalhistorischer Phänomene hervorgehoben hat. Gerade die Exzerpte aus Millot aber lehren uns wieder, wieviel auf die Ausführung ankommt. Wenn Koester in Schillers Verlot mehr Aufschlüsse über den Dichter des Malteserfragmentes gefunden hat,[2]) so erstreckt sich das Interesse des Stoffsuchers im Millot auf historische Fakta, geographische Notizen, Anthropologisches, Ethnographisches, kurz auf alles, was historische Wißbegier irgendwie reizen kann. Wir wissen jetzt, daß Schiller auch über Ägypter und Perser gelesen hat. Wir gehen auch schwerlich fehl, wenn wir vermuten, daß er jede Etappe auf dem Wege materieller Kultur ebenso berücksichtigt hat, wie die Fortschritte des menschlichen Geistes. Aber wir wissen nichts näheres über die Art der Ausführung. Es ist uns ebensowenig vergönnt, die asiatischen Anfänge von Kunst und Wissenschaft wie Homer und die Tragiker[3]) in dem Rahmen der Universalgeschichte Schillers zu sehen. Mit einem Worte, wir beklagen den Verlust der interessantesten und bedeutendsten deutschen Universalhistorie auf dem Wege von Gatterer,[4]) Schlözer und Herder zu Heeren, Schlosser und Leo.

Denn nicht auf das schwache gelehrte Gerüste dieses Baues kommt es an. Voltaire und Herder waren belesener, aber nicht gelehrter als der Jenenser Professor. Ihr Verdienst ist im Gegenteil gerade da am größten, wo sie eine Gelehrsamkeit ignorieren, die jeden Fortschritt der historischen Wissenschaft unmöglich machte. In

[1]) Vgl. SA 13, 300—304.

[2]) „Der Historiker in dem Leser tritt meist ganz zurück." A. a. O.

[3]) Seine Auffassung von der Aufgabe des Universalhistorikers (SA 13, 297) und die Erwähnung des Simonides und Anakreon am Schlusse des Solon lassen vermuten, daß er auch über die Meisterwerke der griechischen Literatur gesprochen hat.

[4]) Gatterer sagte sich zuerst von den vier Monarchien los, blieb aber auf halbem Wege stehen (siehe nächste Anmerkung), so daß H. Leo (Lehrbuch der Universalgeschichte 1835, I, 33 f.) alle „Hand- und Lehrbücher der allgemeinen Weltgeschichte" bis auf Schlözer nur noch als „literarische Curiosa" gelten ließ.

Digitized by Google

der deutſchen Bearbeitung der engliſchen Weltgeſchichte brachte der Hallenſer Siegmund Jakob Baumgarten noch 1744 Abbildungen, Pläne und Beſchreibungen der Arche Noahs.[1]) In ſeinem Schröckh fand Schiller die Geſchichte der Hebräer noch auf der wiſſenſchaftlichen Stufe des Oroſius. Sein Millot ſchickt dem kurzen Abſchnitt über die Juden die Erklärung voraus, „man könne weder die Bücher Moſis noch die übrigen Stücke der Bibel ohne Unterſchied mit der Profangeſchichte vermiſchen, ohne Begriffe zu verwirren". Der Skeptiker Hißmann endlich ignorierte das auserwählte Volk gänzlich. Wenn Schiller über die moſaiſche Geſetzgebung etwas ſagen wollte, was ſeinen Verſtand befriedigte, blieb ihm 1789 tatſächlich nichts anderes übrig, als Reinhold zu folgen.[2]) Freilich macht er nicht Ernſt mit der kritiſchen Ankündigung, daß „alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeſchichte ſo gut als verloren" ſeien. Schloſſer hat noch 1826 erklärt, die Exiſtenz des Moſes ſei „weit ſicherer ausgemacht, als die irgend eines früheren Geſetzgebers oder Reformators von Confutſe, Buddha, Zoroaſter bis auf Lykurg, Charondas, Pythagoras".[3]) Denn das Bekenntnis des Nichtwiſſens wird abſolutem Nichtwiſſen immer ſchwerer fallen als einem Wiſſen, das reich genug iſt, um ſich ſeine kleineren Lücken einzugeſtehen. Die Skepſis der Aufklärung konnte auf dem Gebiete der alten Geſchichte nur einreißen, nicht aufbauen. Kein Wunder, daß ſie im ganzen doch zurückhaltender war als die moderne Kritik, die ſeit Niebuhr nach Wegräumung des Schuttes, durch Sichtung der Überlieferung und durch Entdeckung und Deutung neuer Denkmäler einen poſitiven Erſatz ſchuf. In Auffaſſung und Methode aber kommt Schiller, wie ich in der Einleitung zum 13. Bande der Säkularausgabe gezeigt habe, gerade in ſeinem erſten Kolleg über das hiſtoriſche ABC der Aufklärung nicht hinaus.

Um ſo wertvoller wäre es, Schillers hiſtoriſch-akademiſche Entwicklung weiter verfolgen zu können. Sein Plan einer Geſchichte Roms wurzelt in dem Publikum des Winterſemeſters 1789/90. Was gäbe man darum, wenn ſein Montesquieu, ſein Livius und Rollin durch einen glücklichen Zufall entdeckt würden. Humboldts römiſche

---

[1]) Überſetzung der allgemeinen Welthiſtorie 1, 210 ff. Man vergleiche da 131 ff. die Erklärung der Erzählung des Sündenfalls „im buchſtäblichen Wortverſtande". Auch J. Chr. Gatterer (Handbuch der Univerſalhiſtorie 1765) 1, 146 ff. kommt über den Kommentar einer buchſtabengläubigen Theologie zur moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte nicht hinaus.

[2]) Schon Lorenz hat bei Tomaſchek S. 126 mit Recht bemerkt, daß „die Herrſchaft der Theologie über die Geſchichte durch Schillers philoſophiſche Anſchauung am ſchwerſten wenigſtens in Deutſchland getroffen worden" ſei.

[3]) Univerſalhiſtoriſche Überſicht der Geſchichte der alten Welt 1, 203.

Digitized by Google

Stanzen[1]) sind der einzige Abglanz einer Ideenwelt, die im Winter 1789/90 zum ersten Male vor denkfaulen und stumpfen Brotstudenten emporgestiegen ist. Nur aus Gibbon können wir wenigstens entnehmen, wie Schiller sein Material wieder zusammengetragen hat. Die Beschreibung Karls v. Schiller bei Stargardt ist nicht ganz genau. Von den 19 Bänden aus Schillers Nachlaß wurde der erste 1779 von dem Leipziger Professor Friedrich August Wilhelm Wenck übersetzt. Vom 2. Bande an besorgte der Leipziger Professor Karl Gottfried Schreiter die Übertragung. Der Verleger Weygand in Leipzig ließ 1788 den zweiten Teil (Kapitel 8—13), 1789 Band III (Kapitel 14—16), 1790 die Bände IV—VI (Kapitel 17—27), 1791 Band VII (Kapitel 27 Fortsetzung bis 31) erscheinen. Die Fortsetzung vom 8. bis 19. Bande (Kapitel 32 ff.) erschien erst in den Jahren 1805/6 bei J. C. Hinrichs in Leipzig. Die Titelaufschrift Gibbon auf den ersten Bänden rührt, soweit sie erkennbar ist, von der nämlichen Hand her, wie auf den letzten Bänden,[2]) also wohl von Charlotte, die den erloschenen Titel vielleicht erneuert hat. Jedenfalls erstreckte sich Schillers Kenntnis Gibbons nicht weiter als höchstens bis zum 31. Kapitel mit einer Ausnahme (siehe unten), also bis zur Invasion Alarichs. Aus verschiedenen Anläufen, Gibbon im englischen Original zu lesen, scheint trotz der Bitte vom 8. September 1788 um Lottes „niedliches Dictionnaire" nichts geworden zu sein. Wenigstens versichert Schiller am 25. Februar 1789, daß Körners Übersetzung des Kapitels über Muhammed das erste sei, was er von Gibbon lese. Vor dem 26. März 1789 ist dann von der am 9. März bei Crusius bestellten Übersetzung der erste und zweite Band in seinen Händen und bereits ausgelesen (Jonas 2, 260). Am 1. September 1789 schreibt er an Karoline und Lotte, er habe einige neue Teile erhalten, also außer dem dritten Bande, der das Kapitel über die Ausbreitung des Christentums enthält, mindestens den vierten Teil mit dem Erscheinungsjahr 1790. Nachweisbar gelesen hat Schiller also das 1.—13., 15. und 50. Kapitel. Lesespuren enthält nur der erste und zweite Teil. Nicht eben zahlreich stammen sie augenscheinlich nicht aus der Zeit der ersten Lektüre. Nicht der Stoffsucher, sondern der Historiker Roms hat am Rande seine Merkzeichen gemacht, wie die nachfolgende Zusammenstellung ergeben wird.

1, 57 (Kapitel 2). „Die verschiedenen Arten des Gottesdienstes, welche in der Römischen Welt üblich waren, wurden von dem Volk als gleich wahr, von den Philosophen als gleich falsch, und von den obrigkeitlichen Personen als gleich nüzlich angesehen." — 1, 77 (ebenda). Das römische Reich wurde „durch die Lateinische

[1]) Vgl. S. 109.

[2]) Nur 6 und 7 zeigen eine andere Schrift.

Digitized by Google

und Griechiſche Sprache in zween Haupttheile getheilt". — 1, 94 Anmerkung 70. Verweis auf „das Leben des Herodes im 30. Bande des Memoires de l'Academie des inscriptions."

Gibbon zitiert 344 in Anmerkung 107 zu dem Satze, daß ganz Rom in zwei Teile, das Wildpret, das heißt die Erblaſſer und die Jäger, das heißt die Erbſchleicher und Schmarotzer, geteilt geweſen ſei, Stellen aus Horaz, Petronius und Plinius. Schiller ſchreibt hinter das Pliniuszitat „Lucian", denkt alſo entweder an den Paraſit oder, wie Kollege Judeich vermutet, an eine Stelle des Timon, die ihm beide aus dem erſten Bande von Wielands Überſetzung[1]) bekannt ſein konnten.

2, 42 (Kapitel 8). „Der Perſiſche Adel (ſo natürlich iſt der Gedanke von Lehnsbeſitzungen) erhielt aus den Händen des Königs Ländereyen und Häuſer unter der Bedingung dafür zu leiſtender Kriegsdienſte." — 2, 100 Anmerkung 86 (Kapitel 9). „Man ſehe eine vortreffliche Diſſertation über den Urſprung und die Wanderungen der Völker in den Memoiren der Akademie der Inſchriften. T. XVIII, p. 48—71. Nur ſelten findet man den Alterthumsforſcher und Philoſophen in einem Schriftſteller vereinigt." — 2, 101 (ebenda). „Ein Zuſtand von Freyheit und Barbarey . . ſetzt, ſo wie der Zeitpunkt bürgerlicher Uuruhen oder die Lage kleiner Republiken, faſt jedes einzelne Mitglied der Geſellſchaft in Thätigkeit, und macht es eben dadurch zu einem Gegenſtand der Aufmerkſamkeit. Die unbeſtimmten Abtheilungen, und die raſtloſen Bewegungen der deutſchen Völkerſchaften blenden unſere Einbildungskraft, und ſcheinen die Anzahl derſelben zu vervielfältigen." —

Überblicken wir dieſe Leſeſpuren in Gibbon, Millot und die von Koeſter beſprochenen in Vertot im ganzen und beachten wir, daß eigentlich die Mehrzahl der Bücher des Dichters, ſoweit ſie bis jetzt unterſucht ſind, keine Leſeſpuren aufweiſt, ſo darf jetzt wohl als Regel angenommen werden, daß Schiller nur dann mit der Feder in der Hand geleſen hat, wenn er ein Buch unmittelbar für eine Arbeit benutzte. Da Gibbons Beobachtung über den perſiſchen Lehensadel in der erſten univerſalhiſtoriſchen Überſicht keine Verwendung gefunden hat, wird man alſo folgern dürfen, daß Schillers römiſches Kolleg bis in die Kaiſerzeit vorgedrungen iſt. Auch darf die Abſicht Schillers, an zwei Stellen Gibbons Quelle, die Mémoires de l'académie des inscriptions nachzuſchlagen, als erwieſen gelten. Abermals ſehen wir, was wir verloren haben. Nicht nur die altrömiſche Geſchichte, auch die Anfänge des Chriſtentums, die ihn in Gibbons Darſtellung nicht ganz befriedigten, hat er auf dem Katheder behandelt. Sein Spittler würde vermutlich noch aufſchlußreicher ſein als ſein Millot.

[1]) Lucians ſämtliche Werke. Aus dem Griechiſchen von Wieland. 1 (1788), 238 ff. oder 73 ff. Meißner verzeichnet drei Bände, die demnach jetzt im Goethe Schillerarchiv ſind. Sollten ſie Leſeſpuren enthalten, ſo eröffnet ſich auch hier der Schillerforſchung noch ein weites Feld.

Digitized by Google

Das Weiterspinnen des universalhistorischen Fadens können wir sodann in den Einleitungen zu den Memoires verfolgen. Namentlich die Übersicht über die „Zeiten Kaiser Friedrichs I." kommt hier in Betracht, weil Schiller Teile seines Privatkollegs im Wintersemester 1789/90 über Universalgeschichte von Karl dem Großen bis auf Friedrich den Großen hineingearbeitet hat. Sowenig man jedoch aus den ästhetischen Briefen in den Horen auf die ursprüngliche Form der Briefe an den Augustenburger vor ihrer Entdeckung hätte schließen können, wird sich aus jener Einleitung das Vorlesungsschema herausschälen lassen. Pütter und Schmidt habe ich, da sie nur in Weimar benutzt werden dürfen, nicht untersuchen können. Vielleicht enthalten sie für das genannte Kolleg, die Universalgeschichte bis zur fränkischen Monarchie im Sommersemester 1790 und die Staatengeschichte des Wintersemesters 1790/91 ähnliche Aufschlüsse wie Millot und Gibbon über die anderen Vorlesungen, wenn auch der Verlust des Schillerschen Handexemplares von Voltaires Essai sur les moeurs[1]) ebenso zu bedauern ist wie der Verlust von Hißmann, Plutarch, Livius und Spittler.

Ist somit auf Ergänzung vorstehender Ermittlungen zu hoffen, so könnte ein glücklicher Zufall vielleicht noch einmal eine Nachschrift des einstündigen Kreuzzugskolleg an das Tageslicht fördern. Die Einleitung Niethammers zu der Bearbeitung Vertots wird in Schillers Vorrede lobend erwähnt.[2]) Wenn Schiller Niethammers Gedanken über die Aufopferungsfähigkeit[3]) der Malteser unterschreibt, unterstreicht er in Wahrheit seine eigenen Gedanken. Der Schüler lebt sichtlich in der Ideenwelt seines Lehrers. Es scheint also nicht ausgeschlossen, daß Niethammer in Schillers Vorlesung nachgeschrieben oder sich Notizen gemacht hat, viele oder wenige Blätter, die immerhin erhalten sein könnten. Mit aller Vorsicht wird man schon heute in seiner Einleitung Gedanken und Beobachtungen für Schiller in Anspruch nehmen dürfen. Gleich der erste Gedanke Voltaireſcher Provenienz dürfte dem jungen Schwaben durch Schiller vermittelt worden sein. „Nie ist wol aus einer reinen Quelle mannichfacheres Uebel, aus einem uneigennützigen Zwecke ein größerer Widerspruch in der Wahl der Mittel, aus einer guten Absicht eine längere Reihe schädlicher Folgen hervorgegangen, als — aus der Religion." Deutlicher als in Humboldts römischen Stanzen tritt uns Schillers

[1]) SA 13, 311 habe ich die Benutzung des Essai in dem Abschnitt über die Normannen nachgewiesen. Eine beweisende Zusammenstellung der betreffenden Stellen halte ich für überflüssig, da Voltaire jedermann zugänglich ist.

[2]) SA 13, 278, 16 ff., 318.

[3]) Schillers Gedanken über den Heroismus des Zeitalters der Kreuzzüge sind sichtlich angeregt durch die Einleitung des „esprit des croisades".

Digitized by Google

Katheder beredsamkeit in der Ausführung dieses Gedankens entgegen. Eine Nachschrift verwässert in der Regel die Diktion des Vortragenden. Nur die Schlagworte bleiben stehen. Auch hier tönen sie überall hindurch. „Menschen gegen Menschen", „Nationen gegen Nationen"; „die empörendsten Verwüstungen das Werk der edelsten Kraft des Menschen", „wüthende Ausbrüche des schwärmerischen Eifers". Mit Voltaire trauert Schiller über „die Opfer dieser Wuth", aber er überwindet den Führer der französischen Aufklärung, wenn er in „tausend einzelnen Zügen" „die Würde und die Größe der Menschheit wiederfindet".

Auch die Frage, ob Mohammed ein Betrüger war, wird Schiller erhoben haben. In der Antwort erkennt man sofort den Verfasser der „Sendung Moses" wieder. „Unter einem Volke erzogen, dem der Glaube an göttliche Sendungen gleichsam angeboren war, verwickelt in die Labyrinthe einer angestrengten Spekulation, in der er volle fünfzehn Jahre zubrachte — wie leicht konnte er dahin kommen, die Schwärmereyen einer überspannten Phantasie für göttliche Begeisterung, Gefühl seines inneren Berufs für die Stimme einer höheren Macht zu halten?" Mohammeds „Plan war, seiner Nation Einen Gott zu geben, der Zufall gab ihr zugleich Einen Regenten. Er wollte Prophet und Hoherpriester seyn, das Glück machte ihn auch zum König — so fand er seine Krone, wie weiland Saul, auf einem Wege, wo er sie nicht suchte". Wie Schillers Moses wird Mohammed Prophet, um „richtigere Begriffe von der Gottheit auszubreiten". Wie Moses kann er „seine bessere Einsichten" seinem Volke nicht anders mitteilen, als indem er „zum Wohl der Menschen eine Beglaubigung borgt, die sie durchaus verlangten". Unterlag er keiner „Selbsttäuschung", so war „doch sein Betrug einer der unschädlichsten und verzeihlichsten, der je unter gleichen Umständen begangen wurde".

In den daran anschließenden Betrachtungen über „den Wehrt einer Religion" kommt der Theologe Niethammer zu Wort, doch erkennt man auch da den Einfluß des älteren Freundes, den bald darauf Kants in Jena gedruckte Schrift über „die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" vor ihrem Erscheinen außerordentlich beschäftigt hat, wenn auch Schiller am 28. Februar 1793[1]) mit Kants Methode „die Resultate des philosophischen Denkens an die Kindervernunft anzuknüpfen" seinen eigenen Versuch „über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde" verwarf. Im Resultat aber trifft Niethammer wie nach einem Gespräche mit dem Verfasser des Epigrammes „Mein Glaube" wieder

[1]) Jonas 3, 288.

Digitized by Google

zusammen, „daß glaubig und unglaubig ... auf irgend eine der vorhandenen Religionen ausschließend bezogen mißverstandene und ungültige Begriffe sind, und daß Rechtglaubig in allen Religionen nur derjenige heißen könne, dessen Vernunft von keinem falschen Gott getäuscht, ihren eigenen Gesetzen treu gehorcht, daß Christen und Mohammedaner in gleichen Ehren neben einander stehen, und daß also jene bei ihrem heiligen Kriege gerade so weit unrecht hatten, als Religionshaß der Grund dazu war".

Und nun folgt noch zum Schlusse eine Rede des Historikers Schiller, worin er die Gedanken der Kreuzfahrer über die Mohammedaner dramatisiert.[1]) Nicht jedes Wort trägt den Stempel seiner Diktion, das Ganze aber, der oratorische Schwung, die Ausrufe, die Fragen, ist so unverkennbar Schillerisch, daß wir, wenn wir nicht stilistische Eingriffe des Dichters annehmen wollen, hier eine Bestätigung dafür finden, daß auch in den Vorlesungen das in den veröffentlichten Fragmenten zurücktretende rhetorische Element eine größere Rolle gespielt hat, wir mithin die gegen Humboldt erwähnte Rede des Camill (siehe oben) und noch viele andere, namentlich in der römischen Vorlesung als verloren zu beklagen haben.[2])

Schillerreliquien aus Tirol.

Von J. E. Wackernell in Innsbruck.

I.

Der Tod Schillers steigerte in weitesten Kreisen das Verlangen nach echten Reliquien von diesem literarischen Friedrich dem Großen. Die losen Bogen und Blätter, welche Teile und Teilchen des Demetriustorso enthielten, eigneten sich vortrefflich zu Schenkungen, und besonders Ernst von Schiller streute davon mit freigebiger Hand aus. Eines dieser fliegenden Blätter gelangte in das Innsbrucker Museum Ferdinandeum. Es ist ein Quartblatt groben Schreibpapiers, vorn und rückwärts von Schillers Hand beschrieben; am linken Rande

[1]) Vgl. 1, 26: „Sehet Christen, das heilige Land, wo Er, der Göttliche, gewandelt, wo Er das Evangelium des Friedens gepredigt hat. — Seine und Eure Feinde haben es mit Gewalt an sich gerissen, und erfüllen es mit ihren Gräueln. Hier, wo das Allerheiligste für euch geblutet hat, ... hier sind den Gözen Altäre gebaut" 2c.

[2]) Eine fünfte Studie über Schillers historische Schriften als Vorstudien des Dramatikers hoffe ich in Bälde folgen zu lassen.

Digitized by Google

fehlt ein fingerbreiter Streifen, der wahrscheinlich leer war; auch am Fuße wurde ein dreifingerbreiter beschriebener Streifen weggeschnitten, der noch vorhanden ist und ein Stück des Wasserzeichens (eines aufsteigenden Löwen?) trägt.

Der überlieferte Text gehört dem Schluß der Reichstagsszene an und reicht nach Kettners Zählung (in der neuen Ausgabe Band 1) von V. 561 bis 596; doch fehlen die Verse 571—583: sie standen offenbar auf der unteren Hälfte des Halbbogens, die weggeschnitten wurde, vermutlich um einen anderen Reliquiensammler damit zu beglücken.

Schillers Diener Rudolf hat verschiedene Demetriusfragmente für Körners Ausgabe abgeschrieben. Drei Korrekturen, die sich in seiner Abschrift (= r) und in unserem Bruchstücke (= J) finden, könnten die Vermutung erwecken, daß er dieses gekannt habe: 561 „nie" über „eingedenk", 595 „stolzen" über „freien", 592 „Greis, der viel erfahren, ein König" über „König — viel". Die beiden ersten stimmen genau überein; allein die letzte weicht ab, denn J liest „Greis der vielerfahrne Greis, ein König giebt", was sich als eine Vorstufe von r darstellt. J bietet also eine ältere Fassung. Dasselbe beweisen andere Korrekturen, welche in J erst gemacht werden, in den späteren Versionen aber schon verwertet, beziehungsweise schon im Zeilenzusammenhang erscheinen. 563 hatte der Dichter in J den Vers begonnen: „Der sein Besitzthum"; strich aber „Besitzthum" gleich wieder weg und schrieb noch im Zusammenhang der Verszeile dafür „gewisses Glück", wie nach Kettners Druck die späteren Versionen ohne Spuren der ursprünglichen Korrektur lesen. — 564 strich der Dichter nachträglich „Hofnung" durch, offenbar um die Wiederholung dieses Wortes, das den vorausgehenden Vers schließt, zu vermeiden; da er aber kein Ersatzwort dafür einsetzte, wurde es später trotzdem beibehalten. — 565 schloß in J ursprünglich mit Beistrich, den Schiller aber wegstrich und durch Ausrufungszeichen ersetzte, das die späteren Fassungen allein überliefern. — 566 lautete in J ursprünglich: „Vergeßet nimmer wenn ihr Herr seid, bleibet eingedenk." Der Dichter strich diese Zeile flüchtig und daher nur bis „ihr" durch und schrieb als neuen giltigen Vers darüber „Drum wenn ihr glücklich seid, vergeßet nie", der weiterhin ohne Korrekturspuren bewahrt wurde. In ähnlicher Weise strich er 567 „Leiter" durch und setzte „Sproßen" darüber, das später allein und in der Verszeile erscheint. — Nach 570 steht nur „Demetrius"; die von ihm gesprochenen Verse, sowie die dazu gehörige Antwort des Königs fallen in die Lücke 571—583. — 585 ist in J „verpflanzen" aus „verpflanzt" gebessert. — 589 begann der Dichter mit „Hört Prinz"; allein dieser Anfang gefiel ihm nicht, er begann den Vers neuerdings und schrieb „Ich will euch, Prinz, drei Lehren". Diese beiden Teile

Digitized by Google

gehören zu einem Verse, wie schon Körner richtig erkannt hat, während Kettner sie als zwei selbständige (unfertige) untereinander abdruckt; ich behalte diese Einordnung nur bei, um mit Kettners Verszählung übereinzustimmen. — 593 schrieb Schiller „Sie euch und eure Jugend kann sie nutzen“ und ergänzte über „Sie euch“ das Prädikat des vorausgehenden Relativsatzes „Erfuhr“, ohne die beiden Anfangsworte wegzustreichen, die in den späteren Fassungen verschwunden sind.

Wir haben also im Innsbrucker Bruchstück ein Blatt von der ältesten bis jetzt bekannten Form der Versredaktion. Ich drucke es im Zusammenhang ab.

König.

Ihr werdet es, ihr werdet eingedenk (nie über eingedenk)
Was ihr dem edeln Woiwod schuldig seid,
Der sein Besitzthum (dies Wort durchgestrichen) gewißes Glück an eure Hofnung
Ein theures Kind an eure Hofnung (dies Wort durchgestrichen) wagt.
So seltner Freund ist köstlich zu bewahren (,)!
Vergeßet nimmer wenn ihr Herr seid, bleibet eingedenk (vergeßet — ihr durchgestrichen und darüber Drum wenn ihr glücklich seid, vergeßet nie)
Auf welcher Leiter (dies durchgestrichen und darüber Sproßen) ihr zum Thron gestiegen,
Und mit dem Kleide wechselt nicht das Herz!
Denkt daß ihr euch in Pohlen selbst gefunden,
Liebt dieses Land, das euch zum zweitenmal gebohren.

Demetrius.

(571—583 weggeschnitten.)

Demetrius.

Die schöne Freiheit die ich
Will ich verpflanzen (aus verpflanzt)
Ich will aus Sklaven Menschen machen.
Ich will nicht herrschen über Sklavenseelen.

König.

Thuts nicht zu rasch und lernt der Zeit gehorchen
Hört Prinz
Ich will euch, Prinz, drei Lehren
Befolgt sie treu wenn ihr zum Reich gelangt.
Ein König giebt sie euch, ein Greis der viel
(darüber Greis der vielerfahrne Greis, ein König giebt)
Sie euch (darüber Erfuhr) und eure Jugend kann sie nutzen.

Demetrius.

O lehrt mich eure Weißheit großer König!
Ihr seid geehrt von einem freien (darüber stolzen) Volk,
Wie mach ichs, um daßelbe zu erreichen?

König.

(Weggeschnitten.)

Digitized by Google

Wie dies Bruchstück ins Museum gekommen, läßt sich nur vermuten. Ich fand es vor zwanzig Jahren unter den handschriftlichen Blättern des „Radetzkyalbums“ neben einem Brief Wielands an Bertuch (vom 1. Januar 1783), einem Briefblatt Goethes (ohne Zeitangabe, ohne Anrede und Adresse; aber nach 1783),[1]) einer Rechnung von „Johann Kasbar Lavater, Pfarrer an der St. Petrikirche, so gut ich sie aus dem Gedächtnis machen kann“, an „Ihre durchlaucht Herrn Hertzogen Carl August von Weymar“ für gelieferte Gemälde[2]) und Physiognomikexemplare in der Höhe von 2140 fl. (Zürich, den 16. Dezember 1788) und dem folgenden Brief Klopstocks: „Hamb. den 22ten May —79.“

Ew. Excellenz überschicke ich hiebey Subscriptionsblätter zur neuen Ausgabe des Meßias. Ich lege Ihnen zugleich ein unterschriebenes Blatt, das meine Bedingung enthält, für denjenigen bey, den Sie mir zu meinem dortigen Correspondenten bestimmen werden. Herr Roschmann möcht ich nicht gern wieder damit bemühen, aus Ursachen, die Ihm vielleicht einfallen werden. Ich verharre mit aufrichtiger Verehrung Ew. Excellenz gehorsamster Diener Klopstock.

Auf dem zweiten leeren Blatte dieses Briefes machte A. A. Dipauli folgende Anmerkung:

Dieses mir zufällig zu Handen gekommene Schreiben des großen Klopstock war ohne Zweifel an den Grafen Franz v. Enzenberg, im J. 1779 gewesener Gubernial-Rath zu Innsbruck, in der Folge Appellationspräsidenten zu Klagenfurt, gerichtet. Ebenso gewiß ist Roschmann, dessen im Schreiben erwähnt wird, im J. 1779 gewesener Archivar zu Innsbruck, in der Folge Hof-Archivar zu Wien. Den 3. Juli 1826.

Der Sammler dieser Urschriften war demnach A. Dipauli, durch den sie mit seiner ganzen Tirolensienbibliothek („Dipauliana“) in den Besitz des Innsbrucker Museums gekommen sind (1844), wo sie erst später unter die Blätter des Radetzkyalbums gemischt wurden.[3])

II.

Zu den Handschriften, welche durch das „Legat Wieser“ in das Innsbrucker Museum gekommen sind, gehört auch der folgende eigen-

[1]) Um sie zugänglich zu machen, setze ich die wenigen Zeilen lieber gleich her: „Es wird nach einer gewissen Amtsbeschreibung bey mir gesucht. Erinnerst du dich vielleicht des Werkes oder ist es unter deinen Sachen noch, da du es Ao. 83 in meinem Namen verlangt hast. Besinn dich, sehe nach und sage mir Antwort. G.“

[2]) Darunter „die titianischen Kayser (400 fl.). Ein Winterstück, das urtheil des Paris, und eine Frauensperson von Julio Romano oder Michelange, zusammen (260 fl.).“

[3]) Der gedruckte Katalog Joh. Nep. Ritters v. Alpenburg, „Autographensammlung des tirolischen Nationalmuseums,“ wurde erst später angefertigt und gibt über die Herkunft dieser Handschriften keine Aufschlüsse.

Digitized by Google

händig geschriebene Brief Schillers (ein einzelnes Blatt ohne Adresse), der, wie man gleich sieht, eine Sendung von Druckmanuskript begleitete.

Jena 29. Jul. 96. Hir neues Mscrpt. Den Beschluß des Aufsatzes, so wi des ganzen sechsten [dies durchgestrichen und 7ten darüber geschrieben] Stücks bringt die nächste Post.

Ich erwarte die Postpapier-Exemplare des Vten Stücks mit Sehnsucht, weil ich die Schreibpapiernen nicht habe abschicken wollen; eben so auch auf bestimmte Erklärung wegen Druck und Papir für den Almanach. Adieu, lieber Freund Sch.

Schon die Bezeichnung einer Zeitschriftlieferung als „Stück" beweist, daß von den Horen die Rede geht. Die Sendung war also an Cotta gerichtet. Das bestätigt die Anfrage wegen des Musenalmanachs; denn der zweite Jahrgang „für das Jahr 1797", der sogenannte Xenienalmanach, der hier gemeint ist, wurde von Cotta verlegt, nachdem Schiller mit dem Buchhändler Michaelis, der in hohem Grade seine Unzufriedenheit erregt, gebrochen hatte. Das „neue Manuscript" enthielt Kosegartens Ekloge und den „Aufsatz" „Theoderich, König der Ostgothen", von Woltmann, der aber den „Beschluß" nicht rechtzeitig zu Ende brachte; denn am 6. Juli schreibt Schiller an Cotta:

Ich wollte heute den ganzen Rest des 7ten Stücks senden, aber Woltmann . . . hat mich stecken lassen. Auf übermorgen verspricht er mir aber den Rest für gewiß.

Allein Woltmann säumte neuerdings; am 8. Juli klagt Schiller:

Ich bin durch eine Unpäßlichkeit Woltmanns, die ihn verhinderte einen Aufsatz für den heutigen Posttag fertig zu haben, in Verlegenheit gesetzt.

Erst das 8. Heft brachte diesen „Beschluß".

Auch die anderen Beziehungen dieses Briefes lassen sich in Schillers Briefwechsel mit Cotta genau verfolgen. Bezüglich der „Postpapier-Exemplare" hatte er schon am 6. Juni an Cotta geschrieben, daß ihm davon 8 Stücke zu wenig gesandt worden seien; hier betreibt er also die Nachlieferung; vier Tage später hatte er dem Verleger Papierproben geschickt, worüber er jetzt die Entscheidung wünscht. Die Antwort Cottas wurde am 24. Juni abgefaßt, war aber am 29. noch nicht in des Dichters Händen. Es steht demnach außer Zweifel, daß wir hier den Brief vorliegen haben, den Schiller am 29. Juni in seinem Kalender verzeichnet („Cotta, Ecloge Theoderich") und den der Herausgeber des Briefwechsels zwischen Schiller und Cotta (S. 175) als „zu Verlust gegangen" beklagt. Schiller hatte in der Eile den falschen Monatnamen Juli (statt Juni) geschrieben. Am 22. Juli konnte Schiller endlich den Schluß der Woltmannschen Arbeit für das 8. Horenheft abgehen lassen.

Digitized by Google

Im Drange der vielen Geschäfte hat Schiller öfter das Datum seiner Briefe verschrieben; den letzten Nachweis dieser Art lieferte Priebsch in Brandl-Toblers Archiv 110, 20, wo es sich um eine falsche Jahrzahl handelte.

III. und IV.

Dieselbe Mappe im „Legat Wieser" verwahrt neben dem Faksimile des bekannten Briefes vom 12. September 1785, mit dem Schiller dem Freunde Körner seine Ankunft in Dresden ankündigt, noch ein fliegendes Blättchen mit Schillers Handschrift und mehrere Schillerbildnisse.

Das erste ist ein handbreiter, von einem Briefe abgeschnittener Streifen, auf dessen leerer Rückseite Schiller, vermutlich bei seinem Hausbau in Jena, mit flüchtiger Hand verschiedene Ausgaben verzeichnete: für Baumaterial, für Maurer, Zimmerleute, Töpfer, Sattler, Schlosser, Glaser und dergleichen in der Höhe von 524 fl., wozu 176 fl. für ungenannte Ausgaben gerechnet werden. Schillers Enkel Friedrich bestätigte dem Reliquiensammler in einer Randbemerkung die Echtheit des Blättchens mit den Worten: „Von Schillers Hand geschrieben. Zu Beurkundung F. Schiller i. a. Major."

Unter den acht Schillerbildnissen trägt eines (das Deckersche, ein Stich in Kleinfolio) einen Streifen mit der eigenhändigen Widmung Schillers: „Weimar 24. Jan. 1803. Vale et fave Schiller." Der Streifen wurde erst später, wahrscheinlich aus einem eigenen Widmungsblatt, zurechtgeschnitten und unter das Bild geklebt.

V.

Noch eine Handschrift dieser Mappe soll von Schiller stammen, wenigstens hat eine junge Hand recht schreiend mit roter Tinte „Friedrich Schiller" darauf geschrieben. Allein das ist Lug und Trug. Es handelt sich um einen bloßen Briefentwurf, wie schon die schematische Überschrift „An H. N. N." und die ebenso schematische Unterschrift „N. N." erkennen lassen. Eine Dame klagt auf diesem Briefblatt ohne Datum und Adresse über einen „Curländer", der zum Katholizismus übergetreten sei, was sich für einen „protestantischen Gottesgelehrten" gar nicht schicke; weil derselbe hinlängliche Glücksgüter besitze, soll er „sein ehrwürdiges Amt niederlegen", im Stillen leben und sich bessern.

Am Fußrande der Rückseite wird in einer Nachschrift von anderer Hand der Schreiberin folgender Rat erteilt: „Ich halte dafür Meine Gnädigste, daß es beßer war (so!) an einen dritten zu schreiben als" (die Fortsetzung stand auf dem weggeschnittenen zweiten Blatte).

Digitized by Google

Daß Schiller den Entwurf geschrieben, ist von vornherein ausgeschlossen; allein auch die Nachschrift zeigt nur eine ähnliche, keineswegs Schillers Hand; namentlich findet sich der große Buchstabe J mit dem charakteristischen Querstrich in der oberen Schlinge in Schillerhandschriften nicht. Desgleichen liefert der Inhalt beider Teile keine Anknüpfungspunkte an die persönlichen Beziehungen Schillers, wie wir sie jetzt aus den Kalendern, Briefen und Erinnerungsschriften ziemlich genau kennen.

Mit dieser unechten Reliquie hat also jemand, vielleicht ein betrogener Betrüger, die Vertrauensseligkeit des treufleißigen Sammlers getäuscht.

Dafür heimste dieser ein andresmal wieder einen wertvollen echten Brief ein,[1] zwar nicht von Schiller selbst, wohl aber von seiner ältesten Schwester Christophine (Reinwald), die darin auch von ihrem Bruder spricht. Sie schrieb ihn im 87sten Lebensjahre an ihre Nichte, Schillers ältere Tochter Karoline, vermählt mit dem Bergrat Franz Junot, der ein halbes Jahr nach diesem Brief gestorben ist. Das Alter macht sich nur in der zitterigen, sehr schwer leserlichen Schrift bemerkbar, geistig steht die Matrone noch frisch vor uns, freut sich am Leben, hat Bedürfnis nach Gesellschaft und umspannt den weiten Kreis der wachsenden Schillerischen Verwandtschaft mit regem Interesse, hier tröstend, dort ratend. Als echte Schwäbin hat sie sich auch die Liebe zur schwäbischen Heimat bewahrt, die ihr jetzt noch als das „Vaterland" gilt, trotzdem sie nunmehr zwei Menschenalter in Meiningen lebt. Bezeichnend für sie wird man die gutbürgerliche Gesinnung finden, die sie mit Bezug auf den „Ludwig" ausspricht: so hieß das damals achtjährige Söhnlein des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, das unter ihrem Beifall in eine Erziehungsanstalt[2] kam, wo „kein Unterschied der Stände gemacht" wurde, „was auch aufs ganze Leben seinen Nutzen hat". Eine gewisse Ungelenkheit im Ausdruck mag auffallen, war aber der Frau Reinwald immer eigen und wächst mit zunehmenden Jahren. Selbstverständlich habe ich im folgenden Abdruck auch ihre Interpunktion nirgends geändert, obgleich sie das Verständnis des Briefes nicht gerade fördert.

Meiningen den 26 Junius 45.

Meine gelibte Caroline!

Ich muß dir nach so langer Zeit auch wieder ein Zeichen meines Lebens und meines Andenkens geben zumal da ich durch die liebe Emilie,[3] die jetzt in

[1] Er hat ihn in einer anderen Mappe neben zwei jüngeren Briefen der Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm (1. Nov. 1851 und 4. Februar 1871) aufbewahrt.

[2] Welche Anstalt in Meiningen damit gemeint ist, muß ich der Ortsforschung zu ermitteln überlassen.

[3] Die Freifrau von Gleichen-Rußwurm, Schillers jüngere Tochter.

Digitized by Google

Kissingen das Bad braucht, hörte daß Du sehr krank wareſt doch jezt wieder geneſen. — und einen Zufall hatteſt den ich in jungern Jahren *viermal* bekam, zweymal in Möckmühl als ich 1816 meine Schweſter Luiſe[1]) beſuchte und dan nach 6 Jahren wieder hier, und dennoch dieſe hohe Alter erreichte, wo ich voriges Jahr gar nicht an meiner Auflöſung mehr zweifelte und wie wunderbar mich Gott wieder erhielt iſt höchſt merkwürdig. Ich muß Ihm freilich danken den das Leben hat auch in dieſem hohen Alter, durch Theilnahme edler Perſonen noch immer Werth, aber es ſtellen ſich doch allmelig Mängel dar, die man nicht klagen mag und ſie ſtill und mit Ergebung tragen muß, und immer das aufſuchen was wieder tröſtlich iſt, welches bey mir *das* iſt daß ich ſtille und zurückgezogen von der äußern Welt mir (?) eben in dieſen hohen Jahren ſelbſtliebe [?][2]) [man verlangt nicht mehr daß ich Beſuche mache und kommt zu *mir*: kein Tag vergeht, wo nicht kommen][3]) und nur von weitem ihr Treiben höre. Die Ankunft der liben Emilie mit Gleichen und Ludwig hat mir ſehr wohl gethan und ich habe die Hofnung Alle wieder hier zu ſehen wenn ſie gegen den Herbſt kommen werden. Emilie hat höchſtnöthig das Bad zu branchen ſie iſt obſchon noch ſo jung doch ſehr oft kränklich trägt dieß aber mit großer Gedult und iſt auch eine recht fleißige Haußfrau, wie oft wünſchten wir Dich auch zu uns, und auch um das freundliche Logis zu ſehen das Dir gar nicht bekannt ſeyn kan den es iſt außer der Stadt und hat eine ſehr ſchöne Ausſicht gerade nach dem Hauß wo die Erziehungs Anſtalt iſt da Ludwig aufgenommen iſt. Der iſt beynahe einen fußhoch hier gewachſen und ſieht ſehr wohl aus. Es hat mich innig erfreut daß die l. Eltern ihn dieſer Aufſicht übergeben haben, denn es iſt ſehr nöthig für junge Leute ſich auch nach andern richten zu lernen, und dort wird kein *Unterſchied der Stände gemacht* was auch aufs ganze Leben ſeinen Nuzen hat. Ludwig bleibt hier biß (er?) die Ernde feiern (?) kann dan holt ihn ſein Vater auch lieber hier ab. Zu Ihm wird die libe Frau von Gleichen aus Rudolſtadt her kommen. Dieſen Brief meine gelibte Caroline wirſt Du durch Herrn Paſoph,[4]) einen Lehrer des hieſigen Gimnaſiums erhalten, der die Ferien benuzen will eine kleine Reiſe zu ſeinen Freunden zu machen die er auch in Rudolſtad[5]) aufſuchen will. Er iſt ein ſehr

[1]) Seit 1799 vermählt mit dem Pfarrer Frankh und 1836 geſtorben.

[2]) Die Leſung dieſer Stelle iſt zweifelhaft; daher ſetze ich eine Parallele her. Ähnlich ſchreibt Chriſtophine am 28. Mai 1840 an Schillers Sohn Ernſt: „Von mir kann ich Dir im Ganzen abermals die gute Nachricht geben, daß ich noch immer kräftig und thätig bin, weil ich jezt ganz mir ſelbſt lebe und weiß, was mir nöthig iſt. Jede Abänderung dieſer Ordnung wirkt das Gegentheil. Daher bleibe ich ſtill und ruhig in meinem kleinen Leben, und ich genieße dabei für mein Herz die lieben und guten Menſchen, die mich beſuchen“ Karl Schmidt, Schillers Sohn Ernſt, S. 470.

[3]) Das Eingeklammerte hat ſie nachträglich, weiter ausführend, an den Fußrand der erſten Seite geſchrieben. Nach „nicht“ iſt „welche“ oder ein ähnliches Wort zu ergänzen.

[4]) Dr. Ernſt Müller, Archivar des Schillermuſeums, vermutet auf mein Anfragen, daß Paſſow zu ſchreiben geweſen wäre; es iſt dann derſelbe Paſſow, der nach dem Tode Chriſtophinens ihr einen Nekrolog in die Blätter für literariſche Unterhaltung 1847, Nr. 265 geſchrieben hat [Wilhelm Arthur Paſſow, der Sohn des Philologen Franz Paſſow. *Anmerkung der Redaktion*]. Chriſtophine ſchreibt ungefähr nach dem Gehör; daher auch Ron (ſtatt Roux) uſw., ſiehe K. Schmidt, S. 470.

[5]) Wo Karoline damals mit ihrem Gemahl lebte. „Caroline iſt ſehr glücklich mit ihrem Mann ... Voriges Spät Jahr hat ſie mich mit ihrem Mann und den Kindern beſucht. Die perſönliche Bekanntſchaft ihres Mannes hat mich noch feſter von ihrem Glück überzeugt. Jezt leben ſie, nach meinem Wunſch, wieder in Rudolſtadt, wo er ſehr geachtet wird“ — hatte Chriſtophine am 28. Mai 1840 an Ernſt v. Schiller geſchrieben.

Digitized by Google

braver und geschickter Mann der zuweilen auch zu mir kommt und mir den komischen Roman, die Jugenth Jahre von Deinem Vater zum lesen brachte, und hat, weil er die Rezension darüber zu machen aufgefordert wurde, mich gefragt, ob das, was von meinem Bruder hier gesagt wäre, auch wahr sey. Ich laß also diese 3 Bände mit großer Begirde durch, und ich mußte gestehen das alles wahr wäre den ich erinnerte mich sehr genau jener Zeiten wo dieß geschehen wahr — aber sonderbar ist es doch, daß man noch immer fortfahrt alles aufzufinden was Er gewiß nicht wünschte — Das kann man nun nicht ändern, und da übrigens auch die närrischesten Auftritte nichts Schlechtes verrathen so muß man am Ende nur lachen. Wahrscheinlich hast Du den Roman längst gelesen. Emilie hat ihn auch schon lang gelesen und auch gelacht. Ich lante überhaubt [?] so viele Personen die hier vorkommen, und eine längst vergangene Zeit trat mir wieder ins Leben: besonders Schubart, Rieger, auch die Vorsteher der Akademie.

Wie befindet sich der libe Gemahl und liben Töchter.[1]) Sie werden Dich treu und liebevoll in Deiner Krankheit gepflegt haben. Jezt wirst Du die heitern warmen Tage auch im Freien genießen und in Deinem schönen Haußgarten mit der lieben Allee recht froh seyn der indessen sehr verschönert seyn wird. Von meinem Vaterland habe ich doch auch bis auf den vorjährigen Todesfall einer Nichte, Nanette, die so glücklich mit ihrem braven Mann lebte,[2]) ziemlich zufriedene Nachrichten. Gegenwärtig ist hier auch eine Landsmännin von mir aus Stuttgart, nehmlich eine Hofdame der Hoheit unserer Fr. Herzogin, eine Christine Zeplin,[3]) die mich schon zweymal besucht hat. Sie ist eine sehr schöne Person und gefällt überall durch ihr freundliches Wesen. Die Herzogin hat sie sehr lieb. Alle sind jezt auf dem Altenstein [?]. Das kleine Prinzchen [?] ist allerliebst — und unser Erbprinz gibt die größte Hofnung für die Zukunft.

Der Brief war also mit den vier vollgeschriebenen Seiten noch nicht zu Ende; was weiter folgte, ist verloren. Unter den „Jugenth Jahren" meint Christophine das Werk von Hermann Kurtz: Schillers Heimathsjahre. Vaterländischer Roman. 3 Theile. Stuttgart 1843. Weil Christophine, damals die einzige noch lebende Zeugin für Schillers Jugendzeit, die Richtigkeit der Kurtzischen Darstellung nach eingehender Durchsicht ausdrücklich bestätigt, erhält dieser Roman den Wert einer Quelle, allerdings einer untergeordneten, denn der urkundlichen Grundlage ist darin zu wenig, des bloß Anekdotenhaften zu viel, auch trennt ein allzu großer Zeitraum Christophinens jetzige Erinnerungen von Schillers Jugendleben. Doch sieht man gerade aus dem vorliegenden Briefe deutlich, wie Kurtz' Buch, das sie „mit großer Begierde" liest, neuerdings ihr Interesse auffrischt, ihr „eine längstvergangene Zeit wieder ins Leben" zurückruft, und sicherlich ist es zum guten Teil dieser Anregung zu verdanken, daß Christophine noch in diesem Briefjahre (Oktober) die „Notizen über meine Familie" niederschreibt.[4])

[1]) Diese stammten aus Junots erster Ehe.

[2]) Nach Ernst Müller war sie eine Tochter der Luise Frankh und mit dem Kaufmann Kübner in Möckmühl verheiratet, wo sie 1844 starb.

[3]) Ernst Müller vermutet einer Gräfin Zeppelin.

[4]) Die Entstehungszeit von Christophinens Skizze über Schillers Jugendjahre müßte auch einmal gründlich untersucht werden; denn die Angaben der Edda von Kalb erregen schwere Bedenken (Vorberger, Gosches Archiv 1, 452).

Digitized by Google

Einen heiteren Eindruck macht Christophinens Verwunderung über die rastlose Schillerforschung, die „noch immer fortfahrt, alles aufzufinden, was Er (Schiller) gewiß nicht wünschte". Was würde sie erst heute sagen, wenn sie sehen müßte, wie wir noch immer nicht genug haben, sondern mit dankbarem Sinn die letzten Schillerreliquien aus öffentlichen und geheimen Verstecken hervorziehen und durch den Druck verbreiten? Hoffentlich würde „Er" anders urteilen, wenn er jetzt an seinem hundertsten Todestage wiederkäme, um seine Größe unter den Weltmajestäten zu ermessen.

Schiller und Dänemark.

Von Louis Bobé in Kopenhagen.

Wenn sich zu der Fülle biographischer Gedächtnisspenden, die dem Sänger der Ideale bei der 100jährigen Wiederkehr seines Todes überall im deutschen Reiche dargebracht werden, auch aus dänischem Lande eine Beisteuer einfindet, so bedarf dies für jeden mit der Lebensgeschichte Schillers Vertrauten keiner näheren Begründung.

Aus jenem Lande, das zu einer Zeit, wo die Musen im Vaterlande Klopstocks heimatlos umherirrten, den Dichter der Messiade gastlich aufgenommen hatte, sollte auch die unerwartete Hilfe kommen, die Schiller von drückender Not und Sorge befreite. Alle Biographen des Dichters pflichten der Meinung bei, daß die wiederkehrende Schöpferkraft und die erneute Entfaltung seiner dichterischen Tätigkeit ausschließlich dem ersprießlichen Beistande jener „durch Weltbürgersinn" verbundenen Freunde Herzog Friedrich Christian von Augustenburg und Graf Ernst Schimmelmann zuzuschreiben ist, und daß ohne sie nach menschlicher Berechnung seine schriftstellerische Laufbahn mit „Don Carlos" abgeschlossen worden wäre.

Es genügt hier an die Worte zu erinnern, die er zu Ende des Jahres 1791 seinem Freunde Körner schrieb: „Ich habe endlich einmal Muße zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten. Binnen drei Jahren kann ich in Dänemark eine Versorgung finden und dann bin ich auf Zeitlebens gedeckt." Nach 1796 äußert er: „Der Ausführung meines ehemaligen und auch noch sehr lebhaften Wunsches, Copenhagen zu sehen und Personen, die mich so hoch verpflichtet haben, steht nichts entgegen als meine Gesundheit."

Bis an sein Lebensende bewahrte Schiller in dankbarer Erinnerung die mit Augen nie gesehenen nordischen Freunde, ins-

Digitized by Google

besondere den Grafen und die Gräfin Schimmelmann, welche letztere auch bis zu ihrem Tode 1816 den brieflichen Verkehr mit Schillers Witwe pflegte, die noch von dem hochsinnigen Ehepaare, soweit uns bekannt, eine jährliche Subvention erhielt.

Von dem nun gewiß erschöpfend behandelten Verhältnisse des Dichters zu seinen fürstlichen und gräflichen Gönnern soll hier nicht die Rede sein. Heute geben wir den Lesern eine gedrängte Darstellung der sonstigen Beziehungen Schillers zu Dänemark und dänischen Zeitgenossen, sowie ein Verzeichnis seiner ins Dänische übertragenen Werke.

Schillers „Räuber" waren bereits im Spätherbst 1782 Gegenstand eifriger Debatten in literarisch interessierten Kopenhagener Kreisen. Der Privatsekretär des Grafen Schimmelmann, P. E. Kirstein, hatte das verpönte Buch im gräflichen Hause eingebürgert. Die Schriftstellerin Friederike Münter, nachmalige Brun, schreibt in einem Briefe vom 5. Dezember des erwähnten Jahres: „Die Räuber sind schauerlich schön, aber mir deucht, ganz unmoralisch; man ist gezwungen, einen Mordbrenner zu lieben. So viel wildes, aufbrausendes im ganzen Stück ist, so künstlich und leise sind die Züge im Charakter des Räubers, die uns ihn zu lieben zwingen."

Der erste, welcher Schiller eine, wenn auch nur oberflächliche Bekanntschaft mit dem fernen nordischen Lande und dessen Literatur vermittelte, war der dänische Schriftsteller Knud Lyne Rahbek.

Die Beziehungen des letzteren zu Schiller sind bereits früher besprochen worden;[1]) wir sind jedoch in der Lage, jene Mitteilungen aus dem handschriftlichen Nachlasse Rahbeks zu ergänzen.

Knud Lyne Rahbek war 1760 zu Kopenhagen als der Sohn eines angesehenen und bemittelten Beamten im Zollfach geboren und kam 1775 auf die Universität. Seine früh erwachenden ästhetischen und dramatischen Interessen führten ihn bald von geregelten akademischen Studien ab. Rousseaus Heloise, Goethes Werther und Ifflands „Jäger" waren seine Lieblingsbücher. Achtzehnjährig schrieb er die mit Beifall aufgenommenen „Briefe eines alten Schauspielers an seinen Sohn", und bereits 1779 sein erstes Schauspiel „Der junge Darby", welches die königliche Bühne zur Aufführung brachte. 1782—1783 studierte er ein Jahr Philosophie in Kiel, ging darauf nach Leipzig und Prag und kam im Sommer 1784 nach Mannheim, wo er mit Heinrich Beck befreundet wurde, dessen Gattin Caroline Ziegler auf der Mannheimer Bühne mit Erfolg die Hauptrolle in Rahbeks Einakter „Der Vertrauliche" spielte.

[1]) J. Minor, Aus dem Schillerarchiv.

Digitized by Google

Die zu sehr beschleunigte Einstudierung jener Rolle soll, nach Rahbeks Aussage, die damals körperlich leidende Schauspielerin so sehr erschüttert haben, daß sie kurz darauf am 14. Juli (1784) aus dem Leben schied.

Während seines Mannheimer Aufenthaltes traf Rahbek wiederholt mit Schiller zusammen. Nach der dänischen, 1825 erschienenen Originalausgabe von Rahbeks Livserindringer, (von Lauritz Kruse, jedoch nicht gut und gekürzt, ins Deutsche übersetzt) teilen wir die auf Schiller bezüglichen Aufzeichnungen mit.[1])

Schiller fand trotz seines höheren Geistesflinges an meinem Schauspiel Gefallen, und, irre ich nicht, verbrachten wir beide jenen Abend[2]) zusammen im Pfälzerhof allein bei einer Flasche Wein, da Iffland und Beck früh nach Hause gegangen waren. Zweifelsohne war es auch an jenem Abend, wo ich im Laufe des Gespräch, welches wie ja natürlich, auf seine dramatischen Arbeiten einlenkte, erwähnte, was ein wackerer, junger Medikus Feller in Leipzig Jüngern und mir berichtet hatte, daß Schiller seine „Räuber" einem altenglischen Schauspiel the life of Moor entnommen habe, welches aus einer physiologischen Abhandlung von Schiller zu ersehen sei. Da ich mich in der englischen dramatischen Literatur wolbewandert glaubte, und aller eifrigen Nachforschung ungeachtet, nicht im Stande gewesen war, ein Stück dieses Namens ausfindig zu machen, konnte ich — mit dem Dichter unter vier Augen — der Versuchung nicht widerstehen ihn zu fragen, wo das englische Schauspiel, dem er die Idee zu seinen „Räubern" entlehnt hatte, zu suchen, und wer der Verfasser sei. Schiller ward betroffen. Wesentlich durch Iffland ohne Zweifel hatte ich einen ziemlich lebhaften Begriff von der Reizbarkeit des Dichters erhalten und mußte fürchten, ihn beleidigt zu haben, weshalb ich schleunigst hinzufügte, er möchte mir doch zu zutrauen, daß ich jenen großen Unterschied zu erfassen fähig wäre, der zwischen dem Werte des rohen Erzes, aus welchem das Kunstwerk gebildet, und dem einer Meisterhand entsprossenen Gebild bestünde. Hätte jenes englische Schauspiel andere Vorzüge gehabt als eben nur den, ein Sujet zu enthalten, aus welchem sich unter genialer Hand ein effektvolles Drama bilden ließe, wäre es nicht so unbekannt geblieben. Zugleich nannte ich den Namen meines Gewährsmannes. Mit vieler freundschaftlichen Gutmütigkeit erzählte Schiller mir nun, er habe, während sein Kopf sich schon mit den „Räubern" getragen, auf dem Militairinstitut in Stuttgart eine medizinische Probearbeit machen müssen und dazu folgendes Thema gewählt: „Über den Zusammenhang zwischen der tierischen und geistigen Natur des Menschen". Dies habe ihm Gelegenheit gegeben, zur Erläuterung seiner Abhandlung mehrere Stellen aus dem Schauspiel, mit welchem er schwanger ging, heranzuziehen. Da er jedoch nicht wagte, diese Citate in deutscher Sprache zu bringen oder als Belegstellen aus einem deutschen Theaterstück abzudrucken, um nicht in Ungelegenheiten zu kommen, weil er sich mit einer reglementswidrigen Arbeit beschäftigte, habe er ein altes englisches Schauspiel fingiert, aus dem die Citate genommen seien. „Ich hatte jedoch nicht darauf gerechnet," fügte er hinzu, „daß jene Schrift außerhalb meiner Heimat bekannt werden sollte, und deshalb wurde ich unruhig, als ich sie nennen hörte, weil ich nun in die Verlegenheit geraten kann, mich darüber öffentlich aussprechen zu müssen." Dies tat er jedoch nicht, und erst nach seinem Tode fand ich mich, durch die in einer Wiener Zeitschrift enthaltene Rezension jener Probearbeit Schillers veranlaßt, die obenerwähnte Anekdote mitzuteilen.

[1]) Band 2, 1825, S. 282.

[2]) Nach der ersten Aufführung seines Schauspiels.

Digitized by Google

Die noch erhaltenen Briefe der Mannheimer und Leipziger Freunde Rahbeks, Heinrich Beck und Johann Friedrich Jünger, aus den Jahren 1784—1787, sowie Rahbeks eigene Reisebriefe an Freunde in der Heimat enthalten ein wertvolles, bis jetzt noch nicht herangezogenes Quellenmaterial zur Geschichte des deutschen Theaters jener Zeit. Einige auf Schiller und seine Bekanntschaften in Mannheim bezügliche Stellen verdienen hier einen Platz.

Aus Wien schreibt Jünger (9. August 1784):

Schillern versichre meiner wärmsten Achtung — denn Du weißt ja selbst, wie ich gegen Fiesko's Schöpfer denke.

Später teilt Jünger (2. August 1786) mit:

Schiller schreibt jetzt an einem neuen Stück: „Die letzten Schicksale des Räuber Moors". Bald ists fertig, denn er hat mir schon die Revision davon angekündigt, doch das bleibt noch sub rosa, denn wir wollen das Publikum damit überraschen.

Von Sophie Albrecht gibt er gleichzeitig folgende recht interessante Charakteristik:

Wir haben jetzt die bekannte Sophie Albrecht bey unserer Bühne. Sie spielt alle erste Heldinnen frisch aus der Faust weg. Noch hat sie wenig Theater, aber mit der Zeit wird sich das geben. Sie deklamiert richtig und spielt natürlich; zwei Dinge die heut zu Tage, wo unsre schöne Theaterwelt so sehr im argen liegt, schon zu schätzen sind. Theaterfigur hat sie gar nicht, denn sie ist klein. Indessen scheint sie doch unser Publikum, das sonst, wie Du weißt, ziemlich blödsichtig ist, mit Hülfe der Fernröhre auf unserer Bühne finden zu können, denn man applaudirt, sowie sie heraustritt. Vielleicht hat in der gelehrten Welt ihr erlangter Name einigen Anteil an diesem Beifall. Du weißt doch, daß sie sich durch zwey Bände weimerischer Gedichte den Namen einer deutschen Dichterin erwinselt hat. Außerdem ist das Weib eine Närrin als es eine giebt. Sie wimmert immer — versteht sich außer dem Theater — wie ihre Lieder, kuckt in den Mond, spricht von nichts als platonischer Liebe, vom Tode, Ewigkeit, Seelenwanderung und Höllenstrafen, träumt sich immer unglücklich und sieht aus wie eine Thränenfistel. Ihr Mann ist ein guter Kerl, ein lustiger Bruder, trinkt gern, und sein Phlegma macht den drollichsten Abstich gegen die empfindsamen Schwärmereien seiner Ehehälfte.

Schiller wird Dir auch ein Paar Worte schreiben und Dir das erste Heft seiner rheinischen Thalia schicken. An seinem Don Carlos wirst Du Dich baß weiden. Ganz gewiß erhält unsre Bühne daran ein Meisterstück.

Aus Mannheim berichtet Beck (6. November 1784):

Schiller arbeitet mit Macht an seinem Journal und verspricht sich viel Vortheil, such ihm doch so sehr als möglich Subscription zu verschaffen! ich komme zwar nicht oft zu ihm, doch bin ich noch der einzige von seinen Freunden, der seit seinem sogenannten Fall an ihm hängt (denn so nimmt man seinen Abschied als Theaterdichter).

1787 (28. Juni) macht er die Bemerkung: „Schiller ist faul geworden."

Digitized by Google

Von Rahbek sei noch erwähnt, daß er seit 1790 Professor der Ästhetik an der Kopenhagener Universität und von 1809 bis zu seinem 1831 erfolgten Tode Mitdirektor der dänischen Bühne war. In diesen beiden Stellungen, sowie auch als Herausgeber mehrerer belletristischer Zeitschriften wirkte Rahbek für die Einbürgerung der Werke Schillers in dänische Kreise, insbesondere durch seine unten erwähnten Übersetzungen mehrerer Dramen des von ihm zeitlebens innig verehrten deutschen Dichters.

Kurz nach dem großen Sühnungsfeste auf dem Marsfelde in den „schönen Tagen" der Revolution kam der dänische Dichter Jens Baggesen, begleitet von „Alpina", seiner Gattin Sophie v. Haller, der Enkelin des großen Haller, nach Weimar, wo er zehn Tage unter Wielands Dache wohnte und sich dort von den Strapazen der Reise erholte. Zu bemerken ist, daß diese Bekanntschaft vermittelt wurde durch Sophie Baggesens Tante, Albertine v. Haller (geb. 1744, † 1831) — vermählt mit dem 1792 in englischen Diensten als Obristen verstorbenen Beatus Braun — die unter dem Namen „Melissa" ums Jahr 1758 zu Wielands liebsten Freundinnen zählte.[1]) Wieland empfahl ihn seinem Schwiegersohne Reinhold in Jena als einen der vortrefflichsten Menschen, die er jemals gekannt habe.[2]) Der Freundschaftsbund Reinholds mit Baggesens, der sich in dem vom Sohne des Dichters herausgegebenen Briefwechsel beider in der Literatur ein beachtungswertes Denkmal setzte, hatte ein paar Jahre später die Berufung Reinholds als Professor der Philosophie in Kiel zur Folge. Reinhold vermittelte kurz nach der Einkehr Baggesens in Jena eine Zusammenkunft seines neuen Freundes mit Schiller. Die Tagebuchaufzeichnungen über Baggesens erste Begegnung mit dem Dichter des Don Carlos am 5. August (1790) geben wir nach dem in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrten Originalmanuskript (in deutscher Sprache geschrieben) nachstehend wieder:

„Laßt uns jetzt zu Schiller gehen," sagte Reinhold, „ich habe uns bey ihm melden lassen — und es ist gut, daß wir uns ein wenig zerstreuen."

Er, seine Frau, Sophie und ich giengen also hin — ich war ganz betäubt. — Selbst Lavater, selbst meine Familie in Bern habe ich nicht mit so gepreßtem Herzen verlassen als Wieland — ich wußte nicht, wie es mir war, was ich that, woher und wohin? als wir in Schillers Stube hereintraten, wo seine schöne, nette, sanfte, graziöse, runde, liebenswirdige Frau mit Lächeln uns entgegenschwebte und Sophie mit Frau Reinhold zum Sopha brachte, indem Er, lang, hehr, bleich, mit unfrisierten, gelben Haaren und durchschneidenden Blicken in den fast starren Augen

[1]) Vgl. Jens Baggesens Biographie, Kjöbenhavn 1843, Tillæg 111 (Brief von Wieland an Reinhold 29 Juli 1790) und die Stammtafel in J. J. Baggesen, Adam und Eva, Straßburg 1885, Beilage S. 23.

[2]) Der von R. Keil, Aus klassischer Zeit, Neue Ausgabe, Leipzig, S. 123 abgedruckte, undatierte Brief Wielands an Reinhold muß vom 30. Juli sein.

Digitized by Google

mich bewillkommte. Er hatte erschreckliche Zahnschmerzen, geschwollene Backen und mußte das Schnupftuch immer für den Mund halten, so daß er mit Mühe sprach. Er war überaus artig — aber tiefer Gram guckte durch seine gezwungene Munterkeit.

Er klagte über seine vielen unvollendeten Geschäfte und das Unglück jetzt in einigen Tagen nicht arbeiten zu können. Wir sprachen über die Schweiz, Mannheim, Frankreich und Adressen. Seine Frau wurde bald heimlich mit Sophie, sie unterhielten sich von Unterseen, wo sie ein Jahr gewesen ist. Wir tranken Thee. Ich erzählte Schiller von meinem Adam Moltke und machte ihn, so wie vorher Herder und Reinhold, begierig auf seine Bekanntschaft. Übrigens sprachen wir von Schröder, Iffland, Beck und Rahbek, den er in Mannheim kennen gelernt hatte. Er wollte mir eine Adresse an Oberconsistorialrath Körner in Dresden geben, die ich aber ausschlug. Reinhold sagte mir aber nachher, daß dieser sein bester Freund und Vertrauter war. Ich bemerkte, daß Er litt und bat ihn sich zu schonen, als seine Frau sich zum Clavier setzte um Sophie das wenige, was sie seit kurzem gelernt hatte hören zu lassen. Bei der Gelegenheit sprachen wir von der Musik, von der Schiller gar nichts versteht, die er aber, wie er mir sagte, außerordentlich liebt.

Wir nahmen endlich Abschied und beklagten gegenseitig, ihn in so fatalen Umständen vorgefunden zu haben. Reinhold erzählte mir, als wir weggegangen waren, seine Lage, die so traurig ist, daß ich darüber fast weinen mögte. Er hat nur 200 Thaler jährlich Gehalt und braucht jährlich über 1200 — weil er durchaus elegant leben muß (seine schwache Seite). Aus dieser Ursache muß er wie ein Pferd arbeiten von Morgen bis Abend. Er hat wenig Zuhörer, weil er keine Gabe und keine Geduld zum Lesen hat — hängt von dem pressirenden Verleger ab — und ist in immer wachsenden Schulden. Er arbeitet jetzt an der Geschichte des 30jährigen Krieges.

Schiller ist in Stutgart geboren. Sein Vater war Würtembergischer Hauptmann und ließ ihn Chirurgie studiren. Der Fürst machte ihn zum Feld-Chirurgus — in dieser Sclaverey stahl er sich dazu, Shakespears King Lear, den Er 16 mahl hinter einander las, und nachher die übrigen Schauspiele Shakespears zu studiren. So gab er sich Luft in „die Räuber". Weil dies in Mannheim aufgeführt wurde und Beyfall erhielt, verließ er seinen odiösen Dienst und flüchtete sich dahin, wo er in 2 Jahren Schauspieldichter war und Fiesco und Cabale und Liebe hervorbrachte. Consistorialrath Körner bat ihn nach Dresden zu sich — wollte alles mit Ihm theilen, er lebte von ihm da 1 Jahr — wurde dies aber auch überdrüssig und gieng nach Weimar — wo man ihm endlich diese Professur in der Geschichte anbot. Jetzt fieng er eigentlich an zu studieren — Dom Carlos war schon fertig — jetzt kam aber die prächtige Geschichte des Abfalls der Niederlande. Schiller ist ein feuerspeiender Berg, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt ist. Er scheint kalt zu sein — sein ganzes Betragen selbst gegen seine vertrautesten Freunde — am allermeisten gegen seine Frau — ist kalt. Er ist in der Gesellschaft nichts, ganz und garnicht unterhaltend, ganz und garnicht witzig — meistens stumm. Nie hat man ihm einen guten Einfall abgelockt, nie ist ein bon-mot über seine Lippen gekommen. Bisweilen aber — doch äußerst selten wird er gerührt und dann ist er rührend bis zu Thränen allen denen, die ihn umgeben. Er sagt nie seiner Frau oder irgend einem seiner Freunde was liebes — sein Ton mit ihr ist trocken, hart, kalt, gleichgültig, verdrießlich — im Schreiben aber ist er ganz anders und in allen seinen Briefen ist Geist und Herz.

Er würde, wenn er nicht dazu durch Mangel nothgedrungen wäre, vielleicht was schreiben — aber nie herausgeben — Paupertas impulit audax, sonst würden wir keins von den letzten herrlichen Werken, selbst Dom Carlos nicht haben. Das Ideal, das er sich aufgestellt hat, steht so unendlich hoch, daß er es nie erreicht; unzufrieden mit allem, was er hervorbringt, würde er es sicher bis

Digitized by Google

zu seinem seligen Ende im Pult liegen lassen, wenn sein Magen nicht andre Capricen als sein Kopf hätte.

Reinhold und ich und meine Sophie machten als wir von Schillers giengen eine große Promenade — durch den Philosophengang außer der Stadt und freuten uns über die liebliche Ansichten über die baumbekränzte Saale im lieblichen Thal zu den mannigfaltigen bewachsenen Berghügeln zu dessen Umarmung die Stadt am Ufer des rauschenden Flusses zu schlummern scheint.

Über Schillers Äußere spricht Baggesen später, am 14. August, als er in Graffs Atelier vor dem Bilde des Dichters stand:

Schiller ist ganz vortrefflich getroffen. Ich setzte mich eine Viertelstunde vor dies sprechende Bild hin, dem nur das Schnupftuch zur vollkommensten Täuschung fehlte. Schiller hat was mehr als menschliches in seinem fast unaussteblich scharfen Blick — sein Gesicht ist fast wollüstig schön, seine wallenden gelben Haare geben ihm was Apollonisches. In seinem Munde ist ein wenig dédain, er scheint nicht der Erde zu gehören und hat was heterogenes.

Heimgekehrt trug Baggesen seine schwärmerische Begeisterung für „den neuen Messias der Dichtung" in die Kreise seiner vielvermögenden Gönner, des Herzogs von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann. Von der Veranlassung, welche den Herzog bestimmte, dem von Krankheit und Sorgen niedergedrückten Dichter eine freiere Lebenslage zu bereiten, braucht hier ebensowenig noch einmal die Rede zu sein als von dem Anteil, welchen Graf Schimmelmann an dieser denkwürdigen Handlung hatte. Es genügt zu verweisen auf die Publikationen Max Müllers, Schillers Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Augustenburg und A. L. J. Michelsens Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian über ästhetische Erziehung 1876, auf die Nachlese dazu von Hans Schulz (Deutsche Rundschau, März 1905), sowie auf L. Speidels und H. Wittmanns Bilder aus der Schillerzeit 1885, wo man eine Reihe sehr interessanter Briefe der dänischen Freunde (S. 199—247) findet, welche die von Urlichs in dem Werke Charlotte v. Schiller und ihre Freunde (1862), Band 2, mitgeteilte Briefserie „Der dänische Kreis" ergänzt.

Speziell über das Verhältnis Schillers zum Grafen Ernst und seiner Gemahlin Gräfin Charlotte Schimmelmann begnüge ich mich, auf meine in der Deutschen Rundschau 1893, Januar, S. 64 ff. und der Wochenschrift „Die Nation" 1891, Nr. 91 enthaltenen Mitteilungen hinzuweisen. Eine ausführliche Monographie über den Grafen Ernst habe ich im 5. Bande der Efterladte Papirer fra den Reventlowske Familiekreds, Kopenhagen 1902, besprochen von A. Leitzmann in Band 11 des Euphorion, 1904, 568, gegeben.

Während Baggesen im Juli 1793 wiederum fast sechs Wochen in Jena weilte, traf die Berufung seines Freundes Reinhold als Professor an der Universität Kiel ein. Die Tagebuchaufzeichnungen

Digitized by Google

des däniſchen Dichters aus jenen Tagen ſind recht aphoriſtiſch gehalten:

Jena, 16. Juli, bei Schillers Abends. Herrlicher Abend, Hochheimer, Champagner. — 25. Juli. Zu Schiller, den ich allein fand; ſie war mit meiner Frau im „Paradieſe". — 26. Juli. Des Morgens mit meiner Frau bey Schiller im Garten. Er las uns ſeine neuen „Götter Griechenlands" vor. Wir legten einander unſer Glaubensbekenntniß ab. Er A — ich th — durch Glauben. Abends Spaziergang mit der Schiller nach den Teufelslöchern. — 27. Juli. Um 7 alle zu Schillers, die uns mit inniger Freude empfingen, brachten daſelbſt den Abend ſehr munter zu, verſprachen bis Sonntag in Nürnberg auf ſie zu warten, nahmen darnach Abſchied; beſonders ſie ſehr rührend.

In Nürnberg traf Baggeſen am 2. Auguſt ein, wo er mehrere Tage in Geſellſchaft des Arztes und Philoſophen Johann Benjamin Erhard verlebte, einem enthuſiaſtiſchen Schüler Reinholds, der, im Jahre vorher, auf ſeiner zum Beſuche Kants unternommenen Reiſe nach Königsberg mehrere Monate in Kopenhagen im Schimmelmannſchen und Baggeſenſchen Kreiſe verlebt hatte. Am 4. Auguſt langten auch Schiller und ſeine Gattin in Nürnberg an, die, nach Baggeſens Tagebuch, wie er, im Gaſthaus „zum roten Roß" Wohnung nahmen. Sie hatten „herrliche" Briefe von Reinhold und der Gräfin Schimmelmann mitgebracht. Mit Baggeſen beſuchte Schiller am 5. Dr. Erhard. Beide Ehepaare brachen am 7. von Nürnberg auf, ſetzten gemeinſchaftlich die Reiſe über Ansbach bis Feuchtwangen fort, von wo aus Schiller nach Heilbronn ging, um ſeine Eltern zu beſuchen.

Der einſt warme Fürſprecher Schillers beim Herzog von Auguſtenburg und im Schimmelmannſchen Kreiſe erkaltete bald nachher in ſeinem Enthuſiasmus für unſern Dichter. In einem Briefe aus Weimar an Reinhold vom 22. März 1795 äußert er, Schiller finge an als Schriftſteller bei ihm zu ſinken, auch habe ſeine Horenankündigung ihm im höchſten Grade mißfallen. „Der Menſch Schiller ſoll aber immer liebenswürdiger werden," fügt er hinzu. Bei ſeinem kurzen Beſuche in Jena am 24. fand er ihn auch in der Tat „ſehr liebenswürdig". In Baggeſens Poetiſchen Werken in deutſcher Sprache (Band 2, Leipzig 1836) findet man neben den, Schillers Dichterruhm feiernden Poeſien „Schillers Muſenalmanach 1796" (S. 261), Schiller und Goethe (S. 306) und Dichter-Ideal („Nur Himmliſcher Ohr hört in dem Naturklang niemals Schillers Geſang ohne den Goetheſchen Baß") die bekannte Parodie auf die Künſtler (S. 264) unter dem Titel „Die Krieger" („Wie ſcheußlich Menſch, mit deinem Bajonette") und ein gegen die Xenien gerichtetes Zwiegeſpräch („Die Muſenalmanache") zwiſchen einem in Deutſchland Reiſenden und einem Einwohner.

Wie muß keimen euch dort Alles und grünen und blühn,
So durchrieſelt von oben, ſo voll des poetiſchen Segens —

Digitized by Google

Worauf der Einheimische erwiderte:

Leider! ach! leider! zu voll; unten ist Alles ein Sumpf.

Von Baggesen „spukte", wie Schiller bereits Ende Juli berichtet, ein Epigramm auf den Musenalmanach, womit der in J. Baggesens Poetische Werke 2, 295 aufgenommene Vierzeiler mit der Überschrift: „Über die Kammertür manches großen Schriftstellers" gemeint ist. In Schillers Nachlaß fanden sich auf zerschnittenen Streifen Entwürfe zu zwei Epigrammen, welche auf jenes zielen. Die nachgeschobene Xenie „Wäre Natur und Genie" (Nr. 817) mit der Überschrift B** führt einen sanfteren Hieb gegen Baggesen (Xenien 1796, Weimar 1893, 95, 208).

In Kopenhagen war man, wie Schiller an Goethe schreibt, auf die im Oktober erschienenen Xenien „ganz grimmig". Gleichzeitig erzählt Gräfin Schimmelmann, daß Baggesen Schiller verfolge. Obgleich sie sein Verfahren mißbilligte, rügte sie doch die Tendenz der Xenien in einem Briefe an Schiller, der ihr (25. November 1796) „für ihren Tadel herzlich" dankte. „Solche Waffen braucht man nur einmal, um sie dann auf immer niederzulegen" (Euphorion 11, 573).

1802 sah Baggesen Schiller noch einmal in Weimar und besuchte ihn wiederholt. Der frühere Groll war vergessen. Baggesen fand ihn unverändert in seinen Gesinnungen gegen ihn und sehr herzlich (Jens Baggesens Biographie 3, 127). Der wetterwendische dänische Dichter hatte sich indessen von Wielands geistiger Suprematie gelöst. „Klopstock, Voß und sogar Schiller," sagt er in späteren Jahren, „haben meine Poesie mehr als Wieland beeinflußt."

Im Jahre 1791 kam der junge dänische Philosoph Christian Hornemann nach Jena, um Reinholds Vorlesungen zu hören. Er war 1759 zu Viborg in Jütland geboren, kam 1778 auf die Universität in Kopenhagen und war seit 1786 Lehrer der königlichen Pagen. Hornemann verweilte ein ganzes Jahr in Jena, wo er durch seinen Lehrer bei Schiller eingeführt wurde, der ihn in einem Briefe an G. Körner als „einen denkenden Kopf und einen gründlichen Kantianer" empfiehlt. Heimgekehrt hielt Hornemann in Kopenhagen eine Reihe Vorlesungen über die Kantische Philosophie, ward aber schon am 23. Oktober 1793 durch einen frühen Tod dahingerafft. Seine philosophischen Schriften wurden 1795 [mit der Jahreszahl 1796] von C. R. Boie und C. F. Sander in deutscher Sprache herausgegeben.

Die bekannte deutsch-dänische Schriftstellerin Friederike Brun, die Freundin Bonstettens und Matthissons, die seit früher Jugend für Schillers Dichtungen Verständnis und Empfindung hegte, wenn sie auch zeitlebens als Dichterin unter den Leitsternen Klopstocks, Stolbergs und Matthissons blieb, besuchte den Dichter in Jena in

Digitized by Google

den ersten Tagen des Juni 1795. Ihre Eindrücke von Schiller und dessen Gattin geben wir nach ihrem handschriftlich bewahrten Tagebuch wieder:

Etwas auf Stelzen, ganz wie ich ihn mir gedacht. Schwäche und Kraft wunderlich vereinigt. Schwäche der abgenutzten Organe und Hervorblitzen der Kraft des Genius. Nichts Liebe, noch viel weniger Zutrauen erweckendes. Schönes Ebenmaaß und Adel der festen Teile des Gesichts. Lebhafter, doch unsteter und nicht freier Blick der Augen. Angenommener Gang, hohle Stimme. Er war halbkrank, übrigens sehr verbindlich. Die Frau gutmütig offen und nur dadurch angenehm. Rechlins und Curtius' Demetrius Idee kritisiert.[1]) Herders Terpsichore sehr gelobt.

Schiller trug folgende Zeilen in ihr Stammbuch ein:

Keine Gottheit erschiene mehr? Sie erscheint mir in jedem,
Der in der edeln Gestalt mir das Unsterbliche zeigt.

Zum Andenken

von F. Schiller.

Jena den 9. Jul. [Juni!] 95.

Charlotte Schiller schrieb daneben mit einigen Änderungen Schillers Spruch Zwei Tugendwege:

Zweyerley Pfade sind's, die zur Unsterblichkeit führen,
Schließt sich der eine Dir zu, tut sich der andre Dir auf.
Handlend ereilt der Glückliche sie, der leidende duldend,
Wohl dem, den Sein Geschick liebend auf beyden geführt.

Friederike Brun setzte von Jena über Karlsbad ihre Reise nach Rom fort, wo ihre Kunsturteile und Kunsterwerbungen in den Jahren 1795—1796, über welche Meyer in Briefen an Goethe berichtete, die gegen sie gerichtete Xenie „An Madame B. und ihre Schwestern" (Jetzt noch bist Du Sibylle; Nr. 815) hervorrief.

Durch ihren Hauslehrer Pohrt übersandte sie im Juli 1797 Gedichte für die Horen, welche auch Aufnahme fanden. Im Musenalmanach von 1798 finden sich auch zwei Gedichte von ihr: „Lied auf dem Rigiberg gesungen" und „Terracina". 1799 wandte sie sich an Schillers Gattin, um durch ihre Vermittlung Aufnahme einiger Gedichte in den Musenalmanach für das Jahr 1800 zu finden. Im erst erwähnten Jahre wurde Friederike Brun durch Böttigers Verunstaltung des Manuskripts zum Wallenstein in jene daraus erfolgte peinliche, schnell aber wieder beseitigte Divergenz zwischen Schiller und seinen Kopenhagener Freunden verwickelt.

Noch im November 1804 berichtet Friederike Brun an Frau Schiller über ihre Empfindungen beim Lesen des Wilhelm Tell, „dieses Meisterstücks der Kunst, die zur Einfalt und Wahrheit ge-

[1]) Demetrius [von Karl Rechlin und Karl Georg Curtius]. Jena 1792. Vgl. Jonas 3, 81. 197. 209. 499; Goedeke, Grundriß 6, 438 f.

Digitized by Google

worden" und bittet, Charlotte ihrem Gemahl die beigefügten Kompositionen des dänischen Tonkünstlers Weyse (siehe unten) nach den Liedern im Tell vortragen zu lassen.

Unter den Dichtern der großen Literaturepoche in Dänemark zu Anfang des 19. Jahrhunderts, die sich zu einer poetischen Verwandtschaft mit Schiller bekennen, steht Oehlenschläger in erster Reihe. Seinen „Lehrer und Meister" nennt er ihn. 1806 besuchte er auf seiner großen Reise Schillers Witwe und widmete ihr als Dank für das ihm geschenkte Exemplar der lyrischen Gedichte Schillers eine poetische Ansprache, die seine gesammelten deutschen Gedichte eröffnet. Es heißt darin:

Wir sind ihm, ach, so vieles schuldig,
Doch Du hast ihm für uns gezahlt.

In seinen Lebenserinnerungen (deutsche Ausgabe, Leipzig 1850) kommt er wiederholt auf Schillers Dichtungen zu sprechen. „Kein Dichter war mehr als er Herr des hohen Gefühls, der edlen Begeisterung, aber man muß sich davor hüten, in Schillers allzulange, rhetorisch-philosophische Reflexionen zu verfallen" (2, 119). „Das Romantische konnte Schiller nicht glücken. Die Mischung von Naivetät, Schwärmerei, Ausgelassenheit, Sinnlichkeit, in der das Erotische und die Phantasie das Triebrad ist — lag außerhalb seines Wesens. Das lustige, das eigentlich Erotische, geschmeidige fehlte ihm."[1])

Als Professor an der Universität Kopenhagen wirkte Oehlenschläger für das Verständnis der Schillerschen Tragödien durch die im Winter 1811—1812 gehaltenen Vorlesungen Over Schillers dramatiske Värker (gedruckt in Oehlenschlägers Skrifter, Suppl. 2, 3—211), welche sich einer regen Anteilnahme erfreuten.

Trotz der „extravaganten und mißlungenen Szenen" setzt er „Die Räuber" über „Kabale und Liebe" und den „Fiesco", der ihn nicht als vollkommenes Kunstwerk befriedigte. In „Wilhelm Tell" erreichte Schiller nach Oehlenschlägers Ansicht die vollkommenste Meisterschaft. „Wie Raphael seine Transfiguration in der Vorahnung seiner eigenen Himmelfahrt malte, so schuf Schiller seinen „Wilhelm Tell", ein Werk, überwölbt von schöner, himmlischer Bläue."

Seine Würdigung Schillers ist oft sehr feinsinnig und stets liebevoll. „Schiller ist unsterblich," schließt Oehlenschläger, „er steht frisch und lebendig vor uns, jedesmal wenn wir seine Werke wieder lesen."

---

[1]) [Dazu bemerkt Minor brieflich: „Oehlenschläger nennt 2, 26 den Mortimer eine mißglückte Kopie des Golo und der Genovefa; vgl. meine unabhängig davon gemachte Beobachtung im Goethe-Jahrbuch 10, 230.]

Digitized by Google

Bei Schack Staffeldt (vgl. Euphorion 6, 296; 11, 731), der in deutscher und dänischer Sprache dichtete, spürt man häufig Anklänge an Schiller. In seinem Reisetagebuch (Samlinger til Schack Staffeldts Levnet 1, 328) läßt er die Sehnsucht nach klassischer Schönheit und Ruhe zu Worte kommen und zitiert die Strophe: „Alle jene Blüthen sind gefallen" —. Sein Gedicht Menneskets Bane (Samlede Digte 1, 3 ff.) weist Anlehnung an „Die Künstler" auf, ebenso ist das Gedicht „Der Zweifler am Grabe seines Vaters" von Schillers Leichenphantasie beeinflußt. Eines seiner schönsten dänischen Gedichte Trubaduren (I Greven af Toulouses Gaard) ist mit der Balladendichtung Schillers verwandt.

N. F. S. Grundtvig, „der Prophet des Nordens", welcher, als Geistlicher für die Trennung der Kirche vom Staate eifernd, eine besondere nationale Sekte gegründet und zugleich als Dichter, in die Sagenwelt und Geschichte des Nordens zurückgreifend, seinem Volke ureigene, kraftvolle und erhebende Dichtungen und Gedichte geistlichen und religiösen Inhalts geschenkt hat, lernte im Sommer 1806 zuerst „die herrlichen Dramen und tiefen Spekulationen" Schillers[1]) kennen, nachdem sein Vetter Heinrich Steffens bereits durch seine im Frühling 1803 gehaltenen Vorlesungen die Aufmerksamkeit Grundtvigs auf Goethe hingeleitet hatte.

„Den Harfen Shakespeares, Goethes, Schillers und Ossians hatte ich in meiner Einsamkeit gelauscht, und mit Fichte, Schiller und Schelling grübelte ich über die Fragen des Lebens," schreibt er. Die Frucht jener Lektüre war unter anderem eine Abhandlung in Nahbeks Ny Minerva, Juni 1807, mit dem Titel: Om Schiller og Bruden fra Messina, welche zugleich eine Übersetzung einiger Szenen aus der „Braut von Messina" bringt. Schon in dem Aufsatz „Om Religion og Liturgie", veröffentlicht im Februarheft der dänischen theologischen Monatsschrift, jedoch schon im September 1806 geschrieben, benutzt Grundtvig als Motto ein Zitat aus der „Braut von Messina". Auch in der Abhandlung „Om Videnskabeligheden" (Über die Wissenschaftlichkeit) in Ny Minerva 1807 treffen wir ein Zitat aus jener Tragödie. „Ich glaube mit Schiller," äußert er am selben Orte; „es war ein großer Schritt vorwärts, daß der Bürger allein Mensch wurde."

Von späteren Äußerungen Grundtvigs über Schiller verdienen folgende Beachtung.

In „Kort Begreb af Verdenskrönike (Kurzer Begriff von der Weltchronik) 1812", S. 252 f. heißt es:

„Schillers Dramen sind voll tiefer Blicke in das menschliche Herz und sie atmen Wehmut ein, denn er kannte nur den Drang

[1]) Udvalgte Skrifter 1, S. 112.

Digitized by Google

des Herzens, nicht seinen Trost. Kein Dichter vor ihm war so geeignet wie er, die Spuren der Vorsehung in der Folge der Zeiten zu entdecken."

In Udsigt over Verdens Kröniken 1817 (Ausblick über die Weltchronik), S. 651 ff. lesen wir ferner:

„Ein unklares Bewußtsein vom geistigen Leben der Vergangenheit, eine matte Sehnsucht, es teilen zu können, und eine vorwiegende Neigung, sich selbst durch Träumen zu täuschen, bilden die Hauptmomente in Schillers Leben. „Die Braut von Messina" ist ohne Vergleich das Meisterstück seiner Kunst, wie er durch die Personifizierung des Schicksals oder des Todes im Chorus, den Tod sozusagen mit dem Zaubergürtel bannt, der alle Figuren umschlingt. Die Freiheit hat den Tod überwunden!" Schillers Kunst war nach Grundtvigs Auffassung edler und reiner als die Goethes.

Balthasar Bang (geb. 1779, † 1856), auch ein Vetter Grundtvigs, zeigt sich in seinen faden, längst vergessenen Schauspielen, unter welchen das Drama „Laura" bedeutendes Aufsehen erregte, als talentloser Schüler Schillers, den er zeitlebens als den ersten und größten unter allen deutschen Dichtern verehrte. Als rührseliger und naturbegeisterter Schwärmer gab er früh die juristische Laufbahn auf, um seine Sehnsucht nach Weltflucht und Weltidylle zu verwirklichen, indem er sich mit der Braut seines Herzens in einem Waldwinkel von Seeland als Landwirt und Dichter ansiedelte, wo er auch hochbetagt starb. In seiner langen Muße verfaßte er eine, erst 1867 (von C. Otto) herausgegebene, liebenswürdig erzählte Selbstbiographie, in der er weitschweifig von seiner Schwärmerei für Rosalie v. Wolzogen, der Tochter des Oberhofmarschalls v. Wolzogen in Rudolstadt, berichtet, durch dessen Empfehlung er im Jahre 1800 bei Schiller eingeführt wurde und von welcher Begegnung er wie folgt berichtet:

Ich hatte Schillern meinen Empfehlungsbrief übersandt und dieser, nach meiner Ansicht der erste und größte unter allen deutschen Dichtern, hatte mich auf den Nachmittag um 5 Uhr zu sich beschieden.

Den Abend vorher hatte ich auf der geschmackvollen Weimarer Bühne der ersten Aufführung seiner „Maria Stuart" beigewohnt,[1]) worin Mad. Voß mit wahrer tragischer Würde die Maria spielte und die ebenso bekannte als berühmte Mamsell Jagemann die Elisabeth darstellte.

Ehe ich mein Zimmer verließ, hatte ich seinen Hymnus an die Freude gelesen, und meine Seele jauchzte noch, als ich seiner Wohnung zueilte:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein.

[1]) 14. Juni 1800

Digitized by Google

Zitternd ging ich durch die Pforte. Du bist in Schillers Hause, flüsterten mir tausend Stimmen zu, die mich wie Elfen festhielten, so daß ich fast nimmer mehr die Stufen hinaufgeschritten wäre. Endlich hatte ich den Parnaß erstiegen. Eine Tür öffnete sich mir plötzlich, Schiller trat herein.

Da stand er vor mir, jener große Mann, die wahre Gottheit der Poesie, er, der vom Himmel herabgestiegen ist, um dem Menschengeschlechte die Fesseln der Prosa abzustreifen. Er empfing mich voll Huld und Milde, sprach lange und viel mit mir über Wieland, Dänemark, Schweden und Gustav Adolph, dessen Leben er ein Mal zu einer Tragödie verwenden wollte. Als unser Gespräch nach etwa drei Viertel Stunden zu Ende war, nahm ich Abschied, er reichte mir mit einem unbeschreiblich reizenden Lächeln die Hand zum Abschied. Wie ich nun mit thränenden Augen zu ihm emporblickte, um mir jede Linie dieser teuren Züge einzuprägen, die ich wahrscheinlich nie mehr wiederzusehen hoffen konnte, umfaßte er mit seinen lieben Händen meinen Kopf und drückte mir einen Kuß auf die Stirn, wodurch ich für ewig dem Cultus der Musen geweiht wurde.

Berhard Severin Ingemann (1789—1862), Lektor an der Akademie in Sorö, der dänische Walter Scott, dramatischer Schriftsteller ohne Beruf, aber heute noch hochgeschätzt wegen seiner farben- und phantasiereichen historischen Romane („Valdemar Seier, Erik Menved" usw.) und seiner weichen, innigen geistlichen Lieder (Morgen og Aftensange), äußert sich folgendermaßen über Schillers Einfluß auf seine schriftstellerische Tätigkeit: „‚Oehlenschlägers Balladen' und ‚Hakon Jarl' hatten zwar einen großen Eindruck auf mich gemacht, aber meine Bekanntschaft mit Schillers Theater und später mit Shakespeare hatten einen weit größeren Einfluß auf mich, und Ossian vielleicht den allergrößten." (Tilbageblik 1811—1837; 1863, S. 23.)

Johann Carsten Hauch (1790—1872), Oehlenschlägers Nachfolger als Professor der Ästhetik an der Universität zu Kopenhagen, Romanschriftsteller und dramatischer Dichter („Bajazet, Tiberius, Don Juan"), steht Goethe und der romantischen Schule am nächsten und verdankt Schiller unmittelbar nur wenig. „Oehlenschläger, Tieck, Goethe, Shakespeare" bezeugt er, „waren mir die Choryphäen der neueren Poesie, woran auch später Schiller sich anreihte." (Hauch. Minder 1867, 233.)

Eine weitere Darlegung der Einwirkung Schillers auf die dänische Dichtung bis auf die neueste Zeit, wo sein Einfluß auf den jetzt in Dresden wohnenden Schriftsteller Karl Gjellerup, den Schöpfer des in seinem Vaterlande bereits fast klassisch gewordenen Romans Minna, tief eingreifend und von ihm selbst erkannt ist, würde an dieser Stelle zu weit führen.

Von Schillers dramatischen Werken sind folgende dänische Übersetzungen erschienen:

Digitized by Google

„Die Räuber". Röverne oversat efter andet forbedrede Oplag ved Matthias Rahbek, Helsingör 1801. — Röverne, oversat af Johannes Magnussen 1888 und 1896.

„Fiesco". Fiesco eller Sammensværgelsen i Genua. Et republikansk Sörgespil i 5 Acter, oversat af Th. Thortsen, 1814. — Fiescos Sammensværgelse 1896 (J. Magnussen).

„Kabale und Liebe". Kabale og Kjärlighed. Et borgerligt Sörgespil i fem Optoge oversat fra det Tydske ved Andr. Chr. Alstrup, 1805. — Kabale og Kjärlighed, oversat af K. L. Rahbek, 1815. — Übersetzung von J. Magnussen 1896.

„Don Karlos". Don Carlos, Infant af Spanien. Et Sörgespil. Oversat af Joh. Storm Munch, Christiania 1812. — Don Carlos. Oversat til det kgl. Theaters Brug [af K. L. Rahbek], 1830. — Don Carlos. Indrettet til det kgl. Theaters Brug af Chr. Molbech. Udgivet af Theater Directionen 1813. — Don Karlos, et dramatisk Digt, oversat af J. Magnussen, 1896.

„Wallenstein". Wallenstein. Et dramatisk Digt oversat ved K. L. Rahbek. 1.—2. Deel. 2 Bde., 1816. — Wallensteins Lejr. Oversat af Th. Hansen, Sorö 1879 (Schulprogramm). — Wallenstein. Oversat af J. Magnussen, 1896.

„Maria Stuart". Maria Stuart. Sörgespil i fem Akter, oversat ved K. L. Rahbek, 1812. — Maria Stuart. Oversat til Brug for det kgl. Theater 1836. — Übersetzungen von J. Johansen 1888 und J. Magnussen 1896.

„Jungfrau von Orleans". Johanna d'Arc, Orleans' Mö, Oversat ved K. L. Rahbek, 1813. — Johanna d'Arc, Pigen af Orleans, Romantisk Tragoedie. Oversat til Brug for det kgl. Theater af Th. Overskou 1833. — Übersetzungen von P. E. Benzon, Kolding 1886 und J. Magnussen 1896.

„Turandot". Turandot. Tragikomisk Skuespil i 5 Optog. Efter Schillers Bearbeidelse af Gozzis Original oversat til Brug for den danske Skueplads ved M. F. Liebenberg, 1815.

„Braut von Messina". Bruden fra Messina, oversat af J. Magnussen, 1896.

„Wilhelm Tell". Übersetzungen von K. L. Rahbek 1805, Jul. Lehmann 1888, P. Hansen 1895.

Eine Auswahl von Schillers dramatischen Werken übersetzte Johannes Magnussen in 8 Bänden mit Einleitungen von P. Hansen, dem verdienstvollen Faustübersetzer. Magnussens Übertragungen sind durchweg als mustergiltig zu bezeichnen. Die Originaltexte sind mit großer Treue, Sorgfalt und feinsinnigem Geschmack wiedergegeben.

Eine Schulausgabe von „Wilhelm Tell" mit Anmerkungen von J. Kaper erlebte 1903 die 4. Auflage; von demselben Pädagogen, dem Verfasser des bekannten deutsch-dänischen Wörterbuches, erschien 1895 eine zweite Auflage seiner für den Schulgebrauch eingerichteten Ausgabe von „Maria Stuart".

„Das Lied von der Glocke" übersetzte F. Möhl mit Zeichnungen von H. N. Hansen, 1893. Von Schillers Gedichten sind die bekanntesten wiederholt von dänischen Dichtern übersetzt worden. Zu Oehlenschlägers klassischer Übertragung des Liedes: „Der Eichwald brauset" (Dybt Skoven bruser), eingeflochten in St. Hans Aftens Spil (1805), schuf Weyse eine stimmungsvolle, in Dänemark noch allgemein gesungene Melodie.

Schaldemose gab 1842 heraus: Schillers Digte oversatte af Oehlenschläger og andre.

Digitized by Google

Eine Übersicht über die Schicksale der Schillerschen Tragödien auf der dänischen Nationalbühne bietet wenig erfreuliches.

Schon der treffliche Leiter der königlichen Bühne in der Periode 1776—1791, H. W. v. Warnstedt, hatte den Plan, Schillers „Räuber" zur Aufführung zu bringen. Er brachte, wie es heißt, „dem pathetischen und glühenden Charakter" des zündenden Dramas volles Verständnis entgegen; die Verwirklichung seiner Absicht scheiterte aber an dem Widerstand seines engherzigen Mitdirektors. Auch eine spätere Direktion erkärte „Die Räuber" und „Fiesco" für revolutionär und „Don Carlos" für unsittlich. Marquis Posa bezeichnete man als einen geriebenen Aufwiegler, der durch seine glatte Philosophie gefährlicher sei als Robespierre und Marat.

Vergebens bestürmten die großen und gefeierten Künstler jener Zeit, Rosing und Schwarz, die Bühnenleitung mit ihren Bitten, die Schillerschen Tragödien zu spielen. Erst 1817 kam ein Drama Schillers in Kopenhagen zur Aufführung. Das Publikum, welches sich dritthalb Monate lang für Kotzebues Deodata begeistern konnte, bereitete Maria Stuart einen sehr kühlen Empfang, dasselbe galt auch für Kabale und Liebe, welches kurz hinterher gegeben wurde. Eine mäßige Übersetzung und ungenügende Rollenbesetzung trugen wesentlich dazu bei.

1819 wurde „Die Jungfrau von Orleans" mit großem Aufwand, aber trotz des lebhaften Beifalls bei der Premiere nur mit geringem Erfolg gegeben. Im folgenden Jahre ward beschlossen, die Wallensteinsche Trilogie zu spielen, nach der Aufführung des „Lagers" ward aber der Plan aufgegeben. 1823 wurden „Die Räuber" aufgeführt und mit Beifall begrüßt.

Im Herbst 1831 wurde Don Carlos gegeben, worin die große dänische Schauspielerin Johanne Louise Heiberg die Rolle der Prinzeß Eboli spielte, aber schon nach 4 Aufführungen wurde das Stück vom Repertoire abgesetzt.

Was die Übertragung Schillerscher Prosaschriften ins Dänische betrifft, bemerken wir noch, daß „Der Geisterseher" 1814 von J. Werfel unter dem Titel Aandemaneren eller den sorte Intrigues Seier over Fornuften (Der Geisterbanner oder der Sieg der schwarzen Intrigue über die Vernunft), 1.—3. Teil, übersetzt wurde.

Der Schöpfer des dänischen Vaudevilles Johan Ludvig Heiberg übersetzte im Jahrgang 1830 des von ihm redigierten Blattes Den flyvende Post auserlesene Stücke aus dem Schiller-Goetheschen Briefwechsel.[1]) Er wollte keine Rezension „dieses für die Literatur so wichtigen Werkes" liefern, sondern eine Reihe von Betrachtungen,

[1]) Später aufgenommen in J. L. Heibergs Prosaiske Skrifter 5.

Digitized by Google

die sich den von ihm mitgeteilten Briefen anschließen, welche, wie er hoffte, auch von Einfluß auf die kritische Würdigung der dänischen Literatur werden sollten.

Aus der recht erheblichen Reihe der Heibergschen Aufsätze seien hervorgehoben: Über Schillers und Goethes Verhältnis zum Dilettantismus, Theater und Publikum, Die moralischen Anforderungen zum Kunstwerk, Die Einheit der poetischen Komposition, Schiller und Goethe im Xenienkampf, Das Lehrgedicht usw.

Schiller in Norwegen.

Von Roman Woerner in Freiburg i. B.

Die Stellung unseres großen Dramatikers im norwegischen Geistesleben sicher zu bestimmen, seine Wirksamkeit genau zu begrenzen, wäre eine äußerst schwierige Aufgabe, selbst für einen nordischen, mit allen Hilfsmitteln ausgestatteten Forscher. Der Beobachter aus der Ferne — wenn auch in liebenswürdigster Weise von Norwegen her unterstützt[1]) — muß sich darauf beschränken, die erreichbaren Übersetzungen von Dramen und Gedichten Schillers zu würdigen, ihre Entstehungsgeschichte, sowie annähernd das Maß ihres Einflusses nach den vorzüglichen literarhistorischen Arbeiten eines Dietrichson und H. Jaeger zu geben und etwa noch die Liste der Aufführungen Schillerischer Dramen beizufügen. Wie noch nicht damit ein Umfassendes und Abschließendes getan sei, lehrt schon die Erwägung, daß die Gebildeten des Landes meist imstande sind, deutsche Klassiker in der Ursprache zu lesen, daß also die Verbreitung des Dichters nicht ohne weiteres an den spärlichen Übersetzungen zu bemessen ist.

Als sich Norwegen im Jahre 1814 von Dänemark losriß und mit Schweden vereinigte, waren für die nächste Zeit alle frischesten Kräfte des Volkes politisch in Anspruch genommen. Es galt die errungene Verfassung aus der Beratungsstube und vom Papier ins Leben zu tragen, sie nun auch im Einzelnen mittätig zu bewähren. Kein Wunder denn, daß sich in jener ersten Zeit nicht sogleich die geistige Selbständigkeit der politischen gesellte. Es mangelten ja auch die äußeren Bedingungen eigener Kultur. Die junge Universität,

[1]) Mein herzlicher Dank gebührt Herrn Siegwart Petersen, Amanuensis an der Universitätsbibliothek zu Kristiania, und dem stets bereitwilligen Entgegenkommen dieser Bibliothek.

Digitized by Google

gegründet 1811, eröffnet 1813, war im Vergleich mit der dänischen eine schlecht ausgerüstete, untergeordnete Schule; Kristiania selbst wird noch 40 und 50 Jahre später von erbitterten Literaten ein Dorf gescholten und war in der Tat nur eine Provinzstadt ohne Gesellschaft, ohne eine größere Tageszeitung, ohne eine Wochenschrift, sogar ohne eine leistungsfähige Buchdruckerei.

Wie die Norweger ihr neues Landesgrundgesetz nach englisch-französischen Anschauungen entworfen, so hatten sie schon das ganze 18. Jahrhundert hindurch stets geistige Fühlung mit England und Frankreich und führten dorther ihren Bildungsbedarf ein, während die Dänen in Abhängigkeit von Deutschland beharrten. Die norwegischen Poeten, deren 1772 so viele in Kopenhagen lebten, daß sie die „Norwegische Gesellschaft" bilden und den Ton angeben konnten, hatten die Bekämpfung des „Klopstockianismus" als ihre wichtigste Aufgabe betrachtet. Mit Recht. Denn abgesehen von den ästhetischen Beweggründen, mußte sich schon ein gesundes gemeinskandinavisches Nationalgefühl auflehnen gegen eine geistige Fremdherrschaft, wie sie der Sänger des Messias, umgeben von einer ganzen Siedelung deutscher Schriftsteller und Gelehrter, 20 Jahre lang aufrecht erhielt. Allein die Feindseligkeit setzte sich dann fort gegen alles, was die Nachfolger Klopstocks ihrem Volkstum und mittelbar dem teilnehmenden Ausland boten, und diese verblendete Abwehr des Neuen und Großen, nur weil es von Deutschland ausging, führte Norwegen nicht zu literarischer Selbständigkeit — dazu mangelte schöpferische wie kritische Begabung — sondern vorläufig nur zu dünkelhafter Vereinsamung und geistiger Verarmung.

Johann Hermann Wessel († 1785), nach Holberg und neben Tullin der beträchtlichste norwegische Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, verspottet in der jetzt noch lesbaren Parodie „Liebe ohne Strümpfe" die Unnatur der regelrechten Alexandrinertragödie, verspottet nicht minder berechtigt und treffend den modischen Schwulst eines Ewald und der deutschen Bardendichtung. Um so willkommener, sollte man denken, hätten ihm, der als ein genial Ungebundener auftrat und ohne Perrücke mit wehenden Haaren in Kopenhagen von Weinstube zu Weinstube schlenderte, nun jene neuen dichterischen Erzeugnisse sein müssen, so revolutionär in Form und Inhalt wie Goethes Jugendwerke. Indes nur das „Schauspiel für Liebende" scheint seine Aufmerksamkeit erregt zu haben und auch dies nur um des Schlusses willen. Er berichtet den Inhalt in einer „komischen Erzählung": Stella, die mit dem Ausruf beginnt: „Was tut der Deutsche (vildtysken!) nicht für Geld!" Da befand er sich nun freilich mit den literarischen Zeitgenossen wieder auf derselben Stufe, mehr Verstand beweisend in bezug auf das Althergebrachte, jedoch

Digitized by Google

ebensowenig Verständnis für das kommende Neue — das Kennzeichen aller Durchschnittsbegabung. Ein anderes vielgewandtes, vielschreibendes Mitglied der Norwegischen Gesellschaft, der 1821 als Zollverwalter in Westindien verstorbene Kristen Henriksen Pram, ließ sich es wohl sauer werden, Wielands Oberon nachzuahmen, regte sich aber so auf über Schillers Wallenstein, daß er sich zu der ungeheuerlichen Behauptung verstieg: ein Unteroffizier, wenn man ihn nur einsperre und ihm 24 Stockprügel androhe, so würde er dasselbe zustande bringen — genau so gute Arbeit.

Übrigens waren die Dänen keineswegs ethisch unbefangener und ästhetisch einsichtiger, zu der Zeit wie später. Die dänische Übertragung des Werther wurde von der Regierung verboten, und Goethes Werke überhaupt galten für derart gefährlich, daß sie ein älterer dänischer Schriftsteller nur mit vielen bekümmerten Ermahnungen dem jungen Öhlenschläger zu leihen wagte. Wie ein Gift oder Sprengstoff wurden sie dann auch in Norwegen unter Schloß und Riegel gehalten, ja vom besorgten Familienvater selbst vor schon erwachsenen Kindern gehütet. Mit der ängstlichen Verteidigung des Bestehenden ging die verständnislose, mit der Überhebung die Unwissenheit Hand in Hand. Die Bibliotheksverwaltung in Kristiania ließ Werthers Freuden von Nicolai, die auch einen Übersetzer fanden, ruhig auf dem Einband als ein Werk — Goethes bezeichnen. Noch 1818 stellt ein norwegischer Dichter, Bjerregaard, den Racine über alle anderen Dramatiker, die französische Akademie und die ihr ähnlichen nordischen Anstalten gleichen Bestrebens über alle deutsche Kritik und Ästhetik. Ungereimter Vers ist ihm noch damals nichts anderes als Prosa, und Schillers Don Carlos „eine Bagatelle", keiner Beachtung wert.

Racine und Schiller werden hier nicht zufällig einander entgegengesetzt: es war derselbe feingebildete, sprachgewandte Mann, Johann Storm Munch, der 1813 den Don Carlos, 1818 Athalie durch gute Übertragungen bei seinen ungelehrten Volksgenossen einzubürgern versuchte. Er entstammte einer Familie, der Norwegen vier in Kunst und Wissenschaft hervorragende Männer verdankt: außer ihm seinen Oheim Edvard Storm und seinen Sohn Andreas Munch, beide in ihren Tagen hochgeschätzte Lyriker; dann seinen Neffen P. A. Munch, den verdienstvollen Geschichtschreiber des Landes. Johann Storm Munch, 1778 zu Vaage als Sohn eines Pfarrers geboren, widmete sich ebenfalls der Theologie, trat nach seiner Heimkehr von der Universität Kopenhagen 1805 in den Pfarrdienst und starb als Bischof von Christiansand 1832. Während seiner Studienzeit verkehrte er persönlich mit Öhlenschläger, dem berufenen Mittler zwischen Deutschland und Dänemark, dem begeisterten Fürsprech des neuen deutschen Kunstlebens, des klassischen wie des romantischen.

Digitized by Google

An ihm gewann der empfängliche junge Norweger seinen literarischen Führer und Meister. Mit dankbarer Begeisterung sah er zu Öhlenschläger auf und schlug seine Harfe zum Preise des „edlen Skalden, der in düsterer Nacht — Dem nordischen Himmel froh das Licht gebracht — Ausbreitend seine schöne Morgenröte!"

Es zeugt für persönliche Vorliebe, aber auch für praktische Einsicht, daß Munch als erstes zu übersetzendes Drama Don Carlos wählte. Ein „schönes Ungeheuer" wie Götz, wäre seinen an die drei Einheiten glaubenden, noch ganz im 18. Jahrhundert befangenen Volksgenossen sicher nur ungeheuerlich, nicht schön gewesen. Und was konnte werbefähiger sein als dies immerhin regelmäßig erscheinende und doch vom Morgenglanz seines Urhebers und der neuen Dichtung umspielte Jugendwerk, dies revolutionär-beredsame und doch zu politischer Selbstzucht mahnende, zu den Höhen der persönlichen und vaterländischen Sittlichkeit emportragende Meisterwerk? Willig hatte sich vor allen der Übersetzer selbst dieser erobernden Persönlichkeit und ihren Idealen gefangen gegeben. Hochgesinnt, freiheitliebend, mutig — er war Feldprobst in den Kriegsjahren 1808—1814 — und zudem seiner dichterischen Anlage nach nicht ohne Widerklang für das hohe Pathos, zeigt er sich seiner Aufgabe würdig und gewachsen. Und wäre die Übertragung in der Tat „ziemlich klotzig", wie sie Henrik Jaeger hart und — soweit das der Ausländer beurteilen darf — mit Unrecht nennt, es bliebe Munch immer noch das große Verdienst, den ersten Versuch gewagt, und das größere, damit seinem Lande den Jambus als dramatischen Vers geschenkt zu haben.

Im ganzen schließt er sich der Urschrift mit beflissener und glücklicher Treue an. Wer selbst etwa schon aus dem Skandinavischen übersetzt hat, wird bestätigen, daß die nahe Verwandtschaft der Sprachen zwar für ein und die andere Zeile alles Suchen erspart, aber häufig noch besondere Schwierigkeiten schafft, indem das Nächstliegende dem Versmaß auf keine Weise gehorchen will. Darum dürfen wir es Munch nicht zu hoch anrechnen, daß er zuweilen, notgedrungen, den feiner bestimmten Ausdruck durch einen allgemeinen, herkömmlichen ersetzt. So, wenn er, um des Verses willen, die Zeile: Beweinenswerter Philipp, wie dein Sohn beweinenswert! abschwächt in: Unglücklicher Philipp, wie dein Sohn unglücklich! oder Posa statt „demutsvolle" nur „tiefe" Dankbarkeit empfinden läßt. Gewiß wird manchmal auch Geprägteres abgeschliffen. „Karl, dem's feurig durch die Wangen lief" — dessen Wangen glühten; „Und unsrer Seelen zartes Saitenspiel Am Morgen unsres Lebens gleich bezog" — unsern Seelen gleiche Harmonie gab; „Sprich, daß auf diesem großen Rund der Erde Kein Elend an das meine gränze" — kein

Digitized by Google

Elend ist wie meines. Schlimmer noch, wenn die Sprache dabei ganz auf den gemeinen Boden herabsinkt: „Vielleicht befürchtet Ihr die Sphäre zu verfehlen, Die Eures Geistes würdig ist" — die für Euren Geist paßte (som passede for Eders Aand). Es ist der König, der spricht, und wie versteht sich gerade Schiller auf königliche Worte! Doch sind das Beispiele selten vorkommender Mängel, die wohl nur dem Nachprüfenden auffallen, also den Gesamteindruck nicht verändern. Und noch seltener findet sich Mißverstandenes und Fehlerhaftes. Philipp fragt den Marquis, warum er seine Gründe nicht angeben wolle: „Fürchtet Ihr dabei zu wagen?" Darauf Posa: „Wenn ich Zeit gewinne, sie zu erschöpfen, Sire — mein Leben höchstens. Die Wahrheit aber setz' ich aus, wenn Sie mir diese Gunst verweigern." Unter „aussetzen" verstand Munch „aussprechen" und schrieb: Aber die Wahrheit will ich sagen, wenn Sie mir auch diese Gunst verweigern. Der Schaden ist klein; dann aber schließt der König die Unterredung bei Munch mit einer unangebrachten Sentenz, statt mit einem echt königlich eingekleideten Dank an den kühnen Untertanen. Posa nennt diesen Tag den schönsten seines Lebens, und Philipp reicht ihm die Hand zum Kusse mit den Worten: „Er ist kein verlorner in dem meinigen." Munchs Philipp versichert gespreizt: In meinem Leben ist kein Tag verloren. — Wie vielen geschätzten deutschen Übersetzern könnte man nicht mehr und Bedenklicheres vorwerfen! Genug, daß Munch von den beiden „Übersetzungsmaximen", die Goethe in der Trauerrede auf Wieland darlegt, der vorzüglicheren überall gehorcht, das heißt: den ausländischen Dichter zu seiner Nation herüber bringt, dergestalt, daß sie ihn als den ihrigen ansehen kann.

Die Wirkung aber und der Erfolg des norwegischen Don Carlos dürften weit hinter dem Verdienst zurückgeblieben sein. Das bezeugt schon das absprechende Urteil Bjerregaards, des ersten Dramatikers der jungen Literatur. Und Munch ließ denn auch nicht die Jungfrau von Orleans, deren lyrisches „Lebt wohl ihr Berge" er noch übertrug, nicht den Wallenstein oder Tell folgen, sondern eben die Athalie. Kein Abfall vielleicht, doch eine Abkehr vom Dramatiker Schiller. Auch unter den Gedichten wählte er nicht die wertvollsten, am meisten Schillerischen zur Übertragung wie zur Nachahmung, hielt sich vielmehr an die gemeinverständlichen Worte des Wahnes, Worte des Glaubens und die Teilung der Erde. Wo in seiner Lyrik und in dem mißglückten Drama, Der Pfarrer in Hallingdal, getragene und gesteigerte Töne erklingen, erinnern sie stets mehr an Ohlenschläger als an Schiller und auch der sehr gemäßigte Pantheismus in den Monologen ist nicht der unserer Klassiker oder doch in Ohlenschlägers Verdünnung. Eine — möglichst wörtlich übersetzte — Probe mag

Digitized by Google

genügen. Der Pfarrer erhebt in der schönen Sommernatur sein Herz zu Gott:

Urquell meines Geistes, den ich glaube,
In dem lichten Tempel steh' ich hier!
Blick herab mit Vaterhuld zum Staube,
O, ich fühl' es, nahe bist du mir.
Dich vernehm' ich in der Blätter Sausen.
Dich in Morgen-, Abendröten-Glanz;
Und ich höre dich im Sturmesbrausen,
Seh' dich in der Nächte Sternenkranz ...

Immerhin, Schiller war in Norwegen eingezogen und wir können sein Zugegensein in dem bescheidenen literarischen Betrieb jener Tage noch da und dort wahrnehmen. Weil namentlich die Romanze in großer Gunst stand, fertigte einer der verzweifeltsten Romanzendichter der Zeit, Conrad Nicolai Schwach (1793—1860), ein Seitenstück zum Taucher, wie er auch Bürgers Pfarrerstochter von Taubenheim übertrug. Freilich machte er nur seinem bedeutungsvollen Namen Ehre, nicht seinen deutschen Vorbildern. Indes das junge Gemeinwesen nahm ihn für stark; man war so genügsam, so stolz auf jeden einheimischen Sänger! — so genügsam und so stolz, wie wir heute noch — oder heute wieder, auf dies und jenes Schwächliche, das seine Lober und Abnehmer findet, nur weil es die Marke Heimatkunst trägt. Welches aber von Schillers Werken hätte dem norwegischen Bürgersinn und der Liebe zur heimischen Lebensführung in den Jahren des ersten friedlichen Ausbaues näher stehen können als die volkstümliche Glocke? Schon 1817 ist sie mit Andreas Romb ergs Musik in der Harmonischen Gesellschaft zu Bergen aufgeführt worden. Das vergilbte Textbüchlein liegt mir vor: auf der linken Seite jeweilen die Worte Schillers, auf der rechten eine möglichst getreue metrische Übersetzung. Der Verfasser nennt sich nicht, und es ist ja eine bescheidene Arbeit, die wohl nur dem praktischen Zweck dienen sollte. Manche Strophe, manche Zeile klingt dennoch besser und kräftiger als später in anspruchsvolleren Versuchen. Dem deutschen vergleichenden Leser ist eines besonders lehrreich daran: die Beobachtung, mit welcher Sicherheit Schiller den Ausdruck scheinbar ganz alltäglich und allverständlich wählt, in Wirklichkeit aber stets ein kleines, dem Übersetzer entgangenes Mittel findet, Wort und Ton über dem Gewöhnlichen, Gemeinen, wenn auch gleichsam nur spannenhoch, in der Schwebe zu halten. Die romantischen Widersacher des Meisters haben nicht das feinste Ohr und Gefühl bewiesen, als sie die Glocke, wie nicht wenige andre Schillerische Gedichte, mit Spott aufnahmen. Heute muß die Glocke werden, schreibt Schiller — „gegossen werden" der Übersetzer, und verdirbt alles. Den schlechten Mann muß man verachten, Der nie bedacht was er vollbringt: —

Digitized by Google

„der handelt ohne zu verstehen" ist die bare Prosa. Nicht nur, daß bedenken, vollbringen — an dieser Stelle, und in diesem Zusammenhang — um ein paar Grade gehobener sind, schon der Klang wirkt mitbestimmend, veredelnd, wobei billig zugegeben sei, daß das norwegische forstaae nicht so dünn und dürftig klingt wie das deutsche verstehen. Überhaupt wären gerade an der Glocke, an dem Wohllaut ihrer wahrhaft gegossenen, rein und voll erschallenden Verse die Phänomene der poetischen Harmonielehre gewinnreich zu betrachten. Und als einen dritten schwer erreichbaren Vorzug Schillers stellt uns die Übersetzung der Glocke, wie die des Carlos, immer aufs neue vor Augen: seine Bildlichkeit, seine Art, oft mit einer kaum bemerkbaren Wendung des Zeitworts oder Beiworts das Bekannte, ja Abgenutzte neu zu werten. „Ihm ruhen noch im Zeitenschooße Die schwarzen und die heitern Loose!" Gewiß, die Übertragung: noch verhülle sichs tief hinterm Schleier der Zeit, ob das Schicksal dräue oder lächle (End dybt bag Tidens Slör det hviler, Om Skaebnen truer eller smiler) — diese Übertragung gibt den Sinn und gibt ihn bildlich wieder. Aber bedarf es noch einer Erklärung des wesentlichen Unterschiedes?

Eine zweite, sicherlich feinere Bearbeitung der Glocke unternahm in den sechziger Jahren Ivar Aasen (geb. 1813), der „Sprachstrebler", der es als Lebensaufgabe erkor, seinen Norwegern an Stelle der gemeinsamen dänisch-norwegischen Schriftsprache, eine künstliche Heimatsprache (landsmaal) zu schaffen. Ihm entging, daß die gebildete Umgangssprache bereits norwegisch war, nicht dänisch, und daß sie sich durch Zuwachs immer reichlicheren Sprachgutes aus den Städter-, wie besonders aus den Bauerndialekten allmählich zu einer ganz selbständigen norwegischen Schriftsprache ausgestalten mußte. Er versuchte denn, mit Hilfe seiner außerordentlichen Sprachkenntnis, wie sich H. Jaeger ausdrückt: „eine Art sprachlichen Generalnenners" zu finden für die unterschiedlichen im Lande gesprochenen Mundarten. Dies landsmaal, starr und nicht dauerbar gleich allen solchen Kunstsprachen, warb erst viele Anhänger auch unter namhaften Schriftstellern, und mag sich noch fristen, obzwar Ibsens geniale, der Lutherischen ähnliche, sprachschöpferische Tätigkeit die neunorwegische Schriftsprache für immer fest gegründet und zu natürlicher Weiterentwicklung befähigt hat. In der hausgemachten neuen Sprache also, die uns noch an einer Tellübersetzung auffallen wird, veröffentlichte Ivar Aasen die Glocke im 8. Jahrgang der Zeitschrift „Dölen", der mir leider nicht zugänglich ist. Seine ansehliche poetische Begabung dürfte der Dichtung genug getan, seine und der Zeitschrift Beliebtheit ihr Verbreitung und gute Aufnahme gesichert haben.

Digitized by Google

Einer dritten „freien" Übersetzung der Glocke von H. Thaulow, Christiania 1873, läßt sich weniges nachrühmen. Gleich der Anfang verrät, daß „frei", wie so häufig, nur eine Umschreibung ist für gedehnt, verwässert, in Redensarten aufgelöst. „Gesellen! Festgemauert steht im Sande Der Glocke Form. Nun gebet Acht!" Was soll das „Gesellen!" als Eingang, das schlimmer als wertlose „gebet Acht"? Und so durchwegs Auslassungen, Zusätze, Verbreiterungen — die Form nicht gewahrt und der Geist ausgetrieben. Nur als ein Zeichen, daß man in den siebziger Jahren noch auf Leser für Schillers Lied rechnen durfte, sei demnach Thaulows mißglückter Versuch hier angereiht.

Schillers Einwirkung auf das literarische Jung-Norwegen der zwanziger bis vierziger Jahre — um in die chronologische Folge zurückzukehren — wäre nicht genügend umschrieben durch Bezeichnung der Stellen, wo sie sich unmittelbar und im einzelnen geltend gemacht. Viel beträchtlicher ist sie mittelbar gewesen, in Vereinigung mit andern sehr starken Strömungen von Deutschland her, die an die nordischen Küsten erst anschlugen, als sie bei uns so gut wie schon verebbt und verlaufen waren. Mauritz Hansen (1794—1842), der erste Novellist auf dem neuen Parnaß, gibt eine wahre Musterkarte zu lesen von all dem, was seiner Zeit gefiel, von ihrem „deutschen Geschmack", wie die Literarhistoriker geradezu sagen. Hansen besaß eine echte Erzählergabe, die sich in wirklichkeitstreuer Schilderung äußert, wo er seinen Stoff in die zeitgenössische Umwelt verlegt und aus eigner Anschauung schafft. Aber er mußte um des lieben Brotes willen viel und schnell schreiben, und so huldigte er, der Mode dienend, in drei Vierteln seiner Erzählungen der beliebten Ritter-, Räuber- und Saga-Romantik. Unverkennbar weisen diese drei zurück auf den Götz, auf die Räuber, auf die Heimkehr der deutschen Romantik zur nationalen Vorzeit — eine Dreiherrschaft, die noch währt über das nächste und nächstfolgende Dichtergeschlecht, wenn auch nicht mit stetig gleichbleibender Macht eines jeden der Triumvirn. Am frühesten erlosch die Freude an der Ritterherrlichkeit und am längsten blieb die national so berechtigte, der Entwicklung günstige Liebe zur Saga. Schiller aber hielt die Mitte. Er führte vorerst einen der bedeutendsten Dichter eben der mittleren Zeit des Jahrhunderts, Joh. Sebastian Welhaven (1807—1873) vom herkömmlich Romantischen und der daraus entsprungenen, mit äußerlichen Stimmungsmitteln arbeitenden Romanze zum Verständnis und zum fruchtbaren Studium seiner Balladen, und begeisterte endlich mit der revolutionären Kühnheit und Kraft seines Kampfrufes in tyrannos einen in der Apotheke zu Grimstadt frohnenden, jungen Catilinarier zur ersten, nicht gleich genialen, doch so vieles verkündenden, so folgenreichen Tat.

Digitized by Google

Wie viel nun Welhaven dem Beispiel und der Lehre Schillers verdankt, wäre deutschen Lesern nur an einer Reihe gut übertragener Balladen darzutun. Besondern Eindruck müssen ihm die „Kraniche des Ibykus“ gemacht haben, die er feinsinnig übersetzte (Ibykus og Tranerne, 1833) und deren Hauptmotiv er für eigne Dichtungen wiederholt entlehnte. Nicht sehr glücklich in der Ballade vom Ritter Audun. Die Quelle, Fayes Norwegische Volkssagen — später auch von Ibsen benutzt — weiß nichts von dem Rabenschwarm, der schreiend des Ritters Schild umflattert, da er eben ausziehen soll zum Kampfe. Der Waffenträger erklärt das Gevögel für ein übles Wahrzeichen; nie werde Herr Audun sein Heim wiedersehen. Außer sich durchbohrt der Ritter den Unheilverkünder mit einem Pfeile. Auf der Richtstätte dann „kommt wiederum das Wahrzeichen über ihn mit zwiefacher Gewalt“. Die Raben erfüllen die Luft mit ihrem Gekrächze und zerhacken die Leiche. Daß sie erst das Verbrechen veranlassen und es dann tätig miträchen, ist keine Verstärkung, vielmehr eine abschwächende Vergröberung des schönen Motivs. Ein andermal wird die einherbrausende wilde Jagd ähnlich zur Bestrafung blutiger Greuel bei einer Bauernhochzeit verwendet, was der Überlieferung fremd und also wohl den Kranichen nachgebildet ist. Doch nicht solche Anleihen verraten das innige Verhältnis des norwegischen Schülers zum deutschen Lehrer: Welhaven hat Schiller viel mehr zu danken als bloß Entlehnbares. Seinem unablässigen Streben nach Harmonie, seinem wahlverwandten Sehnen und Ahnen wurde manches Geheimnis der Schillerischen Form entschleiert. Es war ein Großes für ihn und für die Weiterentwicklung der norwegischen Dichtung, daß er Schillers Art erlernte, den entwerfenden Stift zu führen, und also in ruhig-klaren Linien die Handlung, in wohlabgewogenen Gruppen die Handelnden fortzubewegen, ohne Abschweifung und ohne Überstürzung, hier wirksam beeilt, dort eindrucksvoll verzögert, sicher dem vorbedachten Ziele zu. Zwar, auch den edlen Zauber der Farbengebung zu erfassen, das blühende Leben dieser doch mit Kunst und Fleiß erwirkten Gestalten, die aus dem Eigensten ihres Schöpfers ihnen verliehene Notwendigkeit und Dauer — das blieb der weniger reich begabten Natur des Nachschaffenden immer versagt, zu solcher emporschlagenden Flamme des Empfindens vermochten seine gefühltesten Schmerzen und Sehnsuchten die stiller glimmende Glut niemals anzufachen. Wer nach äußerlichen Merkmalen vergliche, würde vielleicht zwischen den Balladen Welhavens und Schillers überhaupt kein tertium comparationis feststellen können, außer der Sorgfalt und Handfestigkeit in der technischen Ausführung. Welhavens verschlossenes Gemüt, gegenüber der freien Aussprache Schillers, seine vor jeder rückhaltlosen Beichte zurückscheuende „schamhafte“ Seele —

Digitized by Google

man denke an Jatgeir-Ibsen! — erschwert überdies das Erkennen und die erkenntnismäßige Darlegung jener Seite seines Wesens, die Schiller besonders zugewendet war und von ihm Licht und Wärme empfing. Aber Welhaven hat nicht bloß die sogenannte Gedankendichtung nach der Weise Schillers verteidigt mit der Behauptung: der Gedanke könne so gut wie alles andre mit dem Gemüte erfaßt und derart Inhalt der Dichtung werden; er hat auch, nach meiner Empfindung, in seinen symbolisch-gedankenhaften Balladen, ganz ähnlich wie Schiller, eignes Fühlen und Streben in mythologischen oder geschichtlichen Gestalten sich ausleben lassen. In den letzten Strophen von Ideal und Leben wird das mühereiche Erdenwallen des Herakles erst nur erzählend als Beispiel angeführt:

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn ....

Ging — einst! Dann lenkt der Dichter, lebhafter schildernd, sprachlich in die Form der Gegenwart über:

Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die willigen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist —

Und nun ist das bewegte Gemüt auch schon eins geworden mit seinem geduldig ringenden Vorbild — das Vergangene wird zum nie mehr veraltenden Geschehen, das Gleichnis zum Erlebnis — der Begeisterte, selbst der Gläubige dieser hohen Lehren, schwebt als Gott empor, des Irdischen entkleidet —

Froh des neuen, ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt — —

In der Tat, so großartig persönlicher, nein, allgemein giltiger Symbolisierung des Gemütslebens war Welhaven nicht vermögend. Er konnte nur sein einzelnes Ich, nicht zugleich das allmenschliche Ich in antiken und biblischen Gestalten verlebendigen. Glaukos, den unsterblich gewordenen, im Meere wohnenden Fischer des Altertums, macht er zum Herrscher der dunklen Tiefe, der trotz heißer Sehnsucht nach der Sonne nicht mehr zu ihr aufsteigen kann, weil ihn das Getier seines lichtfernen Reiches, Polypen und Mollusken, umklammernd niederzieht. Gemeint sind überwältigende Kämpfe mit literarischen Widersachern. In der Verdammnis des fruchtlos sich quälenden Sisyphos empfindet er sein eignes Los. Nur, daß er einen Trost kennt, dessen sich der antike nicht erfreut: so oft der mühsam den Berg hinaufgewälzte Stein wieder in die Tiefe rollt, zerschmettert

Digitized by Google

er einer Eule den Nacken. Bald, voll Vertrauen ist er sich Nehemias, der den Seinen befiehlt, die Burg des Herrn zu bauen mit dem Schwert in der einen, der Kelle in der andern Hand; bald wiederum, in trüber Stimmung, jener Protesilaos, der auf dem Zuge gegen Troja zuerst an das Ufer sprang, aber auch als der erste fiel, in dessen Zelt keine Beute getragen wurde, dessen Ruhm verblich im Laufe der zehn Kampfesjahre vor den Taten der andern.[1]) Also nicht so abgelöste, nicht so schwungvolle und emportragende Bildlichkeit, aber doch unter Schillers Leitung entstandene, des großen Lehrers nicht unwürdige Gebilde! —

Welhaven, der Verkünder des schönen Maßes, und sein Gegner, der Stürmer und Dränger Henrik Wergeland (1808—1845), sind im biblischen Verstande des Wortes Vorläufer Ibsens und Björnsons gewesen. Nur sollte man nicht paarweise ordnen und Ibsen an Welhaven, Björnson an Wergeland anschließen wollen. Die beiden späteren haben sich in gleicher Weise das Ergebnis des Kampfes zwischen den beiden früheren zunutze machen können. Dies ist tatsächlich und entwicklungsgeschichtlich, das andre bloß spielend zurechtgelegt, — zugegeben auch, daß Ibsen als literarische Persönlichkeit eher in Welhaven schwach vorgebildet erscheint, und daß man Wergeland mit einiger Berechtigung als einen nicht ausgegorenen Björnson bezeichnen mag. Jedenfalls war der junge Ibsen ebenso trübgärend wie Wergeland, und wählte nicht Welhavens Schiller zum Leitstern, den Vollendeten, den Schöpfer abgeklärtester Lyrik und Epik, sondern den werdenden Schiller, den Dichter der Räuber.

„Einen Catilina" nennt die Vorrede der Räuber den Carl Moor; Ibsen, der für das Universitätsexamen Sallust und Cicero las, nahm daraus den Catilina zum Helden seines dramatischen Erstlings. Und in beiden Fällen war es animus audax — vastus animus, der die jungen Plutarch- und Sallust-Leser anzog — in beiden Fällen ein Held, der gelten macht: publicam miserorum causam pro mea consuetudine suscepi; den lediglich „unglückliche Konjunkturen" zum Verbrecher werden lassen; dessen „Fülle von Kraft sich natürlicherweise an bürgerlichen Verhältnissen — incitabant conrupti civitatis mores! — zerschlagen mußte". Das Revolutionäre im Stoff, im psychologischen Problem hat den aufstrebenden Ibsen an Schillers Jugendwerk begeistert, nicht dessen künstlerisch-revolutionäre Form, die er gänzlich übersah, ob sie gleich seinem Vorhaben so viel dienlicher gewesen wäre als der Jambus. Und wie weit von Schiller

[1]) Er starb 1873, erlebte somit noch Ibsens und Björnsons ihn verdunkelnde Erfolge. Die Aufzählung der Balladen ist der Einleitung zu meinem „Ibsen" 1, 17 f. entnommen.

Digitized by Google

entfernt er sich, eigenkräftig und selbständig, zumal in der Gestaltung des Hauptcharakters! Der Karlsschüler, bei allem Zwang schwelgend in „seelenvollen Harmonien", hätte sicherlich den sallustischen Catilina emporgeläutert zu einem erhabenen Verbrecher; dem schlimmer gequälten Lehrling in der Apotheke zu Grimstad stellte sein prüfender, durch bittere Erfahrung früh geschärfter Sinn den Menschen Catilina viel lebenswahrscheinlicher dar. Ibsen, schon als Knabe jählings von der reich besetzten Tafel der „guten Gesellschaft" auf die Straße verwiesen unter die Proletarier, hatte veränderte Gesinnungen beobachten lernen und das Zusammengesetzte, nicht so mit einem Wort zu Bezeichnende der meisten Charaktere. Er unterschied in dem Charakterbild des römischen Aufrührers, was Sallust und Cicero, die Anwälte der Ordnungspartei, zu dunkel gemalt hatten, von dem, was nach den Begebenheiten als wohl begründet anzunehmen war. Er tilgte weder die geheimen persönlichen Verbrechen, noch die öffentlichen, Aufstand und Brandstiftung — und erhielt so, die niemals geleugneten glänzenden Eigenschaften Catilinas mit den dunkeln vereinend, einen Gegensatz von Wollen und Können, wodurch der „kühne", „veränderliche", „stets nach allem Hohen strebende" Charakter wahrhaft tragisch wird, wie ichs andern Ortes ausführlich dargetan habe. Demzufolge tritt gerade im wesentlichen Ibsens sonst so viel geringeres Werk dem Schillerischen gegenüber als Ausdruck des geschichtlichen Sinnes, als Vorbote einer nicht mehr verherrlichen — nur verstehen wollenden dramatischen Dichtung. Gleichgiltig bleibt hierbei, daß Lentulus seine Rolle als feiger und tückischer Mitbewerber um die Hauptmannschaft wohl von Spiegelberg überkommen hat, und daß einige wenige seiner Reden ganz leise an die Spiegelbergs anklingen, aber keineswegs, wie A. Ehrhard will, ihnen wortgetreu nachgebildet sind. Hie Schiller — hie Ibsen! war, bei aller Verehrung, des nordischen Anfängers Grundsatz und bewährte Losung.

Schillers Dramen gehörten wohl mit zum Vorbereitungsstoff für das Examen, und daß Ibsen, in dessen Adern viel deutsches Blut fließt, auf das Deutsche besondere Sorgfalt verwendete, erweist die Note „sehr gut" in diesem Fache. Das einzige „sehr gut" das er davon trug; in der Muttersprache erhielt er nur „gut".[1]) Auf der Bühne kann er als Student höchstens ein Drama Schillers gesehen haben, Maria Stuart, die in der Zeit vom 16. Mai 1841 bis 17. April 1864 sieben Vorstellungen erlebte. Nach einem für mich besorgten Auszug aus den Vorstellungsverzeichnissen der haupt-

[1]) Vgl. Henrik Ibsens norske stilebog fra 1848 ved Siegwart Petersen, Kristiania 1898.

Digitized by Google

städtischen Bühne, des „Christiania-Theaters", sind außerdem nur noch vier Werke gegeben worden: als erstes Kabale und Liebe, zwölfmal, vom 8. März 1829 bis zum 4. Oktober 1839; dann die Räuber, siebenmal, vom 14. Mai 1830 bis zum 10. Juni 1833; endlich, als erfolgreichstes, die Jungfrau von Orleans im Winter 1873 auf 1874 (17. Oktober bis 15. März) neunzehnmal. Verwendet wurden meist dänische Übersetzungen, von Rahbeck (1760—1830) und Overskou (1798—1873), ferner solche von Lille Beyer, Ryge und Schaldemore, die sich meiner Beurteilung entziehen. Nur einer nicht aufführbaren Übertragung des Tell von Matias Skar, 1872, sei noch ein berichtendes Wort gewidmet. Umskrivet paa norsk, sagt der Titel und prentas paa Umskrivaren sin Kostnad. Der „Umschreiber" des „Vilhelm Tell" in diese mundartliche Sprache ist schwerlich auf seine Kosten gekommen, obwohl er das Lesen durch Erklärung einzelner Wörter unterm Strich zu erleichtern trachtet. Die den ersten Aufzug (Fyrste Stykket) einleitenden Lieder sind in Wort und Versmaß so romantisiert, daß von Schillers Weise kein Nachklang mehr zu vernehmen ist. Dann schließt sich wohl Vers für Vers so gut es geht der Urschrift an, aber — sind in solcher Sprache fünffüßige Jamben und jambengemäße Ausdrucksmittel möglich? Ist das nicht ein unleidlicher Widerspruch zwischen Kulturform und Natursprache, gleichviel nun, ob erkünstelter oder lebendiger! Wär' es nicht eben, als wenn wir den Tell in Reuters Platt oder ins Altbayrische umzugewanden suchten? Eher noch ließe sich Tell im Schweizer Deutsch denken, das einer sehr hohen, getragenen, geradezu dichterischen Rede mächtig ist. Und vielleicht besitzt für norwegisches Empfinden dieses von Skar gebrauchte „norsk" ähnliche Anpassungsmöglichkeit? Nein. Ibsens beißender Spott auf alle Sprachstreblerei kann nicht eigensinniger persönlicher Abneigung, muß dem echten, dem künstlerischen Sprachgefühl entsprungen sein. Besten Falles wäre aber Skars Beherrschung seines Instrumentes nicht durchaus zulänglich. Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen! lautet bei ihm: „nun bist du alt genug" (du lyter stad, no er du gamall nog). Die Milch der frommen Denkart wird zum „reinen, süßen Saft" (sevja = saft). Dergleichen Taten bringet jeder Tag — „sind jetzt Alltagskost", welchem unvornehmen Bild in der hochgespannten Sprache Tells sich dann auch die folgende Zeile nicht anfügt: „so bedarf es gewiß keiner Zeichen zum Vorboten (Kein Wunderzeichen braucht sie zu verkünden). Auch diesem jüngsten und — wer weiß — letzten Übersetzer Schillers wollen wir indes nicht bloß den Merker spielen, sondern sein liebevolles Bestreben anerkennen, das deutsche hohe Lied der Befreiung an den Felsenwänden der Fjorde widerhallen zu lassen. —

Digitized by Google

Keine große Verbreitung und tiefere Wirkung Schillers hat diese nicht unbeschränkte Aussicht und Übersicht gezeigt. Im norwegischen Volkscharakter scheinen sich werktüchtiger, aufs Tatsächliche gerichteter Sinn und Neigung zum Phantastischen und zur Mystik wie Ergänzungsfarben zu fordern. Weder mit jener kühlen, spröden, noch mit dieser befeuerteren und doch harten Farbe verträgt sich so recht der einer ganz andern Skala angehörige volle Schillerische Akkord, dies höchst gesteigerte süddeutsche Wesen, männlich und voll inniger Glut, selbstsicher und in Hingabe schmelzend, eine vollkommene Harmonie des Stark-Milden — leuchtend in vermähltem Strahl.

Miszelle.

Ein Urteil über Schiller aus der Schweiz (1795).

In Bern stand es nach dem Tode Hallers sehr mißlich um das eigentliche literarische Leben, und so konnte es geschehen, daß das Gebiet der schönen Literatur fast ausschließlich durch eine zweifelhafte Größe vertreten wurde, durch den Buchhändler Johann Georg Heinzmann aus Ulm (geb. 1757), einen ungemein fruchtbaren Schriftsteller, der seit 1778 in Bern ansässig war. Heinzmann hielt im Jahre 1795 ein Strafgericht über die zeitgenössische Literatur in dem Buche: „Appel (sic) an meine Nation über Aufklärung und Aufklärer, über Gelehrsamkeit und Schriftsteller ꝛc.“ Das Werk erschien auch unter dem geschmackvollen Titel: „Über die Pest der deutschen Literatur.“ Darin erlaubte sich Heinzmann die heftigsten Ausfälle gegen Lessing, Abbt, Wieland, Goethe, dessen Werther er unter den verächtlichsten Schriften aufzählte; besonders aber hatte er es auf Schiller abgesehen. „Schillers Geisterseher, die Kotzebueschen Werke, die Schillerschen, Klingerschen Dramen tragen ebenso stark zur Verschlimmerung unserer Sitten bei, als kein noch so vortreffliches Werk den Schaden wieder gut machen kann.“ — Wo er von der Kritik spricht, bemerkt er: „Jetzt sind es in Weimar und Jena zwei oder drei Herren, die den Ton angeben.“ Dann kommen die „Horen“ an die Reihe, in denen die Verfasser ja allerdings nicht genannt waren. Nachdem die Ankündigung als „ekelhaftes Geschwätz“, Goethes Epistel als „ein unbehülfliches, gezwungenes Ding“ bezeichnet worden, heißt es wörtlich: „Sodann kommt eine gezierte, von einem Halbgelehrten radotirte, mit sonderbaren Inversionen ausstaffirte, mit Kantischen Subversionen hazardirte Abhandlung über ästhetische Erziehung. Man liest oft ganze Seiten, ohne zu wissen, was eigentlich der Mann will. Es ist alles Impromptu, Geniekraft. Ideen fahren aus und auf gut Glück blind zu unter das Volk — wie unter eine Heerde Schweine.“

So konnte Schiller damals beurteilt werden in einem Lande, in dessen entlegensten Alpentälern er heutzutage der populärste Dichter ist.

Bern. Rudolf Fischer.

Digitized by Google

Rezensionen und Referate.

Schillerliteratur der Jahre 1902—1904.

Anfang Dezember 1902 wurden die Mitglieder der Goethegesellschaft durch eine außerordentliche, Schiller geweihte Gabe überrascht: Deutsche Größe, ein unvollendetes Gedicht Schillers 1801; Nachbildung der Handschrift, im Auftrage des Vorstandes der Goethegesellschaft herausgegeben und erläutert von Bernhard Suphan (Weimar, 1902). Den Kennern Schillers wurde damit zwar nichts eigentlich Neues geboten: in bedeutungsvoller Zeit, im Jahre der Gründung des neuen Deutschen Reichs, das Schiller ebenso wie die zielbewußte Entwicklung Deutschlands zur politischen Einigung unter Preußens Führung mit Begeisterung begrüßt hätte, waren die Entwürfe zu seinem Nationalhymnus an die Deutschen im elften Bande von Goedekes historisch-kritischer Ausgabe erschienen und wurden seitdem als der gewaltigste Torso seiner volltönenden Lyrik betrachtet. Aber der allgemeineren Aufmerksamkeit blieben sie doch entzogen und auch ihre Aufnahme in Sauers Sammlung der Säkulardichtungen änderte daran nichts. So war es ein sehr glücklicher Gedanke des Vorstandes der Goethegesellschaft, die bedeutenden Blätter durch eine genaue künstlerische Reproduktion gewissermaßen lebendig vor Augen zu legen; nur muß man bedauern, daß durch die Beschränkung auf den doch sehr kleinen Kreis der Mitglieder der Goethegesellschaft, denen die im Buchhandel nicht käufliche Publikation zuging, wiederum eine allgemeinere Verbreitung der Kenntnis der Entwürfe verhindert ist, ein Umstand, der durch Zeitungsartikel und Vorträge doch nicht genügend paralysiert erscheint. Über die ausgezeichnete, in der Berliner Reichsdruckerei hergestellte Wiedergabe der drei Schillerschen Blätter wäre jedes Wort des Lobes zu viel: daß man im Interesse der Haltbarkeit auf peinliche Reproduktion der Papiergattung verzichtet und aus den Einzelblättern ein zusammenhängendes Dreiblatt gemacht hat, ist durchaus zu billigen. Suphans erläuternde Beigaben versuchen

Digitized by Google

als Entstehungszeit des Entwurfs den Frühling 1801 festzulegen und ergehen sich dann in längerer Erörterung über den Kosmopolitismus und Patriotismus der großen Weimarischen Dichter um die Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts, um damit die „temporären Grundanschauungen, auf denen das Verständnis des Gedichts ruht, klarzulegen“ (S. 11). Daß und aus welchen Gründen ich Suphans Datierungsversuch, dessen schwache Begründung er übrigens selbst gefühlt zu haben scheint („Es kommt übrigens auf Tag, Woche und Monat wenig an; wertvoller ist es zu einer ideellen Zeit zu gelangen“ heißt es S. 10), für verfehlt halte und welche Zeitbestimmung aus dem Inhalt der Blätter selbst, wenn man ihn allseitig vorsichtig erwägt, mit aller nur wünschenswerten Sicherheit zu gewinnen ist, habe ich in einem besonderen Aufsatz in diesem Heft (oben S. 3 ff.) eingehend erörtert, auf den ich daher hier verweisen darf. Ob mit den an sich dankenswerten allgemeineren Betrachtungen wirklich für das Verständnis des Entwurfs selbst viel erreicht wird, mag dahingestellt bleiben: mir hätte ein konkreteres Eingehen auf Anschauungen und Gedanken Schillers, die sich inhaltlich mit denen des Entwurfs berühren, ersprießlicher geschienen als die Zitate aus Herder, Goethe, Schleiermacher, die oft eine spezielle Beziehung auf den Entwurf vermissen lassen. Was das Zitat aus Schleiermachers Reden über die Religion betrifft, wo Suphan (S. 18) zweifelnd fragt, ob Schiller die Apologie gekannt habe, so wäre statt dieser Frage doch wohl ein Hinweis auf Schillers Brief an Körner vom 26. September 1799 (Briefe 6, 88) am Platze gewesen, in dem uns Kenntnis und zugleich Ablehnung jener Reden bezeugt ist.

Zum Texte Schillers seien noch ein paar Bemerkungen gestattet, da sich mir bei genauer Vergleichung des Faksimiles mit dem Abdruck bei Suphan eine Anzahl Stellen ergeben hat, wo beide voneinander abweichen, also der Abdruck Fehler enthält. „Die eilfertigen Züge,“ sagt Suphan S. 4, „sind öfters auch für den nicht Ungeübten schwierig zu entziffern“: die im folgenden aufgeführten Stellen sind meines Erachtens nur eindeutig zu lesen. Zeile 54 schrieb Schiller von der deutschen Sprache „die voller Sinn ist,“ nicht „die voll Sinn ist“: hier ist der Schlußschnörkel nicht berücksichtigt, zu dem Schiller bei schnellem Schreiben gern die Endsilben -em, -en und -er zusammenzieht, dessen Nichtbeachtung, in unserm Falle für den Sinn bedeutungslos, in Jonas' Ausgabe der Briefe zu dem Artikel „d“ (= „dem, den, der“) und den vielen scheinbar unflektierten Dativen, also zu ganz unerträglichen Wortbildern geführt hat. In demselben Passus über die Sprache heißt es Zeile 61 „Wir können (geschrieben „kennen“) das jugendlich Griechische und das modern Ideelle ausdrücken“: diesen Schreibfehler „kennen“ für „können“ muß ich so lange für höchst unwahrscheinlich halten, bis er mir ein zweites Mal nachgewiesen wird; ein Blick in das Originalblatt zeigt, daß Schiller

Digitized by Google

„lernen" geschrieben hat, wodurch zugleich ein besserer Sinn erzielt wird, da der Dichter ein Zukunftsbild von der deutschen Sprache entwirft, deren weltbeherrschende Stellung er kommen sieht, die er für den Ausdruck des Griechischen und des Modernen geschmeidig werden sieht. Zeile 101 ist „schöpfte", nicht „schöpft" zu lesen, parallel dem „blieb" in Zeile 107; Zeile 104 „präget", nicht „prägt", was auch das gleich folgende Reimwort „wäget" verlangt. An zwei Stellen sind Zusätze und Varianten im Abdruck nicht so an die richtige Stelle gesetzt, daß das Original und ihre Stellung dort deutlich erkennbar wäre: bei der Randbemerkung Zeile 32 muß man sehen, daß sie durch Verbesserung von „er" in „ein" in den eigentlichen Kontext direkt hineingezogen wurde; Zeile 110 ist im Abdruck nicht deutlich, daß „angeborne Krone" Variante zu „hohe Krone" sein soll und im Original nur aus Raummangel neben statt über das Letztere geschrieben ist. Mit Kommata, die Schiller mit in die oben erwähnten Endsilbenschnörkel einzubeziehen pflegt, konnte daher an einigen Stellen (Zeile 78. 88. 139. 162) etwas weniger gespart werden. Die ziemlich sichere Konjektur zu Zeile 29 ist, was erwähnt werden mußte, schon von Rudolf im Archiv für das Studium der neueren Sprachen 71, 466 gemacht worden. Die Ergänzung „Schatten" Zeile 145, die Suphan S. 12 für sicher hält und durch ein Zitat aus Herders Ideen erklären will, dessen Beziehung zu Schillers Satz, zumal es auch das betreffende Wort gar nicht enthält, mir völlig dunkel geblieben ist, begegnet doch starken Zweifeln: das Wort gibt weder in der gewöhnlichen Bedeutung noch in der, die es für Schiller in der Horenzeit hatte, hier einen Sinn; der freigelassene Raum ist für vier Buchstaben viel zu groß; eine befriedigende Lösung des rätselhaften Wortfragments vermag auch ich nicht zu geben: sollte Rudolf (S. 465) mit seinem „Scharen" das Richtige treffen und Schiller wegen der mangelnden Prägnanz und Anschaulichkeit dieses Ausdrucks die Feder vor dem Ende des Wortes abgesetzt haben? —

Eine Auswahl aus Schillers philosophischen Arbeiten hat als Band 103 der bekannten Philosophischen Bibliothek Eugen Kühnemann vorgelegt (Schillers philosophische Schriften und Gedichte, Auswahl, zur Einführung in seine Weltanschauung mit ausführlicher Einleitung herausgegeben. Leipzig, Dürr, 1902). Das Buch enthält die prosaischen Aufsätze über Anmut und Würde, über die ästhetische Erziehung des Menschen (nur die ersten neun Briefe), über das Erhabene und über naive und sentimentalische Dichtung, ferner das Gedicht „Das Ideal und das Leben" und die Votivtafeln. Den Texten ist ein Namen- und ein Sachregister über die wichtigsten Termini angefügt, Einzelerläuterungen dagegen nicht beigegeben, was besonders für das große Horengedicht zu bedauern ist. Die begeistert, glänzend und sehr klar geschriebene Einleitung umfaßt 90 Seiten, fast ein Viertel des

Digitized by Google

ganzen Buches. Kühnemanns älteres, auf jeden Fall sehr verdienstliches und förderndes Werk über Kants und Schillers Begründung der Ästhetik, in dem er versucht hat, dem Gegensatz beider Denker in bezug auf ihre Stellung zu dem rigoristischen Grundprinzip der Moral etwas von seiner immer wieder betonten Schroffheit zu nehmen, und die geteilte Aufnahme seiner Darlegungen ist bekannt: die Kontroverse aufs neue zu erörtern ist dieses Referat nicht der Ort; ich bekenne nur, daß ich Kühnemanns Tendenz, der sich der tatsächlich vorhandenen Abweichungen Schillers von Kant in der Darstellung und Formulierung durchaus bewußt ist, vollkommen billige und wie er der Meinung bin, daß von einer Uneinigkeit in prinzipiellen Punkten, die beide Denker auch in eigenen Zeugnissen direkt abgelehnt haben, gegen die die Kampfstimmung der Xenien nicht ernstlich ins Feld geführt werden kann, keine Rede sein kann. Kühnemanns Standpunkt ist auch in der vorliegenden, zunächst für das Studium der Lehrer an höheren Schulen und Seminaren bestimmten Einleitung derselbe geblieben. In knapper, aber sehr klarer und übersichtlicher Weise wird die Quintessenz der Kantischen Philosophie und der Gedankengehalt der philosophischen Abhandlungen Schillers unter steter Betonung des pädagogischen Wertes, den Schillers Arbeiten an sich und als Vorbereitung auf das Studium Kants haben, vorgeführt und man kann nicht anders als dem Verfasser zustimmen, wenn er von einer liebe- und verständnisvollen Einführung unsrer Jugend in diese Prachtstücke unsrer klassischen Literatur die allertiefste Wirkung und ein heilsames Gegengewicht gegen so manche destruktive und verzerrte Strömungen der Gegenwart erhofft. Wenn Kühnemann S. 74 Anmerkung den Aufsatz über das Erhabene trotz Harnacks überzeugenden Darlegungen in seinem Schiller S. 322 und dann im Euphorion 6, 542 wiederum wegen der darin vorkommenden prosaischen Paraphrase des Gedichts „Schön und Erhaben“ (1803 umgetauft in „Die Führer des Lebens“) in die Horenzeit setzen will, so möchte ich bei dieser Gelegenheit noch auf zwei Momente hinweisen, die vielleicht Harnacks Auffassung zu stützen geeignet sind: das Zitat aus Nathan, mit dem der Aufsatz beginnt, ist Schiller wohl bei seiner Beschäftigung mit dem Stück für das Weimarer Theater im Frühjahr 1801 (vgl. Briefe 6, 268. 272) aufs neue lebendig geworden; das Wort „Lichtgedanke“ begegnet bei Schiller nur zweimal, in unserm Aufsatz (Sämtliche Schriften 10, 224) und in der Gunst des Augenblicks Vers 24, also in einem 1801 entstandenen Gedicht; beide Beobachtungen würden für 1800 oder 1801 als Entstehungszeit des Aufsatzes verwertbar sein. —

Eine Reihe vortrefflicher Charakterbilder aus Schillers schwäbischem Freundeskreis führt uns ein liebenswürdiges Buch Julius Hartmanns vor, das in gleicher Weise literarhistorischen und lokalgeschichtlichen Interessen dienen will (Schillers Jugendfreunde. Stuttgart und Berlin,

Digitized by Google

Cotta, 1904). Eine schlichte Einleitung, die in ihrer Kürze und Einfachheit wohltuend absticht gegen die phrasenhafte Geschwätzigkeit eines Portig, behandelt Schiller und die Freundschaft. Auf die Lorcher Kindheitsgenossen Moser und Conz folgen die Ludwigsburger Schulfreunde, unter denen Hoven und Elwert die erste Stelle einnehmen, dann die lange Reihe der Jünglinge, denen Schiller in der Karlsschule nahetrat. Diese wird eröffnet durch die Freunde unter den Lehrern, den schwärmerisch verehrten Abel, Drück und Nast; an sie schließt sich der engere Freundeskreis, Scharffenstein, Petersen, Haug, Lempp, Schubart, Dannecker, Zumsteeg; dann die medizinische Gruppe, endlich die übrigen Karlsschüler, denen der treue Andreas Streicher als erster beigeordnet ist. Zahlreiche Porträts suchen das Bild, das der Verfasser von den einzelnen Männern entwirft, auch nach der Seite der äußeren Erscheinung hin erfolgreich zu unterstützen: daß darunter so viele Silhouetten sind, wie sie die Zeit mit ihrer lavaterisch einseitigen Betonung der Form der Profillinie liebte, ist bedauerlich; um so mehr Freude hat man an den wenigen wirklichen Porträts. Vieles bisher unbekannte oder doch an schwer zugänglichen Stellen veröffentlichte oder verschollene Material ist von Hartmann teils inhaltlich verwertet, teils im Wortlaut vorgelegt worden: ich hebe besonders hervor die Auszüge aus Briefen Drücks an weibliche Verwandte (S. 125), die aus der Urschrift zum ersten Mal vollständig mitgeteilten Erinnerungen Scharffensteins (S. 147), desselben Briefe an Dannecker und Urkull (S. 176. 181), ein unvollendetes Manuskript Petersens über Schillers Jugendgeschichte, vermehrt durch eine Reihe einzelner Schiller betreffender Notizen aus seinem Nachlaß (S. 192), die Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen Lempp und Scharffenstein (S. 228; vgl. schon Müllers kurze Notizen in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte 9, 236), die Briefe Danneckers an Scharffenstein (S. 260), endlich einen Brief Goethes an Zumsteeg vom 6. September 1797 (S. 276). Dankenswert ist, daß Wittmann eine Reihe der in seinem Besitz befindlichen und in den Bildern aus der Schillerzeit erst zum Teil veröffentlichten Briefe an Schiller Hartmann für sein Buch zur Verfügung gestellt hat, die dieser nun mit andern im Marbacher Schillerbuch S. 305 auch im Wortlaut vorgelegt hat. Unsre Kenntnis von Schillers Jugendentwicklung und Charakter wird natürlich durch das, was wir hier Neues erfahren, nirgends wesentlich beeinflußt, doch ergeben sich hier und da kleine Korrekturen an unserm festen Besitzstande von Tatsachen und kleine bisher unbekannte Züge dienen zuweilen dazu, die bekannten Linien und Farben kräftiger hervortreten zu lassen.

Im einzelnen geben mir folgende Stellen Anlaß zu Bemerkungen. Wohl nur durch ein Versehen wird S. 49 behauptet, Hoven sei bereits im Dezember 1780 aus der Akademie entlassen worden, während Schiller noch ein Jahr darin habe ausharren müssen: beide verließen um die an-

Digitized by Google

gegebene Zeit zusammen das Institut (vgl. Minor, Schiller 1, 267). Bei Erwähnung der Würzburger Differenzen zwischen Frau von Hoven und Karoline Schelling (S. 61) hätte auf Wegeles Vortrag „Ein Frauenkrieg an der Universität Würzburg“ (Vorträge und Abhandlungen S. 291) hingewiesen werden sollen. S. 65 wird nach Elwerts Bericht die bekannte Anekdote mitgeteilt, wie der neun- oder zehnjährige Schiller auf dem Hügel zwischen Neckarweihingen und Harteneck „mit poetisch-prophetischer Emphase“ Segen und Fluch über die beiden Dörfer ausspricht: es scheint noch nicht bemerkt worden zu sein, daß hier nichts Andres vorliegt als eine parodistische Reminiszenz aus dem Unterricht in der biblischen Geschichte; Schillers emphatischer Erguß ist eine mehr oder weniger bewußte Nachahmung der Situation Bileams, der von erhöhtem Hügel aus die Israeliten segnet und die Moabiter verflucht (Numeri 22—24). S. 70 und 71 sind zwei Einträge Schillers aus Elwerts Stammbuch, datiert vom 4. März 1779, im Faksimile mitgeteilt, ein Zitat aus dem Werther und eins aus dem Würtembergischen Gesangbuch: die von Hartmann nicht genauer nachgewiesene Wertherstelle (es sind die Schlußworte des Briefs vom 22. Mai, Der junge Goethe 3, 248, ungenau und also wohl frei aus dem Gedächtnis zitiert), die im Original die erste Anspielung auf den künftigen Selbstmord bildet, ist wohl hier anders und nur vom Austritt aus dem „Kerker“ der Akademie gemeint (vgl. auch S. 90. 337). Nach einer S. 111 mitgeteilten Stelle aus Abels handschriftlicher Selbstbiographie bezeichnet sich dieser als Mitarbeiter an Schillers Anthologie und nennt speziell den „Fluch eines Eifersüchtigen“ als von ihm verfaßt: es liegt kein Grund vor, an der Richtigkeit dieser Angabe zu zweifeln; damit wäre nicht nur dieses Gedicht, sondern auch die drei andern mit der gleichen Chiffre X unterzeichneten Nummern „An Fanny“, „An mein Täubchen“ und „An Gott“ (Sämtliche Schriften 1, 277. 287. 293. 348), die man ohne durchschlagende Gründe Schiller bald zu- bald abgesprochen hat, für Abel gesichert. Unter Nasts Arbeiten für Schillers Thalia (S. 141) hätte erwähnt werden müssen, daß Schillers Aufsatz über Lykurg und Solon mit einer Abhandlung Nasts im allerengsten Zusammenhang steht (vgl. Sämtliche Schriften 9, VII und oben S. 120 ff.). S. 144 wird behauptet, daß die Bundesnamen Schillers und Scharffensteins, Selim und Sangir, „in Anlehnung an Kleist“ gebildet seien: in dessen Erzählung „Die Freundschaft“ (Werke 1, 103) heißt das Freundespaar Leander und Selin; wo ist da die Anlehnung? In Scharffensteins Erinnerungen ist das H (S. 149) zu „Hoven“, nicht zu „Haug“ zu ergänzen (vgl. seinen eigenen Bericht über seinen wertherisierenden Roman S. 46). Bei der Darstellung Streichers und seiner Verdienste um das Wiener Musikleben (S. 302) vermisse ich einen Hinweis auf Hoffmanns Aufsatz in den Findlingen S. 419 und auf Hanslicks Geschichte des Wiener Konzertwesens. Wichtig

Digitized by Google

ist der Nachweis (S. 347), daß die im Freimütigen von 1805 veröffentlichten Aufsätze über Schillers Jugendjahre, die man bisher wegen ihrer Chiffre —j— allgemein Petersen zuschrieb, trotz dieser Chiffre nicht wohl von ihm herrühren können: die durchschlagenden Gründe sind, daß Petersen bei seiner schwerfälligen Arbeitsweise kaum so bald nach Schillers Tode mit diesen Artikeln fertig sein konnte, daß er alle seine Vorarbeiten zu den Aufsätzen im Morgenblatt gewissenhaft, oft in mehrfachem Entwurf auf einzelnen Zetteln aufbewahrte, während jede Spur einer Vorarbeit zu den Fragmenten im Freimütigen fehlt, endlich daß, wie schon Weltrich bemerkt hat, Petersen sich zu der Angabe des Freimütigen über die Quelle der Räuber direkt in Widerspruch setzt; wer war aber der Verfasser? Man muß natürlich von der Chiffre ausgehen: an Scharffenstein ist wohl nicht zu denken (vgl. S. 146); sollte Massenbach in Potsdam, den Schiller noch im Mai 1804 dort besucht hatte (vgl. S. 78), Beziehungen zu Merkel gehabt und die Artikel verfaßt haben? Die Behauptung endlich (S. 352), daß das S. 296 abgedruckte Stammbuchblatt für Weckerlin nicht mit dem in den Sämtlichen Schriften 1, 133 veröffentlichten identisch sei, scheint mir unbegründet, da Goedekes Vorlage im Besitz von Schillers Tochter schon der Korrekturen wegen nur eine Abschrift gewesen sein kann, nicht, wie er annimmt, das in der Stuttgarter Bibliothek befindliche Original. —

Ein kleines, bei Gelegenheit der Gründung des Schillerverbands deutscher Frauen veröffentlichtes Büchelchen über Christophine Reinwald aus der Feder der Witwe des bekannten Julius Braun, dem wir die Sammlungen der zeitgenössischen Kritiken über Goethes, Schillers und Lessings Werke verdanken (Christophine, Schillers Lieblingsschwester, ein Lebensbild. Berlin, Stahn, 1902), hat keinerlei wissenschaftliche Bedeutung, weshalb ich nicht näher auf seinen Inhalt einzugehen brauche. Das mit soviel Selbstüberwindung und Freudigkeit getragene Martyrium Christophinens wird auf Grund und meistens mit wörtlicher Benutzung der bekannten Quellen in populärer Weise, nirgends in die Tiefe gehend oder Menschen und Dinge originell betrachtend, geschildert. Die S. 172 mitgeteilten drei bisher unbekannten Briefe der Greisin an Frau von Notter in Stuttgart sind unbedeutend und hätten den Abdruck eigentlich nicht verdient, da sie zur „Charakteristik" der Schreiberin trotz der gegenteiligen Versicherung der Verfasserin nicht das Mindeste beitragen. Einiges neue bringt die ausführliche Lebensskizze Reinwalds (S. 68), in der uns die unglaubliche pekuniäre Armseligkeit und Knauserei des kleinstaatlichen Thüringens an einem typischen Beispiel entgegentritt; seine Tätigkeit als Germanist, die hier nicht ohne Irrtümer behandelt wird, verdiente einmal eine kurze Charakteristik von fachmännischer Seite. Bemerkungen wie die (S. 145), „Xst" sei eine für Reinwald „originelle" Abkürzung, über die selbst Hermann Grimms prüfendes Auge (vgl. S. IX)

Digitized by Google

hinweggelesen hat, hätten selbst bei einem weiblichen Autor nicht vorkommen dürfen. —

Die Feststimmung des Säkulartages, dem wir entgegengehen, liegt mit hellem Glanze über dem Buche, in dem es Fritz Jonas unternimmt, dem deutschen Volke, nicht den Literaturforschern, die Persönlichkeit seines Lieblingsdichters in Kürze und möglichst mit seinen eigenen Worten oder in Urteilen seiner Freunde vorzuführen (Schillers Seelenadel. Berlin, Mittler, 1904). Der etwas preziöse Titel steht in Widerspruch zu dem ganz vortrefflichen Inhalt des Buches, das, ohne jedes phrasenhafte Pathos, tiefe und genaue Kenntnis des Stoffes mit geschmackvoller Anordnung im einzelnen, warmer und nirgends übertriebener Begeisterung und schlichter Darstellungsweise aufs beste vereinigt. Es war zweifellos ein sehr glücklicher Gedanke, einmal wieder ein Charakterbild Schillers nicht in der üblichen streng historischen Form einer biographischen Darstellung, sondern, das Verwandte zusammenfassend, nach größeren, rein inhaltlich bedingten, allgemeinen Gesichtspunkten zu entwerfen. Nach einer Einleitung, in der Willenskraft und Freiheitsdrang als die psychologischen Grundzüge von Schillers Charakter erläutert werden, folgen acht Kapitel über äußere Erscheinung und Eindruck der Persönlichkeit, Not und Sorge, Freundschaft, Liebe, Auffassung der Natur, religiöse Anschauungen, Arbeitsweise, Sprache und Stil. Man kann dem Buche nur die allerweiteste Verbreitung wünschen und hoffen, daß es die Liebe zu seinem hohen Helden, mit der es selbst geschrieben ist, auch in recht vielen gleichgiltigen, zweifelnden, ja widerstrebenden Herzen wecken möge. Nur eine Ausstellung möchte ich machen: das Schlußkapitel über Sprache und Stil hätte unbeschadet des Gesamteindrucks fehlen können und bei den populären Zwecken des Verfassers meines Erachtens auch sollen. Die Behandlung sprachlicher und stilistischer Dinge setzt eine Menge von Vorkenntnissen voraus, um in ihrer wirklichen Bedeutung gewürdigt zu werden: die Einsicht in Wesen und Wert derartiger Betrachtungen liegt dem allgemeinen Bewußtsein der Gebildeten fern und es wird daher viele Leser geben, die dieses Kapitel fremd anmutet und die nichts damit anzufangen wissen, wenn ihnen hier Antithesen, Komposita und Epitheta in etwas schulmäßiger Weise aufgezählt werden. Auch sachlich ist dieses Kapitel vielfach anfechtbar, so z. B. in der Aufzählung der schwäbischen Eigenheiten (Jonas' „Schwabismen" ist kein schönes Wort) und der „sonst wohl kaum üblichen" Komposita (S. 228), wo Worte mit untergelaufen sind, die der Sprache der damaligen Zeit ganz geläufig waren. Daß ich eine wissenschaftliche Untersuchung von Schillers Stil für höchst wichtig und dringend notwendig halte, bedarf keiner Versicherung (vgl. Euphorion 10, 693). Außerdem sei noch auf zwei Stellen besonders hingewiesen: S. 48 ist ein interessanter Brief Funcks an Körner vom 17. Januar 1796, nach leidiger moderner Unsitte schon einmal in einem

Digitized by Google

rasch verwehenden Zeitungsblatt abgedruckt, größtenteils mitgeteilt, in dem uns reizende Einzelheiten über den intimen Verkehr Schillers mit Goethe in des ersteren Häuslichkeit berichtet werden; S. 166 behauptet Jonas einen tiefgehenden Einfluß der Gedichte Kleists auf Schillers Epitheta in der Horenzeit, die Humboldt gerade durch Neuheit ausgezeichnet fand, ein Gedanke, der eine genauere Untersuchung verdiente. —

Im beherrschenden Mittelpunkt der Darstellung stehen Schillers Dramen in einem interessanten, vielfach anregenden, auf minutiösester Kleinarbeit und großer Belesenheit beruhenden Buche, mit dem uns Julius Petersen, ein Urgroßneffe von Schillers Jugendfreund, beschenkt hat (Schiller und die Bühne, ein Beitrag zur Literatur- und Theatergeschichte der klassischen Zeit. Berlin, Mayer und Müller, 1904. Palaestra 32). Mit vollem Recht führt er am Schlusse (S. 466) einen großen Teil der oft in gehässigster Form geäußerten Eingenommenheit der Kritiker des 19. Jahrhunderts, denen Otto Ludwig den Weg wies, gegen Schillers dramatischen Stil darauf zurück, daß sie nicht imstande waren, das Jambendrama der Epigonenzeit, in dem das lautere Gold des Meisters zur abgegriffenen Scheidemünze wurde, von ihm selbst zu trennen. Der Verfasser stellt in seiner Studie Schiller in den großen, weiten Rahmen der Entwicklung der theatralischen Technik von Gottsched bis Kotzebue, in die theoretischen und praktischen Bühnenbestrebungen dieser ganzen wandlungsreichen Epoche hinein, wobei auch Ausblicke auf modernere Phasen des deutschen Theaters nicht fehlen, und versucht „den gemeinsamen Boden zu untersuchen, auf dem Schillers Dichtung zwischen diesem Unterholz (Kotzebue, Iffland, Großmann, Möller und wie sie alle heißen) wurzelt“ (S. 467). So ist denn in der Ausführung mehr ein wichtiger Beitrag zur deutschen Theatergeschichte im allgemeinen als eine eigentliche Schillerstudie entstanden. Petersen zerlegt seinen Stoff in drei große Abteilungen, „Die Angaben für das Publikum“, „Die Inszenierung“ und „Das Spiel“, von denen jede wieder in eine größere Anzahl einzelner Kapitel zerfällt. Die genaue und gewissenhafte Darlegung aller dieser technischen Dinge, in die sich der Verfasser liebevoll versenkt hat, lehrt aufs neue, wie viel wir stillschweigend, indem wir von heutigen Bühnenzuständen und -gepflogenheiten ausgehen, fälschlich in die Vergangenheit projizieren und uns damit den Weg zum richtigen Verständnis des älteren Bühnenbildes und der für dieses bestimmten dramatischen Dichtung der Zeit verbauen: ich weise, um nur ein einziges Beispiel unter vielen herauszugreifen, auf die Bemerkungen über den Gebrauch des Vorhangs und Zwischenvorhangs, damit zusammenhängend der kurzen und langen Bühne und über die szenische Verwandlungstechnik hin. Die Einflüsse, die dichterische Phantasie und faktische Bühne gegenseitig aufeinander ausüben, werden durchweg mit einer Feinsinnigkeit erörtert, die diese scheinbar so trockenen und äußerlichen Dinge mit farbigem Leben

Digitized by Google

beseelt und nirgends den Blick über die Einzelheiten hinweg auf die dichterische Gesamterscheinung verliert. Was Schiller speziell angeht, so möchte ich auf folgende Stellen besonders hinweisen: S. 130 wird gegen Bellermann und Kettner die Unmöglichkeit nachgewiesen, im Punkte der einzelnen Zeitangaben in den Schillerschen Dramen zu einer klaren und einheitlichen Vorstellung zu gelangen; nach S. 181 und 235 hatte Schiller von den in den Rahmen eines einheitlichen Bühnenbildes gemeinsam zusammenzufassenden Anschauungsobjekten selten eine ganz klare Phantasievorstellung, was mit einem ursprünglichen Mangel an plastischer Begabung zusammenhängen mag und erst in späteren Jahren teils durch die Weimarische (kaum schon die Mannheimer) Bühnenerfahrung, teils durch Anregungen aus der bildenden Kunst (S. 183. 237) sich besserte; der etwas grobe Effekt in der Gefängnisszene des Egmont, wie sie auf dem Weimarer Theater dargestellt wurde, der durchaus nicht zu Iffland s feiner Detailmalerei stimmt, muß nach S. 220, gestützt auf verschiedene, voneinander unabhängige Äußerungen Goethes, mit denen auch Genasts Zeugnis sich deckt, doch wohl gegen Boxberger und Köster auf Schillers Rechnung gesetzt werden. Zwei kurze Anhänge berichten über eine handschriftliche Bearbeitung des fünften Akts der Räuber durch Tieck vom Jahre 1789 und über eine Bühneneinrichtung des Carlos von zwei unbekannten Verfassern aus dem Jahre 1790. —

Eine Untersuchung zum Geisterseher hat der inzwischen verstorbene Adalbert von Hanstein vorgelegt (Wie entstand Schillers Geisterseher? Berlin, Duncker, 1903. Munckers Forschungen zur neueren Literaturgeschichte 22). Meines Erachtens müssen die Ergebnisse dieses Buches rundweg abgelehnt werden, da der Verfasser auf eine höchst unmethodische Weise an eine mangelhaft begründete Kombination schwerwiegende Folgerungen geknüpft hat, die er mit einer Unbefangenheit und Breite auseinandersetzt, wie sie nur dem Dilettanten, nicht dem Forscher eignen. Hanstein untersucht zunächst Leben und Charakter der drei bisher als Originale für Schillers Prinzen in Anspruch genommenen deutschen Fürsten, Karl Alexander von Würtemberg, Friedrich von Hessen und Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, und findet mit Recht, daß die Parallele bei keinem so recht stimmen will, wenn auch bei dem Letztgenannten sich die vergleichbaren Züge etwas dichter gesät finden. Dann erzählt er sehr ausführlich von Elise von der Reckes Reisen in Deutschland und ihrer Bekehrung vom Mystizismus zum Rationalismus, die in einem Gedicht und einem kurzen manifestähnlichen Aufsatz im Mai 1786 der Berliner Monatsschrift, verbunden mit einer Absage an den früher von ihr verehrten Cagliostro, der sich kurz zuvor auf sie berufen hatte, zu prägnantem Ausdruck kam. In einem zwei Monate später in derselben Zeitschrift erschienenen Schreiben eines Prinzen Friedrich Heinrich Eugen von Würtemberg, in dem dieser in ganz allgemein gehaltenen Wendungen

Digitized by Google

ohne jede persönliche Farbe die theoretische Möglichkeit von Geistererscheinungen gegen Frau von der Recke in Schutz nimmt, sieht Hanstein das Schillers Phantasie anregende Moment und in dem Briefschreiber selbst das Original zu dem Prinzen des Romans. Ein Schlußkapitel berichtet dann eingehend vom Leben dieses Prinzen und noch viel ausführlicher vom Religionswechsel seiner Schwester Elisabeth, der für unsre Frage gänzlich bedeutungslos ist, läßt aber die vom Verfasser selbst (S. 57) aufgestellte Hauptfrage, ob Schiller diesen prinzlichen Brief gekannt oder Näheres von seinem Verfasser gewußt hat, merkwürdigerweise ganz unerörtert. Unsre Einsicht in die Entstehung des Geistersehers, die allerdings noch einer gründlichen Aufklärung bedarf, ist durch Hansteins Darlegungen in keinem einzigen Punkte gefördert worden. Mir scheint noch immer über allen Zweifel erhaben (vgl. schon meine Bemerkungen gegen Harnack im Euphorion 6, 139), daß der Plan eines Friedrich Imhof, den Schiller 1783 in Bauerbach faßte und für den er sich Reinwalds bibliothekarische Hilfe in Form von Büchern über Jesuiten und Konversionen, Bigottismus, Inquisition und Opfer des Spiels erbat, den wir ferner mit Streichers Zeugnis von einem Gespenstdrama identifizieren müssen, nichts andres als der Keim des späteren Geistersehers ist, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß im einzelnen Fabel und Motive sich notwendig gedeckt haben müßten. Ich verstehe nicht, wie Hanstein, dem (nach S. 3 zu urteilen) diese Kombination, die ja nicht neu ist, wenn auch nur in den allgemeinsten Umrissen bekannt ist, trotzdem später (S. 57) behaupten kann, daß bis 1787 von einer Vorbereitung der Ideen des Geistersehers in Schillers Phantasie „keine Spur" zu finden sei. Vielleicht würde eine planmäßige Durchforschung des betreffenden älteren Bestandes der Meininger Bibliothek, die längst hätte geschehen sollen, hier doch einiges Licht verschaffen und wohl auch über den bisher ganz rätselhaften Friedrich Imhof etwas Gesichertes zutage fördern können, das für die genauere Erkenntnis dieses Planes verwertbar wäre. Sicher ist, daß der Plan zunächst dem Carlos weichen mußte und erst nach einigen Jahren durch die mystisch-spiritistischen Zeitströmungen und den lebhaften Meinungsaustausch über diese Materien im Privatleben und in der Öffentlichkeit wieder zum Leben erwachte. Daß hier auch die Erlebnisse und Äußerungen der Frau von der Recke als erregendes Moment mitgewirkt haben mögen, soll Hanstein nicht bestritten werden, schon weil es eigentlich selbstverständlich ist. Die Hauptfigur in diesem Ideenkreise bleibt aber doch immer der Sizilianer Cagliostro, dem nicht nur Körner, sondern auch, was Hanstein entgangen ist, Schiller selbst im Gespräch mit Rochlitz nachsagt, daß er nicht nur Veranlassung und Reiz, sondern auch manchen Stoff zu dem Romane gab. Über der Figur des Prinzen schwebt nach wie vor dasselbe Dunkel und ich vermag zwischen ihm und dem von Hanstein herbeigezogenen Prinzen Friedrich

Digitized by Google

Heinrich Eugen von Würtemberg keine Spur von geistiger Verwandtschaft zu entdecken, die über die allerallgemeinsten Züge hinausginge. Die Wissenschaft hat meines Erachtens noch immer den Standpunkt jenes jenaischen Rezensenten einzunehmen, der im September 1790 schrieb (Braun, Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen 1, 267): „Es hat freilich an ähnlichen Ereignissen nicht gefehlt, allein der protestantische Prinz, dessen Schicksale Gegenstand dieses Werkes sind, hat nur in der Phantasie des Verfassers seine Wirklichkeit; der Grund dieser Voraussetzung ist, daß die neuere Geschichte kein Faktum enthält, welches damit zusammenträfe, und doch ein solches Schicksal eines protestantischen Prinzen aus einem großen Hause auf keine Weise hätte verborgen bleiben können." Auch eine Reihe kleinerer Irrtümer zeigen das mangelhafte Wissen des Verfassers: die Berliner Monatsschrift soll, obwohl S. 71 richtig Gedike und Biester genannt sind, nach S. 60 von „einem aufklärerisch gesinnten Schulmann" und „einem rationalistischen Buchhändler" herausgegeben worden sein; S. 62 heißt die Geliebte Karl Eugens von Würtemberg zweimal Franziska von Hohenstein; nach S. 64 wäre die Garnison des aus Schlossers Jugendleben bekannten Friedrich Eugen von Würtemberg „das lieblich an der Spree gelegene Treptow bei Berlin" gewesen, während er doch in Hinterpommern in Treptow an der Rega gelebt hat; der in den mystisch-rationalistischen Kämpfen der Aufklärungszeit so viel genannte Stark soll nach S. 71 Hofprediger in Braunschweig gewesen sein. —

In einem gedankenreichen und formvollendeten Vortrag hat endlich Ludwig Fulda Schillers Verhältnis zur Gegenwart beleuchtet (Schiller und die neue Generation. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1904). Er sucht nach den Gründen, die die Schätzung Schillers in der breiteren Masse der Gebildeten von dem Höhepunkt der Säkularfeier von 1859 bis zu dem heutigen Tiefstand der naturalistischen Generation geführt haben, die teilweise nach dem Muster ihres großen Irrlehrers Nietzsche seine große und machtvolle Persönlichkeit mit einem schamlosen Witzwort glaubt beseitigen zu können. Er findet die bedingenden Faktoren dieses Wandels in der politischen, kulturellen und künstlerischen Entwicklung der letzten vier Dezennien, die uns aus Kämpfenden zu Besitzenden, aus sehnenden Idealisten zu satten Realisten, aus Schülern der Hellenen zu Schülern der Naturwissenschaft gemacht hat. Wir teilen aber auch seine starke und siegesgewisse Hoffnung, daß eine Persönlichkeit vom Range Schillers nie ganz untergehen kann, daß eine Zeit der gerechteren Würdigung, der freudig anerkennenden Liebe auch für ihn wiederkehren wird. Der bevorstehende Säkulartag ist der geeignete Moment, wo der Deutsche sich in ernster Prüfung besinnen mag, was ihm Schiller bedeutet und auch künftig bedeuten kann.

Jena. Albert Leitzmann.

Digitized by Google

Alt Carl, Schiller und die Brüder Schlegel. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger 1904. 2.80 M.

Als mir die Nachricht zukam, daß der geschätzte Goetheforscher Alt eine Darstellung von Schillers Beziehungen zu den Brüdern Schlegel beabsichtige, war ich etwas überrascht, und sogleich stellte sich die Befürchtung ein, diese Studie werde ein mir sehr wichtiges Problem eher hemmend als fördernd in Angriff nehmen. Die Romantik ist für den Forscher von heute ein sehr schwer zu beschreitender Boden; selbst nach längerer Vorbereitung und Übung ist da mehr als einer schlimm zu Fall gekommen. Vor allem aber bleibt es ein großes Wagnis, sofort eine so verworrene Frage wie die nach dem Verhältnis Schillers und der Schlegel beantworten zu wollen.

Alt hat unleugbar großen Fleiß an seine Studie gewendet. Er hat ihr zuliebe viel gelesen und nicht die Mühe gescheut, auch die Bücher Fr. Schlegels aufzuschlagen, an denen fast alle Forscher achtungslos oder gar voll Verachtung vorbeigehen. Ferner ist er bemüht, zwischen bestehenden Gegensätzen einen vermittelnden Standpunkt zu finden; er schreibt nicht als einseitiger Parteimann und möchte gewiß nach Kräften ein objektives Urteil sich bewahren. Einige brauchbare Beobachtungen sind ihm wirklich geglückt. Aber das ist auch alles Gute, was von seiner Arbeit zu sagen ist. Das Ganze ist eine verfehlte Leistung und wird sicherlich das allgemeine Urteil über die erörterte Frage nur noch mehr verwirren.

Es ist mir sehr unangenehm, einem tüchtigen Fachgenossen öffentlich den Nachweis zu erbringen, daß er fehlgegriffen hat; so unangenehm, daß ich am liebsten die Besprechung der Monographie nachträglich abgelehnt hätte. Allein die Frage nach Schillers Verhältnis zu seinen Zeitgenossen, dann nach dem Urteil der Nachwelt über Schiller wird in nächster Zeit vielfach berührt werden. Und da wäre es Unrecht, den Glauben zu erwecken, als ob Alt ein für diese Frage wichtiges, ja entscheidendes Moment einwandfrei beleuchtet hätte. Das Urteil, das die Nachwelt über Schiller gefällt hat, ist von Anfang an durch die Romantik und innerhalb der Romantik zunächst von den Schlegel beeinflußt worden; im späteren Verlaufe des 19. Jahrhunderts ist nochmals mit aller Stärke zu neuem Leben erwacht, was im romantischen Lager gegen Schiller eingewendet worden war. Wenn sich jetzt langsam eine gerechtere Würdigung Schillers auch bei denen geltend macht, die vor kurzem noch, sei es unter der Fahne Goethes oder der Romantik oder Otto Ludwigs, gegen Schiller gekämpft haben: so bleibt doch die unleugbare historische Tatsache bestehen, daß über ein Jahrhundert hinaus Schlegelsche Invektiven gegen Schiller ihre Kraft bewahrt haben. Eben darum kann nicht sorgfältig genug der Keim dieses langlebigen Phänomens geprüft werden: das Verhältnis Schillers zu den Brüdern Schlegel.

Digitized by Google

Drei Gesichtspunkte ergeben sich von Anfang an für die Beurteilung dieser wie ähnlicher Verhältnisse; Ideenwelt, künstlerisches Schaffen, menschliche Eigenart bedingen die Stellung des Künstlers zum Künstler. Gegensatz oder Gemeinschaft oder beides kann innerhalb der Ideenwelt herrschen; die gemeinschaftlichen Anschauungen können entweder aus gemeinsamer Quelle stammen oder von einem dem andern übergeben worden sein; Übereinstimmung und Gegensätzlichkeit der Ideen kann bei der Kritik der künstlerischen wie der theoretischen Leistungen des einen Teiles beim andern zum Vorschein kommen. Das künstlerische Schaffen wiederum kann ganz oder zum Teil abhängig oder völlig unabhängig sein von Praxis und Theorie des Gegenparts. Endlich können die Künstler als Menschen sich verstehen oder nicht verstehen, einander sympathisch oder unerträglich sein.

Alt hat im großen und ganzen nur die Beziehungen der Ideenwelt ins Auge gefaßt. Gelegentlich ist wohl auch die Rede von der Einwirkung, die Schiller auf A. W. Schlegels Dichten genommen hat (S. 52 f.). Vollständig ist diese Betrachtung nicht; denn — um nur eins zu nennen — die Wirkung der „Xenien" auf A. W. Schlegels Epigrammatik wird nicht erwogen. Von einer Wirkung der Romantiker auf Schillers Schaffen will Alt vollends so gut wie nichts wissen. Nur der Übersetzung Shakespeares wird — mit Köster — der Ruhm zugestanden, Schiller gefördert zu haben (S. 45 f.). An den „Tribut", den nach Minors Annahme (Goethejahrbuch 10, 229 ff.) Schiller in seinen letzten Dichtungen „der romantischen Zeitrichtung" gezahlt hat, glaubt Alt nicht. Er begnügt sich, in der Einleitung (S. IV) diesen Unglauben festzustellen, ohne ihn irgendwie zu begründen. Mir wiederum scheinen Minors Beobachtungen sehr fruchtbar; ich habe selbst jüngst in anderem Zusammenhange (Marbacher Schillerbuch 1905, S. 54 ff.) diese Beobachtungen zu erweitern versucht, darf indes wohl nicht annehmen, daß Alt meinen Versuch billigt, die in Verse umgesetzten Gemälde der letzten Dramen Schillers auf romantische Impulse zurückzuführen.

Am schlechtesten aber fahren bei Alt die rein menschlichen Beziehungen. Und da sei mir eine längere Expektoration gestattet.

Seitdem die Literaturgeschichte zu einer Wissenschaft sich auszubilden begonnen hat, ist sie das Zielblatt vielfacher Angriffe gewesen. Bemüht, den Dichtern der Vergangenheit gerecht zu werden, hat sie es mit den lebenden mehr als einmal verdorben. Sie will Entwicklung aufzeigen und macht darum den einzelnen Künstler zum Gliede einer Entwicklungsreihe. Solcher Verbindung aber widerstrebt fast jeder schöpferische Geist; will er doch Eigenes, Individuelles geben, soll doch seine künstlerische Persönlichkeit in ihrer scharfumschriebenen Art jeder seiner Leistungen aufgedrückt sein. Und während er frei und unabhängig seine Wege wandeln will, *scheint* unsere Wissenschaft den Dichter und seine

Digitized by Google

Arbeit zu einem Aggregat von Einflüssen, Voraussetzungen, Nachwirkungen zu machen. Daß sie in Wahrheit höhere Ziele verfolgt und einer besseren Würdigung künstlerischen Schaffens fähig ist, wird meist übersehen. Allein, wenn auch ausdrücklich betont wird, daß alle literarhistorische Forschung zuletzt in der Absicht gipfelt, das Neue und Individuelle eines Poeten zu ergründen, daß nur diesem Zwecke zuliebe jene scheinbar kleinlichen Untersuchungen der Zusammenhänge, der Einwirkungen, des Überkommenen angestellt werden: auch dann kann der schaffende Künstler eines Mißbehagens sich nicht erwehren, da er notwendigerweise sich für originaler halten muß, als er es tatsächlich ist. Wohin käme ein Dichter, ein Maler, ein Bildhauer, wenn er bei jedem Werke sich vergegenwärtigte, welche Züge seiner Schöpfung schon von andern vorbereitet worden sind? Alle künstlerische Tätigkeit würde dann ein heilloses Geschäft.

Den lebenden Dichtern es recht zu machen, wird mithin der Literaturgeschichte kaum jemals gelingen. Doch in neuerer Zeit werden Angriffe auf unsere Disziplin auch noch von anderer Seite erhoben. Das Publikum und die Tageskritik, die das Sprachrohr der Wünsche des Publikums oder auch nur dessen gern gehörte Beraterin ist, entscheidet heute fast immer zu Ungunsten wissenschaftlicher Literaturbetrachtung, wenn zufälligerweise ein und dasselbe Thema von einem unserer Fachgenossen und von einem Dilettanten erörtert worden ist. Ohne Zweifel spielen da zuweilen persönliche Motive mit. Ferner muß jede Wissenschaft gefaßt sein, um so weniger weiteren Kreisen zu gefallen, je strenger sie gehandhabt wird. Keine Wissenschaft indes ist vorläufig noch so weit von dem Punkte entfernt, an dem streng wissenschaftliche und populäre Behandlungsweise scharf sich scheiden, wie unsere. Die Frage, ob der Literarhistorik überhaupt zu wünschen sei, gleich ihren älteren Schwestern solche Scheidung zu erreichen, sei hier nicht weiter erörtert. Tatsache bleibt, daß die größeren Werke, die in den letzten Jahrzehnten auf unserem Gebiete erschienen sind, mit geringfügigen Ausnahmen auch an den Laien sich wenden. Darum darf wohl einmal gefragt werden, warum wissenschaftliche Literarhistoriker in dieser Wendung weniger erfolgreich sind als Dilettanten, die ohne viel schulmäßige Vorbereitung Verwandtes aufgreifen. Das Problem ist in jüngster Zeit ganz aktuell geworden, und zwar durch die prinzipiellen Bemühungen einzelner Verleger, literarhistorische Themen nicht von Vertretern unserer Disziplin behandeln zu lassen, sondern sie entweder Dichtern oder feinsinnigen Laien zuzuweisen.

Nicht eine erschöpfende Antwort will ich hier geben, nur auf einen Gesichtspunkt hindeuten. Ich meine, man vermißt in den Arbeiten gerade unserer jüngeren Fachgenossen eine lebendige Erfassung des Menschen. Warum hat Ricarda Huchs „Blütezeit der Romantik" so mächtig gewirkt? Weil sie die älteren Romantiker als lebendige Menschen vor den Leser hinstellte. Ohne Zweifel hat die große Künstlerin Ricarda Huch

Digitized by Google

den unermeßlichen Vorzug vor uns voraus, daß sie Menschen gestalten, daß sie Leben künstlerisch schaffen kann. Aber ist nicht auch dem Nichtkünstler möglich, sich in Persönlichkeiten einzufühlen, die mit Selbstbekenntnissen nicht gekargt haben? Ja, gibt es überhaupt ein schöneres Ziel für den Betrachter künstlerischen Wirkens, als in die Menschenseele sich einzuleben, von der solches künstlerische Wirken ausgeht, in ihr Gefühlsleben sich einzugewöhnen, bis alle Äußerungen dieses Gefühlslebens als selbstverständlich, als notwendig, als in dem Mittelpunkt der Persönlichkeit wurzelnd sich offenbaren?

Die Männer, die in den letzten 30 Jahren unsere Disziplin zu einer Wissenschaft ausgestaltet haben, sind sich dieser höchsten Aufgabe stets bewußt geblieben. Sie haben durch eine strengere philologische Methode, durch eine exaktere Deutung des Wortes, durch einen gesteigerten Weitblick in der Erfassung historischer Probleme, durch verfeinerte Beobachtung künstlerischer Technik die Literaturgeschichte mächtig emporgehoben, nie aber vergessen, daß alle diese methodischen Fortschritte nur Mittel zum Zweck sind. Wie gut sie verstehen, diesen letzten Zweck im Auge zu behalten, wie sie sich in die Seele eines Dichters zu versetzen wissen, wie sie ihn als lebendigen Menschen zu erfassen fähig sind, das haben sie mehr als einmal bewiesen und beweisen es noch. Eine große Anzahl von uns jüngeren aber scheint über jene Mittel den Zweck zu vergessen und der lebendigen Erfassung des Menschen im Dichter dadurch verlustig zu gehen.

Ich will hier nicht für das Schlagwort „Psychologie" eine Lanze brechen. Nur an ein paar Beispielen sei diese durchaus unlebendige, wahrem Leben entfremdete Richtung charakterisiert.

Da klammert man sich so gern an den oder jenen Ausspruch eines Dichters; man sammelt Zeugnisse; man wägt sie gegeneinander ab. Allein wie es möglich ist, daß *eine* Persönlichkeit all diese Aussprüche getan hat, wie es in ihr ausgesehen haben mag, als sie diese Aussprüche tat, darum kümmert man sich nicht. Ich bitte um Vergebung, wenn ich trivial werde; es ist nicht *meine* Schuld. Daß in einem Augenblick der Verstimmung ein Briefbekenntnis anders über Menschen und Dinge urteilt als ein wohlbedachtes, öffentlich kundgegebenes Wort, diese selbstverständliche Tatsache wird einfach ignoriert. Ohne sich um die tausend Wandlungen, die in kurzer Frist die Stimmung der Seele durchmacht, irgendwie zu kümmern, nimmt man jeden Ausdruck flüchtiger Stimmung wie ein heilig Evangelium hin und spielt ihn gegen Äußerungen aus, die, wohlerwogen und unzweideutig geformt, auf dauerhafte Giltigkeit Anspruch erheben. Was ist von solchem Standpunkte aus bei der Betrachtung von Goethes Beziehungen zur Romantik gesündigt worden! Ich verkenne dabei nicht, daß jene momentanen Ausbrüche vielleicht tiefere Einblicke in das Wesen eines Menschen gestatten, daß sie die augen-

Digitized by Google

blickliche Stimmung echter wiedergeben als Bekenntniſſe, die für die Öffentlichkeit beſtimmt ſind. Allein ſo peſſimiſtiſch wollen wir doch nicht ſein, daß wir von vorneherein nur jenen trauen und nicht dieſen; das hieße die Menſchen von Anfang an zu bewußten Lügnern ſtempeln.

Ein paar mir beſonders naheliegende Beiſpiele mögen das Geſagte beleuchten!

Bis zum Überdruß wird Goethes Ausſpruch: „Das Klaſſiſche nenne ich das Geſunde, und das Romantiſche das Kranke“ als ſein endgiltiges Urteil über die deutſchen Romantiker ausgegeben. „An dem ‚Pathologiſchen‘, das er in Heinrich von Kleiſt zu erkennen glaubte, wurde ihm ein für allemal klar, daß, wie er es ſpäter kurz und ſchneidend formulierte, ‚das Klaſſiſche das Geſunde und das Romantiſche das Kranke ſei‘.“ So interpretiert ein neueſter Darſteller von Goethes Verhältnis zur Romantik den zitierten Ausſpruch.[1]) Die Verbindung, in die Goethes Verdikt über Kleiſt und die vielmißbrauchte Wendung des Geſpräches mit Eckermann vom 2. April 1829 gebracht wird, hat einen grotesken Charakter für jeden, der weiß, daß hier zunächſt von den „neueſten franzöſiſchen Dichtern“ die Rede iſt. Zum mindeſten müßte alſo angenommen werden, daß Goethe einen Begriff des Romantiſchen im Auge hat, der auf die franzöſiſchen und auf die deutſchen Romantiker anzuwenden iſt. Bei näherer Betrachtung indes ergibt ſich, daß vielmehr überhaupt von dem Gegenſatz der Neuen und Alten die Rede iſt, daß die Frage aufgeworfen wird, ob die Antitheſe „romantiſch und klaſſiſch“ übereinſtimme mit der Antitheſe „neu und alt“. Goethe möchte die Frage dahin beantworten, daß das Klaſſiſche nicht nur im Alten, das Romantiſche nicht nur im Neuen zu ſuchen ſei, ſondern daß jenes das „Geſunde und Tüchtige“, dieſes das „Kränkliche und Kranke“ ſei. In dieſem Sinne findet er die „Nibelungen“ ebenſo klaſſiſch wie Homer. Er hat alſo jene großen Scheidungen im Auge, die Schiller in der Antitheſe „naiv und ſentimentaliſch“, Fr. Schlegel zuerſt in der Antitheſe „objektiv und intereſſant“, dann in der Gegenüberſtellung „klaſſiſch und romantiſch“ geliefert hat, Scheidungen, die den Gegenſatz antiker und moderner Geiſtesrichtung genauer umſchreiben ſollen. Von ſolchem Standpunkte gehörte nicht nur die deutſche und franzöſiſche Romantik, ſondern überhaupt faſt die geſamte auf die Antike folgende Poeſie zum „Romantiſchen“. Goethe iſt liberal genug, nicht dieſe ganze „romantiſche“ Poeſie als krank zu bezeichnen; er macht Ausnahmen, er ſtellt das Nibelungenlied, das von den deutſchen Romantikern ſo hochgeſchätzte Werk, ausdrücklich zu dem Geſunden. Er gibt — mit einem Worte — gerade hier ein Glaubensbekenntnis ab, das den deutſchen Romantikern auf dem Wege zu altdeutſcher Poeſie nachfolgt. Die deutſchen Romantiker ſelber aber werden in ihren eigenen

[1]) Theobald Ziegler in Bielſchowskys „Goethe“, Bd. 2, 472 f.

Digitized by Google

Schöpfungen durch das Prädikat „krank“ nicht mehr und nicht weniger getroffen als alle neuere Poesie.

Hinter Worten, die von Kurzsichtigen als hämischer Spott über zeitgenössische Dichtung gefaßt werden, offenbart sich dem schärferen Beobachter der weithin über Jahrhunderte menschlicher Kultur schweifende Blick Goethes, desselben Goethe, der dem Problem antiken und modernen Geistes von Anfang an sein Augenmerk geschenkt hat. Nicht um ein Verdikt über die Poeten der deutschen Romantik, vielmehr um eine neue Formung einer schon in Italien eroberten Erkenntnis war ihm am 2. April 1829 zu tun; in Italien umschrieb er den Gegensatz der Alten und der Neuen: „Sie stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; sie schilderten das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich, sie das Angenehme, wir angenehm usw. Daher kommt alles Übertriebene, alles Manierierte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn, wenn man den Effekt sucht und auf den Effekt arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können“ (Italienische Reise W. A., Bd. 31, 239). Nur eine neue Formung dieser Beobachtung ist es, wenn Goethe 1829 das Klassische „stark, frisch, froh und gesund“, das Moderne „schwach, kränklich und krank“ gefunden hat.

Aber vielleicht wäre dieses Resultat auch zu finden, ohne daß man von dem „Worte“ Goethes an den „Menschen“ Goethe appellierte. Ganz sicher jedoch hat man bei der Frage nach Goethes Verhältnis zu den Romantikern an andrer Stelle sich vergriffen, indem man Worte aus ihrem Zusammenhang loslöste und nicht bedachte, wie weit sie momentaner Verstimmung entsprungen sind, wie weit sie endgiltig Bedeutung haben.

Zum entscheidenden Kriterium für Goethes Beziehungen zu den Brüdern Schlegel, zu Tieck und Novalis hat man seine Äußerungen zu Boisserée vom 9. Mai 1811 und vom 3. August 1815, endlich das Bekenntnis des Briefes an Zelter vom 26. Oktober 1831 erhoben. Kein Mensch leugnet, daß 1811 und 1815 Goethe schon reichen Anlaß gehabt hat, den Schlegel zu zürnen. Dennoch tragen die Worte, die Boisserée uns überliefert hat, ganz deutlich den Stempel augenblicklicher Mißstimmung an sich. So scharf äußert man sich nicht in Augenblicken ruhiger Überlegung. Der Beweis ist sehr leicht zu erbringen. Im Jahre 1815 sagte Goethe von den Schlegel: „In den höchsten Dingen verstieren und daneben Absichten haben und gemein sein, das ist schändlich. Ach, und wenn Ihr nur wüßtet, wie es zugegangen. Wenn ich mit der italienischen Reise fertig bin, werde ich es ihnen einmal recht klar und grell aufdecken. Komme ich ja dann schon in die letzten achtziger und in den Anfang der neunziger, wo das ganze Treiben schon begann.“ Und wie hat Goethe diese Absicht ausgeführt? Wirklich gedenkt er in den „Annalen“ der Schlegel und Tieck. Aber durchaus nicht im Sinne jener

Digitized by Google

Ankündigung. Zum Jahre 1799 bucht er den „freundlichen Beifall", den Tiecks „wahrhaft poetische Behandlung" des Stoffes der Genoveva ihm abgewann und erklärt: „Auch die Gegenwart Wilhelm August Schlegels war für mich gewinnreich." Zu 1801 heißt es: „Zu Schelling und Schlegel blieb ein tätiges, mitteilendes Verhältnis. Tieck hielt sich länger in Weimar auf; seine Gegenwart war immer unendlich fördernd". Zu 1802 gedenkt Goethe nicht nur rühmend des „Jon" und „Alarcos", sondern schildert die Händel, in die er damals um der Romantiker willen mit Kotzebue verwickelt worden ist, durchaus im Sinne offener Parteinahme für die Schlegel.

Bleibt da wirklich noch ein Dilemma, ob Goethe zu Boisserée oder in den „Annalen" ein reiflich erwogenes Urteil über den geistigen Gewinn, den ihm die Schlegel und Tieck gebracht, gesprochen hat? Wer möchte wohl behaupten, daß ein beiläufig im Gespräch hingeworfenes Wort mehr gelte, als ein sorgfältig geformtes öffentliches Bekenntnis? Es sei denn, daß man alle Voraussetzungen menschlicher Meinungsäußerung umstoße oder gar Goethe einer feigen Lüge zeihe.

Daß vielmehr Goethe auch noch spät in intimem Meinungsaustausch den Wert seiner einstigen Beziehungen zu den Schlegel hoch einschätzte, daß er — sobald nur das Persönliche zurücktrat — den geistigen Gewinn dieses Bundes auch im Gespräch gern anerkannte, beweist der große Überblick, den er am 12. Mai 1825 über „fremde bedeutende Persönlichkeiten" anstellte, die auf ihn von Einfluß gewesen seien. Eine stolze Reihe: Lessing, Winckelmann, Kant, Schiller, die Brüder Humboldt und Schlegel. „Es sind mir daher unnennbare Vorteile erwachsen", bekennt er da zuletzt.

Also nicht bloß völlige Verkennung menschlicher Eigenheiten, auch gänzliche Unfähigkeit in historischer Quellenkritik beweist, wer allein auf jene Äußerungen zu Boisserée die Darstellung der inneren Beziehungen Goethes zu den Schlegel aufbaut.[1])

Und die schlimmen Worte, die Goethe an Zelter wenige Monate vor seinem Tode gerichtet hat? Sie sind nur das Echo der bitteren, unerquicklichen Epigramme, mit denen A. W. Schlegel die Veröffentlichung von Goethes und Schillers Briefwechsel begrüßt hat. Ich habe nie versucht, diese Invektiven Schlegels zu beschönigen (vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 13, S. LX f.), und ich begreife sehr wohl, daß Goethe, aufs tiefste verletzt, ein energisches Wort der Abwehr damals gesprochen hat. Aber die berechtigte Abwehr, die salzlose Grobheiten des

[1]) Oder auch Unkenntnis! Wie anders könnte sonst von derselben Seite behauptet werden, daß Goethe aus den Urteilen der Schlegel für sich nie etwas Wesentliches zu entnehmen wußte, während er das doch Schiller, Meyer, Humboldt, ja Körner zugestanden habe? Man lege neben diese Behauptung die oben zitierten Zeugnisse.

Digitized by Google

alternden, eitel und überempfindlich gewordenen Romantikers bei Goethe fanden, kann doch auch nicht als ungetrübte Quelle für die Frage nach Goethes Verhältnis zur Frühromantik bezeichnet werden.

Abgesehen von der verschiedenen kritischen Bewertung, die all diesen Zeugnissen nach der Stimmung werden muß, aus der heraus sie entstanden sind, möchte ich meinen Hinweis auf eine stärkere Berücksichtigung des Menschlichen noch in anderem Sinne für die Frage nach Goethes Verhältnis zu den Frühromantikern verwerten. Strenge zu scheiden ist da zwischen Äußerungen, die auf geistige, und solchen, die auf menschliche Beziehungen gehen.

Immer wieder übersieht man die selbstverständliche Tatsache, daß geistige Gemeinschaft, geistiger Gewinn auch da walten kann, wo menschlich keinerlei Sympathie vorhanden ist. Wiederum bin ich genötigt, geradezu Triviales vorzubringen. Aber selbst diese triviale Weisheit scheint manchem zu fehlen. Gerade an den obenzitierten Kundgebungen Goethes und an vielen anderen, die ich in der Einleitung zum 13. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft gesammelt habe, läßt sich beobachten, wie scharf Goethe zwischen geistiger und menschlicher Gemeinschaft scheidet: als Menschen sind ihm die Schlegel sehr bald antipathisch geworden; was sie ihm an geistigen Gewinn brachten, hat er darüber nicht vergessen.

Für den Historiker des Geisteslebens eines Volkes ist es aber dringendstes Gebot, sich durch menschliche Antipathien, die er zwischen Trägern dieses Geisteslebens entdeckt, über die tieferen Zusammenhänge ihrer Weltanschauung und ihres künstlerischen und wissenschaftlichen Glaubensbekenntnisses nicht täuschen zu lassen. Oder wollen wir wirklich Lessing und Friedrich den Großen wegen ihrer mehr als traurigen persönlichen Beziehungen zu unvereinbaren Gegensätzen machen, zu Antipoden in der Geschichte der deutschen Kultur des 18. Jahrhunderts? Wie traurig wäre es mit der inneren Geschichte des deutschen Klassizismus bestellt, wenn Herder mit Goethe und Schiller wirklich so wenig gemein gehabt hätte, wie es nach Herders letzten, aus persönlichem Unmut erwachsenen Schriften den Anschein hat. Leider besteht ja zwischen Vertretern verwandter Welt- und Kunstanschauung viel häufiger Antipathie als Sympathie. Ich will die Beispiele, die insbesondere aus der neuesten Geschichte der Kultur in Fülle zuströmen, nicht häufen. Auch hier gilt das Wort von den Gedanken, die leicht nebeneinander wohnen, und von den Sachen, die sich hart im Raume stoßen. Die geistige Kontinuität Herders, Goethes, Schillers ist doch trotz allem unleugbar, und ebenso die Goethes, Schillers und der Romantik.

Eben darum ist das Menschliche dieser Beziehungen zu beachten, weil, sobald es rein herausgearbeitet ist, das Geistige desto klarer hervortritt. Wenn wir wissen, warum die Menschen sich nicht verstanden haben, so können wir besser begreifen, warum trotz aller Übereinstimmung der

Digitized by Google

Weltanschauung sie sich fremd geblieben sind. Wer dieses Menschliche nicht von solchem hohen Gesichtspunkte nimmt, der treibt nichts weiter als literarischen Klatsch. Hämische Freude an dem Schmutz, mit dem auch die Größten einander beworfen haben, wollen wir — denk' ich — nicht züchten!

Wie wenig aber genügt, um menschliche Gegensätze zu schaffen. Ich denke hier nicht etwa an ungünstige Besprechungen, an scharfe Urteile, nicht an Eitelkeit und menschliche Schwäche, nicht an das, was man gemeiniglich „persönliche" Gründe der Antipathie nennt. Heute, da uns von allen Seiten seelische Imponderabilien als ausschlaggebende psychologische Faktoren gepredigt werden, ist es wohl wiederum ganz trivial, auf die tausend und tausend Gründe hinzuweisen, die trennend und störend zwischen zwei Menschen treten können, wenn auch zwischen beiden starke geistige Gemeinschaft herrscht.

Und da möchte ich Alt gleich fragen, ob er nie in die Lage gekommen ist, sich einem Manne innerlich fremd zu fühlen, dem er viel dankt, dessen Lehren ihm überzeugend scheinen, mit dem er in wichtigen Fragen einig ist. Und wiederum möchte ich ihn fragen, ob er nie einem Jüngeren gegenüber, der an ähnlichen Voraussetzungen wie er selbst seinen Geist gebildet, Antipathie empfunden, weil trotz aller geistigen Verwandtschaft menschliche Harmonie nicht bestanden hat? Die Art, wie Alt Schillers Beziehungen zu den Schlegel faßt, könnte nahelegen, daß er solche selbstverständliche Erfahrungen nicht gemacht hat.

Vor Jahren habe ich in einem sehr jugendlichen Versuche diese menschlichen Voraussetzungen der Beziehungen Schillers zu Fr. Schlegel nach Briefbekenntnissen darzulegen versucht (Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1893, Nr. 41). Alt hat zwar von diesem Versuche Kenntnis, ist jedoch mit meiner Auffassung nicht einverstanden. Er glaubt, ich wolle Schiller den Vorwurf der Ungerechtigkeit machen. Nichts lag und liegt mir ferner. Mir war es nur darum zu tun, aus Fr. Schlegels Bericht (vom 17. Mai 1792; Schlegelbriefe S. 45 f.) und aus einer Bemerkung Körners (vom 20. Dezember 1793; 1. Ausgabe, Bd. 3, 157) den Vorgang zu rekonstruieren, der sich im Frühjahr 1792 in Dresden abgespielt hat. Ich halte auch heute noch an dieser Rekonstruktion fest und rechne überall da auf Zustimmung, wo man gewohnt ist, von dem gedruckten Wort einen Blick ins Leben zu tun, das Leben zur Deutung gedruckter Worte zu verwerten.

„Ein unbescheidner, kalter Witzling" — so lautete der Eindruck, den Schiller von Fr. Schlegel bekommen hat. „Erste Eindrücke entscheiden. Schiller sah bis an sein Lebensende in Friedrich Schlegel den unbescheidnen Witzling, den er in Dresden vor sich hatte" — so habe ich es 1893 ausgedrückt und diese Behauptung scheint mir auch jetzt noch stichhaltig. Hätte Alt die menschlichen Beziehungen Schillers und

Digitized by Google

Friedrich Schlegels, statt ihre Zeugnisse da und dort seiner Darstellung einzufügen, an einer Stelle energisch zusammengefaßt, so hätte er Schillers Urteile über Fr. Schlegel fast immer auf den Ton gestimmt gefunden, der 1792 in Dresden zum ersten Male erklungen war. Noch Schillers Urteil über die Athenaeumfragmente vom 23. Juli 1798 offenbart die starke gefühlsmäßige Abneigung gegen den „unbescheidenen Witz" Fr. Schlegels: „Mir macht diese naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier physisch wehe" (Jonas, Bd. 5, 409).[1])

Auch die naheliegende Frage, ob in dem Verhalten der Schlegel zu Schiller vielleicht etwas menschlich Begreifliches zu finden wäre, wirft Alt nicht auf. Ihm sind die Schlegel ein für allemal grüne Jungens, die Schiller gegenüber den Mund zu halten hatten ... Merkwürdig, wie da mit Führern deutschen Geisteslebens umgesprungen wird! Alt selbst ist schier betroffen, wenn er merkt, daß die Schlegel in den Augen ernster Vertreter andrer Wissenschaften etwas gelten. Von Fr. Schlegels „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer" sagt er einmal (S. 26): „Im allgemeinen gelingt Schlegel hier durch den Verzicht auf theoretische Erörterungen und durch Beschränkung auf das rein Historische ein auch von Autoritäten wie A. Boeckh u. a. anerkanntes Werk." Müssen wir Literarhistoriker wirklich von anderen Disziplinen Respekt lernen vor Männern, auf deren Schultern ein guter Teil der Wissenschaft und der Weltanschauung des 19. Jahrhunderts ruht?[2])

Eine lebendige Darstellung der menschlichen Beziehungen Schillers und der Schlegel hätte die sicherste Grundlage für eine Betrachtung von Gemeinschaft und Gegensatz ihrer Ideenwelt geboten. Sie hätte am besten erklärt, warum bei so viel innerer geistiger Verwandtschaft die relativ

---

[1]) Am 28. Dezember 1801 hat Schiller bei Gelegenheit von W. Schlegels und Tiecks Musenalmanach ausdrücklich Körnern zugestanden, daß er wegen seiner persönlichen Antipathie gegen die Frühromantiker keinen ästhetischen Standpunkt der Beurteilung finden könne. Er erklärt, daß er „kein eigentliches Urteil in der Sache habe', weil er schlechterdings nicht von sich erhalten konnte, mehr als einige Gedichte aus diesem Almanach zu lesen. „Die Manier dieser Herren, und ihre daraus hervorschimmernde Individualität ist mir so ganz und gar zuwider, daß ich gar nicht dabei verweilen kann" (Jonas, Bd. 6, 324 f.). Abermals derselbe Tenor des Urteiles; diesmal aber gilt es allen Frühromantikern!

[2]) Ähnlich verhält es sich, wenn Alt (S. 74) Fr. Schlegels Hoffnung von 1797 bucht, Wilhelm und er würden durch das „Athenaeum" in 5 bis 10 Jahren kritische Diktatoren Deutschlands sein. „Jetzt waren die Hoffnungen gescheitert," sagt Alt vom Jahre 1800. Aber waren denn nicht wirklich 10 Jahre nach der Begründung des „Athenaeum" die Brüder die ersten und wichtigsten Kritiker Deutschlands? Wer nur ein bißchen in Briefwechseln und literarischen Pamphleten der Zeit um 1810 Umschau gehalten hat, weiß zur Genüge, daß kein Name in Fragen literarischer Kritik da mehr angerufen wird als der Name Schlegel, sei's daß man sich ihrer Autorität fügt, sei's daß man diese Autorität als etwas Drückendes empfindet.

Digitized by Google

geringeren Differenzen Ausschlag gegeben haben. Freilich mußten dann diese Ideenkomplexe auch als solche dargelegt werden. Die Trennung des Zusammengehörigen, die bei dem Berichte über die menschlichen Beziehungen schon zu rügen war, läßt die Darstellung des Ideellen völlig scheitern. Nach allem, was ich gesagt habe, ist es ja selbstverständlich, daß Alt fast nur mit diesen ideellen Problemen sich beschäftigt. Eine übersichtliche Anordnung hat er aber für diese Darlegungen nicht gefunden.

Alt teilt seine Untersuchung in fünf Abschnitte: 1. Friedrich Schlegel als Lehrling der Griechen; 2. August Wilhelm Schlegels Anfänge; 3. die Begründung der romantischen Schule; 4. A. W. Schlegels Vorlesungen und spätere literarische Tätigkeit; 5. Fr. Schlegel als Konvertit. Innerhalb dieser Abschnitte nimmt er im Wesentlichen nach chronologischer Reihenfolge die einzelnen Aufsätze und Bücher der beiden Romantiker vor, zeigt auch, was nach seiner Ansicht mit Schillers Auffassung stimmt und was ihr widerspricht.

Auf diesem Wege konnte im besten Falle nur eine Sammlung von Materialien zur Geschichte der inneren Beziehungen Schillers und der Schlegel erstehen. Alt hat auch nicht mehr geliefert. Den Versuch, die hier in Frage kommenden Ideen zu ordnen, hat er nicht gemacht. Der Leser muß an verschiedenen Stellen suchen, was geistig zusammen gehört. Ja, nicht einmal Verweise erinnern daran, daß ein schon früher erörterter Gedanke nochmals vorgenommen wird. Aus der Fülle der Notizen, die auf den Leser einstürmen, erwächst lediglich der Eindruck, daß bald Übereinstimmung, bald geringfügiger Unterschied, bald Gegensatz bestehe. Wichtiges und Unwichtiges geht bunt durcheinander. Ob in Prinzipien Einigkeit, in Anwendungen Uneinigkeit besteht, ob das umgekehrte Verhältnis vorliegt, diese Hauptfrage wird nicht einmal berührt.

Ich möchte an ein paar Belegen die schlimmen Konsequenzen dieser systemlosen Aneinanderreihung dartun. Einige führende Ideen der Klassiker und Romantiker seien zu diesem Zwecke herausgegriffen, zunächst aber ein paar positive Angaben über Alts Dispositionstechnik gegeben.

Vor kurzem hatte ich (Bibliographisches Repertorium, Bd. 1, S. IV ff.) darzulegen versucht, wie enge Schiller und die Frühromantik in der Frage einer aus dem Ästhetischen keimenden harmonischen Bildung des Menschen sich berühren. Alt sind die Belege, die ich für meine These vorgebracht, fast durchaus entgangen. Er schreitet an den „Fragmenten“, die den Bildungsgedanken aussprechen, achtlos vorüber und verweilt im großen und ganzen nur da, wo von ästhetischer Sittlichkeit die Rede ist. Aber während er schon S. 31 f. von ästhetischer Sittlichkeit bei dem jungen Fr. Schlegel redet (gemeint ist hier vielmehr die Sittlichkeit des Dichters), so kommt er erst S. 62 ff. auf Schillers Begriff der „schönen Seele“ und auf ihre Beziehungen zu Fr. Schlegels „Ästhetizismus der Sittlichkeit“ zu sprechen, S. 49, 86, 93 werden Anklänge an Schillers Anschauung von

Digitized by Google

der harmonischen Bildung bei W. Schlegel aufgezeigt. Alle diese Stellen sind unverbunden geblieben.

Ebenso verhält es sich mit ästhetischen Problemen im engeren Sinn. Daß die Kunst autonom sei, ist wiederum ein beiden Parteien gemeinsamer Lehrsatz. S. 31 wird er zum ersten Male angeführt, S. 49 f. wird er berührt, S. 117 nochmals festgelegt.

Daß W. Schlegel „Schulter an Schulter neben Schiller" im Kampfe gegen eine Kunst steht, die Täuschung um jeden Preis beabsichtigt, wird S. 50 anerkannt, zugleich die Differenz angegeben, die in dieser Richtung sich bald offenbart. S. 68 f. bekommt man bei Gelegenheit Fr. Schlegels nochmals etwa dasselbe zu hören; sogar dieselben Zitate kehren wieder. S. 87 ist abermals W. Schlegel mit Schiller einig, „in der Ablehnung einer auf Täuschung ausgehenden Kunst" — wir sind nämlich bei den Berliner Vorlesungen angelangt. S. 117 wird die Übereinstimmung mit Schiller nochmals in den letzten Vorlesungen Fr. Schlegels festgestellt.

Die Frage nach den Grenzen der Kunst- und Dichtarten, das Problem, ob diese Grenzen scharf zu beobachten oder zu verwischen seien, wird S. 32, 58 ff., 93 f. erörtert. Diesmal deutet Alt doch wenigstens den Zusammenhang der Stellen an.

Selbstverständliche Folge dieser Darstellungsweise, die das Zusammengehörige zerreißt, sind Widersprüche und Mißverständnisse. Ich nehme die Frage nach den „Grenzen" zum Beleg, weil hier Alt des Zusammenhanges sich noch am besten bewußt ist.

S. 32, Anmerkung 4: „Wie Schiller dringt [Friedrich] Schlegel auf Reinheit der Gattungen." Zitiert wird nach Minors Ausgabe der Jugendschriften: Bd. 1, 22, 19. 89, 12. 102, 33. 166, 15. Die erste Stelle entstammte dem Jugendaufsatz „Über die Grenzen des Schönen", die drei anderen der Abhandlung „Über das Studium der griechischen Poesie". Fr. Schlegel, damals ganz Lehrling der Griechen, macht der modernen Dichtung und Kunst den Vorwurf, die Grenzen zu beseitigen, die er bei den Griechen auf ihrer Höhe strengstens gewahrt sieht.

S. 58 ff. wird das Lyceumfragment 60 und das Athenaeumfragment 116 zitiert. Dort heißt es: „Alle klassischen Dichtarten in ihrer strengen Reinheit sind jetzt lächerlich"; hier wird der romantischen Poesie die Bestimmung zugeschrieben, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen. Man vermißt bei Alt eine unzweideutige Erklärung, daß Fr. Schlegel hier nur die notwendigen Konsequenzen aus seinen oben gegebenen ersten Anschauungen zieht. Reinheit der Gattungen in der klassischen, Vereinigung der Gattungen in der modernen Poesie, so lautet die Formel im „Studium". Später tritt dieselbe Tatsache nur in andre Beleuchtung: Fr. Schlegel kämpft nicht mehr vom Standpunkt der Antike gegen die moderne Poesie, er läßt dieser ihr Recht, sie mischt die Gattungen nicht nur, sie soll sie auch mischen. Die zugrundeliegende Beobachtung

Digitized by Google

bleibt bestehen; die unbedingte Anerkennung der modernen Poesie, zu der Fr. Schlegel sich inzwischen durchgerungen hat, führt nur zu neuer Formulierung, zu neuen Forderungen.

S. 93 f. wird aus W. Schlegels Berliner Vorlesungen berichtet: „Die Grenzen von Kunst und Natur, der verschiedenen Künste, der Dichtarten werden von den Alten gewahrt, von den Modernen vernachlässigt." Wiederum die alte Beobachtung Fr. Schlegels — was Alt nicht andeutet. Ja, er meint sogar, W. Schlegel einen Widerspruch aufmutzen zu können: „Einmal weist er auf epische Bestandteile in Shakespeares Heinrich V. hin und erklärt, das sei im Romantischen, das nicht nach reiner Sonderung der Gattungen strebe, keineswegs fehlerhaft; an anderer Stelle jedoch hält er wie Schiller an Lessings Grundsatz fest, daß jede Kunst das zu leisten streben soll, was sie vorzugsweise oder ausschließend vermag und es scheint ihm nachteilig, die Gattungen auf unerlaubte Art durcheinander zu mischen." Wer sich die Mühe nimmt, die von Alt angezogenen Stellen nachzuprüfen (Deutsche Literaturdenkmale, Bd. 17, 125, 20. 362, 29. Bd. 18, 163, 3), wird einen Widerspruch bei einigem Nachdenken nicht entdecken. An der ersten Stelle will W. Schlegel als Theoretiker das Wesen der einzelnen Künste umschreiben. Da kann er natürlich nicht mit einer Beseitigung aller Grenzen anfangen, muß vielmehr darauf achten, was jede Kunst vorzugsweise und ausschließend zu leisten vermag. An der zweiten Stelle gesteht er Shakespeares „Heinrich V.", einem romantischen Drama, die Mischung zu. An der dritten Stelle spricht er von antiker Dichtung und antiker Theorie und muß, entsprechend dem Grundaperçu, die Reinheit der Gattungen betonen.

Und damit erledigt sich auch die Frage nach der Kontroverse, die bezüglich der „Grenzen" zwischen Klassikern und Romantikern bestehen soll (S. 58 f.). Nicht Gegensätze der Anschauung, sondern Gegensätze des Stils kommen in Betracht. Der strenge antike Stil fordert möglichste Reinheit der Gattungen, dem romantischen ist Mischung gestattet — so hält es die Praxis der Klassiker und der Romantiker. Die „Braut von Messina" und der „Ion" verzichten auf Mischungen; die „Jungfrau von Orleans" und „Wilhelm Tell", die sich dem romantischen Drama nähern, noch mehr der zweite Teil von Goethes „Faust", der ein romantisches Drama ist, sie alle arbeiten mehr oder minder mit epischen und vor allem mit lyrischen Elementen, mit Mischungen dramatischer, epischer, lyrischer Maße. Fr. Schlegels Lyceumfragment 60 aber ist doch wohl nur ein epigrammatisch überscharfer Ausdruck der Ansicht, der auch Herder huldigt, daß strengste Nachbildung antiker Formen in der Gegenwart den Charakter eines Experiments behalte und leicht ins Fehlerhafte verführe. Unverkennbar ist freilich, daß Friedrich, nachdem er einmal zum Herold der Romantik geworden war, den Standpunkt romantischer Mischung der Formen energischer vertritt als Wil-

Digitized by Google

helm, der denn auch in seiner Praxis den klassischen Weg beschreitet. Nicht Friedrich, sondern Wilhelm hat einen „Jon“ geschrieben.

Nicht nur bei diesem Problem will Alt den beiden Brüdern Widersprüche nachweisen; er tut es auch sonst mit Vorliebe und findet diese Widersprüche „sehr bezeichnend“. Ich kann seinen Beobachtungen meist nicht zustimmen.

Im Hinblick auf Fr. Schlegels „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer“ heißt es S. 26: „Merkwürdig ist es, wie wenig Schlegel sich scheut, seinen früheren Ansichten zu widersprechen; hatte er früher ein Charakteristikum der Modernen darin gefunden, daß öfter Wahrheit und Sittlichkeit ihr Zweck war als Schönheit (1, 88, 31), so sagt er jetzt auch von griechischen Didaktikern: „Ihr Zweck war Wissenschaft und Wahrheit“ “ (1, 349, 32).

Ich frage: Konnte Fr. Schlegel den griechischen Didaktikern einen anderen Zweck, als den von „Wissenschaft und Wahrheit“ unterschieben? Gewiß nicht. Alt weiß doch selbst sehr gut, daß die Kriterien, auf denen Fr. Schlegels Antithese moderner und antiker Poesie beruhen, nur vom Hochstand der antiken Dichtung gelten. Für Homer und Sophokles war (nach Fr. Schlegels und nach Schillers Ansicht) Schönheit Zweck der Poesie, nicht für spätere Philosophen, die ihre Lehren in Versen vortrugen. Das hat Fr. Schlegel gewußt, ehe er die Abhandlung „Über das Studium“ geschrieben hat; er brauchte nicht umzulernen, um zu dem Urteil seiner „Geschichte der Poesie“ zu kommen. Man werfe nur einen Blick auf die Betrachtungen über das didaktische Gedicht der Griechen, die in der Abhandlung „Über das Studium“ (1, 159, 25—44) sich finden.

Auch W. Schlegel wird mehrfach vorgeworfen, daß er sich widerspreche. In den Berliner und in den Wiener Vorlesungen findet Alt unvereinbare Urteile über englische und französische Gartenkunst (S. 92). Schiller trete für einen Mittelweg zwischen französischem und englischem Geschmack ein, Schlegel eifere in Berlin gegen englische, in Wien gegen französische Gärten (Deutsche Literaturdenkmale, Bd. 17, 210, 13. 20. Werke, Bd. 6, 61). Tatsächlich sprach Schlegel in Berlin zunächst von den Übertreibungen des englischen Geschmacks und betonte in Wien vor allem seine Vorzüge gegenüber dem französischen. Diese Vorzüge aber erkannte er in Berlin gleichfalls an: er hebt hervor, daß englische Gartenkunst „etwas andres, höheres an die Stelle setzen“ wollte; „sie unternahm es, den Geist durch interessante Darstellungen anzuziehen, das Gemüt durch den Anblick landschaftlicher Szenen zu gewissen Eindrücken zu stimmen und zu erheben“. Ausdrücklich setzt er hinzu: „Wer wollte läugnen, daß ihr dies in gewissem Maße gelungen ist.“ Ungefähr dasselbe sagt er in Wien, nur hatte er hier keine Veranlassung, die Ausschreitungen zu bekämpfen. Tatsächlich steht er hier wie dort auf gleichem

Digitized by Google

Boden mit Schiller, dem auch die englischen Gärten lieber waren als die französischen, der ebenso wie W. Schlegel vor Übertreibung und Einseitigkeit warnte. Die Wurzel aber, aus der bei Schlegel der Protest gegen die übertriebene „Natürlichkeit" ausgearteter englischer Gartenkunst wuchs, ist die Forderung künstlerischer Idealität, die Verwerfung eines einseitigen Strebens nach Illusion — Anschauungen, die er mit Schiller teilt, wie wir wissen. Aus gemeinsamen Prämissen ergeben sich auch hier gleiche Folgerungen.

Diese „Widersprüche" wären also ruhig aus Alts Arbeit zu streichen. Übrigens wäre es auch kein Unglück, wenn tatsächlich Widersprüche zwischen älteren und jüngeren Aufstellungen der Schlegel sich offenbarten. Bei welchem energisch sich weiterbildenden, rasch vorwärtsschreitenden Denker stellen solche Widersprüche sich nicht ein? Wie viele Widersprüche erwachsen aus solcher Fortentwicklung bei Schiller! Aufgabe des Literarhistorikers aber ist nicht, diese Widersprüche hämisch zu konstatieren, sondern ihre Ursachen und Voraussetzungen klarzulegen, einen Standpunkt zu suchen, von dem aus sie als notwendige Folge einer organischen Entwicklung sich offenbaren. Nur wenn ein solcher Standpunkt nicht zu finden ist, darf an ein abfälliges Urteil gedacht werden.

Ich verfolge nach diesem Exkurse den oben eingeschlagenen Weg weiter.

Zwei Stellen von Alts Arbeit gedenken der Verwandtschaft, die in der Auffassung der Komödie bei Schiller und bei den Schlegel waltet; auch diese Stellen sind, freilich lose genug, verbunden.[1]) S. 31 wird anläßlich von Fr. Schlegels Aufsatz „Vom ästhetischen Werte der Griechischen Komödie" eine Reihe von sinnverwandten Stellen aus Schillers Schriften angeführt, ja sogar die Frage aufgeworfen, ob Schiller bei der Formung der „Dramatischen Preisaufgabe" von 1800 des vor sechs Jahren gelesenen Aufsatzes von Schlegel sich erinnert hatte. S. 89 treten dieselben Aussprüche Schillers neben die Darlegungen von W. Schlegels Berliner Vorlesungen. Wenn hier auf Fr. Schlegels Vorgang hingewiesen wird, so sollten freilich nicht Jugendschriften 1, 43, 5, sondern (wie S. 31) 1, 11 f. zitiert werden. Das Endresultat der an der zweiten Stelle gebotenen Vergleichung lautet: „Im ganzen finden sich also auch in der Theorie des Komischen mannigfache Berührungspunkte zwischen Schiller und Schlegel, ohne daß ein Abhängigkeitsverhältnis angenommen werden müßte."

[1]) Ich lasse hier eine dritte Stelle (S. 23 f.) aus dem Spiel, an der Fr. Schlegels Anschauung von Aristophanes und Schillers Urteil über diese Anschauung besprochen wird. Tatsächlich gehört sie auch in den Zusammenhang des oben angezogenen Problems und wäre mit den beiden anderen Stellen in Verbindung zu setzen gewesen. Allein das Problem von Komödie und Tragödie wird hier nicht ventiliert, nur die Frage nach dem Wesen der Aristophanischen Komödie.

Digitized by Google

Die Übereinstimmung ist allerdings auffallend genug; ich habe sie in der Deutschen Literaturzeitung 1902, S. 795 f. besprochen und das starke Interesse, das die romantischen Kreise für die dramatische Preisaufgabe von 1800 gehegt haben, auf sie zurückgeführt. Ob gegenseitige Beeinflussung vorliegt, das wage ich nicht zu entscheiden; es scheint mir auch nicht so wichtig, wichtiger aber der Nachweis, wo vor Fr. Schlegel und vor Schiller Ähnliches schon zu finden ist.

Kants „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (1764) stellen im 2. Abschnitt fest: „Das Trauerspiel unterscheidet sich, meiner Meinung nach, vom Lustspiele vornehmlich darin, daß in dem ersteren das Gefühl fürs Erhabene, im zweiten für das Schöne gerührt wird. In dem ersteren zeigen sich großmütige Aufopferung für fremdes Wohl, kühne Entschlossenheit in Gefahren und geprüfte Treue. Die Liebe ist daselbst schwermütig, zärtlich und voll Hochachtung; das Unglück Anderer erregt in dem Busen des Zuschauers teilnehmende Empfindungen und läßt sein großmütiges Herz für fremde Not klopfen. Es wird sanft gerührt und fühlt die Würde seiner eigenen Natur. Dagegen stellt das Lustspiel seine Ränke, wunderliche Verwirrungen und Witzige, die sich herauszuziehen wissen, Narren, die sich betrügen lassen, Späße und lächerliche Charaktere vor. Die Liebe ist hier nicht so grämisch; sie ist lustig und vertraulich."

1790 hat dann der Kantianer K. H. Heydenreich, der als erster nach Kantischen Prinzipien eine Ästhetik zu schreiben versucht hat, in seinem „System der Ästhetik", Bd. 1, S. 310 Trauerspiel, Drama und Lustspiel geschieden und ganz im Sinne von Kants Scheidung ein rein komisches Lustspiel gefordert; er definiert: „Das Lustspiel, welches die eigentümliche Funktion hat, das Gefühl des Komischen zu erregen, ein Gefühl, welches man gemeiniglich höchst unphilosophisch mit denen durch das Drama zu erregenden Gefühlen einer sanften Teilnahme vermengt. Ich werde in der Folge die Theorie des Komischen so zu entwickeln suchen, daß diese Verwirrung in ihrer ganzen schmählichen Unstatthaftigkeit erscheine, und dieser Entwickelung zu folge mich bemühen, den bei uns durch so viele zweideutige Mißgeburten verdrängten und fast verschwundenen Begriff des echten wahren Lustspiels wiederherzustellen."

Heydenreichs Protest gegen das zeitgenössische Lustspiel mit seiner Neigung, Effekte der Tragödie zu usurpieren, war eine notwendige Folge von Kants Grenzscheidung. Sein Versprechen, eine Theorie des Komischen zu geben, hat Heydenreich — so viel ich sehe — erst 1797 in der mir nicht zugänglichen Arbeit gelöst: „Grundsätze der Kritik des Lächerlichen mit Hinsicht auf das Lustspiel. Nebst einer Abhandlung über den Scherz und die Grundsätze seiner Beurteilung" (Jördens Bd. 6, S. 835).

Aber schon 1794 hat Fr. Schlegel in der erwähnten Arbeit dieselbe Forderung erhoben und so die Polemik gegen das herrschende Lust-

Digitized by Google

spiel aufgenommen, die Heydenreich im Jahre 1790 begonnen hat. Heydenreich hat aber auch sonst auf Fr. Schlegel gewirkt. Schiller, der in den „Xenien“ über das bestehende Lustspiel den Stab bricht, stellt am 3. Februar 1794 (Jonas Bd. 3, S. 422 f.) den Gegensatz von „Künsten des Affekts“ und „schönen Künsten“ auf, rechnet dann im 22. Briefe „Über die ästhetische Erziehung“ das Trauerspiel zu jenen; in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“, in dem Nachlaßblättchen „Tragödie und Komödie“, in der „Dramatischen Preisaufgabe“ zieht er nur mit Kant die notwendige Folgerung aus jenen Prämissen, wenn er die Komödie dem „Schönen“ zuweist und alle Züge, die nach den Bestimmungen der Briefe „Über die ästhetische Erziehung“ sein „Schönes“ an sich trägt, der Komödie zugute kommen läßt.

Dieses Schöne aber trifft in einer ganzen Reihe von Merkmalen überein mit dem Begriff der „Freiheit“, den Fr. Schlegel der Aristophanischen Komödie zuschreibt.

Ich meine, auch ohne unmittelbare gegenseitige Beeinflussung können Schiller und die Schlegel, aufbauend auf derselben Grundlage, zu verwandten Resultaten gekommen sein. Und dieses Resultat wäre nicht nur für den vorliegenden Fall wichtig; vielmehr wäre zu fragen, ob nicht auch sonst Ähnliches sich abgespielt hat. Ich komme mit dieser Frage zu dem Hauptfehler in Alts Untersuchung.

Wenn Alt eine Übereinstimmung zwischen Schiller und den Schlegel aufdeckt oder aufzudecken glaubt, ist er im allgemeinen geneigt anzunehmen, daß die Schlegel da von Schiller gelernt haben. Er übersieht dabei zweierlei: 1. daß insbesondere Friedrich Schlegel seine ästhetischen und ethischen Anschauungen längst vorbereitet hatte, ehe er zu Veröffentlichungen schritt, die fast gleichzeitig mit Schillers reifsten spekulativen Arbeiten erschienen sind. 2. daß Schiller und die Schlegel gemeinsam aus dritten Quellen schöpfen, aus Kant und Fichte zunächst, dann überhaupt aus der Spekulation und Kunstlehre des 18. Jahrhunderts.

Eine wirklich befriedigende Darlegung des Verhältnisses von Schillers und der Schlegel Spekulation müßte auf beide Gesichtspunkte Rücksicht nehmen. Sie müßte Schillers Denken als Ganzes, in seiner historischen Entwicklung aus seinen Quellen heraus, dem Denken der Schlegel (zunächst Friedrichs) als Ganzem, wiederum mit Berücksichtigung seiner Voraussetzungen, gegenüberstellen. Diese Aufgabe ist heute noch schwer zu lösen. Denn noch sind die Wurzeln von Schillers Denken kaum hinreichend aufgedeckt; die Entwicklung seiner Ideen allerdings ist uns schon ziemlich klar. Dagegen ist für Fr. Schlegel weder jenes noch dieses geleistet. Hayms Darstellung genügt heute nicht mehr und die kargen Andeutungen, die andere (unter anderem auch ich) seither veröffentlichten, haben da nicht viel gebessert. Allein wenigstens eine Darstellung der Kontinuität von Fr. Schlegels Spekulation, wenn schon nicht eine Dar-

Digitized by Google

legung ihrer Quellen, wird demnächst in M. Joachimis Monographie „Die Weltanschauung der Romantik“ uns geboten werden.[1])

Schon diese Arbeit wird lehren, daß man nicht, wie Alt es tut, die Stellen, an denen die Schlegel mit Schiller übereinstimmen, einfach aus dem Zusammenhang herauszerren darf. Für Alt ist die Ästhetik und Ethik der Schlegel ein Aggregat von Entlehnungen, von eigenen mehr oder minder abstrusen Ideen, von Übertreibungen und Verballhornungen fremder Ansichten. Man kann ihm daraus nicht einmal einen Vorwurf machen; denn viel besser hat man im allgemeinen bisher die Sache nicht angesehen. Tatsächlich aber handelt es sich hier um einen organisch sich entwickelnden Gedankenkomplex, innerhalb dessen auch scheinbar extremste Paradoxe ihre Bedeutung besitzen. Manche Äußerung, mit der Alt gar nichts anzufangen weiß, findet in diesem Zusammenhang mindestens ihre Deutung.

Allein auch wenn man die Anschauungen der Frühromantiker (zunächst Fr. Schlegels) als ein Ganzes von relativer Einheitlichkeit zu erfassen gelernt hat, ist die Frage noch nicht beantwortet, wie sie zu Schiller sich verhalten. Dieses Problem ist nur dann reinlich gelöst, wenn man die Anregungen kennt, die hier gestaltend wirkten, ehe Schiller Einfluß nehmen konnte.

Oder besser gesagt: Die Untersuchung von Schillers Beziehungen zu den Schlegel ist nur dann erfolgreich durchzuführen, wenn man die Welt- und Kunstanschauung der Frühromantik aus ihren Quellen abzuleiten sich bemüht. Eine Monographie hingegen, wie Alt sie versucht hat, ist, wenn nicht eine unlösbare Aufgabe, so doch ein unnötiger Umweg. Was er finden will, ist durch eine wissenschaftliche historische Geschichte der Frühromantik weit besser und weit zuverlässiger zu erbringen.

Diese Behauptung möchte ich an einer raschen Durchsicht von Alts erstem Kapitel erhärten. Ich wähle dieses erste Kapitel, weil Alt hier noch am meisten bemüht war, die einzelnen Arbeiten Fr. Schlegels als Ganzes zu erfassen, ferner weil er hier einen (freilich unzulänglichen) Versuch gemacht hat, die gemeinsamen Voraussetzungen von Schillers und Fr. Schlegels Anschauung des Griechentums zu ergründen.

Ausgangspunkt von Alts erstem Kapitel und damit der gesamten Monographie ist die Tatsache, daß Schillers Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ und Schlegels Untersuchung „Über das Studium der griechischen Poesie“ starke Übereinstimmungen aufweisen. Lange hat Schlegels Arbeit als schlechte Paraphrase der Abhandlung Schillers gegolten. Seit einiger Zeit wissen wir, daß diese Annahme aus chronologischen Gründen unhaltbar ist. Die Ursache der Übereinstimmung ist also an anderer Stelle zu suchen. Es liegt nahe,

[1]) [Das Buch ist inzwischen bei Diederichs in Jena erschienen.]

Digitized by Google

sie aus gemeinsamen Vorläufern und aus älteren Arbeiten Schillers abzuleiten.

Da beide Schriften das Verhältnis griechischer und moderner Kultur und Dichtung erörtern, stellt Alt, um jene Vorläufer Schillers und Schlegels zu erkunden, in rascher Übersicht Denker des 18. Jahrhunderts zusammen, die dasselbe Problem mehr oder minder eindringlich geprüft haben, und gibt in knappen Worten ihre Anschauungen wieder: Winckelmann, Lessing, Garve, Herder, Heydenreich, Forster, Bouterweck, W. v. Humboldt werden gemustert. Alt ist sich bewußt, daß er in dieser Aufzählung durchaus nicht alle Abhandlungen des 18. Jahrhunderts nennt, die sich mit dem Gegenstande beschäftigen. Er hat aber auch nicht versucht, die Arbeiten der von ihm Genannten ideell auszuschöpfen, ebensowenig sich bemüht, in einfachen Linien Übereinstimmungen und Gegensätze ihrer Anschauungen zu skizzieren. Er reiht Notiz an Notiz; besonders Herders Ansichten werden da gar nicht klar, ihr Zusammenhang geht völlig verloren.

Humboldts Anschauungen werden zum Teil schon im Zusammenhang mit denen Schillers dargelegt; Humboldts Skizze „Über das Studium des Altertums und des Griechischen insbesondere" von 1793 mit den Randbemerkungen, die Schiller angefügt hat und die wiederum neue Ideen bei Humboldt auslösten, bildet mit gutem Rechte das Bindeglied. Ich glaube freilich, daß dem Verfasser die Fäden da etwas in Verwirrung geraten sind. Da indes dieses Problem für die Frage nach dem Verhältnis Schillers zu Fr. Schlegel von keiner Bedeutung ist, so verweise ich nur auf meine Darstellung in der Säkularausgabe von Schillers Werken Bd. 11, S. LXI ff. und Bd. 12, S. 361 ff. Im Gegensatz zu Alt nehme ich an, daß Schiller durch Humboldt in den Briefen „Über die ästhetische Erziehung" zu einer Verherrlichung des Griechentums gekommen ist, der er früher nicht gehuldigt hatte. Als ein Mißverständnis erscheint mir daher auch, wenn Alt (S. 13) erklärt: „Ich kann nicht zugeben, daß Schiller erst in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung seine einseitige Griechenverehrung aufgegeben und zu einer gerechteren Würdigung moderner Kultur durchgedrungen sei, wie man wohl gemeint hat, sondern ich finde überall dieselbe Grundanschauung, nur daß je nach dem Zusammenhang bald die Vorzüge, bald die Nachteile der modernen Bildung betont werden." Kein Zweifel kann herrschen, daß Schiller schon längst, aber auch in den Briefen „Über die ästhetische Erziehung" einen kulturellen Fortschritt der Menschheit nach den Griechen angenommen habe. Allein die moderne Dichtung konnte er der griechischen nicht gleichstellen oder gar überordnen, ehe er nicht die Vorzüge sentimentalischer Dichtung ergründet, d. h. ehe er nicht erkannt hatte, daß Ideendichtung der Wirklichkeitsdichtung an künstlerischer Kraft nicht nachzustehen brauche. Und diese Entdeckung ist in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung", nicht früher, zu finden.

Digitized by Google

Von Schiller schreitet Alt zu Fr. Schlegel weiter und stellt eine ganze Reihe einzelner Übereinstimmungen zwischen beiden fest, die er zum großen Teil noch auf ihre Vorläufer zurückführen kann. Sehr richtig erkennt er ferner, daß Fr. Schlegel bei allem Anschein der Gräkomanie von Anfang an kein Verächter moderner Kultur und Dichtung gewesen sei. Ja er behauptet, daß Schiller die Hauptthese der Abhandlung „Über das Studium der griechischen Poesie" hätte unterschreiben können. „Wenn er trotzdem," heißt es (S. 19) weiter, „über Schlegels Arbeit schroff aburteilte, so war einmal die durch Schlegels Rezension seines Almanachs hervorgerufene Gereiztheit daran schuld, dann lag es aber auch daran, daß er die Abhandlung zuerst nur in einem dürftigen Auszuge kennen gelernt hatte."

Dann hält Alt Schillers und Schlegels entwicklungsgeschichtliche Ansichten nebeneinander. Gleich zu Anfang greift Alt fehl. Er stellt S. 19 f. Sätze Fr. Schlegels zusammen (sie entstammen dem Aufsatz „Vom ästhetischen Wert der griechischen Komödie" von 1794), die er auf Schillers Abhandlung „Über Anmut und Würde" zurückleitet, während sie im wesentlichen nur kantische Lehren vertreten. Als ob in der genannten Abhandlung Schillers überhaupt von Philosophie der Geschichte die Rede wäre! Fr. Schlegel scheidet zwei Prinzipien menschlicher Bildung: „Freie Natur" und „Absicht". Im Laufe der Entwicklung der Menschheit herrscht zuerst jene, dann diese. Sobald die „Absicht" die Herrschaft übernommen hat, wird der Mensch „zerspalten", das heißt uneinheitlich. In später Zukunft, wenn die „Absicht" ihr Geschäft vollendet haben wird, soll wieder Natur an ihre Stelle treten und die Leitung der Menschheit übernehmen. So hatte Kant in den Aufsätzen von 1784 und 1786, insbesondere in der Abhandlung „Über den mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte" die Entwicklung des Menschengeschlechtes konstruiert: Die natürlichen Anlagen und Triebe wirken ungebrochen im Naturzustand der Menschheit, durch die Kultur wird der Mensch in Gegensatz zu seinen natürlichen Anlagen gebracht. Nicht Natur, sondern „Kunst" herrsche. Das Ideal der Kultur aber trete ins Leben, wenn einst „vollkommene Kunst" wieder Natur werde. In engem Anschlusse an den genannten Aufsatz Kants erscheinen dieselben Ansichten in Schillers Studie „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde". In „Anmut und Würde" hat Schiller für den Menschen der Gegenwart, für den Menschen überhaupt, nicht für den einer „späteren Zukunft" Harmonie von Sinnlichkeit und Sittlichkeit gefordert. Schlegel aber denkt wie Kant und wie in dem genannten historischen Aufsatze Schiller an die nach „späten Jahrtausenden" eintretende Möglichkeit eines „Paradieses der Erkenntnis und der Freiheit ... wo er dem moralischen Gesetze in seiner Brust ebenso unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Instinkte gedient hatte".

Digitized by Google

Überhaupt ist Kant viel zu wenig von Alt in Betracht gezogen worden. Schon bei den oben von mir nur gestreiften Thesen Humboldts und Schillers war er zu nennen, wie dies aus meiner dort zitierten Darstellung erhellt. Gleich im folgenden hat Alt ihn wiederum zu seinem Schaden nicht in die Hand genommen.

Die drei Aufsätze „Über die Grenzen des Schönen", „Vom Wert des Studiums der Griechen und Römer" und „Über das Studium der griechischen Poesie" suchen in verwandter Weise die von Garve schon 1770 vertretene Ansicht, daß in der antiken Poesie die Natur, in der modernen der Verstand herrsche, zu vertiefen und in ihrer Wurzel zu erfassen. Der letzte der genannten Aufsätze stützt dann die ganze Charakteristik der griechischen Poesie auf ihre naturgemäße Entwicklung, stellt in ihr ein Produkt organischer Gestaltung dar. Das Aperçu, das dieser Anschauung zugrunde liegt, ist Herder zu danken. Richtig erkennt Alt, daß Herder die Vorstellung eines Kreislaufs der antiken Bildung Schlegel vermittelt habe (S. 21). Er hätte auch für den Begriff des „Maximums", das die Griechische Poesie darstellt, Herder heranziehen können (vgl. Hayms Herder Bd. 2, 237. 294 f. und Herders Ideen, Hempel Bd. 3, 187). Alle diese Gedanken wurzeln in der Idee einer organischen Gestaltung.

Wenn aber Fr. Schlegel die Herrschaft der Natur auf Wirkung des „Triebes" (im Gegensatz zur Wirkung des „Verstandes") zurückführt, wenn er bei den Griechen den „gesamten zusammengesetzten Trieb", bei den Modernen den „Verstand" als „lenkendes Prinzipium" hinstellt, so berührt er sich allerdings mit dem sechsten Briefe „Über die ästhetische Erziehung", der feststellt, daß dem Griechen die alles vereinende Natur, dem Modernen der alles trennende Verstand" seine Formen erteilten". Allein die von Fr. Schlegel verwertete Theorie des „Triebes" ist nicht mit der Schillers identisch. „Der gesamte zusammengesetzte Trieb" Fr. Schlegels ist nicht etwa Schillers Spieltrieb; hier scheinen weit eher Reinholdische, auf Kant basierte Lehren verwendet zu sein. Der Satz: „Der Trieb fängt mit Natur an und endigt mit Natur, nur in der Mitte vereinigt er die Natur mit dem Menschen" (Minor Bd. 1, S. 22, 17 ff.) ist der Triebtheorie Schillers fremd. Wie eng aber all dies mit Kants entwicklungsgeschichtlichen Anschauungen zusammenhängt, habe ich schon oben angedeutet.

Nur konsequente Weiterführung dieser Ideenreihen ist es, wenn Fr. Schlegel in dem Aufsatz „Vom Wert des Studiums der Griechen" in der antiken Geschichte einen Kreislauf, in der neueren ein dauerndes Fortschreiten entdeckt. Die Frage nach der Richtigkeit oder Falschheit solcher Konstruktionen ist eigentlich für den Literarhistoriker gleichgiltig. Wichtig dagegen bleibt, daß Fr. Schlegel mit der ihm eigenen Energie alle seine Gedankengänge bis zum letzten Ende zu beschreiten, hier nur die Folge aus Aufstellungen anderer zieht. Instinkt herrscht auch bei Kant am Anfang der Kultur, Bewußtheit auf ihrem späteren Wege. Fr. Schlegel

Digitized by Google

folgert: solange Instinkt (oder wie er es nennt: Trieb) herrscht, muß naturgemäße, organische Entwicklung angenommen werden; sobald Bewußtheit (er sagt: Verstand) die Richtung übernimmt, stellt sich dauerndes Fortschreiten ein. Denn die Art jener naturgemäßen Entwicklung ist — nach Herder — der Kreislauf; die der verstandesmäßigen — nach Kant — Fortschritt zum Ideale der Kultur.

Ich erkenne hier nur konsequentes Weiterdenken der Gedanken Herders und Kants, kann also den Worten nicht zustimmen, die Alt (S. 21) über diese Konstruktionen äußert.

Ich sehe ferner hier überall selbständige Versuche, Ideen, an die auch Schiller anknüpft, in eigener Weise fortzuführen. Und alles dient dem Zwecke, antike und moderne Poesie in ihrer Gegensätzlichkeit zu erkennen. Im Jahre 1795 sind Schiller und Schlegel, jeder in seiner Weise, bemüht, die von Herder, Garve und Kant unter Rousseaus Impulse immer wieder erörterte entwicklungsgeschichtliche Idee des Gegensatzes von Natur und Kultur für eine Deutung des Gegensatzes von antiker und moderner Poesie zu verwerten. Fr. Schlegel kommt zu seinen Deutungen „natürlicher" und „künstlicher Bildung", Schiller legt endlich — nach mannigfachen Vorandeutungen — am Ende des Jahres in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" eine neue Formulierung vor, die auf dem Phänomen des „Naiven" ruht. Naiv ist die Natur, der Gegensatz zu naiv ist sentimentalisch. Sentimentalität ist Sehnsucht nach der verschwundenen Natur; darum ist die „natürliche" antike Poesie naiv, die ihr entgegengesetzte moderne sentimentalisch.

Fr. Schlegel aber bleibt bei diesem Gedanken nicht stehen. Neben der Konstruktion, die auf dem Gegensatze von Natur und Kultur beruht, und die in Schillers Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" ihre höchste Höhe und Vollendung erreicht, gibt Fr. Schlegel im Aufsatze „Über das Studium der griechischen Poesie" noch eine zweite Antithese, die nicht auf einer entwicklungsgeschichtlichen Theorie, sondern auf einem reinen Gefühlsmoment ruht. Er konstruiert den Gegensatz nicht, sondern er bestimmt ihn aus dem Inhalt des Gefühles heraus, das in ihm von alten und neueren Dichtern wachgerufen wird. Er entdeckt in der modernen Poesie ein „Übergewicht des Individuellen, Charakteristischen und Philosophischen," ein rastloses, unersättliches Streben nach dem Neuen, Pikanten und Frappanten, kurz nach dem Interessanten.

Ohne Zweifel ist Fr. Schlegel von anderen zu dieser Beobachtung geleitet worden. Entspricht sie doch etwa auch den von mir in dieser Anzeige schon einmal erwähnten Gedanken, die Goethes „Italienische Reise" vorbringt. Alt gedenkt dieser Übereinstimmung nicht.

Von allen Vorläufern Fr. Schlegels, die ihm sicher bekannt waren, hat keiner diese Beobachtung schärfer formuliert als Bouterweck in seinen „Fragmenten vom griechischen und modernen Genius", die von Fr.

Digitized by Google

Schlegel in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung vom 26. April 1792 rezensiert worden sind. Als ich in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1889 S. 487 f. diese Besprechung zum Abdruck brachte, wies ich auf den entscheidenden Punkt hin und wundere mich darum jetzt um so mehr, daß Alt, der diesen Hinweis gelesen hat, mit ihm nichts hat anfangen können. Alt hat zwar aus Bouterwecks Aufsatz eine Reihe von Beobachtungen herangezogen, wichtiger aber ist, was Fr. Schlegel selbst in seiner Rezension ausführlich wiedergibt. Ich verweise auf meinen Abdruck und hebe nur das Entscheidende heraus; da heißt es: „Es ist etwas unbeschreiblich Absichtsloses in der griechischen Poesie! Man sieht nie, daß sie es auf unser Herz anlegt ... Unsere Poesie ... ist eine Kokette, an der ... die Gefallsucht mißfällt." ... Ferner kontrastierte Bouterweck das Interesse der Neugier, das der moderne Mensch befriedigt wissen will, mit dem Interesse der Sympathie, das den Griechen eigen war. Überraschung und Interesse wird dort verlangt, man genießt die Erwartung statt des Erwarteten. „Der Grieche wußte den Inhalt des Schauspiels immer vorher. In der Ilias fand er keine Begebenheit, die er nicht schon als Kind hätte erzählen hören. Aber die Situation vor sich zu sehen, lebendig vergegenwärtigt in sich zu fühlen, das war der erwünschte Genuß, den ihm die Kunst gab."

Hier sei nicht untersucht, wie weit andere, etwa Lessing, Bouterweck den Weg gewiesen haben, wie weit seine Thesen an die Worte anderer, etwa Garves, erinnern. Sicher ist, daß Fr. Schlegel wie Bouterweck das Haschen nach dem Interessanten zum Kennzeichen der modernen Poesie macht. Dann schließt Schlegel als Kantianer weiter, daß die moderne Poesie, da sie auf Interesse ausgeht, das objektive Schöne verfehlen muß; das objektive Schöne Kants erweckt ja ein interesseloses Wohlgefallen. Und so kommt er zu einer zweiten Deutung des Gegensatzes zwischen antik und modern: nicht nur wie Natur und Künstlichkeit stehen sich beide Richtungen gegenüber, sondern auch ihr Schönes ist verschieden: dort objektive Schönheit, hier eine Schönheit des Interesses.

Haym hat diese zweite Begriffsreihe und ihr Verhältnis zu Kant rasch angedeutet (Romantische Schule S. 214). Für die Frage des Verhältnisses von Schillers und Fr. Schlegels Abhandlungen über moderne und antike Poesie ist sie sehr wichtig. Denn sie bezeugt, daß Fr. Schlegel auf eigenen Wegen zu selbständigen und doch auch wieder verwandten Konstruktionen gelangt ist. Wieweit er auch in dieser zweiten Deduktion mit Schiller in Berührung kommt, das sagt er selbst in der „Vorrede" (Minor Bd. 1, S. 81): „Merkwürdig und bestätigend war es mir, daß in Schillers treffender Charakteristik der drei sentimentalen Dichtarten das Merkmal eines Interesse an der Realität des Idealen in dem Begriff einer jeden derselben stillschweigend vorausgesetzt oder sichtbar angedeutet wird." Der Gedanke, daß das Schöne interesseloses Wohl-

Digitized by Google

gefallen erregt, ist ja Schiller vor seinem Studium Kants schon eigen und spielt nach diesem eine entscheidende Rolle in seiner Spekulation. Nur hat er nicht wie Schlegel ihn zum Fundament seiner Antithese des Antiken und Modernen gemacht.

In solcher Betrachtung erscheinen — bei allen Unterschieden, die zwischen Schillers reifster Abhandlung und einem tumultuarischen Jugendversuche Schlegels bestehen — beide Arbeiten doch als gleichberechtigte Versuche, der Antithese von Modern und Antik, diesem Lieblingsproblem des 18. Jahrhunderts, eine neue Deutung zu geben. Schiller konstruiert ausgehend von dem Verhältnis der Kultur zur Natur, Fr. Schlegel nimmt zum Teil denselben Ausgangspunkt, zum Teil aber knüpft er an eine Analyse des von antiker und moderner Dichtung erweckten Gefühlseindrucks an. Beide aber arbeiten mit ästhetischen Anschauungen Kants.

Wenn mithin Alt (S. 16) sagt, Humboldt kenne schon 1795 die Antithese schön und interessant, so ist damit gar nichts gesagt, denn die Antithese ist aus Kants Ästhetik entnommen. Und wenn er (S. 25 f.) die oben zitierte Stelle aus der „Vorrede" Fr. Schlegels deuten will und meint, Schlegel sei hier, „offenbar direkt" von Schillers Ästhetik abhängig, so übersieht er, daß es sich wiederum nur um eine Anschauung handelt, die Schlegel aus Kant holt und in der Schiller mit Kant übereinstimmt.

Bei den Bemerkungen über Schlegels Auffassung von Shakespeare (S. 22 f.) vergißt endlich Alt, daß hier nur die Grundanschauung von der „interessanten" Poesie exemplifiziert wird.

Ich aber eile zum Schlusse dieser schon überlangen Anzeige und gestatte mir deshalb nur noch wenige Notizen:

Die folgenden Bemerkungen von Alts erstem Kapitel sind zum Teil schon oben erwähnt und geprüft worden. Hier sei nur noch eine falsche Analogie erwähnt: S. 28 stellt Alt Schillers Unterscheidung des mechanischen, schönen und politischen Künstlers mit einer Division Schlegels zusammen, die mechanische und freie Ideenkunst trennt, die letztere in Lebenskunst und darstellende Kunst zerfallen läßt (1, 104 Anmerkung 1). Ich sehe keinen Zusammenhang, finde bei Fr. Schlegel vielmehr eine an Heydenreich gemahnende Terminologie. Schon die hier gegebene Definition von Kunst gemahnt an Heydenreich (a. a. O. S. 109). Die Zweiteilung der Kunst im Sinne des Gegensatzes von Körper und Geist, die Verwendung der Ausdrücke „mechanisch" und „darstellend" findet sich gleichfalls bei ihm (S. 150 f.). —

Ich darf wohl behaupten, daß Alt eine ganz andere Darstellung von Schillers Verhältnis zu den Brüdern gewinnen konnte, wenn er ihre Vorläufer sich genauer angesehen hätte. Das Bewußtsein, daß nach dieser Richtung mehr zu leisten wäre, hat er wohl selbst gehabt. „Schiller ist natürlich nicht der einzige, der auf Schlegels ästhetische Anschauungen gewirkt hat, unverkennbar ist auch der Einfluß von Kant und Fichte, ja auch

Digitized by Google

auf Plato und Hemsterhuys als auf Vorbilder Schlegels ist hingewiesen worden." So heißt es unvermittelt S. 29. Man kann nur bedauern, daß Alt diese Erkenntnis nicht besser verwertet hat. Manche schiefe Behauptung wäre ihm dann erspart geblieben. Hätte er insbesondere dem platonisierenden Elemente stärkere Aufmerksamkeit gewidmet, dann wäre ihm Schlegels Terminologie, so die Ausdrücke „Fülle", „Liebe", „Harmonie" oder „Reiz", „Schein", „Gutes" nicht so rätselhaft vorgekommen. Ich denke hier nicht nur an Plato, sondern auch an seine Schüler Shaftesbury und Hemsterhuis. Ganz fehlen übrigens diese Begriffe auch nicht bei Schiller, aber auch er entnimmt sie gleicher Quelle. Und wenn Alt in dem Operieren mit den Kantischen Kategorien Vielheit, Einheit, Allheit nur „Begriffsspielereien" erblickt, so kann ich ihm gleiches bei Schiller und bei allen Ästhetikern der Zeit nachweisen.

Ich aber fühle mich nicht bemüssigt, noch weitere Berichtigungen und Ergänzungen vorzubringen. Wenn mir der Nachweis geglückt ist, daß Schiller und die Schlegel mehrfach, auf denselben Voraussetzungen weiterbauend, zu verwandten Resultaten gekommen sind, so halte ich die Aufgabe für gelöst, vor die Alt mich gestellt hat. Es ist ein großer Unterschied, ob — wie Alt vermutet — durch wahllose Übernahme von Gedanken Schillers Übereinstimmung zwischen Schiller und den Schlegel da und dort erstanden, oder ob da, wie ich glaube, geistige Verwandtschaft, gestützt auf gleiche Lehrer und Vorläufer, zu identischen Resultaten gelangt ist. Alts Auffassung macht die Schlegel zu unmittelbaren Lehrlingen Schillers; nach meiner Ansicht waren sie berechtigte Mitstreiter im Kampfe um eine neue Kunst und um eine neue Kultur.

Bern, 29. Januar 1905. Oskar F. Walzel.

Lex Michael, Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist. München 1904, C. H. Beck. 4 M.

Die hohe Bedeutung, die unsere Zeit dem Drama nicht bloß in rein ästhetischer, sondern auch in allgemein bildender Hinsicht beimißt, indem man diese Dichtungsgattung in den Mittelpunkt des deutschen Unterrichts an unseren höheren Schulen rückt, bringt eine erneute Durchdenkung technischer Probleme mit sich, die früheren Generationen, vornehmlich auf rationellem Wege, längst gelöst schienen, die jetzt aber vor einer entwicklungsgeschichtlichen und vergleichenden Betrachtung aufs neue stichhalten müssen; Bernays hat uns nachgewiesen, was Aristoteles mit dem lange mißverstandenen Ausdruck „Reinigung der Leidenschaften" gemeint, v. Berger, was es damit für unsere ästhetischen Anschauungen für ein Bewandtnis habe; die beinahe zur hohlen Phrase werdenden Begriffe: „Poetische Gerechtigkeit" oder „Schuld und Sühne" haben, unter Einwirkung einer nüchternen Skepsis und scharfer Hiebe, wie sie

Digitized by Google

v. Wilamowitz-Möllendorff auszuteilen wußte, eine wohltätige Begrenzung erfahren und das eigentliche Hauptproblem des Tragischen bildet noch heute den Gegenstand erregter Diskussionen. Lex hat das Verdienst, einen weiteren dieser heiklen, auf Grund vorgefaßter Meinungen entstandenen und sehr unangemessen verallgemeinerten Schulausdrücke unter die kritische Sonde genommen zu haben: die „Idealität" des Dramas.

Daß diese Forderung auf die französische Renaissancepoetik zurückgeht und unter dem Einflusse des horazischen „et prodesse volunt, et delectare poetae" entstanden ist, braucht hier nicht erst erwiesen zu werden. Gottsched hat sie dann mit aller Schärfe neu formuliert: „zu allererst wähle man sich einen lehrreichen moralischen Satz nach Beschaffenheit der Absichten, die man sich zu erlangen vorgenommen; hierzu ersinne man sich eine ganz allgemeine Begebenheit, worin eine Handlung vorkommt, daran dieser erwählte Lehrsatz sehr augenscheinlich in die Sinne fällt. Nunmehr kommt es auf mich an, wozu ich diese Erfindung brauchen will, ob ich Lust habe, eine äsopische, komische, tragische oder epische Fabel daraus zu machen usw." (Kritische Dichtkunst 153.) Damit war die Dichtkunst unter die Oberherrschaft der abstrakten Moral gestellt und ist es lange geblieben, dank dem doktrinären Zuge, der unsere Poesie überhaupt durchweht. Vereinzeltes Ankämpfen gegen die Forderung einer „moralischen Idee" konnte nicht viel ausrichten, da die alten Vorurteile zu festgewurzelt waren und man sich meist damit begnügte, sie schlecht und recht im Sinne modernerer Anschauung zu interpretieren, anstatt sie mutig über Bord zu werfen. Lex ist den geschichtlichen Wandlungen der Bedeutung des Ausdrucks nicht nachgegangen, er hat sich damit begnügt, an vieren unserer größten Dramatiker in induktiver Weise zu zeigen, wie schwankend der Sprachgebrauch geworden ist und wie, je nach der eigentümlichen Beanlagung und dem ihr entsprechenden technischen Verfahren bei den einzelnen Dichtern dasjenige, worauf wir gefühlsmäßig bei diesen oder jenen ihrer Dramen den Ausdruck „Idee" anwenden, immer wieder etwas anderes ist. Daß er dabei nicht über Grillparzer hinausgeht und z. B. Hebbel (abgesehen von einer mißgünstigen Bemerkung, S. 243) und Otto Ludwig links liegen läßt, ist recht bedauerlich, doch reicht sein Material aus, um das zu beweisen, was er uns lehren will.

Es sei nun gleich gesagt, daß Lex seine Untersuchungen mit größter Umsicht und Sorgfalt geführt und sich redlich um das Verständnis der zugrunde gelegten Dramen bemüht hat; soweit es sich um wesentliche Verstandesarbeit handelt, können wir allen seinen Hauptergebnissen zustimmen, während manche seiner einzelnen Darlegungen zum Widerspruch herausfordern; das eigentliche Einfühlen in die dichterische Handlung und vor allem in die Einwicklung der dramatischen Charaktere scheint seine starke Seite weniger zu sein, auch seiner Darstellung mangelt die rechte Anschaulichkeit, sie ist oft dunkel und geschraubt. Im ganzen ruht, wie

Digitized by Google

schon angedeutet, der Hauptwert des Buches auf den allgemeineren Erörterungen.

Gleich die Einleitung setzt sich mit dem schillernden Begriff „Idee" selbst auseinander. Wir reden von einer sittlichen Idee, die einem Drama zugrunde liegen soll, von einer Idee, die eines dramatischen Bearbeiters harrt, während sie in allen Grundzügen fertig ist, von der Idee zu einer Pantomime, einem Ballett; der Inhalt des Begriffes berührt sich mit so vielen anderen, deutlicher umrissenen Vorstellungen, daß die Gefahr der Verwechslung nahe genug liegt; in verständiger Weise verwahrt sich Lex gegen solche Konfusionen. Die dramatische Idee ist ihm weder der Plan, noch die Handlung, noch ein abstrakter „Grundgedanke" des Dramas, obwohl sie mit diesen Elementen sich nahe berühren kann; schließlich definiert er sie selbst (S. 8) als die „künstlerisch verkörperte Wahrheit, die uns im Drama und durch das Drama erscheint, nicht den Verstand, sondern den Menschen als Ganzes anspricht und erfüllt, nicht der Philosophie, Ästhetik oder Moral, sondern der Erfahrung der menschlichen Natur und dem menschlichen Schicksal angehört, die nicht bestehen kann als im Körper der Dichtung und nicht genossen sein will als im Bild". Mit seiner scharfen Betonung der unmittelbaren, gefühlsmäßig einleuchtenden Evidenz hat Lex unstreitig recht. Dennoch müssen wir dabei an einiges erinnern. Auch diese unmittelbare Evidenz hat nur ihre relative Geltung; in das, was dem griechischen Zuschauer eines Aischylos „Wahrheit" war, können wir uns beinahe nur noch mit Hilfe philologischer Verständigung hineinversetzen, obwohl uns ja seine Dramen auch ohne diese immer noch etwas sagen werden, nur nicht grade immer das, was der Dichter sagen wollte. Und was ist diese „Wahrheit"? Daß die „Wahrheit" eines historischen Dramas eine andere ist als die eines Märchenstückes, das heißt, daß wir, um zu jener geforderten unmittelbaren Evidenz zu gelangen, dort z. B. mehr intellektuelle Anhaltspunkte brauchen, als hier, liegt wohl auf der Hand. Sieht man näher zu, so liegt allen oben berührten, scheinbar so verschiedenartigen Bedeutungen des Wortes „Idee" doch etwas gemeinsames zugrunde, eben dies, daß wir uns damit in das Gebiet des Nichtwirklichen, bloß Idealen hinüberbegeben, daß wir also, wenn wir von der Idee eines Dramas reden, gleichviel in welchem Sinne, immer etwas meinen, was sich nicht unmittelbar auf der Bühne unseren leiblichen Augen zeigt oder unseren leiblichen Ohren hörbar wird, sich vielmehr in irgend einer Weise an unsere intellektuelle Tätigkeit wendet. Da sich nun aber auf der Bühne ein zeitlich wahrnehmbares Nacheinander von Zuständen, Begebenheiten, Handlungen abspielt, so arbeitet unser Intellekt eben in der Richtung, das „post hoc" in ein „propter hoc" zu verwandeln; erst dann haben wir den Eindruck der „Wahrheit", wenn die äußeren und inneren (seelischen) Vorgänge kausal verknüpft erscheinen und wenn diese Verknüpfung

Digitized by Google

(für unser Gefühl zum mindesten) nicht bloß möglich, sondern geradezu notwendig erscheint. Um die Wahrheit „menschlicher Schicksale“ allein handelt es sich dabei wohl nicht, zum wenigsten scheint mir der Ausdruck zu eng, zu passiv und wir würden manchem Drama damit nicht ganz gerecht, vor allem auch nicht der inneren Komposition der Charaktere, die ja doch, wie sich für Lex selber bei der Besprechung von Goethes Dramen ergibt, sehr wohl in ihrer Entwicklung die eigentliche Idee des Dramas hergeben können. So könnten wir etwa sagen, die Idee sei die im Dichter während der Arbeit bewußt oder unbewußt wirkende, von seinem Publikum mehr oder minder scharf erkannte, jedenfalls aber gefühlsmäßig aufgefaßte Einheit und physisch-moralische Notwendigkeit in der Verknüpfung der im Drama dargestellten menschlichen Handlungen, Schicksale und Zustände. Das ist eine sehr umständliche und breite Definition, aber sie mag hier stehen, bis sie durch eine bündigere und klarere ersetzt wird. Zur Klärung der Sache möchte ich die ausgezeichnete Auseinandersetzung Otto Ludwigs über den poetischen Realismus heranziehen: „Der Begriff des poetischen Realismus fällt keineswegs mit dem Naturalismus zusammen. Es handelt sich hier von einer Welt, die von der schaffenden Phantasie vermittelt ist, nicht von der gemeinen; sie schafft die Welt noch einmal, keine sogenannte phantastische Welt, das heißt keine zusammenhangslose, im Gegenteil, eine, in der der Zusammenhang sichtbarer ist als in der wirklichen, nicht ein Stück Welt, sondern eine ganze, geschlossene, die alle ihre Bedingungen, alle ihre Folgen in sich selbst hat. So ist es mit ihren Gestalten, deren jede in sich so notwendig zusammenhängt, als in der wirklichen, aber so durchsichtig, daß wir den Zusammenhang sehen, daß sie als Totalitäten vor uns stehen; eine Welt, in der die Mannigfaltigkeit der Dinge nicht verschwindet, aber durch Harmonie und Kontrast für unseren Geist in Einheit gebracht ist, nur von dem, was dem Falle gleichgiltig ist, gereinigt. Der Hauptunterschied des künstlerischen Realismus vom künstlerischen Idealismus ist, daß der Realismus seiner wiedererschaffenen Welt so viel von ihrer Breite und Mannigfaltigkeit läßt, als sich mit der geistigen Einheit vertragen will, wobei diese Einheit selbst zwar vielleicht schwerer, aber dafür weit großartiger ins Auge fällt; dem Naturalisten ist es mehr um die Mannigfaltigkeit zu tun, dem Idealisten mehr um die Einheit“ (Schriften 5, 458 ff.). Aber auch der Naturalist wird eben für seine bunte Bilderfülle eines höheren Ordnungsprinzips nicht entbehren können, wenn anders er eine ästhetische Wirkung beabsichtigt. Es ist nun freilich ganz klar, und Lex hätte das vielleicht stärker hervorheben sollen, daß ein solches Ordnungsprinzip nicht bloß dem Drama, sondern zunächst jedem Gedichte zukommt; auch zwischen der Naturstimmung und den Erlebnissen des menschlichen Gemüts, die im Volksliede parallelisiert werden, herrscht ein solcher idealer Zusammenhang; im Epos werden wir die

Digitized by Google

Idee vor allem in der inneren kausalen Verknüpfung der erzählten Ereignisse zu höherer Einheit erblicken; nicht zufällig besingt die Ilias den „Zorn des Achilles“ statt des ganzen trojanischen Krieges, zu dessen einheitlicher Behandlung unter höheren Gesichtspunkten wohl erst eine spätere Zeit imstande gewesen wäre; und die Odyssee behandelt die Rückkehr des Helden, nicht seinen ganzen Lebenslauf, eigentlich sogar nur die letzten Tage vor der Wiedervereinigung mit Penelope. Das Drama aber behandelt nicht Begebenheiten, sondern bewußte Handlungen, in denen sich der starke Wille des Menschen offenbart, wie er ihn zur Tätigkeit spornt und in das Leid hineinführt; dieser Wille aber bedarf nicht bloß an sich einer besonderen Organisation, damit wir seine starke Betätigung als notwendig empfinden, er muß in Verhältnisse hineingesetzt sein, die seine Wirksamkeit geradezu herausfordern; dem Spieler muß ein Gegenspieler gegenübertreten, oder die menschliche Individualität in scharfem Gegensatz zu ihrer Umgebung gestellt werden, damit wir die Überzeugung gewinnen, daß der und der Mensch unter den und den Umständen so und nicht anders handeln und gegebenenfalls auf Grund seines Handelns leiden müsse. Dabei hat nun die Individualität des Dichters, wie Lex besonders in seinem Schlußkapitel zusammenfassend ausführt, freien Spielraum zur Betätigung; der tragische Untergang eines Helden kann zum Beispiel als ein Akt sühnender, höherer Gerechtigkeit oder als eine einfache Naturnotwendigkeit erscheinen, je nach der Weltanschauung des Dichters, die natürlich auf die Gestaltung der Idee hinüberwirken wird. Denn daß ein Drama auch ohne eine zugrunde liegende Weltanschauung zustande kommen könnte, werden wir Lex doch nicht zugeben wollen! Freilich sind seine Erklärungen nicht immer ganz klar und eindeutig; aber seine Worte: „Muß ein Dramatiker überhaupt im einzelnen Drama eine Weltanschauung geben? Mit nichten“ scheinen doch unseren Widerspruch herausfordern zu wollen; gewiß hat Lex recht: „Dramen sind nicht da, Weltanschauungen zu lehren“; aber soll das Drama heute überhaupt noch etwas „lehren“? Es soll doch etwas in uns anregen, uns zur Neuschaffung, zur Reproduktion der dichterischen Anschauung auffordern; wir werden aber die Vorgänge auf der Bühne nur dann zu einer künstlerischen Einheit wiederverbinden können, wenn sie in einheitlichem Sinne komponiert waren und dies ist nur dann der Fall, wenn dem ganzen eine einheitliche Weltanschauung zugrunde liegt. Der Dichter also muß eine solche haben und wir müssen sie ahnen; ja er muß uns sogar dazu zwingen können, einmal die Welt mit seinen Augen zu betrachten; damit ist noch lange nicht die ungeheuerliche Forderung aufgestellt, daß wir uns seine Lebensauffassung oktroyieren lassen. Wie weit wir die Weltanschauung des Dichters zum Aufbau unserer eigenen verwenden, ist eine Sache für sich, gehört aber meiner Ansicht nach zu den außerästhetischen Nachwirkungen des Kunstwerkes, die ich damit durch-

Digitized by Google

aus nicht unterschätzt haben will; und wenn „wir doktrinären Deutschen aus den Ideen einzelner Werke eines Dramatikers auf eine Weltanschauung zurückschließen“ (S. 300), so ist damit noch lange nicht gesagt, was Lex als selbstverständlich vorauszusetzen scheint, daß wir nun „wiederum aus der feststehend angenommenen Weltanschauung alle Produkte erklären“. Wir schließen, wenn uns das möglich ist, allerdings von der Idee auf die Weltanschauung, die das betreffende Werk vertritt, aber von da aus suchen wir bloß die Einzelheiten des betreffenden Werkes zu erklären und sonst nichts. Freilich, Weltanschauungen wechselt man nicht wie abgetragene Kleider, und wenn auch die Verkettung von leidenschaftlichem Drängen und menschlichem Elend in der „Braut von Messina“ eine andere scheint, als in den „Räubern“, so wird doch der intimere Kenner des Dichters sehr bald die höhere Einheit entdecken, die hinter beiden Variationen des gleichen Themas steht; zu dieser freilich muß man sich aufzuschwingen suchen und nicht schlechtweg ein Werk aus dem anderen erklären, wie das vielleicht bei grammatischen und allenfalls metrischen Fragen (wenn auch selbst da nur mit Vorsicht) möglich ist.

Damit kommen wir aber schon auf Einzelheiten und auf die Heranziehung von einzelnen Werken der behandelten Dichter. Ich sagte schon, daß grade die Einzelanalysen Lex' hie und da zum Widerspruch reizen. Natürlich müßte ich sein ganzes Buch neu schreiben, wenn ich mich über jedes Werk mit ihm auseinandersetzen wollte. Ich muß mich also mit Stichproben begnügen und greife einzelne Probleme heraus, die mir nicht bloß persönlich am Herzen liegen, sondern der Erörterung schon darum wert erscheinen, weil wir herzlich wünschen, daß das neue Buch seinen Weg in die Schule finde, der nur mit solchen ernsten, wissenschaftlichen Arbeiten, nicht aber mit Eselsbrücken für Lehrer und Schüler gedient sein kann. Zunächst galt es, den Grundunterschied in der dramatischen Konzeption bei unseren großen Klassikern aufzudecken, zu zeigen, was bei Goethe auch in den verschiedenen Epochen seines Dichtens, die Lex ganz mit Recht scheidet, sich gleich bleibt. Schiller glaubt an ein exoterisches Schicksal, eine abwägende, urteilende Macht, der der einzelne sich beugen, die er anerkennen muß, wenn er sich nicht durch Leidenschaft selbst zerstören will; auch bei Goethe geht das Allgemeine, das „Ungeheure“ über den einzelnen hinweg, aber es fällt kein Urteil, es vollzieht eher einen Ausgleich; wie die Engel im Faust die Weltordnung des Herrn bewundern, der mit blitzendem Verheeren so gut als mit sanftem Säuseln das organische Leben in der Welt erhält, ersetzt, verteilt, und wie Goethe den Vorzug des Schöpfers darin sieht, daß er beim Anblick seiner Schöpfung zugleich alle die Harmonien genießt, die er in der Anordnung des ganzen und in den Schicksalen der einzelnen Geschöpfe wahrnimmt (Werke 37, 317), so ist auch der Mensch, vorzüglich der große Mensch (und dieser steht im Mittelpunkte aller bedeutenden

Digitized by Google

goethischen Dramendichtungen) an das Gesetz gebunden, nach dem er angetreten ist und nach dem er sich schließlich ausleben muß. Wie das geschieht und wie die mannigfachen Widerstände des Lebens grade nur dazu dienen, den großen Charakter in seiner vollen Eigenart „auszuwickeln", das macht den Reiz der goethischen Dramatik aus. Wie alles nach ewigen, ehernen, ernsten Gesetzen seines Daseins Kreise vollendet, will er darstellen; aber diese Gesetze bleiben immanent, sie sind Naturgesetze und keine moralischen und auch auf ihre genaue Darstellung verzichtet der Dichter, denn er will nicht auf den Verstand, sondern auf das Gemüt wirken, die Gesetzmäßigkeit mehr ahnen als erkennen lassen, wie er es im Vorspiel zum „Faust" ausdrückt: „nach einem selbstgesteckten Ziele mit holdem Irren hinschweifen". Daher die eigentümliche Abneigung des Dichters gegen das ewige Forschen nach „Ideen" in seinen Dramen. Ich glaube auch, daß die von Lex herangezogene Äußerung über die Novelle „Das Kind mit dem Löwen" (zu Eckermann 18. Januar 1827, Biedermann 6, 23) dem nicht widerstreitet. Die Stelle ist wichtig genug, um hier herangezogen zu werden. „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt gezwungen werde, war die Aufgabe dieser Novelle, und dieses schöne Ziel, welches sich im Kinde und Löwen darstellt, reizte mich zur Ausführung. Dies ist das Ideale, dies die Blume und das grüne Blätterwerk der durchaus realen Komposition ist nur dieserwegen da und nur dieserwegen etwas wert. Denn was soll das Reale an sich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist, ja es kann uns auch von gewissen Dingen eine deutlichere Erkenntnis geben; aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging." Da ist nun zunächst zu denken, daß zwischen dem „Idealen" und der „Idee" zwischen dieser und der „Aufgabe" einer Dichtung immer noch ein Unterschied sein kann. Zunächst sehen wir, daß Goethe in seiner Äußerung zwischen „Aufgabe" und „Ziel" seiner Dichtung unterscheidet; vom Ziel war schon in jener Faststelle die Rede und was dort „holdes Irren" war, das ist hier das „grüne Blätterwerk" der realen Handlung; sehr bedeutsam für uns, daß Goethe in dieser äußeren Handlung nur etwas ganz nebensächliches sieht, was den eigentlichen Keim der Dichtung nur zum Reifen bringen soll; Eckermann hat, worauf Lex nicht hinweist, sich vorher über den Schluß der Novelle unbefriedigt ausgesprochen; ihm ist alles zu einfam, zu lyrisch, ihm geschieht nicht genug, die angefangene äußere Handlung kommt zu keinem Abschluß; Goethe widerstrebt das einfach, er läßt sie fallen, wie ja auch im Tasso die äußere Handlung abgebrochen wird, damit die innere zu ihrem Rechte und zu ihrer Wirksamkeit komme. Wie ganz anders Schiller, bei dem die äußere Handlung gleichsam zum Gericht wird und ein sehr bedeutsames Wort mitspricht; für Goethe hat

Digitized by Google

nur das Innere, das der Außenwelt Entrückte, die höhere symbolische Bedeutung des einzelnen seiner Handlungen und Schicksale Wert und das ist es, was er hier mit dem Wort „Ideal“ bezeichnet, nicht eine abstrakte Vernunftidee. Wenn er da von einer „Aufgabe“ redet, so meint er damit eine allgemeinere Tatsache, die dem konkreten Ereignis zugrunde liegt und die er während der Ausdichtung sicherlich mehr intuitiv gefunden, als klar sich vor Augen gestellt hat. An sich ist doch auch jene „Idee“ eigentlich bloß eine, menschlicher Berechnung zunächst widersprechende Erfahrungstatsache und, selbst wenn sie allgemeine Geltung hätte, wäre sie recht mager, so etwas wie eine „Fiaker-Idee“, von der Grillparzer einmal gesprochen hat (siehe Berger, Studien und Kritiken, 2. Auflage, 148). Wie Grillparzer schöpft Goethe zunächst aus dem Leben, vor allem aus dem eigenen Innern, seine Werke sind Bruchstücke einer großen Generalbeichte. Lex wird ihm nicht ganz gerecht, weil für ihn das Wort „Idee“ immer noch ein bißchen von der Nebenbedeutung eines Verstandserzeugnisses erhält. Wenn er über den Dichter des „Götz von Berlichingen“ sagt: „Seine Arbeit ging nicht dahin, Götz auf Grund persönlicher Schuld untergehen zu lassen, sondern zu zeigen, wie zuweilen der Edle, Tüchtige um seines Edelsinns und seiner Tüchtigkeit willen untergeht, der sittlichen Weltordnung zum Trotz, dies die Idee des Stücks“, so kann man das sicherlich aus dem Drama herauslesen, aber es trifft nach meiner Ansicht Goethes Meinung nicht. Wir wollen gewißlich Götz keine „Schuld“ im alten Schulsinn ankonstruieren, aber daß er „an seinem Untergang Schuld ist“ (Lipps), zum mindesten im Sinne des alten αἴτιος, das dürfte doch klar sein; nimmt er nicht freiwillig den Kampf mit der neuen Zeit auf, der er nicht gewachsen ist? Treibt ihn nicht seine ganze innere Natur dazu? Und grade auf das Auswirken dieses Charakters kommt es an; oder daß ich's anders sage: auf das Verlorengehen und sich Wiederfinden; für alle diese Jugendentwürfe Goethes gilt doch mehr oder minder, was der Dichter in seiner Selbstanalyse des „Mahomet“ ausgeführt hat (Dichtung und Wahrheit, Schluß des 14. Buches, W. A. 28, 296 f.): „Weil nicht alles durch Kraft zu tun ist, so muß er auch zur List seine Zuflucht nehmen. Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im 4. Akte verfolgt Mahomet seine Eroberungen, die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, alle denkbaren Mittel müssen benutzt werden . . .; im fünften fühlt er sich vergiftet. Seine große Fassung, die Wiederkehr zu sich selbst, zum höheren Sinn, machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.“ Natürlich liegen die Verhältnisse im „Götz“ etwas anders, aber gemeinsam haben beide Werke den typischen Entwicklungsgang des starken Charakters. Ein Hinsinken bei der Berührung mit der empirischen Welt und schließlich, bei der Erlösung vom Leben, eine Rückkehr des Helden zu sich selbst. Bei

Digitized by Google

Götz erfolgt dies Absinken vor allem in den nicht bloß durch äußere Verhältnisse veranlaßten, sondern doch auch mit in seinem Charakter begründeten Anschluß an die meuternden Bauern, die nun wider seinen Willen entsetzliches Unheil anrichten, so daß seine Hände mit Blut befleckt werden; ähnlich verliert sich Egmont auf einen Augenblick, um sich am Schlusse wiederzufinden, wie er ist. Für diese Helden ist der Tod durchaus keine Strafe, sondern eine Erlösung. Das ist etwas anderes, als wenn Carl Moor am Schlusse zerschmettert dasteht und die ihm überlegene Weltordnung anerkennen muß. Für ihn gibt es kein Zurück, mit Recht entfloh er vor der Liebe seiner Amalia. Bei Goethe bringt das empirische Leben nur eine zeitweilige Trübung der Seele hervor, die sich dann um so reiner und fester wiederfindet. Ich glaube, daß in diesem Sinne auch der Schluß des Urfaust gedacht war: Äußerer Untergang, aber innere Erlösung, also nicht so ganz fern von dem, was der Dichter später ausgeführt hat. In dem allen liegt keine Vernunftidee, sondern eine ins Ideale, zur Idee ihrer selbst erhobenen Erfahrung. In diesem Sinne konnte Goethe später sagen, er habe „Iphigenie“ und „Tasso“ ausdichten können, „weil er jung genug war, um mit seiner Sinnlichkeit das Ideale des Stoffes durchdringen und erleben zu können“. Auch hier handelt es sich um keine abstrakte Idee; Goethe hat sein eigenes Leben mit seinem Ringen und Kämpfen, faßt dies unter einem höheren, allgemeineren Gesichtspunkt auf und sucht es dann aufs neue zur sinnlichen Darstellung zu bringen; er hat eine Anschauung vom typischen Menschenschicksal, aber keine Idee. Denn das wird doch niemand denken, daß der Satz: „alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit“ ihm als Thema seiner Dichtung vorgeschwebt habe; diese Gewißheit lebte in seinem Gemüte, aber sie war nicht der Leisten, auf den das Drama gearbeitet wurde. Immer noch handelt es sich um die Verdichtung der Erlebnisse des Menschen Goethe; immer noch um die Entfaltung seines eigenen Charakters. Nur ist seine Anschauung vom Menschen eine andere geworden, als in der Sturm- und Drangperiode; er will sich nicht mehr ausleben, um sich schließlich an den Pforten des Todes selbst wiederzufinden, er sucht nach einem „Mittelzustand“, nach Frieden für die wunde Brust und das Drama zeigt uns an einem typischen Fall das Gesunden des schuldbeladenen Menschen, wie „Tasso“ anderseits den kränkelnden, weltschmerzlichen Zug in der Seele des Dichters verkörpert und die Konsequenz aus einer derartigen Anlage zieht. Das ist die „Idee“, der poetische Reif, der hier alles zusammenhält. Gerade mit Bezug auf den Tasso hat ja Goethe in einer vielberufenen Stelle, die auch Lex anführt, die Frager nach einer Idee in ihre Schranken gewiesen; er „weiß nichts von einer Idee, ich hatte das Leben Tassos, ich hatte mein eigenes Leben und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso“ usw.

Digitized by Google

Auf diese Auffassung des „Bildes“ kommt bei ihm alles an, wie Otto Ludwig erst an die wirkliche Ausarbeitung gehen kann, als ihm eine Art Vision plötzlich den Erbförster im magischen Lichte „erscheinen“ läßt. Dem Gewicht der Gründe Kösters, die gegen einen „guten Ausgang“ des Dramas sprechen, hat sich Lex nur schwer entziehen können; gerade seine Bemühungen um die „Idee“ im goethischen Sinne, um die typische Darstellung der vollen Entwicklung dieses Charakters hätten ihn belehren sollen, daß Tasso unabwendlich seinem Untergang entgegengeht. Der Dichter hat die Krise überstanden, in der Tasso zugrunde geht. Dieser ist nicht der starke Mensch, wie Götz, der sich schließlich wiederfindet, er ist eine schwache, sich selbst verzehrende Natur, wie Weislingen usw. Goethes Brief an Frau von Stein sollte uns doch die Augen öffnen; es herrsche darin „der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird“. Daß darin nach Goethes Anschauung der Untergang liegt, beweist der offenbare Kontrast, in den er den Helden zu seiner eigenen Person gestellt hat; er selbst kehrt heil aus Italien zurück, er kennt die Einsamkeit, aber nicht die Verbannung aus der Welt; „selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt“. Warum er den äußeren Zusammenbruch nicht auf die Bühne gebracht hat, erhellt aus dem oben Gesagten und aus der Abneigung des reifen Goethe gegen unlusterregende tragische Abschlüsse; die Art, wie sich Tasso an Antonio anklammert, sagt uns ja genug. Wie kann man da noch schreiben: „Goethes Rückkehr kommt Tassos Bleiben in Ferrara gleich“ (Lex 56).

Es ist unmöglich, hier Schritt für Schritt auf die breite und an feinen Beobachtungen nicht arme, vor allem die verschiedenen Schichten der Dichtung sorgfältig scheidende Analyse des „Faust“ bei Lex (60—132) einzugehen. Mißlungen scheint mir der Nachweis dafür, daß, wie Faust sich vom Magier in der späteren Dichtung immer mehr zum universalen Menschen erhebe, so auch Mephistopheles im „Urfaust“ nur der Teufel der Sage sei, später aber der objektivierte Verstand, der dem vernünftigen Helden in die Parade fährt; als gemütsloser Verstandesmensch zeigt sich doch Mephisto schon in den ältesten Partien der Gretchentragödie und das eigentlich Diabolische kommt nachher noch oft genug zum Durchbruch. Schief ist auch die eigentliche Ideeformulierung S. 86: „Wollte man daher eine Idee des Urfaust bezeichnen, so könnte sie nur lauten: Faust, im Streben nach Wissen und nach Erkenntnis gescheitert, übergibt sich dem Genuß“ (damit wäre zum mindesten das Drama noch nicht ausgeschöpft). „Für die Idee des Faust im ganzen wird dieser Satz Prämisse, Voraussetzung, Einleitung: Faust übergibt sich dem Genuß, und wir sehen seine Rettung aus der Verwirrung seines Lebens. Dabei muß jedoch betont werden, daß Goethe den Erkenntnisdrang des ehemaligen Magiers trotz der Abweisung des Erdgeistes, trotz des Versuchs

Digitized by Google

zum Selbstmord in der Osternacht, trotz des Fluches auf Wissen und Selbsterkenntnis vor dem Vertrag und trotz des Verzichts in demselben im vollendeten Gedicht stellenweise wieder hervorkehrt, sicher zum Vorteil von Fausts großem und universalem Charakter, aber im Widerspruch mit der Ökonomie des Gedichts." Damit verkennt Lex meines Erachtens Goethes Absichten. Faust könnte doch nicht von außen her gerettet werden, wenn die Rettung nicht in seiner Seele ihre Vorbedingungen fände! Gerade dieses immer wiederholte Aufbäumen des Erkenntnisdrangs, der idealen Richtung seines Willens ist eben dafür bezeichnend, daß die beiden Seelen in seiner Brust im Kampfe miteinander liegen; daß aber die Sinnlichkeit Faust nicht endgiltig überwinden wird, das ist selbst in den Brockenszenen angedeutet. Und in der trotz aller Rückfälle immer wieder hervorbrechenden, immer wachsenden und reifenden intellektuellen Natur des Helden liegt eben die Gewähr dafür, daß er schließlich erlöst werden kann. Die beiden Seelen im Ringen miteinander, das ist die Idee des Faust; alle Außenhandlung hat nur insofern Wert (wie Lex allgemein von dem geschichtlichen Hintergrunde historischer Dramen usw. im Schlußkapitel mit vollem Rechte betont), als sie zur Entwicklung solcher inneren Kämpfe beiträgt. Eine andere Idee brauchen wir nicht; freilich waren die Anwendungen des Wortes „Idee" in diesem Sinne zu Goethes Zeit wohl noch kaum üblich und so konnte er sich auch hier gegen lästige Frager verwahren: „Als ob ich das selbst wüßte und *aussprechen könnte*! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Not etwas; aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert, und daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Besseren aufstrebender Mensch zu erlösen sei, das ist zwar ein wirklicher, manches erklärender, guter Gedanke, aber es ist keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Szene im besonderen zugrunde liegt. . . . . Es war im ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben; ich empfing in meinem Inneren *Eindrücke*, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen" (zu Eckermann 6. Mai 1827, Biedermann 6, 135). Da weist der Dichter die landläufige Vorstellung von einer „Idee" ironisch zurück; wir sehen aber, was er unter einer Idee, falls er überhaupt das Wort anwendet, verstanden wissen wollte: eine bunte, aber durch ein, wenn auch unsichtbares, so doch festes Band zusammengehaltene Masse zusammengehöriger Vorstellungen; taucht ihm das Bild seines Helden auf, so ist ihm dieser nicht die Verkörperung eines abstrakten Gedankenbildes, eine Zusammen-

Digitized by Google

ordnung dieser und jener „Eigenschaften“, sondern er sieht ihn sofort in einer bezeichnenden Situation oder in einer ganzen Reihe innerlich irgendwie zusammenhängender Zustände. In diesem Sinne konnte der Dichter freilich 30 Jahre früher an Schiller schreiben, daß er „die Ausführung des Planes, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereite“; und darum trifft Lex mit seiner Erklärung dieser Stelle (S. 91) zum mindesten mit den Worten: „Die Ereignisse konnten ihm nur in großen, dunklen Umrissen vorschweben“ usw., den eigentlichen Seelenzustand des Dichters so wenig, wie mit seiner ganz und gar verkehrten Ausdeutung von Schillers Antwortbrief. Schiller hat Goethe, wie sein erster Brief an ihn beweist, außerordentlich gut verstanden und wußte, wie bei dem großen Freunde ein Dichtwerk zustande kam; gerade darum konnte er mit den Entwürfen Goethes so wenig anfangen: „mir schwindelt ordentlich vor der Auflösung. Dies ist indes sehr natürlich, denn die Sache beruht auf einer Anschauung und solange man die nicht hat, muß ein selbst nicht so reicher Stoff den Verstand in Verlegenheit setzen.“ Es ist doch ganz offenbar, daß „Anschauung“ hier in demselben Sinne gebraucht ist, wie in der vorher ausgehobenen großen Stelle aus Goethes Gesprächen; es handelt sich um ein buntes, aber doch durch ein ordnendes Prinzip zusammengehaltenes Phantasiegebilde. Lex aber erklärt (S. 94): „Er, der subjektive Idealist, wußte, daß in diesen Dingen letzten Endes doch nur die Person des Dichters, seine Weltanschauung, entscheidet: die Sache beruht auf einer Anschauung.“

Im übrigen müssen wir sagen, daß Lex, wie er in den zutreffenden Schlußworten über Goethe das Rechte getroffen hat, auch Schillers Dramen im allgemeinen wohl zu deuten weiß; mögen seine Ausführungen nur auch auf recht viele willige und ausdauernde Leser stoßen, denn leicht lesen sie sich nicht. Dagegen kann ich seiner Ansicht über eine grundsätzliche Wandlung der Schillerischen Dramatik in den letzten Stücken meinerseits nicht zustimmen. Lex meint, daß „Tell der Übergang zu einer Tragik der Sache geworden wäre, wie wir sie im Fragment des Demetrius sehen“ (198). Er glaubt, Schiller würde von nun an eine mehr objektive Darstellung der Tatsachen, nicht mehr eine subjektive Anordnung unter sittlichen Gesichtspunkten gegeben haben, wie in den früheren Dramen. Davon kann er mich nicht überzeugen. Tell soll von jeder tragischen Verwicklung frei sein, „ohne jedes Gefühl persönlicher Rache“; das kann man zugeben, obgleich Schiller ein viel zu großer Menschenkenner ist, als daß er nicht ein Körnchen wohlberechtigten Selbstgefühls auch hier eingestreut hatte; der Jubelruf Tells an der Leiche seines Feindes weist doch recht deutlich auch auf das persönliche Verhältnis zu Geßler hin: „Du kennst den Schützen, suche keinen andern.“ Doch darauf kommt es nicht an. Wichtig ist, daß Tell erst dann in die nationale Bewegung eintrifft, als man ihm persönlich ans Herz gegriffen

Digitized by Google

hat; was so gern als Fehler des Dramas bezeichnet wird, das Nebeneinanderhergehen und die erst spät erfolgende Verschlingung zweier Handlungen, entspricht gerade der Absicht des Dichters. Anfangs steht Tell für sich allein: „die Schlange sticht nicht ungereizt", er will nicht mit auf dem Rütli verhandeln. Der Verlauf der Ereignisse belehrt ihn eines anderen: „es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Aber freilich greift er eben nicht bloß aus persönlicher Rachsucht ein, sondern er erhebt sich auf einen höheren Standpunkt, ja er wird schließlich zum eigentlichen Führer der Bewegung, der er anfangs so abhold war. So stellt das Drama die Umbildung des Sonderlings zu einer höheren, sozialen Anschauung dar; diese geschieht freilich durch die Tatsachen, aber sie sind nur insofern von Wichtigkeit, als sie an den Charakter des Helden appellieren, seine sittlichen Energien in Tätigkeit versetzen. So steht der „Tell" in einer Reihe mit den früheren Trauerspielen, nur daß hier die Elemente so gemischt sind (falls man mir diese mechanische Ausdrucksweise erlaubt), daß eine rechtzeitige Umkehrung des Willens möglich ist. Im „Demetrius" kehrt dann der Dichter wieder zu seiner früheren Technik zurück, wie mir wenigstens scheint; Lex freilich erklärt (S. 203): „Demetrius tritt mit Sicherheit und getragen von dem Glauben, daß er Iwans Sohn ist, ein in den Kampf und der Erfolg gibt ihm bis Tula recht. Da muß er erfahren, daß er im Unrecht ist. Das Herz seines Lebens, der Glaube ist ihm durchbohrt. Daß er jetzt fortschreitet auf der Bahn, bis jetzt des Rechts, nunmehr des Unrechts und Verbrechens, ist freilich seine Schuld; allein wer ihn hierher gelockt hat, waren die Tatsachen; nun muß er fallen, und indem er vollendet, was jene begonnen, geht er unter." Ist das wirklich so anders als in den früheren Tragödien? Auch einen Carl Moor „locken die Tatsachen", der gefälschte Brief des Vaters, der Entschluß der Kameraden, eine Räuberbande zu bilden; auch von Wallenstein heißt es: „Seine Macht ists, die sein Herz verführt, sein Lager nur erkläret sein Verbrechen"; was den Ausschlag gibt, ist doch immer die Persönlichkeit selbst, diese war auch schon in den ersten Stadien der Handlung wirksam; Demetrius kommt nicht zufällig in die verlockende Situation, er hat mit freiem Entschluß nach der angebotenen Krone gegriffen, hat die Ereignisse so weit geführt, Äußeres und Inneres haben sich miteinander verschmolzen und aufeinander gewirkt und über alle dem ist der Charakter ebenso weit gediehen, daß er angesichts der Verlockung, auch mit Unrecht zu herrschen, nicht mehr anders handeln kann. Ich glaube, daß die Handlung des Demetrius im wesentlichen derjenigen des „Fiesko" und des „Wallenstein" zur Seite gestellt werden dürfte, auch was den Schluß anlangt. Kein demütiges Zusammenbrechen vor der anerkannten Weltordnung, wie bei Carl Moor usw., sondern ein trotziges Verbeißen in das einmal begonnene Werk, so daß andere,

Digitized by Google

wiederum aus persönlichen Motiven, zum Henker an ihm werden müssen. —

Sollte das Buch eine 2. Auflage erleben, die wir ihm von Herzen wünschen, so wird der Verfasser manches neu durchdenken; ob er dabei sich mit unseren Anschauungen identifizieren wird, weiß ich nicht, glaube es auch kaum, weil bei jeder noch so ehrlichen und ernsthaften Aussprache über Dichtwerke die eigene Individualität mitspricht. Aber um zweierlei möchte ich den Verfasser doch bitten; einmal um eine stärkere Heranziehung der Literatur des 19. Jahrhunderts, vielleicht auch um einige Andeutungen über die Verbindung zwischen unseren Klassikern und ihren Vorgängern, dann aber um eine einfachere, klarere Darstellung, vor allem auch um das Ausmerzen einer ganzen Reihe von Stellen, von denen ihm sein Gefühl allmählich selbst sagen wird, daß sie streng genommen nicht eben zum Thema gehören und nur zur Verdunklung dessen beitragen, was er eigentlich sagen will und was, wie jeder Leser seines Schlußkapitels zugeben wird, ohne dumpfen Doktrinarismus, liberal und fein empfunden, kräftig und ernsthaft ausgesprochen ist.

Würzburg. Robert Petsch.

Miszellen.

Zu Schillers Gedicht „An die Sonne".

Schillers ältestes Gedicht (von den recht zweifelhaften Glückwünschen des Knaben abgesehen) liegt mir in einer Abschrift Christophinens vor, die einem Leipziger Autographensammler gehört und bisher noch nicht bekannt geworden ist. Sie weicht erheblich ab sowohl von der in der „Anthologie" veröffentlichten Form wie von der ebenfalls von Christophine herstammenden Kopie, die Henneberger in Prutzens „Deutschem Museum" 1859 so mangelhaft publiziert hat. Die Abweichungen sind so beträchtlich, daß es mir geboten erscheint, die Handschrift vollständig wiederzugeben. Es ist ein auf beiden Seiten beschriebenes, hohes und schmales (22 : 9 Zentimeter) Blatt, im allgemeinen klar lesbar.

[S. 1] **Aufgang der Sone.**

Preiß dir die du dorten herauf steigst
Tochter des Himmels.
Preis dem lieblichen Glanz deines Lächelns
Der alles belebet und alles erfreut!

Tief im Dunkel der Nacht lag begraben
Die herrliche Schöpfung,
Todt lag die Schönheit lang dem lechzen
den Blick —
Aber liebevoll stiegst du früh aus dem
rosigen Schofe

Digitized by Google

Deiner Wolken empor — Wekteſt uns
durch die Morgenröthe
Und freundlich ſchimmert dieſe herfor über
die Berge
Und verkündet deine nahe Hervorkunft.

Schnell begann nun das Grauen ſich
zu wälzen in ungeheuren Gebirgen
Dann erſchienſt du ſelbſt — Herrliche du!
Und entſchwunden waren die neblichten
Rieſen —
Ach! wie Liebende nun, lange getrennt,
liebäugelt der Himmel zur Erden
Und dieſe lächelt zum Liebling empor
Und es küſſen die Wolken am Saume
der Höhe die Hügel
[S. 2] Alle Fluren baden in deines Ange-
ſichts Abglanz ſich
Und es wirbelt der Chor des Gevögels
Freudenlieder herauf!

Alle Weſen taumeln wie am Buſen
der Wonne
Selig die ganze Natur!
Und diß alles o Son entquoll
deiner himmliſchen Liebe! — —

Vater der Heiligen vergieb o vergieb mir
Daß ich auf mein Angeſicht falle
Und anbete dein Werk — —

Aber nun ziehet ſie fort im Zug der Purpur
Gewölke
Über der Könige Reich über die unabſehbare
Waſſer, über das Weltall! —
Unter ihr werden zu Staub alle Thronen —
die heraufſchimmernden Städte
Ach! die Erde iſt ſelbſt Grabeshügel geworden,
Sie aber bleibt in der Höhe, lächelt der Mörderin
Zeit
Und erfüllet ihr großes Geſchäft erleuchtet die
Sphären
O! beſuche noch lang herrlichſtes Vorbild der Edlen
Unſere Erde! bis einſt von
Dem Schelten des Ewigen ſinken
die Sterne,
Und du ſelbſten verbleichſt —

Am unteren Rande der zweiten Seite ſteht in verwiſchten Bleiſtiftzügen wie es ſcheint ebenfalls von Chriſtophinens Hand, aber aus ſpäterer Zeit: „Schiller war 14 Jahre alt, als er diß dichtete.“

Leipzig. G. Witkowski.

Zu Schillers Brief Nr. 1073 (Jonas).

Nach der mir aus derselben Sammlung wie das Gedicht „An die Sonne“ vorliegenden Handschrift ist zu lesen Z. 14 Bonnland] Bauerbach Z. 16 ist] seyn Alles] alles In der Adresse: Ober-Hofmeisterin] Hofmeisterin

Leipzig. G. Witkowski.

Zwei Fridericianische Anekdoten bei Schiller.

Schiller hat die Fridericias nicht geschrieben; und ein großartiges Abbild in der Dichtung, wie es Napoleon in Goethes Timur und Grillparzers Ottokar fand, ist „dem größten deutschen Sohne“ nicht beschert worden. (Leise Züge verdankt ihm vielleicht der in strenger Arbeit für den Staat ergraute ruhmreiche Andrea Doria.) Aber wenn sein Geist durch die „Minna von Barnhelm“ schreitet und seine Soldaten „kerzengerad mit unverwandtem Blick, Ein Tritt so viel ihrer sind“ im „Egmont“ aufmarschieren, so fehlt ein leiserer Widerhall doch vielleicht auch nicht auf der Bühne unseres dritten klassischen Dramatikers.

In einem größeren Aufsatz „Die Audienz beim Fürsten“ (Modern Philology II, 2) habe ich (S. 15) den Einfluß des Buches Esther auf die berühmteste Szene im „Don Carlos“ nachzuweisen versucht. Ich deutete aber auch gleich auf einen Zug, der von einem ganz anderen Großkönig als Ahasverus stammt. Der König durchwacht die Nacht; die Pagen, die ihm aufwarten sollen, sind eingeschlafen. „Indem er auf und nieder geht, bemerkt er die schlafenden Knaben und bleibt eine Zeitlang schweigend vor ihnen stehen“ (III, 1). Eine dramatische Bedeutung hat das Genrebild nicht; es zeigt nur die weiche Stimmung des strengen Herrn. Und es zeigt sie wohl in Anlehnung an jene bekannte Erzählung von Friedrichs Güte gegen einen in seinem Vorzimmer eingeschlafenen Pagen, für deren Verbreitung schon ihre Dramatisierung in Engels „Edelknaben“ (vgl. Stümcke, Hohenzollernfürsten im Drama) beweisend ist. Nur eben dies: die Milde gegen die im Dienst übermüdete Jugend als typischer Zug, nur dies scheint übernommen; obschon ähnlich schon Brutus in Shakespeares „Julius Caesar“ mit seinem Lucius spricht.

Sicherer noch scheint mir das Zweite. Burleigh schließt seine heftige Apostrophe an Elisabeth („Maria Stuart“, Vers 3183—84) mit der starken Klimax:

Hat Shrewsburh das Leben dir gerettet,
So will ich England retten — das ist mehr!

Ich weiß nicht, ob ein solcher Ausspruch von dem mehr als Staatsmann denn als Redner gefeierten Kanzler überliefert ist. Aber wäre es selbst der Fall, so hätte Schiller doch gewiß an ein Fridericianisches Wort gedacht. Als Prittwitz dem König bei Kunersdorf das Leben gerettet, Lestwitz aber in der Schlacht bei Torgau zu dem Erfolg des Tages wesentlich geholfen hatte, teilte der König die Besitzungen des Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt zwischen beide: „Lestwitz a sauvé l'état et Prittwitz a sauvé le roi“ (vgl. z. B. Allgemeine Deutsche Biographie 18, 457). Und so treffen denn schließlich doch Friedrich der Große von Preußen und — wie Berthold Auerbach Schiller so hübsch nannte — Friedrich der Große von Schwaben auf der Bühne zusammen!

Berlin. Richard M. Meyer.

In der Handschrift abgeschlossen am 15. März, im Satz am 15. April 1905.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Digitized by Google

Schillers Graubündner Affäre.

Von Reinhold Steig in Berlin.

Schiller läßt in den ursprünglichen Ausgaben seiner Räuber, 1781 und 1782, Spiegelberg zu Razmann sagen (2, 3): „Zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rat ich dir, reis' du ins Graubündner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner." Es ist bekannt, daß durch diese Äußerung Schiller sich den Unwillen Graubündner Bürger zuzog, die öffentlich und privatim gegen ihn vorgingen. Der Austrag der Sache fiel in die Zeit seiner Flucht von Stuttgart nach Mannheim.

Seitdem es eine Schillerforschung gibt, ist eine kleine Literatur über diese Angelegenheit entstanden. Was die Biographen heute darüber mitzuteilen in der Lage sind, beruht im wesentlichen auf Ferdinand Vetters zusammenfassender Studie „Schiller und die Graubündner", die vor zwei Jahrzehnten in Schnorrs Archiv (1884. 12, 404) erschienen ist. Es blieben jedoch gewisse Umstände und Personen noch im Dunkeln, so daß die Zusammenhänge nicht klar hervortreten konnten. Daher haben auch die Biographen, je nach dem Grade der Selbständigkeit ihrer eigenen Arbeit, einzelne Vorbehalte oder Bedenken geltend gemacht. Wenn ich jetzt die Graubündner Affäre noch einmal aufnehme, so geschieht es, weil ich mancherlei neues Material gefunden habe, das mich weiter führte. Dahin gehört in erster Linie ein mit beglaubigten Urkunden versehener Artikel des ehemaligen Pfarrers, späteren französischen Hauptmanns Bansi in Heinrich Zschokkes Miszellen für die neueste Weltkunde 1808 (Nr. 99, S. 394 f.), unter dem Titel: „Berichtigung. Zur künftigen Biographie von Schiller." Hinzugekommen sind weitere urkundliche Mitteilungen und Auskünfte, für die ich mich Freiherrn von Varnbüler in Berlin und dem Königl. Würtembergischen Geheimen Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart, Dr. Brockhaus in Leipzig, dem Pfarrer Felix zu Fläsch in Grau-

Digitized by Google

bünden und dem Staatsarchiv in Chur, sowie den Bibliotheken in Hamburg, Dessau und Gotha zu Danke verpflichtet fühle.

Die Absicht dieser neuen Untersuchung geht dahin, den Verlauf der Dinge, wie er tatsächlich war, auszumitteln, die hauptsächlich daran beteiligten Personen festzustellen, die individuell-persönliche Grundlage des Schillerschen Ausspruches aufzudecken, und Wert oder Unwert der späteren Überlieferung über die Räuberstelle durch Aufsuchung des Quellverhältnisses zu bestimmen.

I.

Die Graubündner Affäre, zu der die Räuber den Anlaß gaben, stellt sich insgesamt als eine Unternehmung der Familie von Salis und ihres Anhangs gegen Schiller dar, derselben Familie, welcher der Dichter Johann Gaudenz von Salis entstammte. 1781 hielten sich drei junge Herren von Salis ihrer weiteren Ausbildung wegen in Hamburg auf. Schillers Räuber eroberten sich damals das deutsche Publikum und gelangten auch zur Kenntnis der jungen Herren aus Graubünden. Während ihrer republikanischen Gesinnung die Grundtendenz des Schauspiels, der Kampf in tyrannos, durchaus sympathisch war, nahm ihr bündnerischer Patriotismus an der Spitzbubenstelle den empfindlichsten Anstoß. Nun unterhielt ihr, auch schriftstellernder, Hofmeister Wredow, der aus Westfalen stammte, aber mehrere Jahre schon zu Chur in der Familie von Salis Hauslehrer gewesen war, literarische Beziehungen zu den „Hamburg. (!) Addreß-Comtoir-Nachrichten", in denen er kurz zuvor sich vom Standpunkte der religiösen und politischen Aufklärung gegen das nichtdeutsche katholische Veltlin, das von den Aufklärungsbemühungen der graubündischen Oberherren nun einmal nichts wissen wollte, sehr abfällig geäußert hatte. Diese Verbindung wurde benutzt, um nun in Stück 98 der Hamburgischen Nachrichten vom 13. Dezember 1781 gegen die Räuberstelle, als eine Beschimpfung Graubündens, öffentliche Verwahrung einzulegen. Wredow schrieb, gleichsam im Sinne oder Auftrage der Herren von Salis, einen Artikel „An den Verfasser des Schauspiels: die Räuber", in dem er, ohne sich zu nennen, als gut informierter Deutscher den schlecht informierten Deutschen Schiller zurecht wies. Es ist behauptet und bestritten worden, daß die jungen Herren einer Theateraufführung der Räuber in Hamburg beigewohnt hätten. Indessen die ganze Fassung des Aufsatzes läßt keinen Zweifel übrig, daß die Buchausgabe der Räuber mit der „in der Ostermesse 1781 geschriebenen" Vorrede zugrunde gelegt ist. Denn an diese Vorrede, die bei einer Aufführung des Stückes doch fortgeblieben wäre, schließt sich sachlich und formell der Artikel an. Zunächst wird die „unverkennbar gute" Absicht des Stückes bei Darstellung aller der erdenkbaren

Digitized by Google

Teufeleien anerkannt, und insofern spricht der Verfasser die Hoffnung aus, daß Schiller trotz der „kleinen Ahndung", die erfolgen solle, ihn nicht — einen Ausdruck der Vorrede aufnehmend — zu dem „weit um sich wurzelnden Pöbel", der gegen die Räuber sei, hinunterstoßen werde. Dem Ausfall gegen Graubünden aber wird jede Berechtigung bestritten. Es gebe in Deutschland wenige Provinzen von der Größe wie Graubünden, in welchen nicht mehr gewaltsame Diebstähle, Einbrüche, Straßenräubereien vorfallen sollten, als in diesem Lande. Auch die Art, die politischen Geschäfte im Graubündischen Freistaat zu betreiben, stünde in keiner Weise hinter der in den monarchischen Staaten Deutschlands zurück. Daher bleibe nur eine zwiefache Hypothese übrig: entweder habe Schiller Graubünden mit dem Veltlin verwechselt, einem Lande, das freilich in Ansehung seiner Sittlichkeit zu den letzteren des christlichen Erdbodens gehöre; oder es sei dem Verfasser der Räuber vielleicht einmal in Graubünden wie einem Prinzen ergangen, der durch keine Androhung von Zwangsmitteln dem Freiheitsgefühl der Bauern habe abtrotzen können, was sie freundlichem Zuspruch freiwillig gewährten. Bei Erwähnung der Verhältnisse im Veltlin kommt durchaus die Salis'sche Gesinnung zum Vorschein. „Die schlechte Denkungsart dieser bündnerischen Untertanen," heißt es da, „hat ihren Grund in der Religionsfinsternis, in welche sie noch gehüllt sind, und zum Teil freilich auch in der Einrichtung des Regiments, welches die Vorfahren ihrer Oberherren (d. i. nicht die Graubündner) über sie angeordnet haben. Die Abänderung dieser Regierungsverwaltung ist, wie ich sehr sicher weiß, der fromme Wunsch vieler Patrioten, oder vielmehr der meisten Graubündner . . Aber der muß demokratische Regierungen wenig kennen, dem die unendlichen Schwierigkeiten nicht bekannt sind, die der Abstellung alter Mißbräuche in solchen Staaten im Wege stehen." Die Abstellung der „Religionsfinsternis" war eben eines der Mittel, mit denen die „Patrioten" in Graubünden, d. h. die Familie von Salis und ihr Anhang, ihre philanthropisch-aufklärerischen Ideen durchzusetzen suchten.

Der Hamburger Artikel gegen Schiller wurde in die bündische Heimat gesandt und erfreute sich natürlich der Zustimmung der Gesinnungsgenossen. Man muß sich auch hier Exemplare der Räuber zur Lektüre verschafft haben. Denn von einem Arzte Dr. Amstein mit langatmigen Tiraden gegen Schillers genannte Vorrede und mit weiteren beißenden Anmerkungen bespickt, gelangte das Schriftstück als „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Comödienschreibers" Ende April 1782 in der zu Chur erscheinenden gemeinnützigen Wochenschrift, die den Titel „Der Sammler" führte, abermals zum Abdruck.

Digitized by Google

Dr. Amstein, kein geborener Graubündner, doch ein Schweizer bei Zürich her, war der Gesinnungsgenosse und Schwiegersohn des Reichsfreiherrn und (französischen) Ministers Ulysses von Salis-Marschlins. Dieser Salis sowie des Dichters Vater Johann Ulrich von Salis-Seewis galten als die Häupter der nationalen Partei in Graubünden, die dem Anschluß an Österreich, den die Gegenpartei wünschte, aus allen Kräften widerstrebten und ihrem Lande durch Anlehnung an die französische Republik seine Selbständigkeit zu erhalten suchten. Zu diesem Zwecke betrieben sie systematisch die Aufklärung und Republikanisierung des Volkes in Stadt und Land. Der Minister von Salis nahm 1771 das von Planta in Marschlins begründete Philanthropin, in dem die jungen Leute im Salis'schen Parteisinne erzogen wurden, in sein Marschlinser Schloß ein und berief, als der Hungertyphus ausbrach und unzählige Opfer in der Bevölkerung forderte, den tüchtigen Arzt Dr. Amstein an die Anstalt, der 1775 seine Tochter heiratete. 1777 ging das Philanthropin ein, und Amstein ließ sich als Arzt in Zizers nieder. Sehr bald aber begründete er, gleichsam zum Ersatze für die verlorene Wirksamkeit des Philanthropins, 1778 die „ökonomische Gesellschaft", die nun, von 1779 bis 1784, als ihr Organ den oben genannten „Sammler" herausgab. Belehrung und Aufklärung des Landvolkes blieb das Ziel der ökonomischen Gesellschaft wie des Sammlers. Seele und Redakteur des Sammlers war Amstein. Er, der Minister von Salis, der Pfarrer Bansi von Fläsch und andere Parteigenossen schrieben hinein. Es war das Blatt der aufrechten Patrioten von Graubünden. Sprechers Geschichte der Republik der drei Bünde (Chur 1873. 1875) enthält an mehrfachen Stellen des zweiten Bandes das einschlägliche Material hierfür.

In diesen „Sammler" also gehörte der Hamburgische Artikel gegen die Räuberstelle, nach seiner Tendenz wie nach den Personen, von denen er ausgegangen war, natürlich hinein. Amstein wird auch sogar in einer amtlichen Urkunde als Wredows „Freund" bezeichnet. Der Abdruck im Sammler zu Ende April 1782 geschah also mit Willen und im Sinne der Parteihäupter von Salis.

Ein halbes Jahr später, im Oktober 1782, trat gegen Schiller im „Sammler" ein zweiter Anwalt Graubündens auf, der seinen Namen nicht nennt, sondern sich nur als „ein Bündner" unterzeichnet. Die früher geäußerte Annahme, daß Amstein mit diesem „Bündner" identisch sei, hat bereits Vetter durch den treffenden Hinweis darauf erledigt, daß Amstein erst 1783 das Bündner Bürgerrecht erhielt, mithin sich 1782 öffentlich nicht schon als „ein Bündner" bezeichnen durfte. Ich vermag jetzt positiv anzugeben, daß dieser ungenannte „Bündner" der Pfarrer Heinrich Bansi, nach seiner eigenen

Digitized by Google

Angabe bei Zschokke, war. Bansi stammte aus Campfer bei Silvaplana und wurde der Nachfolger seines Vaters im Pfarramt zu Fläsch, Bezirk Unterlandquart, Kreis Maienfeld im Kanton Graubünden. Das ursprüngliche Kirchenbuch von Fläsch ist leider 1822 verbrannt, und der kurze Bericht über ihn im neuangelegten Kirchenbuche beruht auf späterer Nachtragung. Es vermeldet Bansis Austritt aus dem Fläscher Pfarramt für das Jahr 1786 und bekundet: „Er trat später aus dem geistlichen in den Militärstand über und starb in hohem Alter in seiner Heimat." Weiter hilft uns aber Adolf Freys Buch über den Dichter „J. Gaudenz von Salis-Seewis" (Frauenfeld 1889). Wir finden darin Bansi in enger Beziehung zu der Familie von Salis. Der Dichter Gaudenz, als er im Mai 1782 mit Urlaub von Paris in der Heimat erschien, verkehrte hier häufig mit dem um zehn Jahre älteren Manne; seine Korrespondenz mit ihm zog sich über viele Jahre hin. Damals verfolgten sie gemeinsame politische Ziele, während später ihre Wege sich schieden, da der Demokrat in Bansi immer stärker herauskam und die vornehme Familie von Salis nicht mehr leiden mochte, denunzierte er doch selbst den Minister von Salis-Marschlins 1790 in einer Broschüre als gefährlichen „Aristokraten" vor dem Volke. Der merkwürdige Mann, der wegen mehrfach unseelenhirtlichen Lebenswandels 1790 seines Amtes entsetzt wurde, ist von David Heß in seinem Buche über Joh. Casp. Schweizer (S. 32) geschildert worden, das Bächtold 1884 herausgegeben hat. In der Herrnhutergemeinde zu Neuwied erzogen, hatte er in Halle Theologie studiert. Er war ein großer, schwarzbärtiger Mann mit einer kräftigen Gesichtsbildung, unruhig, verschmitzt und zu Intriguen geboren; dabei ein gewandter Schwätzer, der die schönsten Grundsätze mit feuriger Beredtsamkeit vorzutragen, seine Leute bald zu durchschauen, zu gewinnen und für seine Zwecke zu benutzen verstand. Bei einer schlechten Pfründe hatte er seine Frau und viele Kinder zu ernähren und selten Geld genug, um seinen Hang zu immerwährendem Herumschweifen zu befriedigen. Damals, im Mai 1782, als der Dichter Gaudenz aus dem französischen Militärdienst in der Heimat erschien, war die Amsteinische Apologie im „Sammler" noch frisch und das Ereignis des Tages. Die patriotische Entrüstung über Schiller machte Gaudenz natürlich mit. Und wenn er auch die Räuber, nach seinem Tagebuche bei Frey (S. 44), erst 1785 las oder wiederlas, so hinterließ doch das „große" Ereignis von 1782 einen festhaftenden Eindruck in ihm. Als er 1790 Schiller in Jena sah, bemerkte er unter dem 9. Februar dieses Jahres in seinem Tagebuche: „Schiller ist groß und schlank von Wuchs, rötlich blond, gebogene dünne Nase, nah zusammenstehende, feurige, helle Augen, die Augenbraunen verlaufen in einander. Wenn ich auch

Digitized by Google

seinen Genius und seine Talente bewunderte, konnte ich mich ihm doch nicht nähern. Sein Angriff auf mein Vaterland in den Räubern hätte ich noch eher entschuldigen können, als das ebenso frevelnde, als irreleitende, heidnische, gefährlich scheinende Gedicht Griechenlands Götter." Das heißt doch, aller Restriktion entäußert: der Dichter Gaudenz hatte auch noch 1790 nicht Schiller den vermeintlichen Angriff auf sein Vaterland vergeben.

So erklärt sich nun auch 1782 des rasch zugreifenden Bansi persönliches Vorgehen gegen Schiller. Das durch die Räuberstelle allgemein in Bünden erregte Aufsehen bewog ihn, nach seiner eigenen Darstellung bei Zschokke, gleich im April 1782 Schiller selbst schriftlich zu fragen: „ob er sich durch Tatsachen zu solchen Ausdrücken (über Graubünden) berechtigt finde. Im Gegenfall erwarte man von ihm, er werde als Mann von Ehre seine Übereilung gestehen und die Beschuldigung widerrufen." Erst als auf diese, nach Bansis Ansicht gewiß nicht unbillige Zumutung gar keine Antwort von Schiller erfolgte, wurde von Bansi der herzoglich Würtembergische Gartenineinspektor Walter zu Ludwigsburg, als auswärtiges Mitglied der genannten Bündischen „ökonomischen Gesellschaft", unter Beischluß der Wredow-Amsteinschen Apologie ersucht, Schiller zu befragen, ob er ein Schreiben aus Bünden erhalten habe. Walter, bestrebt, seinen ökonomischen Freunden in Bünden gefällig zu sein, antwortete zunächst mit einem Briefe vom 2. September 1782 und stellte weitere Eröffnungen in Aussicht.

Im Walters Septemberbriefe, den ich weiter unten (S. 242) zum Abdruck bringe, stand dreierlei, das die Graubündner interessieren mußte. Erstens, daß Schiller sich durch jene Räuberstelle an einem Graubündner Aufseher auf der Akademie habe rächen wollen; zweitens, daß der Herzog, dem die Apologie in die Hände gespielt worden sei, Schiller das Komödienschreiben verboten habe; und drittens, daß Schiller, weil er die Räuber habe „für die Mannheimer Bühne suchen einzurichten", zur Strafe „schon damals" vierzehn Tage im Arrest habe sitzen müssen. Fatal für das Graubündner Eigengefühl war nur die Auskunft über den Aufseher (S. 240); dagegen Schreibverbot und Arrest konnte wie eine Art Genugtuung für die von Schiller verübte Nationalkränkung erscheinen.

Rechnen wir, daß Walters Brief, nach damaligem Postenlauf, um die Mitte September bei Bansi in Fläsch bestellt worden ist. Bei nächster Gelegenheit wird Bansi das Schreiben den befreundeten Patrioten, voran dem Bundeslandammann in Chur, vorgelegt haben. Bundeslandammann aber war, wie ich aus dem Archiv in Chur erfahren habe, um diese Zeit — von Mitte 1782 bis Mitte 1783 — Johann Ulrich von Salis-Seewis, der Vater des Dichters Gaudenz.

Digitized by Google

Nun hatte aber bereits, nach Vetters Auszügen aus den Protokollen der Bündner Standesversammlung, zu Anfang des September „Ihro Weisheit der regierende Bundeslandamman" bei der Standesversammlung die nötigen Schritte eingeleitet, um Doktor Amstein und Präzeptor Wredow aus Erkenntlichkeit in die Zahl der gefreiten Bündner aufzunehmen: ein Antrag, dem auch wirklich im folgenden Jahre 1783 stattgegeben wurde. Bansi muß nun ermächtigt oder beauftragt worden sein, dem Garteninspektor Walter sofort brieflich die Zufriedenheit des Bundeslandammans zu melden und ihm für weitere Bemühungen eine gleiche Ehrung, wie die für Amstein und Wredow beantragte, in Aussicht zu stellen. Nur unter dieser Annahme erklärt es sich, daß Walter in einem nächsten Schreiben (unten S. 243) antwortete: „Mich freuet der Beifall Ihres regierenden Bundshaupts," und schließlich erklärte: „ungeachtet nicht das geringste Interesse die Triebfeder dieser Handlung gewesen sei, so würde es ihm doch ein großes Vergnügen machen, wenn ihn eine Hochlöbliche Standesversammlung zu einem Bündner annehmen würde." Ich habe weder Pflicht noch Neigung, die an diesem Handel beteiligten Personen zu belasten oder zu entschuldigen. Aber in Anbetracht dessen, daß Walter wegen dieser Stelle immer auf das übelste verunglimpft worden ist, muß ich doch sagen, daß dazu eigentlich kein genügender Grund vorhanden war. Nicht aus eignen Stücken hat er sich um das Bündner Bürgerrecht beworben und Schiller dafür preisgegeben; sondern die Dinge sind ohne sein Zutun von außen an ihn herangetreten, und auf das Angebot des Bürgerrechtes ist von seiner Seite keine Absage erfolgt. Daß auch dieses zweite Schreiben Walters an Bansi wieder zur Kenntnis des Landammanns von Salis-Seewis und durch diesen zur Vorlage an die Standesversammlung gelangte, beweist das Ratsprotokoll vom 10./21. März 1783 (unten S. 243).

Aber außer dieser Fortspinnung der privaten Erkundigung über Schiller machte Bansi noch einen andern öffentlichen Gebrauch von Walters Septemberbriefe im „Sammler"; das ist der schon oben (S. 236) erwähnte, ungenannt „von einem Bündner" eingelieferte Oktoberartikel mit der Aufschrift: „Noch etwas, den Verfasser des Schauspiels die Räuber betreffend." Er habe jetzt noch etwas zur Ergänzung der Geschichte beizufügen. Die Apologie sei zu rechter Zeit in den Sammler eingerückt worden. Alles rühme die edle Verteidigung Graubündens durch zwei Freunde, die keine Bündner seien: „in der Tat war es edel, ohne unser Zutun von frechen Verleumdungen, die eben durch ihre Frechheit Eindruck machen konnten, gesäubert zu werden." Nun sei der unbillige Schauspielmacher durch die Mißbilligung höherer Richter bestraft, besonders „eines Fürsten, der sich durch große Eigenschaften unter den deutschen Fürsten auszeichne". Zum Beweise dessen

Digitized by Google

teilte er aus dem Schreiben „seines entfernten Freundes“ (d. i. Walters) das Wesentliche von dem, was es enthielt, zu allgemeiner Kenntnis mit. Weil überhaupt in dem Artikel kein Name genannt war, deshalb unterzeichnete sich auch Bansi nur als „ein Bündner“. Für seinen Zweck kam es ihm nicht auf einen treuen Abdruck des Schreibens, sondern auf sachgemäße Benutzung desselben an. Darum darf man sich nicht wundern, daß er am Schlusse den Hinweis auf „weitere Erklärung“ fortließ. Absichtlich aber verdunkelte er den für bündnerisches Empfinden unangenehmen Eingangssatz des Schreibens, den er folgendermaßen gab:

> Der Komödienschreiber (Schiller) ist ein Zögling unsrer Akademie, hat einen Graubündner, Namens C**, zum Aufseher gehabt, mit dem er unzufrieden ist, und um sich an diesem zu rächen, greift der Tor die ganze Nation an.

Bansi hatte eben ein Interesse daran, den bei Walter ausgeschriebenen Namen vor dem Graubündner Publikum zu unterdrücken, und er fügte in Klammern die Bemerkung hinzu:

> Der geneigte Leser wird nichts verlieren, wenn man den Geschlechtsnamen C** nicht ausschreibt.

Man kann schon aus dieser Wendung, die eine schlanke Zurückweisung des Verdachtes gegen den Aufseher nicht wagt, merken, daß an der Sache, auch nach der Meinung der Salis'schen Partei, etwas Wahres sein müsse. Die Schillerforschung hat zwar bis jetzt Walters Angabe über den Aufseher abgelehnt. Wir werden aber sehen, daß sie sich dennoch aktenmäßig bewahrheitet.

Walter schrieb, außer dem Septemberbriefe, noch zwei weitere Briefe in der Angelegenheit: den unter dem 7. Oktober 1782, welchen ich schon bei Angebot und Nichtablehnung des Bündener Bürgerrechtes benutzte, und sodann einen unter dem 1. Februar 1783, von dessen (durch Bansi bei Zschokke bezeugten) Existenz wir bisher überhaupt nichts wußten, und dessen Inhalt wir nicht kennen. Die Graubündner müssen doch den Angaben Walters nicht recht getraut haben. Das drückt sich in dem Dekret der Bundesversammlung vom 10/21. März 1783 dadurch aus, daß dem Herrn Inspektor Walter nur gedankt werden solle, wenn dasjenige, was er über Schiller gemeldet habe, sich „bestetsen und erhärten“ würde. Das Dekret (unten S. 243) ist beglaubigt von Herkules von Pestalluz, und dieser war der Schwiegervater des Dichters Gaudenz von Salis-Seewis; man sieht auch hier wieder die Zusammenhänge. Da aber weitere Erkundigungen, die noch über Walter eingezogen wurden, nicht günstig für ihn ausfielen, erhielt er schließlich von der Standesversammlung keine öffentliche Anerkennung seiner Bemühungen in Sachen Bünden gegen Schiller.

Digitized by Google

Solche Erkundigungen holte Bansi in Zürich und Stuttgart ein. Während sich aber die ganze Angelegenheit bisher in den engen Kantönlischranken der Graubündner Nationalpartei gehalten hatte, gelangte sie jetzt in Zürich durch Vertrauensbruch, wider Bansis Willen, an eine breite Öffentlichkeit.

II.

In Zürich hatte Lavater 1782 einen jungen Schwaben, namens Johann Michael Armbruster, als Sekretär und Mithelfer an den Physiognomischen Fragmenten zu sich genommen. Als Metzgerssohn in Sulz a. N. geboren, war Armbruster 1775 in die Hohe Karlsschule eingetreten, um sich der Gärtnerei zu widmen, und nach seinem Austritt am 1. November 1779 als Gärtner nach Hohenheim gegangen (Wagner, Hohe Carlsschule 1, 372). Doch sein Beruf sagte ihm nicht zu, so daß er unter die Dichter und Literaten ging. Er lieferte z. B. Epigramme in den Schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1782, die Schiller im „Wirtembergischen Repertorium" mit leichter Phrase den besten ihrer Art an die Seite setzte; ja ein paar Gedichte Armbrusters, aus jenem Musenalmanach und aus dem Morgenblatt 1810, sind sogar (Minor, Aus dem Schiller-Archiv 1890, S. 66) irrtümlich in Schillers Werke aufgenommen worden. Armbruster kannte gewiß Schiller persönlich, kannte auch recht gut den Garteninspektor Walter, in dessen Lehre er gestanden hatte. Nun unterhielt Bansi nach Zürich und zu allen dort maßgebenden Männern, namentlich auch zu Lavater und Fueßli, rege Beziehungen, wie wieder Freys Buch über Gaudenz von Salis an vielen Stellen bekundet. Bansi erfuhr auf diesem Wege, nach seiner eigenen Darstellung bei Zschokke, daß Armbruster über Walters Charakter manches Widrige sage, so daß man in Graubünden befürchtete, es habe sich vielleicht persönliche Abneigung gegen Schiller in Walters Verfahren gemischt. Auf Bansis Anfrage, ob Armbruster hierüber zuverlässige Auskunft geben könne, weil man in diesem Falle sich für Schiller verwenden würde, damit er nicht die Folgen von Walters Privathaß zu entgelten habe, verlangte Armbruster jene Walterschen Briefe und erhielt auch im Jahre 1783, während seines Dienstes bei Lavater, von den drei Briefen die beiden ersten und das Dekret vom 10/21. März 1783. Diese Schriftstücke aber, erklärt Bansi mit allem Nachdruck und aller Glaubwürdigkeit, habe er Armbruster nur zu dem Behufe der eigenen Orientierung in der Sache übergeben, in dem festen Vertrauen, daß kein anderer Gebrauch von ihnen gemacht werde; woran Armbruster wiederholt von ihm, sowie zur Rückgabe der Briefe erinnert worden sei.

Armbruster bemühte sich indessen, nach Bansis Angabe, keineswegs, eine unparteiische Erläuterung des Vorfalls einzuziehen. Viel-

Digitized by Google

mehr behielt er die ihm anvertrauten Briefe zurück, bis er Gelegenheit fand, Walter seinen Haß empfinden zu lassen, den er (wie Bansi später erfuhr) gegen ihn gefaßt haben sollte, als er bei ihm in der Lehre war. Armbruster hatte damals schon den Plan zur Herausgabe seines „Schwäbischen Museums“ gefaßt, das zur Michaelismesse 1785 wirklich zu erscheinen begann. Für die neue Zeitschrift, in der er Beiträge von Goethe (Iphigenie), Sophie von Laroche, Lavater bringen konnte, mußten ihm natürlich die Schiller betreffenden Briefe äußerst wertvoll sein. Indiskret wie mit Lavaters Abschrift der Iphigenie (Bächtold, Iphigenie 1883, S. VI), verfuhr er auch mit den Bansi gehörenden Briefen. Er veröffentlichte also die beiden vom 2. September und 7. Oktober 1782, „nach den vor ihm liegenden Originalbriefen, die er bis auf die Orthographie abschrieb“ — in einem Artikel (1, 223), dem er die Überschrift „Beitrag zu einem schwäbischen Martyrologium“ gab. Schon nach der Wahl des Titels, überhaupt nach der ganzen Lage der Dinge konnte Armbrusters Einrichtung des Artikels nicht anders als freundlich für Schiller und feindlich gegen Walter ausfallen, und dieser Stimmung lieh Armbruster rücksichtslosesten Ausdruck. Er referiert in seiner Einführung, nicht genau, die Vorgänge bis zur Einleitung der Korrespondenz; erklärt, daß die Räuberstelle durch Kabale eines Mannes, den man bald näher kennen werde, Schiller Familie, Stellen, Vaterland gekostet habe; und gibt nun gewissermaßen dem Herrn Garteninspektor Walter in Ludwigsburg selbst das Wort, der in eigener Person erzählen solle, durch welche Schleichwege er einen der größten Köpfe Würtembergs seinem Vaterlande und einer edlen, liebenswürdigen Familie gestohlen habe. Und nun läßt Armbruster die drei Schriftstücke folgen, die, wenig umfänglich, hier um der Anmerkungen willen, mit denen sie gespickt sind, wiederholt werden müssen:

Ludwigsburg den 2 September 1782.

— — Der Comedienschreiber (Schiller) ist ein Zögling unsrer Akademie. Ich hatte nicht sobald ihre Apologie vor Bündten gelesen, so machte ich so gleich Anstalt, daß es auch mein Souverän[1]) bekam. Dieser verabscheute das Betragen sehr, ließ solchen vor sich rufen, weschte solchen über die Massen, bedeutete ihm bey der grösten Ungnad, Niemals mehr weder Comedien noch sonst was zu schreiben! soudern allein bey seiner Medizin zu bleiben. Hier hat es niemals Beyfall gefunden, deßwegen hat er solche vor die Mannheimer Bühne suchen einzurichten, hat aber zur Strafe schon damals 14 Tage im Arrest sizen müssen.[2])

[1]) Wäre Herr Garteninspektor Walter nicht — Herr Garteninspektor Walter gewesen, so hätt' er diese Privatsache, als Privatsache behandelt, und Sch. wäre noch unser! Aber der gute Mann wollte am Verfasser der Räuber zum Ritter, und wie wir hernach hören werden — Bündtnerbürger, Republikaner! werden — vermuthlich weil er nicht ahnete, daß seine Handlung von der Fackel der Publicität gelegentlich dürfte beleuchtet werden! Der Einsender.

[2]) Leider sind alle diese Fakta nur allzuwahr. Kyrie Eleison!

Digitized by Google

Er kann zwar nicht läugnen, daß er einen Brief aus Bündten erhalten, schämet sich aber, daß er so mit seinen Räubern angelaufen, so, daß weiter dermalen aus Ihme nichts heraus zubringen, und da Er nicht nur die Apologie selbsten zu lesen bekommen, sondern Ich solche überall ausgebreitet, so weiß er, daß dieses Ihm von Mir gespielt worden, und ich muß also noch etwas warten, ehe ich eine weitere Erklärung bekommen kann.

Nun fügt Armbruster für seine Leser den Satz ein: „Schiller muste sein Vaterland verlassen," und bringt den zweiten Brief Walters:

Ludwigsburg 7 Oktober 1782.

Mich freuet der Beyfall Ihres regierenden Bundshaupts. Mein Verfahren mit dem bekannten Comedienschreiber hat noch die Satisfaktion vor Bündten vor etlichen Tagen ganz vollkommen gemacht. Der Verfaßer der Räuber hat sich einfallen laßen (vielleicht Originale wo ander zu seinen Comedien zu suchen, weil es ihme so hart mit Bündten giengt) eine unbestimte Reise zu unternehmen, kurz zu sagen, er ist desertirt und hat damit vollends jedermänniglich gezeigt, wer er ist. Ohngeachtet nicht das geringste Interesse die Triebfeder dieser Handlung war, da Ich mit Vergnügen gern Jedermann so viel meine Kräfte es zulaßen, diene, so machte mir es doch ein großes Vergnügen, wenn mich eine Hochlöbliche Standes Versammlung zu einem Bündner (Bürger) annehmen würde.

Weiter sagt Armbruster: Selbst in Bündten habe man sich über die Hirnlosigkeit des Korrespondenten geärgert und den Verfasser der Räuber bedauert. Herr Walter habe zur Ehre des Bündnerschen Freistaates das Bürgerrecht nicht erhalten; das Ende sei folgendes gewesen:

1783 den $\frac{10}{21}$ Merz

Vor

Löblich großer Congreßualversammlung wurde beliebt, wann durch ein Originalschreiben, dasjenige, was der Herr Inspektor Walter gemeldet haben soll, das in Betreff des Doctor Schillers als Authoren der Komedie wegen den Räubern[1]) vorgegangen seyn solle, sich besteifen und erhärten würde, daß sodann durch den Actuarium ebenfalls in einem höflichen Schreiben von Seiten des Standes dem Herrn Inspektor Walter gedankt werden soll.

In fidem Hercules de Pestalluz
Faed^a Cathed^a Cancell^a

Und den ganzen Artikel beschloß Armbruster mit dem Satze: „Der Verfasser dieses Aufsatzes wird sich nennen, sobald es begehrt wird. Y. Z."

Ich habe gleich überall von Armbruster auch als Verfasser dieses Artikels gesprochen, wofür ich den urkundlichen Beweis erbringen werde. Aus dem Artikel selbst konnte es nicht bisher erschlossen werden. Im Gegenteil verleitete Armbruster absichtlich den Leser zu

[1]) Das ist verdollmetschet: — des Doctor Schillers, als Autors des Schauspiels: Die Räuber. D. E.

Digitized by Google

der falschen Annahme, daß er, der Herausgeber (Y. Z.), und der Einsender oder Verfasser nicht identisch seien. Da aber alle Männer in Chur und Zürich, auf die es ankam, wußten, daß Bansi der Empfänger und Besitzer der Walterschen Briefe war, so mußte die Meinung entstehen, entweder Bansi habe selbst den Artikel geschrieben oder einen anderen, durch Lieferung des Materials, dazu in Stand gesetzt. Das eine wie das andre mußte sehr peinlich für ihn sein. Er stand vor der Öffentlichkeit als ein Mann da, der gegen Walter hinterlistig gehandelt habe. Es kam aber noch ein zweites Moment hinzu, das Bansi als Bündner wirklich kränken mußte. Armbruster war so unklug und ungeschickt gewesen, in seinem Eifer für Schiller nicht nur gegen Walter, sondern gleich auch gegen die beteiligten Bündner loszuziehen. Er spricht von ihnen als von „einigen warmen Köpfen" der Republik Graubündten; Amsteins Anmerkungen zur Apologie im Sammler nennt er „sehr beißend — und wenigsagend"; das Bürgerrecht von Bündten bezeichnet er als „übrigens höchstunbedeutend". Das waren ja in Bansis Sinne neue Beleidigungen seines Heimatlandes, fast schlimmer, als sie selbst der Komödienschreiber Schiller verübt hatte, gegen den man so unnachsichtlich eingeschritten war. Und zu diesem Artikel hatte er, Bansi selbst, unfreiwillig das Material geliefert, ja der Verdacht blies ihn an, daß er und kein anderer diese literarische Schmählichkeit begangen habe! Dagegen wollte er sich doch mit allen Mitteln wehren.

Sobald er also (seiner eigenen Erzählung bei Zschokke zufolge) diesen Mißbrauch der Briefe und seines Zutrauens erfuhr, wandte er sich an seine Freunde in Zürich, wo Armbruster damals gerade wegen anderer Stücke seines Schwäbischen Museums in Verhaft saß: dies letztere eine anderswoher nicht bekannte Nachricht über Armbruster. Wir wußten nur, daß er, nach seinem Fortgang von Lavater, noch eine Zeitlang Zeitungsschreiber bei Orell, Geßner, Fueßli & Komp. in Zürich war. Ratsherr Fueßli also, Bansis wie des Dichters Gaudenz von Salis Freund (Frey S. 44), führte in dieser Preßsache die Verhandlungen. Zu dessen Händen stellte Armbruster das folgende bisher nicht bekannte Schriftstück aus:

Erklärung und Abbitte, von Unterzeichnetem.

Daß Tit. Herr Pfarrer Heinrich Bansi zu Fläsch in Bünden mir drei an ihn gerichtete Briefe des Herrn Garteninspektors Walter in Ludwigsburg, de Dato 2 Sept. und 7 Okt. 1782, und 1 Febr. 1783, so wie auch dieskalls das Kongressinal-Dekret von 10/21 März 1783, den Herrn Doktor Schiller betreffend, durchaus nicht zur Publikation, sondern bloß zur freundschaftlichen Einsicht, nach einem Gespräch über den Gegenstand, erneldeter Briefe und Aktenstüks mitgetheilt, auch mir expresse mehrmalen geschrieben, keinen Gebrauch von diesen Papieren zu machen; daß also Herr Bansi durchaus nicht, weder Verfasser noch Einsender, des dem ersten Bande meines schwäbischen Museums, Seite 255 u. f. f.

Digitized by Google

unter der Aufschrift: Beiträge zu einem schwäbischen Martyrologium u. s. f. eingerückten Aufsatzes sei, sondern derselbe, so wie die beigedruckten Anmerkungen, ganz von mir herrühre;

Ich mich auch als einziger Verfasser derselben im zweiten Bande des schwäbischen Museums nennen, und Herrn Bansi aller Theilnahme davon öffentlich und feierlich entschlagen werde:

Erkläre ich hiemit unter aufrichtigem Danke gegen mehrermeldeten Herrn Bansi, und stelle gegenwärtige Abbitte gegen den würdigen Mann, Herrn Rathsherrn Fueßli in Zürich zu Handen, den ich bitte, gegenwärtiges Blatt auch in das schweizerische Museum einrücken zu lassen!

(Sign.) Johann Michael Armbruster,
Herausgeber des schwäbischen Museums.

Zürich, 2 März 1786.

Aber weder im Schwäbischen noch im Schweizerischen Museum, das Fueßli herausgab, wurde die für Armbruster vernichtende Abbitte veröffentlicht; die Bekanntmachung, sagt Bansi 1808, sei aus Nachsicht unterlassen worden. Es mögen sich wohl andere Züricher, vielleicht Lavater, begütigend für den armen Sünder ins Mittel gelegt haben. Eins nur ist in Armbrusters Publikation des Septemberbriefes Walters sehr auffällig, nämlich daß die schon von Bansi verdunkelte Stelle über den Graubündner Aufseher C** nun gänzlich fortgelassen ist. Ich sehe, da Armbruster die Originalschreiben vor sich hatte, bei seiner sonst gegen Graubünden bewiesenen Rücksichtslosigkeit gar keinen Grund dafür. Es sei denn, daß Bansi bei der mündlichen Besprechung mit Armbruster die absolute Nichtbenutzung gerade dieser Stelle bei allen Schritten besonders eingeschärft, und Armbruster — ich kann selbst von seinem Standpunkte aus nur sagen: inkonsequenter Weise — daran festgehalten habe. Armbrusters Publikation des wichtigen Briefes steht also an sachlichem Werte hinter der früheren Mitteilung von Bansi im Sammler zurück.

Welchen Quellwert besitzen nun Armbrusters Ausführungen in der Einleitung und den Noten seines Aufsatzes?

Ich bemerkte schon, daß Armbruster in Darstellung der von bündnerischer Seite getanen Schritte ungenau sei. Ich präzisiere jetzt dies Urteil dahin, daß er von den drei in Betracht kommenden Zeitungsartikeln — Wredows, Amsteins, Banfis — den ersten und dritten überhaupt nicht kennt und nicht mit eigenen Augen gesehen hat: von Wredows Artikel weiß er nur mittelbar durch Amsteins Veröffentlichung im Sammler. Armbruster könnte sonst Wredows Apologie, im Gegensatze zu Amsteins „sehr beißenden" Anmerkungen, nicht als „mit vieler Delikatesse und Mäßigung" geschrieben kennzeichnen; das Gegenteil davon ist die Wahrheit. Er durfte sonst nicht Wredows Artikel fälschlich im „Hamburger Korrespondenten", wie er angibt, erschienen sein lassen, anstatt in den „Hamburg. Addreß-Comtoir-Nach-

Digitized by Google

richten", die niemals einen Unter- oder Nebentitel führten, am allerwenigsten den einer wirklich bestehenden anderen Hamburger Zeitung; dieser „Hamburger Korrespondent" aber bei Armbruster wird uns im folgenden noch ein vortreffliches kritisches Scheidemittel werden. Armbruster weiß auch nur halbrichtig von der Verleihung des Bürgerrechtes an Wredow, nicht auch an Amstein, zu berichten. Was Armbruster tatsächlich gibt, ist weiter nichts als der Bodensatz, der ihm von der mündlichen Besprechung mit Bansi zurückgeblieben war. Also für die bündnerischen Vorgänge ist Armbruster kein urkundlicher Zeuge.

Ebensowenig aber für das, was Schiller anlangt. Bekanntschaft wird zwischen ihm und Schiller bestanden haben, keineswegs aber Freundschaft oder Intimität. Er war Gärtnerlehrling auf der Hohen Karlsschule, Schiller Mediziner gewesen. Junge Leute von einer so verschiedenen Ausbildungsklasse, einer niederen und einer höheren, schließen sich nicht einander an. Es wäre wenigstens gegen die Regel, und von der Ausnahme besäßen wir wohl eine Überlieferung. Und doch sagt Armbruster scheinbar so sicher in seiner Einleitung: „Diese Stelle (der Räuber) kostete Schiller Familie, Stellen, Vaterland." Aber dies hat Armbruster nicht aus sich selbst, sondern aus Schillers eigener Darstellung im Deutschen Museum 1784 (2, 567) genommen. Daselbst kündigt Schiller die Rheinische Thalia an, und indem er von seinem Erstlingsdrama spricht, erklärt er: „Die ‚Räuber' kosteten mir Familie und Vaterland." Die Entlehnung Armbrusters ist offenbar und seine Einmengung des Wortes „Stellen" unsinnig und inhaltswidrig; denn welche „Stellen" hätte Schiller inne gehabt und verlieren können? Die Entlehnung Armbrusters geht aber noch weiter. Schiller sagt selbst in Bezug auf seine Akademie-Zeit: „Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte ... Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt — aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen ... unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war ... Ich meine die Räuber." Man merkt doch dem gegenüber die literarische Mache, wenn man bei Armbruster die Tirade liest: „Friedrich Schiller, der Verfasser der Schauspiele: die Räuber, die Verschwörung des Fiesko, Kabale und Liebe .. schrieb die Räuber, unstreitig das Genievollste seiner Schauspiele, bei allen Auswüchsen einer luxuriosen Einbildungskraft, zu einer Zeit, wo er zwischen den akademischen Pallisaden, Welt und Menschen nur durch die Brille

Digitized by Google

des Ideals sah, sehen konnte und sehen durfte. Er mußte also — eine natürliche Folge seiner Erziehung — nach Extremen hintaumeln, entweder Engel oder Teufel malen, im Fach der Menschenkunde manchen unlogischen Schlußsprung machen, und hie und da an Klippen scheitern, denen ein Welt- und Menschenkundiger sehr leicht ausgewichen wäre." Armbruster hat also ohne jede eigene Kenntnis der Verhältnisse weiter nichts getan, als die von Schiller 1784 allgemein konstatierten Folgen seiner „Räuber" unberechtigt und unkritisch 1785 auf die eine Räuber-„Stelle" zu übertragen.

Das Motiv hierzu war bei Armbruster alter, von Stuttgart, Ludwigsburg und Hohenheim her, wohin er 1779 von der Karlsschule als Gärtner entlassen worden war, gegen den Gartenintendant Walter eingesogener Haß. Mag dies Gefühl berechtigt oder nicht berechtigt gewesen sein: jedenfalls war es ein ungenügendes und irreführendes Mittel, die Walterschen Briefe auszudeuten. Er imputierte Walter zuerst ohne weiteres, daß dieser nur hätte „Bündnerbürger, Republikaner" werden wollen: in „Republikaner" lag gewiß eine versteckte Denunziation des Mannes bei dem autokratischen Herzog. Armbruster deutete auch schon, indem er von Walters „Kabale" gegen Schiller spricht, auf die später allgemein angenommene Meinung hin, daß der Gartenintendant dem Präsidenten in „Kabale und Liebe" zur Strafe habe seinen Namen leihen müssen.

Kurz: alles was Armbruster den drei von ihm publizierten Schriftstücken beigegeben hat, ist völlig unoriginalen Wertes und für Schillers Lebensgeschichte gänzlich belanglos. Der Wert seiner Publikation beruht allein auf den drei Schriftstücken, von denen das mittlere wir nur durch ihn kennen. Dem wichtigen Septemberbriefe aber fehlt, wie schon gesagt, die Stelle über den Aufseher C**: diese Auslassung oder die Nichtauslassung wird uns im folgenden das zweite kritische Scheidemittel werden.

III.

Armbrusters Artikel, auf den Schiller in seinen Schriften niemals mit einer Silbe gekommen ist, war glücklich vergessen, trotzdem daß Friedrich Nicolai 1795 im 10. Bande seiner Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz auf ihn Bezug nahm. Nicolai machte die Reise 1781. Er lernte damals in Stuttgart „den (später!) berühmten Herrn Schiller" und seine Freunde, den Bibliothekar Petersen und den Professor Abel, kennen; mit diesen beiden besuchte er Schillers Vater auf der Solitude. Als er die Beschreibung dieser Reise 1795 im Druck herausgab, wies er bei Schiller in einer Note auf den Artikel in Armbrusters Schwäbischem Museum hin und setzte, schwer entrüstet, hinzu: „Man lieset da mit äußerstem Widerwillen den

Digitized by Google

Abdruck der eigenhändigen Briefe des niedrigen Angebers (Walter), der ihn (Schiller) beim Herzoge verunglimpfte."

Nun starb Schiller 1805. Die damals maßgebenden literarischen Blätter brachten Aufsätze, die Schillers Leben erzählten oder seine Werke würdigten. Darunter auch die von Professor Schütz redigierte Hallische Allgemeine Literatur-Zeitung 1805 in ihrem Intelligenzblatte Nr. 98. Dieser tüchtige Artikel veranlaßte einen Leser zu einem „Schreiben aus Helmstädt", das „Beiträge zu einer Biographie Schillers" enthielt und im selben Hallischen Intelligenzblatte Nr. 134, vom 24. August 1805, abgedruckt wurde. Es ist äußerst schade, daß sich der Helmstädter Einsender nicht feststellen läßt. Dem Helmstädter Staatsrechtslehrer Karl Friedrich Häberlin, dessen Vater bei Ulm herstammte, möchte man Neigung zu schwäbischen Dingen ohne weiteres zutrauen. Vergeblich habe ich die beiden gedruckten Bände Briefe an Professor Schütz auf irgend eine Andeutung hin durchgesehen. Von Helmstädter Gelehrten zählten Bruhns, Lichtenstein, Bredow zu Schütz' Korrespondenten und Mitarbeitern. Höchstens in der brieflichen Mitteilung Bredows an Johannes von Müller (Briefe 3, 135), vom 24. September 1805, es existiere in Helmstädt, neu belebt, eine deutsche Gesellschaft unter den Professoren, deren Zweck Untersuchungen und Ideen über die deutsche Sprache, deren Organ die „Blüten und Früchte deutscher Darstellung und Sprachforschung" seien — ist vielleicht eine Spur ersichtlich in diejenigen Helmstädter Kreise, aus denen das Schreiben über Schiller gekommen sein könnte. In diesem Schreiben heißt es nun, nach Erwähnung der heimlichen Reise nach Mannheim der Räuber wegen, wörtlich: „Ob aber dennoch die Räuber die Veranlassung gegeben haben, daß Schiller seinen Abschied suchte, das mag vielleicht nur wenigen bekannt sein. Erklären ließe es sich auch ohne alle gegebene Veranlassung aus Schillers vorherrschender Neigung zu dramatischen Arbeiten, daß er die freie Lage eines Theaterdichters in Mannheim den strengen Dienstgeschäften eines militärischen Amtes vorgezogen habe. Indeß wurde erzählt: Es habe sich beim Herzog von Wirtemberg ein angesehener Graubündner über eine Stelle in den Räubern beschwert, in welcher von den Graubündnern als von gemeinen Straßenräubern gesprochen wurde: eine in Schwaben nicht ungewöhnliche Art, über die Graubündner zu sprechen. Der Herzog habe Schillern deswegen das Schreiben verboten, und Schiller nun seinen Abschied gefodert. Ob hieran etwas wahr sei, wissen vielleicht vertraute Jugendfreunde Schillers." Dies „Helmstädter Schreiben" erhält dadurch eine ungewöhnliche Bedeutung, daß hier zum ersten Male, soweit ich sehe, in der Literatur die Angabe erscheint, die Spitzbubenstelle in den Räubern beruhe auf einer in Schwaben umlaufenden Sage. Es kommt also

Digitized by Google

dieser sehr späten, erst nach Schillers Tode auftretenden Bekundung, die zumal ziemlich unsicher und in unsicherer Umgebung als „Erzählung", nicht als eigene Wahrnehmung des unbekannten Einsenders erscheint, an sich kein originaler Wert für Schillers Jugendgeschichte zu.

Trotzdem spielt die „Sage" nun, wie sich weiter zeigen wird, in der Schillertradition eine große, ja allmählich die allein maßgebende Rolle, so daß selbst die Schillerforschung ihr verfallen ist. Das Wort „Sage" hat in dem Helmstädter Schreiben nicht den technischen Sinn, den wir seit den deutschen Sagen der Brüder Grimm damit zu verbinden pflegen, sondern bedeutet hier etwa: Sprüchwort, Witzwort, das im schwäbischen Volke umgegangen wäre. Nur erst wer ein Sprüchwort wie etwa: „diebisch wie ein Graubündner" oder dergl. aus der Literatur oder aus dem Volksmunde der Schwaben nachwiese, hätte sachlich etwas für die Berechtigung der „Sage" beigebracht. Das ist bisher nicht gelungen. Bei Vetter, der die „Sage" annimmt, finden wir zwar den Nachweis von Übeltaten in Graubünden, nicht aber den Nachweis der „Sage" in Schwaben. Ein Beispiel verdeutliche, was ich meine. In Berlin geschehen immerfort Übel- und Mordtaten, und die Zeitungen verbreiten die Kunde davon nach auswärts: trotzdem besteht in der Mark, in Sachsen oder in Pommern noch lange nicht eine „Sage", die jemanden allein deswegen, weil er Berliner ist, zum Übeltäter oder Mörder stempelte. Die schwäbische „Sage" läßt sich also weder formell noch sachlich bewähren.

Das Helmstädter Schreiben veranlaßte aber Friedrich Nicolai, abermals in seiner Neuen Berliner Monatschrift 1805 (14, 286) einzugreifen. Er ging gegenüber dem Einsender ausführlich auf Schillers Ankündigung der Rheinischen Thalia 1784 und auf den Artikel in Armbrusters Schwäbischem Museum 1785 ein, dessen drei Schriftstücke er abdruckte. Auch er spricht, wie Armbruster, vom „Hamburger Korrespondenten", ein Beweis dafür, daß er nicht selbständig an die Urquelle herangetreten war; vom Aufseher C**, der bei Armbruster fehlt, weiß Nicolai natürlich nichts.

Ähnlich der Helmstädter Erzählung, doch ohne die „Sage", ist die kürzere Darstellung, die Petersen am 4./5. November 1805 im Berliner Freimüthigen Nr. 221 gegeben hat: „Er vollendete seine Räuber als Regimentsmedikus und begab sich, als ihm das Schreiben wegen einer Stelle in den Räubern über die Graubündner verboten wurde, nach Mannheim." Bei ihm als Stuttgarter Bibliothekar wäre die Kenntnis des Armbrusterschen Museums ohne weiteres anzunehmen.[1]) Aber ein positiver Beweis dafür, daß auch hier uns bekannte literarische Vermittlung vorliegt, ergibt sich daraus, daß Petersen in einer Note

[1]) [Vgl. dagegen oben S. 187. Anmerkung der Redaktion.]

Digitized by Google

zu seiner Darstellung ausdrücklich auf den „umständlicheren" Artikel in Beckers Deutscher Zeitung 1784 hinweist. Damit aber hat es folgende Bewandtnis. Zacharias Becker gab seit 1784 in Gotha eine „Deutsche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde" heraus, und darin wird im 40. Stücke des ersten Bandes (1784, S. 323) erzählt, daß in einer ansehnlichen Stadt Schwabens Schillers Räuber vorgestellt wurden, und daß ein Junge von 12 bis 14 Jahren von dem romanhaften Charakter Karl Moors so hingerissen wurde, daß er den andern Tag mit seinen Mitschülern eine Verschwörung machte, als Räuber zu Fuß durch die Welt zu streichen. Und dazu bemerkt Becker in einer Note: „Den Lesern zu Gefallen, welche den vorigen Jahrgang meiner Zeitung nicht besitzen, wiederhole ich eine dieses Trauerspiel betreffende wahre Anekdote, welche dort S. 134 steht." Der „vorige Jahrgang" aber, den Becker meint, ist seine nur das Jahr 1783 erschienene „Dessauische Zeitung für die Jugend und ihre Freunde", die das Organ des Philanthropins in Dessau war und eine den bündischen Freunden des Marschlinser Philanthropins verwandte Gesinnung betätigte. In dieser Dessauischen Zeitung (Nr. 17, S. 134 f.) finden wir nun einen „Chur, in Graubünden, den 14. März [1783]" datierten Artikel, in dem der Verfasser im Wir-Ton den ganzen Handel mit Schiller richtig vorträgt, Wredow und Amstein, der „auch ein Fremder" genannt wird, als verdiente Männer hinstellt und, außer dem Kongressualantrag vom 1./12. September 1782, Walters Brief vom 2. September 1782 mitteilt, und zwar den letzteren mit der Stelle über den Aufseher C**, nach der Publikation im bündischen „Sammler". Der Verfasser muß genau in die Vorgänge eingeweiht gewesen sein: ich glaube, daß es Bansi selber war.

Dieser churische Bericht ist es, den Becker — kürzend und aus dem Wir-Ton in reine Erzählung umsetzend — ein Jahr später, 1784, den Lesern seiner „Deutschen Zeitung" wiederholt. Wir haben also bei Becker nichts als eine Ableitung der graubündischen Quelle vor uns. Wer Becker benutzt, benutzt eigentlich Wredow-Amstein-Bansi. Da nun Petersen ausdrücklich Becker zitiert, so folgt er tatsächlich der graubündischen Quelle, übergeht daher auch nicht den Aufseher. Endlich haben wir jetzt auch in „Schillers Jugendfreunden" von Julius Hartmann (1905, S. 207) den reinen Wortlaut der späteren handschriftlichen Aufzeichnungen Petersens, in denen es heißt: „Bei dieser Stelle (der Räuber über Graubünden) hatte der Dichter sicher kein Arges dabei; es galt gar nicht dem Kanton, sondern nur einem einzelnen Mann. Indessen erregte sie die Galle und Rachsucht einiger Schweizer und Schiller war deswegen bei Herzog Karl förmlich verklagt. Karl . . ließ ihn sogleich zu sich auf seinen Landsitz kommen, fuhr ihn auf das heftigste an . . und schloß mit den Worten: ich

Digitized by Google

sage, bei Strafe der Kassation schreibt er keine Komödien mehr. Unmittelbar nach diesem Auftritt ging Schiller in den von ihm gewöhnlich besuchten Garten und kegelte anscheinend gelassen, ja heiter. Aber sein Inneres war tief bestürmt. Er war in einem vielfachen, peinlichen Gedränge. Sechshundert Gulden Schulden ꝛc. ꝛc." Dieser Wortlaut macht den Eindruck eines Referats, daher die ungenaue Verallgemeinerung „einige Schweizer"; der „einzelne Mann" wie der ein wenig umgeformte Ausspruch des Herzogs, beides wie in Walters Septemberbriefe; nur der Abschluß mit dem lustigen Kegeln sieht wie eigne Erinnernng aus, ist jedoch in schriftstellerisch-formaler Absicht als Kontrast zu der Schilderung der inneren Unruhe Schillers hingestellt. Jedenfalls gewährt Petersen keinerlei neue Aufschlüsse.

Eine Verschlechterung aber hat die Deutsche Zeitung Beckers gegenüber der Dessauischen. Nämlich das richtige „Amstein, auch ein Fremder" ist jetzt fälschlich zu „Amstein, auch ein Deutscher" geworden. Und wenn Boas, der in „Schillers Jugendjahren" (1856. 276. 281) Petersen und Becker zitiert, und wenn Palleske (2. Auflage 1859. 1, 277 ff.), der bereits Petersens „ungedruckte Materialiensammlung" für die Graubündner Affaire benutzte, Amstein „ebenfalls einen Deutschen" nennt, so sieht man, daß Beckers Deutsche Zeitung irgendwie im Mittel liegen muß. Palleske (S. 279) bezeichnet erst, über Petersen hinaus, den Garten, in den Schiller unmittelbar nach dem Auftritt mit dem Herzog gegangen sei, als den „Ochsen". Die sehr späten „Erinnerungen" des uralten Professors Abel und des Mannheimer Buchhändlers Schwan (Minor, Schillerarchiv S. 12), denen zufolge mehrere Hauptrollen in den Räubern unverkennbare Charakterzüge von einigen Vorgesetzten und „Aufsehern" enthielten, sind so allgemein wahr, doch so wenig fundiert, daß mit ihnen schwerlich etwas anzufangen ist; auch bei ihnen wird irgend welche abgeblaßte literarische Überlieferung im Mittel liegen.

Das Helmstädter Eingesandt fand aber eine zweite, in ihren Folgen hochwichtige Beleuchtung im Intelligenzblatte Nr. 13 der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung. Und zwar unter Goethes Augen und mit seiner Zustimmung. Der Redakteur der Jenaischen, Professor Eichstädt, hatte den Artikel in einem Briefe von Stuttgart, den 8. Dezember 1805, zugeschickt erhalten. Erst wird das Helmstädter Eingesandt (mit der „Sage über Graubünden in Schwaben") wörtlich wiederholt, und dazu wird aus Armbrusters Museum der Aufsatz mit den Briefen (ohne die Stelle über den Aufseher C**) gestellt. Eichstädt suchte vor dem Abdrucke Goethes Genehmigung nach. Dieser, dem, als unfreiwilligen Mitarbeiter am Schwäbischen Museum, der Artikel nicht neu war, antwortete am 1. Februar 1806 (Biedermann S. 136): „Die Mitteilung wegen Schiller ist zwar etwas barock,

Digitized by Google

doch wie sie das Publikum gerne hat. Schiller selbst hat aus der Sache niemals ein Geheimnis gemacht und ich sollte denken, daß man diese Blätter wohl im Intelligenzblatt abdrucken könnte. Es muß doch zuletzt aus allem diesem eine tüchtige Darstellung seines Lebens hervorspringen." Man braucht nur Goethes Tagebuch in der Zeit durchzugehen, um zu bemerken, wie ihm damals „Schillers litterarische Verlassenschaft", die er bei Frau von Wolzogen einsah (27. Januar 1806), nahe lag, so daß ihm der Artikel, ob er gleich in seinem Gefühl an der Darstellungsart Anstoß nahm, als ein urkundliches Bruchstück zum Leben des verewigten Freundes unabweisbar schien. Nun erfolgte sofort der Abdruck. Über Eichstädts Anschreiben an Goethe erfahren wir weder durch Biedermann, noch in der Weimarer Briefausgabe eine Andeutung, so daß uns daher kein Mittel zufließt, den Stuttgarter Einsender sicher zu bestimmen. Ein Stuttgarter Literat, der mit Armbrusters Lebensgang Bescheid wußte, muß es gewesen sein. Denn zu Armbrusters Namen setzt er hinzu: „jetzt k. k. Hofsekretär in Wien und Redakteur der dortigen Hofzeitung." Der einleitende Text Armbrusters ist jetzt an einigen Stellen absichtlich geändert. Armbrusters Fußnoten gegen Walter sind fortgelassen. In der „Jenaischen" fließt also, außer dem Helmstädter Eingesandt, die schwäbische, nicht die graubündische Quelle.

Jedenfalls fand der Aufsatz durch die Jenaische 1806 die weiteste Verbreitung und wurde Grundlage für diejenige biographische Sammelarbeit, die die Verwandten und Freunde Schillers in dieser Sache jetzt begannen. Die drei kritischen Momente des Aufsatzes in der Jenaischen sind 1. Sage in Schwaben, 2. Hamburgischer Korrespondent, und 3. Fehlen der Stelle über den Aufseher. Wo diese drei Momente in späteren Darstellungen auftreten, ist Abhängigkeit von ihm vorhanden.

Schillers Schwager Reinwald schrieb 1807 seine „Berichtigungen" zu Schillers Jugendgeschichte in den Neuen Literarischen Anzeiger; er beruft sich — durch das Mittel der Jenaischen Publikation — auf die von Armbruster edierten Briefe. Er vermeidet in seiner Darstellung alle Namen, den „Hamburger Korrespondenten" verflacht er zur „Hamburger Zeitung", von einem Aufseher sagt er nichts. Dagegen die „Sage in Schwaben" greift er begierig auf, und bei der gar zu deutlichen Tendenz, Schiller (was ja gar nicht nötig war) herauszustreichen, kam es ihm angenehm zu statten, daß er dazu bemerken konnte, wie „Schiller übrigens vier Jahre nachher dadurch die Rechtfertigung des witzigen Einfalls und die Nichtigkeit der gegnerischen Apologie erlebt habe, daß anno 1786 aus Graubünden eine Räuberbande nach Stuttgart eingebracht wurde, die dem Herzog tausend Gulden kostete". Es ist klar, daß diese vier Jahre später eingebrachte Räuberbande mit Schillers Räuberstelle nicht das mindeste

Digitized by Google

zu tun hat. Aber Reinwald hatte dies selbe Argument schon 1786 in zwei Briefen an Schiller (Wendelin von Maltzahn 1875, S. 95 und 99) mit einer gewissen Genugtuung geltend gemacht, ohne daß der Herausgeber und neuerdings Weltrich (1, 625) die eigentlichen Beziehungen der Briefstellen zu klären wußten. Meiningen, wo Reinwald wirkte, ist nicht weit von Gotha, zumal als Bibliothekar las er gewiß Beckers „Deutsche Zeitung". Am 12. November 1786 schrieb er an Schiller: „Sage mir doch, lieber! ob die Anekdoten von Dir war sind die vorm Jar in der deutschen Zeitung stunden. Sie betrafen Deine Irrungen mit dem H(erzog) v. W(ürtemberg). — Ein Bonmot in den Räubern über die Graubünder sollte ihn veranlaßt haben Dir die Schriftstellerei im Fache des Witzes zu untersagen. Wäre das, so hättest Du izt Satisfakzion, da eine der unmenschlichsten Räuberbanden aus Graubünden nach Würtenberg eingeliefert worden. deren Transport dem Herzog schon 1000 Fl. kostet. Und weist Du auch daß vor ein paar Jaren in Schwaben ein Haufen Jungen Deine Räuber-Republik hat nachbilden wollen . .?" Es ist deutlich, daß Reinwald, ohne etwas Unmittelbares über die Affäre zu wissen, allein der literarischen Quelle der „Deutschen Zeitung" folgt. Die unmenschliche Räuberbande ist sozusagen Schiller zum Trotze angeführt. Sachlich genau ebenso, nur noch schärfer in der Form lautet Reinwalds zweite Briefstelle an Schiller vom 25. Dezember 1786. Wiewohl also Reinwald schon 1786 die graubündische Quelle vor sich hatte, folgt er, ihrer nicht gedenk, 1807 in seinen „Berichtigungen" allein der schwäbischen. Seine Berichtigungen haben demnach keinen originalen Wert für Schillers Leben.

Literarische Vermittlung aus der schwäbischen Quelle war nicht nur für Gottfried Körners sehr allgemeine Behandlung der Graubündner Affäre in seinen „Nachrichten von Schillers Leben" (1812) und für die paar Sätze in „Schillers Leben" von Karoline von Wolzogen (1828) wirksam, sondern läßt sich auch für Streichers unter dem Schein der Erinnerung auftretende Darstellung in seinem Büchlein „Schillers Flucht von Stuttgart" (1836, S. 44) durchaus erweisen. Fehlerhaft bezeichnet er den nicht genannten Wredow als einen Bündner, er hat wieder den „Hamburger Korrespondenten", er kennt die Sache mit dem Aufseher nicht; dagegen gibt er jetzt der „Sage in Schwaben" die literarische Formulierung einer „Volkssage", die „Schiller von früher Jugend an gehört habe". Also Streicher folgt auch hier nicht seiner Erinnerung, sondern der literarischen Tradition: ein Resultat, das auch für andere Partien seines Büchleins nachgewiesen ist. Die Einseitigkeit und den Mangel des Streicherschen Berichtes hat denn auch damals schon sein Rezensent in den Blättern für literarische Unterhaltung 1839 Nr. 142 bemerkt und zu ergänzen versucht. Er teilt den Bericht

Digitized by Google

Streichers über die Graubündner Affäre wörtlich mit, und setzt daneben aus einer alten vergessenen Zeitung, die ungenannt bleibt, aber Beckers Dessauische Zeitung ist, den „Brief aus Graubünden vom 14. März 1783", der die Stelle über den Aufseher C** beibringt. Es findet hier also im Grunde wieder eine Ergänzung der schwäbischen Tradition durch die graubündische statt. Der mit der Ziffer 66 zeichnende, bisher unbekannte Rezensent Streichers war aber — wie ich jetzt bekannt geben kann — der Osnabrücker Professor Bernhard Rudolf Abeken, der 1808 zum Hauslehrer der verwaisten Kinder Schillers nach Weimar berufen wurde und eine Verwandte von Schillers Frau heiratete. Als literarisch immer tätiger Mann, hat er sich um Schillers Leben vielfach bemüht; ich glaube, daß er durch Petersens Zitat im Freimüthigen (oben S. 249) darauf gekommen ist, Beckers Deutsche und die Dessauische Zeitung einzusehen und sich die in der Jenaischen vernachlässigte Darstellung zu verschaffen.

IV.

Die Jenaische Darstellung kam nun aber auch dem nächstbeteiligten, ehemaligen Pfarrer Heinrich Bansi vor die Augen, der inzwischen kaiserlich französischer Hauptmann geworden war. Man kann es ihm wahrlich nicht verdenken, daß er gegenüber der Autorität, die die Jenaische Literaturzeitung ausübte, sich jetzt veranlaßt sah, mit seinen Materialien gegen Armbruster herauszurücken. Seine, im Vorhergehenden von mir oft genannte und mehrfach benutzte „Berichtigung zur künftigen Biographie Schillers" erschien 1808 in Heinrich Zschokkes Miszellen, die zu Aarau herauskamen. Es ist auffällig, daß diese Berichtigung der Jenaischen Literaturzeitung zwei volle Jahre auf sich warten ließ und noch dazu in einem Schweizerischen Journale erschien, das sich für gewöhnlich nicht den Weg zu den Hauptzentren des literarischen Lebens in Deutschland bahnte, und auch in diesem speziellen Falle so gänzlich versagte, daß Bansis neuer Artikel mit seinem für die Forschung entscheidend wichtigen Material bis heute wie verschollen darin ruhen konnte.

Indessen glaube ich diese Verspätung aufklären zu können. Die Kopien der Schriftstücke, die Bansi seiner „Berichtigung" einverleibt hat, sind nämlich schon in Samaden am 10. März 1807 von Nikolaus Ant. Jenatsch, dem Landschreiber des Hochgerichts Ober-Engadin, amtlich beglaubt worden. Also damals schon, ein Jahr vor dem Erscheinen, entstand Bansis Artikel. Nun aber gibt Biedermann zu dem schon benutzten Briefe Goethes (S. 286) eine Notiz, mit der er nichts anzufangen wußte, nämlich: „Am 17. September 1807 teilte Johannes von Müller (aus Berlin) Eichstädt mit, daß er noch einige

Digitized by Google

Aktenstücke über diese Angelegenheit (Schillers) zur Einrückung ins Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung erhalten habe, sie hiezu aber nicht für geeignet halte." Ich vermute nun, daß Bansi seine Materialien, oder vielmehr seinen auf Grund derselben hergestellten Gegenartikel zuerst an Johannes Müller, als Landsmann, Freund und Vertrauensmann der Schweizer, geschickt habe, um durch ihn, als Mitarbeiter der Jenaischen Literatur-Zeitung, den bisher zurückgehaltenen Schriftstücken an derselben Stelle die Veröffentlichung zu erwirken. Der Nachweis übrigens, daß Bansi Johannes von Müller und seinem Bruder bekannt war, läßt sich augenfällig erbringen. Johann Georg Müller meldet 1795 seinem Bruder Johannes nach Wien (Haug 1893 S. 55): „Von Bansi habe ich einen wunderlichen Brief erhalten, der so geschraubt ist, wie der Charakter seines Verfassers selbst ... Es ist so seine Art, geheimnisvoll zu tun." Worauf Johannes von Müller (Werke 6, 52): „Was du mir von Bansi schreibst, habe ich so wenig als du verstanden. Daß ich noch lebe, wirst du ihm ohne Zweifel schon gesagt haben. Du kannst sicher beifügen, daß ich auch mit keinem Menschen in irgend einer Spannung oder Eifersucht, sondern in aller Stille und in meinen Geschäften lebe; auch ganz vergnügt sei." Man empfindet, daß beide Brüder mit dem Manne am liebsten nichts zu tun haben möchten. Und wenn man nun ferner aus Johannes von Müllers Werken (7, 290. 363. 395. 404) gerade für das Jahr 1807 und später bemerkt, wie Müller im besten Einvernehmen mit der Familie von Salis steht, wie Ulrich und Daniel von Salis ihm Berichtigungen und Urkunden für seine Schweizer Geschichte beisteuern, so wird erklärlich, daß er sich mit ihrem Gegner Bansi nicht einlassen oder vielleicht gar kompromittieren wollte. Erst als Johannes von Müller seine Mitwirkung in der Schillerangelegenheit versagt hatte, was nach dem 17. September 1807 geschehen wäre, wird Bansi sich an Heinrich Zschokke nach Aarau gewandt haben. So würde sich die auffällig späte Bekanntmachung in Zschokkes Miszellen von 1808 leicht und einfach erklären.[1])

[1]) Hierzu vermag ich glücklicherweise noch bei der Korrektur Mitteilungen zu machen, die meine oben ausgeführte Vermutung bestätigen, und zwar verdanke ich sie einem jungen Schweizer, Herrn cand. phil. J. M. Trepp zu Chur. Ich hatte nämlich meinen Aufsatz am 15. Februar d. J. in der Berliner „Gesellschaft für deutsche Literatur" gelesen, und es erschienen darauf in den öffentlichen Blättern Referate: in der Vossischen Zeitung Nr. 103 von fv. (Franz Violet), in der National-Zeitung Nr. 134, in der Deutschen Literatur-Zeitung Nr. 11. Am 18. April erhielt ich einen Brief von Herrn Trepp aus Chur, er habe in einer Zeitung einen Auszug meines Vortrags gelesen, er beschäftige sich mit dem Leben des Pfarrers Bansi: „In Ihrer Arbeit sprechen Sie die Vermutung aus, daß Bansi seinen Aufsatz vielleicht vorher an seinen Landsmann Johannes von Müller gesandt habe, um

Digitized by Google

Bansi geht, unter Zitat der Jenaischen Literaturzeitung, polemisch gegen den Inhalt vor. Er spricht zu Anfang die Meinung aus, daß „der (künftige) Biograph und das ganze gebildete Publikum, dem es nicht gleichgültig sein könne, aus welchen Quellen man Materialien zur Biographie eines der ausgezeichnetsten Schriftsteller schöpfe, ohne Zweifel gern der Wahrheit zu Ehren jenen Armbrusterschen Aufsatz näher beleuchtet sehen werde". Die (ursprünglich aus dem Helmstädter Schreiben stammende) Angabe der Jenaischen, Schillers Ausdrücke seien „eine in Schwaben nicht ungewöhnliche Art über die Graubündner zu reden", lehnt Bansi rundweg ab: ein jeder „würde von jedem unparteiischen Schwaben die Grundlosigkeit dieses Vorgebens erfahren". Nun aber wendet sich Bansi gegen Armbruster selbst, und sonderbar genug wirft er ihm jetzt die „zur richtigen Beurteilung des

durch diesen in der Jenaischen Literatur-Zeitung selbst zu Worte zu kommen, und erst als Müller ablehnte, habe er Zschokkes Blatt benutzt. Ich bin nun in der glücklichen Lage, dies bestätigen zu können, und zwar auf Grund von Briefen, die ich vor kurzer Zeit aus der Schaffhauser Bibliothek abgeschrieben." Es sind im ganzen drei Stücke:

Bansi aus Silvaplana, 11. Mai 1807, an Johannes von Müller: „Euer Hochwohlgeboren Erlauben mir eine Bitte, die nach Anweisung Ihres Herrn Bruders Ihnen vorgelegt werden darf. In der Allgem. Literatur Zeitung wurde des Hofraths Schillers Lebensgeschichte in Bezug dessen Trauerspiel die Räuber worin eine beißende Anspielung auf Graubünden vorkömt ganz unrichtig und falsch angeführt; wozu Armbrusters Schwäbisches Museum Anlaß gab. Zur Ehre des verdienstvollen Schillers wünsch ich mit andern Bündnern einige legalisierte Abschriften hierüber dem literarischen Publicum so auch für Schillers künftigen Biograph in der Allg. Lit. Zeitung mitschreiben (mitzutheilen?), wozu Euer Hochwohlgeboren als Mitarbeiter inständigst dafür gebeten sind; falls es ohnenglellich vorgehen kann. Die Originalien und mehrere Urschriften dieses Geschäfts, wofür ich mir vornals manches kosten (lassen?), liegen verwendbar in meiner Verwahrung. Herr J. U. v. Salis-Seewis, Bruder des Dichters, der sich ganz der Literatur gewidmet und sich mit der Redaktion unseres Bündn. Sammlers bemüht, wird die Berichtigung der Lit. Zeitung diesem beilegen; und solches durch H. Tomas Salis Kuchenbeck in Berlin abfördern."

Bansi aus Campfer Ober-Engadin, 11. Februar 1808, an J. v. Müller: „Meine Einlage über Schiller wünsch ich ganz mit Armbrusters Abbitte und Ergänzung von Walters Brief sobald möglich im gleichen Intelligenzblatt einrücken zu lassen; worin die verstümmelten Berichte aufgenommen wurden. Salis-Seewis wünscht sie bald publiziert zu sehen."

Bansi aus Campfer Ober-Engadin, 1. Juli 1809, an J. v. Müller, nachdem der Artikel in Zschokkes Miszellen Nr. 99 vom 10. Dezember 1808 gedruckt war: „Euer Hochwohlgeboren Werden durch Herrn Andrea Giovanoli eine Erklärung über Schiller erhalten, die so lange in Chur bei Herrn Joh. Ulr. v. Salis-Seewis zurück blieb. Meine Erklärung wurde mir als Besitzer der Originalien abgefordert. Ihrem Inhalte nach bitte ich solche der Allg. Lit. Zeitung sobald möglich einrücken zu lassen, um alle unbegründete Skribenten über Schiller zeitig der erweisbaren Thatsache zu berichten."

Man sieht also, daß Johannes v. Müller zuerst Bedenken geltend machte und schließlich seine Druckvermittlung ablehnte. Das zurückgeschickte Material gab dann Bansi an Zschokke. Ich biege nun oben wieder in mein altes Geleise ein.

Digitized by Google

Ganzen keineswegs unbedeutende Auslassung" der Stelle über den Aufseher vor, indem er ausführt: „Das Original des Briefes (vom 2. September 1782) sagt nämlich buchstäblich: ‚Der Komedienschreiber ist ein Zögling unserer Akademie, er hat einen Graubündner, Namens Couplet, zum Aufseher gehabt, und um sich an diesem zu rächen, will der Thor die ganze Nation angreifen. Ich hatte nicht sobald Ihre Apologie' u. s. w. — Indem also Herr Armbruster die Worte von ‚er hat' bis ‚angreifen' ausließ, gab er dem Beurtheiler dieses Vorfalls nicht die vollständigen unverfälschten Materialien." Bansi hatte also 1807, als er dies schrieb, gänzlich vergessen, daß er selber zwei Jahrzehnte zuvor diese Stelle über den Aufseher absichtlich verdunkelt hatte.

Endlich aber besitzen wir nun den Namen des vielgesuchten und abgeleugneten Aufsehers C**, an dem sich Schiller durch jene Räuberstelle habe rächen wollen. Also Couplet hieß er nach Walter. Mit Recht konnte Minor noch (1, 589) erklären: „ein Aufseher C** aus Graubünden kommt in den Quellenwerken über die Akademie nicht vor;" und diese Unmöglichkeit, ihn nachzuweisen, machte die Forschung geneigt, die ganze Nachricht Walters ins Reich der Unwahrscheinlichkeit und Nichtwirklichkeit zu verweisen. Aber tatsächlich kommt in der Liste der Aufseher, die bei Wagner (Hohe Carls-Schule 1, 614) aufgeführt werden, auch der Name Couplet nicht vor. Doch steht darunter Kuplie, Bernhard (!) Ludwig 1772—1785: und Couplet und Kuplie haben eine verzweifelte Ähnlichkeit miteinander; ja Bansi selber merkt bei Zschokke 1808 in einer Fußnote zu Couplet an: „Vielleicht Kupli." Ich bat mir daher aus den Akten der Hohen Karlsschule das Nationale des Mannes aus und empfing folgende Aktenauszüge:

Kuplie.

Charakter:	Aufseher
Taufname:	Leonhard (!) Ludwig
Geburtsort:	Chur, Graubünden
Alter:	6. Jan. 1727 [d. h. Geburt]
Religion:	katholisch
Zuwachs:	10. Jan. 1772 [d. h. Antritt]
Abgang:	25. Oktober 1784 gestorben.

Das ist zweifellos unser Mann: Kuplie, aus Chur in Graubünden. Walter hatte nur seinen Namen nicht deutlich aufgefaßt und französisch als Couplet geschrieben. Walter hielt an seiner Meinung auch im zweiten Briefe fest; denn in dem spöttischen Ausdrucke, Schiller sei desertiert, um vielleicht „Originale wo ander zu seinen Comedien zu suchen, weil es ihme so hart mit Bündten gieng", fasse ich „Original" etwa als „Modell" auf, und das geht dann wieder auf

Digitized by Google

den Bündner Aufseher Couplet. In Chur aber wußte man sofort Bescheid, wer gemeint sei, und weil man das als peinlich empfand, unterdrückte Bansi seiner Zeit den Namen seines Landsmannes.

Durch diese Feststellung des Namens und des Mannes rückt Walters Bekundung in eine bessere Position als vorher. Etwas ist gewiß daran. „Aufseher" hießen die untersten Aufsichtsbeamten, sie waren meist frühere Korporäle, selten untere Offiziere der würtembergischen Regimenter (Wagner, Hohe Carls-Schule 1, 168 ff.). So große Sorgfalt der Herzog selbst auf die Auslese dieser Aufseher verwandte, so waren doch auch ungeeignete Personen in die Stellen gelangt. Nach ihrer Dienstanweisung hatten sie die Aufführung der Zöglinge in den Schlaf- und in den Unterrichts-Sälen während der Vorbereitungszeit zu beobachten, die Ordnung zu handhaben, die Wäsche und die übrigen Bedürfnisse der jungen Leute zu besorgen. Lag in diesen Verrichtungen schon für die Aufseher die Möglichkeit, die Zöglinge zu zwacken oder doch von ihnen als Quälgeister empfunden zu werden, so war die weitere Dienstvorschrift, daß sie jede boshafte oder sonst sträfliche Handlung der Zöglinge den zuständigen Offizieren melden sollten, geradezu Haß erregend. Und Beschwerden über die Aufseher aus den verschiedensten Anlässen sind bei Wagner (1, 329) mitgeteilt oder angedeutet.

Möglich also wäre immerhin, daß auch Kuplie Schiller gegenüber privatim oder amtlich Dinge getan hätte, die Ingrimm und Haß in dem jugendlichen Herzen erregten. Wenn Walter dies an sich Mögliche als etwas Tatsächliches, das er sich doch nicht ersonnen haben kann, bezeugt — so liegt kein Grund vor, weshalb wir ihm nicht glauben sollen. Daß aber dramatische Dichter auf diese Weise Personen im guten und bösen Sinne verewigen, ist eine so gewöhnliche Sache, daß es dafür, weder allgemein noch für Schiller, eines Beweises bedarf. Der Aufseher Kuplie kann froh sein, daß er, selbst auf diese Weise, von Schiller verewigt worden ist.

Nun aber erklärt es sich auch, wie früher immer von Graubündischer Seite traditionelle Angaben über den von der Forschung abgelehnten Aufseher mitlaufen konnten. Nach „Correspondenzen von Salis-Marschlins" teilte Vetter (S. 406) die mündliche Angabe mit, daß es sich um einen angeberischen Aufseher Corai gehandelt habe, der Schillern wegen äußerer Vernachlässigung aufsätzig gewesen sei: der Name, der ein bündnerischer sein soll, stimmt wenigstens im Anfangs- und Endbuchstaben mit Kuplie, Kupli, Couplet überein. Sprecher in seiner Geschichte Bündens (1875. 2, 359) weiß in der Angelegenheit von einem „Lieutenant C . . . y aus Bünden" zu berichten; dieser Name würde erst recht mit Kupli in den Anfangs- und Endbuchstaben, ja sogar in der Zahl der Punkte stimmen. Dagegen der Vit-

Digitized by Google

torino Colombazzo aus Graubünden, den Paul Lang in seiner Schrift „Schiller und Schwaben" (Stuttgart 1885) hinter dem C** vermutete, und den er alsdann in dem besonderen Buche „Bündner und Schwaben", einer „Geschichte aus Schillers Jugendzeit" (Stuttgart 1886), redend und handelnd auftreten läßt, weicht jetzt gänzlich in das Reich der Fabel zurück, und räumt dem leibhaften Aufseher Kuplie den Platz.

V.

Der Weg war lang genug, um durch alle Zerspaltungen und Eigenbildungen der literarischen Tradition hindurch zu dem einfachen Resultat zu gelangen, daß für uns allein Walters Briefe, speziell sein Septemberbrief des Jahres 1782, als authentisches Material übrig bleiben.

Es entsteht nun die letzte Frage: welchen Einfluß haben die von Walter angeblich unternommenen Schritte auf das Verhalten des Herzogs zu Schiller und auf den Entschluß Schillers zur Flucht geübt?

Walters Briefe zeigen eine gewisse Wichtigtuerei, die ungünstig gegen ihn einnimmt. Er kennt wirkliche Vorgänge der Stuttgarter Zeit: die Sache mit dem aus Graubünden stammenden Aufseher Kuplie, die Szene beim Herzog, den Arrest, die Flucht; richtig wird auch sein, daß er die graubündische Apologie dem Herzog in die Hand gespielt hat. Üble Absicht oder Eitelkeit aber verleiteten ihn, die Dinge seinem Korrespondenten Bansi gegenüber so zu arrangieren, daß der Schein entstehen könnte, ein Teil dieser Tatsachen sei die Folge seiner Bemühungen gewesen. Dieser Schein war insofern möglich, weil die Graubündner damals (und noch die interessierten Leute gleich nach Schillers Tode) die chronologische Abfolge der Tatsachen nicht kennen oder kontrollieren konnten. Uns aber heute ist durch Veröffentlichung ausreichenden brieflichen und sonst urkundlichen Materials die Handhabe zur Kontrolle geboten.

Schillers Arrest für die unerlaubte Mannheimer Reise, der in Walters Septemberbriefe erwähnt wird, dauerte vom 28. Juni bis 11. Juli 1782. Nun aber kann nach Amsteins Ende April im Sammler erschienenen „Apologie" Bansi frühestens den 1. Mai an Schiller geschrieben haben; der Brief ging etwa 14 Tage; 14 weitere Tage wären bei wendender Post zur Rückantwort nötig gewesen. Also vor 1. Juni konnte Bansi im allergünstigsten Falle keine Rückäußerung von Schiller haben. Bansi wartete aber längere Zeit vergebens; und nehmen wir etwa nur einen Monat an, so kommen wir auf 1. Juli. Jetzt wendet sich Bansi an Walter, der allerfrühestens die Sendung Mitte Juli erhalten hätte. Es ist daher klar und sicher, daß die

Digitized by Google

Graubündner Affäre in keiner Weise auf die Szene in Hohenheim, das dort erfolgte Schreibverbot des Herzogs, den unmittelbar darauf folgenden Arrest und den Brief Schillers an Dalberg vom 15. Juli eingewirkt haben kann. Die beiden entscheidenden Momente, die herzogliche Unterbindung des Dichtens und dagegen der Wunsch Schillers, aus des Herzogs Diensten los zu kommen, waren vor dem Bekanntwerden der Graubündner Apologie in Stuttgart bereits vorhanden.

Aber ich glaube, daß man Bansis Warten auf Schillers Rückäußerung noch stark verlängern, und demgemäß das Eintreffen der Bansischen Sendung bei Walter bis tief in den August hinaufrücken muß. Denn unter der obigen allergünstigsten chronologischen Berechnung (dem Eintreffen der Bansischen Sendung bei Walter um den 15. Juli) hätte Walter bis zu seiner ersten Antwort vom 2. September den Anfrager Bansi fast zwei Monate warten lassen, das heißt: noch einen ganzen Monat länger, als auf Schiller gewartet worden war. Walters Brief vom 2. September aber macht durchaus den Eindruck, als ob er eine dienstfertige, schnelle Antwort auf die Anfrage bringe. Ich komme also im ganzen auf denselben Ansatz, wie Düntzer und Minor hinaus, nämlich daß Walter erst im August die Graubündner Apologie erhielt. In den Kreisen, die es in Stuttgart anging, werden gewiß die Meinungen über Schillers Verhalten sehr lebhaft geteilt gewesen sein: für des Herzogs Regentenwillen oder für die freie Betätigung Schillers. Nehmen wir das Natürliche an, daß Walter als älterer Mann und Beamter auf Seiten des Herzogs in der Sache stand, so kann es nicht als etwas Befremdliches erscheinen, daß Walter das bündnerische Schriftstück in Umlauf brachte und „gleich Anstalt machte, daß es auch sein Souverän bekam". Aus der Lektüre entnahm der Herzog für sich ein neues Moment für die Berechtigung seines Verfahrens gegen Schiller, und einen neuen Anlaß, Schiller das auszusprechen. Es fand gewiß eine neue Szene in Hohenheim statt. Im Grunde können des Herzogs jetzige Eröffnungen nicht anders gelautet haben, als die vor der Verhängung des vierzehntägigen Arrestes. Daß Walter aber beide Eröffnungen, von denen er in seinem Briefinteresse eben die letzte so schildert, als ob ihr die eigentliche Wichtigkeit zukomme, dennoch chronologisch auseinander hält, deutet für die erste der Ausdruck „schon damals" an, den er im Briefe gebraucht. Die Graubündner Affäre bewirkte also nur eine neuerliche Bekundung der längst vorhandenen herzoglichen Ungnade, was gleichbedeutend mit einer Auffrischung des Dicht- und Schreibverbotes war, in der dienstlich-militärischen Sprache ein „Befehl", dessen Aufhebung Schiller durch sein Schreiben an den Herzog vom 1. September 1782 zu erreichen suchte: auch dies wieder ein Anzeichen dafür, daß die Graubündner Affäre in Stuttgart erst

Digitized by Google

im August akut geworden ist. Als sich Schiller dann im Laufe des September seiner Meinung nach überzeugte, daß er die Ungnade des Herzogs nicht wenden könne, ergriff er am 22. dieses Monats die Flucht.

Es wird richtig sein, daß Schiller erfuhr und wußte, von wem die Verbreitung der Apologie ausgegangen sei, und als Folge der Preßangriffe mag gelten, daß in der Mannheimer Theaterbearbeitung (Goedeke 2, 253) die Stelle über Graubünden fortblieb; aber aus den ganz vagen und später nicht erfüllten Vertröstungen am Schlusse des Briefes schließe ich, daß keinerlei Verhandlung zwischen Walter und Schiller stattgefunden hat, zu dem von Bansi in erster Linie gewünschten Zwecke, den jungen Dichter zu einer Entschuldigung zu bestimmen. Nach alledem erscheint doch Walters ganze Betätigung als herzlich unbedeutend und gewiß nicht des Aufhebens wert, das er selbst, mit der Feder in der Hand, davon machte. Er hat dafür als eine schwere Strafe Armbrusters Verdächtigung und die Mißachtung der Geschichtsschreibung mehr als hundertundzwanzig Jahre tragen müssen.

In diesem Sinne spricht sich auch ein zeitgenössisches, noch vor Armbrusters Aufsatz zurückreichendes Schriftstück aus, das ich (nach Bansi bei Zschokke) neu beizubringen vermag. Ich sagte schon oben (S. 241), daß Bansi, außer in Zürich, auch in Stuttgart noch Auskunft über Walter einzog. Einer der Befragten, der ihm aus Stuttgart Bescheid gab, war ein Jakob Friedrich Weiß, wie er sich in dem Schriftstück unterschreibt. Nach den Herzoglich Wirtembergischen Addreß-Büchern jener Zeit käme allein der Pfarrer Jakob Friedrich Weiß in Betracht, in jungen Jahren als Tübinger Repetent der Rival Hegelmaiers (Württemberg. Vierteljahrshefte 7, 82), in der Zeit von 1774—1793 Spezialsuperintendent und Stadtpfarrer in Sulz a. N. Sulz war aber der Geburtsort Armbrusters, so daß man glauben könnte, dieser habe Weiß zur Auskunft empfohlen. Weiß könnte 1783 also nur vorübergehend in Stuttgart gewesen sein. Er schrieb an Bansi:

Stuttgard, 3. März 1783.

— — Diene auf Dero Anfrage, 1) daß es wirklich an dem sei, daß der gewesene Regiments-Feldscherer Schiller aus hiesigen Diensten ohne Abschied gegangen ist, und von dem Mantheimer Theater mit gutem Gehalt aufgenommen worden. 2) Ist es eben nicht wahr, daß er wegen seiner geschriebenen Komedie in Arrest gekommen, sondern derowegen geschehen ist, weil er, ohne Erlaubniß des Herzogs, zuvor nach Mantheim gegangen und vermuthlich Unterredung mit dasiger Gesellschaft gepflogen hat. 3) Ist hier, wider besagten Schiller, nichts geschrieben worden und auch nichts davon bekannt. Sodann 4) habe ich noch nicht erfahren können, was eigentlich der Inspektor Walter zu Favor Ihrer Bundesgenossen gethan habe; so wie ich vernommen habe, solle es blos eine mündliche Defension gewesen sein. Dieses kann ich Ihnen alles mit aufrichtiger Wahrheit versichern, mit weitern

Digitized by Google

aktenmäßigen Verhandlungen aber nicht dienen. Es wäre denn, daß diese wirklich verhandelt worden seien, und daß man selbe ohne Präjudiz Ihnen und Ihrem Freunde verschaffen könne.

Sig. Jakob Friedrich Weiß.

Es bleibt demnach von Walters Berichten nichts übrig, als seine Einfluß- und Wirkungslosigkeit, sowie die „mündliche Defension" Schillers vor dem Herzoge, die danach auch nicht gar so schlimm gewesen sein kann. Und Vansi hatte wirklich allen Anlaß, zu seinem Abdrucke dieses Briefes bei Zschokke zu bemerken: „(Jene) Nachricht, von einem in dieser Sache ganz unparteiischen Manne, scheint indessen zu beweisen, daß Walters Benehmen bei weitem keine so nachteiligen Folgen für Schiller hatte, als Herr Armbruster das Publikum glauben machen wollte; auch daß an Schillers Entfernung andere Umstände mehr, als jene Stelle in den Räubern, Anteil hatten." Wie man jetzt sieht, war Weiß' Auskunft vom 3. März 1783 schuld daran, daß der bündnerische Kongreßualbeschluß vom 21. März 1783, dem Herrn Inspektor Walter, falls seine Meldung „sich besteifen und erhärten" würde, in einem höflichen Schreiben zu danken, nicht zur Ausführung kam.

Also: nicht die Stelle über Graubünden, nicht die Intrigue Walters, sondern — wie Schiller 1783 von Mannheim aus selber erklärte — die Räuber kosteten ihm Familie und Vaterland.

Schiller und Garve.

Von Daniel Jacoby in Berlin.

I. Zum Briefwechsel.

Vor 27 Jahren erschien meine Abhandlung „Schiller und Garve" im Archiv für Litteraturgeschichte, herausgegeben von Schnorr von Carolsfeld 7, 95—145. Sie bedarf der Änderung und Ergänzung, besonders was den Briefwechsel zwischen Schiller und Garve betrifft, der für Schiller und mittelbar auch für Goethe von Bedeutung und Interesse ist. Einen Brief Garves vom 28. Juni 1794, der für die Einladung zur Mitarbeit an den Horen dankt — Schillers Brief vom Beginn des Juni ist bis jetzt nicht bekannt geworden — habe ich dort mitgeteilt, gleich darauf einen ebenfalls unbekannt gebliebenen Brief Schillers an ihn vom 1. Oktober desselben Jahres.[1])

[1]) Jetzt auch bei Jonas, Schillers Briefe Nr. 752. 4, 27 f. — Garves Brief an Schiller jetzt auch bei Urlichs, Briefe an Schiller S. 188.

Digitized by Google

In diesem erwähnt der Dichter unter anderem die Abhandlung Garves im 1. Teile seiner „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben“ eine Maxime Rochefoucaulds betreffend und spricht seine Freude darüber aus, daß seine Ideen in einem Aufsatz über den ästhetischen Umgang, in dem er den Grundsatz der Schönheit auf die Gesellschaft angewendet und den Umgang als ein Objekt der schönen Kunst betrachtet habe, den Gedanken Garves begegnen, „und daß wir in den Hauptpunkten sicher einverstanden sind“. Ebenda habe ich zu zeigen versucht (S. 123 f.), inwiefern Schillers Gedankenarbeit in den Briefen über die ästhetische Erziehung und in anderen, kleineren Aufsätzen an die Garves in der Tat streift, ohne doch ganz mit ihr übereinzustimmen. In dem erwähnten Briefe vom 1. Oktober sagt Schiller weiter: „Ihre Betrachtungen über die Stelle von Rochefoucauld sind gewiß das Gedachteste, was je über diesen Gegenstand mag gesagt oder geschrieben worden sein.“ Auch öffentlich in der Abhandlung „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“ erwähnt Schiller in einer Anmerkung Garves „einsichtsvolle Vergleichung bürgerlicher und adeliger Sitten im ersten Teil seiner Versuche, einer Schrift, von der ich voraussetzen darf, daß sie in jedermanns Händen sein werde“.[1]) Die Antwort Garves teilte ich damals nicht mit; ein Bruchstück seines Briefes jedoch vom 17. Oktober 1794 ist bei Hoffmeister[2]) zu finden. Die Stelle stehe vollständig hier, weil das Werk nicht jedem zugänglich ist: „Ich freue mich sehr auf diese Abhandlung (vom Umgang). Eine scharfsinnige Theorie mit feinen Beobachtungen und einer glücklichen, oft poetischen Darstellung pflegt in Ihren philosophischen Aufsätzen verbunden zu sein. Aber erlauben Sie mir eine Anmerkung. Bei einer Materie, die ganz fürs größere Publikum gemacht ist, wünschte ich, daß Sie sich derjenigen Ausdrücke, wenn sie nicht ganz unentbehrlich sind, enthielten, die nur den schulgerechten Philosophen bekannt sind. Selbst der Titel: von dem ästhetischen Umgange ist gewiß einer Menge Menschen dunkel, denen doch Ihre Abhandlung sehr wichtig und sehr lehrreich sein kann. Und ich weiß auch nicht, ob dieses Beiwort, welches in neueren Zeiten den schönen Künsten gewidmet worden ist, ganz schicklich auf den Umgang angewandt werden kann, da dieser doch im eigentlichen Verstande kein Kunstwerk, sondern nur eine natürliche Handlung ist, die der Mensch nach und nach, wie alles, was um und an ihm ist, vervollkommnet hat.“ Am 7. November sendete Schiller diesen Brief Garves an

[1]) Schillers sämtliche Schriften, von Goedeke herausgegeben. 10, 387 f.; neueste (Säkular-)Ausgabe (1905). 12, 139.

[2]) K. Hoffmeister, Schillers Leben. 1840. 4, 218.

Digitized by Google

Körner. In der längst bekannten Antwort aber vom 25. Januar 1795 an Garve,[1] in der er zu Anfang die gleichzeitige Übersendung des ersten Horenheftes erwähnt, rechtfertigt Schiller den Gebrauch des Wortes ästhetisch. Auch er liebe es nicht, dem nicht gelehrten Leser das Verständnis einer Schrift, die philosophische Wahrheiten populär machen soll, durch Einmischung von Kunstwörtern zu erschweren. Aber unsere Sprache habe kein Wort, das die Beziehung eines Gegenstandes auf das feinere Empfindungsvermögen bezeichnet, da schön, erhaben, angenehm u. s. f. bloße Arten davon seien. „Da nun die Ausdrücke moralisch und physisch ohne Bedenken von der Erziehung gebraucht werden, und durch diese beiden Begriffe diejenige Erziehungsart, die sich mit der Ausbildung des feineren Gefühlvermögens beschäftiget, noch keineswegs ausgedrückt ist, so hielt ich für erlaubt, ja für nötig einer ästhetischen Erziehung zu erwähnen. Mit dem Umgang sei es ebenso; „ich nenne ihn ästhetisch, wo sich die Menschen bloß als Erscheinungen gegeneinander verhalten, und wo nur auf den Eindruck, den sie auf den Schönheitssinn machen, geachtet wird."

Nach diesem Briefe Schillers schwieg Garve lang. Dann erschien Schillers „Musen-Almanach für das Jahr 1797" mit Gedichten Schillers und Goethes und — von S. 198 an mit den Xenien, in denen unter vielen anderen Sündern auch Garves Freund Manso arg zerzaust wurde. Garves Klagen und sein mutiges Eintreten für seinen Freund kann man jetzt aus dem vor 9 Jahren von Ludwig Geiger im 18. Band des Goethe-Jahrbuchs bekannt gemachten Briefe Garves an Schiller vom 23. September 1797 kennen lernen. Da dieser Brief erst am 6. November in Schillers Hand kam, wie sein Kalender bezeugt,[2] so bietet das nicht von Garves Hand, aber „ganz deutlich" geschriebene Datum des Garveschen Briefes zwar Schwierigkeiten, doch gebe ich nach eingehender Prüfung seiner Gründe Geiger recht, daß er es nicht geändert wissen will.[3] Für den edlen Sinn Garves ist der Brief ebenso bezeichnend wie für seine Unfähigkeit, die dichterische Größe Schillers, besonders Goethes ganz zu würdigen. Es genügt nicht, seinen Inhalt anzuführen: man muß ihn lesen. Nur so viel: er vermißt im Meßkatalog die Ankündigung wenigstens des Musenalmanachs (für 1798), „wenn auch Ihr Wallenstein und Goethes Hermann noch einen längern Verzug notwendig machten".[4] Für

[1] Bei Jonas Nr. 802. 4, 107 f.

[2] S. 53. Siehe meine Abhandlung a. a. O. S. 135.

[3] Geiger vermutet a. a. O. S. 141, daß der Brief Garves vom 23. September „einem unsichern Reisenden oder einer gar langsamen Buchhändlergelegenheit anvertraut wurde".

[4] Nur im September konnte er einen Musenalmanach und Hermann und Dorothea erwarten, denn im Oktober 1797 waren beide Werke erschienen (Geiger S. 143).

Digitized by Google

„die kleinen Spiele des Witzes, der Phantasie und der Philosophie" hat er nur Worte des Lobes. „Wie viel wichtige Wahrheiten haben Sie nicht in manchem kurzen Epigramm gesagt, und wie viele unentdeckte Seiten des menschlichen Lebens und tief liegende Empfindungen des menschlichen Herzens haben Sie und Goethe uns nicht in Ihren am sorglosesten hingeworfenen Producten kennen gelehrt?" Aber da „er nicht zum Verräter an der Freundschaft und der Sittlichkeit nicht untreu werden will", tadelt er in den Xenien „den Mißbrauch der schönsten Talente, diese Verbindung von Übermut, Parteigeist und unwürdiger Rache mit Philosophie, angenehmer Darstellung, richtigem Geschmacke und selbst mit Gerechtigkeit im Urteilen und mit Tugendliebe". Was er manchen Briefen an seine Freunde insgeheim anvertraut hatte, sprach Garve offen auch gegen Schiller aus. „Einige Ihrer Verse sind wirklich dunkel: eine tiefsinnige Metaphysik ist oft am unrechten Orte in die Belehrungen einer populären Philosophie und in die Scherze der poetischen Muse eingemischt." Dann mißbilligt er „die Unsittlichkeit, die in vielen Goethischen Epigrammen und in einer Menge seiner neuesten Gedichte herrscht". Und um eine Briefstelle Goethes, die ich später anführen werde, ins helle Licht zu stellen, bemerke ich noch, daß er in seiner Verteidigung des Dichters Manso sagt: „vielleicht wollten Sie einer über seinen wahren Wert wachsenden Eigenliebe eines jungen Kunstrichters und Dichters einen Damm entgegensetzen. Aber konnten Sie dieß nicht mehr (sic) mit mehr Wahrheits-, mit mehr Menschenliebe und besonders mit mehr Würde tun?" Gegen den Schluß heißt es: „Verzeyhen Sie mir meine eigne Dreistigkeit u. die wirklich vielleicht ungebührende Anmaßung, die ich bey meiner jetzigen Freimütigkeit beweise." Schillers am Tage des Empfanges erfolgende Antwort vom 6. November habe ich auf S. 135 f. meiner Abhandlung drucken lassen.[1]) Den Dichter erfreute „dieser unerwartete freiwillige Ausdruck" seines edlen Herzens, die Versicherung seiner „Liebe zu einer Zeit, wo ich mich durch ein Misverständniß des Herzens, denn so muß ich es nennen, von Ihnen geschieden glaubte. Mein langes Stillschweigen auf Ihren letzten Brief .... ist in der ersten Zeit bloß durch äusere (sic) zufällige Ursachen und vorzüglich meine anhaltende Kränklichkeit veranlaßt worden; nachher aber entsprang es, wie ich nicht leugnen will, aus einem gewissen Zweifel in Ihre Wohlmeinung von mir, in den ich durch gewisse Insinuationen geschäftiger Leute versetzt worden bin" usw.

Am 28. Oktober 1797 hatte inzwischen Garve wieder an Schiller geschrieben, nachdem er nun den Musenalmanach für 1798 gelesen.

[1]) Jetzt auch bei Jonas, Nr. 1270. 5, 284 f.

Digitized by Google

Hoffmeisters[1]) Sorgfalt verdanken wir den wesentlichen Inhalt: Garves Urteile über die Beiträge zu den Horen und zum Musenalmanach. Für Goethes ergreifende „Braut von Korinth“ fehlt ihm, wie so vielen damals und noch heute, das rechte Verständnis. „Goethes Braut von Korinth entzückt die poetischen Jünglinge; aber Sie werden es einem jetzt beinahe sechzigjährigen und blinden Manne, der zuweilen unerträgliche Schmerzen leidet, verzeihen, wenn er an einer wollüstigen Liebesscene keinen großen Antheil nimmt.“ In den ästhetischen Briefen und in einigen Aufsätzen Humboldts in den Horen habe er mehr Schwierigkeit und einen höhern Grad von Abstraktion gefunden, als er geglaubt, daß die Natur des Gegenstandes erforderte und die Absicht einer populären Schrift erlaubte, und im Reiche der Schatten (Ideal und Leben) sei ihm manches gänzlich unverständlich geblieben. Aber die „Worte des Glaubens“ begeistern Garve. „In der Fülle meiner Empfindung muß ich Ihnen für den hohen Geistesgenuß danken, welchen Sie mir verschafft haben. Es ist eines der vortrefflichsten poetischen Stücke, welche in unserer Sprache erschienen und je in irgend einer Sprache gedichtet worden sind. Alles kommt zusammen, dieses Gedicht vortrefflich zu machen: höchste Klarheit der Begriffe, Adel der Gesinnungen, eine erhabene Einfalt des Ausdruckes und eine innigste Rührung des Herzens, welche sich auch dem Herzen des Lesers mittheilt. Dieses einzige Stück würde mir von den Talenten und dem Charakter des Mannes, welchen ich noch gar nicht kannte, die höchste Idee erwecken, und mich mit dem Feinde, welcher mich am ärgsten beleidigt hätte, aussöhnen.“

Diese am 6. und 8. November erhaltenen Briefe Garves[2]) sendete Schiller am 22. November 1797 Goethe mit der folgenden Bemerkung: „Hier die Garvischen Briefe, die Ihnen auf eine andere doch verwandte Art als der Brief des Rätselmannes die deutsche Natur vergegenwärtigen werden.“ Die Worte erklären sich leicht. Goethe hatte an demselben Tag in seinem Schreiben an ihn einen Brief, der sich mit der Lösung seines „Märchens“ beschäftigte, beigelegt mit dem Zusatz: „wieder ein echtes Zeichen bornierter Deutschheit.“ Goethe besonders hatte ein Recht über Garve, noch mehr über dessen jüngere Zeitgenossen, die die Tiefe und Wahrheit seiner Dichtung

[1]) Das Briefbruchstück bei Hoffmeister a. a. O. 4, 219—220. Vgl. die Ergänzung dazu unten in Karl Endes Sammlung: Beitrag zu den Briefen an Schiller Nr. 25.

[2]) Am 8. November 1797 steht in Schillers Kalender: „Von Garve Schrift über G. u. E.“, das heißt „Gesellschaft und Einsamkeit“ (III. Teil der „Versuche“ und einzeln erschienen, beide Breslau 1797). Auf diesen letzten Brief Garves vom 28. Oktober hat Schiller laut Kalender S. 54 am 27. November geantwortet. Bis jetzt ist das Schreiben aber leider unbekannt geblieben.

Digitized by Google

nicht begriffen, über ihre „grob materiellen“ Urteile ergrimmt zu sein. Die Briefstelle Garves über die „Braut von Korinth“ wird ihn, wie ähnliche Urteile Herders,[1]) um von anderen zu schweigen, besonders gekränkt haben. „Wie natürlich es doch solche Sittenrichter finden,“ schreibt er Schiller am 24. November, „daß ein Autor Zeit seines Lebens seine besten Bemühungen verkennen, sich retardieren, necken, hänseln und hudeln lasse, weil das nun einmal so eingeführt ist! Und dabei soll er geduldig, seiner hohen Würde[2]) eingedenk, mit übereinander geschlagenen Händen, wie ein Ecce Homo dastehen, nur damit Herr Manso und seinesgleichen auch in ihrer Art für Dichter passieren können.“ Drei Tage später schreibt er, und mit diesen auch für die falschen Lobredner Schillers gerade jetzt sehr beherzigenswerten Worten des großen Dichters und Menschen will ich schließen: „die Poesie ist doch eigentlich auf die Darstellung des empirisch pathologischen Zustandes des Menschen gegründet, und wer gesteht denn das jetzt wohl unter unsern fürtrefflichen Kennern und sogenannten Poeten? Hat ein Mann wie Garve, der doch auch zeitlebens gedacht haben will und für eine Art von Philosophen galt, denn nur die geringste Ahnung eines solchen Axioms? Hält er Sie nicht darum nur für einen würdigen Dichter, weil Sie sich den Spaß gemacht haben, die Aussprüche der Vernunft mit dichterischem Munde vorzutragen? was wohl zu erlauben, aber nicht zu loben ist. Wie gerne wollte ich diesen prosaischen Naturen erlauben, vor den sogenannten unsittlichen Stoffen zurückzuschaudern, wenn sie nur ein Gefühl für das höhere Poetisch-sittliche z. B. im Polykrates und Ibykus hätten und davon entzückt würden.“

II. Zum Xenion Schillers für Garve.

In den Xenien wurden, wie bekannt, nur wenige Dichter und Denker unbedingt gerühmt. Von den Großen Shakespeare, Lessing, Kant; von den di minores Voß und Garve. Schiller hatte trotz seiner entschiedenen, aber selbständigen Bewunderung Kants dem Manne seine Anhänglichkeit bewahrt, dem er in früher Jugend die stärkste Anregung zum Philosophieren — mehr noch als Shaftesbury — verdankte, dessen Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie, wie Karoline von Wolzogen[3]) berichtet, er auswendig wußte; kein

[1]) Vgl. Goethe-Jahrbuch 14, 205.

[2]) Auch Wieland hatte, wie Garve, den beiden Dichtern im „Merkur“ den Vorwurf gemacht, daß sie ihrer „eignen Würde“ vergaßen (Goethe-Jahrbuch a. a. O., 200).

[3]) Schillers Leben 1845, S. 13.

Digitized by Google

Wunder: „waren sie doch für Schiller oft noch ergiebiger als der Text des Buches selbst.“ [1])

Das Epigramm auf Garve lautet:

Hör ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,
O wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhaßt.

Daß diese Verse, was selbst Boas und Sauppe entgangen ist, auf Garves Aufsatz über die Geduld im I. Teile der oben genannten „Versuche“ (S. 1—116) ihre Beziehung haben, konnte ich in der erwähnten Abhandlung zeigen. Einige neue Beiträge seien mir hier gestattet. „Die frömmelnden Schwätzer,“ so lehrt uns jetzt die beste Ausgabe der Xenien, [2]) „mag Heydenreich vertreten, der in den „Originalideen“ 3, 1, 1796 langatmig „eine Theodicee für Leidende, eine Disziplin für Leidende, eine Technik der Beruhigung der Leidenden dargeboten hatte.“ In der wenig bekannten Schrift aber handelt Garve in seiner klaren, jedoch breiten Art über die schwere, gemeinnützige Tugend, die Geduld. „Der Mensch ist glücklich, wenn er ganz Mensch ist, wenn er als solcher leben und handeln kann“; dem Schmerz soll sich die Geduld entgegenstellen und in diesem Kampfe Siegerin bleiben. Geduld ist die erste Grundlage zum Charakter des Helden; sie ist ein Bestandteil so vieler anderer Tugenden und zeigt sich nach der Beschaffenheit der zu ertragenden Übel verschieden. Nachdem die Ursachen und Hilfsmittel der Geduld — einige sind ein Geschenk der Natur, andere das Werk des Menschen selbst — erwogen sind, zeigt Garve, wie die Überzeugung von der Pflichtmäßigkeit der Geduld auf ihre Übungen führt. Die Existenz Gottes macht die Unsterblichkeit unserer Seele wahrscheinlich. Diese beiden Grundlehren machen im Leiden standhafter; die frömmsten Menschen sind auch zugleich die geduldigsten, „und wenn sich zuweilen in der Seele eines Weisen diese Prinzipien der Religion, geläutert von den Schlacken des Aberglaubens und der Schwärmerei, mit allen Vorzügen der intellektuellen und moralischen Bildung vereinigen: welche augenscheinlichen Vorteile hat ein solcher nicht im Kampfe mit dem Unglücke vor allen, die . . . nicht die Schutzwehr eines vernünftigen Glaubens haben!“

Wie nahm Garve das für ihn so günstige Xenion auf? Er hatte keine ungetrübte Freude, weil auch er sich mit dem genialen Wagestück der beiden großen Dichter nicht befreunden konnte. Aber die groben und flegelhaften Ausfälle seines Freundes Manso verurteilte er entschieden. Freilich war dieser grausam behandelt worden, und er kannte doch zum Glück nur die gedruckten Xenien gegen ihn. Die

[1]) Minor, Schiller 1, 211. Über den Einfluß Garves auf Schiller noch in den neunziger Jahren siehe meine Abhandlung.

[2]) Schriften der Goethe-Gesellschaft 8, 162. Anmerkung zu Nr. 388.

Digitized by Google

„Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen“ (1797, S. 31), an denen er den Hauptanteil hatte, während Dyk nur Gehilfe war, sind sehr selten geworden. Eduard Boas hat die Hälfte davon abdrucken lassen.[1]) Nur von den bei ihm fehlenden Distichen mögen einige, und besonders die gegen Schiller gerichteten, hier Platz finden, damit der Leser Schillers sogleich folgendes Urteil aus eigener Anschauung würdigen kann.

Die Horen und der Musen-Almanach.

Hier sind Damen von Stand; da thun wir sittsam: doch hinten
Ist ein Stübchen für uns, wo man vom Zwang sich erholt.

Guerre ouverte.

Offen führt man den Krieg mit rechtlichen Feinden und Streitern:
Aber den schmutzigen Troß necket und kneipt man, wie's kömmt.

(Das Epigramm erklärt sich durch Musen-Almanach, S. 211:

Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch,
Krieg verlanget ihr ja, führt ihn nun offen, den Krieg.)

Die Plünderung.

Immer noch plünderten andre gescheidter. Mit kantischem Stoffe
Kamen sie wieder, und du stahlst dir die leidige Form.

(Erklärt durch Musen-Almanach, S. 273:

Sachen, so gestohlen worden.
(Immanuel Kant spricht.)

Zwanzig Begriffe wurden mir neulich diebisch entwendet,
Leicht sind sie kenntlich, es steht sauber mein J. K. darauf.)

Nicolai und Schiller.

Zärtlich hat Nicolai dich nicht behandelt, doch kannt' er,
Warlich er kannte das Klotz, das er zu spalten begann.

Der Geisterseher.

Wer der Armenier sey? Das müßte mich lüsten zu fragen.
Ungefragt hättest dus längst, wenn du es wüßtest, gesagt.

(Erklärt durch Musen-Almanach, S. 233:

Frivole Neugier.

Das verlohnte sich auch den delphischen Gott zu bemühen,
Daß er dir sage, mein Freund, wer der Armenier war.)

Die Geschichte der Niederlande.

Alles weiß er, als hätt' er im Rate der Fürsten gesessen.
Viel zwar sprach man und laut, aber du wärest ja taub.

[1]) Schiller und Goethe im Xenienkampf 1851. 2, 75—83.

Digitized by Google

(Die beiden anderen Ausfälle Manſos auf das gleiche Werk Schillers bei Boas, S. 78.)

Pompeji und Herculanum.

Ecco! ſchreyt er wie toll, der Cicerone, und immer
Ecco! So ſchweige doch ſtill, Schreyer! Du zeigſt uns ja nichts.

(Schillers bekanntes Gedicht ſtand im Muſen-Almanach S. 19—24.)

Nach dem Erſcheinen dieſer „Gegengeſchenke" hatte Schiller ein Recht, an Goethe zu ſchreiben (6. Dezember 1796): „Sonſt ſind übrigens dieſe Diſtichen die glänzendſte Rechtfertigung der unſrigen, und wer es jetzt noch nicht merkt, daß die Xenien ein poetiſches Produkt ſind, dem iſt nicht zu helfen; reinlicher konnte die Grobheit und die Beleidigung von dem Geiſt und dem Humor nicht abdeſtilliert werden als hier geſchehen iſt." In der Tat, während Schillers und Goethes Satire immer den Eindruck hinterläßt, daß ſchöpferiſche Naturen ſie ans Licht gebracht haben, und daß die rückſichtsloſe, oft herbe Strenge auf der Verehrung des wahrhaft Großen und Guten ſich gründet, zeigen dieſe Verſe überall, daß ſie Kinder des unfruchtbaren Grimmes und der ohnmächtigen Rachſucht ſind.

An demſelben Tage, da Schiller Goethe Bericht gab, ſchrieb Garve an Weiße:[1] „Hätte mein Freund Manſo mich zu Rate gezogen, ſo hätte er die Antixenien unterdrückt ... ſie ſind zuweilen perſönlich beleidigend und ohne Zweifel nicht einmal alle von ihm. Wie wird er mit Ehren den Beurteiler dieſer Männer machen können, da er als ihr erklärter Gegner aufgetreten iſt?" Und fünf Wochen ſpäter teilt er dem Freunde ſechs Epigramme mit, an denen, wie er bekennt, ein paar ſeiner poetiſchen Freunde ein wenig mitfeilten. Das erſte ſpielt, nach Garves eigenen Worten, auf das Diſtichon im Muſen-Almanach an, wo den Deutſchen empfohlen wird, alles mit Ernſt und Liebe zu tun; gegen Manſo aber richten ſich die drei letzten:

Die Selbſtverdammung.

Ernſt und Liebe, ſie kleiden, ſo ſagt ihr, einzig den Deutſchen.
Deutſche ſeyd ihr; drum ſteh'n Spotten und Haſſen euch ſchlecht.

Die freywillige Erniedrigung.

Seht, wie der Strahl des Genies im Nebel der Schmähſucht erliſchet;
Auch dem Adler im Schlamm helfen die Flügel zu nichts.

Aufſchluß über das Schreckensſyſtem.

Wohl begreif ich es nun, wie Staatsparteyen ſich morden,
Da die Partey'n des Parnaß tödtliche Feindſchaft entflammt.

[1] Garves Briefe an Weiße 1803. 2, 236.

Digitized by Google

Die unerlaubte Verstellung.

Heuchlerisch loben, was man im Herzen verachtet, ist schändlich.
Ist's dann, in Versen, zu schmäh'n, was man doch achtet, erlaubt?

Die Gerechtigkeit der Muse.

Ihrem Günstlinge selbst versagt die Muse den Beystand,
Wenn er, schmähend, den Vers, oder sich, rächend, entweiht.

Die erlaubte Rache.

Eine Rache ist süß, die nimm an dem hämischen Tadler:
Kränke, wenn du es kannst, ihn durch ein Meisterwerk todt.

Manso selbst bereute sehr bald, zu seiner Ehre seis gesagt, seine maßlosen Angriffe, wie ein Brief vom 30. Januar 1797 an Nicolai[1] bekennt. Aus den „Gegengeschenken" würde er jetzt gern die Hälfte der Distichen ausmerzen; indes sei er nicht der einzige Schuldige: allein „die mir zugefügte Beleidigung hat auf meine Urteile über den Wert beider Verfasser der Xenien nicht den mindesten Einfluß". „Man wird," so tröstet er sich am Schluß, „auch dies, wie so vieles andere in der Welt, vergessen." Er war wirklich nicht bloß ein gelehrter, sondern auch ein braver Mann, ein tüchtiger Lehrer und geschickter Geschichtsschreiber. „Keineswegs ein Pedant," sagt Friedrich v. Raumer, „sondern ein Mann von feinem, gewandtem Benehmen, ein echter Gentleman. Ich bin diesem treuen Freunde gar vielen Dank schuldig".[2] Die Hoffnung, der ganze Streit werde bald vergessen sein, erfüllte sich für Manso nicht. Die auf ihn gemünzten Xenien wurden in Breslau sprichwörtlich, wirkten bedenklich auf die Gemüter der Primaner, wie Karl v. Holtei schildert, und verfolgten ihn sein Leben lang.[3] Er starb 1826.

Was aber Garve im letzten Epigramm dem Freunde geraten hatte, konnte dieser nicht leisten. Schiller und Goethe dagegen schufen bald darauf ihre Meisterwerke, die Gedichte des Musen-Almanachs für 1798, Hermann und Dorothea, Wallenstein; und nicht ohne Ergriffenheit gedenken wir der sieben Jahre später von Goethes Mutter an den großen Sohn gerichteten Worte.[4] Sie freut sich über die Mißachtung des „Schnickschnacks von Rezensentengewäsche und Frau Basen Geträtsche"; „das ist prächtig von Euch, fahrt in diesem guten Verhalten immer fort. Eure Werke bleiben vor die Ewigkeit, und diese armseligen Wische zerreißen einem in der Hand. — Punctum."

[1] Schillers und Goethes Xenienmanuskript von Ed. Boas, herausgegeben von Maltzahn, 1856, S. 194—195.

[2] Geiger, Briefe C. F. Mansos an Böttiger in der Zeitschrift des Vereines für Geschichte und Altertum Schlesiens, 1897, S. 19 und 58.

[3] Xenienmanuskript, S. 196, und Schriften der Goethe Gesellschaft a. a. O., S. 149.

[4] Vgl. Goethes Leben von Bielschowsky. 2, 127.

Digitized by Google

Über die Echtheit des Briefes an die Gräfin Schimmelmann vom 23. November 1800.

Von Ludwig Geiger in Berlin.

Die Erörterung über den oben genannten Brief ist deswegen von besonderer Bedeutung, weil dieses Schriftstück eine hochwichtige Äußerung Schillers über Goethe aus der Zeit ihres intimen Freundschaftsbündnisses zum Gegenstande hat. Äußerungen Schillers über Goethe vor der Zeit ihres innigen Verkehrs sind bekanntlich, namentlich in Schillers Briefen an Körner, überaus zahlreich erhalten, in den Zeiten des engen Bündnisses sind sie selten. Beide Männer standen sich zu nahe, um viel über einander nachzudenken und keinem Andern nahe genug, um das etwa Gedachte Anderen gegenüber zu äußern. Daher bieten die Briefe an Körner aus jener Zeit wenig oder nichts hierauf Bezügliches.

Von wichtigeren Briefstellen Schillers über Goethe aus der Zeit ihrer Verbindung ist nur eine sehr merkwürdige Stelle in den Briefen an Wilhelm von Humboldt bekannt,[1]) die zwar keinen Zweifel an Goethes Charakter, aber einen Tadel über seine Untätigkeit und Unlust enthält.

Dazu kommt nun der Brief, der den Gegenstand der folgenden Untersuchung ausmacht. Er ist gerichtet an die Gräfin Charlotte von Schimmelmann, trägt das Datum: 23. November 1800 und ist in Jonas' Gesamtausgabe von Schillers Briefen abgedruckt, Band 6 S. 218—221, vgl. Anmerkungen S. 487 f.

Der Schreiber spricht dem Schimmelmannschen Ehepaare herzlichen Dank für ihre Briefe und ihre Freundschaft aus und wünscht in der Nähe des vortrefflichen Paares zu leben. Auf diese Bemerkung folgt die allgemeinere Betrachtung. „Meine Bekanntschaften sind auch die Geschichte meines Lebens" und darauf eine lange Äußerung über Goethe: Rühmung seines Geistes, seiner Entwicklung, seiner wissenschaftlichen Untersuchungen über Physik, Optik, Magnetismus, Elektrizität, seiner Kunstbildung, Dichterkraft und endlich seines Charakters.

[1]) Die Stelle steht zuerst in den von Goedeke herausgegebenen Geschäftsbriefen Schillers, Leipzig 1875, S. 305 unter dem Datum 17. Februar 1803. Wilhelm von Humboldt hatte diese Stelle nebst einer vorhergehenden über die Schlegel-Tieckſche Schule in der von ihm veranstalteten Ausgabe des Briefwechsels 1830 unterdrückt; sie wurde in die zweite Ausgabe Stuttgart 1876 S. 205 aufgenommen (vgl. dritte Ausgabe, S. 297).

Digitized by Google

Die Lobpreisung des Charakters ist ausführlicher als die irgend einer Seite der künstlerischen und wissenschaftlichen Tätigkeit. Mit dem Übergang „Sie werden nun aber fragen, wie es komme, daß er bei dieser Sinnesart mit solchen Leuten wie die Schlegelschen Gebrüder sind, in Verhältnis stehen könne" beginnt ein neuer Absatz. In diesem erklärt der Briefschreiber die Beziehungen Goethes zu den genannten Brüdern, die nur literarisch aber nicht freundschaftlich seien, daraus, daß Goethe die literarische Befähigung des einen und die philosophische des anderen Bruders schätze. Anderseits sei Goethe unschuldig an der lächerlichen Verehrung, welche das Brüderpaar dem Dichter zolle; er erkenne vielmehr die Absichtlichkeit dieses Eifers sehr wohl. Immerhin seien sie besser als die Vertreter des einreißenden Philosophie-Hasses und einer gewissen kraftlosen, seichten Kunstkritik, und deswegen sei es rätlich, sie nicht sinken zu lassen. In einem ferneren großen Absatz, der durch einen seltsam motivierten Übergang an den vorigen angeschlossen wird, spricht der Briefschreiber über Goethes häusliches Leben und tadelt diese „seine einzige Blöße, die aber niemand verletzt, als ihn selbst."

Der sehr lange Brief endet mit folgenden Worten: „Ich bitte Sie, meine gnädige Gräfin, dieser langen Äußerung wegen um Verzeihung, sie betrifft einen verehrten Freund, den ich liebe und hochschätze, den ich ungern von Ihnen Beiden verkannt sehe. Kennten Sie ihn so wie ich ihn zu kennen und zu studieren Gelegenheit gehabt, Sie würden wenige Menschen Ihrer Achtung und Liebe würdiger finden."

Die Bedeutung dieses Briefes ist, wie man aus diesen kurzen Notizen sieht, eine außerordentlich große. Der neueste Herausgeber charakterisiert ihn folgendermaßen: „Dieser Brief ist vielleicht das wichtigste Zeugnis über Goethes Charakter unter allen Zeugnissen der Zeitgenossen und gleich ehrenvoll für ihn und für Schiller, der hier wieder einmal neidlos, bescheiden und wahr, mit freundschaftlicher Hand die Summe der Existenz seines großen Freundes gezogen hat."

In ähnlicher Weise sprechen sich die Schillerbiographen über das Schriftstück aus. Die drei ausführlichsten, Brahm, Minor, Weltrich, sind freilich noch nicht bis zu dieser Epoche gelangt; aber Ehrlich, Goethe und Schiller, Berlin 1897, bezeugt S. 384 ff. seine Wichtigkeit, indem er eine große Stelle abdruckt, Harnack, Berlin 1898, gibt gleichfalls ein Stück daraus, S. 245; Portig, Hamburg 1894, der S. 242 ff. gleichfalls eine Probe mitteilt, nennt das Urteil „von größter Tragweite". Und auch Th. Vogel (Goethejahrbuch 23, 113) zieht den „herrlichen Brief an die Gräfin Schimmelmann" gebührend an.

Digitized by Google

Wie steht es aber nun mit der äußeren und inneren Beglaubigung unseres Briefes?

Eine äußerliche Beglaubigung existiert nicht, denn die Handschrift ist nicht mehr vorhanden. Der Brief wurde zuerst gedruckt im Altonaer Merkur vom 7. März 1858. Die Veröffentlichung erfolgte, wie mir C. C. Redlich in Hamburg (1897) mitteilte, von dem Redakteur Ernst Poel (gest. 1867) der, so fährt Redlich fort, „wie ich höre, das Original selbst besessen hat. Wo nach Poels Tode das Original geblieben, ist mir nicht bekannt".

Wie man weiß, sind die übrigen Originale der Briefe Schillers an Graf und Gräfin Schimmelmann (der Kalender verzeichnet 22) bis auf einen verloren. Dieser eine findet sich im Kopenhagener Archiv und ist von dort aus zuerst von L. Bobé, Deutsche Rundschau, Januar 1893, veröffentlicht und dann in Jonas' Ausgabe Band 4, S. 412. Die Möglichkeit, daß einzelne Briefe Schillers an Schimmelmann noch zum Vorschein kommen, ist vorhanden. Die Art des Verschwindens der Originale wird von Bobé folgendermaßen geschildert:

„Im Jahre 1885 wurde das alte, gräfliche, seit Jahrzehnten nicht mehr bewohnte Palais in Kopenhagen an ein Konsortium verkauft, welches das geschichtlich denkwürdige Haus zu einer Konzerthalle mit Klublokal umbildete. Bei dieser Gelegenheit wurde das Privatarchiv des Grafen Ernst Schimmelmann (Schillers Gönner) auf vier Wagen nach der Papiermühle zum Einstampfen geschickt. Diese Schandtat geschah auf Befehl des jetzigen Administrators der Grafschaft. Die große Masse von Papieren (darunter Schimmelmanns Briefwechsel mit Necker, Schiller, Stolberg, Niebuhr, Rist, ꝛc. ꝛc.), sowie zahllose diplomatische Akten und Familienpapiere lagen im Hofe oder Speicher der Papiermühle, als ein Archivbeamter zufällig dort einkehrte und ein loses Blatt aus dem Haufen aufhob, welches Öhlenschlägers Hand zeigte. Er machte sofort dem Kultusminister Anzeige und was noch zu retten war, wurde vom Reichsarchiv pfundweise angekauft. Nachher zeigte sich, daß viele von den Arbeitern sich verschiedenes ausgesucht hatten; wo und in wessen Besitz manches hingelangt ist, wird kaum je ermittelt werden. Selbst die erhaltenen Papiere waren meistens zerfetzt, beschmutzt und sämtliche Siegel mit der Schrift ausgerissen."

Für unseren Brief fehlt also zunächst die äußere Beglaubigung durch das Original. Nun darf man freilich nicht bloß die Briefe für authentisch halten, deren Original sich noch zufällig erhalten hat, denn sonst müßten aus dem Briefschatz der deutschen Nation zahllose köstliche Dokumente gestrichen werden, von denen uns nur Abschriften oder Drucke übrig geblieben sind.

Digitized by Google

Ein anderes Mittel der äußeren Beglaubigung von Schillers Briefen ist sein Kalender. Auch dieser gibt über unseren Brief keine Auskunft. Der November[1]) verzeichnet nur zwei Briefe an Zapf, je einen an Fröhlich und an die Mutter, der Oktober überhaupt keinen Brief, während Jonas in seiner Ausgabe aus dem Oktober drei, aus dem November mit dem unsrigen sieben bringt.

Eine andere äußere Beglaubigung könnte aus der Epistel gezogen werden, auf die unser Stück als Antwort gilt. Für alle übrigen Briefe, die Schiller im November absandte, besitzen wir die Eingänge, auf die er antwortete, nur von dem an die Gräfin Schimmelmann nicht, denn der von Jonas angegebene, am 23. September an Frau Charlotte[2]) gerichtete, aber auch für den Gatten bestimmte vom 23. September kann Schiller diese Auseinandersetzung nicht eingegeben haben. Zunächst ist es schwer denkbar, daß Schiller auf eine Angelegenheit, die ihn so sehr interessieren mußte, fast zwei Monate mit der Antwort gewartet hätte, außerdem enthält jener Brief nur zum Teil Anfragen, auf die der unsrige als Antwort betrachtet werden kann.

Zunächst finden sich in diesem Schreiben Mitteilungen über gesellschaftliche und politische Vorgänge, Bemerkungen über die Lektüre, dann folgt allerdings auch die nachstehende Anfrage: „Wie benimt sich Goethe bei der Vergötterung, die er mit Shakespeare, Dante teilen muß, wann werden wir ihn wieder in Lebensgröße auftreten sehen? Finden Sie noch in dem Umgang dieses Titanen, was Sie vormals fanden? Schließt er sich in der Wirklichkeit an diese neuen Giganten, die er mit hervorbringen half? Baut er selbst mit an dem neuen Tempel oder begnügt er sich damit, ihn bauen zu lassen, wie so mancher Geweihte?"

Eine Antwort auf diese Frage enthält unser Brief allerdings, aber der Hauptteil ist derart, daß er durch diese Fragen nicht hervorgerufen zu sein braucht, ja kaum hervorgerufen sein kann. Ist schon der Hymnus auf Goethe nicht völlig angebracht, so muß man fragen, was will der ganze Passus über Frau Christiane, von der die Gräfin überhaupt kein Wort geschrieben hatte?

Fehlt so unserem Briefe jede äußere Beglaubigung, so kommt noch ein anderer Umstand hinzu, um ihn äußerlich zu verdächtigen. Schon einmal hatte die Gräfin Schimmelmann nach Goethe gefragt und Schiller hatte darauf geantwortet. Aus dem Kalender kannten wir das Datum dieses Briefes (er kam am 18. November an, vgl.

[1]) Schillers Kalender herausgegeben von seiner Tochter Emilie, Stuttgart 1856. Neue Bearbeitung von E. Müller, Stuttgart 1893, S. 101.

[2]) Urlichs, Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Stuttgart 1863. Bd. 2, S. 385.

Digitized by Google

Kalender S. 33), jetzt ist der Brief bekannt. Er ist gewiß identisch mit dem von Speidel und Wittmann (Bilder aus der Schillerzeit S. 229 ff.) unter dem Datum 8. September 1796 abgedruckten Brief. Dieses Datum ist aber falsch, oder kann eben nur den Tag bedeuten, an dem der Brief begonnen, nicht aber den, an dem er abgeschickt ist. Daß der Brief einen Posttag liegen blieb, sagt die Schreiberin selbst gegen Ende; aber eine Anmerkung des Herausgebers belehrt uns, daß schon in der Mitte eine neue Feder angesetzt hat; man könnte also ganz gut denken, daß wenn nicht überhaupt das Anfangsdatum verdruckt[1]) ist, zwischen Beginn und Ende des Briefes einige Wochen liegen. Denn daß wirklich unser Brief derjenige ist, auf den die gleich zu erwähnenden Mitteilungen der Gräfin zielen, scheint mir unumstößlich richtig. Außer aus der Mitteilung aus dem Kalender geht dies unwiderleglich hervor aus der Notiz an Goethe (18. November, Jonas 5, S. 111), ganz besonders aber daraus, daß die Gräfin Schimmelmann am 8. September über den Xenienalmanach zu schreiben noch gar nicht in der Lage war, weil sie frühestens Mitte oder Ende Oktober ein Exemplar erhalten haben kann. (Schiller bekam die ersten am 18. Oktober. Jonas 5, 80.) Dieses Schreiben, dem wir das richtige Datum 8. November 1796 geben, enthält zunächst Erkundigungen über Familienereignisse, Glückwünsche zum neugeborenen Kinde (Ernst), dann Bemerkungen über den Musenalmanach und Fragen über die Xenien. Hier kommen nun einzelne merkwürdige Stellen über Goethe vor. „Ich hörte schon so manches Urteil, so manche giftige Anmerkung — auch aufrichtige Klagen der Gutgesinnten — über die enge Verbindung zwischen Schiller und Goethe. Denke ich mir Goethe als Verfasser der Iphigenie und Tasso, so verstehe ich für meinen Teil diese Seelenverbindung und wünsche beiden von Herzen Glück zur innigsten Verbindung. Höre ich aber von der Existenz im Raum (?), die sich Goethe gewählt hat, so werde ich daran ganz irre: placé entre la cour et la basse cour, seinen Genius im Umgang stets verleugnend, ein unedles Weib an seiner Seite, die ihn vielleicht, wie Therese einst für Rousseau es tat, alles schwarz anstreicht, was ihr nicht ähnlich ist — kurz ein solches Gemälde von Goethe seiner Lage (sollte es wahr sein) erklärt mir zu sehr seine Bitterkeit, seine Verachtung gegen das gesamte Menschengeschlecht — zwar schaut er mit tiefem Blicke ins menschliche Herz hinein und findet darum selten echte Tugend —

[1]) Es wäre ganz gut möglich, daß die Schreiberin, wie dies in unzähligen Briefen des 18. Jahrhunderts von Männern und Frauen geschehen ist, geschrieben hätte 8. 9br. Die Herausgeber, die an solche Schreibung nicht gewöhnt waren, hätten nun die Monate gezählt und da der September wirklich der 9. Monat ist, diesen eingesetzt, statt des wirklich gemeinten November.

Digitized by Google

doch diese Allgewalt des Bösen und Niedrigen im Menschen so aufzustellen, ist nicht, so deucht es mir, die Aufgabe eines wahren Weltverbesserers, der in seiner ganzen Würde auftreten will und kann."

Auf diesen Brief nun antwortete Schiller der Gräfin am 25. (Kalender daselbst). Dieser Brief findet sich in den Ausgaben der Briefe Schillers nicht, wohl aber ist ein Resumee daraus erhalten, das Charlotte von Schimmelmann an Louise von Stolberg am 17. Dezember 1796 schickte.[1])

Auf diesen Brief hat die Gräfin wieder geantwortet, und zwar am 20. Dezember 1796:[2])

„Aus Ihrem Briefe, der mir viele Freude machte, sah ich, daß ich von Ihnen nicht mißverstanden wurde. Was Sie meinen Tadel nannten, wußten Sie mir zu verzeihen; auch war diese offene Herzenssprache ein Beweis meiner ganzen Achtung; ich war es Ihnen schuldig, lieber Schiller, so schien es mir, und so haben Sie es selbst gefunden. Ich brauchte keine neue Überzeugung, doch bin ich jetzt über Ihre enge Verbindung mit Goethe so ruhig, daß ich mich durch kein fremdes Urteil werde irreführen lassen. Alles, was Sie mir über seine Lage, sein häusliches Wesen sagen, ist mir genug. Ich glaube so gern an wahre Größe des Geistes und huldige so gern die ächte Tugend; es ist erfreulich im Namen der Menschheit sie zu anerkennen. Die Alltagsmenschen, die um uns herum wimmeln, machen es uns noch mehr zum Bedürfnis der Seele, höhere Geister zu suchen, an diese festzuhalten. Sie verkannt zu sehen, macht traurig. In dieser Stimmung schrieb ich Ihnen letzt. Sie belebten aber meine beste Hoffnung aufs neue. Ich erwarte sehr viel und mehr noch als Sie mit Worten versprachen, von Ihrer Vereinigung mit Goethe. Eine doppelte Blüthe giebt in der physischen Natur nicht die schönsten Früchte, hier aber wird sie eine doppelt schöne Frucht uns im Geisterreiche bringen."

Erwägt man diese Äußerungen, so muß man sagen, der größere Teil des Schillerschen Briefes vom 23. November 1800, d. h. alles bis auf die Stelle über die Brüder Schlegel, würde auf den wirklich abgesendeten Brief vom 25. November 1796 passen und eine in allem und jedem zutreffende Antwort auf das Schreiben der Gräfin vom

---

[1]) Das französische Original dieses Briefes, das ich vor einer Reihe von Jahren durch die Güte L. Bobés in Kopenhagen erhielt, ist jetzt von ihm selbst mitgeteilt in der großen dänischen Publikation der Reventlowschen Papiere, daraus abgedruckt von A. Leitzmann, Euphorion 11, 573.

[2]) Charlotte v. Schiller 2, 365 ff. Die Stelle muß im Wortlaute hergesetzt werden, teils weil die Sammlung von Urlichs nicht in aller Händen ist, teils, weil ich die Stelle nach dem Original im Goethe- und Schillerarchiv befreit von mannigfachen Willkürlichkeiten des ersten Herausgebers abdrucken kann.

Digitized by Google

September oder November 1796 sein. Die Gräfin hatte die Xenien getadelt und im Anschlusse daran Befürchtungen über das Zusammenleben Schillers mit Goethe ausgesprochen; sie ist empört über Goethes illegitime Ehe und möchte wissen wie die rite verheirateten Jenaer Freunde sich zu diesem irregulären Verhältnis stellen. Schiller antwortet mit einer Charakteristik Goethes und geht kurz auf sein häusliches Leben ein, das er zu erklären sucht. Diese beiden Gegenstände werden dann in der Antwort (20. Dezember, die oben abgedruckt ist) wieder behandelt, und wie in dem früheren Schreiben an die Gräfin Stolberg, so erklärt sie sich auch in dem an Schiller erlassenen für befriedigt.

Diese beiden Hauptteile des Schillerschen Briefes über Goethe als Mensch und als Ehemann, als wirkliche Antwort auf die 1796 erlassenen Anfragen aufgefaßt, passen aber nicht bloß äußerlich, sondern innerlich vortrefflich zusammen. In den ersten lobt er Goethes wissenschaftlich literarische Tätigkeit, sein Menschtum und fährt dann unmittelbar fort: „es wäre zu wünschen, daß ich Goethe eben so gut in Rücksicht auf seine häuslichen Verhältnisse rechtfertigen könnte, als ich es in Absicht auf seine literarischen und bürgerlichen mit Zuversicht kann."

Wie diese Stelle aber jetzt steht, nach dem langen Passus über die Brüder Schlegel, ist sie unlogisch, denn sie schließt sich gar nicht an eine Verteidigung Goethes in literarischer und bürgerlicher Beziehung, sondern an einen Passus an, in dem nach einer Verteidigung des Verhältnisses Goethes zu den Brüdern Schlegel von diesen weit mehr als von Goethe gesprochen wird und es für nützlicher dargetan wird, sie zu halten, als ihre Gegner, die Feinde der Philosophie und die seichten Kunstkritiker, aufkommen zu lassen.

Ich neige mich daher zu der Ansicht, daß der größere Teil unseres Briefes nicht am 23. November 1800, sondern am 25. November 1796 geschrieben ist und daß der mittlere Passus über die Schlegel vielleicht einem anderen Briefe Schillers aus dem September oder Oktober 1800 zuzuschreiben ist. Ganz abgesehen davon, daß jener größere Teil nur als Antwort auf den Brief der Gräfin aus dem Jahre 1796, nicht aber auf den von 1800 paßt, weiß man aus dem Schreiben der Gräfin Schimmelmann an ihre Freundin Stolberg bestimmt, daß Schiller über Goethe als Schriftsteller und Ehemann 1796 geschrieben hat und es läßt sich nicht denken, daß Schiller, der für derartige bedeutsame Auseinandersetzungen ein gutes Gedächtnis haben mußte, derselben Korrespondentin zweimal die gleiche Aufklärung hätte geben sollen. Ich kann freilich nicht leugnen, daß mir der Passus, richtiger die zwei größeren Abschnitte über „die Gebrüder Schlegel" überhaupt höchst verdächtig ist. Sowohl die

Digitized by Google

Gesinnung als die Sprache dünken mir durchaus unschillerisch. Schillers tapferem und entschiedenem Sinn entspricht es durchaus nicht, jene Klugheitsrücksichten in den Vordergrund zu stellen, die in unserer Stelle gegen die Gebrüder Schlegel angewendet werden sollen.[1] Ich weiß freilich, daß ich mich hier auf den Boden von Vermutungen begebe, und erkenne sehr wohl die Gefahr, die darin liegt, in Sachen der Kritik das Gefühl sprechen zu lassen. Aber ich kann die Vermutung nicht unterdrücken, daß ich auch gegen den Hauptteil des Briefes mannigfache Bedenken hege: Gewiß finden sich darin einzelne schöne Ausdrücke, aber das Ganze liest sich mehr als ein Schulexerzitium denn als eine wirklich von Schiller herrührende Meinung. Ich wäre weniger überrascht, der Stelle in einer vorbereitenden Studie zur Schillerfeier 1859 zu begegnen, als in einem Schillerschen Briefe. Ich möchte die genauen Kenner von Schillers Briefen auffordern, unser Stück einmal sprachlich zu beleuchten, d. h. zu versuchen, Parallelen für diese Ausdrücke in den übrigen Episteln des Dichters und in seinen Prosastücken zu finden. Ich glaube nicht, daß dies gelingen wird, sondern habe die Empfindung, daß die hier gewählten Ausdrücke merkwürdig von den sonst bei Schiller vorkommenden abweichen.

Auch manches andere ist in dem Briefe überhaupt oder wenigstens für seine Zuweisung in das Jahr 1800 bedenklich. Einer Gönnerin, wie der Adressatin eine Abhandlung zu schicken, widerstreitet dem besonderen Verhältnis, das zwischen diesen Personen waltete: außer dem Anfange ist nichts Persönliches darin, keine Erkundigung nach dem Befinden der Adressatin oder ihres Mannes, keine Mitteilung über das eigene Leben, nicht einmal eine Erwähnung der Frau oder ein Gruß von ihr, obwohl sie doch in dieser Korrespondenz fast die Hauptperson war. Und was die Zuweisung in das Jahr 1800 betrifft, so ist außer dem schon Angeführten darauf aufmerksam zu machen, daß es doch überaus auffällig ist, daß Schiller in einem

[1] Nachdem ich diesen Aufsatz der Redaktion übergeben hatte, werden mir in Hamburg einige Bemerkungen bekannt, „Die Jahreszeiten" Hamburg 1858, Nr. 15, die sich mit unserem Briefe beschäftigen. Hier wird der ganze Brief verdächtigt, ohne daß damit die Aufrichtigkeit des ersten Veröffentlichers in Frage gezogen werden solle. Gegen die über die Schlegel handelnde Stelle wird geltend gemacht, daß sie zu offen und beißend sei. Im Gegensatz zur Charakteristik der Brüder in unserem Briefe wird auf einzelne Briefe Schillers an A. W. Schlegel und auf Stellen über die Brüder in Schillers Briefen vom 17. Dezember 1795 und 27. Juli 1798 hingewiesen, der Verfasser meint, durch solche Stellen bewiesen zu haben, daß beide Schlegel nicht Personen waren, die man so ohne alle Umstände mit einer keck niedergeschriebenen Kritik für eine Dame beleidigen, sich zu Feinden machen konnte. Soviel läßt sich dem Verfasser jedenfalls zugeben, daß diese verschiedenen Äußerungen untereinander recht widerspruchsvoll sind.

Digitized by Google

Monat, in dem er mit Arbeiten außerordentlich gehetzt war, sich zu einer so großen Darlegung Zeit gönnen konnte, die nicht bloß wegen der Länge des Briefes ihm Mühe machte, sondern auch deswegen, weil die Darlegung selbst Zeit und Nachdenken erforderte. Noch auffälliger muß es genannt werden, daß in einem Briefe an die Freundin, die Schillers Produktion mit solch fürsorglichem Eifer betrachtete, auch nicht ein einziges Wort über des Dichters eigene Arbeiten gebraucht wird. Es war die Zeit, da Schiller mit der Jungfrau von Orleans beschäftigt war, von der er freilich, nach den Erfahrungen, die er gemacht hatte, nichts verraten wollte, die Zeit, in der er anderen Korrespondenten gegenüber zahlreiche Andeutungen und Ausführungen über Maria Stuart und die Malteser machte; ist es wirklich denkbar, daß er in einer solchen Epoche der, wie er wohl wußte, auf das Neue begierigen Freundin kein Wörtchen von seinen eigenen Arbeiten sagte, und eine große, ungewöhnlich lange Epistel nur mit Ausführungen über Goethe füllte?

Es sind also Momente vorhanden, die den Gedanken an eine Fälschung nahe legen. Nur freilich ein besonderer Grund zur Fälschung läßt sich nicht einsehen. Im Jahre 1858, dem ersten Erscheinungsjahr unseres Briefes war der Eifer für Goethe in Deutschland gar nicht so besonders lebhaft, daß jemand auf den Gedanken hätte kommen sollen, Schiller als Lobredner des Meisters ins Feld zu führen. Auch der Veröffentlicher des Briefes, Ernst Poel, ein tüchtiger Journalist, von dem ich freilich nichts weiter zu sagen weiß, ist ein völlig ehrenwerter Mann, der nicht ohne weiteres einer Fälschung bezichtigt werden kann.[1]) Doch könnte man annehmen, daß er dupiert worden sei; er braucht ja gar nicht das Original besessen, sondern eine Abschrift von einem ihm glaubwürdig Erscheinenden erhalten zu haben; er könnte durch eine geschickt gemachte Nachahmung irregeleitet worden sein.

Freilich bestehen bei der Annahme einer Fälschung, oder auch nur bei der, daß der Brief aus zwei echten Stücken komponiert, zusammengeschweißt ist, manche Zweifel und Bedenken. Es fehlen in unserem Briefe zwei Stellen, die nach dem Zeugnis der Gräfin Schimmelmann an Louise Stolberg in dem Briefe von Schiller gestanden haben: eine über die Xenien (bei Gelegenheit von Goethes Charakteristik) und eine über Fritz v. Stein (bei Erwähnung der Frau und des Sohnes). Diese Schwierigkeit vermag ich nicht zu lösen, ich begnüge mich also, darauf hinzuweisen. Es kommen ferner in diesem Schriftstück verschiedene Jahreszahlen vor, die nur für 1800, nicht

[1]) Auch der Kritiker der „Jahreszeiten" 1858 will Poel nicht verdächtigen: vgl. oben S. 278 Anmerkung.

Digitized by Google

aber für 1796 passen: Zweimal spricht Schiller von den sechs Jahren, die er mit Goethe intim verkehre. In dieser Zeitbestimmung sehe ich indessen keine besondere Schwierigkeit. Ein nicht philologisch geschulter, nicht mit unseren konservativen Editionsgewohnheiten vertrauter Herausgeber würde 1858 kein Bedenken darin gefunden haben, in einem Schriftstück, das nun einmal dem Jahre 1800 zugewiesen wurde, die etwa dastehende Zahl 2 in 6 zu verwandeln. Auch mit der Angabe von 20 Jahren, die Goethe auf physikalische und naturwissenschaftliche Dinge verwende, hat man ziemlich leichtes Spiel, denn 20 Jahre ist eine ungefähre Bestimmung, sowohl für 1796 als für 1800.

Schwieriger ist bei der Annahme meiner oben empfohlenen Ansicht der Anfang des Briefes zu erklären. Er lautet so: „Ihre gütigen Worte, meine gnädige Gräfin, befreien mich von meiner Verlegenheit und ich darf mich Ihnen mit Vertrauen wieder nähern. Wie könnte ich auch nur einen Augenblick an Ihrer großmütigen Gesinnung zweifeln, die sich so unverkennbar in jeder Zeile Ihrer Briefe malt. Aber ich sah nur die Größe meines Unrechts und nicht zugleich auch die Schönheit Ihres Herzens, die über alle beschränkten Rücksichten erhaben ist. Ja gewiß, ich würde mein Schicksal preisen, wenn es mir vergönnt hätte, in Ihrer Nähe zu leben. Sie und der vortreffliche Schimmelmann würden eine idealische Welt um mich gebildet haben."

Daß dieser Anfang besser in das Jahr 1796 paßt, als 1800, in jene erstere Epoche, da das Dankbarkeitsgefühl des Dichters größer, die Empfindung für die ihm erwiesene Wohltat unendlich stärker war, als vier Jahre später, bedarf wohl kaum der Erklärung. Ja hier scheint sogar in den Worten der Gräfin ein direkter Beweis zu liegen, daß die Schillersche Stelle nur in dem Jahre 1796 geschrieben sein kann. Denn es klingt geradezu als Antwort auf den letzt angeführten Passus, wenn die Gräfin (20. Dezember 1796, Charlotte v. Schiller 2, 366) schreibt: „Daß wir so im Raume getrennt leben müssen, ist traurig." Worauf sich aber der Anfang bezieht, läßt sich nicht sagen, denn in den Briefen des Jahres 1796 findet sich ebensowenig eine Erklärung dafür, wie in denen des Jahres 1800.

Als Resultat der vorstehenden Untersuchung möchte ich feststellen, daß die Hauptteile des Briefes an die Gräfin Schimmelmann, bei Jonas datirt: 23. November 1800, nicht in den November 1800 gehören können. Ich glaube, daß der Brief, wie er vorliegt, aus echten Stücken zusammengesetzt ist, nur daß diese echten Stücke mannigfach bearbeitet sind, daß die Stellen über Goethe, den Menschen, Schriftsteller und Ehemann aus dem Jahre 1796 stammen, die Stellen über die Schlegel frühestens 1800 geschrieben, aber willkürlich

Digitized by Google

komponiert sind, der ganze Brief also aus echten und unechten Bestandteilen zusammengestoppelt ist. Ich kann dies allerdings nur als Vermutung äußern, nicht beweisen. Nur möchte ich die Fachgenossen vor einer allzu gläubigen Benutzung gerade dieses Aktenstückes, als einer echten Darlegung Schillerschen Geistes warnen und zu einer erneuten, namentlich sprachlichen Untersuchung des Briefes anregen.

Briefe an Schiller.[1])

Aus dem Schillerarchiv mitgeteilt von Jakob Minor in Wien.

---

1. Von Cornelius Johann Rudolf Ridel.

[Weimar, 4. August 1788].

Göthe besuchte mich eben, wie ich Ihren Brief erhielt, mein lieber Schiller, ich hatte also gleich Gelegenheit, Ihre freundschaftlichen Grüße zu bestellen. Er bedauerts, daß er nicht gewust, daß Sie in Rudolstadt waren, sein Weg ging nah vorbei. Seine persönliche Bekanntschaft wird, glaub ich, Ihnen sehr gefallen. Sein Charakter ist eben so edel, wie sein Geist.

Fast möchte ich Sie im schönen Selbstgenuß beneiden, wenn ich Ihnen nicht alles Gute von Herzen gönnte. Nur wünsch ich daß Sie sich literarischen Arbeiten nicht zu sehr entziehn. Das Publikum glaubt nun einmahl Anspruch an Ihnen zu haben, und wird diesen nie gern aufgeben.

Wann werd ich Sie denn wiedersehn? Sie wollten einmahl zum Besuch herkommen. Aber das Wolleben in Rudolstadt hat Sie wahrscheinlich diesem Versprechen untreu gemacht. — Um Michaelis sind Sie doch wohl spätestens wieder hier. Ich sehne mich recht darnach, wenigstens müssen Sie eher herkommen, als Sie nach Hamburg reisen. Unter meinen dortigen Freunden kann ich Ihnen vielleicht einige Bekanntschaften machen, die Ihnen nicht unangenehm sein werden. Schröder allein würde Ihnen auch wohl Reitz genug zur Reise dahin geben können.

Eine englische Familie, ein Herr Gore mit seinen beiden Töchtern, die viel Verstand und Talent haben sollen, beschäftigen seit vier Wochen hier den Hof gantz. Man erzeigt ihnen ungemein viel Höflichkeiten, weil sie aber doch fast den ganzen Tag am Hofe sind, findet es jedermann langweilig. Mit dem Prinzen muß ich auch jezuweilen dabei paradiren! Säß die Gesellschaft einmahl einem Hogarth, er würde die trefflichste

[1]) Anmerkungen und Beilagen dazu folgen in einem späteren Heft der Zeitschrift.

Digitized by Google

Gelegenheit haben, alle Modificationen des unterdrückten und doch jezuweilen laut werdenden Gähnens dabei anzubringen. Die Fremden selbst scheinen sich zu ennuiren. Gleichwohl bleiben sie noch 14 Tage. Im Stern und der kalten Küche und Ulschen Garten darf man sich gar nicht mehr sehen lassen, denn die Götter der Weimarschen Erde streichen beständig dort herum. — Sonst hat sich eben nichts in dieser Alltagswelt verändert. Göthe, Herder, Wieland, Bertuch, Hufeland, Bode lassen grüßen. Herder tritt übermorgen seine Italiänische Reise, die verwittwete Herzogin am 15. an. Wahrscheinlich wird der Herzog dann .... bald abgehen.

Gestern fiel mir das [Leben] des Goldoni in die Hand. Das ist doch ein sonderbarer Mensch. Er erzählt mit so viel Gutmüthigkeit, daß dies und jenes seiner Stücke ausgepfiffen worden, daß er gleichwohl gut gegessen und getrunken, auch nie eine schlaflose Nacht darüber gehabt habe, ist auch gantz wohl damit zufrieden, wenn einmahl ein andres ausgezeichnetes Beifall gefunden, meint aber doch es läge immer nicht am Stück selbst, setzt dann wieder die Art hin wie er den Plan seiner Stücke entworfen, die oft wieder selbst ohne den geringsten Plan unter der Feder entworfen sind, u. s. w. — Einmahl hat er in einem Jahr 16 Stücke entworfen. Die Leichtigkeit im Arbeiten ist doch immer zu bewundern und an Anlage, dünkt mich, zum Komischen hat es dem Menschen doch nicht gefehlt — das Buch ist eine gantz gute Kaffeelektür.

Die Lust zum Schreiben entfällt mir. Leben Sie also recht wohl, mein lieber Schiller, und schreiben Sie fein bald wieder

Ihrem

aufrichtigen Freund
C J R Ridel

2. Von Johann Christian Benedixsohn.

Hochedelgebohrner Hofrath,
Hochzuverehrender Herr,

Ew. Hochedelgebohrnen haben ohnlängst in einem besondern Blatt, das der Allgemeinen Litt: Zeitung beygefügt war, daß mit Anfang dieses Jahres eine Schrift, die Horen betittelt im Druck erscheinen werde, bekannt machen laßen, und ich bin so frey, dieselben hiedurch um 1. Exemplar für mich ganz ergebenst zu ersuchen, welches auf hiesigem Postamt stückweiße abgegeben werden kann.

Ich werde mich, soviel nur möglich beeifern, Denenselben in der Folge mehrere Interessenten zu verschaffen und habe die Ehre mit der ausgezeichnetesten Hochachtung zu verharren

Euer Hochedelgebohrnen

Tännstädt bey Langensalza 1795.

ganz ergebenster Diener
P. Johann Christian Benedixsohn
1. u. Adj.

Digitized by Google

3. Von Immanuel David Mauchart.

Wohlgeborener, Hochgelehrter,
Verehrungswürdiger Herr Hofrath!

Verzeihen Sie mir gütigst, wenn Sie die Freiheit, die ich mir nehme, so geradezu an Sie zu schreiben, zudringlich finden sollten. Eingedoppeltes Anliegen, welches ich Ihnen gerne vortragen möchte, bewegt mich hiezu.

Das erste betrifft die Zeitschrift: Die Horen welche Ew. Wohlgeboren in Gesellschaft einer beträchtlichen Anzahl Ihrer würdiger Mitarbeiter herausgeben. In der dem Intelligenzblatt der allgemeinen Literatur-Zeitung beigelegten Ankündigung dieser Zeitschrift las ich, daß Sie außer den schon genannten Mitarbeitern auch noch andern Freunden der Literatur den Beitritt zu diesem Institute gestatten wollen. Habe ich nun den Zweck und Plan deßelbigen recht gefaßt, der, wie mir dünkt, darauf hingeht, Wahrheit und Schönheit zu vereinigen, und gemeinnüzige Philosophie aller Art zu verbreiten, so glaube ich bei mir einige Tüchtigkeit zu finden, zu diesem Zwecke mitbeitragen zu können. In der Hoffnung, daß ich mich hierüber nicht selbst täusche, wage ich es nun, Ihnen auch einige Mitarbeit an der genannten Zeitschrift anzubieten, wenn Ew. Wohlgeboren sie annehmen, und in diesem Falle mir zu bestimmen die Gütigkeit haben wollen, unter welchen Bedingungen Sie Beiträge von mir in die Horen einrüken würden, und welche Art von Aufsäzen Sie von mir verlangten. — Ob Sie mich schon als Schriftsteller kennen, und also hieraus zu beurtheilen vermögen, ob Sie es wagen dürfen, etwas von mir anzunehmen weiß ich nicht; sollte dieß nicht seyn, so wird Ihnen vielleicht Herr Professor und Diakonus Schmid, durch welchen Sie diesen Brief erhalten, sagen können wieviel oder wenig Sie mit mir wagen.

Doch zürnen Sie nicht, verehrungswürdiger Mann, daß ich Ihnen noch eine Bitte vorlege. Herr Diakonus Conz zu Vaihingen an der Enz, den Sie kennen, und ich haben miteinander den Plan einer Zeitschrift entworfen, die wir Bandweise unter dem Titel: Thalieens und Melpomenes Feierstunden herauszugeben gedenken. Diese Zeitschrift soll — dieß ist das Wesentlichste ihres Plans — theils theoretische dramatische Aufsäze vornehmlich über solche einzelne kleinere Stüke dieser Dichtungsart enthalten, welche nur selten einzeln ausgeführt zu werden pflegen, z. B. über den Monolog; über Illusion; über natürliche und unnatürliche Katastrophen; über die Vorsicht in der Wahl der Titel, u. a.; — theils ganze Drama jeder Art; — theils einzelne dramatisirte Scenen; — theils Entwikelung und Darstellung generischer Charaktere aus mehrern Dramen, z. B. des Menschenfeindes aus den bekannten, die ihn schildern, theils individueller aus einem einzelnen, wie Richardson mit den Charakteren Schakespears that; — theils endlich Beurtheilungen der neuesten

Digitized by Google

dramatiſchen Schriften. — Hiezu wünſchen wir, wenn anderſt dieſer Wunſch nicht zu kühn iſt, Ihren Beitritt, und ich wage es, Sie hiemit gehorſamſt darum zu bitten. Auf Oſtern 96. ſoll, wenn wir bis dahin einen Verleger finden, der erſte Band erſcheinen, und ich ſtelle natürlich Ihnen ganz frey, für welchen der obigen Titel Sie uns Beiträge zu liefern die Gütigkeit haben, und welche Bedingungen Sie uns dabey vorſchreiben wollen, erbitte mir aber Ihre gütige Zurechtweiſung, wenn Sie an dem Plane unſerer Schrift noch etwas zu tadeln und zu verbeßern finden ſollten.

Unter nochmaliger Abbitte der mir genommenen Freiheit und meiner gehorſamſten Empfehlung habe ich die Ehre, in der vollkommenſten Hochachtung zu verharren

Ewr. Wohlgeboren

Nürtingen in Wirtemberg
d. 6. Febr 1795

ganz gehorſamſter Diener
M. Mauchart, Diak.

4. Von Friedrich Wilhelm Möller.

Wohlgebohrner Herr!
Verehrungswürdiger Herr!

Ich habe die Ehre Ihnen hierbey eine Kleinigkeit zu überſenden, mit der Gewißensfrage: ob Sie es wohl als kleines Stück gehaltvoll finden möchten, in einer Ihrer Zeitſchriften aufzunehmen. Vor der Hand bin ich noch ſehr unentſchlüßig ob ichs wage, meinen Nahme beyzufügen, da den großen Köpfen man ſelten genug leiſten kann, und dieß um ſo ſchwieriger iſt, je mehr der Nahme unbedeutend Ihnen ſcheint; ob dieſe Maxime immer die richtigſte iſt, dafür will ich zwar nichts verbürgen, jedoch daß ich von dieſer winzig kleinen Erſcheinung des Meinigen eine Ahndung habe, dieß ſagt mir vielleicht meine Erfahrung, in einer beſondern Stimmung, wo ich mich zuweilen auch als einen großen Kopf denke.

Daß aber dieß nicht immer der Fall iſt, davon hoffe ich wird Sie die gehorſamſte Bitte überzeugen, die ich itzt hinzufüge, daß Sie als Ariſtarch mit Ihrem Kiel ſo gewogen ſind, den Rand nicht zu ſchonen.

Es kann wohl ſeyn, daß Sie ſich einem ſauern Stück Arbeit dabey unterziehen müßen, doch rechnen Sie dabey darauf, daß Sie ſich keinen undankbaren Nonios an mir erziehen werden. Finden Sie aber keinen Beruf ſich mit mir einzulaßen; ſo habe ich die Ehre Ihnen zu verſichern, daß durch den allzugroßen Druck mancher Schöngeiſter, womit dieſe mir allen literariſchen Ruhm abzuſchneiden bemüht waren, meine Seele ſo eiſenfeſt tugendhaft geworden iſt, daß ich vielleicht mich ſtandhaft genug fände mich nicht darüber zu grämen, wenn ſelbſt ein Schiller, den ich ſo ſehr hochachte, mit Kälte mich aufnähm.

Digitized by Google

Aber itzt fällt mirs ein! Das Glaubensbekentnis hätte ich nicht ablegen sollen, wenn ich meinen Nahmen zu verschweigen mir vorgenommen hätte.

Wie inconsequent würde ich Ihnen also erscheinen! Ich wiederrufe deshalb meinen Vorsatz, lege eine Anzeige vom 8ten Theil meiner Volksmährchen bey, um deren Verbreitung und Empfehlung ich zugleich gehorsamst bitte und nenne mich:

Ew. Wohlgebohrn

Gotha d. 11t Merz
1795.

gehorsamen Diener
Friedrich Wilhelm
Möller.

5. Von J. C. F. Habel.

Wohlgebohrner Herr
Hochzuverehrender HErr Hofrath!

Der Wunsch, Ihrer Persönlichkeit mich zu nahen, der durch das Lesen Ihrer Schriften verbunden mit dem gegenwärtigen Weltverhältniß nach einem natürlichen Ideengang in mir veranlaßt wurde, geht durch das Niederschreiben dieses Briefs mit Beyschliesung gegenwärtiger Ihnen geopferter Gedanken nunmehr in Erfüllung. Sie mögen nun einen Gebrauch von diesem Opfer machen, welchen Sie wollen, sie Ihren Horen einverleiben, oder ihnen sonst ein Plätzgen anweisen; durch ein Gegenschreiben meine Handlung rechtfertigen oder nicht: genug ich habe meine Phantasie befriedigt. Und ich glaube auch nicht daß nun diese noch eine neue Lust haben würde, wenn ich etwa ein oder das andere von meinen Opfern einmal in den Horen erblickte. Ich habe ja schon ein Geistesproduct von mir gedruct, u. auch meinen Namen dazu (Kritik der Wissenschaften; welches ich im Vorbeygehen zu erinnern bey nicht ganz gesunden Gemüthszustand verfertigte; mir war das Gefühl damahls so zimlich entgangen, das ich mir nun wieder nach u nach natürlicher Weise verschaffe. Denn was ist Vernunft ohne Gefühl? Geist ohne Herz? Vorstellung ohne Empfindung?) Ich will mich also auch dadurch keineswegs zu einem neuen Mitarbeiter an den Horen insinuiren. Bewahre Gott!

Nichts aber wünsche ich sehnlicher, als wenn alle die grosen Arbeiter der Horen meinem Plan zur Erziehung des menschlichen Geschlechts beyund mit uns zusammen träten. Es wäre wohl hohe Zeit für den Gelehrten, einmal in eine neue Sphäre ausser der Schriftstellerischen und Academischen zu treten, wenn er sich nicht selbst immer und ewig (doch noch in der Zeit!) schaden will, und — dem Leser, dem Menschen, der Natur, denn, aufrichtig mit Ihnen zu reden, wie ich es vorhabe; so ist

Digitized by Google

mir schon ein oder etliche Mal bey dem Lesen der Horen (ich glaube bey dem letzten Art[ikel] des 2ten Hefts?) instinctmäßig (u. dieser Instinct ist heilige Natur!) die Frage eingekommen: „Ja! es ist ganz richtig u guth u wahr, aber — mußtest Du das schreiben?“ Was sagen Sie dazu?

Also — und daß Sie ja nicht etwa bey der Gelegenheit meinen Namen vor dem Publico nennen! Das bleibe unter uns, wenn es noch bleiben soll. Wo nicht, so höre es wieder auf zu seyn mit dem Ende dieses Briefs von

Einem Ihrer Verehrer.*)

J. C. F. Habel Candid. jur. et cam.

zu
Kirberg bey Limburg an d. Lahn.
d 20t April 1795.

*) daß ich Sie so nenne, müssen Sie schon leiden, denn Sie sind ja nun einmal schon öffentl. bekannt.

6. Von Ch. F. Michaelis.

Leipzig, den 22st Juni 1795.

Verehrungswürdiger Herr
Hofrath,

Ihre anerkannten Verdienste um die Aesthetik würden mich abschreken, mit einem so geringen Versuche, als beigelegte Schrift über die Musik in Kenneraugen seyn mag, vor einem von Ihnen geleiteten und belehrten Publikum und vor Ihnen selbst zu erscheinen, wenn ich nicht bei Ihrem tiefen und hellen Blick in die Geheimnisse der wahren Kunst auch zugleich auf so viel Humanität, Unbefangenheit und Wahrheitsliebe zu rechnen Grund hätte. Verzeihen Sie die Zusendung dieser geringen Arbeit; ich glaubte hier Gelegenheit gefunden zu haben, Ihnen meine längst gehegte und immer vom neuen bewährte Hochachtung und Verehrung auszudrücken, und kannte in Ihnen den tiefdenkenden Verehrer einer mir so theuren Kunst, dessen Urtheile ich auch diesen kleinen Versuch über dieselbe am liebsten unterwerfen mochte.

Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr

ergebenster

Ch. F. Michaelis.

Digitized by Google

7. Von Samuel Luther von Geret.

Wohlgebohrner Herr Hofrath
Höchstgeehrtester Herr.

Ew. Wohlgebohrnen werden güttigst verzeihen, daß ich, Ihnen unbekannt, mir die Freyheit nehme, diese Zeilen zu zu senden. Nach dem unter den Gelehrten eingeführten Gebrauch darf solches, ohne einer Zudringlichkeit sich beschuldiget sehen zu dürfen, wohl geschehen. Außerdem ist Ew. Wohlgebohrnen treflicher Charakter so bekannt, als wegen Ihrer Gelehrsamkeit und Verdienste Sie berühmt sind, daß ich um so viel sicherer seyn kann, diese Zeilen von Ew. Wohlgebohrnen nicht ungüttig aufgenommen zu sehen, welches ich mit so größerer Dankbarkeit erkennen werde, als ich mich glücklich schätze einem so großen Manne in der gelehrten Republick, hiedurch, bekannt zu werden, unter Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung, mit Empfehlung zu Dero mir Höchstschätzbaren Gewogenheit, bey aufrichtig Ihnen gewidmeter Ergebenheit.

Was mich in diesen Zeilen zu Ew. Wohlgebohrnen bringet, ist folgendes. Ich habe in den von Ew. Wohlgebohrnen herauskommenden Horen unter dem Verzeichniß der gelehrten Männer, die daran arbeiten, auch den Namen eines Herrn Hirt in Rom, gelesen. Ich habe vor Jahr und Tag an jemanden dahin geschrieben, um mir einige Nachricht von einer ganz unfehlbar in der dortigen Vaticanischen Bibliothek befindlichen, die preußische Geschichte interessirende, Urkunde zu verschaffen. Noch bin ich aber nicht so glüklich gewesen das geringste darauf zur Antwort zu erhalten. Ich habe daher beschloßen, mich deßhalb an vorgedachten Herrn Hirt zu wenden. Mir ist aber dessen Addresse ganz unbekannt. Ganz ohnstreitig müssen aber Ew. Wohlgebohrnen die genaueste Wissenschaft davon haben. Und dis bringet mich zu dieser angelegentlichen Bitte an Ew. Wohlgebohrnen, die Gewogenheit für mich haben zu wollen und mir solche Addresse geneigtes mit zu theilen, dabey ich noch den Wunsch hinzu füge, solche aufs aller baldigste erhalten zu können.

Zu allen Gegenerweisungen für Ew. Wohlgebohrnen, von hieraus, die ich nur zu leisten vermag, bereit und willig, habe ich die Ehre, mich zu nennen,

Ew. Wohlgebohrnen

Thorn den 1ten Julius
1795.

ganz ergebenst gehorsamster
Samuel Luther von Geret, Dr
letztgewesener Präsident dieser Stadt
jetzt Königl. Preuß. Krieges-Rath
und Bürgermeister allhier.

Digitized by Google

8. Von J. Chr. Berbert.

Wohlgeborner und Hochgelehrter,
Insonders Hochzuverehrender Herr Hofrath.

Nie würde ich gewagt haben Euer Wohlgeborn meine unvollkomne Versuche, in der deutschen Dichtkunst, gehorsamst überreichen zu laßen; wenn ich nicht eines theils, allgemeine Anerkenung Ihrer menschenfreundlich großen Seele, andern theils aber durch Überredung des H. Überbringers selbsten, dazu bewogen worden wäre.

Ich bin ein allhier studirender Jüngling [aus] Königsberg in Franken, dem es aber leider bey allem guten willen zu sehr an Unterstützung fehlt.

Ich gerieth also auf einem Einfall, der, wären auch meine Geistes Produkte noch so ungereift, doch in Absicht seiner Bewegursachen zu entschuldigen ist: Mir nemlich, bey meiner kleinen Elterlichen Unterstützung zu meinem Studiren, auf eine ehrliche Art etwas zu verdienen.

Und zu diesem Zwecke wollte ich, meine kleine Anlage zur deutschen Dichtkunst, um so mehr benuzzen, da ich von jeher, an dergleichen Beschäftigungen, ein besonderes Vergnügen fand. Diejenigen wenigen Zeilen, die ich Euer Wohlgeborn zu übersenden, die Ehre habe, sind die Erstlinge meiner Muse. Ich fand noch nie Gelegenheit, an der Hand eines treuen Führers, sie ausbilden zu können; sondern war mir von jeher selbst überlaßen. Dazu kam noch, daß ich immer aus Furcht, mich lächerlich zu machen, es nie wagte, eines davon einem Kenner, zur Prüfung vorzulegen.

Nunmehro aber, da ich, ob ich gleich Euer Wohlgeborn persönlich zu kennen die Ehre nicht habe, durch den anerkannten Caracter eines Mannes, dem es Seelenwonne ist — einen wißbegierigen Jüngling zu rechte zu weisen, kühn genug gemacht wurde, unterstehe ich mich sogar, meine Erstlinge, dem ersten Priester der Musen, in unser[m] deutschen Vaterlande, zu Füßen zu legen, mit der ganz gehorsamsten Bitte:

Euer Wolgeborn möchten belieben, mich durch wohldero vielvermögendes Urtheil zu benachrichtigen; ob diese meine ersten Versuche hinlänglich und würdig seyn könnten, mich ferner anzutreiben auf diesem Pfade fortzuwandeln oder nicht. Ich weiß zu sehr, was vor eine lächerliche Figur auch sogar ein mittelmäßiger Dichter ist; doch tröstete mich das qui nunquam male, nunquam bene so gut, daß ich mich unterstand, die Meinung Euer Wohlgeborn zu erwarten. Ich werde lebenslänglich, für die mir darunter erzeigte Wohlgewogenheit, stets mit der tiefsten unbekränzten Hochachtung, denjenigen ganz gehorsamsten Dank zu verbinden suchen, die [!] ein solches Verdienst um meine Persönlichkeit verdient.

Euer Wohlgeborn geruhen endl. zu verzeihen, daß ich das erste Concept hier beigelegt habe. Ich erboth mich solches, wie es sich ziemt,

Digitized by Google

abzuschreiben; allein da H. Heinrich darauf bestund es heute mitzunehmen, so war es nicht möglich.

Ich verharr indessen mit geziemender Ehrfurcht, als

Euer Wohlgeborn

ganz gehorsamsten Diener
J. Chr. Berbert,
der Theologie Beflißner

Jena
den 24. Jul.
1795.

9. Von A. O. S.

Jena d. 28 t. Octbr. 95.

Selbst noch zu sehr Jüngling, um über den Wert oder Unwerth meiner Arbeiten urtheilen zu können, wage ich es, Ihnen, Verehrungswürdigster Mann, beiliegende kleine Aufsätze zu überreichen, mit der Bitte gefälligst nachzusehen ob alle, mehrere oder einer des Abdruckes und wohl gar in Ihren Horen, würdig ist. Können Sie keinen der Aufnahme würdigen, so werde ich glauben, ich hörte einen Vater „Du mußt noch nicht begehren, in der Gesellschaft der Männer zu seyn." In diesem Falle übergeben Sie gütigst mein Schriftchen dem Boten, — welchen ich Morgen Abend um eben diese Stunde an Sie schicken werde, — ohne alle weitre Antwort.

Könnte ein andrer Fall möglich werden, so wünschte ich recht sehr einige geschriebene Worte von Ihrer Hand zu sehen, wodurch ich erführe, welcher von meinen Aufsätzen von Ihnen würdig gefunden in die Horen aufgenommen zu werden und in welchem Stücke derselben er stehen wird.

Verzeihen Sie dies grade Zugehen
einem Sie verehrenden

Jüngling
A. O. S.

10. Von Runge.

[Hamburg Dezember 1795].

Der Verfasser der kleinen Dichtung, welche hiebeykommt, hat seinen ruhmlosen Namen noch so wenig als irgend ein Werk seiner Feder in öffentlichem Druck gesehen. Er mag es nicht einmahl verhehlen, daß seine gewiß nicht zudringlichen Beyträge schon ein paarmahl von den geschmackreichsten Sammlern deutscher Lieder verworfen worden sind; er wagt es sogar nicht, an der Gerechtigkeit eines solchen stillschweigenden Urtheils zu zweifeln.

Und dennoch getraut er sich izt, den Eintritt in die edle Gesellschaft zu versuchen, deren Blüten und Früchte die Horen in ihre Kränze knüpfen? Er kann denn wohl nicht ohne Zutrauen in seine Kräfte seyn, doch zieht er aus diesem Zutrauen keinen selbstgefälligen Schluß: er weiß

Digitized by Google

wie alltäglich die Vermessenheit ist. Wird dieses Liedchen aufgenommen, so möchte er vielleicht ferner den freundlichen Winke folgen, nur mit der Bescheidenheit, die von der reinsten Liebe nicht zu trennen ist. Im andern Falle muß er sich freylich wohl bald gewöhnen, den Gefühlen zu mistrauen, welche er für die unbetrüglichsten hielt; doch kann er nicht aufhören, den Dienst der Schönheit und der Musen zu ehren.

Runge.

11. Von Christian Siegmund Krause.

Halle den 11 Jan 1796.

Mein Herr

Den 26 t Febr. des vorigen Jahres habe ich ein Fragment eines Romans in Briefen an Sie abgeschickt. Ich gestehe es gern, daß es eine Verwegenheit war, die an Unbesonnenheit grenzt, Ihnen dies für die Horen zuzumuten.

Allein ich faßte mich auch auf die Verurteilung, und bat nur, mir die Handschrift zurück zu schicken. Dies ist noch nicht erfolgt, ich bitte daher nochmals darum, und zwar, wenn es irgend möglich ist, mit der nächsten Post. Die Überschrift hies ungefähr: Brief von Wilhelm Othaling an Karl von Feltitz.

Die andere Bitte meines erwähnten Briefes wiederhohle ich gleichfalls: Wenn Ihnen der Dank eines nicht kleinen und doch wohl auch nicht schlechten Publikums nicht ganz gleichgültig ist, so schenken Sie ihm doch so bald als möglich eine Sammlung Ihrer Gedichte, niedlich gedruckt. Bei den häufigen Wünschen darnach, die mir bekannt sind, muß man sich wundern, daß Ihnen noch kein unberufener Sammler zuvorgekommen ist. Aber — hätte ich nur nicht öffentlich für den Büchernachdruck geschrieben, ich selbst lies Ihnen nach- oder vordrucken wenn Sie sich unser nicht bald erbarmen!

Mit ungemeiner Hochachtung
Ihr
ergebenster Diener
Ch. S. Krause
ordentl. Lehrer am Königl. Pädag.

12. Von Johann Christoph Greiling.

Klein Zschocher b. Leipzig
Wohlgebohrner Herr, d 9. März, 1796.
Hochgeehrtester Herr Hofrath.

Der stolze Gedanken: ein Mitarbeiter an den Horen zu seyn — bildete sich nicht in meinem eigenen Kopfe, sondern wurde mir durch einen Ihrer Freunde, Lieutenant Thielmann, deßen alter Vertrauter ich

Digitized by Google

bin, gegeben. Er hatte von einem seiner Freunde in Dresden, der Sie verehret und den Sie lieben, Klagen über Mangel an Aufsätzen gehört.

Für einen jungen Mann, der noch seine Laufbahn machen will, ist nichts so schmeichelhaft, als in der Gesellschaft großer Männer zu erscheinen. Die Zureden Thielmanns waren daher um so verführerischer für mich, da ich längst gewünscht hatte, als Jünger in den Senat der Männer eingeführt zu werden, die sich zur Herausgabe der Horen verbunden haben.

Im mitfolgenden Aufsatze gehe ich von der bürgerlichen Kultur nach juridischen Gesetzen aus und führe die Kultur fort bis zum Grade der Religion.

Ohne die gewählte Einkleidung hätte ich freilich tiefer eindringen können. So aber wäre es lächerlich gewesen, die Griechischen Götter unsere Griechisch-Lateinisch-Deutsch barbarische Philosophen-Sprache reden zu laßen.

Da ich die Grenzen der Publicität, die Sie vielleicht zu beobachten haben, nicht kenne, so werden Sie, falls Sie die Abhandlung der Horen würdig finden, einige starke Ausdrücke mildern, wenn Sie dieselben für zu stark halten sollten. Die vornehmen Personen sind durch die kriechende Bettlersprache vieler Gelehrten so verwöhnt, daß die Ohren ihnen allzuwehe thun, wenn einer spricht, wie Alle denken.

Ich schmeichle mir, daß Sie mitfolgenden Auffatz prüfen, und denselben aufnehmen oder auf meine Kosten durch die Post mir wieder zurücksenden werden.

Mit der Versicherung ungeheuchelter Hochschätzung
habe ich die Ehre mich zu nennen
Ew. Wohlgebohren

gehorsamen Verehrer
J. C. Greiling.

13. Von Graf von Bethlen.

Dürfte ich wohl wagen, den H. Hofrath zu bitten, die Güte zu haben, zum Andenken auf dieses beygelegte Blatt etwas auf zu schreiben. — Der H. Hofrath werden mir dadurch eine besondere Ehre und Freude verschaffen.

12ten M. 796. Gf von Bethlen.

14. Von Christ. Hermann Giese.

Hannover den 27sten April 1796

Wohlgeborner
Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Der lebhafte Wnnsch mich Ihrer schäzbaren Protektion durch irgend eine litterarische Arbeit zu empfelen, hat mich zu dem in der Anlage dieses

Digitized by Google

Briefes enthaltenem Aufsatze veranlaßt. Es ist der Versuch einer treuen Schilderung kriegerischer Szenen, bey welchen ich als Augenzeuge zugegen war. Wenn er bey seiner Armuth an taktischen und politischen Bemerkungen, nur als simple Erzählung eines unpartheiischen Mannes Beyfall erhalten kann, und einer öffentlichen Bekanntmachung werth ist, so möchte ich es gerne, daß ihm ein Platz in den Horen vergönnt werde, da die Aufnahme einer Arbeit in diese allgemein gelesene Zeitschrift für den Verfasser so ehrenvoll und wünschenswerth ist. Kann dieses nicht der Fall seyn, und läßt überhaupt der Plan dieser Zeitschrift das Einrücken solcher Aufsätze nicht zu, so bitte ich gehorsamst, mir darüber einige Nachricht gütigst mitzutheilen. Fehlt es aber diesem Versuche an der nöthigen Ausfeilung und Korrektur, welche ich bey der Ungewißheit über dessen Aufnahme noch ausgesezt habe, und ist dies vielleicht eine Ursache der Reprobation; so würde ich vielleicht im Stande seyn, diesen Fehler bey einer strengern Durchsicht zu heben wenn es Ihnen gefallen sollte, mich dazu aufzufordern.

Daß ich mehrere Aufsäze dieser Art zu liefern im Stande bin, brauche ich wol nicht hinzuzusezen, da ich fast bey allen kriegerischen Vorfällen der Jahre 1793, 94 und 95, welche die englisch-alliirte Armee betrafen als Augenzeuge zugegen war, und über das Gesehene hie und da Manches aufgezeichnet habe, was vielleicht nicht ganz zur Kenntniß des Publicums gekommen ist.

Bey aller Wahrheit und Treue aber, mit welcher ich hier schilderte, muß ich doch um einige Anonymitaet bitten, weil ein Gesez in meinem Vaterlande vorhanden ist, welches den Unterthanen bey Strafe von 50 Thalern verbietet, Etwas ohne das Inprimatur der hiesigen Zensur ausser Landes drucken zu lassen. Doch mache ich mich zur Beantwortung jedes Einwurfs oder Angriffs anheischig, und habe überhaupt Nichts dawider, wenn ich als Verfasser dieses Aufsatzes privatim bekannt werde; nur dieses wünsche ich, daß mein Name nicht beygedruckt werde; damit unsere Zensur die Übertretung ihres Gesezes ignoriren könne. Ich empfele mich Ihrer schäzbaren Gewogenheit und bin

mit vollkommenem Respekt

Ihr gehorsamster Diener

Christ: Herrmann Giese

Feldprediger des Grenadier-Corps

in Hannover.

15. Von Christ. Hermann Giese.

Hannover den 16ten July 1796

An den Herrn Hofrath Schiller in Jena.

Daß die Nichtbeantwortung meines Briefes vom 25sten Apr. welcher die Schilderung einiger kriegerischer Szenen vom Jahre 1793 in einer

Digitized by Google

Anlage enthielt, mich einigermaſſen beunruhigt, läugne ich nicht. Indeſſen darf ich bey den vielen wichtigern litterariſchen Angelegenheiten, mit welchen Sie beſchäftigt ſind, nicht erwarten, daß Sie einem ſo unbedeutendem Objekt Ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, und will daher nicht durch wiederholtes Anſuchen, den Verdacht der Zudringlichkeit auf mich laden, ſondern um die gütige Zurückſendung jener Anlage gehorſamſt bitten. Gerne möchte ich es verſuchen durch die Mittheilung eines neuen von mir gearbeiteten Schauſpiels Ihr gütiges Andenken an mich zu erneuern, aber da ich alsdann wiederum läſtig zu werden fürchten muß, ſo begnüge ich mich, Ihnen durch die Beylegung eines Gedichts, welches mir eine angenehme Beſchäftigung gegeben hat, einen Beweiß meiner unveränderten Hochachtung abzulegen. Angenehm wird es mir ſeyn, wenn die anliegende Ode deren Bilder faſt alle aus eigener Erfahrung genommen und mit den redlichſten Wünſchen begleitet ſind, Ihnen nicht ganz mißfällt.

Ich empfele mich Ihrer freundſchaftlichen Gewogenheit
mit der größten Hochachtung.

Chr. Herrm. Gieſe
Feldprediger im Central-Quartier
zu Hoya.

16. Von Keithan.

Lünen d. 27 Jul. 1796.

Wohlgeboren

Hochzuverehrender Herr Hofrath,

Ich überſende Ihnen einen Aufſatz für die Horen, wenn Sie ihn dazu würdig finden. Ein kompetenter Richter hat ihn dafür erklärt, deßen bei dem Manuſkript mit Bleiſtift beigemerkte Striche und Fragezeichen nur nicht müßten mit abgedrukt werden. Finden Sie dieſe Arbeit Ihres Journals werth; ſo werde ich Ihnen einen andern fertigen Aufſaz über die Charaktere in Aeſchylus Agamemnon ebenfals überſchiken. Und in dem Fall bitte ich Sie auch, mir ein Exemplar des Stückes, worin der Aufſaz ſtehen würd, zukommen zu laſſen, weil ich die Horen nur in Geſellſchaft leſe. Im Fall Sie ihn nicht brauchen; ſo werden Sie einem innigen Verehrer Ihrer großen Verdienſte die Eine Bitte nicht verſagen, den Aufſaz für den Merkur an H. Wieland, weil Sie ſo viel näher ſind, zu übermachen.

Dero

ganz gehorſamſter Dr.

Keithan.

Digitized by Google

17. Von Hartmann.

Verehrungswürdigster Herr Hofrath!

Ich nehme mir die Freyheit, einige von meinen Gedichten an Sie zu schiken, und sie Dero strengem ästhetischem Urtheile zu unterwerfen. Es sind zweyerley gewissermaßen, wie Sie sehen werden, sollten Sie es anders der Durchsicht würdigen. In Hinsicht auf die erste Art bin ich Ihnen alles schuldig. Der erste Aufsaz des ersten Stüks der Horen von heuer, Iduna betitelt, und meinem Gefühl nach von Herder, wars der mich veranlaßte, die Nordische Mythologie näher kennen zu lernen. Der Stoff selbst aber erregt hiebey aufferordentliche Schwierigkeiten, wenn man einen Mythus nach einer gefälligen Form bearbeiten will. Ich habe eine Erzälung des Mythus von Thor und Thrym versucht. Besser, glaube ich, könnte man den Nordischen Mythus zu der schönen Art griechischer Epigramme benuzen, womit Sie theils in den Horen, theils in dem Musen Allmanach für dieses Jahr unsere schöne Litteratur bereichert haben. Und hier haben Sie nur einige Versuche, aber mein inigster Wunsch ist, Dero Urtheil darüber zu vernehmen.

Die übrigen Gedichte werden sich entweder selbst empfehlen oder, wenn sie unter der Kritic sind, mit Recht verborgen bleiben.

Verehrungswürdigster Herr Hofrath! Belehrung ist meine einzige Bitte. Ich habe der mittelbaren Belehrung, die ich durch Sie genoßen, schon so außerordentlich viel zu danken, eben diese unmittelbar — würde mein Gefühl noch mehr erhöhen.

Für meine Freiheit bitte ich Sie gehorsamst um Verzeihung, und empfehle mich Dero Gewogenheit mit aller wahren Hochachtung.

Dero gehorsamster Diener
M. Hartmann.

Kloster Tübingen
d. 9 Septbr. 1796.

18. Von Theodor Ludwig August Hobein.

Wohlgeborner
Höchstzuverehrender Herr Hofrath!

Schon von meiner frühesten Jugend bin ich eine vaterlose Waise; mein Vater starb in meinem ersten Jahre. Meine Mutter war in den dürftigsten Umständen, und wir wären alle in die größte Armuth versunken, wenn nicht mein Großvater, der Rektor Clemann in Schwerin, uns eine Stütze geworden wäre. Mich nam er zu sich, und da sich einige Spuren von Genie bei mir zeigten, so widmete er mich dem Studiren. Aber, leider! diese Stütze fiel zu früh. Etliche Jahre hindurch setzte ich

Digitized by Google

meine Studien daselbst fort, aber hiedurch erschöpften sich meine Anverwandten so sehr, daß von ihnen keine Hülfe auf der Universität mehr zu hoffen war. Ich reiste zu meiner Mutter nach Wolfenbüttel, und diese verschafte mir den Freitisch auf der Universität Helmstedt und ein Stipendium, welches aber erst nach einem Jahre fällig ist. Die Ausrüstung zur Universität, und der nothwendige Unterhalt an Kleidungsstücken — denn meiner armen Mutter ist die Anschaffung deßelben unmöglich — zwingt mich, zu edeldenkenden Freunden der Wissenschaften meine Zuflucht zu nehmen; und da kein Zweifel da ist, daß nicht Deutschlands erster Gelehrter und Schriftsteller zu dieser Classe gehören sollte, so wage ich diese Bitte um etliche Unterstützung, und ferneren Schutz an Sie höchstzuverehrender Herr Hofrath! Deren Gewährung mich allein in den Stand setzen wird, einer Mutter ihre Sorgfalt thätig zu vergelten, die, selbst in der größten Armuth, dennoch für mein bestes sorgt; und mich verbinden wird, stets mit der größten Hochachtung mich zu nennen.

Ew. Wohlgeboren

gehorsamer Diener
T. L. A. Hobein
des verst. Organist. Hobeins Sohn.

Wolfenbüttel
d 30ten Septbr
1796.

19. Von A. N. D.

Wohlgebohrner Herr
Höchstgeehrtester Herr Hofrath,

Ich sende Ew. Wohlgebohren hierbei einige dem Inhalte nach zusammenhängende Gedichte mit dem Wunsche: daß sie die Aufnahme in die Horen werth erfunden werden mögen. Ueberaus erfreun würd es mich, wenn die Muse, die bei vielen Geschäftsarbeiten mir so manche frohe Stunde gewährt, wenn auch nur von fern, dennoch sich dem Kreise der holden Göttinnen anschließen dürfte, unter deren Einflus Ihre schätzbare Zeitschrift erscheint.

Im Fall Sie diese Gedichte für ienen Zweck benutzen, so bitte ich mir unter beigefügter Adreße nur mit einigen Zeilen Nachricht davon zu geben. Im Gegenfall aber erbitte ich mir die Handschrift unter derselben zurück.

Ich würde, wenn diese Proben Ihren Beifall erlangen könnten mir es zur Freude rechnen von Zeit zu Zeit einige andre Gedichte diesen folgen zu laßen, und dann mich näher Ihnen zu entdecken — Ihnen — dem Mann, der meiner Lobpreisung nicht bedarf — der iedoch durch eine uns Beiden gemeinschaftlich werthe Freundin noch stärkere Rechte auf meine unwandelbare Hochschätzung erlangt hat.

Am 2ten Wintermonats. 1796.

Digitized by Google

Adreße:
An. H. A. N. D.
Ueber den Brief bitte ich einen
Umschlag zu machen mit folgender Aufschrift:
an Herrn Landsteuersekretär Taube zu Budissin
in der Oberlausitz.

20. Von Johann H. Wyttenbach.

Wetzlar den 29. Dez 796

Ich hatte vor einiger Zeit die Ehre, Ihnen, geschätztester Herr Hofrath! ein Gedicht zuzuschicken. Es ist mir nun leid, daß ich Sie damit beläftiget habe. Jetzt, wo die erste Freude über die Geburt dieses Kindes sich etwas abgekühlet hat, sehe ich es nicht mehr in dem Lichte, wie damals als ich so keck und auch wohl unbescheiden war, Sie zum Pathen des Gebohrnen zu bitten. Es ist mir nun wohl nicht bange, daß Sie ihm nicht Recht für Gnade werden widerfahren laßen, und dieß ist ganz nach meinem Sinn; aber daß ich Ihnen auch nur eine Minute Ihrer kostbaren Zeit habe rauben können, möchte ich ungeschehen machen.

Und doch sündige ich schon wieder auf diese Art. Ich will also so kurz als möglich seyn, und Ihnen einige Verbesserungen des Gedichtes anzeigen. In der ersten Strophe veränderte ich den trägen Stoff in Erde-Stoff. Die letzte sollte nach meiner neuesten Kritik jetzt so heißen.

Wenn ein Gott des Denkers Ideale
Einst in der Veredlung Thale
Mit dem Geist der Wirklichkeit versöhnt;
Wird Erfahrung aus der Erd gefilde
Staunend schweben ob dem Götterbilde,
Zeigen sich in höherm Licht verschönt;
Triumphirend wird die reine Tugend
Zu uns steigen aus dem Sternezelt u. s. w.

In der siebenten habe ich auch das Alles, Alles theilt ꝛc. in Aber Alles ꝛc. verändert.

Es ist wohl noch Vieles zu verbessern — aber ich muß endigen und überlaße es Ihrem Urtheile, was damit zu machen sey, und auch ob Sie für gut finden, etwas zu ändern. Jede Ihrer Aenderungen wäre die schönste Verbesserung.

Mich Ihnen empfelend nenn ich mich stets
Ihren wärmsten Verehrer

Joh. H. Wyttenbach
Erzieher der jungen Grafen
B. Spaur.

Digitized by Google

21. Von Friedrich Bodemann.

Wohlgeborner,
Hochzuverehrender Herr Hofrath,

Ich habe nicht die Ehre Ew. Wohlgeboren zu kennen, aber der Name Schiller ist mir so heilig und verehrungswürdig geworden, daß ich mit einer stillen Freundenthräne [!] in Jena trat, mich dem erhabensten Schriftsteller, der mir so manche selige Stunde schenkte, dem mein Herz so viele edle Gefühle zu verdanken hat, so nahe zu sehen. Von Braunschweig bis Jena entzückte mich der Gedanke Sie, meinen Verehrungswürdigsten Mann zu sehen und Ihnen das Dankopfer meines Herzens zu zollen, aber die traurige Nachricht Ihrer Unpäslichkeit untersagte meinem Herzen diesen Trost. In der süßen Hoffnung diese Freude nochmal zu genießen wage ich nur diese gehorsamste Bitte, mein Souvenir mit Ihrem verehrungswürdigen zu beehren.

Ich versichere Sie meiner innigsten Dankbarkeit, und daß keiner Sie mehr liebt, schäzt und ehrt, als der die Ehre hat mit Ehrfurcht zu sein

Ew. Wohlgeboren
Meines Hochzuverehrenden Herrn
Hofrath

Jena d 8ten Jenner
1797.

gehorsamster Diener
Friedrich Bodemann
Theol. Stud.

22. Von Luise von Gemmingen.

Erfurt d 15t Jenner [1797].

Wohlgebohrner Herr
Hochgeehrtester Herr Hofrath!

Ich wage eine Bitte an Ihr gütiges, hülfreiches Herz das ich aus der Schilderung gemeinschaftlicher Freunde kenne. Ich fasse sie, und den Ausdruk meiner unbegrenzten Verehrung gegen Sie kurz, weil ich Ihre, der Welt und Ihrer liebenswürdigen Familie, kostbare Zeit schone. Auch bitte ich Sie aus eben der Ursache, mir nicht zu antworten. Mein Freund der Ober Vogt von Drais hat mir hier ein Werk zugesandt, und mich gebeten ihm zu helfen, daß es bald und unpartheiisch in der Jenaer Litteratur Zeitung recensirt wird. Ich kenne niemand in Jena, ich wende mich also an Euer Wohlgebohren übergebe Ihnen das Werk und die Bitte. Es kann Ihnen nicht schwer werden, sie zu erfüllen. Ihrer Frau Gemahlin empfehle ich mich unbekant gehorsamst. Dankbar für Ihre

Digitized by Google

Güte, und längst Ihre Verehrerin, freue ich mich diese Gelegenheit mich nennen zu können.

Euer Wohlgebohrn

gehorsamste Dienerin
Luise von Gemmingen.

23. Von W.

Wohlgeborner
Hochzuverehrender Herr Hofrath,

Sollte ich durch beiliegende Briefe „Über den Roman" einen Beytrag zu der Monatsschrift „die Horen" geliefert haben; so würde es mir in mehrerer Rücksicht angenehm seyn. Sobald ich die Aufnahme derselben in die Horen erfahre; so werde ich unverzüglich die Fortsetzung derselben senden, die das nähere, bestimmtere über den Roman auseinandersetzen soll. Ich hoffe Goethe wird es dem Kritiker verzeihen, wenn er oft mit Wärme von seinem neuesten Roman spricht, so wie Nikolai wohl es eben so wenig übel aufnehmen kann, wenn sein Druckwerk, sein Roman strenge Censur paßirt. Es ist mir in der That eine eigene Erscheinung in der Romanen Welt die drei Romane — Meisters Lehrjahre, Jakobis Woldemar und Nikolais Geschichte des diken Mannes, in wie fern sie gleichsam so sichtbare abgezeichnete Büsten vom Idealen zum Individuellen und von der Verbindung beider in Einem bilden.

Ich möchte die Aufnahme dieser meiner Briefe über den Roman in gedachte Monats-Schrift blos ihnen selbst zu danken haben: daher erlauben Sie mir, daß ich bis zur nächsten Sendung der Fortsetzung anonym bleibe. Und diese Fortsetzung folgt gewiß sogleich, sobald ich nur durch die Aufnahme der ersten drei Briefe von dem einigen Werthe meiner Arbeit überzeugt bin.

Ich glaube, unpartheiisch genug geurtheilt zu haben, daher fürchte ich mich nicht, mich am Ende der Briefe öffentlich als Verfasser derselben zu bekennen.

Ist die Aufnahme beschlossen, so wünschte ich diese Aufnahme in den nächsten folgenden Stücken der Horen bestätigt zu sehen. Im Fall aber, daß sie nicht aufgenommen werden, so bitte ich ergebenst, das Mſc: wieder zurückzusenden, und zwar an Buchhändler, Leupold in Leipzig, inliegend mit einem Briefe, welcher das Mſc. umschließt, und diesen zwar unter der Aufschrift „An den Verfasser der Briefe über den Roman". Auf diesem Wege erhalte ich das Mſc. sicher wieder.

Mit inniger Verehrung

Ew. Wohlgeboren

ergebenster
W.

d. 1ᵗ Juni 1797

Digitized by Google

N. S. Dieser Brief und diese Briefe sind schon einen Posttag aus Verspätigung liegen geblieben. Heute ist es fast der selbe Fall, — und um sie mit der heutigen Post noch fortzubringen, thue ich das gewöhnliche, daß ich es unfrankirt absende, — weil wie man sagt, die Briefe so geschwinder gehen! —

24. Von P. Heine.

Wohlgeborner Herr,
Hochgeschätzter Herr Hofrath!

Sie haben in dem 1ten Stück Ihrer Horen jedem, der sich den dort bemerkten Bedingungen füge, den Zutritt in diese Monatsschrift verstattet. Ich fürchte zwar, jenen Erfordernißen in beygehenden Gedichten kein hinlängliches Genüge geleistet zu haben; aber ich hoffe von Ihnen Verzeihung, wenn ich eine so erwünschte Gelegenheit ergreife, über den etwaigen Werth oder Unwerth meiner Arbeit, durch deren Aufnahme oder Ausschliessung aus jener Schrift, belehrt zu werden.

Sollten Sie das eine oder das andere Stück zwar an sich des Druckes nicht unwerth, aber seines Gegenstands wegen nicht von der Art finden, in die Horen aufgenommen werden zu können; so haben Sie die Güte, solchem eine Stelle in Ihrem künftigen Musenalmanache anzuweisen.

Mit der vollkommensten Hochachtung
habe ich die Ehre, zu seyn
Euer Wohlgeboren

gehorsamer Diener
Dr P. Heine, Stiftssekretair

Hameln d 12ten Jan.
1797.

25. Von Friedrich Rothmaler.

Wohlgebohrner,
Verehrungswürdiger Herr HoffRath.

Vielleicht haben Ew. Wohlgeb. nie meinen Nahmen nennen hören, nie einen Buchstaben von mir gesehen, nie eine Zeile von mir gelesen? gleichwol wage ich es, beykommende poetische Kleinigkeiten als Beyträge zum künftigen von Ihnen heraus zu gebenden Musenalmanache Ihnen zu überreichen. Es wird mir ein großer Sporn seyn, wenn dieselben eins oder das andere dieser geistigen Kinder der Aufnahme in Ihre vortreffliche Sammlung würdigen sollten. Ich werde mir angelegen seyn laßen, so viel meine überhäuften Arbeiten (ich bin Gräfl. Stollbergscher Amtsactuar hieselbst) gestatten, in Zukunft immer reifere und beßere Produkte dem Publicum vorzulegen. Ich würde mich überaus glücklich schätzen

Digitized by Google

wenn Ew: Wohlgeb. mir ein Exemplar Ihres Almanachs zu kommen laßen und mich mit einer kritischen Antwort erfreuen wollten, obwol ich mich wegen des leztern sehr gern bescheide, daß wegen Ihren vielen, mühseeligen und mannigfaltigen Arbeiten Ihnen dazu vielleicht keine Zeit übrig ist.

Auf ieden Fall — Sie nehmen etwas von meinen Beyträgen auf oder nicht — wird meine Achtung und Ehrfurcht für Ihre Verdienste ungemein groß und dieselbe bleiben. Dürfte ich aber dero Gewogenheit für die Zukunft mich erfreuen, so würde sich dadurch recht sehr glücklich fühlen

Ew. Wohlgeb.

Stolberg Roßla
am 7t März
1797.

gehorsamster Diener
Friedrich Rothmaler.

26. Von August Wilhelmi.

Wohlgebohrner
Hochzuehrender Herr,

Es fehlt mir, besonders seit meinem Aufenthalt in Leipzig, zwar nicht an literarischen Aufträgen; allein die Ungerechtigkeiten der Buchhändler, welchen es, sobald sie nur recht wohlfeil einkaufen können, meistens sehr gleichgültig ist, ob sie Fabrikware oder Producte des Fleißes zu Markte bringen, hat doch längst in mir den Wunsch erregt, unter dem Schutze eines Mannes arbeiten zu können, dessen Nahme auch von der vermeßensten Zunft der Gelehrten-Republik mit Achtung und Ehrfurcht genannt würde.

Ich kenne keinen Schriftsteller, welcher dieselbe in höherem Grade genöße, als der Herr Herausgeber der Horen. Nun fragt sichs freylich, ob derselbe eben so geneigt seyn wird, meinen Wunsch zu erfüllen, als ich bereit bin, selbigen zu äußern: doch das kann ja nur die Erfahrung lehren. Ich wage es daher, Ihnen hiermit zwey meiner literarischen Versuche zu überreichen, mit Vorbehalt der Erlaubniß, den andern Theil des Caleb William, woran ich gegenwärtig noch arbeite, so bald er abgedruckt seyn wird, nachsenden zu dürfen.

Fänden Sie besonders in der Übersetzung etwas, das einige Aufmerksamkeit verdiente, und sollten Sie kein Bedenken tragen, mich entweder in Rücksicht der unter Ihrer Aufsicht erscheinenden Memoires — denn ich übersetze auch aus dem Französischen und Italienischen — oder anderer literarischer Gegenstände mit einem Auftrage zu beehren; so würde mir der Beyfall und das Zutrauen eines Gelehrten, für welchen jeder, der auf Kultur und Geschmack Anspruch macht, die tiefste Achtung hegt, nicht nur unendlich schätzbar seyn, sondern mich auch ermuntern,

Digitized by Google

meine schriftstellerischen Versuche (in so fern ich dazu fähig bin) seiner Herausgabe würdig zu machen.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen durch diese Zuschrift einen Schritt näher zu treten wagte, und erlauben Sie mir, noch hinzuzusetzen, daß mich die Ihrige unfehlbar erreichen wird, wenn Sie die Gewogenheit haben wolten, dieselbe in der Wolfischen Buchhandlung auf der Grimmischen Gaße hieselbst abgeben zu laßen.

Ich habe die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

Ew Wohlgb

gehorsamer Diener
August Wilhelmi.

Leipzig am 17ten März 1797.

27. Von Fr. Cleemann.

Ludwigslust,
am 18ten April 97.

Wenn der Verfasser dieser ersten Versuche es wagt, sie dem Herrn Hofrath Schiller zu überreichen, so geschieht es keineswegs in der Meinung, als ob er etwas geleistet hätte, das die Aufmerksamkeit des erhabenen Sängers verdiene; sondern er sucht nur Veranlassung, um Vergebung zu bitten, wenn er sich zu sehr an so unsterblichen Gedichten versündigt haben sollte, und sich zugleich wegen Weglassung einiger Stanzen zu entschuldigen die Situationen, in denen er als Theologe lebt, ihm zur Pflicht gemacht haben.

Sollte er jedoch seinen einzigen Wunsch erreichen, indem er hört, daß Natur ihn nicht ganz verabsäumt habe für dieses Fach: so bittet er um die Erlaubniß, dem Herrn Hofrath einen Versuch zu der Fantasie: „Auch ich war in Arkadien geboren" vorlegen zu dürfen

in tiefster Verehrung

Fr. Cleemann.

28. Von einem Ungenannten.

d. 21. May, 1797.

Sie empfangen hier, verehrungswürdigster H. H. R., einen kleinen Beytrag zu den Horen, mit der Bitte um eine baldige Aufnahme, wo möglich in das nächste, oder wenigstens in das nächst folgende Stück, wenn Sie ihn annehmen. Finden Sie ihn nicht dazu geeignet, so haben Sie die Güte, ihn sogleich an die Hemmerdische Buchhandlung in Halle im Magdeburg[ischen] mit einem innern Couvert an Professor ††† unfrankirt zurück zu schicken. Unter dieser Bezeichnung wird entweder jetzt der Aufsatz, oder künftig ein Paar Zeilen von Ihrer Hand mit dem Stück der Horen, worin er abgedruckt ist, richtig an den Verfasser gelangen.

Digitized by Google

Dieser schrieb ihn als junger Mensch vor länger als zehn Jahren. Einer seiner väterlichen Freunde hat noch eine Abschrift von jener Zeit. Er hat sich indeß mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, von denen die, welche öffentlich erschienen, den Kennern seiner Wissenschaft nicht mißfielen. Mit Vergnügen erinnert er sich, daß er wegen einer oder zwey seiner Versuche jener Art auch von Ihnen einmal, Verehrtester Mann, einer schriftlichen Aufmunterung gewürdigt wurde.

Diese hofft er bey einem unbedeutenden Jugendversuche in einem Fache, das nicht das seinige ist, keineswegs. Er kennt die Fehler u. Mängel der ganzen Gattung und Manier, in der diese Kleinigkeit einst geschrieben wurde, jetzt gar wohl. Doch findet er Stellen darin, z. B. in No. III., die geschrieben zu haben ihn auch jetzt nicht gereut, ob er gleich jetzt die Alten einiger Maßen zu kenen glaubt, die er damals als junger Mensch kenen zu lernen kaum anfing.

Sollte Ihnen dieser Aufsatz, wie er da ist — denn zehn Jahr alte Schreibereyen umzuschmelzen ist meine Sache nicht — der Aufnahme in die Horen nicht ganz unwürdig scheinen: so folgen künftig vielleicht andere, vielleicht auch in andern Gattungen. Daß aber die wahre Überschrift bleibe: „Versuche eines siebenzehnjährigen Jünglings" u. s. w., ist Bedingung. Diese bin ich mir selbst schuldig.

Ich bin mit der gefühltesten Hochachtung

Ihr

Verehrer.

29. Von Ernst August Schmid.

Wohlgebohrner Herr,
Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Ew. Wohlgeb. habe ich die Ehre, ein Exemplar von einem Werkchen, das ich mit einem hiesigen geschickten Künstler unternommen habe, welches die Bildnisse denkwürdiger und berühmter Männer in Umrissen, nebst kurzen biographischen Nachrichten enthalten soll, zu übersenden. Da wir nun das zweyte Heft dieser Sammlung mit Ihrem Bildniß zu zieren wünschen; so nehme ich mir die Freyheit, Ew. Wohlgeb. gehorsamst zu bitten, daß Sie mir eine kurze Nachricht von den vornehmsten Umständen Ihres Lebens mitzutheilen die Gewogenheit haben wollen. Durch eine, wo möglich, baldige Erfüllung meiner Bitte würden Sie mich ausnehmend verbinden, weil das zweyte Heft, dem Verlangen des Verlegers zufolge, künftigen Monath erscheinen soll. Mit der lebhaftesten Verehrung verharre ich

Ew. Wohlgeb.

gehorsamster Diener
E. A. Schmid.

Weimar
d 11. Jun. 1797.

Digitized by Google

30. Von Georg Horst.

Lindheim den 3ten Juli 1797

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochzuverehrender Herr Hofrath,

Ew. Hochwohlgebohrn werden es nicht als Zudringlichkeit betrachten, daß ich es wage, Ihnen ein Exemplar von beiliegender Schrift zu überschicken. Meinen Einsichten nach sind junge Schriftsteller gewissermaßen verpflichtet, den ersten Schriftstellern der Nation von Zeit zu Zeit von ihren Bemühungen gleichsam Rechenschaft abzulegen, um, wenn ich so sagen darf, auf diese Art unter ihren Augen zu arbeiten. — Was mich insbesondere betrifft; so wage ich es zu sagen, daß ich in der unbegränzten Verehrung, welche ich von jeher für die unsterblichen Geisteswerke Ew. Hochwohlgebohrn gehegt habe, zugleich das Vertrauen finde, das mir die Kühnheit einflößt, diese Gelegenheit zu benutzen, um Ihnen aus der Fülle meines Herzens ein Wort des innigsten und feurigsten Dankes zu sagen.

In Rücksicht des Produkts, das ich Ew. Hochwohlgebohrn zu überschicken mir die Freiheit nehme, verlange ich nichts weiter, als daß es Ihnen in einer verlohrnen Stunde gefallen möge, dasselbe zu durchblättern. Unendlich glücklich würd ich mich schätzen, wenn Ew. Hochwohlgebohrn sogar geruhten, mich mit ein par Zeilen auf die Unvollkommenheiten desselben aufmerksam zu machen. Ein Tadel, und, wenn ich sie verdiene, eine kleine Ermunterung von **Schiller** — die mir gewiß beide gleich theuer sind — würden vielleicht auf ähnliche Beschäftigungen aus dem Gebiete der **ältern** Geschichte wohlthätigen Einfluß haben. Doch, vielleicht ist dieß zu viel gefodert! In diesem Falle bitte ich Ew. Hochwohlgebohrn diesen Wunsch sowohl, als die Ueberschickung dieses Versuchs auf Rechnung der hochachtungsvollsten, und, wenn mir Ihre Güte diesen Ausdruck erlaubt, zärtlichsten Ergebenheit zu setzen, die ich in den Gefühlen meines Herzens immer mit dem mir so theuren Namen Schiller verknüpft habe. Ich bin, durchdrungen von diesen Gesinnungen u. Empfindungen der reinsten und lebhaftesten Verehrung u. Ergebenheit

Ew. Hochwohlgebohrnen

ganz gehorsamster Diener
Georg Horst.

N. Meine Addreße ist: An Pfarrer Horst zu Lindheim nahe bei Hanau.

31. Von G. Decker.

Berlin, d. 22t. July 1797.

Nach dem Auftrag des Verfaßers, übersende Ewr. Wohlgeboren anbey:
Humboldts Versuche, über die gereitzte Muskel und Nervenfaser.

G. Decker.

Digitized by Google

32. Von Christian Ludwig Pfaff.

Hochwohlgeborner, Hochgelärter Hochzuvenerirendter
Herr Hofrath und Professor.

Ich nehme mir die Freyheit, Eure Hochwohlgeboren meinen neuen wißenschaftlichen Versuch gehorsamst zu überreichen, einen Versuch, welcher einen Gegenstand betrift, deßen Kentnis Hoch dieselbe nach seiner ganzen Ausdehnung besizen. Da einem jungen Manne, der, wie ich, in dem Fall ist, in Ermanglung anderer Hilfsmittel und günstiger Verhältniße, sein Glük durch etwelche Schriften begründen zu müssen, alles daran gelegen ist, seinen neuen Versuch von dem Publikum gut aufgenommen zu sehen, so wende ich mich an Eure Hochwohlgeboren mit der gehorsammsten Bitte, meine gegenwärtige Schrift gütigst recensiren, und solche dem Publikum solchermaaßen darstellen zu wollen, daß ich hoffen dürfte, mein individuelles Beste damit einigermaaßen begründet zu wißen. Welch süße Belohnung wird es für mich seyn, wenn ich das Glück haben werde, zu erfahren, daß mein geringer Versuch von Hochdenenselben mit einigem Beyfall aufgenommen worden.

Der ich das Vergnügen habe, mit der lebhaftesten Veneration zu seyn

Euer Hochwohlgeboren
gehorsammster Diener,
Christian Ludwig Pfaff, Jur Cand:
wohnhaft bey der verwittibten Professorin Schmidt.

Stuttgardt. d 30ten July. 1797.

33. Von W. Lehmann.

Barby, den 6 Aug. 1797.

Wohlgebohrner, Hochgelahrter,
HochgeEhrtester Herr Hofrath;

Ew. Wohlgeb. vergeben mir gewiß, wenn ich durch Ihren menschenfreundlichen Charakter und durch Ihr Herz bestimmt, Sie mit diesen Zeilen zu belästigen und zugleich um Ihre Güte zu bitten es wage. Ich bin seit einiger Zeit der Gehülfsprediger meines alten Oheims Krause, der als ein Greiß von 80 Jahren ganz unvermögend ist, sein Amt zu verwalten. Da er nur den geringen Gehalt von 150 Thalern genießt, ich aber ohne allem Gehalte angestellet worden, weil unsere Gemein klein und arm, der Prediger vom Hofe besoldet wird; so leide ich, da mir mein Oheim auffer freiem Tische keinen Heller zu geben vermag und auch unser kleine Ort nicht Gelegenheit darbietet, um als junger Mann mit Fleiß und Talenten zu wuchern, an den nothwendigsten Bedürfnissen

Digitized by Google

des Lebens Mangel. In dieser Hinsicht bitte und flehe ich Ew. Wohlg. als den berühmten Verf. vieler vortresl. Schriften, mich, da ich bei Gott! nicht vermag, mir nur ein Buch zu kaufen, mit einigen derselben bald gütigst zu beschenken. Ich würde zu weitläufig sein, wenn ich Ew. Wohlgeb. ein treues und wahres Gemälde meiner Noth und meines Kummers in seinen einzelnen Zügen darstellen wollte. Aus dem vorhergesagten werden Sie jedoch leicht auf die traurigste Lage meines jezigen Lebens schließen. Pflicht Liebe und Dankbarkeit fodern von mir, meinen Oheim, dem ich als eine arme vaterlose Waise meine ganze Erziehung allein verdanke, bis an seinen Todt nicht zu verlassen. Darum erwarte ich die Erfüllung meiner heißen Bitte, die Ihr Herz mir nicht versagen mag. Ich habe schon so viel von Ihren vortresl. Schriften gehört und gelesen ohne meine Wißbegirrde näher befriedigen zu können. Doch ich fürchte mit Recht Ew. Wohlg. zu beleidigen, wenn ich diesem noch etwas beifügte, ausser die aufrichtigen Gesinnungen meiner innigsten Hochachtung und Liebe, so wie der wärmsten Dankbarkeit meines Herzens, mit welchen ich mir die Ehre gebe stets zu verharren

Ew. Wohlgeb.

gehorsamer Diener
W. Lehmann, reform. Predig.

34. Von Ludwig Thilo.

Dessau, 13. August 1797.

Kömmt dieser kleine Beytrag zu Ihrem Musenalmanache nicht zu spät, und finden Sie die Sachen nicht ganz verwerflich; so ersuche ich Sie, ihn aufzunehmen. Es sind die Erstlinge eines Jünglings, der sie bei einiger Aufmunterung vielleicht bald durch beßere verdrängen wird.

Meine Adreße ist:

L. Thilo auf der Post in Deßau.

35. Von Michael Friedrich Semler.

Hochedelgebohrner und Hochgelahrter,
Insonders Hochgeehrtester Herr Professor.

Ew. Hochedelgeb. erkühne ich mich, meine moralischen Gedichte zu gefälliger Durchsicht und freymüthiger Beurtheilung gehorsamst vorzulegen. Die Bewegungsursache zu diesem Unterfangen liegt bloß in Ew. Hochedelgb. Selbst insofern, als ich Dieselben als einen großen Kenner solcher Arbeiten zu verehren Ursache habe. Ich bin Willens, diese Gedichte nächstens herauszugeben, doch bloß dann, wenn Dieselben sie des Druckes werth achten. Außerdem würde ich sie nicht dem Tageslichte,

Digitized by Google

sondern eher dem Küchenfeuer weihen. Ew. Hochedelgeb. ersuche ich also ganz ergebenst sie Dero Durchsichtigung nur nach Dero Bequemlichkeit gütigst zu würdigen, und mir dann Dero entscheidendes Urtheil unbeschwert wissend zu machen.

Sollten Ew. Hochedelgb. diese Gedichte der öffentlichen Erscheinung nicht unwerth achten: so würden Dieselben sich mich unendlich verbinden, wenn Dieselben mir zu einen billigen Verleger derselben Hochgeneigtest behülflich seyn wollten, als warum ich zugleich gehorsamst zu bitten wage. Vielleicht fände sich dieser selbst an Dero Orte. Aber ausserdem ist Dero Empfehlung gewiß vermögend, auch auswärts Buchhändler zum Verlage zu bewegen.

Alle gütige Bemühungen werde ich mit dem allerverbindlichsten Danke verehren, der ich mich überhaupt Dero gütigsten Wohlwollen bestens empfehle und mit der vollkommensten Hochachtung gegen Dero großen Verdienste jederzeit verbleibe

Ew. Hochedelgeb.

Neustadt an der Orla
den 27 Aug.
1797.

gehorsamster Diener
M. Michael Friedrich Semler,
Konrektor.

36. Von Johann Hieronymus Ernst von Wedig.

Wohlgeborner Herr
Hochzuverehrender Herr Hofrath und Professor!

Ew. Wohlgeb. ersuche ich gehorsamst, Eines oder das Andere von beigehenden Gedichten — wenn Sie dieselben einer öffentlichen Ausstellung nicht ganz unwürdig finden — in Ihren beliebten Musen Allmanach oder sonst gefälligst mit abdrukken zu lassen. Wenn ich diese wenigen Gedichte abgedrukt zu sehen wünsche, so geschiehet es vornemlich, um auf diese Weise eine weniger partheiische Beurtheilung derselben zu bekommen, als diejenige gemeiniglich zu seyn pflegt die der Dichter seinen Kindern selbst oder gute Freunde demselben machen.

Ich benuzze zugleich diese Gelegenheit Denenselben mich auf das beste zu empfehlen, und verharre mit aller der Hochachtung und Ergebenheit, die ich Ihnen und Ihren Verdiensten schuldig bin,

Ew. Wohlgeb.

ergebenster Diener
Joh. Hieronym. Ernst von Wedig.

Naumburg
den 29sten August
1797.

Digitized by Google

37. Von einem Ungenannten.

Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Vor mehreren Jahren schon folgte ich meinem Hange zur Dichtkunst. Immer aber fühlte u. bedauerte ich dabey den Mangel eines kritischen Freundes, der mir für kompetenten Richter über den Werth meiner Gedichte hätte gelten, durch seinen Tadel mich belehren, durch seinen Beyfall ermuntern können. Im Gefühl dieses Bedürfnißes wendete ich mich zwar an einen berühmten Dichter Deutschlands, der auch einige Kinder meiner Muse von Zeit zu Zeit dem Publikum vorstellte, übrigens aber mich nie einer Antwort, nie einer belehrenden Zeile würdigte. Diese sonderbare Mischung von Verachtung u. Nichtverachtung, scheuchte mich auf mehrere Jahre von ähnlichen Versuchen zurück. Indeßen — trahit sua quemque voluptas! — meine Liebe zur Poesie wirkte fort, u. erheiterte mir manchen trüben Wintertag auf dem stillen Dorfe, wo ich lebe. Allein ich mußte nun suchen, meinen Geschmack, ohne fremden Rath selbst zu bilden, so gut ich konnte. Immer belebte mich dabey der Gedanke: wie, wenn ich es dahin brächte, mancher gefühlvollen Seele, wiewohl weder ich sie, noch sie mich kennete, durch die Früchte meines Umgangs mit den Musen eine frohe Stunde des ästhetischen Genußes zu verschaffen, welch ein schöner Kranz wäre dieß! Dagegen aber warf sich oft wieder Mißtrauen gegen mein Talent, u. der Zweifel, ob es auch hinreichend sey, mich über die traurige Region der Mittelmäßigkeit zu erheben, drückend auf meine Brust, und machte, daß dann das dichterische Feuer nur fortglimmen, aber nicht fröhlich lodern konnte. Zu diesem kältenden Zweifel gesellte sich noch das Bewußtseyn der Eingeschränktheit meiner Sphäre, worin ich lebe, der Angebundenheit an dieselbe, u. des Unvermögens, durch den Anblick neuer Gegenstände der leblosen u. belebten Natur mein Herz zu erwärmen u. meine Phantasie zu bereichern. Dieß ist meine bisherige Lage. In derselben wage ichs noch einmal, einem kompetenten Richter diese zwey Gedichte zur Probe vorzulegen. Um sicher zu seyn, daß ich mich nicht irgend einer Zudringlichkeit dabey schuldig mache, bitte ich um kein besonderes Urtheil darüber, sondern wenn sie Aufnahme in Ihrem Musen Almanach finden; so will ichs als ein Zeichen ansehen, daß Sie nach Ihrem Urtheil (wärs auch nur um Einen Grad) über der Mittelmäßigkeit stehen, so wie mich der entgegengesetzte Fall belehren wird, daß ich noch nicht im Stande sey, Kennern in der Dichtkunst etwas einigermaßen Befriedigendes zu liefern.

Am 29ten Aug. 1797.

Einer Ihrer unbekannten Verehrer.

Digitized by Google

38. Von Christian Friedrich Gottlieb Thon.

Wohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Ich habe zwar die Ehre und das Glück nicht Ew: Wohlgeb. persönlich zu kennen, ob ich gleich mit Ew: Wohlgeb. schon lange einen Ort theile; — es ist daher eine große Freiheit von mir, die nahe an Unverschämtheit grenzt, Ihnen nachstehenden Antrag zu thun: — aber Noth bricht selbst eiserne Ketten. Ich würde mir diesen Schritt auch Nie verzeihen, wenn nicht iedes Blatt Ihrer unübertreflichen Schriften den Beweiß Ihrer menschenfreundlichen Gesinnungen führte und in meiner Seele das Bewußtsein ruhte, ich werde in den Augen Eines Mannes, dem iede gelebte Minute ein Monument des Nachruhms setzt, an Achtung nichts verlieren.

Geschäfte von Wichtigkeit legen mir den nothwendigen Zwang eiligst zu verreisen auf, ohne hinlängliche Mittel zu besitzen die mich in gehörigen Stande setzten. Jede Spekulation scheiterte an den Sandbänken der Unmöglichkeit, — ich muß also einen Schritt wagen, der von meiner Seite mit vieler Ueberwindung, mit großer Aufopferung verbunden und für iede Feder unbeschreiblich ist. — — Gegenwärtige Erzählung, die villeicht einige Spuren meines Fleißes trägt, so daß man mir schwerlich den Vorwurf der Fabrickenarbeit wird machen können, bestimme ich für die Horen, die gedruckt ongefähr 5 Bogen ausmachen wird. — — Wollten Ew: Wohlgeb: diese Kleinigkeit, wenn sie einigen Beifall erhält, gegen 2 Luisd'or oder weniger annehmen? — Sie reißen mich aus einer schrecklichen Verlegenheit und befördern meinen Zweck zu reisen; — ich werde meine Geschäfte verrichten können und in iedem Verhältniße meine unbegrenzte Dankbarkeit Ihnen schuldig sein.

Nur derienige kann sich meine fürchterliche Lage ganz denken, wem ie Noth einen ähnlichen Streich spielte, ie das drückende Gefühl des Mangels auf gleiche Weise bestürmte, — ich kann daher auch Verzeihung hoffen. — — Wenige Blicke Ihres Kenner Auges werden schon hinreichend sein, über diese Beilage ein Urtheil zu fällen, einen Entschluß zu faßen, wovon die Entscheidung meines Schicksals abhängen wierd. —

Noch einmal bitt ich um Verzeihung dieses gewagten Schrittes und binn mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew: Wohlgeb.

gehorsamster Diener

Jena den 1ten Oktobr. 1797.

F. Thon.

Digitized by Google

39. Von Ignaz Ferdinand Arnold.

Hochedelgebohrner!
Insonders Hochzuverehrender Herr Hofrath.

Verzeihen Sie dem Kühnen, der es wagt Sie mit diesen Zeilen zu belästigen —. Aber der Drang der mich unaufhaltsam zu dem Mann hinzieht, der mein Herz durch seine grosen Geisteswerke einnahm, läßt mich von Ew. Hochedelgebohren, Entschuldigung und Verzeihung meines vielleicht zu kühnen Schrittes erwarten. Ich las Ihre herrlichen Werke, sie rührten, und entzückten mein Herz — sie bildeten meinen Geist — sie verschafften mir Beruhigung, und Nahrung für meine Seele, werden Sie also nicht ungehalten, wenn ich mich erkühne, in diesen Zeilen einen schwachen Abzug Ihnen zu geben, was ich längstens gegen Sie, in meiner Seele tiefer empfand! bei meinen Studien die beständig Ausbildung des Geistes und Besserung des Herzens zum Vorwurf hatten, und wo ich die mehrste Nahrung in der dichtenden Kunst fand, — waren Sie der Mann den ich mir zum Muster wählte! und ich binn gewiß, daß ich mir zu meiner Wahl Glück wünschen kann — Ich las Ihre Schriften, und suchte mich so vil mir immer möglich war, nach selben zu bilden, Ich nahm mir die Freiheit, Ihnen in diesen Zeilen, wie wohl als unbekanter, meinen herzigsten heisesten Dank abzustatten, für all das Viele gute, daß Ihre unvergleichlichen Schriften mir gaben, in so reichen Maase gaben —. Nehmen Sie meine herzliche Ergebenheit, meine tiefste Hochachtung — die ich Ihnen als meinem Lehrer durch Ihre Werke schuldig binn, willig — gefälligst hinn —. Ich verbinde eine kleine — villeicht für mich zu kühne und dreiste Bitte, mit diesen Zeilen: Ich habe einige Gedichte gemacht, die freilich noch den Anfänger verrathen, aber, wie ich mir — schmeichle nicht übel sind — dürfte ich mir wohl von Ihnen die Gütigkeit erbitten, mir zu erlauben, eines in Ihre Hooren einzusenden? indem ich wünsche den ersten Schritt, den ich ins Publikum thue, durch Sie, und an Ihrer Hand, thun zu dürfen!

Ich würde mir die Freiheit genommen haben, eines dieser Gedichte beigelegt zu haben, allein es schien mir theils für den ersten Schritt zu Ihnen Verehrungswürdigster! zu dreist. Dann wüste ich auch nicht, ob es einem jeden erlaubt sey, Einsendungen in die Horen zu liefern — Bis ich deshalb von Ihnen, gütigst bestimmtere Antwort erhalten hätte — welche ich mir hiemit gehorsamst zu erbitten erkühne — worauf ich nicht ermangeln werde, die bestimmten Gedichte zu überschikken —. Bis zu einer gütigen Resoluzion von Ihnen, verharre ich in aller Ergebenheit

Dero

Ergebenster Diener

Erfurth den 15 Octob. 1797. J. F. Arnold. Doct. jur.

Digitized by Google

40. Erhard Christian Eccard an Cotta.

Emmendigen, den 27. Nov. 1797.

Ich habe Ihnen, mein Hochgeschäzter Herr, unter dem 20ten Mai d. J., acht Gedichte für den Schillerischen Musenalmanach f. 98, mit der Bitte um Ihre gleichbaldige gefällige Uebersendung an den verehrungswürdigen Liebling der Musen, zugeschikt, worauf ich von Ihnen, unter dem 26ten Mai die Antwort erhielt: „Die Gedichte haben wir an H. Hofrath Schiller eingeschikt, u. zweifeln nicht, daß sie nicht mit Dank werden aufgenommen werden." — Ich selbst hoffte ihre Aufnahme unbezweifelt, indem ich sie deren nicht für unwürdig hielt, u. glaubte, daß sich die übrigen Beiträge der Gesellschaft der meinigen nicht schämen dürften, ohne eben deswegen mich blos auf diesen Glauben durch poetischen Egoismus u. zu zärtliche Vaterliebe leiten zu lassen. Ein solcher Glaube ist auch mit der, immer so gut kleidenden, Bescheidenheit keinesweges im Streite, u. verträgt sich sehr wohl mit der Ueberzeugung, daß man noch auf das Gepräge der Vollendung nicht stolz sein dürfe. — Ich wurde aber in dieser meiner Hoffnung, nach welcher ich, wo nicht für alle, doch für die mehresten der Ihnen zugesandten Beiträge mir die Aufnahme zuverläßig versprach, getäuscht, indem ich auch nicht ein einziges meiner Gedichte aufgenommen finde, von denen ich doch unmögl. glauben kann, daß sie der Herausgeber des Almanachs zu spät für die Aufnahme erhalten habe, da ich Ihnen solche bereits im Mai, u. also zeitig genug zusandte.

Ich bitte Sie nun hierdurch um die Gefälligkeit, bei dem H. Hofrath Schiller deshalb sich zu erkundigen, u. ihn, unter der Versicherung meiner wärmsten Verehrung u. aller Entfernung von lästiger Zudringlichkeit, der Niemand mehr gram sein kann als ich, zu fragen, ob er geneigt sei, meine erhaltenen Gedichte nun in dem Almanache für 1799 auftreten zu laßen? Zugleich bitte ich Sie, ihm zu melden, daß ich es mit dem verbindlichsten Danke als Huld erkennen würde, wenn er ihnen, wo er es nöthig fände, noch seine geschmakvolle glättende Feile wollte angedeihen laßen. Ich wünschte aber hierüber baldigste Nachricht von Ihnen zu erhalten, um, im Fall sich H. Hofrath Schiller hierzu abgeneigt fände, weiters über die befragten Gedichte schalten zu können. Ich bitte Sie daher, sogleich deshalb gefälligst an ihm zu schreiben, u. ihn um baldigste Antwort zu ersuchen.

Sie versprachen mir vor einiger Zeit Ihre neuesten Kataloge portofrei zu übersenden, um meine Bedürfniße daraus von Ihnen verschreiben zu können. Ich habe aber bisher vergebens darauf gewartet. Da Ihnen nun die Versendungen der neuesten Weltkunde, von der ich Ihnen die vorläufige Versicherung geben kann, daß sich in unsrer Gegend gewiß sehr viele Liebhaber dazu finden werden, die schönste Gelegenheit zum

portofreien Beischluß Ihrer Kataloge geben, so bitte ich Sie, diese Gelegenheit für mich zu benutzen.

In zuversichtlicher Erwartung Ihrer baldigsten gefälligen Antwort habe ich die Ehre, mit aller Hochachtung zu sein

Ihr

gehorsamster Diener
E. C. Eccard, Pfarrer.

41. Von F. Lasaulx.

Coblenz den 28ten Dezember 97.

Mein Herr!

Mehr im Vertrauen auf ihre Nachsicht und auf die Wichtigkeit des Stoffes als auf ihre Korrectheit überschicke ich ihnen inliegende Aufsätze zum Einrücken in die Horen. Sollten sie aber würklich keine Stelle in denselben verdienen oder wenn sie villeicht darin zu finden glauben, daß ich Anlage habe, ein schlechter Reimer zu werden so würden sie mich außerordentlich verbinden, mich durch eine Zeile von ihrer Hand davon zu benachrichtigen. Das Urtheil des Mannes, auf den Deutschland so viel Ursache hat, stolz zu sein, wird hinreichen, mich alle meine Poesien ins Feuer werfen zu machen, und so die Welt von einem so lästigen Geschöpfe, als ein elender Versifex ist, zu befreien.

Ich hoffe nicht, mich zu betrügen wenn ich erwarte, dieses mein Zutrauen durch eine Zeile von ihrer Hand belohnt zu sehn, wenigstens laßen sie sich nicht durch die Furcht abhalten, mich durch ein Urtheil zu beleidigen, worauf ich längst gefaßt war.

Gruß und Hochachtung.

F. Lasaulx
No 402 zu Coblenz.

42. Von Johann Gottfried Schweighäuser.

Wertheſter Herr Hof Rath

Ich erkühne mich Ihnen eine kleine Würdigung von Göthes Herrmann zu überschiken, der ich mehr Gründlichkeit hätte geben können, wenn ich damals schon die Recension in der A. L. Z. woran ich Ihre Feder zu erkennen glaube, gekannt hätte. Ich freue mich jedoch einiges geahndet zu haben was dort so schön entwickelt ist. Gerne würde ich dazu beytragen um in der jezigen allgemeinen Regsamkeit meiner Nation derselben deutschen Geschmack und Genie kennen zu lehren. Ich wünschte einst im Stande zu seyn aus Ihren ästhetischen Schriften für Frankreich ein ganzes zu bilden. Ich suche mich durch philosophisches Studium der Alten und neueren zu einer allgemeinen Übersicht der Literatur vorzu-

Digitized by Google

bereiten. Bey erster Gelegenheit werde ich suchen im Magasin Encyclopedique eine Schilderung Ihrer vornehmsten Werke zu entwerfen. Könnten Sie mir hiezu oder zu andern der Verbindung beyder Nationen wichtigen Gegenständen einige Materialien liefern — so würden Sie der literarischen unsichtbaren Kirche einen Dienst leisten, und mir Gelegenheit geben meinen für die Fortschritte der Wissenschaften unermüdeten Freund Millin zu verbinden.

Verzeyhen Sie meine Freyheit, ich hoffe einst Ihrer Nation und der meinigen Beweise meines Eyfers für die Literatur zu geben, welche mich mehr als Worte entschuldigen werden.

Ich kann nicht umhin Ihnen noch meinen Dank für den Genuß zu bezeugen den mir so manche Ihrer rührenden Gedichte gewährten. Meine schüchterne Muse wurde durch dieselben zu einigen Versuchen geweckt die ich oft alle dem Feuer zu übergeben in Versuchung bin wenn ich zu jenen hohen Urbildern zurückkehre.

Ihr ergebenster

M. Schweighäuser.

Wenn Sie mich mit irgend einer Antwort beehren wollten, so könnte dieß durch H. Cotta in Tübingen geschehen.

Strasburg den 8ten Aprill 1798.

43. Von Erhard Christian Eccard.

Verehrungswürdiger Herr Hofrath,

Unter dem 20. Mai v. J. sandte ich an die Cottasche Buchhandlung zu Tübingen die auf beiliegendem Blättchen verzeichneten Gedichte mit der Bitte, solche unverzüglich an Euer Wohlgebornen für Ihren Almanach für 98. zu übersenden. Ich erhielt hierauf die hier beigeschloßene Antwort, daß solche sogleich an Sie abgegangen seien. Da ich nun kein einziges dieser Gedichte aufgenommen fand, so vermuthe ich, daß solche für die Aufnahme wohl zu spät bei Ihnen eingetroffen sein dürften, zumal da der diesjährige Almanach weitfrüher, als seine Vorgänger, erschien. Irre ich mich in dieser Vermuthung nicht, u. finden Sie meine Gedichte Ihres Almanachs würdig, so bitte ich solche nebst dem hier beiliegenden Sonnet in dem nächsten Jahrgang deßelben gefälligst aufzunehmen. Haben meine Gedichte das Glück, mit Ihrem Beifalle beehrt zu werden, so werde ich Ihnen für die Zukunft immer zeitig genug Beiträge für Ihren Almanach zusenden, u. mich dann freuen, wie ihre Aufnahme mir sagt, daß Ihnen die Versuche meiner Muse nicht misfielen. Dies wird mir dann die größte Ermunterung sein, nach immer größerer Reinheit, Energie u. Vollendung zu ringen!

Digitized by Google

Ich bitte Sie die Versicherung meiner innigsten Verehrung anzunehmen, mit der ich die Ehre habe zu sein

Eurer Wohlgebornen

gehorsamster Diener
E. C. Eccard.
Pfarrer.

Emendingen, (im Breisgau)
d. 26. April, 1798.

N. S. Dieser Brief geht frei bis nach Leipzig, durch Einschluß an die Voßische Buchhandlung.

Ich würde Ihnen iezt mehrere Beiträge senden, wenn ich mir nicht mit der Hoffnung schmeichelte, daß Sie die Ihnen voriges Jahr gesandten nun auch gütigst aufnehmen werden.

44. Von Friedrich Herrman.

Wohlgeborner Herr,
Hochzuverehrender Herr Hofrath,

Ew. Wohlgeb. würden unmöglich der grose Beförderer der Humanität unter den Deutschen geworden seyn, wenn nicht Ihr eignes Herz von den Reizen dieser Himmelstochter gerührt gewesen wäre. Fest von dieser Wahrheit überzeugt wagt es, Vertrauter des Wahren und Guten und Schönen, ein junger Mann, Verzeihung von Ihnen zu hoffen, wenn er in Ihre des Erfreuens gewohnte Hände sein Glück und das Wohl einer darbenden Familie legt.

Zwei Jahre sind verfloßen, da ich die Ehre hatte an der hiesigen Rathsfreischule — bekanntlich einer der vorzüglichsten Erziehungsanstalten für den Bürger — angestellt, und in die damit verbundene pädagogische Societät als Mitglied aufgenommen zu werden. Erdbeschreibung Statistik (Wissenschaften, die ich nebst den alten Sprachen mit dem sorgsamsten Fleise betrieben, und gröstentheils aus den Quellen selbst studiert habe,) Universal- und Staatengeschichte, Naturbeschreibung, die ich nach Blumenbachs System erlernte, und Kopfrechnen waren die Fächer, in welchen man mich arbeiten lies. Sie boten mir Gelegenheit dar, durch Katechisiren Begriffe zu entwikkeln, einige Blikke in Kinderseelen zu thun, und die Behandlungsart nach den individuellen Anlagen zu modificiren, kurz, mich einigermasen zum psychologischen Erzieher zu bilden.

Da nun aber die Aussichten, welche mich zur Zeit für meine Bemühungen schadlos halten müßen, erst in sechs bis acht Jahren in Erfüllung gehen dürften, und ich dadurch abgehalten werde, greise Aeltern ruhig zum Grabe zu leiten: so wage ich, ermuntert durch das Beispiel meines Freundes, des Herrn M. Fischer, an Ew. Wohlgeb. die gehorsamste Bitte, mich für eins von den genannten Fächern Ihrem grosen und edlen Freunde, Hern Mounier, in Vorschlag zu bringen.

Digitized by Google

Vielleicht dürfte ich demselben, da sein Institut vorzüglich auch für junge Britten berechnet ist, und ich sowol im Englisch- als Französischsprechen einige Fertigkeit erlangt habe, nicht ganz unwillkommen seyn. Certifikate meiner Sittlichkeit sowol, als des Grads von Brauchbarkeit, welchen ich mir zutrauen darf, würde ich Ihnen nicht nur vom Domherrn, Herrn D. Rosenmüller, und dem Freischulendirektor, Herrn Plato, beibringen, sondern auch mein unvergeßlicher Lehrer, Herr Professor Ilgen in Jena würde sie Ihnen geben. Auch dürften die Recensionen, welche meine zur Zeit erschienenen Kinderschriften erhalten haben, dazu dienen.

Wie sehr fühlt sich mein Herz durch die Uiberzeugung, keine Fehlbitte an Sie zu thun, erhoben! Wie sehr wünscht es, Sie Beglükker nennen, Ihnen das Opfer seines Danks darbringen zu dürfen!

Weit entfernt von der Unbescheidenheit, Sie um Auskunft wegen des Erfolgs Ihrer menschenfreundlichen Bemühung zu bitten — wodurch ich Ihnen nur Ihre kostbare Zeit rauben, und das Glück meiner Zeitgenossen, durch Ihr hohes Verdienst den feinern Schönheitssinn künftiger Generationen unserm Zeitalter zugeeignet zu sehen, um einige Augenblikke verschieben würde — wird blos Ihr flüchtiges Ja oder Nein, das Sie ganz gewiß auf eine oder die andre Weise an mich in die Rathsfreischule gelangen lassen werden, ein Glück für mich seyn, dessen ich mich durch Beweise der tiefsten Ehrfurcht einigermasen werth zu machen [suchen] werde, mit welcher ich verharre,

Hochzuverehrender Herr Hofrath,
Ew. Wohlgeb.

Leipzig am 7. Mai 1798

gehorsamster Diener
Friedrich Herrman.

45. Von Freiherrn von Münchhausen.

An Schiller.

Ist mein Gewand dir vornehm genug, so gönne dem Layen
Auch ein Plätzchen am Tisch' in dem Hause der Herrn:
Sey es bey Musen, bey Horen! wenn Götter auch Menschen noch dulden,
Heißt man mich sitzen — wo nicht —, bleib' ich auch willig zu Haus.

Windecken bey Hanau
12. Wonnemondes 1798

Freyh. v. Münchhausen
hessischer Hauptmann, im Jägercorps.

46. Von Ludwig Thilo.

Dessau d. 23 st Mai 1798.

Ich nahm mir vorigen Sommer die Freiheit, Ew. Wohlgeborn einige Gedichte zu übersenden von denen Sie vielleicht eins als einen

Digitized by Google

Versuch nicht ganz unwerth fänden, in Ihrem Musenalmanache aufgenommen zu werden. War wirklich keins der Art darunter, oder waren sie zu spät eingesandt, genug in den Musenalmanach war keins davon eingerückt, was mir jetzt in der That aus mehreren Ursachen sehr lieb ist. Vielleicht finden Sie die gegenwärtigen nicht ganz so verwerflich; sollte ich meine Hofnung aber auch im nächsten Musenalmanach getäuscht finden, so muß ich es als einen Beweis ansehen, daß Ihnen meine Dreistigkeit beschwerlich gewesen ist.

Ich empfehle mich Ew. Wohlgeborn.

L. Thilo.

47. Von Lebrecht Noeller.

Dresden d. 6 Juny 798.

Ohne einen litterarischen Namen zu besitzen, ohne selbst seiner dichterischen Blümchen eins noch über den engen Kreis einiger Vertrauten verpflanzt zu haben, wagt es der Verfaßer innliegender Kleinigkeiten diese einem der gefeyertsten Priester der Musen vorzulegen. Aufgewachsen unter den Händen meist solcher Lehrer, denen deutsche Dichtkunst ein Aergerniß und die Meisterwerke derselben ein tönendes Erz und eine klingende Schelle waren, vernahm er nichts von den harmonschen Lehren der Dichtkunst, aber sein Herz und seine Phantasie machten ihn frühe schon zum Dichter. Schüchtern und überzeugt von der Unvollkommenheit seiner kleinen Gesänge, wagte er bisher es nicht, etwas davon bekannt werden zu lassen, so oft und so sehr ihn auch der, gewiß partheyische, Beyfall seiner Freunde dazu aufforderte.

Sollte Etwas von wahrhaft dichterischem Geiste würklich aus seinen Versuchen wehen; sollten diese Blümchen der Entstammung aus den Garten der hehren Helikoniden nicht ganz unwerth seyn; wäre das Feuer, das sie hervorrief, nicht ein künstliches, sondern ein Funke von der Flamme wahrer Begeisterung gewesen — o so darf der Dichter gewiß die Bitte an den edlen Herausgeber der Horen und des Tübinger Musen Allmanachs wagen, daß derselbe diesen anspruchlosen Blümchen irgend ein Plätzchen in ihnen vergönnen [möge]. Unter solchen Schutze würden die Schüchternen eher es wagen, vor die Augen des Launenvollen Publikums zu treten, und — das Veilchen hat auch unter Rosen, Liljen und andern Blumen höherer Art einiges Verdienst, wäre es auch nur das der Bescheidenheit und des Bewußtseyns seiner Unvollkommenheit.

Lebrecht Noeller
Notarius.

Digitized by Google

48. Von Ludwig Heinrich Schelver.

Osnabrück d 6 Junius 1798.

Wolgeborner,
Hochzuverehrender Herr Hofrath,

Ich nehme mir die Freiheit Euer Wolgeborn einige poetische Versuche für Ihren künftigjährigen Musenalmanach zu überschicken. Es würde mir zu einer besondern Ehre gereichen, wenn Euer Wolgeborn Sie der Aufnahme würdig hielten. Diese Ehre würde mich zugleich aufmuntern, mir Ihre geneigte Aufmerksamkeit künftig durch immer noch beßere Versuche zu verdienen.

Ich bin mit wahrer Hochachtung
Euer Wolgeborn
ergebenster Diener
L. H. Schelver, Advokat.

49. Von Johann Georg Friedrich Messerschmid.

Wohlgebohrner,
Hochgeehrtester Herr Hofrath!

Mit einer noch nie gefühlten Schüchternheit ergreife ich die Feder, um vielleicht einige Blicke Ew. Wohlgeb. auf eine Kleinigkeit zu ziehen, die freylich in meinen Augen interessanter ist, als in den Ihrigen. — So sehr es meiner Eitelkeit schmeichelt, und so verführerisch es auch für meine Einbildungskraft wird, mich einem Manne zu nahen, der mit fast unglaublicher Macht auf meine Jugend gewirkt hat, und in welchem der gebildete Teil der Nation seinen geistigen Wohlthäter verehrt, so wird es mir doch nicht schwer werden, Ew. Wohlgeb. mit einem Weihrauche zu verschonen, den Sie nicht brauchen, und mit einem Briefe dessen Korpulenz Ihnen einen Theil Ihrer kostbaren Zeit rauben würde.

Nach dieser Erklärung wage ich es, Ew. Wohlgeb. mit einem leisen Wunsche bekannt zu machen, dessen nachsichtsvolle Erfüllung eine der lachendsten Aufforderungen seyn dürfte, mich für eine bessere Zukunft dem Dienste der freundlichen Musen hinzugeben. Leider! lebe ich unter Verhältnissen, die mich theils von dem Genusse genialischer Kunstwerke, theils von selbsteigenen Ergiessungen des Geistes mit einer Kälte zurückschrecken, die bey der uninteressirten Neigung für das Schöne, die sich von jeher meiner bemächtigt hat, eben nicht trostreich für mich ist. Diese Verhältnisse haben zwar meine Energie (wenn ich so sprechen darf) nicht unterdrücken können; aber ich muß einen Sprung thun, um mich von dem kalten Boden zu entfernen, in welchem nie Blumen gedeihen können. Ob mir dieser Sprung geglückt ist, bleibe Ew. Wohlgeb. Endscheidung überlassen, wenn Sie die Güte gehabt haben, beyliegende Gedichte einer flüchtigen

Digitized by Google

Aufmerksamkeit zu würdigen. Hieran schließt sich die kühne Bitte an Ew. Wohlgeb. diesen Spielen der Fantasie in Ihrem Musenalmanache für das Jahr 1799. einen Platz einzuräumen; jedoch wird es mich auch gar nicht befremden, wenn es Ew. Wohlgeb. gefallen sollte, weder in erwähntem Musenalmanache, noch in den Horen Gebrauch davon zu machen, da ich sehr wohl weiß, daß diese Institute nicht für jugendliche Versuche geeignet sind.

Es würde unbescheiden seyn, noch Etwas hinzuzusetzen; aber nöthig ist es, Ew. Wohlgeb. wegen der Schwatzhaftigkeit um Vergebung zu bitten, mit der ich Sie von meinem Ich unterhalten habe. — — Ich habe das nicht gemeine Vergnügen, mit liebender Hochachtung zu seyn.

Ew. Wohlgebohrnen

Verehrer und Diener

Johann Georg Friedrich Messerschmid. d. Rechte Cand.

(wohnhaft auf der Fleischergasse nr. 213)

Leipzig
am 6. Junius 1798.

50. Von Albrecht Kochen.

Leipzig, den 7ten Junius 1798.

Wohlgeborner, Hochgeehrtester Herr Hofrath,

Ew. Wolgeb. verzeihen mir einen Schritt, den ich vielleicht zu früh wage, der mir aber auch bey Ihrer gütigen Zurechtweisung immer ein lehrendes Mahl meiner ersten Verirrung der Art seyn wird.

Ich übersende Ihnen einige, dem Auge des unsanften Kritikers vielleicht gleichgültige, wo nicht selbst dem sanfteren und nachsichtsvollen ganz unbedeutende Produkte meiner jugendlichen Laune. Gesezt, daß deren Werth auch nur in der ersten Erprobung meiner Kräfte und in der ihr nachfolgenden Nutzanwendung läge, so würde ich mich schon beruhigt fühlen. Ihre zweyte Bestimmung aber bleibt Ew. Wolgeb. eigenen Urtheile überlaßen, von dem es allein abhangen wird, ob diese jungen Knospen, wenn gleich nur statt des Blüthen- und Bindebandes Ihrer jährlichen Blumenguirlande dienen mögen.

Mit dem Wunsche, mir dieselben bey völliger Untauglichkeit zurückzusenden, verbinde ich die Versicherung, daß ich Sie ungemein schätze und hochachte.

Ew. Wolgeb.

ganz ergebenster Diener

Albrecht Kochen

Num. 397 in der Reichsstraße.

Digitized by Google

51. Von Ludwig August Eberhard.

Leipzig d. 8 Juny 1798

Verehrungswürdigster!

Schüchtern wage ich es einem Manne, auf den sein Zeitalter stolz ist, einige dichterische Versuche zu überschicken. Mistrauisch gegen die nachsichtige Beurtheilung einiger Freunde, überlaße ich es Ihrer Entscheidung ob diese Proben einen Plaz, in Ihrem künftigen Musenalmanach verdienen. Ihre Nachsicht wird mich ermuntern nach höherer Vollkommenheit zu streben; Ihr Tadel wird mich warnen einer Muse zu opfern, die mir ihre Gunst versagte.

Sollte dies letztere der Fall seyn, so bitte ich, (da Schüchternheit mir verbietet Ihnen meinen wahren Namen zu sagen) die Inlage an

Ludwig August Eberhard der Rechte St.

abzugeben in der von Klerfeldschen Buchhandlung in Leipzig

zurückzusenden. Würdigen Sie diese Kleinigkeiten eines Abdrucks, so bitte ich sie mit den Buchstaben L. A. E. (aber mit sämmtlichen) zu unterzeichnen.

Wie sehr die Kühnheit meiner Bitte Ihrer Verzeihung bedarf, sehe ich wohl ein; — der Trieb nach Wahrheit, u. sey sie auch bitter, mag mich bey Ihnen entschuldigen.

Ich würde es für strafwürdig halten durch ein längeres Schreiben Ihrer Thätigkeit Stunden zu entreißen, die der Gegenwart u. Nachwelt so unendlich kostbar sind, u. schließe daher mit unbegränzter Verehrung als

Ihr

unterthänigster

L. A. Eberhard

der Rechte Stud.

52. Von Ludwig Heinrich Schelver.

Osnabrück d. 25. Jul. 1798

Wolgeborner,

Hochzuverehrender Herr Hofrath,

Vor einiger Zeit nahm ich mir die Freiheit Euer Wolgeb. einige Gedichte zum beliebigen Gebrauch für Ihren Musenalmanach zu überschicken. Sollten diese Gedichte die Ehre haben, von Euer Wolgeb. der Aufnahme würdig gehalten zu werden, so bitte ich mir die Freiheit aus, Ihnen zu zweien derselben die Musik präsentiren zu dürfen. Zur Empfehlung dieser Musik dient, daß der Komponist ein deportirter französ. Priester ist, der erst seit ein paar Jahren hier auf dem Lande sich aufhält, und doch schon so große Fortschritte in der deutschen Sprache gemacht hat, daß er nicht allein in derselben predigt und richtig pro-

Digitized by Google

nunziirt, sondern auch mehrere Gedichte von Bürger, Voß, Höltj und unter andern auch Ihr allgemein bewundertes Lied an die Freude mit vielem Glücke, wie mehrere Kenner versichern, in Musik gesetzt hat. — Er wird sich künftig dem musikalischen Publikum näher bekannt machen. — — Ich bin mit wahrer Hochachtung

Euer Wolgeborn
ergebenster Diener
L. H. Schelver,
Advokat.

53. Von Johann Friedrich Baumann.

Hoch-Wohlgebohrner Herr!
Hochgeehrtester Herr Geheime Rath

Die Musen u. die Göttin der Gerechtigkeit harmoniren wohl im geringsten nicht zusammen u. auffallend ist es allerdings daß ein Diener dieser finstren gestrengen Matrone, ein Verehrer jener schönen Schwestern ist; Es wird daher Ew. Hochwohlgebohren wahrscheinlich ein wenig befremden, wenn Ew. Hoch-Wohlgebohren meinen unter meiner Namens Unterschrift befindlichen Charakter lesen, wie ich der Verfaßer dieser Gedichte seyn könne; indeß ich bin Dichter; freilich als Diener der Gerechtigkeit ward ich es nicht, dies wäre wohl eine wiedernatürliche Erscheinung; Ich ward es vielmehr schon vorher; da ich aber nach der preußischen Verfassung befürchten mußte, daß mir der Dichterruf beym künftigen Avancement in meinem Fach nachtheilig seyn könne, so rükte ich bis jezt nur mit wenigen meiner Sachen hervor, u. selbst dies Wenige stellte ich nur mit der Hülle des Incognitos umgeben dem Auge des Publikum dar, welches ich auch jezt thue, wie Ew. Hochwohlgeb. pag 9 in der Anlage bemerken werden. Ich bin nun so frei von meinen Gedichten jezt folgende nehmlich

1) Die Vater u. Mutterfreuden, eine Ode im 2ten asklepiadischen Sylbenmaaße :| von 106 Versen |: :| 213 Strophen |:
2) an die künftige Gattin Lied :| im deutschen Sylbenmaaße |:
3) Mondlied
4) Die Ruhe eine poetische Variation
5) An den Oberstwachtmeister v. K—rr. Hymens Feier
6) Trenungsfantasien.

an Selma

Ew. Hochwohlgebohren als dem Verleger des bekannten den Namen Ew. Hochwohlgebohren führenden Musenalmanach gegen das gewöhnliche Honorarium ergebenst anzubiethen. Es ist noch keines von ihnen bisher im Publico erschienen. —

Digitized by Google

Von den Gedichten selbst sage ich kein Wort; denn ein Meister muß nie von seinen Werken reden u. ich glaube daß ein Künstler wenn er ein grosses Gerede von seinem Kunstprodukt macht dadurch zum Marktschreyer herabsinkt. — Ich begnüge mich blos anzuführen daß mit der anbei angelegenen „Die Vater und Mutterfreuden" betitelten Ode eine von mir auf den Krönungstag Sr. Kön. Majestät v. Preußen gedichtete Ode, welche von E. Kön. Akademie der Wißenschaften mit Beyfall aufgenommen worden, zu gleicher Zeit verfaßt wurde. Das an mich von der Akademie der Wissenschaften, u. zwar von dem int. Director derselben dem H. Merian an mich gerichtete Schreiben rüke ich hier wörtlich ein, und es wird nächstens, jedoch mit Weglaßung meines Nammens, in den Zeitungen bekannt gemacht werden. —

„Unsre Academie hat Ihre Ode auf den Krönnungstag nebst Ihrem Schreiben richtig erhalten und mir aufgetragen Ew. Hochedelgebohren für das angenehme Geschenk Ihren Dank abzustatten. Die 10 Exemplare der Ode sind in unsrer gestrigen Sitzung vertheilt worden. Sie werden sich leicht vorstellen, daß eine Gesellschaft wie die unsrige weit entfernt ist es übel zu deuten, wenn nach Verrichtung Ihrer wichtigen Geschäfte Ew. Hochedelgebohren Ihre Erholungsstunden denen Musen widmen, wovon wir Ihnen im Gegentheil ferneren glücklichen Erfolg wünschen. Ich verbleibe mit vieler Hochachtung

Ew. Hoch Edelgebohren
ergebenster Diener
Merian
int. Director u. wirkl. Sekretair
der Kön. Academie der Wissenschaften
zu Berlin"

Berlin, 3ten August
1796

Die Academie hat, welches ich in Ansehung der Unterschrift bemerken muß seit dem Tode des Grafen u. Ministers Herzberg keinen wirklichen Director.

Ich schmeichle mich daß meine Poesien das Glück haben werden, dem ersten Dichter Deutschlands zu gefallen; der Beyfall Ew. Hochwohlgebohren sowie auch die den Zeitaufwand vergeltende Belohnung wird mich aufmuntern ferner meine Nebenstunden dem Umgang mit den schönen Schwestern zu widmen. Dahier in diesem Lande Alles fast einen so traurigen Anstrich hat und meine jetzige Fachbeschäftigung so melancholisch ist, so muß man sich mitunter, wenn es möglich ist durch die Beschäftigung des Witzes u. der Fantasie aufheitern, damit wenigstens zu weilen ein milder Mondstral das düstere Nachtstück beleuchte — Voll von dem Gedanken, daß meine Gedichte eine gute Aufnahme finden u mich Ew. Hoch Wohlgebohren mit einer geneigten Antwort baldmöglichst beehren werden Verharre ich mit der vorzüglichsten Werthschätzung

Digitized by Google

Ew. Hochwohlgebohren

ganz ergebenster Diener
Joh. Friedr. Baumann,
Criminalaſſeſſor.

Bielok bey Bialyſtok
Neu Oſtpreußen
d. 16ten Septbr. 1798

54. Von Michael Friedrich Semler.

Wohlgebohrner und Hochgelahrter,
Hochzuverehrender Herr Hofrath,

Ew. Wohlgeb. habe ich Urſache, wegen eines Verſehens in Anſehung meiner Denenſelben überſandten moraliſchen Gedichte um gütigſte Verzeihung gehorſamſt zubitten. Als ich das Urtheil Ew. Wohlgeb über dieſe geleſen hatte, warf ich im Vertrauen auf das Wahre deſſelben ſie ſogleich auf die Seite. Vor Kurzem aber ſuche ich etwas unter meinen Papieren, und kriege ein Mſcpt von dieſen Gedichten in die Hände. Ich betrachte es genau, und entdecke, daß es das letzte von mir verbeſſerte iſt; und ich mich alſo vergriffen und Denenſelben ein falſches überſchicket habe. Ew. Wohlgeb. erſuche ich daher gehorſamſt, mir gütigſt zu verzeihen, daß ich Dieſelben mit der Durchleſung eines noch ſo fehlervollen Mſcripts beſchweret habe. Um ſo viel mehr erkenne ich aber auch meine Pflicht, Denenſelben für dieſe verurſachte unangenehme Bemühung auf das verbindlichſte zu danken. Uebrigens wage ich es nicht, Ew. Wohlgeb. mit der Beurtheilung des gebeſſerten Mſcripts aufs neue zu beläſtigen, ſo gern ich mir dieſe gewünſchet hätte, ſondern ich empfehle mich nur noch Dero Hochgeneigteſtem Wohlwollen ehrerbietigſt, der ich mit vollkommenſter Hochachtung jederzeit verbleibe

Ew. Wohlgeb.

gehorſamſter Diener
M. Michael Friedrich Semler,
Konr.

Neuſtadt an der Orla,
den 29 Septbr 1798.

55. Von Friedrich Auguſt Landvoigt.

Weißenfels, den 13ten Oktober, 1798.

Ich nehme mir, Verehrungswürdiger Herr Hofrath, die Freyheit, Ihnen ein kleines poetiſches Product zu überſchicken. Meine Verhältniſſe als Hauslehrer oder als Freund veranlaſſen mich bisweilen, für den engen Kreis einer Familie, oder auch nur für einen einzelnen Leſer zu dichten; Veranlaßungen ſolcher Art und dieſes kleine Publicum haben mir immer genügt, eine gewiſſermaaßen natürliche Neigung zur Poeſie, die durch andre Beſchäftigungen und Pflichten nicht ganz verdrängt worden iſt, ſo wie meinen ganzen Ehrgeiz zu befriedigen. Endlich

Digitized by Google

fand sich eine Gelegenheit, bey der ich einigen Reiz empfand, mich mit meinen Versen über diesen Zirkel hinaus zu wagen. Wenn es Tadel verdient, daß ich einer solchen Versuchung nachgebe: so möchte sich doch bey keiner andern Gelegenheit ein so guter Entschuldigungsgrund dafür finden laßen; darum habe ich eine kleine Thorheit, die wenigstens kein Verbrechen ist, lieber zur bequemsten Zeit begehen, als gänzlich unversucht lassen wollen. Ich ward gebeten, zu einem Familienfeste ein Lied auf die Melodie Ihres Hymnus an die Freude zu machen; dieser Auftrag war mir doppelt willkommen. Die Wahl eines dazu passenden allgemeinen Thema's entfernte die engen localen Beziehungen, die schon an sich ein Gelegenheitsgedicht außer dem Zirkel, für den es geschrieben ist, so leicht unverständlich und uninteressant machen. Ich erinnerte mich, daß die Götter uns nicht verschmähen, wenn wir ihnen das wieder opfern, was sie uns geschenkt haben; wie gering auch der Antheil an ihren Gaben war, dessen uns unsre eigene Eingeschränktheit empfänglich machte; und wie unbedeutend also ebenfalls das Opfer seyn mag, das wir ihnen bringen können. Selbst Dankbarkeit für den neuen Genuß, den mir Ihr Original gewährt hatte, erregte daher in mir den Wunsch, mich seinem Urheber mittheilen zu können. Ich fürchte, daß diese Verse noch allzusehr das Gepräge ihrer ursprünglichen Bestimmung tragen, und von zu wenigem Gehalt sind, um die öffentliche Bekanntmachung zu verdienen; die zufälligen Rücksichten, um deren willen ich sie wünschen konnte, werden sehr weit durch den Wunsch überwogen, daß Sie in dieser Hinsicht volle Strenge gegen mich gebrauchen. Bin ich gleich ein Anfänger: so verdienen doch die Jahre, in denen ich mich gelüsten lasse, noch als solcher auftreten zu wollen, keine Schonung mehr. Ich bin völlig zufrieden, wenn ich erfahre, daß Sie es übrigens mit desto größerer Nachsicht einem Ihnen unbekannten Individuum aus der großen Menge, das Ihnen in einer höchst unvollkommenen Nachbildung einer von Ihnen gegebenen Form zugleich ein Opfer der Verehrung bringen wollte, verziehen haben, daß es das kleine Publicum, dem dieses Product bestimmt war, ganz ungebeten mit Ihrer Person vermehrt hat. In dieser Hoffnung verharre ich mit inniger Hochachtung Ihr.

ergebenster Diener
Friedrich August Landvoigt,
Hauslehrer in v. Hardenbergischen Hause.

56. Von Christian Friedrich Gottlieb Thon.

Jena den 18t Oktober 1798.

Vor langer Zeit unterstand ich mich einige Kleinigkeiten, die ich damals dem Drucke würdig hielt, an Ew. Wohlgeb. zu schicken. Noch weis ich nicht, ob dieser erfolgt ist, weil H Cotta meinen Brief, der diese

Digitized by Google

Frage zum Inhalt hatte, unbeantwortet ließ: Ich nehme mir also die Freiheit Ew. Wohlgeboren selbst darum zu fragen mein Mspt, im Fall es noch nicht abgedruckt sein sollte gegen das bewußte Honorar einzutauschen, denn ich will solches lieber selbst vertilgen, als daß ich es als Andenken meiner Schwäche im belletristischen Fache in fremden Händen ließe.

Was mich aber vorzüglich zu diesem Briefe an Ew. Wohlgeb. verleitet, ist eine Empfelung des H. Professor Meißner, der mir solche bei meiner Anwesenheit in Töplitz und Prag an Ew. Wohlgeb. auftrug und deren ich mich andurch entledige.

Sollten Sie beiliegendes Büchlein in Hinsicht Ihres Wallensteins brauchen können, so mache ich mir ein Vergnügen damit Ew. Wohlgeb. damit zu dienen.

In tiefster Hochachtung verharre ich
Ew. Wohlgeb.

ergebenster Diener
F. Thon.

57. Von Moritz Holm.

Jena d. 26 Feb. 1799.

Wohlgebohrner Herr Hofrath!
Hochzuverehrender Herr!

Verzeyhn Sie es, daß ich es wage, Ihnen hier einige Versuche in der Poesie vorzulegen, um zu erfahren, ob Sie Ihre Prüfung aushalten werden, und ob Sie sie fähig glauben, sie mit in Ihren Musen-Almanach auf das künftige Jahr aufnehmen. [!] Ich gestehe es offen, es sind nur Versuche, aber die Art, mit der Sie schon in Ihren frühern Auswahlen auch Versuche jüngerer, talentvoller Dichter aufnahmen, bestimmten mich zu diesem Schritt, um von Ihnen, großer Mann, zu hören, ob ich forthfahren darf in dieser göttlichen Kunst, die Sie mich erst verehren lehrten, oder, ob ich den Trieb in seinem Keim ersticken und schweigen soll? Verzeyhn Sie, wenn ich Ihnen mit meiner Anfrage beschwerlich fiel, und wenn es vielleicht zu vermessen von mir war, mich so weit zu versteigen. Mit Aufmerksamkeit und Achtung werde ich Ihren richterlichen Ausspruch hören.

Auf den Fall, daß Sie mir auf diese Anfrage Antwort geben, oder mich vielleicht selbst mündlich zu sprechen wünschten, benachrichtige ich Sie damit, daß ich in der Johannisgasse, im Hause des Geheim-Justiz Raths Watig wohne. — Ich verbleibe mit

der gröſten Achtung
dero

bereitwilliger
Moriz Holm.

Digitized by Google

58. Von Lebrecht Noeller.

Dresden den 9. März 1799.

Die Güte, womit Ew. Hochwohlgeb! einiger meiner Poesien in dem, von denenselben herausgegebenen Musen-Almanache, ein Plätzchen vergönnten, erheischt meinen verbindlichsten Dank, und ermuntert mich, diese Gunst noch einmal für beyliegende Kleinigkeiten zu erbitten, wenn sie derselben nicht unwerth seyn sollten. Mit höchster Hochachtung verharrend

Ew. Hochwohlgeb.

ergebenster
Lebrecht Noeller.

59. Von Johann Christian Grasmann.

Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen die beygefügten poetischen Versuche zur gütigen Ansicht vorzulegen, ob sie vielleicht würdig sein möchten, in Ihren Musenalmanach mit aufgenommen zu werden. Besonders aber würde es sehr angenehm und erwünscht für mich seyn, wenn ich von Ihnen selbst, in einigen Zeilen, über diese Versuche ein Urtheil erwarten dürfte, ob aus demselben wirkliches Dichterlalent hervorleuchte, und ob sie ihren Verfasser zu der Hofnung berechtigten, er werde nicht vergeblich nach den Lorberen der Musen ringen. Ich verharre mit Ehrfurcht.

Ihr

gehorsamster Diener
Joh. Christian Grasmann
Candidat.

Wittmannsdorf
bey Luckau in der Niederlausitz
am 12. März 1799.

60. Von Ignaz Ferdinand Arnold.

Erfurth den 13ten März
1799.

Werthgeschäzter!
in sonders Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Verzeihen Sie meiner Freiheit, mit der ich Ihnen diese kleinen Gedichtchen überschikke, mit der noch kühnern Bitte: alle Ihrem Musenalmanach einzuverleiben, wenn Sie selbe zweckmäsig dazu finden. Möchten diese kleinen Liederchen, auch nur ein Winkelchen in Ihrem Almanache finden, so würde ich mich überaus glücklich schätzen. — Ich würde diese Geneigtheit für ein sehr günstiges Zeichen zur Aufmuntrung mich ferner der Dicht-

Digitized by Google

kunst zu besleisen ansehn, wenn Ihre gütige Aufnahme dieser geringen Arbeiten mich zu gröſern anfeuern würde. Hochachtungsvoll verharrend

Ihr

ergebenster

Freund und Diener
J. F. Arnold D.

61. Von Erhard Christian Eccard.

Wohlgeborner
Verehrungswürdigster Herr Hofrath!

Euer Wohlgeboren sandte ich schon zweimal Beiträge zu Ihrem Musenalmanache, ohne daß ich solche bei deßen Erscheinen aufgenommen fand. Ob sie zu spät kamen, oder ob Sie dieselben vielleicht gar nicht erhielten, weiß ich nicht. Geschmeichelt aber hatte ich mir mit der angenehmen Hoffnung, daß Sie solche dieser ehrenvollen Stelle vielleicht nicht unwürdig finden dürften. Hätte ich Ihnen dieselben unmittelbar zugesandt, so würde ich aus ihrer Nichtaufnahme geradezu schließen, daß sie nicht das Glück hatten, Ihren Beifall zu erhalten; da ich sie aber durch Einschluß an die Cottaische Buchhandlung zu Tübingen u. an die Bossische zu Leipzig an Sie abgehen ließ, so wäre es wohl möglich, daß Sie solche entweder gar nicht, oder doch zu spät erhalten hätten. Was ich Ihnen sandte, u. wann, sagt Ihnen beiliegendes Verzeichniß.

Das Sonett am letzten Tage d. J. 97, das Sinngedicht auf Pfeffeln, u. das: „Cäsar u. Adeline," bitte ich, nach den hier beiliegenden Verbesserungen einzurücken. — Zu dem schon gesandten Sinngedichte auf Voß sende ich hier noch ein anderes. Nehmen Sie nun das davon auf, welches Ihnen am besten gefällt. Auch sende ich Ihnen noch zwei neue Sonette. Mehreres iezt zu senden, macht das schon Gesandte überflüßig. Ich hoffe u. wünsche nun Ihre gütige Aufnahme meiner Beiträge. Besonders verspreche ich mir solche gewiß von meinen 3. Sonetten, die mich bei dem: „Am letzten Tage d. J. 97." am meisten interessirt. Sehr würden Sie mich aber Ihnen verbinden, wenn Sie nicht nur dieses sondern auch die zwei andern Sonetten gefälligst aufnehmen wollten. Nehmen Sie dann zu diesen 3. Sonetten von den übrigen Gedichten noch gütigst auf, was Sie der Aufnahme würdig finden.

Ich hoffe Ihre gütige Erfüllung meiner Wünsche, u. habe die Ehre, mit unbegrenzter Hochachtung zu seyn

Euer Wohlgeboren

gehorsamster Diener
E. C. Eccard,
Pfarrer.

Emendingen d. 18. April
1799.

Digitized by Google

62. Von Johann Georg Friedrich Messerschmid.

Wohlgebohrner
Hochgeehrtester Herr Hofrath!

Im Julius des vergangenen Jahres nahm ich mir die Freyheit, Ew. Wohlgeb. in Gesellschaft des Herrn M. Kochen einige Gedichte für Ihren Musen-Almanach auf das Jahr 1799. zu übersenden, die vielleicht zu spät ankamen, vielleicht auch wegen ihrer inneren Mängel nicht geeignet waren, unter den andern Gedichten Ihrer Anthologie mit aufzutreten. Ich weiß nicht, ob mich dieser mislungene Versuch hätte abschrecken sollen; wenn ich mich indeßen Ew. Wohlgeb. von neuem mit einigen Musenspielen nähere, so geschiehet dieses im bescheidenen Vertrauen auf Ihre Gerechtigkeit.

Da ich in einer Lage lebe, die mich von der menschenfreundlichen Kunst der Musen wider meinen Willen entfernt, so wünschte ich mich wieder an das gebildete Publikum anzuknüpfen, dessen Vermittler Ew. Wohlgeb. sind, und von dessen richtendem Ausspruche es übrigens abhängt, ob diese Produkte der Fantasie einiger Aufmerksamkeit werth sind, oder nicht.

Mit der Bitte, ihnen im ersten Falle, einen Platz in Deroselben Musen-Almanache auf das Jahr 1800 zu erlauben, verbinde ich die unzweydeutige Versicherung, daß ich Ew. Wohlgeb. ungemein schätze und ehre. Mit den zartesten Gefühlen der Hochachtung bin ich

Ew. Wohlgebohrnen

ergebenster Diener

Belenzin in Südpreußen, am 30. April, 1799.

Johann Georg Friedrich Messerschmid.

63. Von Johann August Nebe.

Halle. April 30. 1799.

Es würde mir eine herzliche Freude seyn, verehrter Herr Hofrath, wenn sie die beiliegenden Gedichte für wehrt hielten, sie in Ihren nächsten Musenalmanach aufzunehmen. Es würde für mich belohnend und aufmunternd seyn.

Im Falle daß sie nicht aufgenommen werden können, bitte ich um baldigste Zurücksendung derselben unter meiner Addreße.

Auf jeden Fall freue ich mich einer Veranlaßung, wo ich Sie meiner ungeheuchelten Hochachtung versichern und Ihnen meinen Dank für so manchen wahren Geistesgenuß sagen kann, den Sie mir gewährten, ob ich gleich nie so glücklich war, Sie persönlich zu sehen.

Ich habe die Ehre, mich zu
unterschreiben als
Ew. Hochwohlgeb.
ergebener

J. Aug. Nebe.

Digitized by Google

64. Von Namsler.

Wohlgeborner Herr
Insonder Höchstverehrtester Herr Hofrath.

Ich nehme mir die Freiheit Ew. Wohlgeboren hierdurch einige Gedichte zu übersenden, welche wie ich glaube nicht unwerth wären, unter denen der jüngern Dichtern in dero Musenalmanach zu stehen. Den Dichter trieben da kaum die Blüthe seines Jünglingsalters begann, weil er nicht unedel genug war, etwas zu scheinen, was er nie sein konnte tirannische Gesetze aus seinem teutschen Vaterlande, u. verjagten ihn von der Bahn des Ruhms, die er ohnfelbar betreten haben würde.

Ich glaube es meinem Freunde schuldig zu sein, seinem Andenken durch die ersten Früchte seines Geistes ein kleines Denkmal in den Herzen einiger Ed[l]en zu errichten, daß er im vollen Recht verdient. Wollen Ew. Wohlgeboren daher von den hier beigehenden Versen einige auswählen, u. sie in dero Musenallmanach auf kommendes Jahr mit der Unterschrift Hr: Giersberg ein verleiben; So würden Hoch dieselben mich zu dero größten Schuldner machen. Sollte ich einige größere u. vollkommnere Gedichte von meinem Freunde noch erhalten; so werde ich es für meine Pflicht erachten Ew. Wohlgeborn damit aufzuwarten. Der ich mit der größten Verehrung die Ehre habe zu verharren

Ew. Wohlgeborn
untertänigster Diener
der Candidat der Theologie
Namsler

Glumbowitz bei Winzig in
Schlesien am 5. Juni
1799.

65. Von Friedrich Bauer.

Ein junger Mann wagt es, nicht ohne Schüchternheit, Ihnen, verehrungswürdigster Herr Hofrath, hier einige Blüthen seiner Phantasie mit einem Herzen, das von der gefühltesten Hochachtung gegen Sie durchdrungen ist, zur Aufnahme in Ihren Musenalmanach zu überreichen. Sollten sie hiezu von Ihnen gewürdiget werden; so wird dies seinem Geiste Kraft geben, sich jenem Maximum der Schönheit, welches ihm aus der Fern winkt, durch ein rastloses Streben anzunähern.

Friedrich Bauer, Lehrer an einem
Erziehungsinstitut zu Reinshagen bei
Güstrow in Mecklenburg.

Reinshagen
den achten Junius
1799.

Digitized by Google

66. Von Adolf Friedrich Nolde.

Rostock d. 1. Jul. 99.

Wohlgeborner,
Hochgeehrtester Herr Hofrath!

Die angeschloßenen poetischen Versuche soll ich Ew. Wohlgeborn im Namen meiner Frau überreichen, welche sich Ihnen bestens empfiehlt und um eine schonende Beurtheilung bittet. Es würde der Verfasserinn sehr schmeicheln und sie zu ähnlichen Arbeiten ermuntern, wenn Sie diese Kleinigkeiten einer Aufnahme in Ihren Musenalmanach für 1800 nicht ganz unwürdig fänden. Sollten Sie sich indessen dazu wegen ihres vielleicht zu geringen Werthes oder wegen der etwas verspäteten Einsendung nicht entschließen können; so ersuche ich Ew. Wohlgeborn, sie nur mit der umgehenden Post wieder an mich zurück zu schicken, der ich die Ehre habe mit vorzüglicher

Hochachtung zu beharren
Ew. Wohlgeborn
ganz gehorsamster Diener
A. F. Nolde,
Prof. der Arzneygelahrheit.

67. Von J. Verhoeff.

Wohlgeborner
Hochgelehrter, Hochgeehrtester Herr Hofrath!

Ew. Wohlgeboren habe ich die Ehre hiermit zwey Gedichte zu übersenden mit der Bitte ihnen eine Stelle in Ihrem Musen Almanach für das Jahr 1800 einzuräumen, wenn Sie anders beyde dieser Stelle würdig finden. Keinem überlaße ich dieß lieber zu entscheiden, als Ew. Wohlgebornen. Seit ich mit Nachdenken lese, lese ich Ihre Schriften, und ich verdanke ihnen so viele Belehrungen, so manchen schönen Genuß, daß ich nie aufhören werde die tiefste Hochachtung gegen Sie zu fühlen; ein Gefühl, das Unzählige unserer Zeitgenossen mit mir theilen, und die Nachwelt, die nicht durch kleinlichen Neid getrieben wird an den Verdiensten eines Edeln zu nagen, noch allgemeiner und lauter zu erkennen geben wird. Bey dieser Gesinnung gegen Ew. Wohlgebornen können Sie schon voraussetzen, daß ich es nicht als eine Kränkung ansehen werde, wenn Sie mir meine Gedichte zurücksenden, in so fern Sie ihnen nicht Werth genug beylegen um sie in Ihren Musen-Almanach aufzunehmen. Ich unterwerfe dieß ganz Ihrem Urtheile, und bin überzeugt, daß Sie unpartheiisch verfahren werden. Sollten Ew. Wohlgeboren Bedenken tragen, die Bitte an Sie in Ihren Musen-Almanach einzurücken: so werde ich doch vielleicht von Ihnen vernehmen, ob Sie

Digitized by Google

damit zufrieden sind, wenn ich dieses Gedicht in einer Zeitschrift, etwa im vierten Bande der Ruhestunden für Frohsinn, und häusliches Glück von Nachtigal und Hoche abdrucken laße. Im dritten Bande dieser Schrift ist auch ein Gedicht von mir, das den Titel hat: Dem Geist der bessern Welt.

Erhält das Gedicht: Jetzt und Einst Ihren Beyfall: so bitte ich es in den Musen Almanach aufzunehmen, im entgegengesetzten Falle habe ich mich schon darüber erklärt. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn Ew. Wohlgeboren mir sagten, und Sie könnten mir das auf eine mich befriedigende Art sagen, ob es mir nicht ganz an Anlagen zur Dichtkunst fehle! Ich gedenke die Zahl der schlechten Dichter nicht zu vermehren, aber man beurtheilt sich selbst selten richtig: daher würde es wohlthätig für mich seyn, wenn ein solcher tiefer Kenner, und großer Dichter nach den beygelegten Proben, mich beurtheilte, und mir unverhohlen die Wahrheit sagte. Sehe ich aus Ihrem Urtheile, daß ich ohne Talente zur Dichtkunst bin, so werde ich mich nicht mehr damit beschäftigen, sondern in meinen Ruhestunden, worin ich mich allein ins Heiligthum der Musen wage, meine Kräfte und Zeit zu andern Arbeiten anwenden. Ew. Wohlgeboren verzeihen mir diese Bitte, Sie werden darin meine gute Absicht nicht verkennen, und mir zutrauen daß meine Hochachtung und mein Dank gegen Sie, wie Ihr Urtheil auch ausfallen möge, nur noch verstärkt werden wird.

Lange lange müßen Ew. Wohlgeborn noch leben um wie bisher zur Veredelung der Menschheit auf eine solche ausgezeichnete ehrenvolle Art zu wirken.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten
Hochachtung zu seyn
Ew. Wohlgeborn

Lippstadt in Westphalen
den 4 July 1799.

Gehorsamster Diener
Verhoeff.

68. Von Karl Ludwig Methusalem Müller.

Ich übersende Ihnen, verehrungswürdiger Mann, hiedurch einige Blumen die Sie vielleicht dem schönen Kranze mit dem Sie uns bald wieder beschenken werden, als leichte Verzierung dürften einflechten können. Ich überlaße es Ihrem Gutdünken ob Sie davon zu diesem Behufe einigen Gebrauch machen wollen. Vielleicht erfreuen sie doch hier und da ein edles Herz. Nehmen Sie eine oder alle wie Sie mögen, oder gar keine. Ich bin mit Ihrem Urtheile zufrieden.

Eine Hauptabsicht warum ich Ihnen jetzt schreibe, ist die, mein Andenken in Ihrem Herzen zu erhalten. Es war eine Zeit wo Sie mir versicherten ich sey Ihnen nicht gleichgültig; das Andenken daran ist mir

Digitized by Google

so süß und erhebend daß ich wünsche ich möchte es ewig bleiben. Meine Verhältnisse haben mir noch nicht erlaubt Jena besuchen zu können und mich Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu erfreun. Ich hoffe es indessen bald möglich machen zu können.. Werden Sie mich noch so aufnehmen, wie Sie mich damals hoffen ließen! Ich glaube es, bin ich mir doch bewußt auf dem Wege zu meiner Veredlung nicht still gestanden zu seyn.

Wüßte ich nur wenn Ihr Wallenstein in Weimar gegeben würde; Ich machte blos deshalb eine Reise dahin um mir den köstlichen Genus dieser glänzenden Erscheinung auf der deutschen Bühne zu verschaffen, denn es scheint als ob wir in Leipzig keine Hofnung hätten ihn zu sehn. Ich mahle mir das Ganze nach den wenigen Proben beständig aus, die ich davon in ordentlichen Blättern gelesen habe, und verspreche mir einen Genuß davon, wie ich noch keinen gehabt habe, und gleichwohl muß ich vielleicht biß Ostern warten ehe meine Sehnsucht gestillt wird.

Leben Sie recht wohl. Ich werde nie auf hören zu seyn

Dero ergebenster

K. L. M. Müller

Leipzig den 25. July 99. in Teichmanns Garten auf der der neuen Gaße.

69. Von Gerhard Friederich.

Wohlgeborner Herr Hofrath

In der festen Ueberzeugung, daß mir Verzeihung für diesen Schritt wird, wage ich es, beiliegendes Gedicht — die Blüthe einer einsamen, der Erinnerung geweihten Stunde — Ihrem Urtheil zu unterwerfen: Halten Sie es für würdig, ein bescheidnes Plätzchen unter der Samlung der Gedichte Ihres M. Almanachs für das künftige Jahr einzunehmen, so behalten Sie es gefälligst zurück; Glauben Sie aber daß es ein unzeitiges Produkt sey, dem der Stempel der Geistesreife mangelt, so haben Sie die Güte, es mir durch Ueberbringer dieser Linien zurückzusenden.

Mit unbegränster Hochachtung

der Ihrige

Jena d 6ten August 1799. Gerh. Friederich.

70. Von Christian Schreiber.

Wohlgebohrner, Hochgelahrter

Hochzuverehrender Herr!

Ein Verehrer Ihres großen Namens wagt es, Ew. Wohlgebohrn beiliegende Blätter zur Beurtheilung zu unterwerfen. Er ist zu sehr von Ihrer wohlwollenden Güte überzeugt, als daß er fürchten sollte, Sie

Digitized by Google

würden seine geringe Arbeit keines Blicks würdigen. Sollte nur etwas davon Ihre Nachsicht erhalten, so ist seine gehorsamste Bitte noch diese, dieses wenige in eine Ihrer berühmten Zeitschriften mit aufzunehmen. Verzeihen Sie der Kühnheit eines Jünglings, deßen eifrigster Wunsch es ist, wenigstens auf einen Augenblick von Ihnen bemerkt zu werden, und der sich nennt

Ew. Wohlgebohrn

gehorsamster Diener und Verehrer

J. C. Schreiber.

Jena
den 22ten Aug.
1799.

71. Von William Richardson.

Altenburg den 24. Aug. 799.

Wohlgeborner Herr!

Vollkommen überzeugt, daß ich eines der inhaltsreichsten sowohl als schönstgeschriebenen Bücher, welche Deutschland in diesem Fache aufzuweisen hat, bearbeiten würde habe ich mir vorgenommen, Ihre Geschichte des 30jährigen Kriegs meinen Landsleuten in einer, so viel möglich, treuen Uebersetzung darzulegen. In dieser Absicht nehme ich mir die Freiheit, Ihnen — da Sie mir dieselben am besten beantworten können — folgende Fragen vorzulegen: 1. ob wohl bereits eine englische Uebersetzung Ihres genannten Buchs erschienen sey, welche etwa noch überdies schwerlich übertroffen werden könne? 2. ob Sie selbst vielleicht Willens sind, das Original nächstens in einer neubearbeiteten Ausgabe auftreten zu lassen; in welchem Falle ich wie sich von selbst versteht, mit meinem Geschäft bis zur Erscheinung derselben Anstand nehme. — Mit baldiger und bestimmter Beantwortung dieser Fragen würde

Ihre Güte im hohem Grade verbinden

Ihren
ergebensten

Will. Richardson
(engl. Uebersetzer mehrerer
Kantischer Schriften.)

72. Von Albrecht Kochen.

Jena, den 1sten März 1800.

Ew. Wohlgeboren

übersende ich in der beyfolgenden Schrift einen Beweis meiner innigsten Hochachtung. Sie ist ein Versuch, auch mit dem weiblichen Geschlechte, welches ja immer die Mutter und früheste Bildnerin des unsrigen ist, das religiöse Band enger und enger zu knüpfen. Finden Ew. Wohlgeboren

Digitized by Google

bey ihrer Durchblätterung, daß in ihr einige Berührungspuncte getroffen ſind, an denen gute Menſchen gleichſam unſichtbar vorüberwallen, ſo genieße ich die ſchönſte Belohnung und trete minder erröthend zurück, als es mir die Freymüthigkeit, mit der ich Ihnen meine Hochachtung zuſichere, erlauben möchte.

Ew. Wohlgeboren

ergebener
Albrecht Kochen.

73. Von Joſeph Rückert.

Hochzuverehrender Herr!

Ich weiß nicht ob Sie den beiliegenden kleinen poetiſchen Verſuch eines Platzes in Ihrem Allmanach würdig finden. Wenn Apollo das Haupt nur nicht gar zu arg ſchüttelt, ſo verſchmähen Sie das herzliche Opfer nicht.

Ihr Verehrer Joſeph Rückert.

Langenſalza d 6ten März 1800.

74. Von L. de Narbonne.

Eisenach le 15. avril [1800]

C'est avec un extrême interet, Monsieur, que jai appris la triste raison qui m'a privé quelques temps de votre obligeante réponse; et j'ai bien besoin de penser que avec une tres foible santé, et des douleurs presque continuelles notre Voltaire a été jusqu' à 84 ans le Schiller de la France — je n' aurois pas tardé, moi même, si longtemps a vous remercier de la marque de confiance que vous daigniéz me donner, si je n'avois pas attendu des nouvelles de france necessaires pour fixer ma reponse — elles viennent de m'arriver et sont telles qu'elles me condamneront probablement a rentrer dans ma bonne et maleureuse patrie — privé, a paris, des secours indispensables sur lesquels je pouvois compter dans votre voisinage, je craindrois trop de ne pouvoir donner qu'une idée plus que informe de vos chefs d'oeuvre; et je me vois reduit à ne faire que les etudier pour mon propre plaisir Me de Bechtolsheim qui veut bien vous remettre ma lettre, et dont l'amitie, l'ésprit et le rare talent eussent fait, à peu prés, tout le merite de ma traduction, m'a promis de vous peindre tous mes regrets — recevéz en l'epression avec bonté, ainsi que l'assurance de tous les sentimens avec lesquels j'ai l'honneur d'etre, Monsieur, votre tres humble et tres obeissant serviteur

L. de Narbonne.

Digitized by Google

75. Von Harbauer.

Jena d 18t Aprill 1800.

Die Amme lieber Herr Hofrath,
welche Dr. Succow verlangt, ist für Frommans. Ich wartete heute auf bestimmte Antwort; Succow kann sie aber erst morgen an Hufeland in Weimar geben.

Herr Hofr. Starke hält für besser, daß das Kind vor der Inoculation als sogleich nach der selben entwöhnt werde.

Ich empfehle mich in aller Eile, weil ich morgen früh verreisen mus, was ich erst diesen Mittag erfuhr.

Ich werde vor 3 Wochen nicht wieder kommen, sollten Sie mich aber brauchen so dürfen Sie nur ein Wort an Otth sagen lassen.

Leben Sie wohl

Ihr Harbauer.

76. Von Johann Dietrich Christian Lauenstein.

Wohlgeborner
Hochzuehrender Herr Hofrath,

Ew. Wohlgeboren bitte ich gehorsamst um Verzeihung, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen die innige Verehrung und Hochachtung, die ich lange für Sie empfand, schriftlich zu erkennen zu geben, und Ihnen zugleich einige dichterische Versuche vorzulegen, die ich für Ihren Musenalmanach auf das künftige Jahr bestimmt habe. Das Gedicht „Der Krieg" ist schon im Februarstück des Genius der Zeit 1800 abgedruckt worden. Nachher habe ich mancherlei Veränderungen damit vorgenommen, und auch von einigen mir durch den H. Hofrath Eschenburg in Braunschweig schriftlich mitgetheilten Bemerkungen über dieses Gedicht Gebrauch gemacht; ich glaube daher, daß ich es meiner Ehre schuldig bin, dem Publicum meine Arbeit in dieser veränderten Gestalt mitzutheilen.

Nochmals bezeuge ich Ew. Wohlgeboren die vollkommenste Verehrung und Hochachtung, womit ich immer war und seyn werde

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Diener
J. D. C. Lauenstein, bestimmter Prediger in Esbeck.

Hannover
d. 21sten Mai 1800.

77. Von Kasimir Ulrich Boehlendorff.

Hochzuverehrender Herr Hofrath

Ich danke Ihnen für den strengen Tadel meiner im vorigen Jahr Ihnen übersandten Gedichte. Es veranlaßt mich Ihnen andere zu senden, in denen ich mich verbeßert zu haben glaube. Ich bitte Sie um ein Paar

Digitized by Google

Worte von Ihrer Hand, für mich von unaussprechlichem Werth, die mir Ihr Urtheil über die gegenwärtigen Versuche andeuten. Durch die Addresse von meinem Freund, Herrn Voltenius in Jena, würde ich sie sicher in meinem iezzigen Aufenthalte Dresden erhalten.

Ich bin mit der größten Hochachtung
Ew. Wohlgebornen

gehorsamster Diener
Jena 16. Juni 1800. Boehlendorff.

78. Von Christoph Friedrich Hirsch.

Ansbach d. 11ten Jul.
Wohlgebohrner Herr! 1800
Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Seit geraumer Zeit trug ich schon den Gedanken mit mir herum, und hegte den kühnen Wunsch, eines Mannes Bekanntschaft zu machen, deßen Größe ich als Knabe schon anstaunte, deßen kühnen Schwung ich als Jüngling mit flammendem Blick verfolgte, und deßen wahres Verdienst ich nun als angehender Mann mit inniger Liebe für das Schöne und Gute auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit bewundere, auf welchem Teutschlands Genius der schönen Wissenschaften, stolz auf seine Riesengröße, triumphirend herniederblickt. — Werden Sie, Wohlgebohrner Herr mir es daher wohl verzeihen, wenn ich endlich diesem Verlangen nachgab, das täglich um so mehr wuchs, iemehr ich das Hohe Ihrer Dichtungen einsehen lernte, und iemehr ich mich bemühte, meine eigenen Kenntniße und Anlagen nach so vortreflichen Vorbildern zu vervollkommnen. — Schon als Knabe genoß ich beynahe täglich den Umgang des seel. Uz, deßen iovialischer Geist mir spielend Liebe für die schönen Wissenschaften einflößte. — Ich liebte ihn, wie meinen Vater, und war oft stolz an der Hand desienigen zu gehen, welchen allgemeine Achtung begleitete; daraus folgte denn, daß in mir, unterstüzt durch trefliche Lehrer, die Lust zur Dichtkunst aufkeimte, ob sie gleich von meinem Vater, der mich für praktische Geschäfte bestimmte, beynahe unterdrückt worden wäre, wenn nicht Uz meiner wachsenden Neigung immer mehr Nahrung gegeben, und mir durch seinen Umgang Stunden bereitet hätte, die ich biß iezt noch unter die glücklichsten meines Lebens zähle. — So gerne ich auch ausschließend das Fach der schönen Wissenschaften erwählt hätte, so machten es doch Umstände nothwendig, die Erlernung der Heilkunde als den Hauptzweig meines künftigen Fortkommens zu betrachten, und beschränkte Universitäts-Jahre erlaubten mir nur sparsam und selten von Musagetens Nektartrank zu nippen. — Dennoch war, und blieb die Vorliebe für das Fach der Belletristik die Gefährtin aller meiner freyen und übrigen Stunden, wo die Schwierigkeiten, mit denen ich zu kämpfen

Digitized by Google

hatte, und welche um so größer wurden, da ich nach dem Tode meines Uz bloß meinem eignen Studio überlaßen war, die Begierde nach weiterm Fortstreben nur um so reger machten. So verlebte ich bis iezt meine Lebens Jahre ohne alle Verbindung mit der gelehrten Welt an einem Ort, wo der Geschäftsmann wenig Muse hat dergleichen Verbindungen zu knüpfen, beynahe gänzlich isolirt. — Längst schon fühlte ich das Bedürfniß durch Mittheilung zu nutzen und Nutzen zu ziehen, und durch Kennerausspruch, Lob und Tadel tiefer in das Heiligthum der Kunst einzudringen, aber immer hielt mich bestreben nach höherer Ausbildung und Furcht vor zu frühem Erproben der Schwingen in den engen Schranken meines eignen Schaffens und Wirkens zurück. — Jezt aber, aufgemuntert durch den Beyfall einiger Freunde, wünschte ich gewiß nicht aus Stolz, sondern aus reinen guten Absichten die Bahn zu betreten, wo man durch Kunst und Gemeinnützigkeit so vieles Gute wirken, und so schönen Ruhm einerndten kann. Aber an wessen Hand könnte ich als Neuling wohl ehrenvoller diesen glänzenden Pfad betreten, als an der Ihrigen, wessen Wink eifriger folgen, als dem des größten Kenners der Kunst, als dem Ihrigen; verzeihen Sie daher, wenn ich die Bitte wage, beyliegendem Gedicht einen Plaz in ihrem allgemein geschäzten und vortreflichen Musenalmanach zu vergönnen, und mir dadurch die Freude zu verschaffen, unter Ihren Fahnen zuerst auf dem lorbeerreichen Felde der öffentlichen Bekanntmachung auftreten zu können. — Gar wohl sehe ich das Gewagte meiner Bitte ein; denn nur vollendete Werke der Kunst hatte bisher dieser Ihr vortreflicher Almanach aufzuweisen, und weit entfernt, dies von meiner Arbeit zu glauben, müßte ich ihr selbst das Urtheil sprechen, wenn mir nicht der Gedanke neuen Muth einflößte, daß man mit Recht von den anfänglichen Proben eines iungen Dichters in der Folge am besten auf seine Ausbildung und Vervollkommung schließen könnte. Mit dem größten Vergnügen werde ich mich in allen Fällen Ihrem erprobten Urtheil unterwerfen, und sollte diese kleine Probe so glücklich seyn und Ihnen nicht mißfallen, oder Sie dieselbe Ihrer würdigen Sammlung nicht für unwerth halten, so würde ich allen Eifer und alle Kräfte darauf zu verwendten suchen, in der Folge mich würdig des großen Meisters zu beweisen, der mich unter der Palme seines Ruhms in die gelehrte Welt eingehen ließ. Nochmals muß ich Ew. Wohlgebohren bitten, mir diesen gewagten Schritt nicht übel auszulegen, indem ich mich ganz auf Ihre Gütigkeit und geneigte Verwendtung verlaße, und es wage mit der größten Hochachtung mich zu nennen

Ew. Wohlgebohren
wahren Verehrer
Christoph Friedrich Hirsch
Doctor Med. und ausübender Arzt
zu Ansbach.

Digitized by Google

79. Albrecht Kochen.

Jena, den 26sten Jul. 1800.

Wohlgebohrener,
Hochzuehrender Herr Hofrath,

Ich händige Ihnen hiemit das zweyte Stück meines Archivs ein. Gesezt, daß ich auch nur erst in der Länge der Zeit den Foderungen, welche Sie an ein solches Institut machen würden, entsprechen, mich ihnen vielleicht nur nähern dürfte — da es mir vor der Hand einzig um Anregung des Organs der Religion zu thun ist, — so wird mir doch das Bewußtseyn, durch die Ueberlieferung meiner literarischen Versuche in Ihre Hände gleichsam eine Schuld an mir selbst abgetragen zu haben, immer ein außerordentliches Vergnügen gewähren. Vielleicht erwiedern Ew. Wohlgebohren diese kleinen traulichen Besuche durch einen befreundeten Eintritt in die Gesellschaft, welche mich zu Ihnen begleitet, und ich wüßte keinen Wunsch, den mein Herz dann noch lauter und inniger aussprechen würde. Zudringlichkeit dürfen Sie diesen Wunsch nicht nennen, denn in der Kunst, wie in der Religion soll nie der Meister seine Jünger, die Jünger sollen den Meister wählen!

Empfehlen Sie mich Ihrer, wie ich hoffe nun völlig genesenen Frau Gemahlinn. Mit wahrer Hochachtung

verharre ich jederzeit
Ew. Wohlgeb.

gehorsamster Diener
Albrecht Kochen.

80. Von Zeukner.

Schwartzenberg, im Kursächsisch. Erzgebirge den 27ten Juli 1800.

Wohlgebohrner
Hochelahrtester Herr Hofrath!

Inniges Dankgefühl aller mir erwiesenen Wohlthaten fordern mich auf, Ihnen von meiner Wenigkeit Nachricht zu ertheilen, wenn ich anders um ein geneigtes Gehör zu bitten, wagen darf.

Seit ohngefähr 17 Wochen befinde ich mich hier bei meinem ältesten Bruder, jedoch ohne alle Versorgung und ohne den geringsten Verdienst; demohnerachtet quälen mich bis jezt keine Nahrungssorgen, da mir solcher die nöthigsten Bedürfniße zufließen läßt. Jedoch für strafbar würde ich mich halten, dieses Leben so fortzusetzen, andern beschwerlich zu fallen und an keine wichtigere Bestimmung zu denken; mich aber in eine andere und thätigere Sphäre zu versetzen, fehlt es mir an Bekanntschaft und Gelegenheit. Ich wage daher an Ew: Wohlgeb. die Bitte, mich bei irgend einer vorkommenden Gelegenheit zu empfehlen, da Sie weit und breit mit den besten Familien in Connex stehen; alle Arten von Arbeit

Digitized by Google

die ich nur zu leisten im Stande bin und so fern mich solche nicht entehren, werde ich treu und sorgfältig verrichten.

Da ich vor ohngefähr einem Jahr Ew: Wohlgeb. 9 kleine Landschaften zur gütigen Beurtheilung überreichte, solche aber bei den damaligen häufigen Geschäften wahrscheinlich von Ihnen auf die Seite gelegt worden sind, so wollte Sie ergebenst bitten, im Fall Ihnen solche wieder in die Hände kommen sollten, sie mir zu übersenden, da mir sehr viel daran liegt.

Beiliegendes kleines Gedicht sende Ihnen zu einer strengen Prüfung; es ist von einem meiner Freunde, und sehr gerne möchte ich von einem strengen und wahrheitsliebenden Richter, wie Ew. Wohlgeb. in Erfahrung bringen, ob es ein Plätzchen in irgend einer Zeitschrift verdient oder nicht?

Von Ihrem meisterhaften Stück dem Wallenstein möchte ich herzlich gern ein Exemplar besitzen, allein das Geld hierzu fehlt mir und um einen billigen Preis als der einmal festgesetzte, ist es wohl nicht zu bekommen?

Zeukner
ehmals Student in Jena.

81. Von Christoff Jett.

Hochgeehrter Herr!

Hier über schike ich ihnen meine erste jugendarbeit, von welcher ich ihnen in meinem lezten Brief bat, eine Rezension zu fertigen, diese soll zu meiner Belehrung mir willkommen sein; sie soll mir ein Wink sein, meinen ferneren Arbeiten das Siegel der Besseren Ordnung von ihrer höheren Kunst auf zu drücken.

Der Tadel im belehrenden wohlwollenden Ton kann nur allein innigen Dank verdienen, wo Verwerfung und Zertrettung der Keime (eine Unternehmung, deren nur ein unerfahrner Rezensennt fähig ist) mich, wenn es sich der Mühe lohnte, zum bittersten Spott gegen ihn reizen würde. Darum wendete ich mich an ihnen, denn ich will nur von einem Manne beurtheilt sein, den ich schäze, und von dem ich Bescheidenheit erwarte, ich habe nicht Lust eine Lehre anzunehmen, als nur von einem Lehrer den ich achte, und von dessen Größe ich überzeugt bin.

Haben sie die Güte mir nur durch einige Zeilen wißen zu laßen, ob das Gedicht, der Traum von mir, welchen ich ihnen schon vor beinahe 2 Momatte schickte in ihren Musenalmanach für diese Herbstmesse schon eingerükt.

Ich entsinne mich ihnen in meinem letzten Brief meine addreße beizulegen vergessen zu haben, welches ich mir für die Uhrsache denke, warum sie mich bis itzt noch nicht mit einem Brief beehrt.

Mit Hochachtung

Heidelberg d. 2ten August 1800 — Christoph Jett.

Digitized by Google

82. Von W.

Den 30t Aug 1800.

Blos das Verlangen einmal ein Urtheil zu hören ist die Ursache dieses Briefes. Beiliegende Gedichte, oder vielleicht auch nur Verse, sind die ersten Versuche eines jungen Menschen, der sich gar nicht einfallen läßt, sich zum Dichter berufen zu glauben, und der sich daher auch sehr gern bescheidet, wenn Sie ihm jede, auch die geringste Fähigkeit absprechen. Aber es ist doch so angenehm bestimmt zu wißen, was man von sich zu halten hat. Daß ich eben Sie belästige, daran ist nicht die Meinung Schuld, als wären diese Kleinigkeiten so wichtig, daß nur Sie darüber entscheiden könnten; nein, aber Sie kennen mich nicht, Ihr ungünstiges Urtheil demüthigt mich also allein vor mir selbst. Wenn ich Ihnen sage, daß Wallenstein u. Marie Stuart meiner Ehrfurcht ein gewises Zutrauen, als kennte ich sie wirklich seit Jahren — ein Gefühl von dem ich mir selbst keine bestimmte Rechenschaft zu geben weiß — sehr vermehrt haben, so nenne ich Ihnen eine zweite Ursache. — Übrigens hofft meine Zumuthung schon darum auf Verzeihung, weil sie Ihnen nur höchstens ein paar Minuten raubt.

Finden Sie nun beiliegende Stücke oder eins von ihnen eines Platzes in ihrem Musenallmanach werth, dürfte ich denn Sie bitten, sie einzurücken? Dies wäre auch der kürzeste Weg mir ihr Urtheil bekannt zu machen. Finde ich sie nicht darin, so haben Sie die Verdammung über sie ausgesprochen. Für einen dritten Fall den ich nicht zu bitten, kaum zu hoffen wage, daß Sie mir nämlich schriftlich Ihr Urtheil sagten, setze ich eine Adreße unten bei, unter welcher mich ein Brief treffen würde.

Soll ich endlich Sie noch um Verzeihung bitten, daß ich alle üblichen Höflichkeits formeln ganz bei Seite gesetzt habe? Es wäre mir gänzlich unmöglich gewesen, mich ihrer gegen Sie zu bedienen.

abd. Wellborn in Halle. W.

83. Von Heinrich Karl Ebell.

Wohlgeborner
Hochgeehrtester Herr,

Der tiefe Eindruck, welchen das große Meisterwerk Wallensteins Tod, und vorzüglich der erschütternde Monolog der Thekla: Sein Geist ist's etc. auf mich machte, veranlaßte, ja ich möchte sagen zwang mich diesen Monolog, als einen Versuch einer declamatorischen Musik zu componieren.

Digitized by Google

Ich habe das Manuscript deßelben dem Herrn Kapellmeister Reichhardt mit der Bitte überfandt mir vor der Herausgabe sein Kennerurtheil mitzutheilen, und beiliegender Originalbrief deßelben wird Ew. Wohlgeborn überzeugen, daß ich seine kritischen Anmerkungen zur Erreichung eines höhern ästetischen Zweks benutzt habe.

Ich füge weiter nichts hinzu als die Bitte meinen Versuch einer Prüfung würdig zu halten, da ich mich reich belohnt und geehrt finden würde, vom Verfasser des unsterblichen Meisterwerks selbst zu hören, daß ich die Schönheiten des Textes durch Hinzufügung meiner Musik nicht verdunkelt; und ersuche dieselben zugleich um die gütige Zurücksendung des Briefes vom Herrn Kapellmeister Reichardt.

Der ich mit unbegränzter Hochachtung mich nenne

Ew. Wohlgeborn
ganz ergebenster Diener
H. Ebell

Berlin den 6ten Spbr. 1800
Adresse: No 5. In der Oberwallstraße.

84. Von Baron v. Hoverbeck.

Ob Ew. Wohlgebohren, von den Gedichten, die ich mir die Ehre gebe hier beizufügen, irgend etwas, einer Stelle in dem Musenalmanache, womit Sie uns Deutschen jährlich ein so angenehmes Geschenk machen, nicht unwürdig finden dürften; oder ob solche wenigstens einige Bemerkungen zu verdienen scheinen könnten, welche den Dichter näher zum Ziele hinwiesen. Dieses zu entscheiden, überlasse ich, wie billig, mit Bescheidenheit, lediglich Ew. Wohlgebohren Urteil; welches auch das meinige werden wird. Sollten Ew. Wohlgebohren mich mit einer Antwort beehren wollen, so würde mich dieselbe, bis zum 20sten d. M. in Dresden, späterhin aber in Berlin antreffen.

In jedem Falle aber werde ich schon durch die Gelegenheit mich glücklich schätzen, welche sich mir darbietet, das Gefühl der innigsten Liebe und Verehrung auszusprechen, womit mein Herz für den Dichter des Don Carlos erfüllt ist, und die stets dieselbe bleiben wird, mit der ich jetzt das Glück habe mich zu unterzeichnen

Ew. Wohlgebohren
gehorsamsten Diener
Baron v. Hoverbeck.

Dresden d. 7 Sept. 1800
Große Frohngasse No. 459. 60.

Digitized by Google

85. Von Karl August Wilhelmi.

Schlitz, bey Fulda,
am 12 December, 1800

Wohlgebohrner Herr,
Hochgeehrtester Herr Hofrath!

Ew. Wohlgebohrn verzeyhe der Dreistigkeit eines Unbekannten, der sich, ohne nähere Empfehlung, blos durch sich selbst bey Ihnen aufzuführen wagt. Die gewöhnliche Nachsicht des grossen Verdiensts gegen das kleine, die von Männern, wie Ew. Wohlgebohrn, ausschliesslich besessen und von Menschen, wie ich bin, ausschliesslich mißbraucht wird, ist vielleicht allein im Stande, die Zudringlichkeit meines Schritts zu erklären.

Ich habe, als Freund der griechischen Litteratur, den Epictet in teutschen Xenien oder, wenn dieser Ausdruck nur seinen ursprünglichen Sinn vertragen sollte, in metrischen Parabomien, frey bearbeitet. Zu unerheblich an der Zahl, so wie an wahrem, innerem Gehalte, scheinen mir aber diese Kleinigkeiten nicht geeignet, einen besondern Band auszumachen. Ich wäre daher geneigt, sie irgend einem Journalisten, der sie in seine Sammlung aufnehmen wollte, ohne Honorar zu überlassen. Mein einziges Augenmerk dabey ist, Sprachforscher, die zu ähnlicher Bearbeitung des griechischen Schriftstellers mehr Beruf, als ich, haben, auf die Zweckmässigkeit dieses Unternehmens aufmerksam zu machen. Sollte es gegen den Geist der an der Tagesordnung schwebenden Philosophie seyn, Grundsätze, wie die Epictetischen, — in einem angenehmern Tone, als dem docirenden, unter ein gröfferes Publicum zu bringen? Zufrieden, die Schicklichkeit einer solchen Behandlung bey unsern Weltweisen oder Dichtern zur Sprache gebracht zu haben, bleibt mir für das Gelingen meiner eigenen Arbeit kein Wunsch übrig. Ohne Bedauern werde ich dann diese unbedeutenden Parabomien einer bessern Gestalt ihres Gegenstandes Platz machen und in das Dunkel zurückschwinden sehn, aus dem sie, um ihrer selbst willen, gewiß nie getreten wären.

Belieben Ewr. Wohlgebohrn die beyliegende Probe gefälligst durchzulesen. Ihr Urtheil ist das Urtheil aller Kenner. Fänden Sie, daß die ganze Sammlung in Ihrem Musenalmanach eine Stelle verdiente, so haben Sie die Gewogenheit, mir das zu sagen. Wo nicht, so sey das Stillschweigen eines Richters von Ihrem Ansehn die gerechte Strafe meiner Verwegenheit. Zernichten Sie dann den mitkommenden Versuch, ohne sich der Mühe zu unterziehn, ihn wieder zurückzusenden; nur lassen Sie mir die Erlaubniß, Ihnen auch in diesem Falle zu sagen, wie unbegränzt die Hochachtung sey, mit welcher ich die Ehre habe zu beharren

Ewr. Wohlgebohrn
ganz gehorsamster Diener
Doct. Karl August Wilhelmi
zu Schlitz, bey Fulda.

Digitized by Google

86. Von Heinrich Adolph Noehden.

Göttingen d. 13ten Febr. 1801.

Schon vor längerer Zeit hatte ich von meinem Bruder den Auftrag Ew. Wohlgebohrn ein Exemplar seiner German Grammar zu übersenden und ich muß um Entschuldigung bitten, daß es erst jetzt geschieht. Ew. Wohlgebohrn werden seine Absicht nicht verkennen Ihnen dadurch einen geringen Beweis seiner beständigen innigen Hochachtung zu geben, und sich wieder in Erinnerung zu bringen. Ich freue mich, daß mir dies Gelegenheit gibt Ihnen zugleich meine größte Hochachtung zu bezeugen mit der ich bin

Ew. Wohlgebohrn
gehorsamster Diener
H. A. Noehden M. Dr.

87. Von Vigera.

Nonnenweyer bey Lahr im Breisgau d 17ten April 1801.

S. H. Hochgeehrtester Herr Hofrath!

Durch Zufall veranlaßt, habe ich, seit einem Jahre, zum erstenmahl in Nebenstunden mit dem Dichten mich beschäftigt. Es entstand daraus eine Sammlung von 350 Sinngedichten, worunter keine übersetzungen sondern etwa $^1/_{10}$ mehr oder weniger bekannte Anekdoten, die übrige 9 Theile aber eigene Einfälle sind. Da die Sinngedichte in Teutschland, wie ich glaube noch nicht in zu großer Menge sind, daß auch so manche mittelmäßige noch dazu aufgewärmte mit Begierde aufgenommen wurden, so faßte ich den Endschluß, die meinigen zum Einrücken in Almanachs abzulassen. Ich bin deswegen so frey, Denselben das 2te und 3te hundert mit der Anfrage zu überschicken, ob Sie davon in Ihrem Almanach, Gebrauch machen können oder wollen. Da ich allerdings voraussetzen muß, daß es denselben auch dieses Jahr, gar nicht an den nöthigen Beyträgen fehlen wird, und ich deswegen zweiffle, daß, wenn auch meine Arbeit etwas Beyfall erhält, Sie alle 200. würden brauchen und unterbringen können, so habe ich deswegen das erste hundert, und von beykommenden, von jedem die Hälfte als Probe einigen andern Almanachsherausgebern auch mit der Anfrage zugeschickt, ob, zu welchem Preis sie was davon brauchen könnten und wollten, wo ich aber nichts abschliesen werde, als bis ich von Denselben, oder dem Verleger Nachricht erhalten habe.

Ich ersuche allso Dieselben dringend so gütig zu seyn, wenn nichts gebraucht werden kann, das Manuscript gleich wieder an mich abgehen zu lassen, ist aber etwas, 1. oder 2. hundert, für Ihren Almanach brauchbar, es ebenfalls gleich gefälligst zu melden, oder melden zu lassen,

Digitized by Google

nebst Anzeige, was der Verleger für das hundert geben kann, das ich wenn etwas müßte ausgemustert werden, vollständig machen wollte. Sollten Sie aber je, weil etwan der Krieg die Fruchtbarkeit der Musen verhindert hat, auch von den noch übrigen 150. was brauchen können, so bitte ich es zu melden, wo ich sie gleich zuschicken werde.

Ist etwas von dem überschickten gefällig, so würde es mir äußerst wichtig und angenehm seyn, ohne Dieselben um eine kostbare Stunde bringen zu wollen, auch bloß in einigen Zeilen ein Urtheil zu lesen, über den Geist meiner Singedichte, über das etwaige gute derselben, um es desto fester zu halten, über die Fehler die zu verbessern wären, und einen Wink wie das schwäbische Salz darin, dem Attischen etwas näher gebracht werden könnte.

Da es in Ansehung des Portos vermuthl. noch eben so ist, als vor etl. und zwanzig Jahren, da ich in Jena studierte, daß man Briefe und Packeter nur biß Nürnberg frankieren kann, so lege ich hier $^1/_2$ Laubthaler mit der Bitte bey, das Postgeld damit zu bestreiten, und bey der allenfalsigen zurückfendung des einen oder beyder Hefte, auch bis Nürnberg zu frankieren damit ich das Paket desto sicherer und früher erhalte.

Ich habe die Ehre, in Erwartung einer baldigen gefälligen Antwort, mit vollkommenster Hochachtung zu seyn.

Ew. Hochwohlgebornen
gehorsamster Diener
Vigera Pfarrer in
Nonnenweyer bey Lahr
im Breisgau.

88. Von C. W. von Hagen-Brislowitz.

Wohlgebohrner Herr,
Hochzuverehrender Herr
Hofrath!

Für das große Vergnügen welches ich bißher aus den unsterblichen Schriften Eur Wohlgebohrn geschöpft habe, folgt hierbei als ein unendlich kleiner Ersatz eine Abhandlung die ich zur Tilgung einer der größten, und über ganz Europa verbreiteten Ungerechtigkeit niedergeschrieben habe. Ich hoffe, daß Hochdieselben in Betracht dieses, die Fehler des Werkchens gütigst überſehen werden.

Mit der unbegränztesten Hochachtung
habe ich die Ehre zu sein
Eur Wohlgebohrn

Heiligenstadt
im Eichsfelde
den 13ten Mai
1801.

gehorsamster Diener
C. W. von Hagen Brislowitz.

Digitized by Google

89. Von Johann Benedikt von Scherer.

Kirchheim unter Teck d 29 Aug. 1801.

Hochwohlgebohrner Herr Hofrath!

Verschiedene meiner Freunde, welche wißen, daß ich die Arbeit liebe, Zeit und Muse habe, und in Übersetzungen aus dem französischen in das Teutsche niemand aus dem Wege gehe, da ich Proben genug dieserwegen abgelegt, Französische Übersetzungen mir aus dem Grunde geläufiger sind, weil ich unter den Königen lange Zeit in dem Kollegium der Auswertigen Angelegenheiten zu Versailles selbst gearbeitet habe, muntern mich auf, Euer Hochwolgebohrnen dieserwegen zu schreiben, um Ihnen meine Dienste anzubieten. Ich thue dieses hiermit, und erwarte Euer Hochwolgeb. gütige Antwort darüber, in welcher Sie mir zugleich zu sagen belieben werden, wieviel Sie für den gedruckten Teutschen Bogen zu bezahlen gewohnt sind.

Ich werde Euer Hochwohlgebohrnen Erwartung um so mehr entsprechen, da ich als gebohrner Straßburger, beider Sprachen vollkommen mächtig binn.

Ich verspreche mir daher von Euer Hochwolgebohrnen, eine baldige Antwort, und binn mit aufrichtiger Ergebenheit

Euer Hochwolgeb.
ergebener Diener

Rath von Scherer
in Kirchheim
unter Teck.

Stuttgardt.

90. Von Karl Christian Ludwig Schmidt.

Willmerode bey Westerburg über Limburg
an der Lahn d 3ten Nov. 1801.

Wohlgeborner, Hochgelehrter,
Hochzuverehrender Herr Hofrath.

Anbey hab' ich die Ehre Ew. Wohlgeborn folgende Kleinigkeit zu überschicken. Ich habe mir die Freyheit genommen, dieselbe an Sie und Herrn Kant zu richten. Ihr Gedicht, die Resignation, hat mir einen angenehmen Genuß gewährt. Der Prediger konnte es indessen nicht über sein Herz bringen, eine und die andere Strophe darin zu parodiren. Ob übrigens dieser Versuch vor Ihrem competenten Richterstuhl den Nahmen eines Gedichtes verdienen wird, weiß ich nicht.

Ich habe die Ehre mit der aller vollkommensten Hochachtung zu seyn

Ew. Wohlgeborn

gehorsamster Diener
Schmidt
Pfarrer u. Consistorial Assessor.

Digitized by Google

91. Von L. von Wolzogen.

Samarang Java's Nord Oſt Küſt d 15 Novbr 1801

Ihr freundſchaftlich Andencken zu erwiedern, kann ich den Brief meines Bruders nicht ſchließen, ohne die Gefühle der aufrichtigſten Dankbarkeit vor die mir überſchickten Zeilen an Sie beygefügt zu haben. — Welche Wonne fühlte ich nicht, bey der Erinnerung unter wilden und rohen Menſchen zu ſeyn und von einem aufgeklärten Manne einige Zeilen an mich gerichtet zu leſen. Wohl wahr, daß ich zu beklagen bin, nicht an demſelben Orte leben zu können, wo Sie und mein Bruder mit Ihrer Verehrungswürdigen Gattin, Ihre lieben Kinder in wechſelſeitiger Zuneigung ſehen aufwachſen, indeßen ich die meine unter rohen und ungeſitteten Sclaven Hände, das Gift der Dumheit und des Aberglaubens ſehe einſaugen und größer werden und, ohngeachtet aller Sorge und Wachſamkeit nichts daran ändern kann —; Niemals habe ich die Bemerkungen von P. Paw mehr bewahrheit gefunden, als nun, da ich ſelbſt Kinder habe. — Sie könen Sich leicht überzeugen, welchen natürlichen Trieb ich habe, um dieſen Verſengten Himmels-Strich zu fliehen, um mehrere Vortheile ſowohl Vor mich als auch meinen Kinder willen, die Europa gewährt, zu finden, dann mir liegt das Wohl meiner kleinen Weltbürgerinnen und -Bürger ſehr am Hertzen, und meinem eingeſchrumpften Geiſt wäre die Bildung und Aufklärung ein wahr Labſal, und ſollte mir zur Belohnung dienen, vor die viele Gefahren und wunderliche Sprünge meines Schickſals. — Doch als man unter Kaufleute iſt, ſo fragt man zuerſt, hat man Geld genug, um ſo eine Unternehmung zu thun — Von meinem Dienſt bin ich im ſtand, um mich und die meinige zu unterhalten, doch ſoll ich ſogleich in Europa das wieder finden, und was dan gethan, als ich nicht ſo Viel habe, um meinen Kinder eine redliche Erziehung zu können geben. Mein Entſchluß iſt indeßen gefaßt, als ich nur einige wahrſcheinliche Möglichkeit vor mich ſehen, ſo ſoll ich des Vortheils Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen mich gewiß nicht entziehen. Dann Ihr aufgeklärter Geiſt, und deſſen Denkart ſind mir durch eifrige Leſung Ihrer Schriften, die doch das Bild davon enthalten ſollen bekannt genug, um dieſen Vortheil zu können hochſchätzen; Eine wahre Geiſtes Erquickung bleibt es vor mich Ihren Don Carlos zu leſen — Niemand der 3 Ueberſetzer iſt dem Original in der Niederdeutſche Sprache ſo nahe gekommen, als E. Coſt, doch das Fragment des dreyſigjährigen Kriegs iſt deutſchholländiſch geblieben, außer dieſen beſitze ich die erſte Ausgabe von Cabale und Liebe, die Räuber und den Geiſterſeher, wie ſehr wünſche ich, doch alles zu beſitzen, was von Ihrer meiſterhaften Hand kommt, dann einigermaßen lindert die Bekanntſchaft mit Ihren Schriften den Mangel Ihrer nähern Bekanntſchaft, und gewiß weiß ich, Sie gewähren mir dieſe Bitte, deren Erfüllung vor mich ein

Digitized by Google

wahr Freudenfest seyn soll. — In meinem einsamen Garten, wo ich ein Balcon mit einer Kuppel bedeckt angelegt habe, soll ich dann nicht mehr nach Nahrung des Geistes suchen, als ich Ihre weitern Schriften bey mir habe — soll das herrliche Gesicht auf der einen Seite ein still fließend ziemlich breiter Fluß, daß am Ufer so weit ich sehen kann mit wohlriechenden Hecken begränzt seyn, ein groß Feld mit Reiß oder Zucker Rohr bewachsen zwei Stein Backkörper [?] dieß alles eingeschloßen durch ansehnliche ewig grüne Hügel deren Spitzen mit großen Grabmälern, die meist Verfallen sind, und das ansehen der verfallnen Schlößer in Deutschland haben, gedeckt sind, — dan ragen hohe Bergspitze aus den Wolken worunter man deutlich an seinem Rauch einen der Feuerspeyende Berge bemerkt in..... bin ich vor die Sonnenstrahlen durch ein Busch von Klapperbäume gedeckt, die biß 11 Uhr nichts durchlassen, als das spielende Flamm Feuer der Sonne das sich durch die gefiederten und gefächerten Blätter durchstielt doppelt auf mich wircken, hier ist es, wo ich mit aller Muse mich in Deutschlands aufgeklärte Mitte hinschwärme, und einige Vormittage in der Woche vergesse daß ich von meinem Vaterland entfernt bin. Vermehren Sie diese Wonne, diese Täuschung. — Es soll Ihnen zu einem verdienstlichen Werk angerechnet werden.

Bloß der Gedanke, daß meine 5 Kinder, wovon die älteste Johanne beynahe 7 Jahr, die 2te Willhelmine $5^1/_2$, die 3te Karolina $3^1/_2$, das 4te Karl $1^1/_2$ Jahr und das jüngste Henrietta 3 Monath alt ist, noch dereinst in den Zirckel Ihrer fröhlichen Kinder das Leben wieder erhalten können, hält mich aufrecht, daß ich nicht ganz an ihren Glück verzweifle daß ich noch hoffe daß sie sich Ihres Daseyns freuen sollen. Sie sehen daher welche herzlichen Antheil ich an Ihre Liebe Kinder nehme!!

Meine vornehmste Wünsche, die ich noch bey zufügen habe, betreffen Ihre schwache Gesundheits Umstände, von mehreren gefährlichen Krankheiten müßen Sie befreyt bleiben, daß sich Ihre Lebenskraft nicht alzuschnel verzehre, sondern vielmehr mit Ihrer Liebenswürdigen Gattin und Kindern ein anhaltendes Wohl seyn und Zufriedenheit genießen, und die Wonne Ihrer aller nähern Bekanntschaft, und zur Belohnung meiner Wanderschaft Ihre Freundschaft werde

L. v. Wollzogen.

Und sollte ich können unterlassen Ihnen GeEhrte Schwägerin vor die angenehmen Augenblicke, was sage ich Tage, denn die wiederhohlung und Erinnerung gewährte mir das, die mir Ihre gütige Zeilen geschenckt haben, meinen wärmsten Danck anzubieten — welche Wonne schließen dieselbe nicht vor mich ein, und in Wahrheit, als Sie bloß mitleidig seyn mit mein Schicksal, so mag ich mich Ihres Lobs erfreuen, dann wie viel auch mein Geist leidet wie sehr ich zurückbliebe in seiner Bildung, so gebe ich mir doch Mühe, daß wann einst der frohe Tag erscheint, wo ich nach Gründen meiner WeltErfahrung mich fest entschließen kann, nach

Digitized by Google

Deutschland zu eilen, in Ihrer aller Mitte nicht als ein unerfahrner zu erscheinen, und obschon ich eine Gattin mit bringen soll, deren Geist gantz verwahrloſt ist, so sollen Sie doch die Gutartigkeit und Ausübung aller natürlichen Tugenden ihrer rohen Seele bewundern müßen, dan Sie ists die mich nöthigen könnte, hier zu bleiben, doch das Tägliche Anschauen meiner Kindern, die ich mit aller Sorge keine leidliche Erziehung hier verschaffen kann, nöthigt mich ernstlich an diesen Entschluß zu dencken, will ich der Gewißensfolter entgehen. Welch Glück dann, als dieselbe im Zirckel Ihrer aufgeklärten Kinder lehrnen sollen was sie sind, und was sie suchen müßen zu werden. Doch dazu gehört auch, daß Sie und Ihr GeEhrter Gemahl befreyt bleiben von Kummer und Krankheiten, damit uns allen der Gedanke einer frohen Zukunft bleiben möge. — Obschon der Krieg mich wenig beunruhiget, so fordert er doch alle meine Anstrengung und läßt mir zu anderen Geschäften wenig Zeit übrig, dann aus Mangel von gebildeten Menschen muß man hier alles seyn und da wir gantz von aller Hülfe zur See entblößt seyn, so beunruhiget uns jedes Kriegsschiff. Doch die Hoffnung, daß dieses auch sich endigen soll gibt meinem Geist Nahrung, daß er in diesem versengten Himmelsstrich nicht unterliegt; meine Famlie weiß Ihr gütiges Andenken sehr zu schätzen, und wünscht nichts sehnlichers als auch in der Ferne Ihnen ihren theilnehmenden Danck anzubieten und Sie mit den Ihrigen zu versichern, daß Sie alle mitten unter uns leben, die Dauer Ihrer geEhrten Freundschaft, und der Vergütung [?] Ihres geneigten Wohlwohlens und Antheil kan niemand mit wahrerer Wärme wünschen als Ihr ergebenster Freund!

L. von Wollzogen.

92. Von den Herausgebern der Aspasia.

Wolgeborner Herr
Hochgeehrtester Herr Hofrath und Professor,

Indem wir diesen Brief an Euer Wolgeboren anfangen, fürchten wir theils, Ihnen beschwerlich zu fallen, theils aber auch, eine abschlägliche Antwort; und dennoch sind wir so frei, diese ergebenste Bitte an Sie zu wagen.

Mit Ungeduld erwartet das Publikum den Druck des letzten vortrefflichen Stückes Euer Wolgeboren, der Turandot. Sehr angenehm und schmeichelhaft würde es uns sein, wenn es uns erlaubt wäre, diese Erwartungen wenigstens geringen Theils, zu befriedigen. In dieser Absicht unterstehen wir uns, Euer Wolgeboren ganz ergebenst zu ersuchen, ein paar Monologen, und, wenn wir noch so kühn sein dürfen, es hinzuzusetzen, die drei Räthsel aus der Turandot, zur Einrückung in unser Journal uns gütigest zu übersenden. Wir gestehen und erkennen es, daß diese Bitte eine Kühnheit, wol gar eine Unverschämtheit, von unserer

Digitized by Google

Seite voraus setzt, aber wir glauben, dieselbe dadurch entschuldigen zu können, daß es uns Pflicht ist, durch die vortrefflichsten Meisterstücke das Intreße unsers Journals für jeden Leser möglichst zu erhöhn.

Würden es uns Euer Wolgeboren verzeihen, wenn wir zu dieser ergebensten Bitte noch eine andre hinzuzusetzen wagten? Mit einem gewißen Intereße haben wir „das Mädchen aus der Fremde“ gelesen und bewundert. Aber was eigentlich unter dieser allegorischen Vorstellung gemeint sei, haben so wenig wir, als andre, die wir zu Rathe zogen, zu enträthseln gewußt. Wir haben auf Poesie und Glück gedeutet, aber keines scheint uns die Probe auszuhalten. Ein einziges Wort von Euer Wolgeboren wäre hinreichend, uns den ganzen schönen Genuß bei der Lektüre dieses Gedichts zu verschaffen.

Wir fürchten zwar sehr, durch diese Bitten Euer Wolgeboren Mißfallen zu erregen, aber dennoch sind wir so kühn, sie zu wagen. Eine gütige Antwort, ersuchen wir Euer Wolgeboren, an unsern Kommißionair, den Buchbinder Wrede, wohnhaft an der Leipziger- und Jerusalemmerstraßenecke No 14, einzusenden, mit der Bemerkung auf dem Kouwerte: Zur Erbrechung der Herausgeber der Aspasia. Wir sind

Euer Wolgeboren

Berlin — achtungsvolle Bewunderer.
d. 26ten Mai 1802. — Die Herausgeber der Aspasia.

93. Von Nikolaus Vogt.

An Herrn Hofrath Schiller in Weimar.

Mit Freude ergreif ich hier eine Gelegenheit, um Ihnen durch dieses Geschenk die Achtung zu bezeigen, welche ich schon lange gegen sie fühlte. Ich gab vor ohngefähr zwölf Jahren dem Herrn coadjutor Von Dahlberg jezigen Fürsten zu Constanz den Auftrag, ihnen meinen Gustav Adolf zu geben. Ich weiß nicht, ob er Ihnen davon gesagt hat. Ich suchte in diesem Werke die Übereinstimung des Worts (der Vernunft) mit dem Fleische (dem Gefühl) zu zeigen ob es mir gelungen sey, müßen Kener wie sie, entscheiden. Ich bitte mir daher ihr Urtheil darüber aus; da sie in der Schrift: über das Erhabene und Schöne, das nämliche gethan haben, so schmeichle ich mir, daß es wenigstens in der Hauptsache günstig für mich ausfallen werde. Mag es aber komen, wie es will, so bin ich doch davon überzeugt, daß wir auf einen Zweck hinausarbeiten, nämlich die leeren Vernunftformen auszufüllen, und die rohe Füllung nach Vernunftformen zu ordnen, und dies war auch der Zweck der Griechen, welche dafür einen eigenen Sinn hatten. Ich bin mit vollkomner hochachtung

Frankfurt d. 21 Juni 1802. — Ihr ergebenster Diener
N. Vogt.

Wenn sie mich mit einem Briefe beehren wollen, so adressiren sie ihn.
An Professor Vogt im Arnspurger Hof in Frankfurt a/m.

Digitized by Google

94. Von Nikolaus Vogt.

Hochgeehrteſter Herr!

Es ſind beynahe zwey Monathe, daß ich Ihnen ein Werk: Siſtem des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit zugeſchickt habe. Da ich noch keine Antwort darüber von Ihnen erhielt, ſo muß ich befürchten, daß es nicht an Sie gekommen ſey. Ich bitte ſie daher, mir doch den Empfang deſſelben gefälligſt anzuzeigen und verharre mit aller Hochachtung

Ew. Wohlg.

ergbſter Diener

Frankfurt d. 18. Auguſt 1802. N. Vogt, Profeſſor.

meine Adreſſe iſt:
an Profeſſor Vogt im Arnſpurger Hof
in Frankfurt
a/m.

95. Von C. v. Schmeling.

Verehrungswürdigſter!

Es ſey mir vergönnt den unſichern Stab gewöhnlicher Menſchen — das froſtige Etiquette — hier ganz zu übergehen, und zu einem edlen Manne, der über dergleichen nichtige Dinge erhaben iſt, ſelbſt als Unbekanter ſo zu ſprechen, wie mein Herz es mir eingiebt, das für Menſchenwerth und Kunſtgefühl glüht.

Denken Sie: ein Wanderer, der noch einen weiten Weg zum Beſten der Menſchheit und ſeiner ſelbſt zu machen beabſichtiget, trete ſchon in den erſten Tagen ſeiner Pilgerſchaft vor Ihre Hütte, befrage Sie vol Zutrauen um den richtigſten Weg, mache Sie mit dem Zwekke ſeiner Reiſe bekant, liefre Ihnen durch die bereits zurükgelegten Tagereiſen einen geringen Beweis ſeiner Kräfte für das ganze Unternehmen, und bitte Sie, daraus auf den weitern, erwünſchten oder unglüklichen Erfolg zu ſchließen. — — —

Gewiß: Sie werden nicht anſtehen, ſeine Bitte in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, werden ihn warnen, von ſeinem kühnen Vorhaben abzuſtehen, und lieber einen einfachern Weg ans Ziel der Pflicht aufzuſuchen, wenn Sie ſeine Kräfte nicht im gehörigen Verhältniße mit den Erfordernißen ſeines Unternehmens finden. — Im entgegengeſezten beßern Falle aber werden Sie, als Menſchenfreund durch hülfreichen Rath ſein Vorhaben unterſtüzzen, ihm die Klippen ſchildern, die er vermeiden muß, ihn genau auf alle Fehler aufmerkſam machen die er während den erſten ſchon zurückgelegten Tagereiſen begangen hat, und — um Ihr ſchönes Werk der Herzensgüte zu krönen — werden Sie ſelbſt gerne

Digitized by Google

ihm einige Zeit als Führer dienen. — — Der Segen des dankbaren Wanderers kann Ihnen nicht gleichgiltig seyn; und hat er sein vorgesetztes Ziel einst erreicht, so wird das Bewußtseyn, „Ich führte ihn dahin!“ — das Herz des biedern Führers schön belonen. — —

Das sey die Einleitung meiner Bitte, für die ich jezt gütiges Gehör von Ihnen mir schmeichle.

Schon seit mehreren Jahren widmete ich mich mit allem Fleiße der Litteratur; doch fand ich meine Arbeiten immer noch zu mangelhaft, um sie öffentlich erscheinen zu laßen. Vorzüglich huldigte ich dem erhabenen Fache der Dramaturgie, und machte es mir dabei zum festen Grundsaz, die unvollkommenen Kinder meiner Muse so lange verborgen zu halten, bis das Urtheil des größten Dichters unsres Zeitalters mich berechtigen würde, als sein Schüler öffentlich aufzutreten.

In einem schon früher erschienenen Romane glaubte ich vorzüglich reichhaltigen Stof für ein Trauerspiel zu finden. So entstand das Werk, welches ich mit anspruchsloser Ueberzeugung unter meinen Arbeiten für das erträglichste halte, und Ihnen hiebei zu übersenden die Ehre habe. — Darf ich Sie inständigst ersuchen, es durchzulesen, und ohne Schonung Ihr Urtheil darüber zu fällen? — Bedarf es — woran ich keinesweges zweifle — noch einer gänzlichen Umänderung und Verbeßerung, so mache Ihre Güte mich darauf aufmerksam, Ihr Urtheil diene mir zur Richtschnur bei dieser Umarbeitung sowohl als bei fernern Arbeiten, und empfange dafür den innigsten Dank eines ungeheuchelten Verehrers Ihrer Größe. Mit unermüdetem Fleiße und Aufmerksamkeit werde ich jeden Ihrer Winke benuzzen, und es stets als ein unschäzbares Glükk erkennen, mich einen dankbaren Schüler des großen Schiller nennen zu dürfen!

Im Kreise würdiger alter Eltern, einer liebevollen Gattin und Hoffnungsvoller Kinder besizze ich in Pommern ein kleines Gütchen, wo ich — nachdem ich 8 Jahre meinem Könige und Vaterlande als Lieutenant gedient habe — jezt meine Tage in glüklicher Eingezogenheit froh und zufrieden verlebe. Diese Lage läßt mir daher Muße genug mich jenem Fache zu widmen, das ein unnennbares Gefühl mir zur Pflicht zu machen scheint.

Gegenwärtig habe ich mit meiner Familie eine hier verheirathete Schwester besucht, bei der wir den Winter paßiren wollen. — Ihre zu erwartende gütige Antwort würde mich also bis Anfangs Frühjahr unter meiner Adreße noch hier treffen.

Leider bin ich seit einiger Zeit mit Augenschwäche geplagt, und muste daher diese meine beigefügte Arbeit durch Copisten ins reine schreiben laßen, die — wie ich beim Durchlesen bemerke — sich häufig ortographischer Fehler haben zu Schulden kommen laßen. Rechnen Sie diese Unart nicht mir zu.

Digitized by Google

Voll innigſter Hochachtung und Verehrung
C.: v: Schmeling.
König Preuß. Lieuten: von der Armee
Hamburg. Auf dem
grünnen Teich, N: 65.
Den 4ten October 1802.

96. Von A. G. F. Kunhardt.

Hochwohlgebohrner Herr!
Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Das Wohlwollen, welches Sie mir, während ich das Glück hatte mit Ihnen bekannt zu ſeyn, erzeigt haben und der überaus gütige Antheil, welchen Sie ſeit dieſer Zeit an meinem Schickſahl nahmen, hätten mir es billig ſchon längſt zur Pflicht machen müßen, Ihnen Nachrichten von meinen freilich kleinen und unbedeutenden Begegnißen mitzutheilen, da ich mich wenigſtens mit der Hofnung ſchmeichele und den herzlichen Wunſch hege, daß es Ihnen nicht unangenehm ſeyn möge, von Zeit zu Zeit einige Zeilen von einem jungen Menſchen zu leſen, der anfangen will in die große Welt einzutreten und eine eigene Rolle zu ſpielen übernimt. Der Grund warum ich nicht früher mir die Freiheit genommen Ihnen zu ſchreiben iſt aber auch ſehr einfach: weil ich nemlich Ihnen nichts zu ſchreiben wuſte, als Sachen die ſo alltäglich ſind, daß das Leſen derſelben Sie ohnmöglich hätte können für die ſchöne Zeit entſchuldigen, die Sie würden daran gewendet haben und weil ich ſelbſt Ihre Zeit für zu wichtig halte und alſo ohnmöglich mich entſchließen konnte Sie wenn auch nur um ein Viertelſtündchen zu bringen, um die Geſchichte eines Alltagsmenſchen zu leſen. Da aber jezt eine Veränderung mit mir vorgehen wird, die für mich wenigſtens ſehr wichtig iſt, und Sie daher vielleicht auch intereſſirt, ſo nehme ich mir auch die Freiheit es Ihnen zu melden.

Vor allen Dingen aber will ich nicht unterlaßen Ihnen meine unterthänigſte Gratulation abzuſtatten zu Ihrer Standeserhöhung. Da ich nemlich vor einigen Tagen aus der hier gangbaren Zeitung erſehen, daß Sie in den Adelſtand erhoben worden, ſo unterlaße ich es auch nicht Ihnen meine herzliche Theilnahme hiedurch an den Tag zu legen und freue mich recht herzlich wiederum auf eine neue Art Ihre Verdienſte ſo öffentlich anerkannt zu ſehen.

Die Veränderung, welche mit mir vorgehen wird, nachdem ich hier *ein halbes* Jahr bei meinen lieben Verwandten recht angenehm zugebracht *habe*, iſt folgende. Vor ohngefehr ſieben Wochen erhielt ich von Harbaur *aus* Paris einen Brief, worin er mir ſchrieb, daß die auch als Schrift-

Digitized by Google

stellerin bekannte Frau von Stael einen Deutschen zum Hofmeister für Ihre beiden Söhne wünschte unter recht vortheilhaften und angenehmen Bedingungen. Zu den ersten gehört, daß der Hofmeister, von dem Griechisch, Lateinisch, Mathematik, und Musik gefordert wurde, alles frei erhält, was zum täglichen Leben gehört, in alle Gesellschaften gezogen werden würde und als eine der ersten Personen des Hauses gelten werde, nebst einem Jahrgehalte von 50 Carol., zu den letzteren, daß er des Winters mit ihr in Paris seyn, des Sommers aber auf die Güter Ihres Schwiegervaters in der Schweitz sich aufhalten werde. Die Bitte ihr einen Hofmeister zu verschaffen sollte eigentlich an Sie ergehen: weil aber Ihre gütige Frau Schwägerinn, die Frau von Wollzogen mich vorgeschlagen hatte und ich nicht mehr in Ihrer Nähe zu leben das Glück habe, so hatte Harbaur es übernommen mir geradezu hieher zu schreiben. Ich antwortete ihm sogleich zurück, daß ich sehr bereit sey, diese Stelle anzunehmen, erhielt aber nach langen Harren endlich am Mittewochen vor acht Tagen von ihm eine Antwort zurück, daß er es ausgerichtet und daß die Frau von Wollzogen meine Addreße an die Frau von Stael gegeben hätte und ich meinen Ruf hier in Gießen abwarten sollte. Bis jetzt aber harre ich auf diesen Ruf noch vergeblich. Was mir auch die Sache etwas unangenehm macht, ist daß die Frau von Stael den Hofmeister erst sehen will, ehe sie ihn annimt und ich also vielleicht die Reise dorthin in der rauhesten Jahreszeit machen müste, obgleich die Dame die Reise zu bezahlen verspricht. Im Ganzen kann ich es nun wohl Niemanden verüblen, wenn er die Menschen erst sehen und sprechen will mit denen er in der Folge leben soll; inzwischen ich dächte mit dem der das Glück hätte von der Frau Geheimeräthin von Wollzogen vorgeschlagen zu werden, könnte man es immerhin schon wenigstens ein Jahr versuchen. Und dieses wäre mir in mancherlei Rücksichten sehr lieb, denn nun kann ich keinem Menschen sagen ich habe eine Hofmeisterstelle erhalten, sondern es muß heißen vielleicht erhalte ich eine und wie soll ich es nun machen mit meinen Angehörigen, die ich nun in viertehalb Jahren nicht gesehen habe? soll ich nun erst noch vorher nach Stade und nach Hamburg reisen ehe ich mich der Frau von Stael vorgestellt habe, so hält mich dieses wieder 6 Wochen auf und ich muß gerade mitten im Winter nach Paris reisen: oder soll ich es nachher thun, so muß hin- her- und wieder hingereiset werden. Wäre ich aber auch nur auf Ein Jahr bestimmt engagiret so würde ich gleich nach Hause zu meinem Vater gereiset seyn und könnte jezt schon beinahe in Paris seyn, dann diesen Herbst hat eigentlich schon der Hofmeister bei ihr eintreffen sollen. Wahrscheinlich werde ich es aber so machen: ich werde jezt bald, wenn nicht im kurzem Nachricht kommt, zu Hause reisen und die Frau von Stael bitten, daß sie mir erlaube bis Anfangs des Frühlings meine Reise hinauszuschieben, ohngefehr im Anfange des

Digitized by Google

Märzes und dann werde ich die Paar Monate bei meinem Vater leben. Doch wird der Brief der Frau von Stael mich erst bestimmen können.

Aber, bester Herr Hofrath! Verzeihung, Verzeihung wegen des langen Briefes! — Empfehlen Sie mich Ihrer wehrten Frau Gemahlinn bestens, und grüßen und küßen Sie Ihre lieben Kleinen herzlich von mir. Schenken Sie ferner Ihr gütiges Wohlwollen Ihrem

ergebensten Diener
A. G. F. Kunhardt bei dem
H. Universitäts-Apotheker Kunhardt.

Gießen am 26ten Oktob.
1802.

97. Von W. Eduard Lüdger.

P: S:

Zutrauen in Ihrer Güte giebt Muth Ew. Wohlgeb mit einer Bitte zu beschweren. Meine Absicht wird mich gewis für die Dreistigkeit bei Ihnen entschuldigen:

Es betrift die Geschichte: mit der ältern und der neuern bin ich bekant, da ich dieselbe aber ohne Plan und ohne progreßive Folgerung der Zeit-Perioden gelesen habe, so fehlt mir die Uebersicht des Ganzen, und folglich die Fähigkeit einem jungen Menschen (als Hofmeister) die methodische Anweisung zum Studium derselben zu geben. —

Um Aufklärung zu erhalten wie die Geschichte methodisch zu studiren sei — welche Schriftsteller den Vorzug verdienen — auf welche Art die Ordnung der Data, um dem gedächtnis zu hülfe zu kommen — zu bewirken ist wende ich mich an Ew. Wohlgeb an wen beßers, als an den Energischen Verfaßer des Dreißig Jährigen Krieges —

Gruß und Hochachtg
Wm. Ed. Lüdger junior.

Bremen
13 Decbr 1802.

98. Von Salomon Friedrich Merkel.

Euer Hochwohlgebohren

mit einem Schreiben zu behelligen, ist eigentlich schon zu kühn; denn wer weiß, ob dadurch der Welt nicht ein treffliches Werkchen entzogen wird, das in der Zeit entstanden wäre, die Sie nun einer solchen Zudringlichkeit hingeben müßen. Sogar aber eine Gedichtesammlung beizufügen ist wohl mehr als kühn; und doch — was unternimmt nicht der Wunsch einem großen Schriftsteller, für seine Jahre von Vergnügen, vielleicht eine angenehme Minute zu machen!

Digitized by Google

Verzeihen Sie mir alſo gütigſt, das ich es wage, Ihnen die Einlage zu überſenden!

Ich konnte nicht der Verſuchung widerſtehen, Ihnen bey dieſer gelegenheit die unbegränzte Verehrung zu erkennen zu geben mit der ich mich unterzeichne

Eurer Hochwohlgeboren

gehorſamsten dr
S. F. Merkel
Rgsprocur.

Caſſel, in Heſſen
d. 28. Dec. 1802

99. Von Johann Adolph Leopold Faſelius.

Jena am 25 Jänner 1803.

Wohlgebohrner Herr,
Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Ew. Wohlgeb. wollen geneigt mir zu verzeihen geruhen, wenn ich theils dieſe Zuſchrifft an dieſelben ergehen laſſe, theils eine gehorſamſte Bitte wage.

Ich wünſche nemlich Dero neuerlichſt herausgekommene Beſchreibung des 30 jähr. Kriegs in 2 Bänden nur auf 8 Tage in meinen Händen zu haben, und erbitte daher von Dero Gütigkeit dieſe ſchätzbare Schrifft mir nur auf wenig Tage in unfrankirter Überſendung.

Zu dieſer Abſicht lege ich hier einen Empfangſchein bey, empfehle Denen ſelben mich zu hohem Wohlwollen und unterzeichne mich mit ſchuldiger und wahrer Verehrung

als Ew: Wohlgeb.
gehorſamſter Diener
J. A. L. Faſelius
Stadtkirchner.

100. Von J. A. L. Faſelius.

Daß Ihro Wohlgeb. S. T. Herr Hofrath Schiller die von Ihnen neuerlichſt herausgegebene Geſchichte des 30 jährigen Kriegs in 2 Bänden mir Endes ernanntem auf einige Tage gefälligſt geliehen haben, bekenne andurch, und werde ſelbige nach gemachtem Gebrauch ſogleich wieder zurückſenden.

Jena am 25. Jänner 1803.

J. A. L. Faſelius
Cand. d. Theol. u. Stadtkirchner hieſelbſt.

Digitized by Google

101. Von Bernhard Weſſely.

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Ich bin überzeugt, daß der erſte unſrer Deutſchen Dichter es einem Künſtler, dem das Intereſſe ſeiner Kunſt am Herzen liegt, nicht übel deuten wird, wenn er ſich unbekannterweiſe an denſelben wendet. In dieſer Vorausſetzung trage ich Ew. Hochwohlgeb. meine angelegentliche Bitte ohne weitere Vorrede vor.

Ich beſchäftige mich ſchon ſeit zwanzig Jahren mit der Singecompoſition; und habe ſowohl für das hieſige Nationaltheater, bey welchem ich ehemals als Muſikdirector ſtand, als auch für das Franzöſiſche Theater S. K. H. des verſtorbnen Prinzen Heinrich in Rheinsberg, welchem ich bis an ſeinen Tod als Kapellmeiſter diente, mehrere beträchtliche Werke geliefert. Jederzeit aber bin ich ſo unglücklich geweſen, einen Text componiren zu müßen, der weit unter dem Mittelmäßigen ſtand. Von der Wahrheit durchdrungen, daß nur dann im Fache der Singemuſik etwas Gutes zu liefern möglich ſey, wenn Dichter und Tonkünſtler Hand in Hand gehen, wendete ich meinen Blick auf den höchſten Punkt unſers Deutſchen Parnaſſes, und habe das feſte Zutrauen zu der edeln Humanität, welche ganz Deutſchland in Ew. Hochwohlgeb. verehrt, daß Sie meine Bitte, mir eines Ihrer neuern Werke zur Compoſition anvertrauen zu wollen, nicht unerfüllt laßen werden.

Es ſey nun dieſes Werk in der gewöhnlichen Opern oder Operettenform, oder auch, welches mir noch intereſſanter wäre, im Style der alten Tragödien mit Chören, ſo würde ich mich in allen Fällen unendlich glücklich ſchätzen, mein Talent daran in Übung zu ſetzen. Ich ſetze weiter *nichts* hinzu, als daß ich jetzt unbeſchäftigt bin, und folglich dieſe Arbeit ſogleich vornehmen, und in der kürzeſt möglichſten Zeit vollenden werde.

Ich ſchließe meinen Brief, um Ew. Hochwohlgeb. nicht länger einen Theil Ihrer koſtbaren Zeit zu rauben; und bin mit dem ungeheuchelten Gefühle der tiefſten Ehrerbietung

Ew. Hochwohlgeb.
gehorſamſter Diener
Weſſely,
Kapellmeiſter des Hochſeel.
Prinzen Heinrich v. Preußen.

Berlin, d. 19ten Febr: 1803.

Digitized by Google

102. Von Friedrich Herrmann.

Hochwohlgeborner Herr,
Gnädiger Herr Hofrath,

Ew. Hochwohlgeb. ertheilten mir vor vier Jahren durch den jezzigen Herrn Direktor Ilgen, die gnädige und tröstende Zusicherung, sich bei Herrn Mounier, falls sein Institut sich erweitern sollte, dahin für mich zu verwenden, daß mir eine Lehrerstelle an demselben zu Theil würde. Ob nun gleich die Umstände es lange hinderten, von dieser hohen Gnade Gebrauch zu machen: so giebt mir doch die in den Zeitungen angekündigte Errichtung einer Militärakademie auf dem Belvedere zu Weimar Anlaß, mich Ihrer Grosmuth auf's neue zu empfehlen, und Sie unterthänigst zu bitten, durch Ihr gewichtvolles Fürwort Ihren erhabenen Freund, den Herrn Minister von Göthe, und die übrigen dabei konkurrirenden Personen zu vermögen, daß sie bei der Vertheilung der Lehrerprovinzen an besagter Akademie mich einiger Berücksichtigung zu würdigen geruhen.

Zu der beßern Methodik, welche ich einer dreyjährigen Theilnahme an dem Lehrgeschäft in der musterhaften Rathsfreischule zu Leipzig verdanke, ist es mir gelungen, in einer Amtsführung von vier Jahren noch eine Menge psychologischer und pädagogischer Erfahrungen hinzuzusammeln. Überdies würde mir die Fertigkeit, welche ich im Sprechen des Französischen, Englischen, Italienischen und Spanischen zu besizzen mir zutrauen darf, einen leichten Umgang mit Zöglingen aus verschiedenen Ländern sichern. Ich würde meine Dienste entweder für das Fach der Moral, oder für das der Geschichte und Geographie darbieten. Für meine Bekanntschaft mit der erstern sprechen die ehrenvollen Recensionen, welche das Publikum meiner nach Principien einer geläuterten Philosophie bearbeiteten moralischen Kinderbibliothek zu ertheilen fortfährt; für meine Kenntniß der leztern, welche schon der Beifall zu bethätigen scheint, mit welchem ich seit vier Jahren dem Korps der hiesigen Subalternofficiren geographisch-historische Vorlesungen halte, sollen, wie ich mir schmeichle, die Abhandlungen entscheiden, die ich als Proben und Avantcoureurs meines geographischen Handbuchs in den allgemeinen geographischen Ephemeriden und in der Minerva binnen Monatsfrist erscheinen laßen werde.

Ich bitte Sie, sich zu überzeugen, daß ich alle meine Kräfte aufbieten würde, um Ihren Erwartungen einigermasen zu entsprechen. O wahrlich, die belebenden Strahlen der Sonnen zu Weimar würden auch in mir manche Blüthe hervorrufen, und wenn die Götter, deren Namen jede Lippe mit Bewunderung und froher Dankbarkeit stammelt, menschlich gegen mich seyn wollen: so würde man in ihrer Nähe mich göttlicher werden sehen!

Digitized by Google

Empfangen Sie die ungeheuchelten Versicherungen der tiefsten Ehrfurcht, wie sie nur immer ein Sterblicher geben kann, und seyn Sie versichert, daß ich mit diesem Gefühl lebenslang verharre

Ewr. Hochwohlgeb.

unterthäniger Diener
Friedrich Herrmann
Conrector am Lyceum.

Lübben in der Niederlausiz
am 15ten März 1803.

103. Von Christian Schreiber.

Eisenach am 7ten Decb 1803

Daß ein Jünger der Musen es wagt, dem anerkannten großen Dichter Deutschlands beiliegenden Versuch zu überreichen, läßt sich nur durch die Ehrfurcht entschuldigen, die er für deßen Ruhm sowohl, als für deßen Humanität im Herzen trägt.
Der schöne Ausspruch:

Leben athme die bildende Kunst, Geist fodr' ich vom Dichter,
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus,

war die erste Veranlaßung zu diesem Versuch über Geist und Kraft der Musik, und dieß ist es vorzüglich, was der Verfasser seinem Meister bekennen wünscht. Ihr Urtheil, Verehrungswürdigster, würde in jeder Rücksicht dem Verfaßer das Beste seyn, aber er schmeichelt sich kaum, Sie dazu veranlaßen zu können. Voll tiefer Ehrfurcht.

Der Ihrige
D. Schreiber.

104. Von Gottlob Adolph Wagner.

Hochwohlgebohrner Herr Hofrath!

Verzeihen Sie gütigst, wenn ich es wage, mein Bild und meinen Namen in Ihr Gedächtnis zurück zu rufen, und Sie mit einer Bitte zu beschweren. Meine Wünsche meine Unbekanntschaft, sowie das achtungsvolle Vertrauen, das ich Ihnen, der Freude und dem Stolze unsrer Nation, nur um so inniger und herzlicher weihen darf, da ich im Jahre 1798 als Sie uns eben das Drama: Wallenstein gaben, das Glück hatte, öfter in Ihrer Nähe zu seyn, bestimmen mich dazu. Sie werden meine Bitte mit Liebe mindestens aufnehmen, sollten Sie auch nicht gesonnen seyn dieselbe zu erfüllen.

Durch den Tod des Herrn Raths Jagemann ist die Bibliothekarstelle der Durchlaucht. Herzogin von Weimar erledigt. Der ruhige Gang meines ganzen Lebens, oder meiner Bildung, so viel ich selbst darüber zu urtheilen vermag, heischt ein Amt dieser Art, wo Arbeit u. Lust gleich

Digitized by Google

bedeutend sind. Eben dahin treibt mein Sinn, der seine äußere bürgerliche Sphäre zu verengen liebt, um in seiner innern sich selbst desto lebendiger und kräftiger zu entfalten; so daß es nicht übel gedeutet werden kann, bei der Seltenheit solcher Aemter, die erste sich darbitende Gelegenheit zu ergreifen, da überdies schon die Nähe so schöner Gemüther, wie sie Weimar vereint, dem Menschen so erfreulich ist, als das Licht.

Ich wünsche dieses Amt bekleiden zu dürfen, in der Überzeugung, daß es das Glück meines Lebens befördern würde, und daß ein fester Punct in der Außenwelt eben so nöthig sei, als ein Centrum in der innern, in deren beiderseitigem Gleichgewichte das Leben sich hält und besteht. Ob ich die Kenntnisse dazu besitze? Ich bin kein Fremdling in der Literatur, und mehrere Sprachen, in deren Besitz zu seyn ich sagen darf, würden, wie mein Fleiß u. meine Aemsigkeit, mich bald den historischen Theil dieses Faches umfassen lassen. Wenn daher diese Stelle wieder besetzt werden sollte, wie doch zu erwarten steht, dürfte ich wohl Ew. Hochwohlgeb. bitten, Ihr gütiges und mächtiges Fürwort für mich einzulegen? Der Eifer in meinem Beruf u. mein ganzes Leben würden der beste und innigste Dank seyn, den ich für diese Gunst zollen könnte. Hätte ich auch keine andre Fürsprache, so darf ich doch hoffen, daß der zur Schönheit gebildete Mensch ein menschliches Vertrauen ehrt u. liebt; und dies spreche für

Ew. Hochwohlgeb.

Leipzig am 16 März
1804

ergebenstes
Gottlob Adolph Wagner.
am Markte N. 2. 2. Tr.

105. Von Buchholz.

Kiel den ? April 1804

Obschon im lebhaftesten Gefühle meiner Schwäche habe ich es gewagt Ihnen die ersten Blüten meiner Muse zu weyhen. Tief unter meinem hochfliegenden Willen liegt die begränzte kraft an die ich Gefeßelt bin, und wenn ich nicht Gleich bey dem ersten Versuche den ich schüchtern wagte auf immer den Muth Verliehre, so ist es Nur darum weil mich die Hoffnung blendet mit rastlosem Eifer es einst Nach Jahren dahin bringen zu können, daß ich dem Adler näher komme, den ich jezt noch unerreichbar hoch über mir in der glänzenden Wolke erblikke. —

Hätte ich Worte Ihnen die Ehrfurcht auszudrükken die ich für sie empfinde! Klein ist freilich nur das Opfer das ich Ihnen darzubringen habe, aber ich habe Ihnen etwas beßeres darzubringen — Mein Herz, das von der reinsten Bewunderung für Sie großer Verehrungswürdiger Mann glüht! Möchten Sie seine einfache Sprache nicht überhören!

Digitized by Google

Ob ich die stolze Hoffnung nähren darf Ihr Urtheil über meine Erstlings Arbeit zu hören weiß ich nicht, aber ich leiste Ihnen das feyerliche Versprechen auf immer der Bekanntmachung meiner schriftstellerischen Versuche zu entsagen, — wenn Sie mir die Hoffnung nehmen je ein höheres Ziel erreichen zu können.

Meine Ehrfurcht, meine Bewunderung, — und ach darf ich es sagen? Meine Liebe Gehört Ihnen auf ewig.

Buchholz.

106. Von Joseph Ludwig Stoll.

Berlin 2 Aprill 1804

Hochgeehrtester Herr Hofrath,

Die gütige Aufmerksamkeit, die Sie sowohl mir als meinem geringen Produkt schenken, erfreut mich ungemein.

Nie habe ich seine Unbedeutenheit mehr gefühlt, als da Sie es als ein Andenken von mir annehmen wollen.

Diese Ihre freundschaftliche Nachsicht mit mir ist der Grund warum ich einst mich Ihnen zu nähern wagte, und warum ich noch in der Ferne das Vergnügen genieße, mich Ihnen erinnern zu dürfen.

So vergnügt ich in Lauchstädt auch war, da eine meiner Lieblings-Phantasien realisirt wurde, mit einem Manne, den ich früh schon so hochschätzte, einmal persönlich zusammen zu leben, so hinderte mich doch zuweilen meine Gesundheit, die von meinen Reisen und so vielen neuen Eindrücken angegriffen und geschwächt war, mich immer mit Leichtigkeit des seltnen Glücks zu erfreuen; und die Besorgniß beunruhigte mich oft, durch meine Ermüdung die Gesellschaft zu ermüden. Jetzt befinde ich mich wieder wohl, lebe zimmlich einsam, und entfernt von allen Lustbarkeiten. Weder der große Maskenball am Geburtstage der Königin von Preußen, von dessen Herlichkeit immer alle Zeitungen voll waren, noch das Theater, das sonst meine Leidenschaft ist, hatte bisher etwas Anziehendes für mich. Selbst eines Vergnügens, bescheidner und geräuschlos, wie das der hübschen Weiberaugen, weil Sie doch so furchtbar scharf bemerken, habe ich jetzt nicht zu erwähnen. Philosophie! Du bist es! die — Wenn ich ein Dichter wäre, so würde ich hier mein Herz aufs Beste zu ihren Gunsten entladen, oder vielmehr, wenn ich in dem Augenblick nicht bedacht hätte, daß ich an einen großen Dichter schreibe. Ich ziehe mich daher mit Ihrer Erlaubniß wieder hinter die schlichte Anspruchslose Prosa zurück, und begnüge mich Ihnen mit ganz gewöhnlichen Worten zu sagen, daß ich Philosophie treibe, daß mich die höhere Speculation der schönen freundlichen Erde, zu der ich, so Gott will, doch wieder zurückzukehren gedenke, weil sie mir immer ganz wohl gefiel, schon eine geraume Zeit entzogen. Fichte wird in wenigen Tagen seine Vorlesungen über die

Digitized by Google

Wiſſenſchaftslehre wieder anfangen, und ich habe mich entſchloßen, ſie noch einmal zu Ende zu hören, ſo ungern ich übrigens auch hier bin, und ſo ſehr ich mich nach dem Wiederſehn meiner Freunde in Wien ſehne.

Ich habe einer Aufforderung zu folge ein kleines Nachſpiel ohne Perſonen angefangen. Aber nicht ohne Schauſpieler; denn das wäre ja gar nichts Neues. Die Hauptidee iſt dieſe: Das Theater iſt anfangs in gänzlicher Unordnung; die verſchiedenen Decorations Stücke ſprechen in ihren Charaktern mit einander. Das heißt: die Schauſpieler hinter ihnen, die ſich verſtecken müßen! hier ſchießt ein Baum empor, dort zieht ſich eine Thür zurück, und alles fügt ſich nach und nach wie von ſelbſt zur Ordnung und ſtellt die Decoration des künftigen Stücks vor.

Ich freue mich Willhelm Tell hier noch aufführen zu ſehen.

Hochachtungsvoll

Ihr Ergebner Stoll.

Meine Adreſſe. Kleine Präſidenten Straſſe.
No 1.

107. Von Amalia Raimann.

Hochedeler
Inſonders Hochzuehrender H. Schiler

Ew Hochedelen haben ſich ſo gütig gegen mich bewiſen das ich ſo dreiſt bin mich mit meiner Bitte Schriftlich an Sie zu wenden, möchten Sie doch dieſe zeilen mit eben der Güte durch leſen wie diſelben die Gnade hatten mich anzuhören ich hatte das Glück Ew. Hochedelen in Berlin Mündlig zu ſprechen und diſelben einen Wunſch wovon das ganze Glück meines Leebens abhängt zu bekennen, wen er befridigt könte werden, Sie hörten mich ſo gütig an und Verſprachen mich auch wan es möglich wäre das ich an den dortigen Teater angeſtellt könte werden, das Sie ſich meiner Errineren und vor mich zu ſprechen, und mich davon zu benachrichtigen ich bin aber gewiß vergeßen geworden, könnten Sie nur einmahl unſere bedrängte [Lage] ſehen Sie würden Mitleiden mit uns haben. Verzeihen Sie einer Tochter wen ſie zu ſehr fühlt wie unglücklich ſie iſt das ſie Ihren Eltern in nichts unterſtützen kan, ich könte doch wen ich ſo Glücklich das ich dort angeſtelt könte werden meine Schuld in etwas vermindern wen ich das mit Ihnen Theilte was ich da bekäme. Sie werden doch meine Liebe ſehen und den Stifter meines und Ihres Glücks Seegnen, ich würde mich alle Mühe geben das ich meinen Wohltäter Freude machte würde nie vergeſſen was ich ohne Ihn wäre. Mein Herr laßen Sie ſich unſer Unglück nahe gehen helfen Sie eine Unglückliche Familie da Sie es gewiß könen, — darf ich wohl noch eine Bitte

Digitized by Google

um baldige Antwort wagen die werden Sie mir doch nicht abschlagen ich verharre mit aller Demuth

Ihre

Gehorsame Dienerin
Amalia Naimann

Berlin den 15ten
August 1804.

108. Von Friedrich Immanuel Niethammer.

Wenigen Jena, den 31sten Aug. 1804.

In dem arrangement meines Hauswesens finde ich mich heute veranlaßt, bei Ihnen, theuerster Freund, wegen des Weins, den Sie während meiner Abwesenheit nicht haben mitnehmen können, meine Anfrage zu wiederholen. Da ich wahrscheinlich in der nächsten Woche eine Veranlassung habe selbst nach Weimar zu kommen, so könnte ich das Fäßchen in einer Kiste auf meiner Kutsche mitbringen. Ich erwarte deßhalb Ihre Entscheidung. Unser übriger Wein Vorath besteht nur noch aus einigen Dutzend Bout. altem Rheinwein, wovon die Bout. zu 1 r. taxirt ist. Dächten Sie vielleicht auch davon etwas zu kaufen, so könnte ich es wohl zugleich mitbringen.

Mit der Anordnung meiner hiesigen Angelegenheiten geht es ziemlich günstig. Das Haus ist bereits ganz vermiethet, und die Möbeln dazu zugleich verkauft; beides an Justizrath Grosler. Von meiner Frau habe ich heute schon den ersten Brief aus Würzburg gehabt; sie schreibt vergnügt, und scheint wohl und ruhig zu seyn.

Verzeihen Sie die Eilfertigkeit dieser Zeilen, ich wollte die Anfrage doch nicht versäumen.

Mit der herzlichsten Hochachtung

Ganz der Ihrige.
Nh. [Niethammer.]

109. Von Chr. Adolph Reinhard.

Halle d. 26 Februar 1805.

Plato läßt einen jungen Menschen zu Sophokles und Euripides sagen: „Ich kann leichte Verse machen, gut dialogisiren, ich weiß ein kleines Sujet durch Beschreibung aus zu dehnen, und ein großes zusammen zu ziehen; ich kann rühren und schrecken — und nun will ich Tragödien schreiben!“ Die Dichter lächelten und sprachen: „Ja, du weißt, was man wissen muß, ehe man die tragische Kunst studieren will; aber die Kunst selbst, die verstehst du noch nicht!“

Vergeben Sie also, Hochwohlgeborner Herr Hofrath, wenn ich Ihnen, dem deutschen Sophokles, meine erste, und wahrscheinlich auch

Digitized by Google

letzte dramatische Arbeit darlege und Sie um Ihr entscheidendes Urtheil darüber bitte.

Wenn ich auch nicht ergötzen will, so möchte ich doch gern gefallen; und um des Letzteren versichert zu sein, um es wagen zu können, mein Manuscript drucken zu lassen (wenn nehmlich sonst von merkantilischer Seite mir, als Anfänger, keine Hindernisse im Wege stehen); bedarf es blos der Entscheidung von Ew. Hochwohlgeboren. Verzeihen Sie, daß ich mich erkühne, mit solchem Geschäfte Sie zu beläßtigen — aber der Schwache suchte ja immer gern Schutz unter den Flügeln des Starken.

Was das Historische meines bearbeiteten Sujet betrifft, so habe ich nach Möglichkeit griechische und römische Dichter und Geschichtschreiber dabei zu Rathe gezogen, als den Homer, Euripides Phönissen, zwei Fragmente aus der Niobe des Aischyllos, den Diodor, Apollodor, Ovid, Gellius u. a. m, wie z. B. der Krieg mit dem König Kadmos in der Geschichte gegründet ist. Doch wozu Ihnen Dinge sagen wollen, die Sie mich gelehrt haben. Nochmals muß ich Sie, Hochwohlgeborner Herr Hofrath, um Verzeihung bitten, daß ich es wage, mich Ihnen so zu nähern und Sie zu ersuchen, mir, wenn es Ihnen möglich ist, bald eine gütige Antwort zu kommen zu lassen. Der ich mit tiefster Hochachtung verharre.

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster Diener
Chr. Adolph Reinhard.

Meine Addresse: Medic. Studios. zu Halle im Haus
der Frau Professorin von Römer.

110. Von Amadeus Johann Gottlieb Ziehnert.

Leipzig den 7. April 1805.

Wohlgebohrner Herr Hofrath,
Hochzuverehrender Herr!

Ew. Wohlgeb. wollen nach dero bekannten Wohlwollen für Alles, was zu den Höhern aufzustreben sucht, mir das kühne Unternehmen Huldreichst verzeihen, daß ich mich in tiefster Ehrfurcht für Ew: Wohlgeb. erhabene Gesinnungen und in enthusiastischer Bewunderung von Dero, nicht nur von unserer, sondern von allen geschmackvollen Nationen geehrten, Verdienste um die höhere Dichtung, unterfange, Ew: Wohlgeb. einige meiner poetischen Versuche zu gütigster Beurtheilung vorzulegen.

Ich muß gestehen, daß ich von früher Jugend an Gefallen an der Poesie, besonders der erhabnen gefunden habe, auch, daß einige meiner Freunde, welche wenigstens in Etwas darüber zu urtheilen vermochten, und vorzüglich der verstorbene Rektor an der Kreuzschule in Dresden M. Olpe, poeta laureatus, meinen Versuchen ein nicht abschreckendes

Digitized by Google

Urtheil zu theil werden ließen, mit welchem ich mich aber keineswegs zufrieden gestellt finde. Da die Werke Ew: Wohlgebohrn seit mehreren Jahren meine Lieblingslektüre und Muster gewesen sind, nach welchem mich zu bilden ich mir unaufhörlich angelegen seyn ließ: kann ich für die Erstlinge meiner Muse keinen kompetentern Richter als Ew. Wohlgebohrn anerkennen. In dieser Absicht lege ich hiermit einige dieser Versuche mit tiefster Ehrfurcht zu Dero Füßen und erwarte mein Urtheil, welches über mein ferneres Streben Ew: Wohlgebr. nachzunahmen, oder über gänzliche Beyseitelegung der edeln Dichtkunst entscheiden wird. Von Wort zu Wort Dero Urtheil über meine Versuche zu lesen, würde für mich zwar lehrreicher als zehn Theorien seyn, aber ich befürchte, daß die leiseste Äußerung dieses Wunsches schon Hochverrath an Ew: Wohlgeb. so unschätzbaren Zeit seyn möchte, aber Ihnen, Verehrungswürdiger! durch den Aufwand der Zeit, welche Ew. Wohlgeb. die allgemeine Beurtheilung verursachen möchte, zu misfallen, kann ich kaum fürchten, da meine Wünsche denen Ew: Wohlgeb, zum Schönen, zum Erhabnen emporzusteigen, entsprechen. Zwischen banger Furcht und schmeichelnder Hoffnung werde ich jeden Tag, bis zu Dero entscheidenden Urtheil verleben; denn, daß diese Versuche ganz der Kritik Ew. Wohlgeb. unwerth seyn sollten, wird mir schwer zu fürchten, wäre es aber doch: so unterwerfe ich mich willig, und ehre schweigend dankbar den Mann, auf welchen unser Deutschland stolz zu seyn berechtigt ist.

In der süßen Hoffnung, mich vielleicht noch einen seines erhabenen Meisters nicht ganz unwürdigen, Schüler von Ew: Wohlgeb. nennen zu dürfen, werde ich mit der reinsten Achtung und tiefster Ehrfurcht lebenslang seyn.

Ew: Wohlgebohrn

ganz ergebenster Diener
Amadeus Zinnert
Stud:

Hintergasse No. 1240.

111. Von Albert Ludwig Grimm.

Heydelberg d 13ten Apr 1805.

S. T. B.

Mir war das Glück beschieden, mit einigen Männern, Jünglingen und Frauen bekannt zu werden, welchen ein Gott die schöne Gabe des Liedes verlieh, und, von einem Theile derselben aufgefordert, unternahm ich es, in einem auf das Jahr 1806 herauszugebenden Jahrbuche die schönen Blüthen ihres Geistes zu sammeln. In schöner Gemeinschaft sind dieselben jetzt verbunden, aber — der Kranz duftet nur schwach, der aromatische Geruch der geschätzten Nelke fehlt. Das Werkchen ist zuver-

Digitized by Google

gleichen einem wohlgearbeiteten Portrait, dem aber die Künstler das allverschönernde Bild des Auges nicht geben konnten. Manche haben daran gearbeitet, aber das Auge konnte keiner mahlen. Ich wende mich daher an Sie, einen Mann, der gewiß diesen Mangel ersetzen kann, so bald er nur will, einen Mann, von dessen Güte ich so viel erwarte.

Sollte dieser, meiner Bitte Erfüllung werden, so wünschte ich, sie würde ihr bald, da mein Verleger auf baldige Ablieferung des Manuscripts dringt. Nur ein einziger Beytrag würde mir ein willkommener Beweiß seyn, daß Sie Ihrer ehemaligen Landsleute noch mit Huld gedenken.

Mit dem Gefühle
der höchsten Achtung
nenne ich mich
Ew Hochwohlgeb

ergebensten
Dr. A. L. Grimm

N. S. Ich logire bey dem Schaffner Happ.

Beitrag zu den Briefen an Schiller aus dem Kestner-Museum.

Von Karl Ende in Hannover.

Im nachfolgenden sind die Briefe an Schiller mitgeteilt, deren Originale das Hannoversche Kestner-Museum bewahrt. Da die sachlichen Notizen in den Anmerkungen zu jedem einzelnen Briefe gegeben sind, so sei hier nur mitgeteilt, was über die Herkunft der Originale festzustellen ist.

Die Autographen-Sammlung, in deren Schiller-Abteilung diese Originale enthalten sind, gehört zu den Sammlungen des Senator Culemann (geb. 1811 in Hannover, gest. 6. Dezember 1886 ebenda), welche zusammen mit den Kestnerschen den Grundstock des Museums bilden. Diese Abteilung enthält Handschriften von Schiller, darunter 51 — von Jonas für seine Gesamtausgabe benutzte — Briefe, ferner Briefe und andere Schriftstücke von seiner Familie, der Familie von Wolzogen und anderen dem Weimarer Kreise nahestehenden Personen.

Einen Teil dieser Handschriften hat Culemann von dem ihm befreundeten Bernh. Rud. Abeken (geb. 1780 in Osnabrück, gest. 1866 ebenda als Ehren-Direktor des Gymnasiums) erhalten, der dadurch mit der Schillerschen Familie in Beziehung stand, daß er

Digitized by Google

1808—1810 Erzieher von Schillers Kindern gewesen war; doch sind es wohl ausschließlich die Handschriften von Schiller gewesen, die Culemann auf diesem Wege erhalten hat und die schon vor 1855 in seinem Besitz gewesen sein müssen, wie aus einigen Briefen Friedr. Försters an Culemann aus dem Jahre 1855 und einem Briefe von Schillers Tochter, Emilie von Gleichen-Rußwurm, aus dem Jahre 1857 hervorgeht. — Ein anderer Teil, darunter mehrere der hier veröffentlichten Briefe, scheint von Culemann noch in seinem letzten Lebensjahre nach dem Börnerschen Auktions-Kataloge XLII vom Jahre 1886 angekauft zu sein.

Abkürzungen.

Jonas: Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe ... von Fritz Jonas. Stuttgart.
Wychgram: J. Wychgram, Schiller. Bielefeld und Leipzig 1895.
Reg.: Ernst Müller, Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Leipzig 1900.
Speidel u. W.: Ludwig Speidel und Hugo Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit. Mit ungedruckten Briefen an Schiller. Berlin und Stuttgart 1885.
Briefw. Sch.-K.: Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. 4 Bände. Stuttgart 1904. Cottasche Bibliothek der Weltliteratur.
Briefw. Sch.-C.: Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, herausgegeben von W. Vollmer. Stuttgart 1876.
Kal.: Schillers Calender. Bearbeitet von Ernst Müller. Stuttgart 1893.
Briefw. Sch.-H.: Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Dritte vermehrte Ausgabe mit Anmerkungen von Albert Leitzmann. Stuttgart 1900.
Geschäftsbr.: Geschäftsbriefe Schillers, herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig 1875.

Christian Gottfried Körner (Inventar-Nr. 1313).

Dresden 8. Mai 1785. — vollständig in Briefw. Sch.-K. 1, 37.

Derselbe (Nr. 766).

Dresden 14. August 1787. — vollständig in Briefw. Sch.-K. 1, 111.

Derselbe (Nr. 767).

Dresden 24. August 1787. — vollständig in Briefw. Sch.-K. 1, 124.

1. Johann Christian Reinhart (Nr. 839).

Landschaftsmaler, Radierer. Geb. 1761 in Hof, Oberfranken, † 1847 in Rom. Bekanntschaft mit Schiller 1785 in Leipzig; vom Herzog Georg im Herbst 1786 an den Meininger Hof berufen, bis er 1789 mit einer Pension des Markgrafen von Baireuth nach Rom ging.

(Meiningen im Apr. 1788.)

Hier lieber Schatz folgt die lang versprochene Zeichnung endlich. Nehm Er damit vorlieb, und häng er sie über Sein Schreibpult zu meinem Gedächtniß. Wenn ich erst in Rom bin, versprech ich Ihm was

Digitized by Google

beßres zu schicken. Die Reise dahin ist nun fest bei mir beschloßen und ich habe nun Gott sei Dank gute Aussichten dazu. Dies Frühjahr reise ich von hier. Vorher hoffe ich Ihm noch in Weimar zu sprechen.

Ich höre daß Göthe bald aus Ital. zurückkommen wird, und möchte es so einrichten daß ich ihn in Weimar sprechen, und über manches mich Raths bei ihm erholen könnte. Vielleicht weis er bestimmter die Zeit seiner Zurückkunft. Ardinghello hat mir unaussprechlich gefallen. Hab Er Danck, daß Er mir ihn kennen gelernt seine Bemerkungen über Kunst sind schön und neu und seine glühende Phantasie hat mich so angesteckt, daß ich oft glaubte ich müste mein Ränzgen packen und davon laufen. Leb Er wohl und bleib Er ferner mein Freund Ich bin stets der Seinige.

C. Reinhart.

Zeichnung: Ende November und Anfang Dezember war Schiller in Meiningen gewesen. Damals hatte Reinhart ihn gezeichnet (vgl. Brief an Körner, 8. Dezember 1787. Jonas, 233), diese Zeichnung (1841 von C. Küchler gestochen, Abbildung bei Wychgram) kann hier nicht gemeint sein, sondern eine landschaftliche Darstellung, wie auch aus Schillers Brief an Reinwald, 20. Dezember 1787 (Jonas, 238) hervorgeht, in dem er bittet, Reinhart an die versprochene Landschaft zu erinnern. Über den Gegenstand vgl. den oben zitierten Brief an Körner: „Er [Reinhart] malt jetzt eine große Landschaft in Oel, zu dem et ego in Arcadia. Mir wird er die kleinere Anlage, auch in Oel, zum Geschenk machen." — Die Reise: Ebenda: „Jetzt geht all sein Dichten und Trachten auf Italien." Die Abreise fand erst im folgenden Jahre statt. — Die Form der Anrede (Er) ist beibehalten nach den Gebräuchen des Leipziger Bekanntenkreises. Das Datum steht unter dem Namen, was wir durch die Klammer andeuten. — Antwort fehlt. — Vgl. Nr. 18.

2. Johann Cornelius Rudolf Ridel (Nr. 1343).

Geb. 1759 in Hamburg, † 1821 in Weimar als großherzoglicher Kammer-Direktor. 1787—1799 Erzieher des Erbprinzen, später bekleidete er verschiedene Ämter.

Weimar den 22. Mai 1790. [Sonnabend]

Eben war ich im Begriff, Ihnen, lieber Schiller zu schreiben, als ich Ihren Brief erhielt. Es freut mich herzlich, daß ich in der nächsten Woche zu Ihnen kommen kann, ohne befürchten zu müssen daß ich Sie in irgend einem Geschäfte störe. Und darum will ichs auch je eher, je lieber thun. Montag können Sie also sicher auf mich rechnen, ich will etwa um $9^1/_2$ Uhr hier ausfahren. Halten Sie aber hübsch auch Ihr Wort, und machen weder des Prinzen noch meinetwegen einige Umstände. Meine ferneren Besuche hängen davon ab.

Von Jugend auf war ich an herzliche Freundschaft gewöhnt ich sehne mich deswegen auch recht sehr nach Ihrem Umgang, und gegenwärtig um so mehr, da ich Sie so glücklich weiß, wie ichs Ihnen immer gewünscht habe. Bei mehreren Menschen in Weimar hat mich zwar der

Digitized by Google

Umgang überzeugt, daß für den Kopf viel Troſt bei ihnen zu holen iſt, ob ſie aber da wo das Herz liegen ſollte, nicht einen Kürbis ſtatt ſeiner haben, bin ich noch immer nicht überzeugt. Ihr Haus in Jena wird mir alſo immer eine rechte Freudenquelle für Kopf und Herz ſein.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau, und bleiben Sie immer ein treuer Freund

Ihres Ridel.

Briefe Schillers an Ridel ſind aus dieſer Zeit nicht bekannt (vgl. aber oben S. 282).

3. Heinrich Beck (Nr. 1200).

Geb. 1760 in Gotha, † 1803 in München als Regiſſeur. Seit 1778 am Mannheimer Theater, wo er unter den Schauſpielern Schillers zuverläſſigſter Freund wurde.

Mannheim den 8. July 1790. [Donnerstag]

Ohngeachtet ich auf zwey Briefe keine Antwort erhielt; obgleich meine Hoffnung auf Dein Andenken, wie mein Anſpruch auf Deine Freundſchaft, durch Zeit und Entfernung faſt vernichtet ſcheinen; ſo bleibt doch in meinem Herzen die ſüße Erinnerung der frohen Stunden die ich mit Dir verlebte! Ich empfinde noch ganz den Werth Deiner Freundſchaft! und mache noch einmahl einen Verſuch — nur zwey warme Zeilen Antwort zu erwerben.

Du haſt Dich in der Zeit verheirathet — biſt glüklich! (So ſchreibt mir unſere Freundin v. K[alb].) Du haſt das ehrenvolle Ziel erreicht nach welchem Du ſtrebteſt! Dichter-Ruhm und Größe ſteigen mit jedem neuen Werke! Soll ich denn durchaus an allem dieſen nicht Theil nehmen? Willſt Du mich nöthigen — durch zurükſtoßende Gleichgültigkeit — dem Antheil zu entſagen den mir unſere frühern Verhältniße, an Deinem Glüke gaben? Nein! Dieſen Verſuch muß ich noch machen.

Glantz und Ruhm — kan ich Dir freilig nicht entgegen ſetzen. Ich ſtand immer ſo weit zurück; wenn Freundſchaft, Gleichheit vorausſetzt? ſo hätte freilig die unſrige nie beginnen ſollen. Doch, mein Herz, meine warme Liebe für Dich, vertreten zum Theil die Stelle jener Vorzüge welche ſich nicht erwerben laßen; ich darf Dir ſagen daß ich wenigſtens an Menſchenwerth nichts verlohren.

So ſtehts jezt; wenn Du noch irgend eine Regung für mich fühlſt — wirſt Du mir — mit wenig Zeilen — ſagen, das Du mich noch liebſt!

Der Überbringer dieſes Briefs iſt Prof. Baggeſen aus Coppenhagen; ſeine Begleiterin — ſeine Gattin — eine höchſt liebenswürdige Schweizerin — Enkelin des großen Haller! Beide brannten vor Begierde Dich kennen zu lernen! Man erſuchte mich um eine Adreße, wird dieſer Brief kein Erwerb für mich — ſo ſey er wenigſtens ein Vorwand den drin-

Digitized by Google

genden Wunsch zweyer würdigen Menschen zu befriedigen. Sie werden Dich nicht in Deinen wichtigen Geschäften stören. Sie wollen nur den berühmten Schiller persönlich kennen lernen! Du wirst nicht nach Art mancher andern großen Männer — die Annäherung erschweren.

Jezt weiß ich nichts mehr. Wünsche sind überflüßig. Du bist glüklich. Laß mich hören daß Du's bist! mache mir die Freude zu empfinden daß in dem großen Herzen auch noch für mich ein kleiner Raum ist!

Mit inniger Wärme, und großer Achtung

Dein

ganz Ergebener
Beck.

Becks Bitte um Antwort: Antwort fehlt; doch hat wohl ein weiterer Briefwechsel stattgefunden, denn am 29. November 1790 (Jonas, 551) fordert Schiller Huber auf, sich Beck, der am 6. Dezember auf 2 Monate von Mannheim nach Weimar (Gastspiel, 27. Dezember 1790 bis 7. Februar 1791, vgl. Pasqué: Goethes Theaterleitung in Weimar) abreise, anzuschließen. Ein Zusammentreffen mit Schiller, bei dem die Krankheit schon ausgebrochen war, fand in Weimar am 8.—10. Januar statt (Reg.). — Baggesen: Über die Dauer seines Aufenthaltes vgl. seinen Brief an Reinhold, Kopenhagen 10. Dezember 1790 (Briefwechsel Baggesens mit Reinhold und F. H. Jacobi. Leipzig 1831), in dem er an den Abschied von Reinholds, am 7. August auf der Dornburg, erinnert.

4. Johann Georg Adam Forster (Nr. 1233).

Geb. 1754 in Nassenhuben, Danzig, † 1794 in Paris. 1787—1792 Bibliothekar in Mainz.

Mainz d. 6. Nov. 1790. [Sonnabend]

Verzeihen Sie, mein verehrungswürdiger Freund, daß ich an Sie schreibe, ohne auf Ihren mir so lieben Brief für izt zu antworten. Ich behalte mir das vor, denn ich möchte Ihnen gern mit aller Muße sagen, wie lieb und mit welchem besondern traulichen Empfinden begleitet, mir alles von Ihnen kommt.

Jetzt nur in Eil eine Bitte. Ist der Aufsaz über Humanität des Künstlers schon abgedruckt? Oder kann noch diese Änderung statt finden? [Am Rande zwei Striche.] Am Schluß wünsche ich den lezten Absaz: Vergebens strebt die Freundschaft pp. bis zu Ende, weggelassen.

Auf allen Fall könnte, wenn Sie nichts dawider hätten das Blatt ausgeschnitten und umgedruckt werden. Doch das ist wohl zu viel verlangt!

Sie sehen, wie ich schon auf Ihre Nachsicht zähle. Wir sind hier alle sehr froh; Hubern, der bey mir im Hause wohnt, mit eingeschlossen, grüßen alle durch

An
Herrn Hofrath Schiller
in
postfrey .. Jena.

Ihren
Forster.

Digitized by Google

Ihren Brief: Schillers Brief fehlt. — Schon gedruckt: Das 11. Heft der Thalia, in dem Forsters Aufsatz über Humanität des Künstlers erschien, war schon im Druck — vgl. Schiller an Göschen, 28. September (Jonas, 537). — Änderung: Die Abänderung hat nicht stattgefunden. Der „letzte Absatz" ist geblieben (S. 93). Forster schreibt an Schiller, 7. Dezember (Speidel u. W. S. 112): „An der Erfüllung meines kleinen Wunsches konnte mir, wie die Natur desselben beweist, nicht viel liegen. Mein Hauptmotiv war, daß ich meine Ansichten nicht gern Briefe nennen wollte, weil sie leider ausgearbeitet, oder besser zu mühsam und schwerfällig gearbeitet sind, um bei dieser Benennung bestehen zu können." Dem entspricht Körners schärferes Urteil in seinem Briefe vom 24. Dezember (Briefw. Sch.-K. 2, 163) an Schiller: „Forsters Aufsatz hat wieder gute Ideen, aber wieder den prunkvollen überladenen Stil, den ich hasse." — Antwort fehlt.

5. Ludwig Ferdinand Huber (Nr. 1268).

Geb. 1764 in Paris, † 1804 in Ulm als Oberschulrat. Seit 1787 in Mainz als sächsischer Legationssekretär.

Mainz d. 20. Juny 1791. [Montag]

Ich hatte vor etwa drei Wochen den unerwartetsten Schreken durch die Nachricht, Du seiest todt, ein paar Tage mußte ich sie glauben und länger als acht Tage war ich in Ungewißheit. Dadurch ist es mir zum Bedürfnis, Dir ein Wort zu sagen.

Ich bitte dich ernstlich, zu überlegen ob eine Reise an den Rhein deiner Gesundheit nicht — ich möchte sagen nothwendig seyn sollte. Schüz befand sich ziemlich in deinen Umständen, und er segnete vor drei Jahren die Reise. Die Obst- und vorzüglich die Traubenkur sah ich öfters in hiesigen Gegenden Wunder thun an mancher kranken Brust. Es ist meine innigste festeste Überzeugung, daß Dein Zustand diesen Entschluß erfordert. Für die möglichste Bequemlichkeit und Annehmlichkeit Deines Aufenthalts entweder hier, oder einige Stunden von hier im Rheingau kann und will ich sorgen, Du magst allein kommen oder mit Deinem Weibe. Ich lade Dich ein, ich fordre Dich auf — mehr kann ich nicht sagen.

Habe ich keine Antwort, so werde ich Deines Seyns und Deines Thuns mich immer noch freuen, aber den Faden aus unsrer Vergangenheit für ganz zerrißen ansehen müßen. Dein

L. F. Huber.

Schrecken: Die falsche Nachricht von Schillers Tode verbreitete sich infolge dessen schwerer Erkrankung im Mai. — Antwort fehlt.

6. Johanna Dorothea Stock (Nr. 1360).

Geb. 1760, † 1832. Körners Schwägerin. Ihr Verlöbnis mit Huber wurde von diesem 1792 rückgängig gemacht, damit er Forsters geschiedene Frau heiraten konnte.

Digitized by Google

Carlsbad. d. 9ten. Juli 1791. [Donnerstag]

Ich gehe mit ſchwerem Herzen aus Carlsbad, weil die Hofnung Sie mein theurer Freund noch zu ſehen, und zu ſprechen, vergebens war. Wäre es möglich geweſen ſo hätte die gute Herzogin, mir zu Liebe die Reiſe gern noch einige Tage verſchoben; auch ſie freute ſich Sie zu ſehen.

Ich habe heut mit danckbaren Gefühl, von der Quelle Abſchied genommen, ſie wird Ihnen heilſam ſeyn; ich hoffe es gewiß — ich gieng froher von ihr, hinweg, weil ich ihren wohlthätigen Einfluß, auf Ihre Geſundheit ſchon ahndete.

O die Freude, wenn wir Sie und Ihr liebes Weib, dann bey uns ſehen werden! Körnern iſt dieſer Tag ein Feſttag geweſen, wo er die Nachricht erhielt, daß Sie nach Carlsbad, und auf der Rückreiſe zu ihm kommen würden.

Graf Hofmannsegg, der Ihnen dieſen Brief geben wird, iſt ein vortrefflicher Menſch, deßen Bekanntſchaft Ihnen Freude machen wird. Körner hat immer gewünſcht ihn kennen zu lernen, weil er ſo manches von ihm hörte, was ihn von den gewöhnlichen Menſchen auszeichnete; aber kleine Zufälle haben immer verhindert.

Tauſend herzliche Grüße an Ihr liebes vortreffliches Weib. Gott ſeegne Ihre Cur! — laßen Sie uns bald frohe Nachricht davon geben. Leben Sie wohl lieber herzensguter Schiller, Gott ſey mit Ihnen!

Dora Stock.

Eben wie ich den Brief zumachen will kömmt die liebe Herzogin in mein Zimmer, und trägt mir recht viel Grüße für Sie auf. Ich ſoll Ihnen ſagen, wie ſehr es ihr ſchmerzt, Ihre Bekanntſchaft nicht gemacht zu haben, in Prag würde ſie Ihrer gedenken, [dort habe ſie] ſich den Carlos ausgebeten [Ihr Trauer] ſpiel. Wenn ſie ihn nur nicht ſo verunſtalteten! —

An Herrn
Hof Rath Schillern

Herzogin: Dora Stock reiſte mit der dem Körnerſchen Hauſe befreundeten Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Kurland, geb. Gräfin von Medem, die, wie Dora Stock noch Anfang Juli an Körner ſchrieb (vgl. Körner an Schiller 5. Juli — Briefw. Sch.-K. 2, 189), bis zum 10. oder 12. Juli hatte in Karlsbad bleiben wollen. Am 10. Juli traf Schiller ein. — Beſuch bei Körner: Die Nachricht von dem beabſichtigten Beſuch hatte Körner am 1. Juli in einem Brief von Charlotte Schiller bekommen (vgl. denſelben Brief). Dieſer Beſuch kam nicht zur Ausführung, da Schillers Schwägerin an den Hof von Rudolſtadt zur Vermählungsfeier des Erbprinzen zurückkehren mußte. — Graf Hoffmannsegg gehörte nachher zu Schillers Umgangskreis in Karlsbad (vgl. Reg.). — Die beiden Lücken, entſtanden durch das Herausreißen des Siegels, ergänzen ſich dahin, daß die Herzogin ſich für ihren Aufenthalt in Prag eine Aufführung des Don Carlos ausgebeten hatte; wahrſcheinlich bei der Secondaſchen Geſellſchaft vom Dresdner Hoftheater, die Sommers (bis 1791) in Prag gaſtierte. — Antwort fehlt.

Digitized by Google

7. Johann Jakob Engel (Nr. 1223).

Geb. 1741 in Parchim, Mecklenburg, † 1802 ebenda. 1787 Oberdirektor des Berliner National-Theaters; seit 1790 zusammen mit Ramler.

Berlin den 25sten Junius 1794. [Mittwoch]

Den mir von Ihnen geschehenen sehr Ehrenvollen und nur zu schmeichelhaften Antrag würde ich ohne Bedenken mit wahrem Vergnügen annehmen, wenn nicht zweierlei mich fürs erste an aller festen Zusage hinderte: die äußerst schlechte Beschaffenheit meiner Gesundheit, und die ewigen Unruhen des elenden Amts, worinn ich hineingeschmeichelt worden. Ich arbeite jezt mit vollem Ernst daran, das leztere los zu werden, und vielleicht kommt dann, bei mehr Gemüthsruhe und einer ordentlich fortgesezten Cur, die erstere wieder. In diesem erwünschten Falle rechnen Sie auf mich, als einen treuen Mitarbeiter, der sich einstellen wird, ohne daß es einer Anmahnung bedürfte. Vollendet habe ich nichts, aber angefangen so vieles, worunter doch Einiges seyn mögte, was Ihrer und der Arbeiten Ihrer Gehülfen nicht ganz unwürdig wäre.

Meinem lieben rechtschaffnen Herrn von Humbold antworte ich, sobald ich kann. Wollen Sie indeßen die Güte haben, mich ihm bestens zu empfehlen? Ich bin mit der aufrichtigsten gefühltesten Hochachtung

Dero

gehorsamster u. bereitwilligster Diener

Engel.

Antrag: Schillers Brief fehlt. Am 12. Juni schreibt Schiller an Körner, daß auch Engel eine Aufforderung zur Mitarbeiterschaft an den „Horen" erhalte. — Zusage: Am 4. Juli an Körner und später an Cotta und andere meldet Schiller, daß auch Engel zugesagt habe. — Amt: Engel legte es nieder und zog sich noch im selben Jahre nach Schwerin zurück. — Antwort fehlt.

8. Johann Wilhelm v. Archenholtz (Nr. 1195).

Historischer und politischer Schriftsteller. Geb. zu Langefuhr bei Danzig, † 1812 auf seinem Gute Oyendorf bei Hamburg.

Hamburg d. 14. Nov 1794. [Freitag]

Mein theuerster Herr Hofrath!

Sie haben in gantz Deutschland keinen größern Verehrer als mich, u. ich habe davon an vielen Stellen in meinen Schriften öffentliche Beweise gegeben. Bei diesen Gesinnungen muste mich Ihre Zuschrift begleitet von Ihrem Beifall zu meinen historischen Arbeiten höchst willkommen seyn. Diese angenehme egoistische Empfindung wurde noch durch die philanthropische verstärkt, daß Sie durch die neue Unternehmung nun den Musen werden wiedergegeben werden. Der Plan Ihres Journals ist tresl. u. es wird u. muß die beste Zeitschrift aller Nationen werden. Auf einen Debit

Digitized by Google

von 4000 Ex. kan Cotta sicher rechnen, wenn er den Nachdruck abwenden kan. Ich sage dies mit einiger Sachkenntniß, da ich seit 8 Jahren Selbstverleger meiner Schriften bin; eine Kentniß, die, in Hinsicht des Äußern, vor Beendigung des Entwurfs, ein vieleicht prüfenswerthes Gutachten erzeugt haben würde.

Sie konten Vortreflicher Mann! mit Recht meine Zustimmung erwarten, da Sie der Herausgeber sind u. die genanten Mitarbeiter großentheils Ihrer Societät Ehre machen werden. Diese Ehre ist es, für die ich nicht unempfindlich bin; denn das Honorar komt bei mir in gar keine Betrachtung, da ich selbst eben soviel an Forster u. Eschenburg (für die Litteratur Abschnitte in den brittischen Annalen) bezahlt, u. selbst Buchhändler-Anträge von 6 Ld'or p. Bogen ausgeschlagen habe.

Der Punct der Censur von Seiten der Mitarbeiter ist zwar etwas anstößig, obgleich nöthig, wie ich gerne einräumen will. Ich glaube indeß voraussetzen zu können, daß man dabei die gröste Discretion beobachten, u. auch die Orthographie der Schriftsteller nicht verändern wird.

Noch muß ich bitten nichts von mir in den ersten 3 Monaten zu erwarten. Im April oder May werde ich meine erste Lieferung machen.

Nun verehrungswürdigster Freund! umarme ich Sie und bin mit den hertzlichsten Gesinnungen

Der Ihrige
v. Archenholtz

P. S. Meine Correspondenz ist sehr groß u. ausgedehnt. Bin ich im Stande Ihnen auf irgend eine Weise Dienste zu leisten, so seyn Sie versichert, daß Ihr Auftrag mir Freude machen wird.

Ihre Zuschrift: Schiller an Archenholtz, 7. November (Jonas, 767). — Der Plan: Für diesen und die folgenden Punkte vgl. die von Schiller verfandte Aufforderung (Jonas 3, 456 f.). — Honorar: Vgl. den Kontrakt über die Horen (Briefw. Sch.-C., S. 10), § 6; das Honorar schwankt zwischen 3 und 8 Ld'or. Archenholtz erhielt 5 (ebenda, S. 166). — Censur: Kontrakt über die Horen, § 4; „Ein engerer Ausschuß von 5 Mitgliedern beurtheilt die eingesandten Stücke, und die Majorität entscheidet über die Würdigkeit zur Aufnahme" (ebenda, S. 10). — Orthographie: Kontrakt, § 18; „Alle Mitglieder verstehen sich zu der im Journal eingeführten gleichförmigen Rechtschreibung" (ebenda, S. 10). — Dienste: Den Brief von Archenholtz schickte Schiller am 9. Dezember an Cotta (zurück am 18. Dezember) mit der Aufforderung, eine Anzahl Exemplare Archenholtz zum Vertriebe zu übersenden (ebenda, S. 39 und 43). — Antwort fehlt.

9. Jens Baggesen (Nr. 1198).

Geb. 1764 in Korsör, Seeland, † 1826 in Hamburg.

Belvedere [Weimar], d. 9t. Junii 1795. [Dienstag]

Verehrter und geliebter Schiller,

Die neun himmlische Schwestern besuchen Sie oft an der Seite der anmuthigsten und sanftesten der Grazien — erlauben Sie mir, Ihnen

Digitized by Google

eine zehnte Muse in der Person meiner liebenswürdigen Freundin Friederike Brun, gebohrene Munter aus Copenhagen, als vollkommen würdig jene olympische Gesellschaft für einige Minuten zu vermehren — zu empfehlen.

Sie gehört wirklich in das Blumenbeet der seltensten Himmelspflanzen unsrer Erde. Jeder Schriftsteller wünscht sich eine Leserin, wie Sie, jeder Dichter eine solche Sängerin, jeder Freund eine solche Freundin.

Sie wünscht Sie zu sehen, liebster Schiller! wie ich es einst wünschte wie alle, die Phantasie und Religionsbedürfniß haben, es wünschen — aus dem tiefen Grund des Herzens, der den Schöpfer der Schöpfung sucht, und im Walde nicht bloß auf die wirbelnde Töne horcht, sondern zugleich nach der Nachtigall herumblickt.

Schenken Sie mir einen Beweiß Ihres Wohlwollens in der Erfüllung dieses Wunsches, es sey nun, daß Sie lieber Ihren Besuch annehmen, oder Ihr den Ihrigen geben. Das erste wäre Ihr freylich das liebste, weil sie denn zugleich Ihre liebenswürdige Charlotte sehen würde.

Wie unsäglich gern möchte ich Sie hinbegleiten! Der Zustand meiner Sophie aber, die in Kiel niederkommen muß, zwingt mich aus Sachsen wegzueilen. Ich bin von Paris (das ich nach einem eben so interessanten als kurzen Aufenthalt am 4 Prairial [23. Mai 1795] verließ) über Basel Tag und Nacht in einem fort hieher gereist — bin von einer zweimonathlichen unaufhaltsamen Bewegung des Geistes u. Körpers fast todmüde — und muß mich daher für diesmal begnügen, Ihnen und Ihrer vortreflichen Charlotte durch Frau Brun meine unwandelbare Achtung und Liebe zu bezeugen.

Leben Sie wohl, hochgeschäzter und inniggeliebter Schiller! und vergeßen Sie nie ganz Ihren

An
Hofrath Schiller
in
Jena.

Baggesen.

Friederike Brun. Geb. 1765 in Gräfentonna, † 1835 in Kopenhagen, wohin ihr Vater — Münter — an die Petrikirche berufen wurde und wo sie sich verheiratete. Sie lebte viel auf Reisen in Deutschland und dem südlichen Europa. In den Horen Gedichte von ihr. — hinbegleiten: Friederike Brun, die sich der Reise der Fürstin von Anhalt-Dessau nach Italien in Carlsbad anschloß (ihren Aufenthalt daselbst erwähnt Goethe in einem Briefe an Schiller vom 19. Juli — Weim.-Ausg., Briefe 10, 279 — er gibt eine Charakteristik von ihr), muß, von Kopenhagen kommend, in Weimar mit Baggesen zusammengetroffen sein. — In Kiel: bei Reinholds. Baggesens Jenaer Freund hatte dort seit 1794 eine Professur inne. — Paris: Auf einer Schweizerreise erhielt Baggesen in Zürich den Auftrag, nach Paris zu reisen. Er brachte seine Frau und Charlotte Wieland, die sich in ihrer Gesellschaft befand, nach Weimar zu deren Eltern zurück, bei denen Baggesens blieben, bis (nach) 13. März) Baggesen nach Paris und Sophie (nach dem 12. April) nach Kiel abreiste (vgl. die Briefe von Sophie Baggesen in „Charlotte Schiller und ihre Freunde“ Band 2). — Antwort fehlt.

Digitized by Google

10. Friedrich Heinrich Jacobi (Nr. 1275).

Geb. 1743 in Düsseldorf, † 1819 in München.

Tremsbüttel d. 13t. Juli 1795 [Montag]
[erhalt. den 20. Jul.]

Ob es gleich nicht wahrscheinlich ist, mein liebster Schiller, daß Sie die Stelle in meinem Aufsatze, wo ich, unbegreiflicher Weise, Kaiser Maximilian statt Kaiser Leopold geschrieben, nicht sollten bemerkt, u., falls Sie den Aufsatz zum Druck förderten, verbeßert haben: so will ich doch lieber eine Erinnerung deswegen nachschicken. Ich selbst bin hier erst beym Vorlesen des Aufsatzes, u. zwar durch einen Franzosen, auf meine Unbesonnenheit aufmerksam gemacht worden; sie war sonst niemand aufgefallen. — Tausend herzliche Grüße von Luise Stolberg! Von mir die Bitte um eine Abschrift Ihres Gedichts: Die Künstler. Ich hörte zu Hamburg ein[ig]e Strophen daraus, die mich entzückten. — Leben Sie wohl, liebster Schiller. Aus Eutin schreibe ich Ihnen ausführlicher.

F. H. Jacobi

[Stempel] HAMBVRG
An den Herrn Hofrath Schiller
zu
fr^co Jena

Empfang: 20. Juli (Kal.). — Tremsbüttel: Jacobi war dort als Gast des Grafen Christian Stolberg, der dort seit 1777 Amtmann war. — Aufsatz: Horen 1795, VIII. Stück; Jacobi: Zufällige Ergießungen eines einsamen Denkers, in Briefen an vertraute Freunde. — bemerkt: Am 9. Juli (Jonas, 876) dankt Schiller für Übersendung des Aufsatzes, den er flüchtig gelesen und zum Druck geschickt habe. Jacobi erhielt den Brief am 18. Juli in Eutin. — Erinnerung: Schiller bat sogleich Cotta um Korrektur, Brief vom 20. Juli (Jonas, 880), der dessentwegen schon einen Brief von Jacobi erhalten hatte. — Luise Stolberg: Geb. Gräfin Reventlow (1746—1824), in zweiter Ehe mit Graf Christian vermählt, 1777. — Eutin: als Gast des Grafen Friedr. Leop. Stolberg, der seit 1791 dort Präsident der fürstbischöflich-Lübischen Regierung war.

11. Hans Heinrich Meyer (Nr. 1326).

Geb. 1760 in Zürich, † 1832 in Jena als Leiter der Zeichnenschule. 1791 wurde er durch Goethe, der ihn 1786 in Rom kennen gelernt hatte, nach Weimar gezogen und lebte dort als dessen Hausgenosse.

Weimar d. 14 Jul. 95. [Dienstag]

Haben Sie vielen Danck für den übersandten Centaur, der mir in seiner DoppelGestalt in der That sehr großes Vergnügen gemacht hat. Ich will Ihnen einmahl dieses Exemplar wider vorlegen, um Ihnen alle die Stellen aus Ihren Briefen über die Schönheit zu zeigen, welche ich mir angestrichen habe, indem ich finde daß meine eigenen Empfindungen auf das schönste & deutlichste darin ausgesprochen sind. wie gerne

Digitized by Google

möchte ich auch schon darum Ihre Einladung annemmen und auf einen Tag oder zwey nach Jena kommen allein die Bösen Bauanstalten hier im Haus laßen mich nicht Los wenigstens solange nicht bis Göethe wieder zurückgekommen sein wird. Vorgestern habe ich von demselben vernommen daß er sich in Carlsbad wohlbefinde und wie er sich ausdrückt Intreßante Menschen in der Gesellschaft angetroffen habe.

Es ist gut daß sie mich Vergeßlichen an die Bibliothece de Campagne erinnern, so eben werde ich meine Mutter Bitten mir solche zu schicken und hoffentlich bekommen wir dieselbe mit den Büchern die auf die Leipziger Mich. Meße gehen.

An Meinem versprochenen Beytrag zu den Horen will ich nun, ohnausgesetzt arbeiten, zwahr da ich im Schriftstell[ern] wenig behendigkeit habe so weiß ich nicht ob ich ihn schon so bald liefern kan als Sie solchen haben müßen um denselben ins 8te Stück zu bringen, allein ich will das Mögliche thun. auch werde ich nicht versäumen Herdern zu Mahnen den Aufsatz über Homer den er unter Handen hat bald zu fertigen.

Die Adreße an H. Hirt will ich sehen zu bekommen und kan Sie Ihnen vielleicht nächstens mittheilen. sollten Sie Eile haben so ist gar kein zweifel daß ein Brief richtig an ihn kommen würde wenn derf. ohngef. also überschrieben wird A Mons. Le Conseiller Hirt, & zum überfluß kann noch hinzugesetzt werden da ricapitar nell Caffe, in Faccia della Barcaccia in Strada Condotta, à Rome in dieses Caffe Haus kömt er gewiß ofte und alle Deutschen seine Bekanten kommen dahin —

Leben Sie gesund und wohl

Ihr ganz ergebener Freund
und Diener

H. Meyer.

Centaur: Horen 1795, VI. Stück; von Goethe so genannt, weil es nur die beiden verschiedenartigen Beiträge enthielt: Goethe „Elegien" und Schiller „Die schmelzende Schönheit" (Fortsetzung der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen). Der zu dieser Sendung gehörende Brief fehlt. — Goethes Rückkehr: 3. August. — Bibliotheque de Campagne ou Amusemens de l'esprit et du coeur. I. Ausgabe. A la Haye 1735—1739. Schiller suchte sie durch Cotta seit 13. August 1794 und erhielt sie erst am 8. Dezember 1795 (Briefw. Sch.-C., S. 17 und Kal., S. 11). — Beytrag: Horen 1795, IX. Stück; Meyer: „Beyträge zur Geschichte der neuern bildenden Kunst." — Herder: Horen 1895, IX. Stück; Herder: „Homer, ein Günstling der Zeit." — Hirt: Gemeint ist das Café del Greco; Barcaccia, die Fontäne von Bernini am Fuße der spanischen Treppe. Vgl. Nr. 18. — Antwort (Brief vom 3. August) fehlt.

12. Johann Benjamin Erhard (Nr. 1224).

Geb. 1766 in Nürnberg, † 1827 in Berlin als Obermedizinalrat. 1790—1791 war er 3 Monate in Jena und trat hier auch Reinhold und Niethammer nahe.

Digitized by Google

Nürnberg d. 11. Fbr. 795. [Freitag]

Theuerster Freund!

Sie erhalten hiemit meine Fortsetzung der Beyträge zur Theorie der Gesetzgebung. Ich fange nun so gleich den Aufsatz, über Unschuld an. Sollten Sie finden daß meine Parabel, nicht zu den Ton der Horen paßte, der bißher gantz ernsthaft war, so lassen Sie solche für Wieland liegen, an den ich nächstens etwas wieder von meinem Arkesilas schicken werde.

Von H. Cotta habe ich das Geld erhalten und quittirt.

Leben Sie wohl, ich umarme Sie und bin gantz

der Ihrige

Erhard.

Empfang: 17. September (Kal.) Fortsetzung: „Über das Prinzip der Gesetzgebung, insofern der Inhalt der Gesetzgebung dadurch bestimmt wird." Erschien in Niethammers philosophischem Journal 1795, Heft 8; vgl. hierzu auch Brief 13. — Beiträge: Horen 1795, VII. Stück; Erhard: „Die Idee der Gerechtigkeit als Prinzip einer Gesetzgebung betrachtet." — Über Unschuld: vgl. Brief 13. — Parabel: war nicht zu bestimmen. — Arkesilas: Neuer teutscher Merkur 1795, August; Erhard: „Über die Medizin." Arkesilas an Eldemus. — Im Kal. keine Antwort eingetragen.

Johann Gottfried Herder (Nr. 1260).

Weimar 10. Oktober 1795, abgedruckt in Schillers Leben von Caroline v. Wolzogen 2, 130—135.

Der erste Absatz des gedruckten Briefes beginnt mit den Worten: „Aber was trauen Sie mir über den Reim zu? Ich ein Feind desselben? Ich hätte Angriffe auf ihn gethan? — — —" und schließt: „Bei Ihnen spinnen sich wie Seiden- und Goldfäden Reim' und Gedanken, wie eben diese Klage der Ceres zeiget." — Der vorliegende (zweifellos vollständige) Brief dagegen beginnt — wie Absatz 2 des Abdrucks — mit den Worten: „Für Ihre Gedichte sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank . . ." Er ist — mit Abweichungen von der Orthographie — vollständig wiedergegeben bis auf die Nachschrift (auf Blatt 2 des Bogens): „Die Bogen des Mus. Alm. kommen zurück. Der Druck ist schön u. sauber. Wollte Gott, daß das Gewand der Horen sich mit dem N. Jahr auch verjüngte." — Als letztes Wort in dem Absatz 6 (7 des Abdrucks) hat Wolzogen „begraben" statt wie im Original „gebraten", wodurch das von Herder gebrauchte Bild des angespießten Hasen zerstört wird.

13. Johann Benjamin Erhard (Nr. 1225).

d. 22. 8br. 795. [Donnerstag.]

Hiemit übersende meine Abhandlung über die Unschuld. Sollten Sie etwann die vorhergehende und diese für zu trocken halten um in den Horen Platz zu finden so bitte ich sie an Prof. Nieth[ammer] zu übergeben, es würde die Untersuchung dadurch leiden, wenn ich ihnen durch einen metaphorischen Styl aufzuhelfen suchte.

Digitized by Google

Wie kommt es das die Horen so schlechte Gedichte haben? einige wie z. B. 7 H[eft] die Dichtkunst sind fast unter der Kritik. Auch das Schattenreich im 9t. H. ist nichts als eine erkünstelte Aufwallung der Phantasie, ein paar verständliche Stellen schwimmen unter einen Haufen Worte, die der Einbildungskraft kein Bild, dem Verstand keinen Gedanken, und dem Gefühl keine Rührung mittheilen. Das 15te u. 17 Epigram verstehe ich auch nicht oder verliehre mich wenigste[ns] und [statt „unter"] eine[m] $^1/_2$ Dutzend Auslegungen. Die übrigen sind gut. Der Aufsatz über die Baukunst im 8 H. hat schöne Stellen und das Ganze läßt sich als artiger Einfall hören. aber historisch ist es nicht richtig, daß die Gothen nicht gesetzmäsig lebten, als sie bauten hatten sie alle schon eine Gesetzgebung, die um nichts gelinder war als die Griechische. Auch ist es höchst unwahrscheinlich, daß Gebäude ein Symbol der Gesetzgebung eines Volkes je seyn sollten. Daß man von ihnen auf den Charakter des Volks schließen kann hat gewiß einen ganz anderen Grund, und der Grund daß sie so bauten und solche Gesetze hatten, ist für beyde Gegenstände gewiß nur einer, und die Baukunst hat keinen Grund in der Gesetzgebung und auch nicht umgekehrt sondern für beyde giebt es einen höhern Grund, und daß ist kein anderer als der allbekannte der vom Klima und den Erdboden kommt, modificirt durch Menschen von besondern sie auszeichnenden Anlagen, die man aus nichts wird erklären können.

Seiner Wohlgebohren

Herrn Hofrath Schiller

in

mit Päkchen Mskpt. Jena.

H

Empfang: 27. Oktober (Kal.). — Abhandlung: „Über die Unschuld und den Stand der Unschuld." Erschien in Niethammers philosophischem Journal 1795, Heft 9. — zu trocken: Am 14. September (Jonas, 910) hatte Schiller ihn gebeten, seinen versprochenen Aufsatz so einzurichten, daß er sich ohne Voraussetzung vieler abstrakter Kenntnisse lesen lasse. Durch diese Ausstellung an seiner Arbeit fühlte Erhard sich gekränkt und schrieb am 23. Oktober in dieser Stimmung an Niethammer (Geschäftsbr. S. 103), dem er die beiden Fortsetzungen zusagte, falls Schiller mit dem Druck zögerte. — Schlechte Gedichte („unter der Kritik" auch 23. Oktober an Niethammer): „Die Dichtkunst" von Voß; „Das Reich der Schatten" von — Schiller; 15. Epigramm: „Das Höchste" von Schiller; 17. Epigramm: „Unsterblichkeit" von Schiller; „Über griechische und gothische Baukunst" von Ben David. Über Erhards Urteil, besonders über das Schattenreich, schreibt Humboldt an Schiller 13. November (Briefw. Sch.-H. S. 204 und Anmerkung): „Erhards Urteil ist unbegreiflich, und zeigt wenigstens, daß er im Felde der trockensten Philosophie bleiben sollte ..." — Keine Antwort im Kal. eingetragen.

Digitized by Google

14. Johann Wilhelm v. Archenholtz (Nr. 1196).

Hamburg d 28. Octr. 1795. [Mittwoch]

Mein theuerster Herr Hofrath!

Ich beziehe mich auf mein Letztes vom 27. July, worin Sie meine gültige Entschuldigung wegen der ausgesetzten Mspt-Lieferung werden gefunden haben. Meine außerordentliche fast posttägl. fortlauffende Correspondenz nach England, um zum Behuf meiner brittisch: Annal: Nachrichten zu erhalten, die man in Zeitungen und Journalen vergebl. sucht, u. dann diese Nachrichten historisch zu benutzen, gedrängt durch die Zeit wie ich war, dies ließ mir bei dem besten Willen nicht früher zu der Ihnen zugesagten Arbeit kommen, als vor 14 Tagen, nachdem ich den 12ten Band der br: An: geendigt hatte. Jetzt ist der quaest: Aufsatz mein tägliches Geschäft, u. ich kan also die Absendung des Mspts in 12 biß 14 Tagen gewiß versprechen. Ich schreibe dies vorher, damit Sie Ihre Einrichtung darnach machen können; denn ich möchte gerne eine Bitte damit verbinden. Diese ist: daß Sie, wo nur irgend möglich, den Aufsatz nicht theilen, sondern in ein Stück aufnehmen; gewiß werden Sie, Verehrungswürdiger Freund! mit mir einig seyn, daß die durch den Raum oft geforderte Theilungs-Art, wenngleich in andern wißenschaftlichen Fächern nicht nachtheilig, im historischen mehrentheils sehr unpaßend ist.

Ich werde meine Absendung so lange verschieben, biß ich Ihre Antwort habe, die in weniger als 14 Tagen hier seyn kan. Nur um ein paar Zeilen bitte ich, wenn Sie sonst nicht etwas dabei zu bemerken haben, das noch einige additionelle Zeilen nöthig macht.

Das Ganze des Mspts dürfte $3^1/_2$ biß 4 gedruckte Bogen betragen.

So eben erhalte ich von einem Buchhändler aus Strelitz eine Anzeige von einem Musen-Almanach, den Sie herausgeben wollen. Die Sache kommt mir aus mancherley Gründen nicht recht wahrscheinlich vor. Ich erbitte mir hierüber Nachricht, weil ich im bejahenden Fall die Anzeige im nächsten Stück der Minerva abdrucken laßen werde.

Mit der Ihnen bekanten Verehrung

gantz der Ihrige

v. Archenholtz.

Empfang: 2. November (Kal.). — brittische Annalen: Annalen der brittischen Geschichte. 20 Teile, Tübingen 1789—1798, als Fortsetzung seines Werkes „England und Italien". — Aufsatz: Horen 1795, XII. Stück; v. Archenholtz: „Sobiesky". Ein historisches Fragment. — Bitte: Schiller gab Cotta sogleich die nötigen Anordnungen zur Redaktion des XII. Stückes. Brief vom 2. November (Jonas, 943). — Antwort: abgesandt am 6. November (Kal.), fehlt. — Buchhändler: Michaelis in Neustrelitz, verlegte den Musenalmanach für 1796.

Digitized by Google

15. Johann Gottfried Herder (Nr. 1261).

Geb. 1744 in Mohrungen, Ostpreußen, † 1803 in Weimar.

(8. Jan. 96 [Freitag])

Für die Horen danke ich aufs schönste, u. wünsche viel Glück für die neue im neuen Jahr. Erlauben Sie, l. Fr., daß ich eine Bitte thue —

Ist von Michaelis noch nichts angekommen? Ich wünschte sehr u. wo momöglich bald

4 Ex mit Atlasbande 1 Thl. 12 g.
2 Ex Velin 1 Thl. 8 g.

(so sind sie schon in Hamb. zu haben).

Reicht der Ihnen überschickte Vorrath für mich so weit: so bitte ich um diese Exemplare, oder falls Sie, l. Fr., deßwegen schreiben, um gefällige Besorgung. Was mir nicht als honorar zukommt, will ich bezahlen. Verzeihen Sie bestens.

Für das übersandte Ex. danke aufs beste und bitte es auch einzurechnen.

Vale optimum, et fave

tuo

Herder.

In Eile

Empfang: 9. Januar (Kal.). — Horen: am 6. Januar sandte ihm Schiller das XI. Stück (Kal.). — Exemplare: Schiller sandte ihm am 17. Januar 4, am 18. Januar 1 und am 19. Januar wieder 1 Exemplar des Musenalmanachs (Kal.). — Antwort vom 10. Januar, abgesandt 11. Januar (Kal.), fehlt.

16. Friedrich Wilhelm v. Hoven (Nr. 1263).

Geb. 1760 in Ludwigsburg, † 1838 in Nördlingen. 1785 praktischer Arzt in Ludwigsburg, 1803 Professor in Würzburg. Schillers Freund von der Karlsschule.

Ludwigsburg. d. 30. Jan. 1796. [Sonnabend]

Dein Brief vom 9. Jan. hat mir desto größere Freude gemacht, je länger ich auf denselben gewartet hatte. Da Du Dich selbst der Faulheit beschuldigest, so darf ich freilich über Dein langes Stillschweigen nichts sagen; damit aber dieselbe Beschuldigung nicht endlich auch mich trift, so will ich die Antwort auf Deinen Brief nicht anstehen laßen, wie ich mir es dann überhaupt zum Gesetz gemacht habe, von nun an fleißiger an Dich zu schreiben, und nicht immer erst Antwort von Dir zu erwarten.

Daß es mit Deiner Gesundheit so erträglich geht, ist das Angenehmste, was mir Dein Brief gesagt hat. Wollte Gott, daß Dein

Digitized by Google

Übel endlich einmal ganz aufhörte. Vielleicht trägt auch das etwas hiezu bei, daß Du jetzt Dich mehr der Dichtkunst, als der Philosophie widmest. Deine Gedichte sowohl in den Horen, als in dem Almanach, haben mir sehr wohl gefallen: doch ziehe ich Deine philosophischen Aufsätze Deinen Gedichten noch vor, vielleicht, weil ich seit geraumer Zeit überhaupt mehr Geschmack für die Wissenschaften, als für die schönen Künste habe. — Was die Schriftstellerey bei mir betrift, so ruht diese gegenwärtig fast ganz. Meine praktischen Geschäfte nehmen beinahe meine ganze Zeit ein, und Alles, was ich in den wenigen Stunden, die sie mir übrig laßen, treibe, ist die Abfassung einiger Recensionen für die Allgemeine Literatur-Zeitung. Vorigen Sommer habe ich einen komischen Roman angefangen, und habe wirklich mehrere Bogen fertig gemacht: aber diesen Winter habe ich diese Arbeit wieder ganz liegen laßen müssen, und werde sie wahrscheinlich auch in der Folge liegen laßen, zumal wenn Du fortfährst, auch an die Roman-Dichter so grosse Prätensionen zu machen, wie Du in Deinem neuesten Aufsatz in den Horen gethan hast.

Daß meine Abhandlung, wie Du sagst, gut aufgenommen wird, freut mich sehr. Das Honorar hat mir der Verleger noch nicht geschickt. Mit dem Druck bin ich recht wohl zufrieden, und ich habe überhaupt alle Ursache, Dir recht schön zu danken, daß Du Dich dieses Kindes meiner Feder so väterlich angenommen hast. Kann ich Dir diesen Dank dadurch bezeugen, daß ich hier ein Exemplar beilege, so soll es mich herzlich freuen. Freilich komme ich ein wenig spät damit: aber gelesen hast Du ja die Schrift schon im Manuscript, und der Verleger wird hoffentlich so höflich gewesen seyn, Dir so warm, als es von der Presse kam, ein Exemplar zuzustellen. Schon vor zwei Monaten habe ich an Hufeland geschrieben, und dem Brief ein Exemplar beigelegt, habe aber biß jetzt noch keine Antwort von ihm erhalten. Vermuthlich hat er das Päckgen nicht erhalten, und es würde mir lieb seyn, wenn Du Dich deßwegen gelegenheitlich erkundigen wolltest.

In Erfurt befindet sich gegenwärtig eine Freundin von mir, eine Fräulein von Gemmingen. Sie hat einen Neveu bei sich, der studieren soll, und den sie von dort aus entweder nach Göttingen oder nach Jena bringen wird. Sollte sie nach Jena kommen, so will ich Dir diese geistreiche vortreffliche Person zum voraus empfohlen haben. Deine liebenswürdige Lotte wird an ihr eine sehr interessante Gesellschafterin und eine wahrhaft gute Freundin bekommen.

Empfiehl mich Deiner lieben Lotte in ihr freundschaftliches Andenken, und küsse in meinem Nahmen Deinen hoffnungsvollen Karl. Ich küsse Dich tausendmal, und bin ewig

Der Deinige

Hoven.

Digitized by Google

Empfang: 9. Februar (Kal.). — Dein Brief: vom 9. Januar (Jonas, 984); dazu ein Almanach am 11. — Komischer Roman: unter seinen Schriften nicht genannt, auch in der Selbstbiographie nicht erwähnt. — In Deinem neuesten Aufsatz: Horen 1795, XII. Stück; „Die sentimentalischen Dichter." — Meine Abhandlung: „Geschichte eines epidemischen Fiebers." Jena, Göpferdt (Schillers Geschäftsfreund) 1795. — v. Gemmingen: Hoven hatte Fräulein v. Gemmingen in Ludwigsburg — vor 1789 — durch seinen Freund Stoll kennen gelernt, der im Hause ihres Bruders Erzieher gewesen war. — Auf diesen Brief keine Antwort.

17. Karl Wilhelm Freih. v. Humboldt (Nr. 1271).

Geb. 1767 in Potsdam, † 1835 zu Schloß Tegel bei Berlin.

[Berlin.] 30. Jan. 96. [Sonnabend]

Ich hatte schon, liebster Freund, einen weitläuftigeren Brief an Sie angefangen, als mich ein schrecklicher Besuch nöthigte, ihn abzubrechen. Jetzt ists zu spät, jenes Bruchstück, das ich für sich nicht schicken kann, zu endigen, u. ich wollte Sie nun nicht ohne alle Nachricht von uns lassen. Wir sind noch immer hier in Berlin, u. bleiben es auch noch fürs erste. Gestern, mit dem Ende des Karnevals, haben, hoffe ich, auf mehrere Zeit Last und Zerstreuungen ihr Ende erreicht, u. so denke ich nun sicherlich freier zu werden, Ihnen so oft u. ausführlich zu schreiben, als ich so herzlich wünschte. Leben Sie recht wohl, u. sagen Sie mir bald ein Wort!

Ihr

Herrn Humboldt.
Hofrath Schiller,
Wohlgeb:
Frei. in
Jena.

Empfang: 3. Februar (Kal.). — weitläuftigeren Brief: am 2. Februar (Briefw. Sch.-H., 56) antwortete Humboldt ausführlich auf Schillers Brief vom 25. Januar (Jonas, 995), Beurteilung von Reinecke Fuchs, Plan zu Arbeiten für die Horen. — In Berlin: Etwa seit Weihnachten 1795 und blieb bis zu seiner Reise durch Norddeutschland, Anfang August. — Unbeantwortet.

18. Friedrich (v.) Matthisson (Nr. 1323).

Geb. 1761 in Hohendoleleben bei Magdeburg, † 1831 in Wörlitz bei Dessau.

Rom. 8. Febr. 1796. [Mittwoch.]

Beikommende Kleinigkeit, ist das erste was ich seit Jahr und Tag wieder gedichtet habe, mein verehrter Freund; ich eile Ihnen dieselbe, wenigstens zur Beurkundung meines guten Willens, zu übersenden. Meine italiänische Reise und besonders das alte Rom haben mich bisher so

Digitized by Google

sehr beschäftigt, daß ich an nichts anderes habe denken können. So bald ich wieder in Ruhe seyn werde, will ich ernstlich darauf bedacht seyn meine bisherigen Unterlassungssünden möglichst gut zu machen.

Von Herrn Hirt werden Sie wahrscheinlich nächstens einen Aufsaz für die Horen erhalten.

Der Landschaftsmaler Reinhardt der Sie ehemals in Meinungen gekannt hat, trägt mir viele warme Empfehlungen an Sie auf; ebenso wie Herr Fernow. Lezterer liest hier ein Kollegium über die Aesthetik nach Kantischen Grundsäzen und hat wenigstens 50 Zuhörer.

Meine besten Wünsche für Ihre Gesundheit, mein verehrter Freund, deren Erfüllung ich dem Schicksale um so angelegentlicher empfehle, da sie zugleich auch mit zu den besten gehören, die ich für mein Vaterland thun kann.

Vom ganzem Herzen wie immer der

Ihrige
Matthisson.

Empfang: 19. März (Kal.: „Gedicht"). — Kleinigkeit: „Elegie. 1795", erschien in den Horen 1796, V. Stück, obgleich Schiller sie von den Horen zurückhalten wollte, weil er sie „zu etwas anderm bestimmt" hatte. Brief an Cotta 22. April 1796 (Jonas, 1031). — Hirt: Horen 1796, XI. und XII. Stück; Hirt: „Reise von Grottaferrata nach dem Fucinischen See und Monte Cassino im Oktober 1794." Das Manuskript kam aus Rom im Mai 1796 an Goethe. — Fernow: hielt sich seit 1794 in Rom auf; seine Ansichten über Ästhetik hatte er in einem Aufsatz „Über den Stil in den bildenden Künsten" in Wielands Merkur niedergelegt; er fand viele Anhänger, wurde aber von Schiller und Goethe verurteilt. — Unbeantwortet. — Vgl. Nr. 1 und 11.

19. Karl Ludwig v. Knebel (Nr. 1291).

Geb. 1744 zu Wallerstein, Franken, † 1834 in Jena. Erzieher Karl Augusts und dessen Bruders.

(d. 16. April 96. [Sonnabend])

Wertheſter Herr Hofrath,

Ich kann die Empfindlichkeit nicht gänzlich unterdrücken, mit welcher ich gestern im dritten Stücke der Horen meine Properzischen Elegien entstellt sah. Ohne Druckfehler zu rügen, fand ich nemlich die vierzehnte und funfzehnte Elegie meiner Sammlung so willkührlich und so widersinnig ineinander geworfen, daß man glauben sollte, man habe die einzelnen Distícha nach den Lose herausgezogen. Ich kann nicht begreifen, woher diese Befugniß komme, noch wer ein solch unsinniges Werk unternommen habe. Aber, obgleich meine litterarische Eitelkeit nicht eben sehr gros ist, so mag ich doch nicht vor der Welt als ein Unsinniger erscheinen — und es ist daher nothwendig, daß die Art und Weise wie diese beyden Elegien gegenwärtig in den Horen erscheinen, gänzlich wider-

Digitized by Google

rufen werde, und das Publikum benachrichtigt werde, solche als nicht gedruckt anzusehen — sonsten ich mich genöthiget fände, diesen Widerruf in die Allg. Litt. Zeit. sezen zu lassen.

Ich bitte auch die Fortsezung dieser Elegien, wann sie den Horen nicht anständig sind, gänzlich zu unterlassen, und bin bereit, den Theil des Honorars, welchen ich erhalten habe, wieder herauszugebn.

Es thut mir übrigens recht sehr leid, Ihnen mit einer unangenehmen Sache beschwerlich zu fallen, da gewiß Ihre Absichten für mich freundschaftlich waren; aber der Fall ist leider von so befremdendwidriger Art, daß er sich durch Stillschweigen nicht verbergen und unterdrücken läßt.

Ich schicke Ihnen hier einstweilen die Reisen des Cooks

Leben Sie recht wohl!

H. Hofrath Schiller. Knebel.

Empfang: am 17. April sind 2 Briefe von Knebel eingetragen. Diesen Brief muß Schiller am 16. April erhalten haben, da seine Antwort (siehe unten) vom selben Tage datiert ist. — Properzische Elegien: Die Übersetzung der Elegien des Properz hatte Goethe, sobald er sie kennen gelernt hatte, Schiller für die Horen gesichert. Ein Teil erschien im I. Stück, die Fortsetzung im III. (Briefw. Sch.-C. S. 144, Anmerkung 3). — Befugnis: Diese Befugnis hatte Knebel Goethen ausdrücklich erteilt. Vgl. die Antwort auf vorliegenden Brief vom 16. April (Jonas, 1029) und den in der Anmerkung dazu zitierten Brief Knebels an Goethe vom 22. Dezember 1795. — Erklärung: unterblieb. — Fortsetzung: Horen 1796, IX. und XI. Stück. — Honorar: am 17. Februar hatte Schiller 15 Ld'ors als Vorschuß an Knebel gesandt. — In der Anmerkung zu Schillers Antwort, siehe oben (Jonas, 1029), ist ein Brief Knebels vom 17. April veröffentlicht, der auf den versöhnlichen Ton in Schillers Briefe eingeht.

20. Johann Heinrich Dannecker (Nr. 1216).

Geb. 1758 in Stuttgart, † 1841 ebenda als Direktor der Kunstschule.

Stuttgard d. 26 May 1796. [Sonnabend]

Verehrungswürdigster Freund,

Hier überschicke ich Dir Dein Portrait von Frank verfertigt; mir komt es vor, gut gemacht zu seyn, das von denen beyden Dir am besten gefällt ist Dein, und vor das andere will Frank von dem Metaillieur 2 französische Thaler, ich glaube die Vorderung ist billig; in dem es von gebrannter Erde ist, und jedes mal nach meinem Original durchgesucht und verbessert werden muß.

Deine Stuttgarder Freunde freuen sich herzlich daß Deine Gesundheit sich bessert und doch nicht so viel mehr zu leiden hast, Gott gebe sie Dir ganz und dauerhaft. Mein liebes Weibchen empfiehlt sich Dir und Deiner Vortrefflichen Frau mit mir, aufs herzlichste und Du möchtest

Digitized by Google

nebst einem Gruß den lieben Carl küssen. Lebe wohl lieber lieber Schiller und denke zu weilen an Deinen Dich stets verehrenden Freund

Dannecker.

Solltest Du von mir, vor Dich und Deine Freunde einige Exemplar wünschen so sag mirs, ich habe auch einiges Recht darauf. nun werde ich eine Probe in schwarzer Erde machen, und in Biscuit will ichs auch haben. Schreibe mir also. so Lust und Liebe hast.

addio.

Die Rappische Familie empfiehlt sich der Deinigen

addio.

Herrn
Herrn Schiller
Professor und Hofrath
[Danneckers Siegel: JHD] in
Jena

Empfaug: 4. Juni (Kal.). — Dein Porträt: Profil von Danneckers Büste, „medaillon" (Kal.). — Frank: Einer der bekannten Schüler Danneckers war er nicht. Erwähnt ist er noch in Danneckers Briefe vom 6. April (Speidel u. W. S. 63): „Frank soll nun bald Dein Portrait zu Copiren anfangen, er zittert noch zu sehr um in Kleinen es ordentlich machen zu können." — 2 französische Thaler: Diese Summe bat Schiller am 6. Juni (Jonas, 1040) Cotta an Dannecker auszuzahlen. — G. H. Rapp: Danneckers Schwager, ein kunstsinniger Kaufmann, dem auch Goethe bei seinem Aufenthalt in Stuttgart nahe trat. — Keine Antwort im Kal. eingetragen.

21. Karl Friedrich Zelter (Nr. 1390).

Geb. 1758 in Berlin, † 1832 ebenda.

(Berlin den 13ten August 1796. [Sonnabend])

Wohlgebohrener Herr!

Der Termin, den Dieselben für die Composition der 6 oder 7 Lieder Ihres Almanachs setzen, ist fast zu kurz, weil ich bey meinen vielen und heterogenen Geschäften, selten gleich mit meinen Arbeiten zufrieden bin; indessen haben Sie die Güte, mir die Lieder mit umgehender Post zu schicken und schreyben Sie mir dabey genau den längsten Termin in welchem solche entweder alle auf einem Male oder nach und nach geliefert werden müßen und was ich in der kurzen Zeit leisten kann soll geschehen, wenigstens werde ich Sie nicht umsonst hoffen laßen.

Es macht mir eine wahre Freude, die ich unverhofft nicht gleich weis wie ich sie genug schätzen soll, zwey Männer unter den Freunden meiner Muse zu sehn wie Sie und Herr v. Göthe sind, denen ich in meiner Art gar zu gern werden mögte was sie mir sind, und das gibt mir den Muth etwas zu unternehmen das ich mir sonst nicht zugetrauet haben würde.

Digitized by Google

Ich verharre mit der größten Hochachtung

Ew. Wohlgebohren
ergebenster
Zelter.

Ihren Brief vom 8 Aug. habe ich
erst heute erhalten.

Empfang: 17. August (Kal.). — Termin: Ende August, vgl. Brief vom 8. August (Jonas, 1080). — Mit umgehender Post: die Sendung ging am 19. August ab (Kal.). — Den längsten Termin: um Zeit zu gewinnen, sollten die Noten in Berlin gedruckt werden, müßten aber am 20. September in Schillers Händen sein. Vgl. Schillers Antwort vom 18. August (Jonas, 1088). Sie trafen ein am 8. Oktober (Kal.). — Die komponierten Lieder sind: „Zauberey der Töne" von Herder; „Macht der Liebe" (Nach dem Spanischen) von Herder; „Der Besuch" von Schiller; „Lied" von Steigentesch; „Musen und Grazien in der Mark" von Goethe; „Der Wechsel der Dinge" von Herder; „Mignon als Engel verkleidet" von Goethe. Anhang zum Almanach 1797.

22. Heinrich Christian Boie (Nr. 1202).

Geb. 1744 in Meldorf, Ditmarschen, † 1806 ebenda, wo er seit 1781 als Landvogt lebte.

Meldorf. 10. Septmbr. 1796. [Sonnabend]

So sehr der Wunsch eine Stelle in den Horen zu verdienen jeden, der schriftstellerischen Werth hat, oder darauf Anspruch macht, reizen kan, so weis ich doch kaum selbst, wie mir, bei dem beides der Fall nicht ist, dieser Wunsch hat kommen können. Urtheilen Sie, mein verehrtester Herr Hofrath, wenn Sie in einer Stunde, worin Sie nichts beßers zu thun haben, beiliegende Versuche durchlaufen, ob Sie, ohne sich zu sehr bei Ihrem Publikum zu versündigen, meinen Wunsch gewähren können, und sein wenigstens sicher, daß ich sie Ihnen mit der größesten Anspruchlosigkeit übergebe. Ich hatte von Jugend auf die Musenkünste geliebt, und mich zuweilen selbst darin geübt, als meine jüngeren Freunde in Göttingen Töne versuchten und lernten, die ich zu erreichen nicht hofte, und von 1772 bis vor wenigen Jahren ist mir auch kaum ein Reim entwischt. Seitdem verführte mich mein Freund und Schwager Voß dann und wann eine Kleinigkeit in seinen Almanach zu geben, und es ist mir seitdem ein angenehmes Spiel geworden, die Akten, in denen ich hier vergraben size, zumal im Winter, wo es mir an aller Zerstreuung fehlt, dann und wann bei Seite zu schieben, und eine Idee, die mir eben komt, oder die ich bei einem andern lese, zu reimen. So sind diese und ein nicht ganz kleiner Haufen schon gedruckter, und nicht gedruckter Kleinigkeiten entstanden. Ich habe Bossen mehrere, die sich für den Almanach zu schicken schienen, zugesandt, und biete Ihnen diese an. Die Erzählung hatte ich ehemals, ich weis nicht mehr in welchem italienischen Novellenschreiber gelesen, und der Einfall sie zu reimen kam mir

Digitized by Google

wieder, als ich den ersten Band von Gazottes Werken las. Die Biene ist eine Nachahmung von einem Stücke Favarts, oder vielmehr des Abbé Voisenon, und vielleicht für das deutsche Ohr nicht keusch genung. Vielleicht erhasche ich im Winter Muße und Heiterkeit zur Vollendung einer größeren Erzählung in Stanzen, (Cimon und Iphigenia) nach dem Boccaz, ein Stof, den auch Dryden bearbeitet hat. Ich sende sie Ihnen, wenn die Ausführung mir nicht zu mislingen scheinet.

Meine Frau, eine geborne von Hugo aus dem Hannöverischen, die mir vier liebliche fröhliche Kinder geboren hat und durch diese und den stillen, bescheidenen Reiz eines gebildeten Herzens und Geistes die Einöde verschönert, in die mich mein Schicksal gebannt hat, meint Ihre Frau Gemahlin im Jahre 1786 im Karlsbad gekannt zu haben, und empfiehlt sich derselben, wie sie mit mir Ihnen die Verehrung bezeugt, mit welcher jeder Deutsche Ihrem Verdienste huldigt.

Ihr gehorsamster Diener
H. C. Boie.

Empfang: 19. September (Kal. S. 197). — Urtheilen Sie: Antwort vom 23. November (Jonas, 1131). „Einen Theil Ihrer Beiträge habe ich schon zum Druck abgesendet; einige andere wünschte ich, wenn Sie nichts dagegen haben, für meinen künftigen Musen-Almanach aufzubewahren.“ In den Horen, XII. Stück, fand nur noch „Der Pilger“ Aufnahme. Der Musenalmanach von 1798 enthält von ihm nur zwei Kleinigkeiten S. 18 und 203. — Die Erzählung: gemeint ist wohl „Der Pilger“. — Gazotte: Jacques Cazotte 1719—1192. — Die Biene: nicht zu bestimmen. — Favart: Schauspieler, geb. 1710 in Paris, † 1793 ebenda. Auch einer der talentvollsten und fruchtbarsten Operndichter. Théatre de Mr. et Mad. Favart. Paris 1772. 10 Bände. Enthält komische Opern, Parodien, Lustspiele und Schäferspiele. — Voisenon: Claude Henri de Fusée. Geb. 1708 auf Schloß Voisenon bei Melun, Seine et Marne, † 1775 ebenda. Verfasser von komischen dramatischen Dichtungen, Erzählungen, Anekdoten ꝛc. Ein großer Teil in Favarts Werken soll von Voisenon herrühren. — Cimon und Iphigenia: nicht zu bestimmen. — Dryden: John Dryden, geb. 1631 in Auldwinkle, Northamptonshire, † 1701. Eines seiner letzten Werke enthält erzählende Gedichte nach Chaucer, Boccaccio und Ovid. — Im Karlsbad: vgl. Jonas, Anmerkung zu 1131.

23. Elisabeth Dorothea Schiller (Nr. 867).

Geb. 1732 in Marbach, † 1802 in Cleversulzbach, geb. Kodweis, Schillers Mutter.

[Solitude.] d. 14 Nov. [1796. Montag]

Bester Sohn.

Den 12ten ist von mir ein Kistle, mit schriftlich[e]n Sachen u Weiß zeig, im Waaghauß zu Stuttg: abgegeben worden, und bis Nierenberg franqiert. Diesen empfang bitte mir gleich zu schreiben. heute ziehen wir nach Leonberg, wo vor ich Gott herzlich danken will, da es uns auch so viel Sorgen u uhn ruhe verursacht weil die leidige Kieh seuche so sehr im Land graßert, so ist es höchst verbotten in allen Orten mit Keinem

Digitized by Google

RindVieh sondern mit Pferden zu fahren die aber Allerdeng nicht zu bekom[e]n, sondern auch sehr kostspielich, liebster Sohn was haben wir noch seid dem Tod des Seelich[e]n Vatters durch mache mißen. H: von Wohlzogen u der l: Frau unsere herzliche empfehlung, der uns sehr fehlt uns bei wichtigen gelegenheiten Raths zu erfragen es felt mir auch ein daß H: v Wohlzogen mit dem Oberforst Meister Lizo gut bekant, Er hat einen großen garten an dem Schloß wo ich hinziehe, den Er verliehen weil Er in Stuttg: sich aufhalt wann ich nur auch einen kleinen Theil in Bestand davon bekomen konte. Weil ich gern wann ich gesund bleibe eine Beschäftigung da bei hette Vieleicht wann an ihn geschrieben wirde es geschehen konte. ihn aber ganz im Bestand zu haben wehre mir zu weidläuf. Mein[e]n liebsten Enkel Taußend herzliche Küße.

Gott seegne ihr Wachsthum zu seinem Preiß u zur freude unserer aller. ach wann ich den schönen l: Carl nur auch zu Weillen Küßen u herzen konte. H: Obrist v Miller ist in einem übelln Ruf in unserm ganzen Land wegen den Franzfoßen. Er ist nach Eßschen zu fein[e]n Schwager Küllinger gezogen. H: General Stein soll nach Ludwigsburg den H: von Moglers Hauß ziehen.

Der lieb[e]n Lotte viele herzliche Grüße von uns, Gott gebe daß das Küstle glicklich angelange es ist 3 Schu lang u 2 breid ich bin mein bester Sohn die treuste Mutter

S:

Der charakteristische Brief ist zwar im Weimarischen Jahrbuch 3, 462 gedruckt, wird aber bei der Seltenheit dieses Drucks hier wiederholt. Empfang: 21. November (Kal.). — Ein Kistle: angekommen am 12. Dezember (Kal.). Es enthielt des Vaters literarischen Nachlaß, den Schiller gemäß dem Wunsch des Verstorbenen herausgeben wollte, und allerlei Leinenzeug, vgl. den Brief dazu: Schillers Beziehungen zu Eltern und Geschwistern. Stuttgart 1859, S. 186 f. — Diesen Empfang: Die Antwort auch aus dem Kal. nicht bekannt. — Leonberg, wo hin die Mutter übersiedelte. — Lizo: Friedr. v. Lützow, a. d. Hause Dreilützow, kgl. württembergischer Oberjägermeister, vermählt mit Charlotte v. Frandhemont, † 1818. — Stein: v. Stain. — v. Miller: Miller v. Altammerthal (?). — Eßschen: Eschen bei Bayreuth (?).

24. Johann Heinrich Dannecker (Nr. 1217).

(Stuttgard d: 8ten Decb.) 1796. [Donnerstag]

Endlich erhälst auch Du lieber Schiller eine Copie von Deiner Buste. Frank hat meine Buste, die ich für meine Frau gemacht zum Gegenstück copirt, ich finde es freylich für eine Frechheit von meiner Seite, Dir das meinige zum Gegenstük zu schiken, allein ich rechne auf Freundschaft und in dieser Hinsicht schmeichle ich mir daß das meinige auch an die Wand hängen wirst. nebst gehorsamstem Empfehl von meinem lieben Weibchen an Deine liebe Frau und Dich: bin ich stets mit vollkommenster Hochachtung Dein Danneker.

Digitized by Google

Empfang: Eintragung am 17. Dezember: „Danneker, Medaillons“ (Kal.). — meine Büste: Sie befindet sich jetzt im Stuttgarter Kunstmuseum. — Frank: Vgl. Brief 20. — Empfehl: Der Empfehl, vgl. Deutsches Wörterbuch 3, 424. — Keine Antwort im Kal. eingetragen.

25. Karl August Böttiger (Nr. 1204).

Geb. 1760 in Reichenbach, † 1835 in Dresden. Gymnasialdirektor in Weimar.

(An Goethe.)

[Weimar] (d. 16t July. 97.) [Sonntag]

Vom Ibykus haben sich nur wenig dunkle Sagen erhalten. Er war ein Sicilianer aus Rhegium, und wurde wahrscheinlich auf einer Reise zu den Isthmischen Spielen bei Corinth von den Räubern ermordet, wo sich dann das Anrufen der Kraniche zugetragen haben soll, so wie die Entdeckung im Theater von Corinth (im Sisyphischen Lande, wie ein altes Epigramm sagt) geschehen seyn muß, wo die Mörder die Kraniche oben in der Luft fliegen sahen. Dieß könnte zur Szene der Ballade nützlich seyn. Die Geschichte erzählt aus dem Plutarch am besten Erasmus in Adagiis in der Stelle, die ich hier gezeichnet habe. Auch hat sie Aldrovandi in seiner Ornithologia lib. XX. t. III. Opp. p. 145 nach seiner Art gar erbaulich vorgetragen. Die Kraniche waren im Alterthum ein Symbol der Klugheit und Wetterprophezeiung, daher wohl die Geschichte entstanden sein mag.

Übrigens sagt Cicero Tuscul. IV, 33, er sey ganz gewaltig verliebter Natur, u. den schönen Knaben sehr hold geweßen. Dieß ist aber auch alles, was wir eigentlich von dem Ehrenmann wissen.

Da ich morgen Abends nicht hier bin: so erbitte ich mir die Erlaubniß, Ihnen zu dem verheißenen Ohren- und Geistesschmauß diesen Abend nach 7 Uhr auf ein halbes Stündchen meine Aufwartung machen zu dürfen.

Mit innigster Verehrung

Böttiger.

Dem
Hern Geheim- / Rath von Goethe / HochWohlgeb.

Empfang: Nicht eingetragen. Der Brief ist wohl Schiller, der vom 11.—18. Juli bei Goethe in Weimar war, persönlich übergeben. (Daher von seiner Hand über der Adresse allerhand Exempel, wie z. B. auch Nr. 36.) — Ibykus: Die (fast in allen Einzelheiten genau benutzte) Nachweisung über Ibykus erbat sich Goethe für sich und Schiller in dem Brief vom 16. Juli an Böttiger. (Weim.-Ausg. Briefe, 3603. 12, 194.) — Epigramm: Antipater Sidonius. Anthologia Graeca VII 745, 7: *Σισυφίην κατὰ γαῖαν . . .* — In Adagiis: Adagiorum chiliades. 1508. Er hatte also das Exemplar mitgeschickt. — Ohren- und Geistesschmauß: In dem vorher citierten Brief hatte Goethe ihn für einen von diesen Abenden eingeladen, die zwei schon vollendeten Schillerschen Balladen anzuhören.

Digitized by Google

26. Derselbe (Nr. 1203).

Weimar d. 8 September 97. [Freitag]

Die Kraniche des Ibykus, die hier wieder zu ihrem Meister und Herrn geflogen kommen, sind mir nun erst sehr achtbare, Gottgeheiligte Vögel geworden. Ich gestehe es gern, daß es mir lange etwas räthselhaft schien, wie aus diesem, im Grunde nicht sehr dankbaren Stoffe eine gute Ballade werden könnte. Aber durch Ihre glückliche Einführung des grausen Eumenidenchores, und des nach Aeschylus nachgeahmten, mit Aeschyleischer Sublimität einherschreitenden Rachegesangs ist der Foderung des Uebernatürlichen volle Genüge geleistet; und das unbegreifliche Helldunkel, was in der Ballade so zauberisch wirkt, herrlich erreicht worden.

Sie fodern mich auf, Ihnen zu sagen, ob diese nach Corinth verpflanzte Szene auch überal den Geschmack ihres Erdreichs und ihres Zeitalters habe, und ich kann Ihnen darauf nichts antworten, als daß ich selten beym lesen der Alten selbst einen so reinen Eindruck der antiken Umgebungen gehabt habe, als in diesem Gedichte. Vom Fichtenhaine des Poseidon bis zu dem kreisenden Chor und den Theaterstufen ist alles so ächt, so wahr, als wenn Sie das Ganze vor einem Zauberspiegel gesehen hätten.

Ein eingefleischter antiquarischer Sylbenstecher würde vielleicht darüber kritteln, daß Sie von Bänken sprechen, wo es nur steinerne Sitze gab, und das Theater ein Haus nennen, wie wir noch von einem vollen Hause sprechen, da doch [die] unbedachte halbrunde Steinmaße der alten Theater nichts Hausartiges und Bewohnbares gehabt habe: Allein ein solcher kritischer Mückenfänger würde mit Recht an das alte Geschichtchen mit dem Momus erinnert werden können, der an der göttlichvollendeten Venus nur das Klappern ihrer Sandalen tadelte.

Ein einziges solches Gedicht würde einem Almanach gnüglichen Lebenshauch und Hoffnung zur Fortdauer ertheilen können. Welche Lebensfülle muß also einer Sammlung zu Theil werden, wo diß Gedicht nur Ein Glied der ihm verschwisterten Familie ausmacht. Ich gestehe, daß meine Erwartung darauf zu höchster Ungedult angewachsen ist.

Hoffentlich wird mir bald die Freude zu Theil, Ihnen persönlich meine Hochachtung in Jena bezeigen zu können. Meine Verehrung Ihrer Frau Gemahlin. Mit unwandelbarer Hochachtung und Verpflichtung

Ihr

Böttiger.

Empfang: 8. September „Bött. (Ibykus)". (Kal.). — Die Kraniche: Schiller hatte ihm das Manuskript geschickt mit der Bitte, ihn auf etwaige Verstöße aufmerksam zu machen. Brief vom 6. September (Jonas, 1246). — Ich gestehe es gern: vgl. Schiller an Goethe, 15. September (Jonas, 1250: „Dies Geständnis hat mich sehr belustigt"). — Bänken (Strophe 11): nicht geändert. —

Digitized by Google

Haus: geändert (auch in der — im September erst gedichteten — Strophe 11?); es hieß wohl ursprünglich (und besser): „Es brechen fast des Hauses (statt „der Bühne") Stützen." Rubensohn. — Almanach: Erwiderung auf Schillers Äußerung (in dem vorher zitierten Briefe), daß sich das Publikum zu große Erwartungen von seinem Almanach mache. — Unbeantwortet.

27. Christian Garve (Nr. 1231).

Breslau 28. Oktober 1797, abgedruckt in Hoffmeister Schillers Leben, 4, 219. Abdruck nicht vollständig; von dem folgenden Stück fehlt der in Klammern gesetzte Abschnitt: „Göthens (bestrafter Petrus hat mich sehr vergnügt. Die) Braut von Korinth entzückt die poetischen Jünglinge." Ebenso fehlt der Schluß: „Schieben Sie es ja nicht lange auf. Haben Sie meinen ersten Brief und mein Buch bekommen? Auch wenn Ihnen dieses mißfällt, und jener Unwillen bey Ihnen erregt hat: so sagen Sie mirs freymüthig

Ihrem Freunde Garve."

Vgl. oben S. 266. Nur der Name ist von der Hand des Blinden geschrieben. Empfangen und beantwortet 6. November.

28. Friedrich Gentz (Nr. 1242).

Politischer Schriftsteller. Geb. 1764 in Breslau, † 1832 in Weinhaus bei Wien.

(Berlin den 9t. December 1797 [Sonnabend])

Nicht der entfernteste Gedanke eines innern Verdienstes das groß genug wäre, um Ihre Aufmerksamkeit an sich zu ziehen, nicht einmal die Hoffnung, durch die beiliegende Schrift die vortheilhafte Idee die Sie Sich vielleicht von mir gebildet haben, zu verstärken, leitete mich bei dem Schritte, Ihnen, verehrungswürdiger Mann, dies kleine Produkt zu überreichen. Es war einzig und allein der Wunsch, mich auf irgend einem Wege zu Ihnen zu drängen, irgend eine Verbindung, sey es auch nur die vorübergehende, die ein Brief und eine Antwort stiften, unter uns zu schaffen, mir wieder einmal sagen zu können, daß etwas, das von meinem Geiste ausging, einen so außerordentlichen Geist, als der Ihrige, auf einige Augenblicke beschäftigte.

Aus diesem, und nur aus diesem Gesichtspunkte bitte ich Sie, dieses Schreiben zu beurtheilen. Wenn der einzige Mensch, der eine Mittelsperson zwischen Ihnen und mir abgeben konte, wenn Humboldt Ihnen je gesagt hat, in welchem Grade ich es fühle, was Sie unserm Vaterlande sind, und durch dieses der Menschheit einst seyn werden, so müßen Sie wenigstens überzeugt seyn, daß es Niemanden so wohl ansteht, als mir, mich mit voller Wahrheit zu nennen

Ihren treuen und dankbaren

Verehrer

Gentz.

Digitized by Google

Empfang: 15. Dezember (Kal.). — beiliegende Schrift: wahrscheinlich „Schreiben an Friedrich Wilhelm III. bei der Thronbesteigung überreicht“ Berlin 1798. — Humboldt: vgl. W. v. Humboldts Briefe an Schiller vom 15. August 1795 und 28. September 1795 (Briefw. Sch.-H., S. 75 und 148). — Schillers Antwort vom 8. Januar 1798 fehlt.

29. Johann Diederich Gries (Nr. 1250).

Übersetzer, Dichter. Geb. 1775 in Hamburg, † 1842 ebenda. 1797 ging er nach Dresden, wo er im Umgang mit Schlegel lebte.

Dresden, d. 8ten Jul. 1798. [Sonntag]

Ihrer gütigen Aufforderung gemäß, verehrungswürdiger Mann, sende ich Ihnen hier meinen Wandrer in einer veränderten Gestalt. Ich habe Ihre Bemerkungen, mir ein so schätzbarer Beweis Ihrer Gewogenheit, so gut ich konnte und wußte, benutzt. Viele Stanzen sind weggeschnitten, fast alle verändert, einige neue sind hinzugekommen. Hauptsächlich habe ich mich bemüht, mehr Einheit und Harmonie in das Ganze zu bringen, allerdings ein schwieriges Unternehmen, da das Gedicht mehr durch Anhäufung, als nach einem festen Plane entstanden war. Was ihm an höhern Erfordernissen abgeht, habe ich durch möglichste Korrektheit des Einzelnen zu ersetzen gesucht; freilich ein schlechter Behelf, und überhaupt nur in den Augen des großen Publikums von Werth, eben weil es nicht sieht. Wer nicht die Fehler, sondern die Tugenden zählt, wird freilich bald zu zählen aufhören müssen, und diesem kann ich nichts geben, als höchstens eine Anweisung auf etwas Besseres in der Zukunft, wenn die Götter es wollen. Aber werden Sie sich damit begnügen?

Wollen Sie diesem Wandrer noch einen Platz in Ihrem Almanach einräumen, so besorge ich nur, daß er Ihnen zu vielen Platz rauben wird. Ich habe oft von dem Prometheus z. B. urtheilen gehört: Er ist schön, aber zu lang. Was wird man erst von dem Wandrer sagen, der noch lange kein Prometheus, und doch noch länger ist? Aber freilich würde er es für ein großes Glück halten, in eine Sammlung aufgenommen zu werden, die Sie und Ihr vortrefflicher Freund mit den frischesten Blüthen Ihres Geistes zieren, und die in dieser Hinsicht sicher ist, auf die Nachwelt überzugehen.

Mit inniger Hochachtung
Ihr ergebenster
J. D. Gries.

Adr: abzugeben in der
Hilscherschen Buchhandlung.

Empfang: 11. Juli (Kal.). — Wandrer: Ein Gedicht, in dem Gries seinen eigenen Empfindungen beim Übergang von der kaufmännischen zur literarischen Laufbahn Ausdruck gab. Vgl. „Gedichte und poetische Übersetzungen“. Stuttgart 1829. Band 1, S. 40—61. Schiller schreibt darüber an Goethe, 11. Juni (Jonas, 402): „Grieß schickte mir soeben ein mächtig großes Gedicht aus Dresden, das mir halb so groß noch einmal so lieb wäre.“ — Almanach: In den Musen-

Digitized by Google

Almanach von 1799 ist „Der Wandrer" nicht aufgenommen, wohl aber verschiedene andere Gedichte von Gries: „Die Gelegenheit" nach Machiavelli; „Das Plätzchen im Walde"; „Der Bach"; „Der Arzt". Vgl. dazu: Schiller an Goethe, 24. August (Jonas, 1370). „Auch Gries hat einiges gesendet, was sich brauchen läßt." — Eine Antwort Schillers ist nicht eingetragen, aber erfolgt, da Gries am 22. August wieder schreibt und am 13. September jene Gedichte sendet.

30. Friedrich Gottlieb Unger (Nr. 1363).

Verlagsbuchhändler, Holzschneider, Schriftsteller. Geb. 1753 in Berlin, † 1804 ebenda als Mitglied der Akademie der bildenden Künste.

[Berlin, ungefähr 22. Juni 1799. Sonnabend]

Verehrungswerther Herr

Ich danke Ihnen u. Herrn Geheimrath v Göthe ganz gehorsamst für das höchst große Vergnügen, was Sie mir durch die Erlaubniß, Ihre Namen als Mitarbeiter des Romanen-Journals nennen zu dürfen gemacht haben. Wie glücklich will ich mich schätzen wenn es Ihnen beiderseits möglich wäre, etwas für die ersten Stüke zu geben! Von zwei so großen allgemein verehrten Männern unterstützt wird diese Sammlung den größten Rang behaupten!

Ihre vorgeschriebenen Beding[ungen] wegen des Theater der Deutschen gehe ich mit größtem Vergnügen ein. Dies Unternehmen kann wohl nicht als Nachdruk angesehen werden, sonst müßten ja Ramlers Fabellese, lyrische Blumenlese, die Sammlungen von Romanzen Chrestomathien ꝛc. auch Nachdruke sein. Kein Mensch hat sich darüber beklagt, u. das was von denen Schauspielen bis jezt noch bei die Verleger ruht, wird gewiß auch ewige Ruhe haben. Diese können sich wohl schwerlich über Eingriffe ihres Verlagsrecht beklagen. Es steht ihnen ja frei, alle Mittel u. Wege ein zuschlagen, das was noch davon vorräthig ist, loszuschlagen.

Haben Sie die Gewogenheit mir zu sagen, wenn ich den Druk wohl anfangen kann?

Vor einiger Zeit hieß es hier, Sie würden mit Göthe nach Berlin kommen. Es ist leider nicht geschehen! — Möchten Sie Sich doch entschließen, dies Vorhaben, wenn es Statt hatte, auszuführen. Ich biete Ihnen mein Haus zum Absteigen mit der größten Freude an, und würde mich bemühen, Ihnen alle nur mögliche Bequemlichkeiten zu verschaffen, und Sie sollten Beiderseits nur die Menschen sehen, die Sie wählen würden. —

Hier lege ich Ihnen 2 Komödienzettel Ihres Wallensteins bei.

Eine Beurtheilung des ersten Theils vom Herrn Prof. Woltmann in die Jahrbücher, werden Sie gelesen haben. Da ist das Spiel der Schauspieler wohl sehr richtig beurtheilt. Fleck ist zwar sehr unzufrieden über den sehr leisen Tadel der ihn trift; er ist aber sehr gerecht. Wahr-

Digitized by Google

scheinlich hat ihn das große Lob über Iflands Spiel mehr als der Tadel verdroſſen, beſonders die Stelle, wo geſagt wird, daß Iflands Spiel Allen zum Muſter hätte dienen können.

Der Prof. Rambach hat über Wallenſteins Tod im Maiſtük ſein Urtheil drucken laßen. Vielleicht iſt dies Stük noch nicht in Ihren Händen geweſen, u. in dieſer Vorausſetzung lege ich dieſe Blätter hierbei.

Als Wallenſteins Tod zum erſtenmall gegeben werden ſollte, wurden den Tag vorher die Piccolomini aufgeführt. Das Schauſpiel Haus war gedrängt voll, ſo wie es immer in den vorhergehenden Vorſtellungen der Fall war; u. in Wallenſteins Tod waren faſt eben dieſelben Zuſchauer des vorigen Tages. Die Vorſtellungen ſelbſt machten große Wirkung auf das Publikum, welches nicht aus den gewöhnlichen alltäglichen Komödiengehern beſtand. Es war der feinere Theil Berlins, und es waren gewiß ein paar ſehr ſchöne Tage, ſowohl für die Schauſpieler als Zuhöhrer. So allgemeine Stille, ſolche große Aufmerkſamkeit erblikt man gewiß ſelten, wo oft Stellen des großen Dichters mit dem lauteſten Beifall aufgenommen wurden. Iffland hatte auch für einige ganz vortrefliche Dekorationen geſorgt, hatte alle Schauſpieler ſehr viele Proben machen laſſen, u. ſich außerordentliche Mühe gegeben, dies herrliche Werk ſo vollkommen als möglich darzuſtellen.

Ich glaube, ohne Vorliebe fürs hieſige Theater zu haben, daß Wallenſtein nirgend ſo gut wie hier gegeben werden kann. Ich wünſchte, Sie wollten Sich ſelbſt überzeugen, wollten ſelbſt ſehen u. prüfen. Sie u. H. Geh. R. von Göthe ſollten dann ſelbſt ſehen und fühlen, wie ſehr man Sie hier verehrt.

Ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit

gehorſamſt

Unger.

Empfang: 26. Juni 1799 (Kal.). — Romanen-Journal: Die Erlaubnis — auch von Goethe — hatte Schillers Brief vom 26. Mai (Jonas, 1458. Geſchäftsbr. S. 211 f. mit ausführl. Anm.) gebracht. Beiträge zu dem von 1800 an erſcheinenden Journal der Romane lieferte aber nur Charlotte Schiller. — Theater der Deutſchen: außer dem zitierten Briefe (hier auch Schillers Bedenken wegen des „Nachdrucks") vgl. den Schillers an Goethe vom 26. Juli (Jonas, 1473). Die Sammlung ſollte jährlich 10 Stücke mit Beurteilung bringen, wofür Schiller und Goethe als Herausgeber 100 Carolin erhalten ſollten. — Eine Beurtheilung: Annalen der preußiſchen Monarchie Band 1, 278. Über dieſe Beurteilung durch Karl Ludwig Woltmann vgl. Schiller an Goethe, 26. Juni (Jonas, 1473): ein Berliner Schmierer habe ſich ſchon weitläufig darüber herausgelaſſen — recht à la Böttiger. — Rambach: Friedr. Eberh. R. (geb. 1767 in Quedlinburg, † 1826 in Reval) gab in Berlin das „Archiv der Zeit" heraus. — Wallenſteins Tod zum erſtenmal: 17. Mai. Schiller hatte gebeten, etwas hierüber zu ſchreiben, auch einen „Komödienzettel" beizulegen. — Keine Antwort eingetragen.

Digitized by Google

31. Johann Christian Friedrich Hölderlin (Nr. 1267).

[Homburg v. d. H.] 5. Juni 1799, abgedruckt in Litzmann: Hölderlin, S. 502—504. Vollständig bis auf die folgende Nachschrift (links vom Namen):

Mein Verleger vereinigt seine Bitte mit mir.
Ich bin so frei, mein Adresse beizusetzen:
bei Glaser Wagner wohnhaft / in / Homburg bei Frankfurt.

32. August Wilhelm Iffland (Nr. 1280).

Geb. 1759 in Hannover, † 1814 in Berlin als Direktor der königlichen Schauspiele.

Berlin den 28. Jun. 1800. [Sonnabend]

Sie haben mir auf meine Bitte, wegen Maria Stuart nicht geantwortet. Ich wiederhole, daß mit Achtung und Freude das Honorar von Makbeth, zu dem für Maria Stuart abgesendet werden wird. Setzen Sie mich bald in den Fall, einer Zeile von Ihnen mich erfreuen zu können, da es wohl eine vergebliche Hoffnung ist, was man sagt, daß wir Sie Selbst, hier sehen würden? Von Herzen der Ihre

Iffland.

An Herrn Hofrath | Schiller | zu |
Weimar (Frei) [Siegel der General-Direktion des Kön. National-Theaters.]

Empfang: 3. Juli (Kal.). — nicht geantwortet: Schiller hatte das Manuskript mit einem Brief vom 22. Juni (Jonas, 1592) am 23. Juni abgesandt (Kal.). — Honorar: Iffland hatte das Manuskript des Macbeth zurückgesandt, weil in Berlin eine andere Bearbeitung bereits eingeführt war, in dem begleitenden Brief vom 20. Mai (veröffentlicht von Jonas, Anmerkung zu 1576) sich aber bereit erklärt, das von Schiller geforderte Honorar (Brief vom 26. April, Jonas, 1576) mit auf das für Maria Stuart geforderte zu übertragen. Schiller erhielt es am 17. November (Kal.). — Unbeantwortet.

33. Christian Gottfried Schütz (Nr. 1352).

Philologe. Geb. 1747 in Dederstädt, Mansfeld, † 1832 in Halle. Redigierte die Allgemeine Literatur-Zeitung von 1785 an in Jena, von 1804 an in Halle bis 1824.

Jena 28. Nov. 1800. [Freitag]

Darf ich Sie, mein Verehrungswürdiger Freund wohl um eine bestimmte Erklärung bitten, ob es Ihnen möglich und gemüthlich sey, a dato binnen 3 Wochen uns die von Ihnen erbetene Exposition über Ihren Wallenstein zu liefern? Wir möchten gern die Recension boni ominis causa zu Anfange des 19t. Jahrhunderts stellen, und bis dahin käme Ihr Aufsatz noch zeitig genug um der Recension inpressirt werden zu können.

Digitized by Google

Über den Plan eines so trefflichen Kunstwerks kann doch der denkende Künstler am besten urtheilen, wenigstens gleich manchem Misverstande vorbeugen.

Thun Sie also immer so viel Sie können, um zur beregten Zeit uns mit dieser Darstellung zu erfreuen. Ihre izt so schön befestigte Gesundheit über die ich mich mit allen Freunden des historischen, philosophischen und dichterischen Genius, der in Ihnen lebt, innigst freue, läßt mich hoffen, daß Sie von dieser Seite nicht gehindert werden, unsern Wunsch zu erfüllen.

Ich beharre unveränderlich Ihr treuer Verehrer u. geh. Diener

Schütz.

Empfang: 29. November (Kal.). — Exposition: eine Sendung an Schütz als Antwort auf diesen Brief ist im Kal. nicht eingetragen. Vgl. den Brief an Schütz vom 22. Januar 1802 (Jonas, 1751), in dem er sich über Apels Rezension der Jungfrau von Orleans ausspricht. „Sie erweisen mir zu viel Ehre, theurer Freund, wenn Sie glauben, daß ich das Geschäft des Kritikers und Recensenten bey meinen Stücken selbst am besten übernehmen könne ....“ — Recension: sie erschien Allg. Lit.-Ztg. 1801, 30. und 31. Januar; Band 1, Sp. 265—271 und Sp. 273—279.

34. Friedrich Rochlitz (Nr. 1346).

Musikschriftsteller und Lustspieldichter. Geb. 1770 in Leipzig, † 1842 ebenda.

Leipzig d. 27 Junii 1801. [Sonnabend]

Hn. Hofr. Schiller.

Vielleicht haben Sie, hochgeehrtester Herr, die Stunde schon vergessen, die Sie mir, bey meiner Anwesenheit in Weimar, schenkten. Ich erinnere mich ihrer mit Freude und Dankbarkeit, und werde das immer. Sie haben mir Ihre Absicht mit der Aufforderung an Lustspieldichter näher bestimmt und weiter aus einander gesetzt.

Ich hatte bei meiner Abreise nach Weimar eben die Hälfte eines für Sie bestimmten Lustspiels vollendet. Ich habe Ihnen gesagt, daß Göthe's Aufmunterung und mein Vermissen der erquickenden Fröhlichkeit auf unsern Theatern mich dazu veranlaßten. Nach jener genauern Bestimmung Ihres Zwecks muß ich aber besorgen, mein Stück werde sich, wenn es auch besser wäre, als es ist, für jenen Zweck nicht eignen. Meine Zeit ist durch vorgeschriebene Arbeiten sehr beschränkt; ich würde das Stück hoffentlich zum von Ihnen angesetzten Termin fertig machen können, aber mit Aufopferung. Erlauben Sie mir also, daß ich die befolgenden Akte Ihnen zusende, und — da Sie sie ja wohl lesen müßten, wenn ich das Ganze einschickte — Sie bitte, sie durchzugehen, und mir mit zwey Worten Ihre Meinung darüber zu sagen. Wollen Sie, daß ich es für Sie vollende, so werde ich sogleich daran gehen; finden Sie, daß

Digitized by Google

das Stück nicht ganz schlecht werde, aber für Ihren Zweck nicht tauge, so werde ich es zu bequemerer Zeit vollenden; ist es ganz ohne Werth, so werde ich es bey Seite legen und mich erst weiter an kleinern Stücken versuchen, da man die, so ich gemacht, gern gesehen hat. Seyn Sie fest überzeugt, daß ich jedes Ihrer Urtheile mit Dank annehmen werde, und daß ich Sie ungeheuchelt verehre.

Ihr

ergebner Diener
Friedrich Rochlitz.

Das Manuscript erbitte ich mir zurück, da es mein einziges ist.

Empfang: 29. Juni (Kal.). — in Weimar: Sein Besuch erwähnt im Briefe an Göthe vom 28. Juni 1801 (Jonas, 1703). — Aufforderung: Das Preisausschreiben für das beste Lustspiel, Intriguenstück, erschien in den Propyläen 1800, Stück VI, S. 169. — Lustspiel: „Mozarts Zauberflöte". — Goethes Aufmunterung: In einem Briefe vom 3. Dezember 1800 (Weim.-Ausg. 4327, Band 15, 157) macht Goethe Rochlitz auf das Preisausschreiben aufmerksam und fordert ihn auf, zu konkurrieren. — Termin: vor Mitte September. — Akte: zwei. — Ihr Urtheil: In dem oben erwähnten Briefe an Goethe (Jonas, 1703) spricht sich Schiller ausführlich über das Stück aus und den zu gebenden „leidlichen Bescheid" (Kal. 9. Juli).

35. Johann Rudolf Zumsteeg (Nr. 852).

Liederkomponist. Geb. 1760 in Sachsenflur, Baden, † 27. Januar 1802 in Stuttgart. Jugendfreund Schillers von der Karlsschule.

Stuttgart, den 17. Jan. 1802. [Sonntag]

Lieber, theurer Freund!

Überbringer dieses ist H. Eck, von der Münchner Kapelle, einer der vorzüglichsten jetztlebenden Violinisten. Er reist nach Petersburg, u. wünscht, sich Deiner Bekanntschaft rühmen zu können. Wenn Du die Gefälligkeit hättest, ihn H. Geh. Rath Göthe zu empfehlen, so würd' es ihm wahrscheinlich gelingen bei Hofe spielen zu dürfen; kurz, ich empfehl' ihn Deiner Güte, überzeugt, daß Du überall Dank einärndten wirst wo Du ihn empfiehlst.

Du wirst leicht erachten, daß mir die Produkte Deines Geistes, die Deine hiesigen Freunde mit unersättlicher Begierde verschlingen, manche süße Stunde gewähren. Ich wünsche nichts sehnlicher, als Dir meinen innigen herzlichen Dank dafür mündlich bezeugen zu können! Deiner Frau Gemahlin u. H. Geh. Rath Göthe empf. ich mich zu Gnaden, u. Du bist gebeten nicht zu vergessen

[Siegel: J. R. Z.]

Deinen Freund
Zumsteeg.

Sr. Wohlgeboren
Herrn Hofrath Schiller | in | Weimar.

Digitized by Google

Empfang: 22. Februar (Kal.: „Z. vom 17. Jan.“). — Eck: Violinvirtuose, geb. 1766 in Mannheim, † 1804 in Straßburg. Seit 1778 in München. Schiller übergibt ihm am 28. Februar einen Brief an Körner (Nr. 271). Kal. — Über Zumsteegs Tod äußert sich Schiller in einem Briefe an Haug vom 5. März (Jonas, 1773).

36. Friedrich Gentz (Nr. 1241).

(Berlin den 14 März. 1802.) [Sonntag]

Der Überbringer dieses Briefes ist der Justiz-Commissarius Grattenauer aus Berlin. Er wird in Geschäften einige Wochen in Weimar und der umliegenden Gegend zubringen, und hat mich dringend gebeten, ihm bei Ihnen, verehrungswürdiger Freund, den Zutritt zu verschaffen. In hundert andern Fällen würde ich solche Bitten abgelehnt haben: hier aber konnte ich es nicht. Er ist einer meiner ältesten Freunde; er hat stets einen sehr lebendigen Antheil an Kunst und Wissenschaft genommen; er hat sich diesen Winter, dadurch daß er seine Zimmer zu den Vorlesungen von Schlegel hergab, mit dem litterarischen Interesse Berlins noch in nähere Verbindung gesetzt. Vergeben Sie also, daß ich es wage, mir eine freundliche Aufnahme für ihn zu erbitten; ich habe ihm auf die Seele gebunden, daß er sie nicht mißbrauchen soll.

Den langen Brief, den ich Ihnen vor einigen Monaten schrieb, haben Sie hoffentlich erhalten. Ihr gänzliches Stillschweigen würde mich betrüben, wenn ich nicht von Humboldt und andern erfahren hätte, daß es sich auf alle Ihre Freunde und sonstige Correspondenten erstreckt. Auch giebt es noch einen andern Umstand, der mich aufrühret. Höchst wahrscheinlich sehen Sie mich im Monat Mai wieder in Weimar! Dann werde ich Ihnen besser als es je durch Briefe geschieht, meine Verehrung ausdrücken, dann werde ich anhaltender um Ihre Gunst, um Ihr Wohlwollen, und um Ihre Freundschaft werben können. Sie wissen schon genug von mir, um zu glauben, daß diese Güter für mich in die Classe der unschätzbarsten gehören. Vergessen Sie nicht ganz

[ein schönes Siegel: Minerva mit Eros.]

Ihrem tief-ergebenen
Gentz.

An | Herrn Hofrath Schiller
in | Weimar

Empfang: 21. (resp. 25.) März (Kal.). — Grattenauer: Karl Wilhelm Friedrich G., geb. 1773 in Stargard, Pommern, † 1838 in Breslau. — Weimar: der nächste Besuch (der erste erfolgte im November 1801) fand erst im Januar 1803 statt. — Keine Antwort im Kal. eingetragen.

37. Wilhelm v. Humboldt (Nr. 1272).

Berlin, 29. Mai, 1802. [Sonnabend]

Sie werden vor wenig Posttagen meinen ausführlichen Brief bekommen haben. Ich kann Ihnen jetzt noch die glückliche Niederkunft der

Digitized by Google

guten Li mit einer Tochter melden. Wie unendlich glücklich es mich macht, daß dies Ereigniß dem ich doch nach der so äußerst leidenden Schwangerschaft mit einer großen Bangigkeit entgegen sah, so leicht u. glücklich, in der That besser fast, als zu rech[n]en, vorübergegangen ist, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Die Li grüßt Sie u. die Lolo herzlich. Göthen sind Sie wohl so gütig mit vielen Grüßen von uns, diese Nachricht mitzutheilen. Ich habe heute noch soviel zu thun, daß ich gern auch einige Zeilen spare, u. muß Göthen so in einigen Tagen ausführlich schreiben. Für die Wollzogen, deren Adresse ich nicht genau weiß, lege ich den Brief hier ein. Von Herzen Adieu!

Die Li ist gestern, 28. d. um Mittag entbunden worden.

Ihr Humboldt.

Empfang: 3. Juni (Kal.). — ausführlichem Brief: vom 18. Mai, Empfang eingetragen am 24. Mai, verloren, nur die Nachschrift erhalten (Briefw. Sch.-H., 63). — Niederkunft: die in der oben genannten Nachschrift angekündigt war. Die Tochter ist die spätere Gabriele von Bülow, † 1887. — Antwort am 7. (am 3. Mitteilung an Goethe ?) Juni (Kal.).

38. Heinrich Wilhelm Hahn (Nr. 1251).

Verlagsbuchhändler. Geb. 1760, † 1831 in Hannover. Sein Teilhaber war Berthard Dietrich, † 1818.

Hannover d. 17. Dec. 1802. [Freitag]

Wohlgebohrner Herr!
Verehrungswürdiger Herr HofRath!

Ew. Wohlgebohren verzeihen es uns gütigst, daß wir noch die Zahl der Buchhändler, von denen Sie um Manuscripte angesprochen werden, vermehren! Wir würden dieses nicht wagen, wenn nicht Dieselben schon andern Buchhändlern zur Erhöhung des Werths ihrer Almanachs einige Gedichte oder prosaische Aufsätze zu überlassen die Güte gehabt hätten, weshalb wir so frey sind um einige Beyträge für den, in unserm Verlage erscheinenden Almanach, welchen der Herr HofRath Pockels in Braunschweig heraus giebt, Ew. Wohlgebohren gehorsamst zu bitten.

Was Sie dafür an Honorar gütigst bestimmen, werden wir Ihnen vor Empfang des Manuscripts dort mit Vergnügen auszahlen lassen.

Kann unsere Bitte aber nicht erfüllt werden, dann bitten uns mit einer kleinen Antwort zu beehren. Die wir übrigens mit vorzüglichster Hochachtung verharren

Ew. Wohlgebohren

[Siegel (Hahn): HWH]

gehorsamste Diener
Gebr. Hahn.

Herrn | Herrn Hofrath Schiller |
in | Weimar [davor links:] ganz frey Jena

Digitized by Google

Empfang: 25. Dezember (Kal.). — Almanach: „Taschenbuch für das Jahr 1803." Karl Friedrich Pockels, geb. 1757 in Wörmlitz, Halle, † 1814 in Braunschweig. Erzieher und später Gesellschafter und Haushaltungsvorstand des Herzogs August. — Unbeantwortet.

39. Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (Nr. 1334).

Theologe. Geb. 1761 in Leonberg, Württemberg, † 1851 in Heidelberg als Professor und Geh. Kirchenrat, 1789 Professor der orientalischen Sprachen in Jena, 1803—1806 Professor in Würzburg.

([Jena.] 4 Febr. 1803. [Freitag])

Leicht, Mein Bester, kann ich Ihren Wunsch nicht erfüllen. Gegenwärtig wird an den Mem. von St. Simon gedruckt u. übersetzt. Für den Rest von diesen ist der Übers. schon engagiert. Lezte Michaelis aber sagte mir Maucke, seine Hofnung, dass nach dem Krieg von den Mem. vieles nach gekauft würde, sey nicht in Erfüllung gegangen. Ich möchte also wenigstens keinen neuen Auctor anfangen lassen. Verm[uthlich] wird alsdann die Sammlung, da sie nahe zu 30 Baenden gekommen ist, ihre Endschaft erreichen.

Aus dem Neste bin ich den ganzen Winter nicht gekommen. Mir war wohl darinn, bis seit 8 Tagen der Winter dh Schnupfen seine Despotie exerciert. Diese ist heute bes. stark. Aber strenge Regenten regieren nicht lange. Ich hoffe auf desto schnellere Befreyung. Der Affe nr. 2 gedeyht recht artig.

Empfehlen Sie mich Ihrer theuren Gattin u. der Frau v. Wolzogen aufs beste. Schwaben bekommt der kleinen Frau sehr wohl. Ich wollte, ich wäre bey ihr. Aber Heidelberg wird — aufgehoben, u. Tübingen würde mich nicht wollen, auch wenn ich wollte. Wie gerne bliebe ich überh. wo ich bin, wenn ich nur aufs Klima einen Seegen legen könnte. Alles andere ist mir hier doch am liebsten.

Fahren Sie fort, diesem Klima recht wacker zu trotzen.

Von ganzem Herzen

Ihr Paulus.

Empfang: 8. Februar. Antwort auf Schillers Anfrage vom 3. Februar. (Kal.). — Sammlung: Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom 12. Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten. 1790 begonnen unter der Redaktion Schillers, fortgesetzt bis 1806, 33 Bände, im Verlag von Mauke in Jena; am 12. Februar 1796 (Jonas, 1011) schreibt Schiller an Goethe: „Diese Sammlung läuft noch immer unter meinem Nahmen, obgleich ich mich öffentlich davon losgesagt." — kleine Frau: Friederike geb. Paulus, 1767—1844, seit 1789 vermählt, Freundin Charlottes Schiller. Sie war kränklich und vertrug das Klima von Jena nicht, weshalb Paulus eine Professur in Süddeutschland suchte. — Keine Antwort im Kal. eingetragen.

Digitized by Google

40. Luise Karoline Brachmann (Nr. 1205).

Geb. 1777 in Rochlitz, † 1822 in Halle. Beiträge von ihr in den Horen und dem Musenalmanach.

[Weimar, (29. oder) 30. September 1803. Donnerstag]

Der glückliche Augenblick ist erschienen, wo ich Sie sehen soll ich bin in Weimar u. erwarte nur Ihre Befehle wann ich zu Ihnen eilen soll. Ich sterbe fast für Freude, u. dennoch zittre ich vor dem Augenblicke wo ich mich Ihnen zeigen soll; Ach Gott wenn ich Ihnen nur nicht mißfalle! Sie sind so unaussprechlich gütig gegen mich. Bestimmen Sie mir und meinem Vater die Zeit wo wir Ihnen alle die Verehrung zeigen können die Ihnen schon an mir bekannt ist.

Sr Hochwohlgeb. Ihre
des Herrn | Hofrath von Schiller. Louise Brachmann.

Empfang: Im Kal. der Besuch am 30. September eingetragen. — Der glückliche Augenblick: Ihr Brief vom 20. August (Speidel u. W., S. 337) enthält die Anfrage, ob Schiller sie empfangen wolle. Schillers Antwort vom 12. September (Jonas, 1899). Am 2. Oktober begleitete Schiller Brachmanns nach Jena, wo er sich bis zum 7. aufhielt und den Gästen mit einigen Freunden noch das Geleit bis Wenigenjena gab (Speidel u. W., S. 339). — mißfalle: Brief an Charlotte Schiller vom 10. Oktober (Jonas, 1909). Die Äußerung bezieht sich wohl auf die Abschiedsszene.

41. Veit Hans Friedrich Schnorr v. Carolsfeld (Nr. 1347).

Geb. 1764 in Schneeberg, † 1841 in Leipzig als Direktor der Kunstakademie. Vater von Julius S. v. C.

Leipzig am 30. Jan. 1804. [Montag]

Es ist mir ein so wahres als seltnes Vergnügen sehr verehrter Herr Hofrath ein Paar Worte mit Ihnen sprechen zu können.

Wir wollen nichts ohne Sie thun und senden Ihnen daher diese Zeichnung. Ich wählte nach fleißiger Überlegung dieses Sujet; auch das bestach mich schon, daß es das erste und — mein Lieblingsgedicht ist; auch glaub' ich, wird dieser Gegenstand dem Publicum nicht minder willkommen seyn.

Ich habe mich nun auf diese Weise ausgedrückt, wie Sie hier sehen, sehr verehrter Mann, und es sollte mich unendlich freuen, wenn es auch Ihren Beifall haben würde. Dem Körbchen gab ich die griechische Lilienform und durch die Tauben laße ich die Blumen zutragen, da mir dieses eine Fülle hier eingreifender angenehmer Nebenideen zu bewirken und richtig auf Frühling, Liebe und überhaupt auf etwas Idealisches anzuspielen schien.

Digitized by Google

Nächst Ihrer Theuersten Frau Gemahlin, bitte ich auch das Bildchen Ihrer Karoline zu zeigen, deren Bild unauslöschbar meiner Seele vorschwebt.

Ein freundlicher Genius erlausche für das Mädchen aus der Fremde eine Ihrer häußlichen Stunden und sollte Ihnen mein Kind einige frohe Augenblicke machen, so würde dies für mich die größte Freude seyn.

Ihre Schriften sind mir immer der wohlthätigste Umgang, möchte dieses reine Bekenntniß Ihnen nicht ganz gleichgültig seyn.

Schnorr.

Würden Sie die Güte haben, und diese Zeichnung auf einige Augenblicke, meinem Freunde dem H. Oberkonsistorialrath Böttiger zeigen laßen? Sie verzeihen mir, daß ich Sie damit beschwere.

S.

Empfang: 2. Februar (Kal.). — Zeichnung: zu dem Gedicht „Das Mädchen aus der Fremde", dem ersten im I. Bande der 2. Auflage von Schillers Gedichten, Leipzig 1804. Gestochen von A. W. Böhm. Vgl. auch Jonas, Anmerkung zu 1942. — Ihren Beifall: diesen Beifall enthält Schillers Antwort vom 4. Februar (Jonas, 1942). Vgl. auch den Brief an Cruſius vom 6. Februar (Jonas, 1944).

42. Karl Gustav v. Brinckmann (Nr. 1207).

Geb. 1764 auf Nacka bei Stockholm, † 1847 in Stockholm. Seit 1801 zum zweiten Mal schwedischer Legationssekretär in Berlin. Gedichte von ihm im Musenalmanach.

Berlin den 7. Junii 1804. [Donnerstag]

Der junge Graf Wachtmeister, der die Ehre haben wird, Ihnen diese Zeilen zu überreichen, unterscheidet sich auf eine rühmliche Weise von dem gewöhnlichen Haufen neugieriger Reisenden und sezt einen sehr groſſen Werth darauf die persönliche Bekantschaft des groſſen Mannes zu machen, dessen Schriften er schon einen groſſen Theil seiner Bildung verdankt. Er hat mich dringend gebeten, ihn bei Ihnen zu empfehlen, u. ich bin so sehr sein Freund, daß ich selbst nicht wenig dabei interessirt bin, daß er gerade durch mich bei Ihnen eingeführt werde.

Er gehört zu den wenigen Ausländern, die beinah mit einer Art von Parteigeist, Deutsche Kunst und Wissenschaft lieben — u. Sie wissen schon, daß in meinen Augen das kein geringes Verdienst ist.

Empfangen Sie und Frau von Schiller die Versicherungen meiner tiefsten Hochachtung und meiner unerschüttlerlichen Ergebenheit.

von Brinckmann.

An Herrn v. Schiller (links unten vom Namen).

Des | Herrn Hofraths | von Schiller | Hochwohlgeb. | Weimar.

[Siegel.]

Digitized by Google

Empfang: keine Eintragung im Kal. Der Besuch war nicht festzustellen. — Wachtmeister: Die Familie ist ansässig auf Trolle-Ljungby. Im dortigen Archiv werden die Briefe Schillers an v. Brinckmann bewahrt (Goedeke: Grundriß.[1])

Zu Schillers Briefwechsel.

Ungedruckte Diplome und Briefe.

Mitgeteilt von Otto Güntter in Stuttgart.

Die Originale der im folgenden wiedergegebenen Dokumente und Briefe stammen aus dem Nachlaß von Schillers Enkel Friedrich von Schiller und sind von der Besitzerin, Freiin Elise von König-Warthausen, gütigst zur Veröffentlichung überlassen worden; der Brief Dalbergs an Schiller (Nr. 2) ist im Besitz von Frau Amalie Kießling-Krieger in Möckmühl, der Urenkelin von Schillers Schwester Luise.

I.

Die ersten Tage des Jahres 1791 verbrachten Schiller und seine Frau in Erfurt im Umgang mit dem Koadjutor Dalberg und mit Karoline von Dacheröden. Am Montag den 3. Januar war, wie der Erfurter Buchhändler Kaspar Konstantin Beyer in seinem Tagebuch verzeichnet hat (Fielitz, Schiller und Lotte, 339): „Nachmittag solenne Sitzung der hiesigen Akademie auf dem Statthaltereisaale, wo die ausgesetzten Preise ausgeteilt, die eingelaufenen Schriften zur Beantwortung der Preisfragen beurteilt und neue Mitglieder, unter andern auch Schiller, aufgenommen wurden. Ich hatte keine Lust dem langweiligen Aktus beizuwohnen und blieb den ganzen Nachmittag zu Hause.“ Abends war Konzert und daran anschließend gemeinschaftliches Abendessen; Schiller fühlte sich plötzlich unwohl und mußte sich in einer Sänfte nach Hause tragen lassen. Es war der

---

[1]) Der Herausgeber dieser Briefe ist noch vor Abschluß des Satzes einem tückischen Leiden erlegen. Sein Freund Dr. Max Rubensohn in Hannover hatte die Güte, die Korrektur an der Hand der Originale zu besorgen und die Anmerkungen zu ergänzen. Minor habe ich für mehrere Hinweise zu danken. — Johann Karl Lebrecht Ende war am 29. Juli 1872 in Grottkau in Schlesien geboren, verlor früh die Eltern, erhielt in Breslau und Stettin die gymnasiale Vorbildung und studierte in Würzburg und Göttingen Kunstwissenschaft. Seit Dezember 1899 in Hannover ansässig, widmete er sich seit Frühjahr 1903 der Durchforschung und Ordnung der großen Autographensammlung des Kestner-Museums, mit deren Katalogisierung er schließlich offiziell betraut wurde. Mitten aus dieser Arbeit riß ihn die Krankheit heraus. Er starb am 25. Mai 1905. [A. Sauer.]

Digitized by Google

erste Anfall der Krankheit, die seine Gesundheit für immer untergraben sollte. An Körner schreibt er, nach Jena zurückgekehrt, am 12. Januar 1791, wenige Tage vor einer neuen, schwereren Erkrankung: „Jetzt bin ich wieder ganz hergestellt und bedaure nur die Tage, die ich in Erfurt durch meine Krankheit verlor. Meine dortigen Freunde suchten mir diesen Unfall so leidlich als möglich zu machen und der Koadjutor besuchte mich mehrmals. Ich habe alle Ursache mit dieser Reise zufrieden zu sein. Sie brachte mich ihm überaus nahe und führte die bestimmtesten und glücklichsten Erklärungen von seiner Seite herbei. Sehr wahrscheinlich werde ich die nächsten Osterferien in Erfurt zubringen. — Man hat mir auf Veranstaltung des Koadjutors in Erfurt die Ehre angetan mich zu einem Mitgliede der kurmainzschen Akademie nützlicher Wissenschaften aufzunehmen. Nützlicher! Du siehst, daß ich es schon weit gebracht habe."

In dem nachstehend wiedergegebenen Diplom über seine Aufnahme in die Akademie ist alles vorgedruckt; geschrieben ist nur die Korrektur des gedruckten Praeses in Director und das Folgende bis Prof. Publ. Ord.; am Schluß das Datum und die Unterschrift.

ELECTORALIS MOGVNTINAE

ACADEMIAE SCIENTIARVM VTILIVM

{ PRAESES } *DIRECTOR*

Carolus Fridericus de Dacheröden, Dū. in Auleben, Thalebra, Burgörner, cet. Reg. Borus. Camerae redit. publ. quae Mindae est, Praeses.

S. P. D.

Viro illustri, excellentissimo ac celeberrimo

Friderico Schiller,

Duc. Saxo Vinar. et Isenac. a Consiliis aulae, et in Universit. Jenensi historiar. Profess. Publ. Ord.

Scientiae quum recta via, nempe rationis, experientiae atque ingenii ope, excoluntur, pedetentim ad fastigium quoddam adscendunt, non quidem summum illud ac perfectissimum, quod est cum humana natura *ἀσυμπτωτον*, sed tamen ad illud culmen, quod eo magis perfectum dici potest, quo propius ad summam illam atque absolutam boni ideam accedit. At multi homines, multae nationes, multa saecula ne quidem eo, quo humanis viribus penetrare licet, perveniunt, sed vel limitibus a coeli temperie, reipublicae forma cet. positis arcentur, vel, ut est humana sors nescia diu in eodem stare loco, ultro suum cursum interrumpunt, et a rationis tramite ad ingenii et argutiarum lusus et diverticula dilabuntur. Ne itaque a semita recta dimoveamur vel saeculi more abripiamur, semper omnis mens ad summum scientiarum scopum, nempe ad rationis culturam atque humani generis felicitatem promovendam est dirigenda ac in eo deligenda, ad hanc normam omnes labores exigendi, omnes nervi contendendi, ut altius enitamur, nulla occasio praetermittenda, nulla res vel abjectissima, cujus saepe maximum momentum et maxima in tota compage universi vis esse

Digitized by Google

solet, spernenda; ita quum aliquod spatium fuerimus emensi, nos non esse retrogressos sed ulterius processisse, animadvertemus. Hic quoque finis nostrae est Societati propositus, quae EMINENTISSIMI AC CELSISSIMI ELECTORIS munificentissima tutela aucta et nutrita, atque ILLUSTRISSIMI DALBERGII suavi ductu, exemplo, liberalitate excitata et adjuta, eo nititur, ut quidquid patriae quidquid humanitati prodesse queat, sollicite indaget atque in usum convertat. TE igitur VIR PRAESTANTISSIME, Cujus laudabile studium veritatis cum utilitate conjungendae perspeximus, in ordinem nostrum recipimus, atque socias manus nobiscum jungas, et ea, quae meditatione usuque comperisti publice prodesse, nobiscum humanissime conferas, invitamus. Vale.

Dat. Erfordiae *d. 3. Januar. 1791.*

(L. S.) *Herman. Ern. Rumpel, J. V. D. et Prof. Publ. Ord. Praefect. Gisperslebiens. Acad. Imper. Natur. Curios. Soci. et Bibliothecar. Acad. Elect. Magunt. ab epistolis.*

II.

Hochgeehrtester Herr!

Die schöne Blumen und köstliche Früchte des Geistes, die sie mir fürtreflicher Mann abermahl dargereicht haben, sind mir Erquikung unter so manchen Sorgen der jetzigen Lage. Das Anliegen Ihres H. Schwagers hab' ich dem Domdecan Grafen v. Bissing bestens empfohlen. Anwartschaften sind nicht üblich. Im eröfneten Fall werd' ich gern dienen. Ich bin mit aufrichtiger Freundschaft, und Vollkommener Hochachtung

Ihr ergebenster aufrichtiger
Diener Dalberg.

Mörsburg, den 20. July
1796.

Dalberg weilte von Mai—November 1796 im Schlosse zu Meersburg am Bodensee. Schillers Kalender verzeichnet eine Sendung an ihn unter dem 4., einen Brief von ihm, wohl den vorstehenden, unter dem 29. Juli 1796.

Der erste Satz bezieht sich auf die Zusendung der Horen; vgl. auch Schiller an Cotta 5. Oktober 1796. Schiller bemühte sich 1796 auch in Weimar für seinen Schwager Wilhelm von Wolzogen, der 1797 dort Anstellung fand.

Von Schillers Hand ist auf dem Briefe beigefügt: „Graf Bissing Domdechant"; ferner: „Der Titel des Coadjutors ist: An Ihro Erzbischöfliche Gnaden d. Herrn Coadjutor von Mainz etc. Freyherrn von Dalberg."

III.

Wohlgebohrner Herr Hofrath,

Zween Jünglinge wagen es Ew. Wohlgebohren hier die ersten Früchte ihres jugendlichen Fleißes vor Augen zu legen; wagen es, weit entfernt auf Beyfall Anspruch zu machen, blos mit dem Zutrauen,

Digitized by Google

womit ein Schüler seinem Lehrer die ersten Producte seiner Fähigkeiten überreicht.

Wir lasen noch als Schüler im Livius die rührende Geschichte des macedonischen Prinzen. Von dem ersten Erwachen, daß diese Stelle dramatisirt zu werden verdiente, kam es bald zu einem Wunsche der eignen Bearbeitung; und nicht lange, so wurde der Wunsch Entschluß, und dieser Vollendung. Erst nach einem Jahre erfuhren wir, daß Young eben diesen Gegenstand bearbeitet hätte. Dieß rechtfertigt uns wenigstens in Ansehung des Vorwurfs einer Nachahmung, wenn nicht ohnehin die ganz abweichende Behandlung des Stoffes dieß bewiese. Von den ersten Versuchen jugendlicher Fähigkeit wird Ihre Güte nicht mehr erwarten, als diese vermögen.

Verzeihung für unsere Zudringlichkeit wenn anders Ihre Nachsicht nicht einen gelinderen Namen dafür findet.

Mit der tiefsten Hochachtung und Ergebenheit
sind wir
Ew. Wohlgebohrnen

Jena
am 16ten des Wonnemonaths
1790.

unterthänige Diener
und Zuhörer.

Die beiden Jünglinge waren zwei Lübecker, Karl Georg Curtius (1771—1857) und Karl Rechlin (1769—1796), damals Studenten in Jena. Am 18. Juni 1790 schickte ihnen Schiller das Manuskript mit einer freundlichen Beurteilung zurück. Später müssen sie es Schiller nochmals übergeben haben mit dem Wunsch, es in der Thalia abzudrucken. Er gab es aber wieder zurück (Jonas 603) und sie veröffentlichten das Stück („Demetrius") im Sommer 1792 ohne Nennung ihres Namens mit einer Widmung an Schiller. Dieser dankte dafür am 20. August 1792. (Vgl. auch oben S. 160.)

IV.

Unnachahmlicher Mann!

Schon so lange als Ihre Werke ihr glänzendes Dasein leben verehr' ich Sie mit einem Enthousiasmus, den noch niemand in mir erregt hat! mit einem Feuer deßen sonst mein Temperament nicht fähig ist! mein interessantestes Gespräch ist das worin Ihr Name vorkömt, ich habe schon unzählige Aufsätze für Sie geschrieben Briefe an Sie angefangen, aber immer schüchter sie zurückbehalten, weil ich mir nicht einbilden konte, daß Ihr Geist sich zu dem Geschwäz eines Mädchens herablaßen würde, die das einzige Verdienst besizt, Sie zu verstehen! Denn Bewunderung muß Ihnen ein alltägliches Opfer sein, und Beifall ein gewohnter Tribut! also eben dies Verstehen Ihres leisesten Gedankens macht mich kühn Ihnen endlich dieses Blatt zu schicken! Darf ich eine

Digitized by Google

Antwort hoffen? ich will sie hoffen! Laßen Sie mich diesem verwegnen Wunsche nachhängen er soll mir indes die Stelle der Wirklichkeit vertreten! denn eine Korrespondenz? liegt zu weit außer den Grenzen der Möglichkeit ich weiß das wohl! wie könten Sie Geschmak an den tändelnden Briefen eines jungen Mädchens finden! also nur eine Antwort! Sie soll geschwisterlich bei dem Heiligthume Ihres Schattenrißes ruhn!

Ja endlich hab ich ihn, den Schattenriß des Mannes der so unzertrenlich in meine Jugendfantasie verwebt ist! Nach vielen vergeblichen Anstalten erhielt ich ihn heute durch die Bemühungen einer Freundin! vergeben Sie meine Schwärmerei! Sie werden es! es ist wohl niemand nachsichtiger dagegen als der selbst so unbeschreiblich schön schwärmt: empfindelnde Schwärmerei veracht' ich! aber in so reizenden erhabnen Gestalten wie Sie in Ihren Werken erscheint in den Gedichten Ihrer Antologie herrscht! muß man sie lieben!

Wenn es Ihnen möglich ist, so kommen Sie einmal nach Breslau! ich muß Sie sehn wenn ich sagen soll daß ich glücklich gewesen bin! Sind Sie verheiratet, so grüßen Sie den Liebling des Schicksals von mir! und wenn es Ihnen nicht gleichgültig ist, daß in entfernter Gegend ein Mädchen Sie verehrt! bis zur Übertreibung verehrt! und die stolze Meinung hat zu träumen daß es Sie versteht! so darf ich eine Antwort hoffen! die Sie die Güte haben werden demjenigen der Ihnen diesen Brief zuschickt, zur Bestellung zu übertragen, oder an meinen Vater, den Commerzienrath Rummel zu adreßieren! ich bitte Sie nochmals! Vergebung meiner Kühnheit, dem deutschen Shaekspear zu schreiben! ich bin mit grenzenloßer Hochachtung! des größten Mannes unsrer Zeit,

Breslau
d. 5ten Julii
1790

ewige Verehrerin
Sophie Rummel.

V.

Am 4. April 1797 schreibt Schiller an Goethe: „Dieser Tage bin ich mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überrascht worden. Ich glaubte, wie ich das Diplom mit dem großen wächsernen Siegel aufschlug, es müßte wenigstens eine Pension herausspringen, am Ende war's bloß ein Diplom der Akademie der Wissenschaften. Indessen freut es immer, wenn man seine Wurzeln weiter ausdehnt und seine Existenz in andre eingreifen sieht." Goethe antwortete darauf am nächsten Tage: „Zu dem Diplom gratulire ich; dergleichen Erscheinungen sind, als barometrische Anzeigen der öffentlichen Meinung, nicht zu verachten."

Unter dem 14. April verzeichnet Schiller in seinem Kalender einen Brief an Liliestrale.

Digitized by Google

Das Diplom, dem an einem blauen und einem gelben Band in einer Kapsel das Siegel der Akademie angehängt ist, hat folgenden Wortlaut:

Adprobante
Sacra Regia Majestate
Sveciæ
Die XIV Mensis Februarii
anni MDCCXCVII
Regia Academia
Litterarum humaniorum historiarum
Et antiquitatum
in excolenda re litteraria
socium sibi adscivit
Doctrina et litterarum amore
inclytum,
Dominum Fridericum Schiller
consiliarium aulicum et historiarum in academia Jenensi
professorem celeberrimum etc.
quod
patentibus hisce litteris
testatum voluit.

Unv von Troil *J. V. Liliesträle.*
Acad. h. t. Præses. *h. t. Acad. V. Præses.*

Georg Fr. Jihleman.

VI.

Wohlgeborner
Verehrtester Herr Hofrath.

Sollten Eure Wohlgeborn die beygeschlossene Übersetzung eines bis auf einige Auswüchse u. zu übereilte Stellen nicht gemeinen Originalstücks, das ich in Tagen, da ich selbst einem Sohn die Blattern hatte einimpfen lassen, lieb gewann, eines Platzes in den Horen würdig finden: so bitte sie gelegentlich darin aufzunehmen.

Wo nicht, so lassen Sie sie nur bey Sich liegen, bis ich sie einmal gegen eine mit der eingelegten Devise bezeichneten Anweisung werde abfordern lassen.

Sollte sie aufgenommen werden können, so bitte um die kleine Anzeige auf dem Umschlage eines der folgenden Stücke der Horen, daß die unter der Devise humanitate etc. eingelaufene Arbeit aufgenommen

Digitized by Google

werden soll. Im entgegengesetzten Fall bitte um Stillschweigen. Mit der innigsten Achtung gegen Eurer Wohlgeboren Verdienste bin ich

einer Ihrer vielen stillen Verehrer
der Übersetzer.

Devise.
Humanitate nihil majus.
[Auf besonderem Blatt.]

VII.

Wohlgeborner
Höchstgeehrter Herr Hofrath.

Sollte die vor einem Vierteljahr Eurer Wohlgeborn zugesandte Übersetzung der Baris des Herrn Coopmanns in die Horen aufgenommen werden: so muß ich um die Correktur eines groben, ich weiß nicht wie? entstandenen Fehlers bitten und V. 265 für Hepathika — Cephalika zu schreiben oder auch Basilika. Kann sie nicht aufgenommen werden: so werde ich gegen Michaelis das Mscrpt abfordern lassen. Ich verbleibe mit hochachtungsvollster Gesinnung

Eurer Wohlgeborn

aufrichtigster Verehrer
der Einsender.

Die Briefe VI und VII sind von derselben Hand geschrieben. Im 10. Stück der Horen 1797 erschien „Herrn Gadso Coopmanns Baris, aus dem Lateinischen übersetzt". Die in VII erbetene Korrektur ist nicht vorgenommen.

VIII.

Montelier, d. 13ten July 98.

Ihrer gütigen Erlaubniß gemäß schicke ich Ihnen für Ihren nächstjährigen Allmanach einige der kleineren Homeridischen Hymnen übersezt. Fünf derselben, die mir die schönsten schienen habe ich ausgewählt, und sollten Sie diese nicht alle für Ihren Allmanach wünschen, so überlasse ich Ihnen wieder unter diesen fünf gerne die Auswahl.

Ich weiß nicht, ob ich Ihrer Nachsicht, und der freundschaftlichen Aufnahme, die ich, bey meinem lezten Besuche, von Ihnen erhielt, nicht zu viel vertraue, indem ich Ihnen hier zugleich einiges von meinen ganz eigenen Arbeiten beilege; und ich fürchte deshalb beinahe, daß Sie mich zu denen rechnen werden, denen man ja nicht die Finger reichen muß, damit sie nicht die ganze Hand ergreifen. Diese Gedichte, das Sonett ausgenommen, sind auf dem Boden der Schweiz entstanden, und deshalb bekam ich eine Vorliebe für sie, die vielleicht viele Fehler derselben meinen Augen entzieht, und mir den Muth giebt, sie Ihrem Urtheile zu überlassen. Ich sage Ihnen deshalb nichts mehr davon: denn was ich Ihnen von den Fehlern oder Vorzügen derselben sagen könnte, wäre entweder

Digitized by Google

partheiisch, oder es würde Ihnen sogleich auffallen. Vielleicht mag auch in der Idylle das rythmische Verdienst das größte seyn, welches ich freilich lieber für das geringste gehalten wünschte. Ich überlasse es Ihnen, ob Sie etwas darunter zu finden glauben, das eine Stelle Ihres Allmanaches einnehmen könnte, für die Sie nichts vorzüglicheres, als dieses, hätten. — Ich würde diesen Versuchen einen zu großen Werth beilegen, wenn ich glaubte, daß sie die Bitte um einige wenige Worte Ihres Urtheiles rechtfertigen könnten; so willkommen mir diese auch seyn müßten, da einer, der sich nicht lange noch im Gebiete der Dichtkunst versuchte, nur zu leicht in die Gefahr kommt, sich entweder zu wenig oder zu viel zu vertrauen. Diese lezte Gefahr scheint mir so gefährlich, daß ich nicht durch Selbsttäuschung darin gerathen möchte und dabey eine Zeit verschwendete, die vielleicht, besser angewandt, mir größeren Gewinn brächte. Ein eigenes Urtheil über eigene Sachen zu haben, ist so schwer, da man immer Anwald seiner eigenen Sache ist, und eine geheime Liebe für das Werk seines Geistes bey dem besten Willen dennoch zu leicht jeden Ausspruch über dasselbe begleitet. — Ich hatte einst Voß von meinen früheren Versuchen vorgelesen. Er ermunterte mich damals sehr, fortzufahren: an der Form derselben fand er nichts auszusetzen, aber er glaubte, der Gehalt derselben sey nicht schwer genug. Ich dachte über dieses Urtheil nach und wandte es an: allein ich merkte bald auf welchen gefährlichen Abweg ich gerieth, und wie ich später glaubte ein Urtheil über Voßens eigene kleinere Gedichte haben zu können, so schien es mir, daß in den meisten derselben durchaus nicht jene reine Übereinstimmung des Stoffes und der Form war, wo der Stoff in die schönste Form verschwindet. Ich verlangte seitdem kein Urtheil mehr von Voß,[1]) da ich überdies an ihm zu bemerken glaubte, daß er wenig Lust haben würde, in tiefere Untersuchungen über die Dichtkunst einzugehen und sich von seiner glücklichen Natur, die ihn meistens leitet, strengere Rechenschaft zu geben. Von Ihnen aber würden mir einige wenige Worte um desto willkommener seyn, da Sie in das Gebiet der Schönheit so tief eindrangen und die zarten Umrisse desselben, die so vielen Augen unsichtbar sind, bezeichneten. —

Vielleicht erlauben Sie mir es, daß ich Ihnen von hier mehreres schreiben darf, auch über die innere Lage der Schweiz. In den öffentlichen deutschen Blättern fand ich über manches so große Unvollständigkeit, worüber ich durch Freunde im Direktorium, und solche die mit im

[1]) Am 8. Mai 1798 schrieb Schiller an Goethe: „Ein gewisser Eschen, ein Schüler von Voß, den dieser voriges Jahr an mich empfohlen, ist seinem alten Abgott und Lehrer ganz untreu geworden, und findet jetzt sehr viel an ihm zu tadeln. Das Schlegelische Haus hat diesen jungen Herrn in die Mache genommen, und ihn Voßen entführt. Ich fürchte, daß er sich bei seiner Glaubensveränderung schlecht verbeßert hat."

Digitized by Google

Kriege gewesen waren, genau konnte unterrichtet werden. Ich würde mich freuen, wenn auch dieses nur eine entfernte Verbindung mit Ihnen, die mir so vieles werth ist, erhalten könnte.

Würden Sie mich einiger weniger Worte hierüber und über das Schicksal meiner Versuche würdigen, so würden Sie die Güte haben, diese an meinen Freund Lange (der Theol. Besl., im Richterschen Hause) in Jena zu senden. Meine Adresse, unter der ich meine Briefe am sichersten bekomme, ist: an — Eschen. abzugeben bey dem Bürger von Wattenwyl von Monbenet — zu Montelier bey Murten — über Schaffhausen u. Bern. —

Ihr innigster Verehrer
Fr. Aug. Eschen.

Friedrich August Eschen, geb. 1776 in Eutin, Schüler von Voß, studierte in Jena, Hauslehrer in der Schweiz, verunglückte im August 1800 in einer Gletscherspalte am Mont Buet (Chamonix); vgl. Schiller an Goethe 5. September 1800. Sein Lebensbild von August Eschen im Archiv für Literaturgeschichte Band 11, S. 560—581; seine Briefe an Voß ebenda Band 15. — Von den in vorstehendem Brief angebotenen Übersetzungen und eigenen Arbeiten fanden in Schillers „Musenalmanach für das Jahr 1799" Aufnahme: 5 „Hymnen, aus dem Griechischen", „Die Lehre der Bescheidenheit, Idylle", „An Louise. Mit einem Gedichte von Ossian". Vgl. Körners Urteil über diese Gedichte in seinem Brief an Schiller vom 27. Dezember 1798.

IX.

Ew. Hochwolgeboren

war das Vergnügen und die Bildung des ganzen Deutschlands so theuer, daß auch ich, dem das Loos weder zu hoch noch zu niedrig gefallen ist, das Große und Schöne bewundern zu können, — es wagen darf, mich näher an den Urquell deutscher Schönheit und deutscher Geistesgröße zu drängen. So oft ich Don Karlos, die Jungfrau von Orleans und die übrigen Meisterwerke las, fühlte ich eine glühende Sehnsucht den Mann zu kennen, der mich so unwiderstehlich hinriß. Es lag eine Seligkeit für mich in dem Gedanken mit Ihnen in einen Mauern zu wohnen, Sie täglich zu sehen. Ich beneidete den unbedeutendsten Bewohner von Weimar um seinen Aufenthalt, und wenn ich mit unbeschreiblicher Freude überrechnete, wie bald ich von hier in Weimar sein könnte, und mich für jetzt die Unmöglichkeit dieser Idee wieder in meine ärmliche Wirklichkeit zurückstieß, wie sehr wünschte ich dann, den größten Mann seiner Zeit lieber nicht dem Namen nach zu kennen, als meine Sehnsucht ihm näher zu sein, unerfüllt zu sehen.

Oft schon hatte ich den Gedanken, Ihnen mit einem Briefe beschwerlich zu fallen. Ich wollte Sie bitten, wie noch keiner bat, mir nur mit zwei Zeilen zu antworten; aber zugleich fühlte ich auch, daß es mich

Digitized by Google

ſchmerzen würde wie der Verluſt eines Poſa, wenn Sie, zu groß für die kleinen Freuden eines Unmündigen, ihn mit ſeiner vielleicht zu kühnen Bitte verachteten. Doch jetzt fürchte ich das nicht mehr; ich weiß, daß der, der Hunderttauſenden gab, mit gleicher Milde auch Einen, ſei er noch ſo unbedeutend, von ſeiner Fülle erfreuen kann. Und wenn Sie jetzt meine Bitte erfüllten, wenn ich nicht vergebens auf ein Paar Zeilen von Ihrer Hand hoffen dürfte, dann — dann würde ich mit vollem Herzen wie Karlos ausrufen können: „Allmächtiger! warum, warum bin ich nicht Herr von Deiner Welt, um ſie in meiner Freude zu verſchenken!“

Doch finde ich dieſe Stelle in der neueſten Umarbeitung Ihres Don Karlos nicht. Der Gedanke iſt mir über Alles theuer, weil ich keinen größeren kenne. Ich habe dieſe Scene beſtändig mit bebender Freude geleſen, und ich wünſchte die Gründe ſeines erhabenen Urhebers zu kennen, warum er ihn zu unterdrücken ſuchte. Darf ich es wagen Sie um dieſe Belehrung zu bitten? Mein Blick reicht noch nicht bis in die tieferen Geheimniſſe der Kunſt, und dem blinden Urtheile vorgeblicher Kenner pflege ich ſelten zu trauen.

Noch einmal bitte ich gehorſamſt um Nachſicht meiner Kühnheit, und bin

mit der größten Achtung
Ew. Hochwolgeboren
ergebenſter
F. Griepenkerl
aesth: stud:

Braunſchweig d 9ten Auguſt
1803.

Sr. Hochwohlgeboren
dem
Herrn Hofrath von Schiller
in
Weimar

Friedrich Konrad Griepenkerl, 1782—1849, war Profeſſor am Karolinum zu Braunſchweig, Herbartianer, Verfaſſer einer „Äſthetik“ (1827) und einer „Logik“ (1828), Vater des Dramatikers Wolfgang Robert Griepenkerl. — Der Brief iſt in Schillers Kalender am 17. Auguſt 1803 vermerkt und wird von Urlichs, Briefe an Schiller, S. 536 erwähnt. Die darin berührte Stelle aus Don Carlos fehlt in den Ausgaben von 1801 ab; ſie folgte auf Vers 1291 (II, 4).

X.

Der Herr Hofrath werden einem fremden die Freyheit ſich an Sie zu addressieren verzeihen, da es mir aber unmöglich mich in der Deutſchen, nicht meiner Mutterſprache gehörig auszudrücken, die Perſon an dies es ſich addressiert nicht franzöſiſch ſpricht ſo nehme ich die Freyheit mich an Sie zu addressieren, um Sie zu bitten mir ein kleines Gedicht über den Nahmen Heloise zu machen, ſo daß im Anfang

Digitized by Google

von jeder ligne, einer der Buchstaben dieses Nahmens sich befindet, und in diesen paar Zeilen alles mögliche schmeichelhafte zu sagen, und um einen günstigen Blick von Ihr zu bitten. — Dieses meine Bitte, an einen Mann der mich gar nicht kennt, aber deßen überall bekannte Artigkeit mich die Erfüllung derselben hoffen läßt, und in deßen Discretion ich so viel Zutrauen setze, meinen Namen nicht zu verschweigen, jedoch mit der Bitte nie etwas davon laut werden zu laßen. Sollte es die Zeit dem H. Hofrath erlauben, mir das bis Donnerstag zu schicken so würden Sie dadurch außerordentlich verbinden, den der die Ehre hat zu seyn, mit größter Hochachtung.

Dero gehorsamster Diener

Erfurth d. 29t. August 1803 — Lnt. Freyherr v. Forer im Regt. Graf Wartensleben

Seiner Hochwohlgebohren
des Herrn Herrn Hofrath von
Schiller
in
Weimar.

In Schillers Kalender ist am 31. August unter den Einläufen vermerkt: „Freiherr von Fever aus Erfurt"; auch auf dem Briefe ist mit Bleistift beigeschrieben: „Fever?" Die Unterschrift ist aber Forer zu lesen. Urlichs, Briefe an Schiller, erwähnt diesen Brief S. 536. Er wurde soeben auch von Minor ungenau abgedruckt im Illustrirten Wiener Extrablatt vom 9. Mai 1905.

XI.

Wohlgebohrner Herr
Insonders hochzuehrender Herr Hofrath

Ew Wohlgebohr. wollen hochgefälligst verzeihen wenn ich Sie mit Gegenwärtigem in Ihren wichtigen Geschäften einen Augenblick unterbreche. Von Ihrer Menschenliebe und Theilnehmung Anderer Leiden überzeugt, bitte ich Sie recht dringend mir Ihren weisen Rath und Mittel zur Abhelfung meines Übels umgehend mitzutheilen.

Ich leide an der Melankolie im höchsten Grade, deren Ursache Ihnen vielleicht sonderbar vorkommen wird. Wer sich an der Natur unmittelbar vergreift den bestraft sie am stärksten, diese traurige Erfahrung habe ich leider gemacht.

Ohngefähr in meinem 12ten Jahre geschah es einmal daß sich einer meiner guten Freunde der melankolisch war aus dem Fenster stürzte und Tod blieb. Als ich hinzu kam und den Leichnam sah, lief mir ein unbekanter Schauder durch alle Glieder lief. Meine Phantasie stellte sich diese Scene oft lebhaft vor, bis sie endlich fürchterlich ausartete. Ich that

Digitized by Google

einen Seitenblik in die verderbende Natur, schalt daß alles der Vergänglichkeit alles den Tod unterworfen sey, und geriet dadurch in eine Schwermuth die 4 Wochen anhielt, hernach aber (weil ich noch zu sehr Kind war) sich wieder verlohr.

Hinngegen in meinem gegenwärtigen 21 Jahre ist dieses große Uebel, bei eben einer solchen Gelegenheit wieder verstärkt zurückgekommen, und ich leide schrecklich. Es ist gleichsam als wäre ich zum zweiten male aus einem süßen Traum zu einer fürchterlichen Scene aufgeschreckt. Ich betrachte die Menschen als Träumende, oder als Schauspieler die sich in ihre Rolle vertieft haben, und nur dadurch glücklich sind weil sie nicht an den Tod denken. Die Schönheiten der Natur, der blaue Himmel, das junge Grün, die Blumen u. w. sehe ich verächtlich an, gleichsam wie ein zum Tode Verurtheilter die Begünstigungen die man ihm vor der Hinrichtung gewährt verachtet.

Der Gedanke an den Tod kwählt mich Tag und Nacht, ist mein einziger mein ewiger Gedanke, und kann ich wol sagen daß ich seit fünfzehn Wochen (so lange ist es schon) keine Secunde etwas anders denken konnte.

Wenn ich schlafe dann habe ich Ruh, weil man sich eine ganz andre Welt denkt, hinngegen so bald ich erwache fällt es mir centnerschwer auf dem Herzen.

Ew. Wohlgebohr. werden sagen ich sollte mich zerstreuen O das habe ich auf allerlei Art versucht, aber immer vergebens. Ich finde in der ganzen Schöpfung keinen Berührungspunkt für meine Phantasie, alles ist mir überflüßig, alles höchst zuwider, jeder Sachtrieb aufgehoben, weil alle Wesen mit der Ursache meiner Schwermuth gestempelt sind. Zuweilen thue ich mir Zwang an um mich zu zerstreuen, aber immer vergebens. Es ist gleichsam als müßte ich einem Meerstrohm zueilen, und unterwegs noch mit Blumen spielen, indeß sich Millionen Menschen nur mit verbundenen Augen nahen. Ich sehe in der aufblühenden Rose die verwelkte: Ich sehe das Rauschen der Zeit, und zwischen Vergangenheit Gegenwart und Zukunft weiß ich keinen Unterschied. Es ist eben so als wenn ich alle Tage in mein nämliches Schauspiel ginge. Meine Gedanken wollen nur an die Zukunft und nicht an die Gegenwart denken. Meine Vernunft sagt mir zwar, daß jede Vergänglichkeit nur Abwechselung, daß alles nur Zirkellauf ist, dennoch unterliegt sie meiner Empfindung.

Im Anfang glaubte ich die Ursache dieser Melankolie wäre beispiellos. Ich blätterte in einigen Büchern um etwas ehnliches zu finden, und fand es auch wirklich, in Engels Philosoph für die Welt; da dachte ich an Salomo: es ist nichts neues unter der Sonne. Die Klage des Cevrau ist die Klage des höchsten Unmuths, ist aber noch keine Seelenangst geworden, wie bei mir der Fall ist, und was der alte Merwill

Digitized by Google

darauf geantwortet befriedigt mich nicht im geringsten; das Stück ist abgebrochen, und der Beschluß ist nicht fortgesetzt.[1])

Warum andre Menschen diese Empfindung nicht bekommen? habe ich mich schon hundertmal gefragt. Ich stelle mir es so vor: Als Kind ist man glücklich weil man wenig fühlt. Jedes abwechselnde Schöne in der Natur verursachet ihn Freude.

Welch Wunder wenn diese Empfindungen, diese süße Gewohnheit welches zugleich die geheime Kraft ist die den Menschen an das Leben kettet fortwähren.[2]) Ich setze aber den Fall es würde ein Mensch mit völligem Verstande gebohren, die Schönheiten der Natur würden ihn ebenfalls anlachen er würde sich in einen Paradies versetzt glauben; aber er will jetzt mehr wissen; er wird fragen, wozu bin ich bestimmt? Was würde man antworten, zu genießen und zu sterben. Was ist das Sterben? wird er fragen, eine gänzliche Zernichtung deines Körpers, du wirst alsdann zur Erde übergehen, von dir wird vielleicht alsdann gar nichts mehr seyn.

Wenn dies ist, wird er antworten, dann wünsche ich nicht zu leben, dann ist mir mein Dasein zur Qual gegeben, ich werde Ewig unglücklich seyn.

Ich habe also das meinige gethan, meine Vernunft unterlag; jetzt frag ich Ew. Wohlgeb. als weisen vernünftigen und tiefdenkenden Mann, giebt es im Reiche der Möglichkeiten kein Opium für diese Empfindung? giebt es kein Mittel wieder in meinen vorigen Stand zu kommen; ja es würde ein Wunder seyn; aber selbst bei der Heilung widersetzt sich etwas, weil es sich nicht der Mühe lohnt einem Rade bei einer gefährlichen Stelle einen Schwung zu geben, wenn es nachher ohnehin ins Verderben lauft.

Will ich an meinen vorigen Stand zurückdenken, und die nämliche Empfindungen annehmen, so ist es gleichsam als wollte ich einen gehabten Traum worinn ich unterbrochen worden, wachend fortsetzen.

Zuweilen denk ich es geben so viele Menschen die ruhig und zufrieden sind, warum ich nicht? so mancher Denker verbringt sein Leben in Ruh! meine Empfindung giebt mir bei dem letzten zur Antwort: diese haben einen weisen Traum.

Bevor ich diese Empfindung hatte war ich ruhig und zufrieden, mich konnte nichts aufbringen, nichts betrieben, ich war (wenn man es von zeitlichen sagen kann) ein glücklicher Mensch.

Da Ew. Wohlgeb. vielleicht näher zu erfahren wünschen von welcher Hand dieses Schreiben kömmt: so füge ich gehorsamst folgendes hinzu.

[1]) „Über die Bestimmung zum Tode. Eine Unterredung" (zwischen Chevreau und Merville), 13. Stück in J. J. Engels „Der Philosoph für die Welt", 1. Teil, 1775.

[2]) Original: ketten fortwährt.

Digitized by Google

Ich bin jüdiſcher Nation, mein Vater und Mutter ſind ſehr frühzeitig geſtorben, und haben wir ein ziemlich großes Vermögen hinterlaßen. Bis zu meinem 12ᵗ Jahre hatte ich nur in Jüdiſchen Unterricht; nachher fieng ich an deutſch zu leſen. Das erſte Buch war zufälliger Weiſe Werthers Leiden, dieſes machte einen großen Eindruck auch mich. Nachher las ich Gedichte, die erſten waren Gellert, Bürger und Hölti. Die beiden letzten waren rechte Nahrung für meine Phantaſie. Nachher machte ich ſelbſt Verſuche und begleite ich beiſchließend, zum Beweis meines ehemaligen Frohſinns ein Gedicht an den Frühling.

Ew. Wohlgebohr. bitte ich recht dringend mir doch umgehend zu antworten, weil das Uebel, dies ſchreckliche Uebel immer mehr an der Wurzel nagt, ſo daß es die Natur wol nicht lange mehr aushalten kann. Es haben mir Mehre gerathen an Sie zu ſchreiben; ich bitte hiervon nichts weiter bekannt werden zu laſſen. Ich erwarte alſo umgehend Ihre beliebige Antwort und habe ich mit der vollkommenſten Hochachtung die Ehre zu ſeyn

Ew Wohlgeb.

Hamm in der Grafſchaft Mark d 30. Juni 3.

ganz gehorſamſter Diener
Philip Horn

addreſse
Philip Horn, bei dem
H. Elias Marks

Der vorſtehende Brief erklärt den Eintrag vom 8. Juli 1803 in Schillers Kalender: „Horn aus der Mark".

XII.

Herrn Hofrath von Schiller
Weimar.

Erlangen, 8 September
1803.

Doctor Hehn, der Überbringer dieſes, ein geiſtreicher Liefländer, der ſich mehrere Jahre in hieſiger Gegend den Studien gewidmet, und jezt mit einigen Landsmänninen eine intereſſante Reiſe antritt, bittet mich, mein ſehr verehrter Freund und Landsmann, für ſeinen Aufenthalt in Weimar ihm eine Adreſſe an Sie zu geben, und ich nehme mir dieſe Freiheit um ſo eher, da ich Ihre Geſinnung gegen Fremde kenne, und da Sie wiſſen, wie ſehr ich Ihnen zu ähnlichen Dienſten bereit ſtehe.

Mit Achtung und landsmänniſcher Wärme

L Schubart.

Digitized by Google

Neue Mitteilungen.

Von Ernst Müller in Stuttgart.

I. Aus dem Nachlaß von Schillers Sohn Karl.

1. Brief von Dora Stock an Schiller.

Kopf und Herz sind beyde gleich starck beängstiget, und ich kann mit nichts als mit Thränen antworten. Ich bin ausser mir! alle unsere Freuden sehe ich dahin sterben, und ich soll gelassen zusehn, soll sehen wie sich Körner abhärmt — — Ich beschwöre Sie theuerster Freund fassen Sie keinen raschen Entschluß — Sie haben die Freuden von drey Freunden auf Ihrem Gewissen, Sie werden sie gänzlich zerstören, wenn Sie so weggehn. Minnas Kopf wird wieder hell werden, noch hat ihr Herz keinen Theil an den seltsamen Verirrungen die er sie begehen läßt, sie wird gewiß zurückkehren, und Ihren Kummer vielfältig vergüten. Ihr Herz ist gut, sie schätzt **Sie**, sonst möchte ich nicht ein Wort verlieren Sie zurückzuhalten, was nüzte es mir ein morsches Band noch eine Weile fest knüpfen zu wollen; es würde ja doch bey der ersten Probe wieder und ganz reissen. Nein noch ist es fest fester als [2. Seite] Sie es glauben. Es muß alles wieder gut werden, mein Herz weis tausend Gründe, und mein armer Kopf kann jezt keinen angeben. Liebster theuerster Freund, guter Herzens Schiller, lassen Sie meine Bitten etwas über sich vermögen, trennen Sie sich nicht von uns, wir können uns nicht von Ihnen trennen. Körner leidet jezt schon unaussprechlich, er wird ganz unglücklich wenn Sie nicht mehr bey ihm sind, von mir spreche ich nicht, und doch leide ich um desto mehr, wenn der Gedanke an Körners Kummer nichts vermag, dann sollen Sie nichts von meinen Thränen erfahren. Versprechen Sie mir nur, daß Sie gern zu einer Versöhnung die Hände bieten wollen, die uns alle glücklich machen wird, ich verlange nicht zu viel von Ihnen, ich weis was Sie sich selbst schuldig sind. Theurer Freund sagen Sie mir wie ich es anfangen muß um Ihr Herz zu rühren, ich bin [3. Seite] so voll Kummer, daß ich nicht Worte finden kann. Minna wird ihr Unrecht gewiß einsehen — ich werde gestört — ach wenn doch Ihr Herz sich von meinem rühren ließ.

[Ohne Unterschrift.]

2. Notiz Karl Schillers über den „Geisterseher".

Auf dem Vorsetzblatt eines Exemplars der Fortsetzung des Geistersehers von Follenius (3. Auflage 1840. Leipzig, J. A. Barth) steht von der Hand Karl Schillers geschrieben:

Digitized by Google

Follenius hat, wie mir meine Mutter erzählte, meinem Vater das Manuscript zugeschickt und soll ihm bemerkt haben, daß es sein innerer Drang sei, der ihn zur Fortsetzung getrieben habe, nicht Eitelkeit. Mein Vater hat sich, wie meine Mutter sagte, dahin ausgesprochen, daß Follenius in seinem Sinne diesen zweiten Theil geschrieben habe.

C. Frhr von Schiller.

3. Aus einem Brief Emilie Schillers an ihren Bruder Carl, vom 12. Sept. 1856.

... Die Idee mit dem Denkmal in Marbach gefällt mir nicht. Wenn Du auf eigene Kosten dem Vater eins setzen wolltest, wäre das etwas anderes, doch Beiträge betteln geht wahrlich nicht nach meiner Ansicht. Der Sohn Schillers kann dieses nicht. Und die Welt wird mit Denkmalen überschüttet — in Stuttgart steht eines, in Weimar wird eines errichtet — u. nun will der Sohn ein drittes bringen, u. die Schillerverehrer sollen noch einmal dazu beisteuern, das geht wirklich nicht. Überlege es Dir, bester Bruder, u. versetze Dich an die Stelle der andern. Ich kann diese Idee nicht billigen. Frage bedeutende Autoritäten u. laß Dich von mir allein nicht irre machen, aber interessieren kann ich mich nicht dafür. Es wäre mir unmöglich durch Beisteuern so etwas zu thun. Allein ist es etwas ganz anderes, obgleich ich vielleicht auch ein anderes Andenken wählen würde. Verzeihe mir, lieber Bruder, der jüngern Schwester, daß ich nicht mit einstimmen kann, aber Du fragtest mich u. ich muß offen sein .... Ich finde steinerne Monumente muß man die Welt dem Schiller setzen lassen, die Kinder sollen sein Andenken auf andere Art ehren ....

Vorstehende Briefe usw. sind im Besitz von Frau Anna Lanz in Mannheim, der Nichte der Frau Oberförster von Schiller.[1]) Sie hat mir in liebenswürdigster Weise dieselben zur Verfügung gestellt. Aus dem ersten derselben erfahren wir von einer Differenz Schillers mit Minna Körner. Was den Anlaß dazu bot, ist unbekannt. Es scheint fast, als ob die Differenz ernsterer Art gewesen wäre, da Minna Körner offenbar im Zorn auf und davon ging und Schiller Körners Haus ebenfalls verlassen wollte. Nun wissen wir zwar, daß Schiller, wie er an Huber einmal schrieb, von Dorchen und Minna durch das Scheuern der Stuben „zum Erbarmen gequält wurde". Auch ist bekannt, daß Minna den Dichter einmal Hanswurst schalt (vgl. meine Ausführung in meinem Buch: Schiller. Intimes aus seinem Leben ꝛc. S. 87/88).

[1]) Frau Lanz besitzt auch noch Tagebücher und ein Stammbuch Karl Schillers, worüber ich gelegentlich berichten zu können hoffe. Anderes unbekanntes Material aus K. Schillers Nachlaß habe ich in meinen Büchern „Schiller. Intimes aus seinem Leben" und „Schillerbüchlein" 2. Auflage verwertet.

Digitized by Google

Aber dies alles kann hier nicht in Betracht kommen. Doch sind diese Vorgänge ein Beweis dafür, daß es an gelegentlichen Reibungen zwischen Schiller und Minna nicht gefehlt hat. Von einem ernstlicheren Streit wußte man bis jetzt nichts. Daß er aber glücklich beigelegt wurde, das zeigt uns die Geschichte von Schillers Aufenthalt bei Körner. Außerordentlich angenehm berührt in dem Brief die Wärme, mit der Dora Stock von Körners Freundschaft mit Schiller spricht. Wir werden dadurch lebhaft daran erinnert, daß Körner Schillers späteren Weggang von Dresden nur als vorübergehende Trennung angesehen hat. Noch im Anfang des neuen Jahrhunderts hoffte er auf Schillers Rückkehr nach Dresden. Schließlich beleuchtet der Brief auch Dorchens Beziehung zu Schiller. Man erfährt daraus, daß der Dichter Dora gar nicht gleichgiltig war. Anderseits wissen wir auch, daß Schiller sie gerne gesehen hat (vgl. L. Geigers Einleitung zum Briefwechsel zwischen Schiller und Körner S. 14). Die „drei Freunde", von denen Dora Stock spricht, sind natürlich Körner, Huber und Dora Stock selbst. Zur Entschuldigung von Minnas Verhalten mag noch bemerkt sein, daß Schiller manchmal launisch und hypochondrisch gestimmt war. Ob und inwieweit in vorliegendem Falle Schiller eine Schuld traf, ist freilich eine andere Frage. Nach Doras Brief scheint er diesmal keinen Anlaß gegeben zu haben, sonst hätte sie das wohl irgendwie angedeutet.

Die beiden anderen Stücke (2 und 3) bedürfen keiner weiteren Erklärung. Der Brief Emilie Schillers kennzeichnet aufs schönste die Anschauung der Schillerschen Kinder.

II. Aus dem Nachlaß Karoline von Wolzogens.

Brief von Lawrence an Karoline von Wolzogen.[1])

Hotel de Frascati Paris le 17 Mai 1824

Je ne vous ai pas ecrit, ma chere Dame, pour vous recommander mon frere; dabord son arrivé à Weimar ne m'etait pas connue d'avance, et puis il avait l'avantage de vous etre connu jadis à Bauerbach, lorqu'il etait à Volkershausen, mais maintenant qu'un jeune Anglais va partir pour Weimar, je saisis avec empressement cette occasion de vous renouveller l'assurance de tous mes sentimens. Je ne manquerais pas de vous recommander Mr Kynaston (?), son pere, qui propose de passer quelque temps à Weimar pour l'education de ses enfans; mais je crains que vous ne soyez plutot à Meinunque et Mr K ne part pas qu'apres un

[1]) Das Original des Briefes, dessen Veröffentlichung mir gütigst gestattet wurde, befindet sich im Schillermuseum in Marbach.

Digitized by Google

mois, quand il suivra son fils en Allemagne; et à cette epoque j'espere d'etre de retour en Sax moi meme. Voila comme la grande reputation literaire de Weimar attire tout le monde, et sans doute la votre en est pour quelque chose. Tout Paris et tout Londres sont en meme temps occupés de la biographie de Göthe.[1]) La traduction française est munie d'un discours preliminaire, ecrit sans doute par quelque anacharsis de ce pais; et si Weimar s'est proclamé comme l'Athenes Germanique, vous et la Schwester von Lesbos[2]) y etes citées come les premieres Atheniennes. Mais apparament [apparemment vermutlich] cette traduction est deja connue à Weimar. Elle m'a beaucoup interessé; mais si j'etais à Weimar, je m'aviserais de proposer au grand Göthe meme un changement dans le plan d'un drame de Mahomet, qu'il avait jadis l'intention de faire. Il l'a fait mourir empoisoné par la veuve d'un guerrier qu'il avait fait tuer. Je trouve qu'il etait plus naturel, et plus juste que Mahomet mourut empoisoné par une de ses propres femmes. Dabord une femme dans un harem ne doit pas etre si inconsolable pour la mort d'un mari; au contraire — et puis ce serait une grande justice poetique que de faire mourir par la main d'une femme Mahomet, qu'on peut regarder comme l'archi-tyran domestique, et l'auteur par excellence de tout l'esclavage des femmes. Si vous voyez Göthe, voudriez vous bien lui presenter ces observations, et il me pardonnera ma Keckheit en faveur de mon respect. Je viens de publier un ouvrage heraldique. Je vais publier un ouvrage poetique, et s'il m'arrive avant peu de donner au publique un ouvrage theologique, vous ne devez pas faire de gros yeux. Mais en attendant, je m'occupe de la liste de tous les maris, qui ont été assassinés empoisonés etc. par leurs femmes, et de toutes les femmes, qui ont subi le meme sort de la part de leurs maris. Mon but est de preuver la necessité du divorce. J'en avais parlé à monsieur de Jouy, l'auteur de l'hermite etc.[3]) Il m'a dit dabord que j'exagerais beaucoup le mal; mais apres quelques jours il me fit dire, qu'en reflechissant il trouvait plus de verité dans mes observations qu'il n'en avait pensé d'abord. Voila

[1]) Im Jahre 1823 erschien in Paris der erste Band der französischen Übersetzung von Dichtung und Wahrheit durch Aubert de Vitry und in London 1824 eine englische Übersetzung desselben Werkes. Vgl. Goedeke, Grundriß 4, 710.

[2]) Gemeint ist Amalie von Imhoff, Nichte der Frau von Stein, sie heiratete 1803 den schwedischen Major von Hellwig. Ihre Dichtung „Die Schwestern von Lesbos" erschien in Schillers Musenalmanach auf 1800.

[3]) Victor Joseph Etienne, genannt von Jouy (1764—1846) schrieb seit 1812 Zeitungsaufsätze, die er unter dem Titel l'Hermite de la Chaussée d'Antin sammelte und denen mehrere Werke unter ähnlichem Titel folgten.

Digitized by Google

madame mes occupations a present. C'est vrai que si je m'occupais des nouvelles à la Bocaccio il n'en manquerait pas pour remplir mon portefeuille. Paris a beaucoup d'agrem[ents m]ais après tout je prefere Wei[mar[1])] a ici beaucoup de dissipat[ions] traction si vous voulez, mai[s]ocieté pour la conversation et [ ] l'amusement je prefere l'Allemagne mille et mille fois. On est invité (?) ici pour tous les soirs, quelques fois deux ou trois fois; mais hors du jeu point de salut. Autrefois tout etait Boullotte, maintenant c'est l'écarter et comment pourrait il etre autrement? dans les societés la conversation ne saurait exister; car tous les rangs y sont si melés qu'une observation qui pourrait plaire à un convive devrait froiser un autre. On trouve de theatres en profusion; mais on n'en jouet pas à son aise comme à Weimar, où les loges forment une assemblee d'amis. Ici l'on est poussé pour Paul et Pierre (?), et si la piece ne vaut rien, on ne trouve pas d'indemnité dans l'entretien de ses voisins ni de ses voisines. Jai vu Mr May.[2]) Il est enchanté de son accueil a Weimar. Il en fait les plus grands eloges. Il s'etonne de me trouver encore ici, je commence a penser qu'il a raison [ ]tot je n'ai jamais pensé autreme[nt] prie de presenter mes hommage [ ] ets et mes amitiés ou ils appar]] rire aux sentiments de devou[ements] quels j'ai l'honneur de vous [ ] Lawrence.

Der Engländer James Henry Lawrence (1773—1840) hatte mit seinem Vater bei Karoline von Wolzogen gewohnt. Diese war gegen ihn sehr freundschaftlich gesinnt. Sie nannte ihn im Scherz ihr „Haustier", während ihre Schwester Charlotte ihn wegen seiner Häßlichkeit als „Orang-Outang" und seine Familie als „Lawrenceſche Brut" bezeichnete.[3]) Er war schriftstellerisch tätig und hatte im Jahre 1800 Novellen geschrieben. Auf seinen Wunsch trug Schiller das Manuskript dem Buchhändler Unger zum Verlag an. In seinem Brief an ihn vom 28. November 1800 schilderte er dasselbe als „ein geistreiches Werk im Geschmack des Boccaz geschrieben, aus mehreren Novellen bestehend, die ineinander geschoben und zu Einem Zweck in einem angenehmen Ganzen vereinigt sind". Unger übernahm den Verlag und als „Paradies der

[1]) Hier und nachher ist ein Stückchen des Briefes beim Öffnen an der Stelle, wo er gesiegelt war, abgerissen worden.

[2]) Vielleicht der italienische Altertumsforscher Angelo Mai 1782—1854.

[3]) Vgl. Literarischer Nachlaß von Karoline von Wolzogen 2, 209 und Charlotte Schiller und ihre Freunde 1, 457 (Brief an Fritz von Stein).

Digitized by Google

Liebe" erschien das Werk in seinem „Journal der Romane" (Stück 6—9). Später urteilte Schiller darüber an Körner am 7. Januar 1803: „Es ist ein possierliches Produkt. Der Verfasser ... kündigt der Ehe den Krieg an und trägt alles auf Einen Haufen, was sich dagegen sagen läßt. Sein eigenes persönliches Interesse, weil er Maltheser-Ritter und dabei ein häßlicher Affe (vgl. oben „Orang-Outang") ist, giebt die Schlüssel zu der Sache." An diese Bemerkungen Schillers erinnert auch der vorstehende Brief lebhaft.

Im Jahre 1803 wurde Lawrence mit seinem Vater auf der Reise nach Paris in Frankreich gefangen genommen und in Verdun festgehalten. Aus dieser Zeit stammt der einzige bis jetzt bekannte Brief, den Lawrence am 28. September 1803 an Schiller schrieb.[1]) Am 4. September 1803 schreibt Lotte Schiller an W. von Humboldt, daß die Mutter von Lawrence in Weimar war, um durch den Herzog Karl August die Befreiung ihres Mannes und Sohnes zu bewirken.[2])

Nach seiner Befreiung lebte Lawrence meist auf dem Kontinent, auch in Deutschland; 1804 befindet er sich, wie unser Brief beweist, in Paris, hat ein neues Werk über Heraldik soeben veröffentlicht und ist mit anderen literarischen Plänen beschäftigt.

Schilleriana aus Lavaters Korrespondenz und Tagebüchern.

Mitgeteilt von Heinrich Funck in Gernsbach.

Vorerinnerung.

Aus Lavaters handschriftlichem Nachlaß wurde ein Originalbrief Schillers vom 16. November 1784 und Lavaters Antwortschreiben bereits in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901 Nr. 164 von mir veröffentlicht.

Auf den folgenden Blättern wird in Nr. I aus Lavaters Reisetagebuch von 1782 eine Stelle über den jungen Schiller mitgeteilt.

In Nr. II gelangen die Briefe der Frau von Lengefeld und ihrer beiden Töchter an Lavater, sowie ein Brief von Lavater an Karoline von Lengefeld zum Abdruck. Die übrigen Briefe Lavaters an die Lengefelds sind im zweiten Bande von Urlichs „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" (1862) S. 29 bis 33 veröffentlicht.

---

[1]) Siehe Urlichs, Briefe an Schiller S. 442 ff. (fälschlich aus dem Jahre 1801 datiert).

[2]) Siehe Literarischer Nachlaß von Karoline von Wolzogen 2, 208.

Digitized by Google

Von ungedruckten Quellen wurden ferner von mir beigezogen: Die von der Lavaterfreundin Barbara von Muralt niedergeschriebenen „Anecdoten aus Herrn Lavaters Lebensgeschicht" und Lavaters Fremdenbücher, welch letztere erst mit dem 22. Oktober 1784 beginnen.

Nr. III ist aus Lavaters Reisejournal von 1782 geschöpft. Von seiner „Reise nach Kopenhagen im Sommer 1793" ließ Lavater nur das erste Heftchen erscheinen; doch war vom zweiten eine Anzahl Bogen schon abgedruckt, als der Druck eingestellt wurde. In diesem Druckfragment, das die Züricher Stadtbibliothek besitzt, finden sich Lavaters Aufzeichnungen über seinen Besuch bei Schiller in Jena. Wir geben dieselben hier nach der Urschrift wieder.

Unsere Handschriften sind mit Ausnahme des Briefes von Lavater an Karoline von Lengefeld, der Kopie ist, die Originale. Sie befinden sich teils im Besitz der Züricher Stadtbibliothek, teils noch in den Händen von Lavaters Nachkommen in Zürich und werden von mir zeichengetreu wiedergegeben.

I.

Stuttgart 1782.

Montag, den 22. Juli. Noch kam ein junger academicien, Herr von Winkelmann. — Dieser begleitete mich noch ein Stück Wegs. Wir sprachen von Schiller, einem etwas wilden poetischen Genie, dem Verfasser der Räuber. —

II.

Frau von Lengefeld und ihre beiden Töchter in ihren Beziehungen zu Lavater.

In einem Billett vom 7. April 1783 hatte Goethe Frau von Lengefeld mit ihren beiden Töchtern und Herrn von Beulwitz, den Verlobten der ältern, an seinen Freund Lavater in Zürich empfohlen. Am 22. April waren die Reisenden von Rudolstadt aufgebrochen, den 13. Mai trafen sie in Zürich ein. In der Frühe des folgenden Tages kamen sie zur „Reblaube", der Amtswohnung des Diakons zu St. Peter. „Man kann nichts von ihm sagen," notierte nach diesem Besuch Lotte über den gefeierten Züricher Geistlichen in ihr Reisejournal, „sondern muß sich nur seinem Gefühle, das sich nicht mit Worten ausdrücken läßt, überlassen." Lavaters Gattin war seit dem 8. Mai krank und für die Gäste nicht sichtbar. Am 15. Mai brachten sie den Abend in der Reblaube zu; Lavater hatte an diesem Tage begonnen, ein Gedicht zu verfassen, zu dem ihn ein Katholik aufgefordert „Maria Magdalena beim Grab am Auferstehungstag". Den 16. fuhren sie um zehn Uhr von Zürich weg; sie hatten sich

Digitized by Google

am Morgen noch von Lavater verabschiedet und einige Sinnsprüche von ihm erhalten. Das Ziel ihrer Reise war Vevey. Dorthin richtete Lavater am 20. Mai seinen ersten Brief an das „gute Völklein" und legte das indessen fertig gewordene Gedicht bei mit den Worten „Hier das Kind, bei dessen Geburt Sie waren, aus der Taufe gehoben". Frau von Lengefeld antwortete:

Vevais den 25 May 1783.

Kein gröser Vergnügen hätten Sie mir und meiner Gesellschafft nicht machen können, theüreſter und würdigſter Mann! als durch Ihren lieben Brief; und besonders, durch die angenehme Nachricht der Beßerung Ihrer wehrten Gattin; ich liebe Sie als meine Schwester, und schicke Ihr den herzlichſten Kuß; so Gott will hofe ich noch das Glück zu haben diese theüre persönlich kennen zu lernen. Wie lange hatte ich mich auf das Vergnügen Ihrer Bekandschafft gefreüet! und nun, ist mir als wen ich in Zürch den liebſten Bruder und Freünd zurück gelaßen, Gott lohne Ihnen alle Güte die Sie für uns gehabt. Sie sind ein allzu genauer Beobachter des menschlichen Herzens daß Sie nicht in denen unsrigen sollen die Regungen der Danckbahrkeit und Freüde gelesen haben, besonders bey der letzten angenehmen Uberaschung, gewiß es wart ein Vorschmack eines beßeren Lebens, da man oft durch die unerwartete Erscheinung eines Freündes solcher süßen Empfindungen wird theilhafftig werden, und Danck sey es dem Vater der Güte! ohne weitere Trennungen befürchten zu dürfen —. Der ganze Tag wart für uns ein Tag der Sehnsucht nach Ihnen, und des Danckes gegen Gott, der uns auch auf dieser Welt schon solcher Freüden fähig macht —.

Die Herzen meiner guten Kinder sind Ihnen ganz ergeben, und Gott erhöre ferner mein Gebet, daß meine Kinder die Gesellschafft und Liebe eines so theüren Mannes allen übrigen vorziehen mögen, so fürchte ich nichts für die Reinigkeit ihres Herzens, vereinigen Sie würdiger Freünd Ihr Gebet mit den meinigen für meine Lieben, und empfangen Sie den aufrichtigſten Danck, und die Versicherung der reinſten Hochachtung von mir und meiner ganzen Gesellschafft; zum Abschieds Fest aus der Schweiz haben wir uns einige Tage Aufenthalt in Zürch auserkohren, und der Gedancke Ihnen da mit der besten Gattin wohl, und als unsern Freünd zu finden, macht unsern Lieblings Gedancken aus; Leben Sie wohl theürer wehrter Freünd! Wonne ist es für mich Sie auch so über die Gränzen dieses Lebens nennen zu können —.

von Lengefeld

Die überschickten schönen Verse sind uns ein schäzbares Andencken der glücklichſten Stunde zu Zürch, und wir sind Ihnen würdiger Freünd herzlich dafür verbunden.

Digitized by Google

Dienstag nach Pfingsten reiste Lavater mit seinem Sohne von Zürich ab, um diesen zu Pfarrer Stolz nach Offenbach zu bringen. Als ihn der Rückweg durch Schwaben führte, wurde er im Gespräch mit einem seiner dortigen begeisterten Anhänger, dem Hofjunker Franz Karl Philipp von Winkelmann, einem Vetter und Vertrauten Wilhelms von Wolzogen, an seine Rudolstädter Freundinnen erinnert und schrieb diesem eifrigen Jünger für sie am 9. Juli „in einer Wiese" bei Eßlingen Zeilen treuen Gedenkens.[1])

Den 29. August 1783 kam die Fürstin Luise von Anhalt-Dessau Lavaters wegen nach Zürich; sie bezog „Herrn Hauptmanns Schultheß Landgut auf dem Hottinger Boden". Den 18. Oktober erschien plötzlich Fürst Franz von Dessau in Hottingen, um seine Gemahlin abzuholen. Am 3. November verließ das Fürstenpaar Zürich; an demselben Tage schrieb Frau von Lengefeld von Aubonne aus, wo ihre Halbschwester, Frau Grivel, wohnte, an Lavater:

Aubonne den 3 Nov. 1783

Unsern Wünschen und den Wünschen aller Rechtschaffenen nach müßen Ihnen theürester Herr und Freünd diese Zeilen bey den besten Wohl finden; und Sie dencken zu weilen mit gütigen freündschafftlichen Herzen an uns, sagen Sich: wie glücklich Sie mich und die Meinigen durch Ihre uns geschenckte Gewogenheit, und die Versicherungen welche wir davon zu verschiedenen malen erhalten gemacht —. Seegen Gottes sey über Ihnen würdiger Mann! für das unzehlige Gute welches Sie so vielen Seelen, so wohl durch Ihre persönliche Bekandschafft als auch durch die vortrefflichsten Schrifften beweisen, vor kurzen schreibt mir eine Freündin die verdiente von Ihnen gekant zu seyn wie sie den zweyten Theil Ihres Pontius Pilatus gelesen und wegen der darinn enthaltenen schönen herlichen Gedancken nicht davon kommen konte, auch ich werde baldmöglichst mir dieses Vergnügen verschaffen —.

Sie besizen iezo zu Zürch ein würdiges Fürsten Paar dem ganz Teüdschland wegen seiner vordrefflichen Eigenschafften huldiget —. ich beneide nie den Stand der Grosen dieser Erde, aber den Aufenthalt zu Zürch den Umgang eines Lavaters das süßeste aller Vergnügen wohl zu thun, Glückliche zu machen Dieses ist und bleibt für mich beneidungswürdig —. Doch so Gott will sehe ich Ihnen theürester Herr und Freünd auch noch ein mal zu Zürch, lerne Ihre würdige Gattin kennen, und gestärckt befestiget im Guten durch einige Tage Ihres Umganges trete ich als dan die Rückreise in mein Vaterland an, um allda den Rest meines Lebens so viel Gott Kräffte verleiht zum Besten der Meinigen

[1]) Vgl. Urlichs 2, S. 30 und 106. Der hier S. 105/106 stehende Brief Wolzogens ist vom 9. Juli 1783 zu datieren; Lavater war am 8. und 9. Juli 1783 in Stuttgart.

Digitized by Google

und meiner Mitmenschen an zu wenden — und nicht wahr Sie erlauben mir auch als dan Ihnen zu schreiben Ihnen so wie iezo die aufrichtigste Ehrerbihtung und Ergebenheit zu bezeigen mit welcher ich ersterbe als meines würdigsten theüresten Herrn und Freündes

ganz gehorsamste ergebenste
Dienerin und Freündin
von Lengefeld geb. von Wurmb.

Meine guten Kinder empfehlen Sich Ihnen, sie verehren und lieben in Ihnen einen väterlichen Freünd, wir genießen iezo zu Aubonne den Umgang der würdigen Tochter des Herrn Hotz[1]) welche uns durch Ihre Güte viel Freüde macht.

Der nächste Brief ist von Karoline von Lengefeld geschrieben. Lavaters Gedicht „Das Begräbnis" und seine „Aussichten in die Ewigkeit", jenes Werk, das Lavaters Schriftstellerruhm begründet, ihm die Freundschaft eines Herder und Hamann eingetragen, ihm die fromme Leiterin von Goethes Jugend, Susanna Katharina von Klettenberg, als Korrespondentin zugeführt, haben es Karolinen angetan. Sie schreibt:

Aubonne d. 14ten März 1784

Empfindungen nachdem ich Ihr Gedicht Das Begräbnis[2]) gelesen hatte. Es rufte mir Ihre Aussichten in die Ewigkeit so lebhaft in meine Seele, zurück, daß mein Gefühl in folgende Verse floß. Hätte ich nicht in Ihren Anschaun, bester, theuerster Mann, so überwiegend empfunden, und wüßte ich nicht daß Sie so gar gar Gut sind, so hätte ich nicht das Herz gehabt sie Ihnen zu schicken, aber so da ich weiß wie Sie bei allen nur auf die Absicht und das Herz sehen, so konnte ich es. Ich hoffe auch daß es Ihnen Freude macht zu sehen wie Ihre Schriften Gutes im Herzen anfachen und unterhalten, und daß bei Ausarbeitung Ihres Gedichts über die Ewigkeit, diese Zeilen vielleicht einen Tropfen Muth in Ihre Seele gießen mögen, die große Arbeit zu beschleunigen.

Frei wie Wind, und leichter noch als Funcken,
Heller noch als Licht entschwebt
Einst mein Geist dem Leibe! — truncken
Von der schönen Hofnung hebt
Über Leiden, über Schmerz
Dieser Welt sich oft mein Herz.

[1]) Der Lavaterfreund Dr. Johannes Hoze, Arzt in Richtersweil am Züricher See.
[2]) Siehe das 34. Stück des von Lavater 1782/83 herausgegebenen Wochenblattes Der Christliche Dichter. Vermutlich hatte Lavater das Buch den Lengefelds mitgegeben; vgl. Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen 2, 1849, S. 171.

Digitized by Google

Die Wahrheit eines ewgen Lebens
Meiner Seele, leuchtet schön
Mir aus Dir Natur! Vergebens
Ließ Gott keinen Halm entstehn
Neue Form hüllt Wesen ein
Aber Nichts hört auf zu sein.

Meinen Geist zum Sein, aus Nichts, auch rief er
Ewig ist er also. Voll
Wonne fühl ichs, aber tiefer
Da aus Christus Lippen quoll
Die Verheißung einer Welt
Die des Armen Thränen zählt.

Heillge Warheit, fest an dich geschloßen,
Hat sich früh mein junges Herz,
Und wenn meine Thränen floßen
Strebt' mein Auge himmelwärts,
Aber Nebel hüllten ein
Jeden Blick ins zweite Sein.

Wie gehüllt im Glanz der Mittagssonne
War mir iene Welt, mein Blick
Bebte vor dem Strahl der Wonne
Vor dem hohen Licht zurück.
Ein Gefild im Morgenroth
Durch Dich! meinen Blick sich bot.

O der Menschen Bester! Deiner Seele
Goß der Schöpfer, gütig ein
Ahndung iener Welt. Erzähle
Was Du fühlst vom zweiten Sein
Lispelte Dein Schuzgeist Dir —
Lichter wurd' der Ausblick mir.

Dank dem Wink des Himmelsbotens! Bester
Der ihn faßte, Danck auch Dir!
An der Ewigkeit nun fester
Hängt mein Blick — und oft ist mir
Führer zu der Tugend mild
Deines Ewgen Lebens Bild.

Dencke an mich, wenn im süßen Frieden
Der der Lohn von Deinen Glauben ist
Im Gebet Dein Geist hienieden
Bald in seinen Urquell fließt,
Ahnd' Erhörung von dem Herrn
Denck der Armen dann die fern.

Fern ist von der Bahn der heillgen Tugend
Deren Seel' oft nur ein Strahl
Hohen Glaubens blinckt, die Jugend
Schwäche hält ans Erdenthal,
Ach und deren Blicken leicht
Ihres Daseins Zweck entweicht.

Digitized by Google

Bethe daß mir in der Schul' der Geister
Nicht vergebens flieht die Zeit
Daß zu folgen unsern Meister
Gott mir Kraft von oben leiht.
Bete, Guter Mann, vor mich,
Gott erhört Dich sicherlich!

Daß Dich einst in himmlischen Gefilden
Finden mag, mein freier Geist.
Ach wie war bei Dir so milden
Friedensvoll mein Herz! — Es fleußt
Durch Dein Wesen sichtbarlich
Engelgüte. — Wenn ich Dich
Dort nun finde, und vielleicht die Wonne
Deine Schülerin zu sein
Mein wird. Du von Sonn in Sonne
Führst, mich bis ich Engelrein! —
Bete das vor meinen Blick
Immer glänzt dies Himmelsglück! —

Daß Sie mir diese lezten Bitten erhören, bin ich gewiß, Theuerster Mann. Nun noch eine — Schreiben Sie uns nur mit einen Wort ob Sie im Mai, dieses Jahres in Zürich zu sein gedencken. Wenn Sie da sind so gehen wir wieder auf unserer Rückreise nach Sachsen darauf zu, um noch ein paar seelige Stunden in dieser Welt, mit Ihnen zu verleben. Meine Mutter und Schwester grüßen Sie herzlich. O wir lieben Sie alle von ganzer Seele! — Nun leben Sie wohl, und geben uns Ihren Seegen! —

Caroline von Lengefeld

Schreiben Sie uns nach Vevay au Chateau.

Lavater antwortete:

Liebe Carline Lengenfeld,

Ihr lieber, liebevoller Brief mit dem schönen, beschämenden, herzlichen Gedichte traf mich in Richtersweil bey Herrn Doktor Hoze, wo ich schon über 14 Tage ägrotire und medizinire, von meiner Frau gepflegt, gewartet und vor aller Unruhe bewacht werde ..... doch bin ich nicht so kranck, daß ich nicht Briefe schreiben und angefangne Bücher vollenden kann — Im May, Liebe Seelen, bin ich, so Gott will, in Zürich, sehe Sie und die lieben Ihrigen dort, und uns ist recht Frühlingswohl beysammen. Sie fragen mich, was Sie wollen, sagen mir, was Ihnen gut dünckt, begehren und nehmen, geben und genieſſen, was Sie wollen — wie man im Himmel, will's Gott, giebt und nimmt, begehrt und genießt. Grüße des Herzens an Alle und auch an die liebe Trevelin.[1])

Richtersweil. 22 Merz 1784.

J. C. L.

[1]) geb. Hoze.

Digitized by Google

Lavaters Hoffnung, im Mai 1784 Frau von Lengefeld mit ihren Töchtern auf ihrer Rückreise aus der französischen Schweiz in Zürich begrüßen zu können, erfüllte sich nicht. Er war, als sie, ihn wiederzusehen, in dem genannten Monat nach Zürich kamen, noch nicht dahin zurückgekehrt und empfing so ihren Besuch in Richtersweil bei seinem Freund Dr. Hoze. Im Hause dieses vortrefflichen Arztes und Menschenfreundes feierten sie mit Lavater gemeinsam das Himmelfahrtsfest. Tags darauf, den 21. Mai, verehrte er ihnen zum Abschied wieder Denkzeilen. Noch ganz in der begeisterten Stimmung des Eindruckes, den sie von Lavater mitgenommen, ist der Brief geschrieben, den die Lengefelds auf der Heimreise von Frankfurt aus an ihn sandten:

Noch ein lebe wohl guter theürer bester Freünd ehe ich ganz die mir so geliebte Schweiz verlaße und herzlichen innigsten Danck für alle Liebe und Güte — Richtersweil bleibt mir unvergeßlich. Diese Tage sind Saat aus gesäet für die Ewigkeit, und zur Zeit der grosen Ernde sollen auch Sie theürester (ich hofe es zu Gott) sich freüen können Gutes in unsern Herzen hervorgebracht zu haben und von uns den Danck empfangen dem wir Ihnen hienieden nur schwach auszudrücken vermögen —.

O mein wehrthester beten Sie für mich und meine lieben, daß unser Schicksaal mag auf dieser Erde seyn wie es wolle, wir nur das einzige nothwendige nicht versaumen, daß Gott die Herzen meiner Kinder bewahren und nie in Ihnen das Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit sich schwächen möge —. Waß für Freüde uns die Bekandschafft Ihrer würdigen Gattin die wir schwesterlich umarmen verursacht wird Sie Ihnen erzehlt haben, ich weiß gewiß Sie hat sie in unsern Augen gelesen.

Zu Basel haben wir Ihren lieben St. und P. kennen lernen vortrefliche Männer bey denen mir gleich so wohl ward, ich wuste Sie liebten meinen guten Lavater würden von Ihm geliebt waß brauchte es mehr um uns bekand zu machen —.

Von waß und wem mir uns am meisten unterhielten errathen Sie gewiß. Herr St. hatte mit uns den ähnlichen Gedancken daß man in Ihrer Gegenwart gut seyn müsse —.

So weit konte ich bis zu meiner Ankunft zu Franckfurt schreiben, hir wiederhole ich meine Wünsche für Ihr Wohl und theüres Leben. Die ganze Gesellschafft danckt auf das verbindlichste für das schöne Geschenck Ihres Thomas er ist fürtreflich geradten. — —[1])

Auch ich muß Ihnen ein Wort sagen, beßter Theurer, ach wie wenig vor alles waß ich sagen mögte und könnte! — Nun weiß ich geschwind nicht was am nöthigsten ist und ich mache mirs fast zur Sünde Ihnen viel lesen zu laßen. Seit ich Sie sahe ist noch eine besondre

[1]) Hier endigt Frau von Lengefeld; es beginnt Karolinens Hand.

Digitized by Google

Liebe vor Gott und Jesus in meinen Herzen, ach mögte sie nicht erkalten! Ich bin gar zu unstät, und schwach. Wenn man bei Ihnen ist muß man gut sein. — Ich muß mich losreißen. — Im Geist bin ich gar oft um Sie. Innigen Gruß an all Ihre Lieben. Antworten Sie nicht, wir erfahren so von Zürich wie Ihre Gesundheit steht, und vergeßen thun Sie uns nicht daß weis ich. Leben Sie wohl, Ihr Gebet und Ihren Seegen — mein Geist wird ihn fühlen.

Frankfurt den 10ten Juni.

Caroline.

Beulwitz grüßt Sie von Herzen und Seele.

Auch ich noch 2 Zeilen, an unsren guten lieben Freund Lavater, Sie sind wohl, so wohl hoffe ich als es mein Herz wünscht, und dann müßen Sie gewiß so ganz, ganz gesund wieder sein. Jezt sind Sie wohl wieder in Zürich; recht oft dachte ich den Pfingsttag an Sie, hofte aber daß Sie noch in Richterschweil sein würden, weil mir Ihre Gesundheit so lieb ist und daß hätte Ihnen wieder schaden können. Wir sind fern von Ihnen, aber doch auch nah, denn unsre Seelen sind die mehrste Zeit des Tags bei Ihnen. O wer doch immer bei Ihnen sein könnte der wäre gewiß gut, denn Sie machen alles was um Sie ist gut, und dies wäre mir nöthig, aber lieber beten Sie für mich daß die guten Grundsäze die ich in Ihrer Gesellschaft faßte sich realisiren. Grüßen Sie alles was Ihnen angeht von mir. Und bleiben recht gesund, schonen sich recht.

Charlotte.

Wie nachhaltig der Eindruck war, den der Aufenthalt in Richterswil bei Karoline hinterlassen, bezeugt ihr Tagebuch, in welchem sie noch nach 59 Jahren am Himelfahrtstage desselben Festes gedenkt, das sie vor so vielen Jahren im Hause des Dr. Hoze mit Lavater gefeiert. „Das Zusamenstimmen der Seelen," schreibt sie, „ist außer dem Zeitmaß. Lavaters edle, liebenswürdige Gestalt steht vor mir. Er erhob über das Leben, öffnete ein anderes, in welchem er selbst atmete, kindlich, klar, natürlich, nicht trübend die kleinen Freuden der Erde." Wer wird nicht, wenn er diese Zeilen liest, an jene Worte erinnert, mit denen Goethe im letzten Teil von „Dichtung und Wahrheit" bei der Schilderung der jugendlichen Schweizerreise den Züricher Freund auf das holdeste beschwört: „Lavaters Geist war durchaus imposant; in seiner Nähe konnte man sich einer entscheidenden Einwirkung nicht erwehren; zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken."

Im Herbst 1784 erfolgte die Vermählung Karolinens mit Friedrich von Beulwiz. Rührend ist es zu lesen, wie die Neuvermählten Lavaters Segen für ihren Ehebund erflehen, der ja nach

Digitized by Google

zehn Jahren durch Scheidung gelöst wurde. Der gemeinsame Brief der beiden jungen Gatten lautet:

Rudolstadt in Thüringen. Den 12 Sep. 1784.

Theurer, Verehrungswürdiger,

Mein Andencken soll nicht aus Ihrer Seele kommen, Sie müßen vor mich bethen. Seit 12. Tagen bin ich verheurathet mit dem Freund der mit mir bei Ihnen war. Geben Sie Ihren Seegen auf das Band unsrer Ehe. Mutter Schwester, Mann, Alles schreibt Ihnen durch mich bittet um Ihre fernere Liebe. Sie sind unsrer Seele immer gegenwärtig, es war uns ein Festag da Ihre Büste in unser Haus kam. Sie sind wohl, wie uns Göthe sagte, O Gott wird Sie uns noch lange in dieser Welt laßen! — Was kann Ihnen ein so armes Geschöpf als ich vor einen Seegen geben? Ach ich muß nur immer nehmen! Geben Sie uns den Ihrigen.

Caroline von Beulwiz geb. von Lengefeld.

Antworten Sie ja nicht!

Ich[1]) vereinige mein Bitten mit dem Bitten meiner Freundin, und erflehe mir auch von Ihnen, mein Verehrungswürdiger Freund, Ihren Segen und die Fortdauer Ihres mir über alles schäzbahren Andenckens. Gewähren Sie mir ja diese Bitte. Sie machen mich dadurch unendlich glücklich, und es ist Ihnen ja immer das süßeste Geschäfte, wodurch Sie Freude und Glück um sich verbreiten können. Das Andencken an die mit Ihnen durchlebten Stunden wird meinem Herzen ewig unvergeßlich seyn. Die Freuden, welche ich damahls genoß, waren so rein; sie waren Vorschmack des Himmels. Beten Sie ferner für mich, daß der Himmel mir Eyfer und Liebe zum Guten schencke. Dann sehen wir uns gewiß wieder. Geschiehet es gleich nicht hier auf Erden, so finden wir uns doch dort wieder, wo alle Guten sich versammlen bey unsren lieben gemeinschaftlichem Vater. Leben Sie wohl recht wohl.

Friedrich von Beulwiz.

Wir[2]) umarmen Ihre liebe Frau. Reist Ihr Sohn[3]) nach Deutschland so schicken Sie uns ihn ja, er ist Bruder unsrer Seele.

In Richtersweil hatte Lavater mit Frau von Lengefeld eine Einrichtung „beredet", die er nach Wiederherstellung seiner Gesund-

[1]) Dieser Brief von Beulwiz ist um so interessanter, als Beulwiz im Briefwechsel zwischen Schiller und den Lengefelds als „eifriger Verfolger Lavaters" erscheint.

[2]) Das Postskriptum ist von Karoline geschrieben.

[3]) Lavaters Sohn war Ende April 1784 von Offenbach nach Richtersweil an das Krankenbett seines Vaters geeilt.

Digitized by Google

heit unter seinen bemittelten und vertrautesten Korrespondenten treffen wollte. Seine Korrespondenz kam ihn nämlich auf vierzig bis fünfzig N. Louisdor im Jahr zu stehen. Diese Last sollte von nun an „der zwanzigste Teil seiner auswärtigen Geliebtesten" ihm in der Weise tragen helfen, daß sie ihm alljährlich einen N. Louisdor zukommen ließen, wofür sie dann ihre Briefe nicht frankierten, die seinen, soweit möglich, frankiert erhielten und dann vierteljährlich unter dem Versprechen strengster Geheimhaltung eine Abschrift von den belehrendsten oder interessantesten Stellen seiner Antworten zur Durchsicht empfingen. Frau von Lengefeld zählte zu den Auserwählten, die er zur Teilnahme an diesem Lesezirkel einlud.

Als sich die Richtersweiler Tage jährten, hatte sie bereits ihren ersten Jahresbeitrag zu Lavaters Briefporto erlegt, aber noch kein Cahier seiner Briefkopien erhalten. Daran wurde Lavater durch das Postscriptum des folgenden Briefes erinnert:

Rudolstadt den 10 Jun. 1785.

Wie ist es Ihnen mein theürester Herr und Freünd ein ganzes Jhar hindurch gegangen? den so lange ist es nun daß wir Ihnen zum lezten mal sahen zum lezten mal waß von Ihnen hörten. Wie glücklich könte mich und die Meinigen die wir Ihnen so zärtlich und aufrichtig ergeben sind die Nachricht von Ihrer tauerhafften Gesundheit machen. manche Stunde der Sehnsucht nach Jhren liebevollen Umgang haben wir unterdeßen gehabt, nie aber ist sie ohne Danck gegen Gott verflossen der uns Jhrer Bekandschafft schenckte, die so segens voll für meine guten Kinder und mich wart, so einen starken Trieb gut zu seyn nach sich zog, Gott lohne Sie dafür edler lieber Mann so wie auch für ihr Tage Buch[1]) welches mein tägliches Handbuch geworden den ich halte eine Anweisung zu der uns so nöthigen aber gewiß recht schweren selbst Prüfung für das Nüzlichste waß man uns geben kann — und die fürtrefflichen Regeln die Sie Sich selbst fürschreiben, könte ich mir doch die mit goldenen Buchstaben in mein Herz schreiben, allein wie oft macht sie mir mein unaussprechlicher Leichtsin vergeßent, Gott erbarme sich auch über mich und helfe mir solchen durch seine Gnade überwinden —.

Haben Sie den das Buch welches besonders von der Lehre von Christo handelt[2]) noch nicht den Druck übergeben, herzlich verlanget mich darnach, keine Lehre ist meinen Herzen wichtiger, und keine wenn man Seine

[1]) Das „Geheime Tagebuch, von einem Beobachter seiner selbst" hat von allen Schriften Lavaters „den meisten Effekt auf den innern Menschen gemacht".

[2]) Die in die Rede stehende Schrift war aus dem Kommunionunterricht hervorgegangen, den Lavater im August und September 1781 dem jungen Grafen von Wartensleben erteilt hatte. Sie erschien später unter dem Titel: „Christlicher Religionsunterricht für denkende Jünglinge von Johann Kaspar Lavater."

Digitized by Google

eigene Schwäche nur einiger maßen fühlt nöthiger als diese, und doch giebt es in unsern Tagen so viele welche uns diesen einzigen Trost im Leben und Tode rauben wollen, wie viel Danck werden Sie also bester theüreſter Mann von allen denen dem diese Lehre wehrt ist empfangen wen Sie solche ausarbeiten —.

Meine guten Kinder umarmen mit mir Sie und die lieben Ihrigen auf das Herzlichste, beten für Sie insbesondere zu Gott um Leben und Gesundheit, und erbitten uns auch Ihre und der lieben Ihrigen Fürbitte, und Freündschafft, die ich mich mit warmen redlichen Herzen als Ihre treü ergebenste Freündin unterzeichne —

von Lengefeld geb. von Wurmb.

Diesen Brief erhalten Sie durch Hr. Thurneisen dem ich ersucht das Abgeredete zu besorgen,[1]) Grüßen Sie doch den lieben P.[2]) von uns herzlich.

Auf seiner berühmten Bremer Reise im Sommer 1786, auf der er seinen Sohn Heinrich zu medizinischen Studien nach Göttingen brachte und allenthalben als Schwärmer für die magnetische Heilmethode auftrat, äußerte Lavater in Weimar die Absicht, zum Besuch der Lengefelds nach Rudolstadt reisen zu wollen. Schon war Herr von Stein damit beschäftigt, ihn über die beste Route dahin zu unterrichten, als demselben glücklicherweise einfiel, daß Frau von Lengefeld mit ihren Töchtern in Karlsbad zur Kur weile.

Die Art und Weise, wie Lavater, der christliche Denker und Seher, das noch immer erst halb enträtselte Phänomen des Magnetismus und Hellsehens mit der Bibel und dem Christentum in Zusammenhang brachte, machte viele an ihm irre. Auch Goethe machte jetzt „unter die Existenz“ des einst schier vergötterten Freundes „einen großen Strich“. Frau von Lengefeld gehörte mit ihren Töchtern zu jenen frommen, schwärmerischen Seelen, die dem mit Spott und Haß verfolgten Gottesstreiter treu blieben.

Als im Mai 1787 die Prinzen Ludwig Friedrich und Karl Günther von Schwarzburg-Rudolstadt in Begleitung des Hofrats von Beulwiz eine Reise in die Schweiz machten, ergriffen die Rudolstädtischen Freundinnen alle drei die Gelegenheit, den Züricher Propheten ihrer unwandelbaren Treue in folgenden Zeilen zu versichern:

Rudolstadt den 3 May 1789.

Mein guter Sohn als der Überbringer dieses wird Ihnen theüreſter Freünd sagen wie sehr ich Ihnen immer schäze und ergeben bin, Wie

[1]) Durch Karl Thurneysen in Frankfurt hatte Frau von Lengefeld Lavaters zirkulierende Briefkopien zu erhalten.

[2]) Johann Konrad Pfenninger, Lavaters erster Herzensfreund.

Digitized by Google

in der langen Zeit meines Schweigens ich Ihnen beständig gefolgt, freüdige Begebenheiten die mir theils öfentliche Blätter theils überschikte Briefe bekand gemacht haben so wohl als Unangenehme herzlich mit Ihnen getheilt, und den Gang der Vorsehung bewundert, die Ihnen in allen Betracht für vielen ausgezeichnet, aber auch Dank sey es Ihr Krafft für Tausenden verlihen hat höchst sonderbahre Auftritte zu ertragen. Gott der Allmächtige Segne Ihnen ferner, und erhalte Sie zum Trost aller Ihrer aufrichtigen Freünde. Gedenken Sie meiner stets mit Güte und Freündschafft, die Meinige bleibt unausgesez für Sie die Nehmliche, und Dank den Alliebenden daß eine Zeit kommen wird wo wir uns ewig frey von Schwachheiten und Unvollkommenheiten in reiner Freüde mit ein ander freüen können.

von Lengefeld.

Einen herzlichen Grus, theuerer Lavater, durch meinen Mann, und unsre guten Prinzen. Laßen Sie sich mein Andencken nicht ganz fern sein, Sie werden mir immer nah und gegenwärtig bleiben.

Caroline von Beulwiz.

Auch ich möchte nicht ganz von Ihnen vergeßen sein lieber Lavater und Sie auch wißen laßen daß ich Ihrer immer gedencke. Sein Sie herzlich von mir gegrüßt.

Lotte v Lengefeld.

Am 30. Mai zeichnete sich Friedrich von Beulwiz in Zürich in Lavaters Fremdenbuch mit folgenden Zeilen ein: „Ueber uns hängt eine Zeit voll Irrthums und Trugs und verwirrt unsers Lebens Gang. Aber mit Freyheit ist zu helfen dem — und ein edles Herz arbeitet beßern Hofnungen zu."

Im Oktober war Wilhelm von Humboldt während seines Aufenthaltes in Zürich wiederholt bei Lavater. Dieser holte ihm für Karoline von Beulwiz aus einem für sie bestimmten Futteral „Verse mit Einfassungen" hervor, gab ihm auch ein Billett an sie mit, welches schließt: „Ich bin immer derselbe, schreibend und schweigend und vergesse Unvergeßliche nie. Herzliche Grüße an alles was Beulwitz und Lengefeld heißt."[1])

Mit dem Ende des Jahres 1789 ließ Lavater die oben erwähnte Zirkularkorrespondenz eingehen und offerierte an ihrer Statt seinen Freunden eine als Manuskript gedruckte Handbibliothek, worin bald Auszüge aus seiner Lektüre und Stellen aus Briefen, bald Beurteilungen nützlicher Bücher und Antworten auf besondere Fragen,

[1]) Vgl. Urlichs 2, S. 33 und Deutsche Rundschau, Februar 1891, S. 246. — Wilhelm von Humboldt zeichnete sich am Abend des 3. Oktobers 1789 in Lavaters Fremdenbuch ein.

Digitized by Google

bald Gedichte und Predigten, bald Nachrichten von merkwürdigen Personen und Anekdoten aus seinem eigenen Leben zur vertrauten Mitteilung an die Teilnehmer gelangen sollten; die Teilhaber dagegen sollten Fragen einschicken, zu Erörterungen veranlassen. Die Lengefelds wurden Leserinnen auch dieses intimsten aller Lavaterischen Geisteswerke, das mit der Liebes- und Glaubensglut der Magdalenen aller Klassen, die ihm treu geblieben, angefüllt ist. Gern hätte Lavater gehabt, daß die Rudolstädtischen Freundinnen sagten, „was sie für sich in der Folge dieser freundschaftlichen Handbibliothek wünschten".

Auf der Reise, welche Lavater als Prophet des verwegensten Empirismus 1793 mit seiner Tochter Nette zu den Geisterseehern im fernen Norden — nach Kopenhagen — unternahm, sah und sprach er im zehnten Jahr nach der ersten Begegnung Lotte von Lengefeld wieder — als Schillers Gattin.

Nur „Friedrich Schiller aus Jena am 31. May 93" und „Charlotte Schiller geb. Lengefeld, Jena 31. May 93" lauten die Einträge des Schillerischen Ehepaares in Lavaters Fremdenbuch der Kopenhagener Reise.

Als Frau von Lengefeld von des Züricher Propheten Erscheinen bei Schillers vernahm, schrieb sie an ihre Tochter: „Dein Besuch hat mir viel Freude gemacht; ich wollte nur, ich hätte ihn auch gesehen. Schreibe mir doch, Liebe, was Lavater wohl in Kopenhagen macht, und ob er seinen Rückweg nicht wieder über unsere Gegend nimmt. Wenn du was von Weimar hörst, was Lavater da gemacht hat, so schreibe mirs doch. Wie hat dir denn seine Tochter gefallen?"

III.

Lavaters Aufzeichnungen über seinen Besuch bei Schiller.

Reise nach Kopenhagen.
Freytags, den 31. May 1793. Jena.

Zehen Minuten nach 10. langten wir in Jena an ... wo wir erst irrfuhren — und dann zu dem uns freundlich erwartenden Reinhold kamen! —

Wir kamen — da sich einige Gelehrte, die ich gern besucht hätte, nicht in der Stadt, oder, nicht zu Hause fanden, zu Schillern; Ein Mann, den ich längst gern gesehen hätte, und für dessen freyen, männlichen, muthigen und genialischen Geist ich lange schon besondere Achtung hegte. —

Alles dessen, was man mir von seinen kränkelnden Umständen gesagt hatte, ungeachtet — hatt' ich Ihn mir doch viel härter und gewaltiger in seiner Totalbildung — und herrschender in seiner Gesichts-

Digitized by Google

form vorgestellt. Welch einen ganz andern Mann fand ich, als ich vermuthet hatte. — Einen Andern in jedem Sinne. Wie viel gewann Er durch's Gesehn seyn — oder, viel mehr, wie viel gewann ich! — Ich sahe in dem zwahr kränkelnden, hagern Gesichte nicht den Kraftgenialischen Schnitt, den ich erwartet hatte; Nichts von der messenden Verachtung, die ansteht, ob sie einen zünftigen oder unzünftigen homme de Lettre, mit Sprechen oder Stillschweigen behmüthigen wolle — Ich fand einen Weisen, einen ruhigen, scharfen, edeln, zwahr in sich selbst sichern, aber nichts weniger, als despotischen Denker, einen vielseitigen Prüfer. So wenig Gespräche von Bedeütung mir erinnerlich geblieben sind, so sehr blieb mir der Eindruck von dem vielbedeütenden Gesichte, und der bescheidenen Gestalt. Mir war der Anblick dieses Mannes um so viel lieber, da Er der Gatte der Lengefeld ist, die mich einst mit ihrer braven Mutter in Zürich besucht und den Wunsch — daß sie recht glücklich seyn mögte, in meinem Herzen zurückgelassen hatte. Ich sprach mit Ihr vornehmlich von ihrer Mutter; Sie mit Nette von ihren Zürcherfreündinnen, besonders aus dem Füßlischen Hause, denen Sie mit liebenswürdiger Theilnehmung nachgefragt hatte. Sie war meiner Tochter sehr lieb geworden. —

Aus Bernhard Rudolf Abekens Nachlaß.

Briefe, die Familie Schillers betreffend.

Mitgeteilt von Albrecht Wagner in Halle (Saale).

Durch einen glücklichen Zufall bin ich in London auf einen Teil des Nachlasses von Bernhard Rudolf Abeken (1780—1866), dem Lehrer der Söhne Schillers, dem nachherigen Goetheforscher und Schulmann in Rudolstadt und Osnabrück, gestoßen. Es ist eine reichhaltige, von Abeken selbst angelegte Brief- und Autographensammlung von über 300 Nummern, die nach seinem Tode, zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, nach England verschlagen und von dem deutschen Großkaufmann Herrn Friedrich Broicher in London erworben worden ist. Der Besitzer, in dessen gastfreiem Hause ich seit Jahren bei meinen vielfachen Aufenthalten in London freundschaftlich verkehre, hat mir auf meine Bitte mit dankenswertester Bereitwilligkeit die ganze Sammlung auf längere Zeit zur Benutzung nach Deutschland geschickt.

Infolgedessen bin ich in der angenehmen Lage, der Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift nachzukommen und auch meiner

Digitized by Google

seits zu diesem dem Andenken Schillers geweihten Heft einen kleinen Beitrag zu liefern.

Zwar von Schillers eigener Hand vermag ich nichts beizusteuern. Es ist merkwürdig, daß Abeken, der in den Jahren 1808—1810 Erzieher der nachgelassenen Söhne Schillers in Weimar war, der 1812 Christiane von Wurmb, eine Kousine der Gattin Schillers heiratete und zeitlebens mit den Mitgliedern der Schillerschen Familie, namentlich auch mit Caroline von Wolzogen, durch enge Freundschaft verbunden war, in seiner reichen Sammlung nicht einen Brief des Dichters aufbewahrt hat. Da finden sich Originalbriefe — gedruckte und ungedruckte — von Goethe, Goethes Mutter, Merck, Wieland, J. G. Jacobi, Schlosser, Riemer, Hofrat H. Meyer, Lavater, Voß, Boie, Gleim, Bürger, Gotter, Lichtenberg, Jung-Stilling, Justinus Kerner, dem Kanzler v. Müller, dem Herzog Carl August, aus Schillers Familie, aber keiner von Schiller selbst.

Das einzige von Schillers eigener Hand Herrührende in der Sammlung sind seine Korrekturen zum 1. und 5. Akt der Othello-Übersetzung von Heinrich Voß. Das Manuskript ist bereits von Goedeke, dem es Abeken zur Verfügung gestellt hatte, in der historisch-kritischen Ausgabe der Werke Schillers (Teil 15, Band II) benutzt. Ich habe es auf Suphans Wunsch mit Genehmigung des Besitzers dem Goethe-Schiller-Archiv für dessen zu veranstaltende Jubiläums-Schillerausstellung zur Verfügung gestellt.

Was ich hier an neuem Material zu bieten vermag, ist ein Brief von der Gräfin Schimmelmann an Schiller, einer von Charlotte von Schiller an Abeken, zwei von Christophine Reinwald an denselben, ein politisches Gelegenheitsgedichtchen Reinwalds, ein Brief von, einer an Caroline von Wolzogen, endlich je ein Brief von den drei älteren Kindern des Dichters. Von der jüngsten Tochter Emilie ist leider nur ein Zettelchen vorhanden, das lediglich autographischen Wert hat. Es handelt sich also, etwa von dem Schimmelmannschen Briefe abgesehen — aber auch dieser läßt sich einbeziehen, da er indirekt an Caroline von Wolzogen gerichtet ist — um die Familie Schillers.

Bevor ich schließe, möchte ich noch meinem hiesigen Kollegen Professor Arnold Berger, sowie dem Herausgeber dieser Zeitschrift für manchen literarischen Hinweis herzlich danken.

1. Gräfin Schimmelmann an Schiller.[1])

Koph d. 6ten März 98

seyn Sie lieber Schiller mein fürsprecher bey Ihrer holden Schwägerinn, die verfasserinn, des schönen Roman agnes v.

[1]) Charlotte Gräfin von Schimmelmann geb. von Schubart (1757—1816), zweite Gemahlin von Schillers Freund, dem dänischen Finanz- und Handelsminister

Digitized by Google

L.[1]) — ich scheine zwar es nicht zu verdienen, einen solchen bey ihr zu haben. doch ich bin nicht schuldig — nur aus blödigkeit darff ich ihr nicht selbst so spät meinen dank bringen. ich fühle so ganz den werth ihres geschenks und Errinerung bey dieser gelegenheit, ich schätze ihre seltne Talente mit so mehr Empfindung, daß ich für jede entweihung der Worte mich fürchte. wie könnte ich dieß buch so unbefangen loben, in einem brief an ihr selbst gerichtet? — agnes v. Lilien ist eine seltne neue Erscheinung unsrer Zeiten, die nicht reich an solche reine gestalten sind — auch ist das gewand vom feinsten gewebe licht u. grazie überall — die künstlich einfache geschichte an sich, ist fast zu interessant, für eine so Herz und geistreiche einkleidung — es drängen sich oft die manigfaltige begebenheiten zu gewaltig auf den leser zu, der ruhig den schönen sinn, fassen und aufnehmen sollte, so schien es mir — ist dieß die schuld der leser oder der verfasserinn? Ist es lob oder tadel?

ihre sprache hat eine originalität die für mich würkl. reitzend ist. dieses buch ist unmöglich das erste, wird auch nicht (ich hoffe es) das lezte aus einer so geübten Hand seyn. Der schluß gewährt einem die schönste ueberraschung, indem wir die holde agnes in der Gegend ihrer glückl. jugend wiederfinden und — verlassen —

sagen Sie nun Ihrer Frau Schwägerin meinen herzl. warmen dank. ich hatte seit 6 Wochen meinen geliebten bruder[2]) hier unter uns, seit 7 jahre hatten wir einander nicht gesehen — nun schickt ihn der könig als ges. nach Spanien! die Entfernung ist entsezl! der abschied war schwer — diese lage meines Herzens, kann wohl als entschuldigung gelten, für ein solches Herz.

mein bruder, der gesandte in Hol. war, hat viel da unter den neu waalen[3]) seit 4 a 5 jahre leben müssen — ihre Kriegers sind Titanen! — ihre Plane Riesenmäßig, und ihre mitteln zur ausübung

---

Ernst Heinrich Schimmelmann. Sie war auf Fühnen geboren und stammte aus einer nach Dänemark eingewanderten schlesischen Offiziersfamilie (Bobé, die Nation 13. Juni 1891). Der Stil ist demgemäß der einer Frau, der das Deutsche nicht als Muttersprache geläufig ist. Auch die Schreibung mit ihrer Vorliebe für die Minuskel entspricht dem. Der Brief ist am 16. März in Schillers Kalender verzeichnet. In einem Briefe vom 18. Juni 1896 (vgl. Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit S. 228) entschuldigt sich die Gräfin bei Schiller wegen ihres Stils: 'Verzeihen Sie den schlecht geschriebenen Brief — Sie wissen, daß ich eigentlich nicht deutsch schreiben kann — nur deutsch denken kann ich.'

[1]) Caroline von Wolzogen hatte ihren Roman Agnes von Lilien zuerst in den Horen, dann Berlin 1798 in zwei Bänden erscheinen lassen.

[2]) Der Bruder der Gräfin, Baron Hermann Schubart (geb. 1756, gest. 1832) war 1784/97 kgl. dänischer Legationssekretär und Gesandter im Haag.

[3]) Ich lese neu waalen. Das w von waalen ist in ein 'S' hineingeschrieben. Ich habe vergeblich versucht, den Ausdruck zu belegen. Auch kompetente niederländische Gelehrte, wie E. F. Koßmann und H. T. Colenbrander, können es nicht. Louis Bobé meint: 'Neu Waalen verschrieben wohl für Neu Vandalen, so nennt

Digitized by Google

unbegrenzt. dabey benutzen sie alles, u. erlauben sich alles — doch das Räthsel ihrer ungeheuren Macht, ganz zu erklären, vermag wohl niemand. — wo und wie wird es aufhören —. es brausen die stürme von außen und von innen allenthalben. ob, und wie lange Norden frey bleibt — das wissen die götter — die lage der Schweiz ist traurig — auch dort hat mein bruder die stärkste gährung in alle gemüther gefunden. seine Frau blieb in Zürch zurück, und ahndet nichts gutes — Füsly[1]) ist ein bieder, aufgeklärter, kluger mann, er wurde damahls nicht gehört. Die Regierung von Bern war gewiß nicht ganz schuldloß — adieu verzeihen Sie einen so langen brief — an Ihre liebe Frau einen herzl. Gruß C. Schimmelmann

2. Charlotte v. Schiller an Abeken.[2])

Weimar den 13ten Decemb. 1810

Sie verzeihen lieber Herr Professor! daß ich Ihnen so spät antworte, u. Ihnen für Ihren Brief danke. Aber meine Gesundheit störte mich zeither an meinen gewöhnlichen Geschäften, auch heut ist mein Kopf noch vom Schnupfen angegriffen und ich kann Ihnen nur weniges von dem sagen was ich gern wollte. Ich hoffe aber Sie bald zu sehen, u. dann will ich es hoffentlich nachholen. Sie werden mir ein recht angenehmer Besuch seyn. Um Sie jeden besser zu genießen[3]) wäre es mir lieber, wenn Sie lieber, nach einander, als miteinander kämen. Auch kann ich meine Gäste mit mehr Bequemlichkeit versehen wenn nur Einer auf einmal bey mir ist. Da auch in meinen Hause durch Krankseyn manches ist verschoben worden, u. die treue Christine noch allein an der Spize des Hauswesens steht, da die arme Louise ihre Gehülfin, noch an den Folgen eines verbrannten Fußes leidet, und ich sie außer dem Hause noch nicht brauchen kann sobald. —

Wir waren die Zeit über alle, zwey u. zwey krank. Ernst mit Collchen[4]) an der Spize. Ich u. die Christine, Caroline u. Emilie sind noch wohl, doch kann der böse Catharr sie auch noch befallen. —

---

die Gräfin die Franzosen, die Schubart während der Kämpfe in Brabant kennen lernte.' Es können füglich nur die Welschen (Franzosen) gemeint sein.

[1]) Hans Heinrich Füßli, der Freund Winckelmanns und Johannes Müllers, 1744 in Zürich geboren. Er wurde Bodmers Nachfolger auf dem Lehrstuhl der vaterländischen Geschichte in Zürich und zeichnete sich als Mitglied des großen und des kleinen Rates seiner Vaterstadt aus.

[2]) Der Brief ist nach Rudolstadt gerichtet, wo Abeken nach seiner Weimarer Zeit 1810 eine Stelle als Professor am Gymnasium angenommen hatte.

[3]) Die Einladung bezog sich wahrscheinlich außer auf Abeken auf dessen auch am Schluß des Briefes erwähnten jüngeren Bruder, den er zu sich nach Rudolstadt genommen hatte, um für seine Ausbildung zu sorgen.

[4]) Ernst ist der zweite Sohn, der älteste, Carl ist, wie später ersichtlich, in Heidelberg; Christine ist die Haushälterin, Caroline und Emilie die beiden Töchter; wer oder was aber ist Collchen?

Digitized by Google

Ich freue mich recht Ihnen von den schönen Heidelberg erzählen zu können. In diesen trüben stürmischen Tagen ist es mir ein doppelt heitres Bild in der Phantasie, wenn ich mir die Ewig grünen Lauben denke. — Denn die Vegetation ist so üppig, so reich, daß man sie ewig dauernd wähnt. — Jetzt schreibt mir Carl sey es naß und düster. Doch als bey uns schon Schnee lag, u. Kälte abwechselte, schreibt er, es sey wie im Herbst dort. — Ich hoffe Carl wird sich gut dort halten, u. ausbilden. Daß er nun ohne Schüchternheit zu Voßens kommt, ist mir ein großer Trost u. wahrer Gewinn für ihn. — Daß ich mit Voßens leben konnte, an den schönen, stillen Leben mich freuen konnte, das ist mir ein großer Gewinn für mein Leben. Es ist einem wie eine längst verklungene Sage, wenn man fühlt, daß es noch Menschen giebt, die, die Welt vergessen können, um ihren Geist zu leben. Wenn der Vater Voß seinen Tibull vergleicht; Stundenlang die neue Welt nicht achtet, um der vergangenen Zeit etwas abzugewinnen. Und als dann um sich zu erholen die Früchte u. Pflanzen seines Gartens mustert, u. mit der klugen verständigen Hausfrau sich bespricht, dort einen Zweig stützt, und dort eine Blume aufrichtet, so möchte man gern glauben man habe nur geträumt, wenn von allen Unheil des Tages die Rede ist. —

Daß der arme Ukert[1]) sein Kind verlohren hat ist mir recht betrübt! Ziegesars haben ihr jüngstes Kind auch verlohren, die Mutter ist untröstlich, sie ist gleich zu ihrer Schwägerin gereist, ich habe sie noch nicht gesehen. Auch die Gräfin Marschall hat ihren Sohn von vier Jahren an der Bräune verlohren. Es giebt recht viel Noth um uns hier. Und dabey von der andern Seite leben wir, wie der Chor der Israelitischen Priester in der Athalie, die Singen

De fleurs en fleurs
de plaisirs en plaisirs
Promenont nos desirs.

Es wird gesungen, und sich gefreut, denn Prizzis Anwesenheit hat die Musick recht belebt. Ich hoffe auch noch zwey Vorstellungen des Achill[2]) zu sehen. Eine mußte ich leider versäumen! Auch ein sehr schönes Conzert. —

---

[1]) Friedr. Aug. Ukert, mit Heeren zusammen Herausgeber der Geschichte der europäischen Staaten, war 1807 Erzieher der nachgelassenen Söhne Schillers gewesen, ging aber schon im folgenden Jahre nach Gotha, worauf Abeken sein Nachfolger wurde.

[2]) Am 4. Februar 1811 schreibt Goethe an den Göttinger Professor Sartorius (vgl. Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung, Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 6, S. 254): 'Nach meiner Rückkehr [aus Carlsbad, im Herbst 1810] haben wir eine italienische Oper: Achilles von Paer, mit großem Beifall zustande gebracht. Brizzi von München sang die Hauptrolle, und die unsrigen begleiteten ihn meisterhaft.'

Digitized by Google

Es giebt auch schöne Sachen zu sehen. Jagemann ist angekommen, u. hat Fünf Gemählde ausgestellt, die recht interessant sein sollen die werde ich auch noch sehen.

Geheimerath Goethe ist auch sehr beschäftigt durch die Theateralischen Erscheinungen, u. hat seinen Verstand u. Einsicht recht gezeigt, bey Anordnung der Vorstellung. Mit solchen Anstand, u. großen Effect für ein so beschränktes Local, ist gewiß nur durch Verstand der Anordnung dieses zu bewirken. Die Musick war auch vortreflich ausgeführt, mit solcher Bestimmtheit, und Genauigkeit. Es war durchaus eine gelungene Vorstellung. —

In diesem Sinn u. Geist gedacht, wird gewiß auch die Vorstellung des Standhaften Prinzen[1]) ausfallen. — Die Vorstellung ist noch unbestimmt. Ich freue mich sehr darauf. Ob ich gleich auch fürchte, daß Madame Wolf nicht alle feinen Nüancen ihrer Rolle wird fassen können, denn bey Calderon liegt so viel an den schnellen Auffassen des Sinns, und an dem zarten leisen Anklang der Gefühle, die man eigentlich haben sollte um sie wieder geben zu können. — Neulich habe ich eine Vorstellung der Iphigenia gesehen, wo ich mir so viel versprach, u. doch fand daß eine Innre höhere Bildung dazu nöthig ist, um die ganze Erhabenheit dieses Caracters zu fühlen u. um ihn darstellen zu können. — Meine Iphigenia wie ich mir sie denke, paßt nicht zu diesen weinerlichen Tönen, u. Manieren wo tiefes Gefühl über dem Moment erheben soll. — Ich bin mit den Werken Schillers u. Goethens, auch vielleicht krankhaft empfindlich, u. verlange zu viel. Aber ich glaube, ich würde jetzt auch kein Stück von Schiller mehr ohne Kränkung sehen können, weil mir die Zeit alles noch höher und Reiner in meiner Phantasie aufstellt, weil ich an die Darstellungen nicht mehr gewöhnt bin. Aber etwas mag doch auch an der Künstlerinn liegen. — Sagen Sie Ihren lieben Schwestern, u. Bruder, viel Empfehlungen von uns, und bleiben Sie mit wohlwollenden freundschaftlichen Andenken uns nahe.

C. Schiller

Ernst, u. die Schwestern sagen Ihnen viel Schönes. An Voß recht viel freundliche Grüße. Es freut mich sehr daß es ihm wohl geht, u. wohl ist.

3. Christophine Reinwald an Abeken.

Meiningen den 18. Oct. 1808

Solten es auch nur einige Worte seyn so muß ich Ihnen lieber Herr Abeken für Ihren mir sehr schätzbaren Brief meinen herzlichen Dank sagen!

[1]) In dem Briefe an Sartorius fährt Goethe unmittelbar fort: 'Doch haben wir in diesen Tagen noch einen größeren theatralischen Triumph erworben, indem wir den standhaften Prinzen von Calderon nach Schlegels Übersetzung mit allgemeiner Theilnahme aufgeführt.'

Digitized by Google

Ihr Vorlieb nehmen mit unserer einfachen Lebensweise that meinem Herzen recht wohl und gewiß werde ich mich mit Vergnügen der wenigen Tage erinnern die Sie mit dem l. Carl bei uns zubrachten![1]) gebe uns Allen der Himmel Gesundheit so sehen wir uns wohl vileicht bald wieder! auch der l. Ernst, von dessen Cur ich den besten Erfolg hoffe, würde diese Freude vermehren!

Wie sehnlich wünsche ich alle meine Theuren dort oft sehen zu können. allein diesen Wunsch beschränkt das Schicksal dem wir gehorchen müssen!

Das freundliche Andenken der vortrefflichen Grießbachs[2]) war ein großer Genuß für mein Herz: und ich danke Ihnen sehr dafür daß Sie diese Erinnerung durch Ihren Besuch erneuert haben. Wie gern und freudig nehme ich die Erlaubniß diese Edlen zu besuchen an da ich schon längst von dem innigsten Dankgefühl für das Alles was sie an meinem geliebten Bruder[3]) thaten durchdrungen bin und es Ihnen so gern aus voller Seele sagen möchte wie tief ich dies alles fühle. Was sie thaten o gewiß auch diese Versicherung könnte ihren edlen Seelen nicht gleichgültig seyn.

Mein Mann dankt Ihnen verbindlich für die gütige Mitheilung des Alten Gedichts; es hat uns beiden sehr wohl gefallen denn es liegt ein tiefer Sinn darin — —

Recht sehr würde es meinen Mann freuen wenn Sie ihn zuweilen durch einige Worte erfreuen wolten. Er unterhält immer gern eine Liter. Corespondenz mit seinen Freunden, und Sie rechnen wir von den Augenblick Ihrer persöhnlichen Bekantschaft unter solche, Sie Sind uns also nicht mehr Fremd, und hörten es eigendlich schon auf zu seyn, als Sie in unsere Familie eintraten — Doch auch ohne diese Rücksichten würde sich mein Zutrauen bey Ihrer persöhnlichen Bekantschaft, auf Ihren innern Werth gegründet haben.

Sie werden nun bald die Freude haben Ihren geliebten Freund Herrn Keßler[4]) wieder zu sehen! es ist eine Freude ihn von seiner Reise

---

[1]) Dies bezieht sich auf einen sechstägigen Besuch, den Abeken mit seinem Zögling Carl Schiller im Hause Christophinens in Meiningen gemacht hatte. Sie kamen zu Fuß von Ilmenau, wo die Familie Schiller sich der Kur wegen aufhielt, und kehrten wieder dorthin zurück. Abeken schildert die Reise und den Eindruck, den Christophine auf ihn machte, in einem Briefe an seinen Freund Heinrich Voß (Heuermann, Programm Osnabrück 1893, S. 10 f.) und spricht von ihr in Ausdrücken der höchsten Verehrung. Der im folgenden erwähnte Ernst ist der zweite Sohn des Dichters.

[2]) Die Familie des Geh. Kirchenrats Grießbach in Jena. Abeken hatte während seiner Jenaer Studentenzeit wie ein Sohn in diesem Hause verkehrt.

[3]) Bezieht sich auf die Freundschaft Schillers mit Grießbachs.

[4]) Georg Wilhelm Keßler war einer der ältesten Berliner Freunde Abekens, später Regierungsrat in Potsdam und Münster. Vgl. Goedeke² 7, 804.

Digitized by Google

sprechen zu hören. Besonders hat mich die Erzählung von Italien, (die Kunstgegenstände betreffend) die sich noch in den Privatsammlungen befinden sollen sehr intresirt. Fast möchte ich Ihr Geschlecht um solche Reisen beneiden.

Den Würdgen Heims[1]) that Ihr Andenken sehr wohl; und ich soll Ihnen recht viel schönes dafür sagen — Herr Wagner[2]) ist leidlich, er empfiehlt sich Ihnen aufs beste.

Haben Sie die Güte Allen die sich meiner mit Liebe erinnern mich ihrem Andenken zu erhalten, besonder grüßen Sie herzlich die liebe Kinder von mir, wie oft denke ich ihrer — Sie schäzbarer Freund bitte ich um Ihr ferneres Andenken welches Ihnen mit Vergnügen erwiedert

Ihre

ergebene Dienerin und
Freundin Reinwald

4. Christophine Reinwald an Abeken.

Meiningen den 2 Jenner 1810

Die Nachricht von dem Tode des Herrn von Wolzogen[3]) hat uns beyde, ob wir schon längst auf diesen Fall vorbereitet waren in eine stume Traurigkeit versezt die uns nicht so bald eine ruhige Stimmung vergönnt und daher verzeihen Sie Verehrter Freund daß ich Ihren Brief erst jezt beantworte.

Der Herr von Wolzogen war uns Muster eines unverändert treuen Freundes dessen Verlust uns unersezlich ist daher auch unsere Theilnahme keine von den gewöhnlichen seyn kan. Ein großer Trost ist mir Ihre Versicherung daß seine letzten Tage ohne Leiden vorüber gegangen sind, und daß die würdige Frau von Wolzogen ihre Pflichten so treu bis in den letzten Augenblicks seines Lebens erfüllt hat war uns schon längst eine grose Beruhigung wen wir uns ihn in der Ferne von seinen übrigen Freunden und seine Leiden vorstellten. Möge ihr der Himmel dieses selige Bewußtseyn noch mit allen andern Freuden belohnen die sie nach seinem Verlust noch genießen kan. Es ist mir auch ein großer Trost, daß unsere Theuerste Frau Schwägerin und die lieben Kinder leidlich wohl sind; Wenn ich auch nicht von Ihr selbst von ihrem Befinden Nachricht erhalte

---

[1]) Johann Ludwig Heim (ein älterer Bruder des berühmten Berliner Arztes Ernst Ludwig H.) war zuerst Erzieher des Prinzen Carl von Meiningen, dann Konsistorialrat und 1803 Geheimer Rat daselbst. Er starb 1819.

[2]) Ernst Wagner, der Dichter, war 1803 Kabinetssekretär des Herzogs Georg von Meiningen, dann Kustos der herzoglichen Privatbibliothek und starb 1812.

[3]) Wilhelm von Wolzogen, Gemahl der Caroline v. W., seit 1804 Geheimer Rat und Mitglied des Ministeriums in Weimar, war 1809 gestorben.

Digitized by Google

daß ich weiß wie selten ihre Stimmung dafür ist so habe ich doch zuweilen die Freude etwas von meinen lieben durch hiesige Bekante zu hören.

Zu Ihrer neuen Stelle[1]) geehrtester Freund wünsche ich Ihnen zwar recht vieles Glück da die Bedingungen Ihren Wünschen entsprechen, über die Meinigen bleibt mir noch manches übrig — Ich gestehe Ihnen daß ich mich mehr freuen würde wenn Carl und Ernst unter Ihrer Aufsicht im Rudolstättschen Gymnasium statt des Weimarischen eintretten würden. Ich zweifle zwar keineswegs an der vortreflichen Anstalt in Rücksicht der Wissenschaftlichen Bildung daselbst. Allein ob eben diese Hofnung in Hinsicht der Sittlichen auch so gegründet seyn dürfte daran möchte ich wohl zweifeln nachdem was ich gehört habe. Einer Mutter däucht mir müßte es sehr schwer werden hierüber Allein zu wachen.

Es tut mir und meinem Mann (der sich Ihnen gehorsamst empfihlt) sehr wohl daß Sie gerne bey der Erinnerung in Meiningen verweilen. Auch Ihre übrige Bekanten danken, und grüßen Sie recht freundlich. Die guten Heims[2]) sind wohl auch Wagner[2]) ist leidlich man glaubt es nicht daß ihm etwas fehlen könte so gut und kräftig sieht er aus: Er nahm den herzlichsten Anteil an der Nachricht von dem Todesfall. Da er so oft über seine Schmerzen trauerte: so war es ein Trost daß sie überstanden sind. Freilich hätte vor einem Jahr noch niemand gefürchtet daß gerade der H. v. W. der Erste, unter der ganzen Versammlung um ihn, als er das letztemal hier durchreißte, seyn würde den wir beklagen müßten.

Sonst kan ich Ihnen lieber Freund von unserm stillen häußlichen Leben da Sie so theilnehmend für mein Schicksal sind die frohe Nachricht geben daß es mir recht wohl geht ich lebe jetzt ganz nach meiner Neigung in stille Thätigkeit wie ich mir immer gewünscht habe. auch bin ich wieder gesünder als vorigen Wintter wo ich viel mit Nervenschwäche besonders Schwäche der Augen mich plagen mußte. Dieses Gefühl macht mir große Sorge ich glaubte daß es mir alle meine Lieblingsbeschäftigungen versagen würde, aber jetzt ist es ganz gut. Mein lieber Mann ist auch leidlich wohl und so leben wir recht zufrieden, und glücklich in der Erinnerung so mancher frohen Tage die nebst den Leiden auch mir bestimmt waren.

Grüßen Sie herzlich alles was sich meiner erinnert und schenken Sie ferner Ihr Andenken Ihrer Sie sehr hochschäzenden

Freundin R.

---

[1]) Bezieht sich auf Abekens Übersiedelung nach Rudolstadt.

[2]) Über Heim und Wagner vgl. die Anmerkungen 5 und 6 zum vorhergehenden Briefe.

Digitized by Google

5. Gedicht von Reinwald.

Der Drachenkopf und Drachenschwanz.

1799.[1])

Ein Märchen aus der Urzeit sagt
Einst habs ein Drachenschwanz gewagt,
Dem Kopf den Vorgang abzustreiten
Und auch gesiegt, nur daß der Thor
Am Ende seine Bahn verlohr.

Dieß läßt sich gut auf unsre Tage deuten:
Denn kaum verronnen sind die Zeiten,
Da Volk und König sich, nicht fern von uns entzweiten
Und dieser unterlag — der Ausgang ist bekannt
Denn sinnlos rann der Drachenschweif durchs Land.

6. Caroline v. Wolzogen an [Abeken].[2])

Da Sie mir gütig und vertrauend Ihre Lage mitgetheilt haben so kann ich nicht umhin Ihnen noch darüber ein Wort zu sagen. Sie können sich nicht anders als völlig ungebunden in Ansehung unser ansehen. Handlen Sie also ganz frei u. ohne Rücksicht nach dem was für Sie selbst u. für Ihre Familie am vortheilhaftesten ist.

Ist Ihnen die Stelle an sich, nicht wünschenswerth, so ists uns erwünscht, wenn Sie bei uns bleiben, u. das Vertrauen bleibt unvermindert, dessen sein Sie gewiß.

Mit herzlichster Achtung

Ihre

C. v. Wollzogen

Meine Schuld für Ihre gütige Bemühung mit Adolf,[3]) lege ich bei.

7. Hofrat H. Meyer an Caroline v. Wolzogen.

Verehrteste!

Abermals habe ich bey Durchlesung des mir übersendeten Manuscripts großes Vergnügen empfunden und mich lebhaft der vergangenen Zeit erinnert. Die Gabe der Mdm Abeke[4]) ist — meines Erachtens von

---

[1]) Auf der Außenseite des Doppelquartblattes steht: 'Autograph des Herzogl. Meiningischen Hofrat und Bibliothekar Reinwald, Schillers Schwager, ohne Unterschrift, von dessen Wittwe empfangen. Ludw. Bechstein.'

[2]) Das Briefchen ist wohl an Abeken gerichtet. Ist dies richtig, so bezieht sich der Inhalt auf dessen geplante Übersiedlung von Weimar nach Rudolstadt. Das Datum wäre 1810.

[3]) Adolf ist der Sohn Carolines, gest. 10. September 1825.

[4]) Die 'Gabe der Madam Abeke' ist die Aufzeichnung von 'Schillers Gesprächen mit Christiane von Wurmb', die von Caroline v. Wolzogen in ihr Leben Schillers aufgenommen wurden. Christiane wurde die Frau Abekens. Neuerdings

großem Werth, es hätten mehrere solche schöne Aussprüche von Sch. aufgeschrieben werden sollen. Sie fragen mich wie die Statue des Redners genannt werde welcher Schiller seine Neigung zugewendet so war dieselbe vermuthlich der sogenannte Germanikus, den ich glaube bald der Abguß (der Marmor ist in Frankreich) unter den Mengsischen Gypsen steht.

Hr Abeken[1]) mag wohl rechthaben daß die Beschreibung der Persönlichkeit Schillers am besten zu Ende der Schrift zu setzen sey.

Das Wenige was ich an der gegenwärtigen Abtheilung des Manuscripts noch zu erinnern habe ist mit Bleystift am Rand der Blätter bemerkt.

Ich bitte Sie noch einmal zu lesen und zu erwägen was S. 304 & 305 von dem verstorbenen Großherzog gesagt wird. An sich ist alles wahr und vortrefflich aber ich möchte doch fragen: ob es nicht rathsam sey, nicht die Stelle wegzulassen oder umzuändern, sondern bloß die Ecken die etwa Anstoß geben könnten noch ein wenig abzurunden.

Und hiermit empfehle ich mich ihrer fernern Gewogenheit und freundlichem Vertrauen

Weimar d. 29 Dec. 1829 H. Meyer.

Die Kälte des Winters wird mir sehr beschwerlich hat mich sogar in einen kränkelnden Zustand versetzt.

8. Carl v. Schiller an Abeken.

Tübingen den 21. Juni 1810.

Lieber Herr Abecken!

Ich bin nun an Ort und Stelle, und recht gesund. Die Gegend um Tübingen ist sehr hübsch, sie hat Ähnlichkeit mit der Rudolstädter nur daß dieser die Weinberge fehlen. Die Stadt ist aber nicht so schön

---

sind diese Gespräche nach dem Originalmanuskript wiederabgedruckt von A. Heuermann in folgender Publikation: Goethe in meinem Leben, Erinnerungen und Betrachtungen von Bernhard Rudolf Abeken ... aus Abekens Nachlaß herausgegeben, Weimar 1904, S. 185 ff. Über die Entstehung der Gespräche berichtet Abeken (a. a. O., S. 181) folgendes: 'Meine Frau hatte eine Zeitlang in Weimar, wo sie unter Leitung der Sängerin Jagemann ihren Gesang ausbilden sollte, als Verwandte der Gattin Schillers, bei ihm gelebt. Er war ihr freundlich zugethan und unterhielt sich gern mit ihr. Aus solchen Gesprächen hatte die fleißige Zuhörerin Einzelnes, ihr besonders Merkwürdiges aufgezeichnet, Bemerkungen und Äußerungen, wenn er mit ihr spazieren gegangen war, den Thee getrunken, wenn er von seiner Arbeit aufgestanden. Diese Aufzeichnungen schienen mir bedeutend genug, um sie Goethen zu senden.' Im übrigen handelt es sich in dem Briefe um einen Teil des Manuskripts von Carolines Leben Schillers, das 1830 im Druck erschien.

[1]) Abeken hatte übernommen, das Manuskript durchzusehen, vgl. die Anmerkung 3 unten S. 449.

Digitized by Google

wie Rudolstadt. Es ist honbricht [sic], und hat enge schmutzige Straßen, u. garstige Häuser. Von meiner Reise kann ich Ihnen nicht viel erzählen denn es gieng sehr schnell. Am 3ten Morgens 7—8 Uhr war ich in Meinungen bei der Tante;[1]) dieselbe Nacht kamen wir noch durch Wirzburg um 1 Uhr, und ich konnte also nichts von der Stadt recht genau sehen. Die Nacht zwischen den 4ten und 5ten brachten wir in Heilbronn zu; ich hätte gern den Thurm gesehen, wo Goetz gesessen hat, es war aber ein Starker Regen. Mittag 12 Uhr am 5ten kamen wir nach Stuttgard, wo wir bis zum 8ten blieben. Die Büste (colosal) von meinem Vater ist sehr schön, und Danneker arbeitet immer noch daran. Den 8ten Mittags 2 Uhr kamen wir hier an. Ich hatte gedacht eine rechte artige freundliche Stadt zu finden, fand aber ein altes Nest. Die Universität ist nicht stark 300—400 höchstens. Für Theologen ist eine Stiftung hier, das Kloster genant. Sie müssen sich, wenn sie in Tübingen ausgehen wollen, schwarz anziehen, und werden am Eingang aufgeschrieben, damit man sehen kann ob sie viel ausgehen. Jetzt ist auch ein Prinz von Hohenlohe da, und auch ein Herr von Berlichingen der aber seinem Vorfahren nicht ähnlich zu seyn scheint. Ich habe bis jetzt Mathematik bei einem Herrn M. Ergonzinger aus dem Kloster, Lateinisch beim M. Hochstedter. Franzoesisch habe ich noch nicht ordentlich da kein rechter Sprachmeister hier ist. Ich lerne auch wieder reiten.

Empfehlen Sie mich doch Auguste Beulwitz und an meine übrigen Bekannten, an den kleinen Prinz Günther. Leben Sie recht wohl und vergessen Sie nicht Ihren Freund

C. v. Schiller.

Schreiben Sie mir doch ja bald.

Adresse: Dem Herrn Professor Abeken in Rudolstadt.

9. Caroline v. Schiller an Frau Abeken.

Rudolstadt d. 25ten November 1820.

Geliebte Christel![2])

Mit innigem Vergnügen ergreife ich die Gelegenheit Dir einige Worte des immer neuen und lebhaften Andenkens an Dich so wie dem Hr Gemahl und den lieben Kinderchens zu versichern. Du wirst vielleicht glauben ich hätte Dich vergessen und auch alle Deine liebevolle Aufnahme in Deinem Hause so wie alle Deine Freundschaft für mich; doch das würde ich nie im Stande seyn und ich sage es Dir mit Wahrheit unaussprechlich würde es mich freuen Dich in Deinem glücklichen Häus-

[1]) Christophine Reinwald.

[2]) Christiane Abeken geb. v. Wurmb. Sie wird in den Familienbriefen stets 'Christel' genannt.

Digitized by Google

lichen Kreis zu sehen. Von allem diesen bist Du gewiß überzeugt und es bedarf keiner solchen Versicherungen unter uns. Wie Du an der Aufschrift des Briefes sehen wirst bin ich im geliebten Rudolstadt bei der theuren Großmutter;[1] unendlich erfreue ich mich bey ihr seyn zu können um ihr Gesellschaft zu seyn und sie mit kindlicher Liebe zu pflegen. Es ist ein schöner Beruf welchen uns der Himmel anwieß und gewiß der beglückendste den Seinigen mit treuer Liebe zu dienen und im Alter zu pflegen. Der Güte der jungen Fürstin verdanke ich diese Gunst einige Monathe bey der lieben Großmutter seyn zu dürfen. Der Brief Deines l. Gemahls überzeugte uns von Deinen Glück und die Schilderung der lieben Kinderchen vermehrte unsere Freude über Dein Häußliches Leben. Ich kann Dich mir recht lebhaft in der kleinen muntern Familie denken und mir ist als wäre ich mitten unter euch. Chere mere[2] und ich reden recht oft von Dir und den Deinigen. Da Chere mere nicht schreiben kann heute, trägt sie mir tausend herzliche Grüße an Euch alle auf; sie dankt sehr für den lieben Brief Deines Gemahls, und ist innig erfreut, über die guten Nachrichten über Deine Familie; und seegnet Euch alle mit ihrem besten Seegen. An der Freude des Wiedersehens des Bruder Fritz mit seiner Familie nimmt sie großen Antheil und wünscht sich auch das Glück euch alle wohl und froh zu sehen. Sie schickt Dir das Geld aus der Lotterie nebst 2 Medaillen für Fritz und Willhelm;[3] auch läßt sie Dir noch sagen Du möchtest des Geldes wegen ruhig seyn da es sich schon finden würde. Du mußt mir meinen confusen Brief verzeihen da ich sehr eilig bin. Taute Phillipin welche eben bey uns zum Kaffee ist trägt mir viele herzliche Grüße an euch auf besonders an Dich; sie ist im Geist recht oft bey Dir. Alle Rudolstädter Freunde gedenken Deiner mit Liebe. Sage an Alle recht Herzliche Grüße, das heißt an den Hr Gemahl die Kinder und Deine beyde Schwägerinnen Julchen und Lottchen die übrigen Namen und Titel weiß ich nicht.

Nun lebe wohl und gedenke mit Liebe

Deiner Dichliebenden Cousine Caroline
v. Schiller

10. Ernst v. Schiller an Abeken.

Trier d. 23. December 1830

Lieber Abeken,

Ich weiß, daß Du die freundschaftlichen Verhältnisse der Menschen nicht nach der Zahl der Briefe bemissest, daher umgehe ich eine Reihe

1) Frau von Lengefeld, Schillers Schwiegermutter.
2) Chère mère ist die stehende Bezeichnung der Frau von Lengefeld in den Briefen der Schillerschen Familie.
3) Fritz und Wilhelm sind Söhne Abekens.

Digitized by Google

von möglichen Entschuldigungen meines langen Schweigens. — Wir haben beide viel verlohren;[1]) und ein Trost ist es unter Freunden, wenn jeder des andern Verlust zu würdigen weiß, noch mehr aber, wenn es ein gemeinsamer Verlust war. Du verstehst mich und weißt, daß ich nicht von der allerneuesten Zeit spreche. Rufe Deiner guten Christel das Gedächtniß jener edlen Menschen zurück, sie fühlt es mit uns.

Leider, lieber Abeken, gestattet mir der Augenblick nicht Dir ein umfassendes Bild meines Seyns zu geben. — Ob ich gleich wehmüthig Blicke in die Vergangenheit werfe, lebe ich doch mehr in der Gegenwart u. Zukunft. Die Geschichte, deren innigste Verehrung ich lediglich Deiner Leitung verdanke, führt ebenso sehr zur Vergangenheit als zur Zukunft. Individuelle Umstände haben ihr bei mir die letztere Richtung gegeben. Gott! wenn ich so sagen darf, was ist aus mir geworden! was wird aus mir werden.

In meinem Berufe[2]) als ein thätiger Mann geschätzt, von vielen edlen Menschen als Freund geliebt, in meinem häuslichen Kreise den Centralpunct alles Treibens bildend, habe ich es doch nicht dahin gebracht glücklich zu seyn. Das Barometer meiner Zufriedenheit ist der Grad, in welchem mein nicht zurückgebliebener Verstand die mich umgebenden Verhältnisse beherrscht. Leidenschaften mannichfacher Art haben, seitdem mich Deine unmittelbare Leitung verließ, mein Leben mehr oder minder berührt; — ich bin mancherley gewesen, habe mancherley gefühlt gethan. Aber den Grund meines Herzens habe ich zwar gerettet doch ist er dem Treiben des Zeitstromes untergeordnet.

Die neuesten Zeitereignisse berühren mich nahe; denn ich gehöre in die ersten Reihen der subsidiären oder auch unmittelbaren Vaterlandsvertheidiger,[3]) in welchen Reihen ich, meiner früheren Bildung zwar nicht entsprechend, eine sehr geachtete Stelle einnehme. Das rheinische Heer giebt mir das Zeugniß, daß ich ein ächter Soldat sey, und der Krieg mag diese Vermuthung bestätigen.[4])

---

[1]) Charlotte von Schiller war am 9. Juli 1826 in Bonn gestorben. Der Verlust, den Abeken erlitten hatte, bestand in dem Tode seines jüngeren Bruders Wilhelm Ludwig, der am 2. October desselben Jahres als Professor des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin starb. Er war durch den Bruder, unter dessen Leitung er das Gymnasium in Rudolstadt besucht hatte, von Jugend auf mit den Söhnen Schillers befreundet, hatte 1814 im Lützowschen Korps gedient und stand Abeken sehr nahe. Dieser hat ihm einen ausführlichen Nekrolog gewidmet (1827 als Manuskript für Familie und Freunde gedruckt), der mir durch die Güte des Herrn Direktors Dr. Heuermann in Osnabrück, eines Neffen Abekens, zur Verfügung steht.

[2]) Ernst von Schiller war von 1828—1835 Landgerichtsrat in Trier, vgl. Karl Schmidt, Schillers Sohn Ernst, Paderborn 1893, S. 32.

[3]) Vgl. Karl Schmidt a. a. O., S. 33: 'Im August desselben Jahres [1830] nahm er als Landwehrlieutenant an dem großen Manöver im Lager bei Urmitz teil.'

[4]) a. a. O., S. 34: 'Später, vom 1. Juli [1831] ab hatte er sechs Wochen lang bei dem achten Ulanenregiment als Landwehroffizier Dienste zu leisten. Es

Digitized by Google

Um diese Dich und besonders Christel vielleicht überraschende Äußerung zu erklären, muß ich bemerken, daß ich in körperlicher Hinsicht, wie man zu sagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt und mit allen Wassern gerieben bin; daß ich einen Nimrod darstelle, der in Triers, des Hochwalds u. der Eiffel unwirthbaren Gegenden unermüdlich den Eber wie den Wolf mit sichrem Schusse verfolgt, dem keine Jahreszeit zu rauh, kein Wetter zu stürmisch ist um auf den Felsenspitzen dieser erhabenen Gegenden zu hausen. Das ist aus dem Ernst geworden! O Zeit, o Umstände, o Kräfte der Natur! — Körperlich leidend dagegen und hinsichtlich seiner Gesundheit auf Glas gehend ist Karl mein Bruder, den ich im verflossenen Jahre in Heidelberg traf. Er ist verheirathet und hat einen Knaben, dessen Schönheit und Liebenswürdigkeit alle meine Erfahrung übertrifft.

Caroline[1]) hat ihre pädagogische Verhältnisse zu Carlsruhe in Schlesien aufgegeben. Über das warum habe ich selbst noch keine nähere Kenntnisse, erwarte aber täglich davon etwas gründliches zu erfahren.

Emilie ist, wie Du weißt an Adelbert v. Gleichen verheirathet. Das Unglück, daß sie der Familie keinen Erben geben wird,[2]) wird durch die liebevolle Behandlung ihres Mannes und ihrer Schwiegermutter, der auch von uns hochgeschätzten Frau von Gleichen, einigermaßen gemildert.

August Göthe ist todt! man verkannte ihn; er war war bedeutender als alle glaubten, in mancher Hinsicht bedeutender als sein sonst großer Vater.

Die Carl. Wolzogen ist immer eine herrliche Frau. Es hat mich innig gefreut, daß sie Dir ihr volles Zutrauen zuwandte und dadurch uns Gelegenheit gab Dir, dem vielbewährten Freunde, noch mehr verdanken zu können.[3]) Sey Du, theurer Freund, unser aller innigster Dankbarkeit fest überzeugt; und empfange als ein schwaches Merkmal derselben beiliegendes Exemplar der Propyläen, die noch aus meines Vater Bibliothek herrühren.

---

stand in Folge der Juli-Revolution ein Krieg mit Frankreich in Aussicht. Schiller wollte als Landwehroffizier am Kriege teilnehmen.'

[1]) Caroline, spätere Frau Imhof, war 1826—1830 an dem herzoglich Württembergischen Hofe zu Carlsruhe in Schlesien Erzieherin der Prinzessin Marie (nachmals verheiratet mit dem Landgrafen von Hessen-Philippsthal), vgl. v. Maltzan, Briefe von Karoline von Schiller, Berlin 1901, S. 3 f.

[2]) Dieses Unglück war bekanntlich kein dauerndes, denn am 25. Oktober 1836 wurde dem Ehepaar v. Gleichen-Rußwurm auf Schloß Greifenstein in Franken ein Sohn (Heinrich Ludwig) geboren

[3]) Bezieht sich darauf, daß Abeken es übernommen hatte, die Biographie Schillers von Caroline von Wolzogen durchzusehen und für den Druck herzurichten, vgl. einen Brief von Caroline an Ernst von Schiller (bei K. Schmidt a. a. O., S. 352) Jena 8. 8. 29: 'Abeken sieht Alles durch. Er schreibt, wie sich versteht, correkt und hat Styl und Delicatesse in dem, was zu sagen und zu verschweigen ist. Griesbachs Biographie von ihm ist sehr gut. Kurz, er ist der Sache ganz gewachsen. Ich kann mich auf ihn verlassen und bin froh, mich an ihn gewendet zu haben.'

Digitized by Google

Schreibe mir recht bald viel von Dir und den Deinigen Nächstens sollst Du auch auf Verlangen mehr von mir vernehmen. Meine Damen empfehlen sich Dir und Christel angelegentlichst und ich bleibe

Euer alter treuer Freund
Ernst.

Zehn Briefe von Charlotte Schiller.

Herausgegeben von Bernhard Seuffert in Graz.

Vor Jahren hat meine mütterliche Freundin Marie Emminghaus Briefe Charlotte Schillers in meine Hand gelegt; sie sind gerichtet an Luise Wieland, die die erste Gattin des Vaters der Spenderin wurde. Jetzt, zum Schillerjubiläum, soll auch dieser Schatz ans Licht gehoben werden, durch den die Totenklage als goldene Ader läuft.

Das literarische und persönliche Verhältnis Schillers und Lottens zu Wieland und seiner Familie bedarf noch gar sehr der Aufhellung. Hier genügt es, aus einem (ungedruckten) Brief Wielands an Charlotte vom 17. Juni 1791 die Sätze auszuheben: „Ich müßte Sie, theureste Freundin, in mein Herz sehen lassen können, wenn ich Ihnen die Wärme und Innigkeit des Antheils, den ich an Ihrem Schiller nehme, sollte zeigen können. Ich sage also nichts von dem, was ich und meine, diese und andere Gesinnungen meines Herzens mit mir theilende Gattin, seit einiger Zeit bey den abwechselnd bald ängstlichen, bald wieder beruhigenden Gerüchten von dem Gesundheitszustand unsers Freundes empfunden haben. Dank sey dem Himmel und Ihnen, liebenswürdige Freundin, daß die Nachrichten, die Sie uns selbst geben, uns berechtigen, das Beste mit getrosterer Zuversicht hoffen zu können." Diese Zuschrift und die von Urlichs (Charlotte von Schiller, 1, 302 f.) mitgeteilte vom 7. Mai 1805 umfangen die Jahre der Schillerschen Ehe mit Wielands wärmster Freundschaft.

Und Charlotte hat die Herzlichkeit nicht unerwidert gelassen. Als Wieland starb, durfte sie sich seine beste Freundin nennen; und sieben Jahre später hat sie niedergeschrieben, wie sie sich sein Wesen, verehrungs- und liebevoll und dabei richtig, vorstellte.[1])

Im Hause des Greises hatte die jüngste Tochter Luise gewaltet. Ihr Schwager Reinhold hat sie im Sommer 1809 mit Charlotte Schiller bekannt gemacht. Sie war damals zwanzig Jahre alt, der Liebling des Vaters. Seinem Namen glaubte sie die Freundschaft Lottens mehr zu verdanken als sich selbst. Sie spricht sich darüber

[1]) Urlichs, a. a. O. 1, 656; 123 ff.

Digitized by Google

in einem (undatierten, etwa aus dem April 1811 stammenden) Briefe an ihre Schwester Charlotte Geßner also aus: „Ich genieße hier [in Weimar] den Vorzug die Tochter von Wieland zu sein, und mache ihn mir so nützlich als ich vermag: denn nicht mein so sehr unbedeutendes Verdienst machte die Bekantschaft mit Frau v. Schiller, es war der bedeutende Name unseres Vaters der so innig verehrt und geliebt wird, und der diese liebenswürdige Frau anzog mit der Tochter in ein freundliches Verhältniß zu treten, daß sie nach ihren Wunsch mit dem Vater in eine nähere innigere Vereinnigung bringen solte! Der Gedanke ist mir sehr angenehm das sie durch mich diesen Zwek erreicht hat — und ich finde für mich soviel gutes und wohlthätiges in der Gesellschaft dieser herzlichen lieben Frau, daß ich alles anwenden werde, immer enger mit ihr verbunden zu werden. Die Schillerin wird unter die vorzüglich gebildesten geistreichesten Frauen in Weimar gerechent, für die ich sie unstreitig halte; und ich muß oft lächelen, wenn ich die befremdeten Mienen an den übrigen Adelichen Damen und Herren bemerke, wenn die Schillerin mit mir ganz treuherzig spaziren geht, oder mit ihrer herzlichen Art in einer großen Gesellschaft auf mich zu geht und sich mit ihr [lies: mir] unterhält."

Die Bescheidenheit des Mädchens, der Stolz auf ihren Vater, das Glück, von Charlotte beachtet zu werden, füllen diese Zeilen in gleicher Weise. Gewiß mußte Luise auch um ihrer selbst willen geliebt werden. Wie denn überhaupt der Wielandische Familienkreis für jeden, der mit Sinn fürs Patriarchalische in ihn eintrat, etwas Anheimelndes hatte: der Alte bei seinen Töchtern und Enkelinnen sitzend sprach lebhaft wie ein begeisterter Jüngling und ließ den Besuch kaum zu Worte kommen; Luise und die verwitwete Karoline Schorcht drehten das Spinnrad, wohl auch deren Kinder Amalie und Minchen, bis Amalie das Gespräch unterbrach und Großvater und Gast durch Musik unterhielt. Hier ward es Charlotten wohl und sie kam öfter ins Haus als andere Frauen der Gesellschaft, um Wielands und Luisens willen.

Der erste ihrer Briefe an diese, den ich mitteilen kann, gilt statt eines Abschiedsbesuches. Wieland war mit Luise wie öfter in den letzten Jahren seines Lebens in Belvedere, Frau Schiller reiste ihrem Sohne Karl nach Heidelberg entgegen. Sie mußte noch im Schlosse vorsprechen, bei der Herzogin Luise oder bei der Großfürstin Marie Paulowna. In Eile schreibt sie:

den 31ten Julius 1810. Nachmittags.

Liebe gute Louise! ich bin recht betrübt daß ich von hier weg reisen soll, ohne Sie in Belvedere besucht zu haben. Heut nachmittag wollte ich

Digitized by Google

die Farth noch zu Ihnen unternehmen und dem lieben Vater um seinen Seegen bitten, und Sie um Ihr liebes Andenken und nun gehe ich fünf Uhr zur Hoheit noch. Also konnte ich nicht früher kommen und später geht es nicht mehr, weil ich noch zu viel zu besorgen habe.

Meine besten Wünsche für Ihr Wohl sind inniger noch wenn es möglich ist, seit ich Theil an Ihren theuren Familienkreis nehmen darf. Seit ich dem lieben Freund auch sehen kann zuweilen, und mich jeder schönen Erscheinung seines Geistes erfreuen, in der Nähe. —

Wir sind einmal in einem Zustand als Menschen, daß uns die wirkliche Anschauung auch wichtig ist, obgleich die Augen des Geistes schon alles ahnden lassen, was uns wohl macht, so dünkt es uns, wir besäßen es besser, wenn wir es sehen und hören können.

Ich denke vier Wochen in Heidelberg zu bleiben, wie viel Zeit die Reise kosten kann, weiß ich nicht bestimmt. Aber über 6—7 Wochen werde ich doch nicht weg bleiben.

Leben Sie wohl, und genießen des heitern Himmels, und die schönen Bäume, und stärken sich für den Winter, damit wir ruhig und friedlich das Leben theilen. —

Denken Sie alle freundlich und liebend an mich.

Ihre

Charlotte Schiller.

Meine Hand ist so müde wie mein Kopf, denn ich habe so viel schreiben müssen, so viel zu berechnen. Sie werden mich schwerlich lesen können. Ich umarme meine Luise herzlich. Kömmt mir etwas recht erfreuliches vor, so schreibe ich Ihnen.

Der Brief ist in der Tat nicht bequem leserlich, wie denn überhaupt die Handschrift Lottens nicht immer so deutlich ist, daß der Abschreiber für jeden Buchstaben bürgen könnte.[1])

Der nächste erhaltene Brief ist fast zwei Jahre jünger. Luise ist bei der „Kirchenrätin" Griesbach in Jena, ihr zur Gesellschaft nach dem Tode des Gatten. Auch Lotte trauert um den Kirchenrat und fürchtet sich, dessen Haus wieder zu betreten, obwohl sie schon von der Erbprinzessin Karoline von Mecklenburg, der Tochter Karl Augusts, weiß, daß die Witwe ruhig an Henriette von Knebel geschrieben hat.[2]) Charlotte ist selbst in trüber Stimmung, weil beide Söhne, Karl und Ernst, die auch von Frau Griesbach wie eigene Kinder gehalten wurden, sie anfangs April verlassen haben. Wie hängt sie doch an

[1]) Sie setzt oft kleine Anfangsbuchstaben statt großer, trennt Komposita u. s. f. Rein graphische Manieren werden beim Abdruck nicht beachtet, der Interpunktion wird nachgeholfen.

[2]) Vgl. Urlichs, a. a. O. S. 626 f.

Digitized by Google

ihnen! mehr als die Töchter Karoline und Emilie erinnern sie an den immer gleich schmerzlich vermißten Vater. Und wie prächtig entwickeln sie sich! die Großmutter in Rudolstadt konnte bezeugen, daß sie sogar vor den strengen Augen der fürstlichen Frauen dort Gnade gefunden, und Fürst Günther von Schwarzburg hatte den älteren zu einer Zusammenkunft geladen. Jetzt sind die Söhne auf dem Wege nach Heidelberg, wohin sie ihren Vetter Adolf von Wolzogen bei seiner Mutter, Lottens Schwester Karoline, in Aschaffenburg abholen.

Mittwoch den 15ten April 1812.

Meine gute Luise, daß ich Ihrer dachte, mag dieser Beweiß dazu dienen, daß ich gestern Abend Sie zu mir einladen ließ, weil ich Sie sehen wollte, und mich an Ihrer Liebe erfreuen. Da erfuhr ich erst, daß Sie in Jena sind, und es war mir wohl, Sie bey unsrer Freundin zu wissen, um die ich gern alles gute versammelt weiß. Wäre ich selbst zu etwas gut, so möchte ich auch kommen. Jezt wird der Gedanke die heilige Wallfahrt zu ihr zu machen mir die Eindrücke mildern, die ich fürchtete, wenn ich das Haus wieder beträte, daß ich unter andern Aussichten, und Wünschen verließ! Jetzt da es mir scheint, als sei mein Schicksal erfüllt, fühle ich nur, was ich meinen Geliebten Freunden seyn möchte und scheue keine schmerzlichen Eindrücke mehr.

Seit gestern liebe Luise, hab ich auch meinen Ernst nicht mehr! der mich für den geliebten Vater, für des Bruders Entfernung, allein noch entschädigte! weil ich alle meine Mittheilungen an ihn richten konnte. — und selbst der Wunsch seinen Ideen eine Richtung zu geben, die ihm mehr noch Ähnlichkeit mit dem Geliebten Vorbild, dem er nachstrebt, und nachstreben soll, [verleihe,] war für mich ein Halt mehr im Leben. —

Die Stille um mich her, ist mir so schmerzlich. Und erinnert mich so lebhaft an die Stille, die [ich] empfand, als mein Leben aufhörte mir Glanz und Freude zu geben. — Caroline und Emilie fodern andre Sorgen, und andern Antheil, und was sie betrift, das neigt sich mehr zu mir selbst, und zu dem was ich nicht mehr so suche, die Welt und die Freude — deswegen finde ich mich geistig ärmer, ohne die Söhne. Sie sind beyde so gut und lieb, und ich wollte, unsre Griesbach hätte ihre Söhne sehen können, denn sie würden ihr einen freundlichen Eindruck hinterlassen haben. Carl wollte Freytag nach Jena reiten, es war der Einzige freye Tag, denn Donnerstag mußte er nach Blankenhayn um mit dem Fürst Günther noch eine Zusammenkunft zu haben. Da hatte das Wetter ihm reißen gemacht im Gesicht. Freytag war es noch übler, und er wagte es nicht zu kommen, da er diesen Dienstag fort mußte. — Er hat mir es recht aufgetragen, die liebe Mama Griesbach davon zu unterrichten, weil er ihr möchte wissen lassen, daß er sie gern

Digitized by Google

gesehn hätte. Sagen Sie der guten Johanna Blasch,[1]) die ich am liebsten Balla nenn, daß mir meine Mutter die erfreuliche Nachricht gestern gab, daß unsre Fürstin, und Prinzeß Carl, recht zufrieden mit meinen Söhnen wären. Das hat mich nicht wenig erfreut, weil ich weiß, wie die beyden Damen die Welt kennen, und welche Foderungen sie machen. Aber Ernst hatte in ihren Augen seit einen Jahr sich sehr gesellschaftlich ausgebildet, und Carl auch eine[n] sehr angenehme[n] und gefälligen gesellschaftlichen Ton. —

Gut sind beyde, daß fühl ich, was ich übrigens fürs Äußere wünschen soll, können andre besser sehen als ich, weil in einen Leben mit einander, der Beobachtung manches entgeht, was Fremde besser sehen können. —

Dem geliebten Vater werde ich nächsten besuchen, wenn ich nur erst Muth habe, um ihm keinen ungefälligen Eindruck zu geben. Ich darf wohl sagen, daß ich ihm gern gefalle? — Ich sehne mich auch Amalie spielen zu hören. —

Ich habe gestern einen lieben Brief von Mecklenburg erhalten.[2])

Die Prinzeß sagt mir: die gute Griesbach hat an unsre Henriette geschrieben, und so hübsch und brav wie ihre Seele nur selbst ist. Es ist etwas recht wohlthuendes in diesen ganzen Verhältniß vor und nach dem Tode, da beyde Theile so vorzüglich waren.

Auch die Luft habe ich gestern gesucht, und mich gefreut, daß der Weg viel besser aussieht als ich dachte, wenn meine Reisende erst über den Thüringer Wald, oder über Fulda sind, so geht es immer den Süden zu, und da wirds schön sein. Da die Wege so verdorben waren und die Postpferd so rar, so wollten Sie eben in Gotha erst ihren eigentlichen Weg bestimmen, sie haben einen Reisegesellschafter, ein Herr von Hunoldstein, dessen Weg bis Gelnhaußen mit ihren geht, denn die Beyden gehen erst nach Aschaffenburg, um Adolf dort zu holen, der auch nach Heidelberg soll.

Übrigens ist es mir, ein neuer Beweiß, und für meine Kinder ein neuer Antrieb sich vollkommner zu machen, dem Antheil und Liebe zu sehen, dem man uns bewahrt. Wenn man so im stillen fortlebt, und die Welt so an sich vorbeygehen sieht, so bemerkt man nicht, daß man immer in der Liebe und Antheil fortlebt. Wenn aber ein Anlaß kömmt, so sprechen sich Freunde so liebevoll aus, und man tröstet sich daran, doch etwas. — Die geliebte Großfürstin hat wie eine Mutter die Söhne entlassen und für alle kleinen Angelegenheiten Sorge getragen. — Mir hat sie ein liebes theilnehmendes Briefgen geschrieben, wo recht ihr Herz zum Vorschein kömmt. —

---

[1]) Ehemalige Erzieherin in Rudolstadt: vgl. Schillers Briefwechsel mit Körner 4, 152.

[2]) Vgl. Gizycki, deutsche Fürstinnen, Berlin 1893, S. 80.

Digitized by Google

Meine treue Freundin Fr. v. Stein hat auch einen Theil ihres Tags mir gegönnt, und die Baumbach[1]) kam auch, Mlle. Mazelet[2]) auch, so mit den lieben Briefen meiner Freunde heute und gestern zu den ein Geliebter meiner Mutter kam, sind mir recht viel gute Erscheinungen geworden. — Wäre nicht Cottas Ankunft zu erwarten in diesen Tagen,[3]) so käme ich nach Jena. Aber bis Sonntag muß ich hier bleiben, wenn er von der Messe kömmt, ist es auch nöthig ihm zu sehen. Aber in der Zwischenzeit fahre ich einmal gewiß nach Jena.

Mein Brief ist an Sie und die geliebte KirchenRäthin gerichtet, deßwegen ist er so lang. Grüßen Sie die lieben Blaschens,[4]) Julie, und Wiedeburgs[5]) mit der guten Bernhardine. Und mich selbst behalten Sie lieb; und denken an mich bey allen guten was Sie hören, und sehen.

Ihre

treue Charlotte Schiller.

A Mademoiselle
Mademoiselle Louise Wieland à Jena
Fr. bey der Frau Geheimen KirchenRäthin Griesbach zu erfragen.

Hier ist ein Brief an Wieland einzuschalten. Es war keine leere Redensart, wenn Charlotte für den soeben erschienenen fünften Band der Cicero-Übersetzung mit der Zusicherung dankt, sie werde ihn in guten Stunden lesen: die nächsten Briefe an Luise bezeugen, mit welchem Anteil sie sich darein vertiefte; denn in diesem Buche wird von Ciceros Ehen und von dem Tode seiner Tochter gehandelt, worüber sie später spricht.[6]) — Den Ritterroman La Princesse de Nevers ou Memoires du sieur de la Jouvaille von Baron „Révernony" Saint-Cyr, den ihr Wieland geliehen hatte, empfiehlt Lotte auch der Erbprinzessin von Mecklenburg zum Lesen;[7]) Goethe hatte ihn am 9. und 10. April 1812 in der Hand, wie das Tagebuch ausweist; der neue französische Gesandte am Weimarer Hofe Mr. de St. Aignan[8]) mag ihn mitgebracht haben.

4. Mai 1812.

Als ich heut von einem Frühstück nach Hause kam, fand ich den fünften Theil von Ciceros Briefen liegen, und freute mich der schönen

[1]) Hofdame der Herzogin Luise von Sachsen.
[2]) Erzieherin aus Genf, in der Hofhaltung der Großfürstin Maria Paulowna.
[3]) Goethes Tagebuch nennt Cotta am Freitag den 17. April.
[4]) Familie des verstorbenen Jenaer Professors Blasche.
[5]) Vgl. Schiller und Lotte, herausgegeben von Fielitz, 2, 6.
[6]) Vgl. Wielands Einleitung S. X ff. Urlichs, a. a. O. 1, 629.
[7]) Vgl. Urlichs, a. a. O. 1, 630. Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 83.
[8]) Vgl. Urlichs, a. a. O. 1, 623.

Digitized by Google

Erſcheinung mit Rührung und Dank, mein theurer hochverehrter Freund! Ich freue mich nun, dieſes ſchöne Werk in guten Stunden zu leſen und mich Ihres Geiſtes dabey wie Ihrer Freundſchaft zu erfreuen. Es ſoll mein treuer Begleiter durchs Leben ſein. Da ich heute einen ſtillen Triumph über meine Eitelkeit feyerte, ſo nahm ich dieſes Zeichen Ihrer Gunſt als eine GötterGabe an.

In dem Cirkel wo ich war, wurde viel von der Princesse de Nevers geſprochen, Romanzen vorgeleſen, die gar die Gräfin Henkel[1]) abgeſchrieben[2]) hatte. Dieſes zeigt, welch Eindruck dieſes Werck macht. Frau von Schardt ſagt, daß Mr. de St. A. ihr geſagt, wenn ſie dieſes Buch in ſeinem Lauf erhaſchen könne, ſo ſolle ſie es leſen. Sie ſagt uns, ſie wüßte, Sie hätten es jezt, und ſie würde ein Billet an Luiße ſchreiben deswegen. Da ich Ihnen mit Hand und Mund verſprochen, nichts zu ſagen, daß ich es von Ihnen hätte, ſo ſchwieg ich ſtill, und nur dieſes erlaube ich mir, Ihnen meine Selbſtverläugnung zu bekennen, doch ohne mich zu rühmen. Sie ſollen doch ſehen, daß ich das Schweigen von Don Fernando gelernt habe, doch hoffe ich, hat Calderone[3]) nur dieſes Gefühl beſtärckt, nicht erweckt.

Es iſt mir ſehr angenehm dieſe Bekanntſchaft zu machen und der Geiſt der Ritterzeit iſt recht gut aufgefaßt und eine loyale Anſicht, mit Grazie, und Feinheit vorgetragen und ohne zu viel leere Worte. Manches möchte ich ändern, doch iſt das ganze rührend und Schatten gehören in das Bild des Lebens, wie in die Kunſtwercke. Alles gute ſey mit Ihnen mein verehrter Freund, ich weiß daß in den Geſinnungen der Verehrung und Liebe für Sie ſo wenig dunkle Stellen wie möglich ſind, und daß dieſe Gefühle mir freundlich das Leben erhellen.

Charlotte Schiller.

Im Hochſommer 1812 weilte Wieland mit Louiſe in dem berühmten blumenreichen Garten der Frau Griesbach. Dorthin ſchreibt Lotte ihrer jungen Freundin die nächſten Briefe.

Weimar 5. Auguſt 1812.

Ich muß meine geliebte Luiſe in den ſchönen Blumen, und Bäumen begrüßen, und Ihnen ſagen, daß ich mich für Sie und den geliebten Vater, meinen hochverehrten Freund, recht freue, daß die Luft wieder ins Gleichmaaß getreten iſt, und jeder Sonnenblick thut mir in Ihrer Seele

[1]) Gräfin Henckel iſt Oberhofmeiſterin der Maria Paulowna.

[2]) Darnach ſteht ungeſtrichen: haben.

[3]) Calderons Standhafter Prinz war in Weimar vom 30. Januar 1811 an aufgeführt worden und hatte Lotte begeiſtert; im November hatte ſie auch eine Schrift darüber geleſen. Urlichs, a. a. O. 1, 567; 607. Vgl. auch Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 128; 184.

Digitized by Google

wohl. Der kalte Hauch, und die Rauhheit der Lufttöne, die nach der heißen Sonne folgten, thaten einem eben so weh, als die unsanften unharmonischen Töne der Saiten nach einer schönen Harmonie. Seit Montag aber ist es, als wenn die Luft auch noch etwas schaffen wollte, und sie wirkt gleichförmig. — Ob ich Ihnen von Herzen wohl Alles gute gönne, und im Geist mit Ihnen bey unsrer Freundin Griesbach lebe, so verargen Sie es mir doch nicht, meine Luise, wenn ich mir einsamer dünke, da ich die Möglichkeit dem geliebten Vater in seinen Zimmer aufzusuchen, und Sie bey mir zu sehen, nicht habe. — Ihr Haus[1]) mit den ungeöffneten Läden steht mir recht traurig da!

Mein Husten plagt mich noch, und heut da es regnet ist es mir wieder, als müßte ich mehr husten, aber die warme Luft dieser Tage that mir wohl. — Von dem was hier geschieht, oder geschehen kann, sollen Sie nichts hören, denn ich hoffe Sie vergessen uns mit allen Eindrücken der Welt, um nur geistig reiner unsre Bilder in sich aufzunehmen. Ich suche die Welt auch zu vergessen und wenn ich in meinen vier Pfählen bin, und im Cicero studier oder an geliebte abwesende Freunde denk, so weiß ich auch nicht viel davon. Aber Wünsche trag ich viel in mir, und diese werden zuweilen gewaltsam aufgeregt, wenn das Gegentheil von dem zu geschehen scheint, was ich eigentlich wünsche. —

Sagen Sie mir bald ein freundlich Wort von Ihren Leben, und von Ihren geliebten Vater, auch was Sie sehen, über wem Sie sich freuen, und was Ihnen Gutes begegnet.

Grüßen Sie Alle von mir herzlich, die gute Kirchenräthin habe ich ein recht sehnliches Verlangen zu sehen. Und alle Pläze des Gartens, wo jezt ein guter Geist wallet, und dem der von uns geschiedne gewiß nicht fern ist. Nun denke ich gerne der Pläze, die ich mir traurig dachte. Da der gute geliebte Vater sie blikt, mögen ihm alle guten und freundlichen Geister da erscheinen! und Er aller Freunde liebend gedenken. Sagen Sie Herrn von Knebel viel herzliches von mir, ich schreibe ihm nächsten Sonnabend. Leben Sie wohl, und bleiben mir nahe im Geist.

Ihre

treue Charlotte Schiller.

Weimar den 19ten August 1812.

Meine liebe gute Luise! Ich hätte Ihnen gern früher geschrieben, wenn ich nicht ein Augenscheinlicher Beweiß gewesen wäre, daß große Begebenheiten aus kleinen Ursachen entstehen, in der Welt. Wenn Sie einen Brief von mir als eine große Begebenheit ansehen, so ist ein Stich einer Wespe Schuld, daß ich Ihnen nicht schreiben konnte.

[1]) Das Eckhaus am Theaterplatz, das Wieland nach der Rückkehr von Oßmanstätt erwarb und bis zum Tode bewohnte.

Digitized by Google

Heut vor acht Tagen habe ich dem Zufall gehabt, daß in meinen linken Arm eine Wespe mich stach, ein paar Tage ließ ich es hingehen, und der Arm wurde so dick und heiß, und roth, daß ich Hufschke[1]) kommen ließ. Ich hatte ein förmliches Fieber, und meine Nerven waren so angespannt, daß ich kaum wußte, wie ich mich aufrecht halten sollte. Sogar den 15ten August mußte ich versäumen.[2])

Aber im Ernst war ich so matt, und warm daß ich in einer Art von Traum lag. Das Wetter thut mir jezt wohl, und auch Ihrentwegen, ich hoffe, Sie baaden und pflegen sich an Sonne und Mond, denn der Mond ist auch sehr schön jetzt.

Ich wollte, ich hätte selbst kommen können und dem lieben Vater über manches befragen, und ihm sprechen hören über seinen Cicero, dem er zwar nicht immer wie einen sehr begünstigten Freund behandelt, aber doch mit so viel Geist und Kraft, daß er Aller Verehrung werth ist, und selbst die Mühe die der geliebte Vater anwandte, in das Wesen dieses Geistes einzudringen, bürgt für den Werth, den er ihm beylegt. Die Briefe über den Todt seiner Tochter sind so schön. Wie er sein Wissen nun anwendet, um sich Trost zu geben, hat mich auch sehr bewegt, und ich habe die Wahrheit dieses Grundsazes gefühlt.

Daß er sich hat von der Terentia scheiden lassen, war mir unbekannt, aber befremdete mich sehr. — Ob es gleich damahls öfter geschah, so halte ich es doch nicht für philosophisch, daß er es that, und da er zumahl so viel Unglück im Leben mit ihr getheilt. Auch scheint er [= es] sich selbst gerächt zu haben, daß er auch der zweyten jüngern Frau gern bald los sein wollte. —

Sagen Sie der geliebten Kirchenräthin, daß Ihre Söhne in Heidelberg wohl wären, und Ernst ganz stark würde. Sie sind fleißig, und haben mir neulich Briefe über die Einrichtungen der Räuber geschrieben, die ihre Imagination sehr beschäftigt haben, so daß mir ganz unheimlich dabey wurde.

Es scheint nicht, als ob das Schiksal mir gönnen wollte, Sie in Jena zu sehen. Grüßen Sie dem geliebten Vater, Ihre liebe Schwester und Nichte, ist Minchen zurück? Grüßen Sie alle Ihre Freunde, und behalten mich lieb.

Ihre treue Charlotte S.

Ich muß dieses Blättchen beylegen. Ich soll dem geliebten Vater diesen Auszug aus einen Brief des Hofmeisters des Prinz Paul von Mecklenburg schicken, damit er sähe, wie sein kleiner Hüonet sich aus-

---

[1]) Der bekannte Arzt in Weimar.

[2]) Was für ein Gedenktag? Nicht, wie man vermuten möchte, Luisens Geburtstag, der fällt auf den 3. Mai. Ironische Anspielung auf den Geburtstag Napoleons? wodurch das nachfolgende „im Ernst“ erklärt würde.

Digitized by Google

nähme, und was der Herr Schmidt von ihm sagt. Ich habe gar gute Briefe von der See, und die Prinzeß, wie die geliebte Knebel, sind recht ergriffen vom Anblick dieser großen NaturErscheinung — sie haben eine rechte Sehnsucht darnach in mir erweckt. Doch freue ich mich, daß diese lieben Seelen sich stärcken und freuen. — Ich bitte mir das Blatt wieder zu senden liebe Luise, es hat mir so ein angenehmes Gefühl gemacht. Die Knebel schreibt noch, Es wäre so erfreulich die Ernste Mutter mit dem freundlichen Kind zu sehen.

Der Schluß des Briefes bezieht sich auf den Prinzen Albrecht von Mecklenburg, geboren 11. Februar 1812, den Sohn der Erbprinzessin Karoline, der wegen ihrer Wielandverehrung Hüonet genannt wurde. Kanzleirat Schmidt war Hofmeister bei dem Sohn Paul aus erster Ehe des Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, also beim Stiefbruder Albrechts. Vgl. Gizycki, Deutsche Fürstinnen S. 85. Über den Aufenthalt der Prinzessin und der Henriette von Knebel am Meere siehe ebenda S. 82 ff. —

Das nächste Schreiben an Luise ist zugleich ein Geburtstagswunsch für ihren Vater. Er hatte sich vorgesetzt, den 5. September 1812, seinen achtzigsten Geburtstag, in Jena zu begehen, um der wohlgemeinten Idolatrie, welche seine Weimarischen Freunde an jenem Tage mit ihm zu treiben pflegten, zu entgehen. Aber es fand sich, daß er, um dem Regen zu entrinnen, unter die Traufe kam.[1] Einen Auszug aus Bertuchs Bericht über die Feier habe ich in dieser Zeitschrift 6, 134 mitgeteilt. Ich muß noch hinzufügen, daß am Schlusse des Festessens ein Gedicht von Knebel gesungen wurde; ein Exemplar des Druckes auf einem Goldschnittblatt, wie es der Herzogin nach Weimar geschickt war und von ihr Lotte gezeigt wurde, hat sich in Böttigers Nachlaß zu Dresden erhalten.[2])

Weimar **den 5ten** September 1812.

Meine Luise ich wende mich heut an Sie, um Sie zu bitten, die Dollmetscherin meiner Empfindungen bey unsern theuern verehrten Freund zu sein. Sie sollen den geliebten Vater von mir sagen, was ich alles für Ihm und für uns wünsche an diesem Tag.

Möge er beglückt seyn, wie Er uns durch sein Daseyn beglückt! Möge die Welt durch ein schönes farbiges Glas Sein Auge stärcken, und

[1]) F. K. J. Schütz, Chrn. Gottfr. Schütz. Halle 1835, 2, 535.

[2]) Der Text weicht von dem Druck in Knebels Literarischem Nachlaß 1, 49, an zwei Stellen ab; V. 8 steht: „Und erneure deine Kraft." V. 25 steht: „Wer irrt durch die Zaubergärten." Der Druck ist unterzeichnet: „von einem hiesigen Studiosus." Vgl. Düntzer, Zur deutschen Literatur und Geschichte. Aus Knebels Nachlaß 2, 130.

Digitized by Google

die trüben Bilder nur für andre sichtbar seyn, Daß Er mir[1]) unter den neuen Freunden die Ihm täglich noch umgeben, das Bild einer treuen ältern Freundinn gern bewahren, nur die Äußerung, die laute nehmlich meiner Freundschaft für Ihm ist neu, denn weder die Gefühle meiner Liebe, noch der lebhafte Antheil, dem ich längst schon an Ihm nehme, und das Gefühl treuer Anhänglichkeit eines unsichtbaren nahen Freundes, sind mir ein nicht neuer Besiz. Es ist mir nur, als müßte ich Ihm jezt sagen, was Er uns war und ist, für die Vergangenheit noch, und für die Gegenwart. Ich ahnde für die Zukunft eine andre Sprache, wo wir uns auch nicht misverstehen wollen, wenn wir uns hier verstanden, hoffe ich.

Wir haben heut unter Blumen und Bäumen den Morgen genossen und die verehrte Herzogin Luise hat uns das Gedicht mitgeteilt, welches vielleicht auch in demselben Moment, der geliebte Vater anhörte. Unsre Seegenswünsche sind unmittelbar in schöne Wolken aufgehoben worden und ich hoffe, Er hat in den Luftbildern des Himmels die Freundinnen geahndet. Eine kleine Gesellschaft von drey Damen war bey der Herzogin auf den schönen Plaz im Park, der erst voriges Jahr angelegt wurde, und Sonne, Himmel, und schönes Grün der Wiesen ward uns freundlicher durch die Erinnerung dieses Tages.

Ich möchte bald von Ihnen hören. Denn wahrscheinlich bin ich nicht hier, wenn Sie ankommen. Ich gehe Montag noch auf zehn bis zwölf Tage mit meiner Schwester — und meiner Caroline nach Rudolstadt, wo ich noch mit ihr zusammen, und mit meiner Mutter einige schöne Herbstpartieen zu machen hoffe, und mich so vor den unfreundlichen Herbst schüzen werde, dessen Nähe düster und unfreundlich seyn wird. — Sagen Sie auch Herrn von Knebel, daß er mir verzeihe, wenn ich so unordentlich schreibe, aber ich habe keine rechte Ruhe in mir, und so vielerley anzuordnen, zu bedenken und zu theilen, daß ich manchmahl das Gleichgewicht meiner Empfindungen verliehre. Ich werde doch wohl wieder ruhige Stunden zur Unterhaltung finden. — Sagen Sie mir, wie Sie diesen Tag gefeyert haben. —

Ich umarme Sie alle herzlich, die gute liebe Kirchenräthin recht in der Mitte.

Meine Schwester möchte auch heut besonders dem geliebten Freund genannt werden.

Sie meine Luise leben wohl, heiter, und denken meiner mit der Liebe wie ich Ihrer gedenke.

Ihre

treue Charlotte Schiller.

Sonntag Mittag.

---

[1]) Die Konstruktion des Satzes geht verloren; er geht zu Ende, als ob statt dieser drei Worte stünde: Möge er.

Digitized by Google

Ich bin untröstlich liebe Luise! daß dieser Brief gestern nicht abgehen konnte. So gern hätte ich mein Andenken durch ihm recht lebhaft bey Ihnen erweckt und es ist mir so traurig, daß ich gerade wo ich am lebhaftesten fühle, unsichtbar scheinen soll.

Ich habe durch das Frühstück gestern[1]) die Zeit versäumt, und hofte ihm Nachmittags noch durch Gelegenheit zu senden, und es zeigte sich keine. Wenn ich wieder komme, sind Sie doch gewiß zurück? Es soll mir eine große Freude sein, eine ruhige heitere Unterhaltung in Ihren geliebten Familienkreis zu finden. Man möchte recht philosophisch immer seyn können, und immer das trübe vergessen. Wenn aber kein heitrer, rein gestimmter Geist uns jezt entgegen kömmt, so wird so selten in uns selbst das erweckt was uns froh stimmt, weil es so wahr ist.

Daß[2]) die Gegenwart eine mächtge Göttin ist, und da dies oft unerfreulich ist, so behauptet sie ihre Rechte als Macht gewaltig.

Möge es Ihnen wohl seyn theure liebe Luise. Mit aller Liebe immer

Ihre

treue Charlotte Schiller.

Die mächtige Göttin erwies sich dem Wielandischen Hause nur zu bald unerfreulich: vier ein halb Monate nach dem frohen Feste in Jena behauptete sie ihr Recht als Macht gewaltig und streckte den Gefeierten auf die Bahre.[3]) Noch zittert der Schmerz um den verlornen Freund nach, als Lotte wieder nach Jena an Luise schreibt. die in den Tagen gemeinsamen Leidens ihre Duzfreundin geworden ist.

Sonnabend den 19ten Juni 1813.

Ich weiß meine Luise jezt in so guter Gesellschaft, daß ich wohl fühle, Sie bedarf meiner Zusprache nicht, und wird mich auch nicht vermissen. Doch muß ich Dir liebe, ein Wort sagen, ehe ich aus Deiner Nähe gehe.

Montag reise ich nach den Waldbergen, und freue mich eine andere Natur, und stillere Umgebungen zu finden, um mich wieder mit meinen Gemüth zu befreunden, und die Phantasie aufzufrischen. In der Ruhl soll es hoffe ich, still bleiben, und Carl wird mich beschüzen.[4]) — Mit Wort und That im Nothfall.

Ich habe Deine neue Wohnung besucht liebe Luise, und finde sie recht freundlich.

---

[1]) Im Park bei der Herzogin.

[2]) Verschrieben für: Da.

[3]) Charlotte berichtet der Erbprinzessin von Mecklenburg über Wielands letzte Krankheit und Tod voll Schmerz: Urlichs, a. a. O., 1, 649 ff. Vgl. Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 94 f.

[4]) Ihr Sohn Karl erlernte in Ruhla die Forstwirtschaft.

Digitized by Google

In die von Euch verlaſſene wurde es mir immer ſchmerzlicher zu gehen und als ich die leeren Fenſter ſah, als ich vorbey ging, war mir es recht weh.

Das gute heitre Geſicht unſres lieben Freundes, das ich zuweilen durch die Fenſter ſah, auch wenn er es nicht gewahr wurde, wird mir da immer wieder einfallen, wenn ich vorbey gehe. Er iſt jezt immer heiter und rein geſtimmt; denn die Seele, die dies aus ſeinen Zügen leſen lies, bürgt uns dafür. —

Dieſe Verſtimmung, vielleicht gar Verwandlung der Welt würde ihm recht weh gethan haben. Wir dürfen ihm nicht zurück wünſchen, auch wenn wir uns ſehnen. —

Wenn ich wieder aus der Ruhl komme, und Carlinchen abgeholt habe von Rudelſtadt, komme ich auch nach Jena, bis dahin hoffe ich, iſt es ganz ruhig.

Bis Ende Julius bleibe ich wohl in der Ruhl, es müßten mich denn unvorhergeſehene Zufälle anders beſtimmen, denn niemand kann jezt nur auf Wochen beſtimmen was man thun will. —

Ich denke oft an den ſchönen Garten unſrer Freundin, und freue mich, daß ſie ihre Roſen jezt ſieht, und ſich der ObſtErndte erfreuen wird, die reichlich wird hoffe ich. Eine MorgenStunde auf dem Balkon, unter unſern Füßen das Thal, mit den ſchönen gelben RübſaamenFeld, oder mit grünenden Korn, und die ſchönen BergSpizen, würde mich recht freuen. Doch genieße ich ſie im Geiſt mit meiner Luiſe. Und freue mich, daß ich unſre liebe Griesbach beſize, und in ihr nicht allein ſie ſelbſt ſondern auch ein uns theures Andenken ehre. — Wir bleiben uns immer, wenn auch die Welt im Zwiſt iſt, — und wir bedürfen weder Waffenſtillſtandes, noch Friedensbedingungen.

Schreibe mir auch nach der Ruhl liebe Luiſe, und ſende nur den Brief in mein Haus, die Chriſtine[1]) beſorgt ihm. Da er andre Wege geht, die nicht die unſern ſind, ſo wollen wir nichts ſprechen als von uns, und unſern Leben. —

Ich umarme dich herzlich; wie die liebe Kirchenräthin. Die übrigen Freunde und Hausgenoſſen begrüße ich ſämmtlich. Meine liebe beſte Luiſe, pflege Deine Geſundheit, und behalte mich lieb.

Deine

Charlotte Schiller.

Dieſer Brief enttäuſchte die Empfängerin. Sie hatte Charlotten ihre Liebe zu Guſtav Emminghaus anvertraut und nichts als eine knappe Anſpielung auf die ſo gute Geſellſchaft, in der ſich Luiſe befinde, erwiderte das Vertrauen. Vor der Kirchenräthin brauchte

[1]) Die alte Dienerin Charlottens.

Digitized by Google

Lotte nicht reinen Mund zu halten, die förderte das Verhältnis. Vielleicht kannte sie den juristischen Privatdozenten und Aktuar Emminghaus in Jena damals noch wenig, erst später hat ihr Sohn Ernst bei ihm Examinatorien besucht;[1]) auch drückten sie, wie der vorige Brief zeigt, das Heeresgetümmel in Weimar, die neuen Siege Napoleons zu schwer, als daß sie an die Möglichkeit glauben konnte, es sei in dieser Not der Zeit ein häusliches Glück zu gründen. Die Hauptsache ihrer Zurückhaltung war aber, daß sie wenig Zutrauen zu Luisens schwacher Gesundheit hatte; schon im September 1811 meinte sie auf ein langes Leben für sie, die sie „so lieb hatte", nicht rechnen zu dürfen, sie habe ganz die schwindsüchtige Disposition ihrer Schwester Julie Stichling;[2]) und im Mai 1813 äußerte sie die „stillen Sorgen" gegen Knebel; „sie hat die lebhafte Phantasie ihres Vaters, schrieb sie; und wird nur schmerzlich, nicht freudig aufgeregt, und das Leben, wenn es nicht so geht, wie sie es wünscht, gibt ihr eine Bitterkeit, die ich gern von ihr verbannen möchte, wenn ich könnte. Ich fürchte, es ist kranke Disposition, da sie mir sehr schwächlich vorkommt."[3]) Nicht Teilnahmslosigkeit also, Fürsorge hatte sie schweigen heißen, Luisens Schicksal lag ihr am Herzen und die bange Frage, worauf sie mit den Ihrigen ihre Existenz gründen könnte.[4]) So antwortet sie nun auf Luisens bescheidene Klage in alter Zärtlichkeit.

Rudolstadt den 27ten August 1813.

Meine Luise! ich habe lange nichts gesagt, und ich könnte fürchten, daß Du ein Mistrauen in meine Freundschaft und meinen Antheil an Deinen Schicksal sezen könntest. Doch hoffe ich, Du hast mich besser verstehen lernen. Wir haben ein Band, daß unzerreißbar ist, denn wir begegnen uns in dem heiligsten Andenken, und die Verehrung und Freundschaft, die mich an dem verewigten Vater band, machte mir die Tochter schon lieb, wenn ich sie nicht auch durch sich selbst lieben müßte. Ich fühle einige Stellen in Deinem Brief liebe Luise, die den leisen Vorwurf enthalten könnten, als hätte ich Deinen Erwartungen an mein Herz nicht immer entsprochen. Aber glaube mir geliebte Luise, daß wenn ich über alle Deine Verhältnisse nicht mit der Wärme sprach, die Dein Herz erwartete, so ist es gewiß nicht aus Mangel des Gefühls für Dich, für Dein jeziges und künftiges Schicksal. Aber es giebt Momente im Leben, wo wir so tief die menschlichen Begebenheiten und den Unbestand des Irrdischen

[1]) Karl Schmidt, Schillers Sohn Ernst, Paderborn 1894, S. 8; 101. Emminghaus ist als Vorstand des großherzogl. Archivs in Weimar gestorben, als Gemahl von Wielands Enkelin Amalie Schorcht.

[2]) Urlichs, a. a. O. 1, 597.

[3]) Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 121 f.

[4]) Ebenda S. 134.

Digitized by Google

Glücks fühlen, daß wir für Alles was wir lieben besorgt sind, und lieber nichts wünschen möchten, um das Glück nicht zu verscheuchen. — Ich gedenke der Stunde immer wo Du mir Dein Herz geöffnet hast. Und diese Stunde hat mir für die Ruhe Deines Herzens Trost gegeben, weil ich fühlte, daß meine Luise ein Band an die Welt fesselt, was alle Schmerzen leichter tragen hilft. Auch der Gedanke, daß der geliebte Vater Dein Verhältniß gewußt, war mir sehr tröstend, weil ich ahndete, welche Wünsche für die geliebte Tochter die Brust des Vaters bewegten. Auch tröstet es mich, daß er Deinen Freund erkannt hat. Dein lieber Brief hat mich auch über Deine LebensAnsichten erfreut und mir Deine Liebe gezeigt für den Gefährten Deines Lebens und die süße Hofnung erweckt, daß keine Überredung, noch der Wunsch Deiner Freunde, sondern Dein eignes Herz diese Wahl getroffen. Daß Du Deinem Freund Alles seyn wirst, was eine edle Frau ihrem Manne seyn kann, weiß ich, denn ich weiß, wie viel Liebe und anhaltende Treue Dein Gemüth bewahrt. Und ich hoffe, er wird es immer erkennen und Dir auch Alles seyn. Ich hoffe, er wird mir auch wohlwollen, und mir zutrauen, daß ich Dein Glück theile und fühle. Daß Du meine Geliebte ohne Täuschung das Leben ansiehst, freut mich; und ich werde das unvermeidliche im Leben Dich mit Fassung tragen sehen. — Aber meine Luise! Du wirst auch fortdaurend Lebensweisheit aufsuchen und der schöne gefällige Sinn des Vaters, wird mit der schönen Duldung und Treue der Mutter Dir zu Theil werden, und Dein Glück erhöhen. Ein ruhiges trauliches Gespräch würde uns über vieles leichter verständigen meine liebe Freundin! — Ich bin wohl, oder vielmehr bin ich so, daß ich manches ertragen kann, und stille Hofnungen und Wünsche im Herzen bewahren kann. Aber doch bin ich recht matt und ermüdet in mir von den Unruhen der Welt, und meine Nerven bedürfen ein Gleichmaas des Gefühls, daß sie jezt nicht immer erhalten können. Die Natur, die ich hier recht genieße, ist mir auch in ihrer schon beynah herbstlichen Umgebung lieb und stärkend. Das Leben mit meiner guten Mutter, und die Nähe der guten Caroline, die so lieb ist, und in diesen acht Monaten, daß sie von mir ist, sich so hübsch fortgebildet und entwickelt hat, thut mir auch wohl. Sie ist so weich und zart, und für ihre eigne Ruhe fürchte ich zu gut, denn wenn erst der gefällige Schleyer zerreißt, der die Welt mit den schroffen Seiten der Jugend verhüllt, könnte dies erhöhte Gefühl viel Schmerz bereiten. Sie wird diesen Winter noch bey der guten Grosmutter bleiben, und da sie gute Gelegenheit hat zum Unterricht, und zumahl auch gut Französisch lernen kann, so möchte ich sie nicht unterbrechen in ihren Stunden, auch ist ihr das Leben mit der liebenswürdigen Henriette Holleben,[1]) die sie wie eine jüngere Schwester behandelt, sehr vortheilhaft.

[1]) Vgl. Urlichs, a. a. O. 1, 605 f. Über die Beziehungen zur Familie olleben siehe Fielitz, Schiller und Lotte, im Register.

Digitized by Google

Ich werde noch einige Wochen hier bleiben. Alsdenn werde ich die lieben Schwestern und Nichten aufsuchen,[1]) und die stille Aussicht in die Gärten, die kein militärisches Getöse stört, wird uns manche stille Stunde bereiten. Ich habe mich über Deine Wohnung sehr gefreut. Die Baumbach, die mir so eifrig schreiben wollte, ist mir ganz still! Ich hoffe, ich bin nicht verschwunden aus ihren Herzen, ob ich gleich ihren Augen unerreichbar bin. Und sie hat mich nicht bey Seite gelegt. Grüß Sie herzlich von mir. Die liebe Schwester und Amalie, und Minchen sollen freundlich an mich denken. Ich soll dich liebe Luise von unsrer Hoheit schönstens grüßen, ihr Gemahl hat mir einen lieben Brief mitgebracht,[2]) sie freut sich, wenn man ihr Liebe bewahrt, und trägt mir auf, alle die sie lieb haben zu grüßen in ihrem Nahmen.

Schreib bald meine theuere Luise, und glaube an meine Freundschaft.

Deine

Charlotte Schiller.

Siehst du Luise Stichling oft?[3]) Ich hoffe, ihre Kinder sind wohl und von bösen Maasern [?] frey.

A Mademoiselle

Mademoiselle Louise Wieland à Weimar.

p. Ponté.

Ein Jahr lang fehlt ein Zeugnis des brieflichen Verkehrs. Im Januar 1814 teilt Charlotte der Prinzessin Karoline das Verlöbnis Luisens mit (Urlichs, a. a. O. 1, 672), damals scheint es also öffentlich geworden zu sein; sie nennt dabei Dr. Emminghaus einen guten und klugen Menschen. Am 15. Mai hat die Vermählung Luisens stattgefunden, wie der in diesem Hefte S. 470 f. von A. Pick mitgeteilte Glückwunschbrief Lottens lehrt. —

Vor dem nächsten Briefe hatte sich die von Charlotte ersehnte Veränderung der Weltlage vollzogen; ihr gedrücktes Herz wird durch Napoleons Sturz befreit; sie darf nun wagen, ihre Gesinnung zu äußern, wie es auch Knebel damals in den Briefen an sie zu tun begonnen hat.[4])

Weimar den 3ten August 1814.

Meine liebe theure Luise! schon so oft wollte ich Dir schreiben, und Dir sagen, daß ich an Dich recht herzlich denke, und daß ich mit immer treuer Anhänglichkeit an dem Schicksal meiner geliebten Luise

[1]) D. h. Luise Wieland, deren Schwester Karoline Schorcht und ihre Töchter Amalie und Wilhelmine.

[2]) Wohl Luise und Karl August.

[3]) Luise geb. Herder, die zweite Gattin Stichlings, der in erster Ehe mit Julie Wieland, der Schwester Luisens, vermählt gewesen war.

[4]) Urlichs, a. a. O. 3, 350; 353.

Digitized by Google

Antheil nehme, und so zerstückelt wurde mir lange meine Lebenszeit nicht als jezt, ohngeachtet ich manchen Tag nicht aus dem Esplanadebezirk beynah komme, selbst die liebe Schwester und Nichten konnte ich noch nicht bey mir sehen, denn ruhige Abende giebt es, oder gab es so selten. Ruhige Morgen giebt es eben so wenig, denn die Hize, die ich dieses Jahr so ermattend fühle, macht mich oft recht ungenießbar, und ich kann manchmahl kaum eine Hand aufheben. Gegen Abend, wenn die Kraft wieder kehrt, giebt es kleine Gesellschaften, Fremde die zu sehen sind; Gänge nach Belvedere zu der guten Professorin Batsch,[1]) und den kleinen holden Prinzessinnen.[2]) Dann kommen Bücher, die gelesen sein müssen zur bestimmten Zeit, Briefe an meine Familie, da geht eine Woche nach der andern schnell hin, und wie die längern Tage sich wieder zum abnehmen anschicken, so dünkt mich auch die Zeit weniger aufhaltbar.

Du sollst nur ein Bild meines äußern Lebens theilen Liebe, denn das innre das Dir nie fremd werden wird, so lange du mich liebst, kennst Du immer.

Seit der Druck der Französischen Welt aufhörte, ist es mir auch, als gehörte ich der Welt wieder an, durch Antheil und Hoffnung. Auch die Abneigung kann sich nun äußern. Und manche Stimme vereinigt sich zu meiner Freude mit mir, um das Schreckbild zu erniedrigen, daß uns so lang in den besten Träumen des Lebens störte. — Daß man sagen kann, wie uns Napoleon erscheint, und seine Gesinnungen über die jadis grande nation nicht mehr verschweigen darf, ist ein Glück, daß wir uns nicht so bald träumten. Es ist ein neues Band unter die Menschen gekommen, und ich werde gleich bekannt mit den Fremden, da ich sagen darf was ich denke. Auch nicht bloß neue Freunde finde ich, sondern sehe auch alte liebe Freunde wieder. So war Sonnabend, unser La Roche[3]) bey uns, dessen Freundschaft und Antheil und warme herzliche Sprache mich recht wohlthuend bewegte. Seine Frau ist sehr liebenswürdig, seine Tochter allerliebst, so klug, so lieblich, und geistreich, ich will ihr wohl prophezeihen, daß sie mit der Großmutter[4]) ihren Geist befreundeter ist, als alle übrigen der Familie. Da sie aber durch ihren Vater eine andre Richtung bekommen, so wird vielleicht diese Anlage sich anders zeigen, aber da ist sie, das zeigt ihr ganzes Wesen.

Sie hat mit Carolinchen so viel gutes, und herzliches gesprochen, daß diese noch immer erzählt, was ihr Bertha La Roche in den kurzen Stunden mittheilte.

---

[1]) Vermutlich die Witwe des 1802 verstorbenen Jenaer Professors August J. G. K. Batsch. Vgl. Urlichs, a. a. O. 1, 635.

[2]) Die Töchter der Maria Paulowna: Marie geb. 1808, Auguste geb. 1811.

[3]) Karl von La Roche. Vgl. Urlichs, a. a. O. 3, 282 ff.

[4]) Sophie La Roche.

Digitized by Google

Unter die angenehmen Erscheinungen gehören auch Ukert[1]) und seine Frau, die sehr liebenswürdig ist. Er ist so lebendig, kräftig und klar, als ich ihm noch nicht beynah gesehen, und die Frau erzählte mir, daß die Begebenheiten der Zeit ihm so aufweckt[2]) wieder. Das freut mich.

Meine liebe Luise, ich muß zu meiner Betrübniß, von den vielen Loosen, die ich gern vertheilt hätte, oder lieber selbst behalten, wenn es die Casse erlaubte, solche Ausgaben zu machen, auf die man nicht gerechnet, Dir neunzehn zurückschicken. Da die Herzogin und GroßFürstin schon Loose haben, so hab ich gar keine andren Verbindungen, wo ich sie ohne zudringlich zu scheinen, anbringen könnte. —

Fremde, die mir es zu gefallen thäten, kenne ich nicht dahier, und die Freunde bin ich zu delicat anzusprechen. — Also hast Du Dir jemanden recht ungeschicktes erwählt liebe Luise. Ich sende Dir also die Loose zurück, finde ich noch jemand der geneigt wäre, mir meine Bitte zu erfüllen, so erbitte ich mir wieder einige, aber so viel könnte ich gar nicht unterzubringen wissen.

Ich habe in den Umschlag des Geldes die Nummer des Looses angedeutet. —

Da ich nicht weiß liebe Luise, wie der Einband eigentlich ist von Schillers Werken,[3]) so will ich Dir sie zuschicken ungebunden, damit es nicht zu abstechend in Deiner Bibliothek aussieht.

Ich wünsche herzlich, daß Dir wohl ist, und die warmen Tage die Heiserkeit mindern mögen. Hoffentlich sehe ich Dich bald, denn ich reise immer in Gedanken nach Jena. Meine schönsten Grüße an Emminghaus, die Tanten [?] und Kirchenräthin.

Deine

treue Charlotte v. Schiller.

Bis zum nächsten und letzten der erhaltenen Briefe war Charlottens Stimmung wieder trüb geworden; die Nachrichten vom Wiener Kongreß, von der Unzufriedenheit in Frankreich erneuern das Gefühl der Unsicherheit der Zeitlage. Und die Jahreswende, an der sie schreibt, lenkt den Blick rückwärts zu den Verlusten ihres Lebens.

Weimar den 3ten Januar 1815.

Dein lieber Brief meine geliebte Luise! ist mir noch recht erfreulich am Schlusse des Jahrs erschienen. Ich weiß wohl daß, das Andenken an mich, an unsre Freundschaft, auf zu heiligen Erinnerungen beruht,

---

[1]) Friedrich August Ukert, der Geograph und Historiker, 1807 Hauslehrer der Söhne Charlottens, damals Gymnasiallehrer und Bibliothekar in Gotha. Vgl. Urlichs, a. a. O. 4, 321; 644.

[2]) aufgeweckt haben? oder wohl: aufwecken.

[3]) Die erste Körnersche Sammlung.

Digitized by Google

daß meine Luise gern der Stunden gedenkt, wo wir im Wiederschein des Geistes ihres geliebten Vaters uns sonnten, wo ich in seiner Nähe mich wieder in jene Zeiten versezt fühlte, wo ich auch die Welt mit Liebe umfaßte; was ich in der Erinnerung damahls genoß, erfreute Dich geliebte Luise, noch durch das lebendige, geistige Mittheilen des veredelten Geistes, der nun leider Dir und mir verschwunden ist, und meine schönsten Erinnerungen meiner Vergangenheit noch mit einen dichtern Flor umhüllt. —

Daß Dein jeziger Wirkungskreis Dich in dem geheiligten Andenken fort leben läßt, daß Dein Emminghaus auch die Gefühle theilt, die Dich umschweben, und so das Andenken des geliebten Vaters heilig bey Euch bewahrt wird, freut mich. Ich denk oft sehnlich der stillen Stunden, wo ich die stille Schwelle betreten konnte, und durch Kälte und Wind in der heimlichen Stube beym Spinnrad mich geborgen fand, und wir die Gegenwart sehr oft vergessen müßten, wenn das lebhafte geistreiche Gespräch des geliebten Vaters uns in andere Zeiten versezte. — Die Erinnerungen sind auch längst das Einzige Gut was mich an der Welt fest hält und nur wenn die rauhe Gegenwart meines Antheils und Wirkens bedarf, fühle ich es tief, wie ein Miston die schönste Harmonie zerreißt. — Denn wer so viel Gutes und Schönes wie ich verlohr, dem erscheint die wirkliche, sichtbare bleibende Welt, nicht mehr in lichten Farben. Man muß wohl so fort leben und muß den Dingen etwas Günstiges abgewinnen lernen, um nicht ganz untheilnehmend zu werden. Aber es geht mir wie Wallenstein, mit Max.

Das Gute ist vorbey,
Und kommt nicht wieder. —[1])

Jezt da meine Kinder immer mehr ihren, ihnen vom Schicksal vorgezeichneten Weg gehen sollen und müssen, wird mir selbst die Welt eigentlich einsamer, und ich fühle diese Einsamkeit schmerzlicher.

Da es von außen auch nicht immer beruhigend aussieht, und mann von Hofnungen und Erwartungen hingehalten wird, und keine Resultate erblickt, so bin ich oft ganz ermattet; und weiß nicht mehr was ich wünschen möchte. —

Wir wollen aber doch das Gute hoffen, und den Glauben daran uns erhalten. Man wird in sich selbst besser, wenn man an das Mögliche Gute glaubt; und gewinnt immer. —

Daß unsre GrosFürstin so lange abwesend ist,[2]) betrübt mich auch, man vermißt sie so! ihr liebes, freundliches anmuthiges Wesen fehlt uns. Die Prinzeßgens, die so anmuthig wie möglich sind, die mich ordentlich glücklich machen, sind mir eine rechte Freude, und ich sehe sie oft. Die

[1]) Wallensteins Tod V. 3452: Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder.

[2]) Maria Paulowna war seit September in Wien.

Digitized by Google

Martin,[1]) und Professorin Batsch sind mir theure Freundinnen, deren Umgang ich gern suche, und bey ihnen ist mir recht wohl. Übrigens ist der Winter ziemlich still, und ins Theater gehe ich gern, doch nur wenn es Stücke sind, die mir Genus geben. Denn was bloß zur Erheiterung, oder lachen macht, wirkt nicht auf mich, wie auf das Publikum — und zu viel Spaß höre ich nicht gern. Wir sehen zuweilen dem Professor Hand,[2]) und Frau v. Schardt, bey meiner Schwester, da wird philosophirt, und er theilt uns etwas von der neuen Philosophie mit, welches mich sehr ergözt; Hofrath Meyer,[3]) der immer bedeutend ist, und dessen Verstand alles mit Klarheit umfaßt, ist mir auch eine vertrauliche Gesellschaft. Bey der Herzogin ist Geh. R. Goethe zuweilen, wo er uns vorliest, und sein Geist zeigt sich immer reich umfassend, und außerordentlich.

Die Baumbach sehe ich nicht sehr oft. Die Krankheit ihrer Freundin Groß, beschäftigt sie sehr. Frau von Stein besuche ich meist täglich, und sie ist immer lebhaft und theilnehmend für das verständige, und es freut einem recht, daß sie in ihrem Alter so eine Liebe und Freude für Geistesbeschäftigung sich erhält. Übrigens lebe ich auch manchen Abend zu Hause jezt mit meine Söhne, und sind diese nicht bey mir, so liest Caroline mir vor.

Sie wird jezt bald ganz groß erscheinen. Denn sie geht zum Stiftsprediger Harm und wird wohl Ostern oder nach Ostern confirmirt.

Die gute Osann[4]) sehe ich auch öfter, auch geheime Rath Voigts, deren stilles Leben mir oft rührend ist. Sie ruhen recht auf ihren eignen Herzen; und der Muth für Einander zu leben, erhält sie wechselsweis.

So geht mein Leben hin meine liebe Luise, und ich entwerfe Dir gern ein Bild davon, damit ich Dir nicht fremd werde. — Die Groß-Fürstin hat mir nicht einmal einen Wink gegeben, daß Sie jezt das Dir zugedachte Geschenk[5]) schon bereitet hätte, also liebe Luise, wird es kommen; was Sie einmal verspricht, vergißt sie nicht. Aber diesen Sommer hatte sie so viel zu denken, daß Sie diese Angelegenheit aus den Augen verlohr. Sie hat gewiß niemand dem Auftrag gegeben, der es nicht ausgerichtet hätte. —

Leb wohl meine liebe theure Freundin, schone Deiner Gesundheit. Grüß Deinen lieben Mann, die Mutter Griesbach, ich habe Eure Sorge

---

[1]) Erzieherin der Prinzessin Marie. Siehe Urlichs, a. a. O. 1, 594; 607; 628; 634; 670. Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 118.

[2]) Ferdinand Gotthelf Hand, Lehrer Ernst Schillers am Gymnasium in Weimar. Vgl. Urlichs, a. a. O. 1, 554; 578; 691.

[3]) Heinrich Meyer, bei dem Charlotte zeichnete.

[4]) Die Witwe des kgl. Regierungsrathes Friedrich Heinrich Osann in Weimar. Vgl. Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 98.

[5]) Nachträglich zu Luisens Hochzeit?

Digitized by Google

getheilt, um die arme Tante, doch ihr ist wohl. Alles Gute sey mit Dir meine Liebe, und der Glauben an meine Theilnahme und Freundschaft bleib Dir im Herzen.

Deine

Charlotte Schiller.

Die Sorge für Luisens Gesundheit war nicht unbegründet. Wenig über ein halb Jahr währte noch das liebe Leben. Ein Söhnchen beglückte die Eltern. Aber dann am 27. Juli 1815 kam das dunkle Ende. „Nicht sowohl ihr Abschied vom Leben als der schmerzhafte Abschied ist mir so traurig" klagt Charlotte. Sie hat Unheil vorausgesehen, sie hat ihre Zweifel nicht verschwiegen, als die so reizbare und schwache Luise ehelichen wollte; sonst müßte sie sich jetzt anklagen, Ursache dieser unglücklichen Katastrophe zu sein, zusammen mit der Kirchenrätin Griesbach, die im Wahne, es könne für die arme Luise keinen glücklicheren Zustand geben als diese Verbindung, nicht auf Verschiebung der Heirat bestanden habe.[1])

„Es ist auch, wie wenn uns Wieland noch einmal gestorben; denn auf dieser Tochter ruhte seine Liebe und er freute sich am meisten über sie." So fügt Charlotte bei.

Auch ihre Liebe hat auf Luise geruht.

Zwei Billetts von Angehörigen Schillers.

Mitgeteilt von Albert Pick in Meseritz.

I. Charlotte Schiller an Louise Wieland.

den 15ten Maerz 1814.

Meine gute theure Luise! Ich kann diesen Tag nur mit den Gedanken an Dich beginnen, und euch meine frommen Wünsche für Dein Glück, senden. Sie sind treu und warm im Herzen, und ich hoffe, sie werden erfüllt werden. Der Seegen Deiner geliebten Eltern ruhe auf Dir. In solchen wichtigen Augenblicken des Lebens, ist der Trost unsichtbarer Freunde die dennoch liebend zur Seite stehen gewiß der schönste Gedanke. So wie sie Trost im Leben waren, so bleibt ihr heiliges Andenken auch in jedem Moment das Liebste und Theuerste. —

Ich wünsche meine geliebte Luise, daß Du freundlich dieses kleine Andenken annehmen mögest. Statt des Goldes was ich gern schenkte,

[1]) Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 214 f.

Digitized by Google

soll es doch durch die Farbe dieses Metall vorstellen. Und im stillen friedlichen Kreise unserer lieben Freunde auf Deinen Theetisch stehen, und du dabey meiner freundlich denken.

Ich schließe Dich an mein Herz meine theure liebe Freundin

Deine

Charlotte Schiller.

A Mademoiselle
Mademoiselle Louise
Wieland.

II. Stammbuchblatt Caroline von Schillers.

Wenn Unschuld unsere Seele schmücket
Wenn Tugend in uns wohnt,
Dann sind wir seelig, sind beglükt
Und durch uns selbst belohnt.

Zum Andenken

Rudolstadt an Caroline v Schiller
d: 1ª October 1813.

Vorstehende zwei Schriftstücke befinden sich urschriftlich im Besitze des Herrn Weingroßhändlers Heinrich Hülle, in Firma Gebrüder Ramann, zu Erfurt, der die Güte hatte, mir die Abschriften davon zukommen zu lassen. Die Weinhandlung von Gebrüder Ramann besteht seit dem Jahre 1791; zu ihren Kunden gehörten Goethe, Schiller und Wieland. Der Herausgeber der vorliegenden zwei Billetts hat über diese Beziehungen näheres veröffentlicht gelegentlich der Wiedergabe eines Briefes Wielands an Gebrüder Ramann in Erfurt aus Weimar, den 14. Dezember 1808, in den „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt", 19. Heft (1898), S. 179—180. Vgl. auch R. Borberger und H. Uhde im „Archiv für Literaturgeschichte" 6, S. 395—397.

Das Gratulationsschreiben (Nr. I) hat die Witwe des Dichters zur Verfasserin, das heißt Charlotte Antoinette, geb. von Lengefeld, geb. den 22. November 1766 zu Rudolstadt, gest. den 9. Juli 1826 zu Bonn. Die Empfängerin war die jüngste Tochter Christoph Martin Wielands, der damals noch kein Jahr zu den Toten zählte. Im vorliegenden Hefte hat Bernhard Seuffert zehn Briefe von Charlotte Schiller an Luise Wieland veröffentlicht, in deren Reihe durch das von mir mitgeteilte Billett eine Lücke ausgefüllt wird. Da nämlich das Verlöbnis Luisens mit dem Juristen Dr. Gustav Emminghaus in Jena von Seiten Charlotte von Schillers der Prinzessin Karoline im Januar 1814 mitgeteilt ward, die Vermählung des Paares aber vor dem 3. August 1814 Tatsache geworden war, so ist anzunehmen, daß der ernste Tag, zu dem Charlotte ihrer jungen Freundin am 15ten März 1814 Glück wünscht und ein Geschenk übersendet, Luisens Hochzeitstag ist. Daß übrigens das traute Du", das Charlotte Schiller in diesem Briefe gebraucht, erst „in den Tagen gemeinsamen Leidens", als Vater Wieland im Januar 1813 mit dem Tode rang, in dem Verkehr beider Frauen Platz gegriffen hatte, geht aus Seufferts Veröffentlichung hervor; denn in den Briefen vom 31. Julius 1810 bis zum 8. September 1812 wird Luise mit „Sie" angeredet. — Das Stammbuchblatt (Nr. II), dessen Inhalt wohl irgendwoher entlehnt ist, hat Schillers Tochter Karoline Henriette Luise im jugendlichen Alter von 14 Jahren geschrieben. Sie wurde nämlich am 13. Oktober 1799

Digitized by Google

zu Jena geboren. Über ihre Persönlichkeit sagt Mosapp (Hermann Mosapp, Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. Stuttgart 1902, S. 235 ff.): „Die ältere Tochter Karoline entwickelte neben klarem Verstand und reicher Veranlagung schönes musikalisches Talent und eine hübsche Singstimme. Mehr und mehr aber trat an ihr ein ausgeprägter Hang zur Jugenderziehung hervor, den sie berufsmäßig ausbildete. Schillers thatkräftiger Bildungstrieb schien auf sie übergegangen zu sein .... Sie kam als Erzieherin an den Hof des Herzogs Eugen von Württemberg zu Karlsruhe in Schlesien." Dort machte sie in den Jahren 1826 bis 1828 die Bekanntschaft der späteren Baronin Ferdinande von Richthofen, geborenen von Kulisch, an die sie in der Folgezeit eine Anzahl von Briefen richtete, welche Freiherr Dr. B. von Maltzan veröffentlicht hat. (Berlin 1901, Verlag von Wilhelm Süsserott.) Wie nun Mosapp weiter berichtet, nahm Karoline von Schiller nach der Mutter Tode Rudolstadt zum bleibenden Wohnsitz und schuf sich dort durch die Begründung einer höheren Mädchenschule, des „Schillerinstituts", ein dauerndes Denkmal. Im Jahre 1838 wurde sie die Gattin des verwittweten Bergrats Franz Junot in Katzhütte bei Rudolstadt. Diese Verbindung wird als eine sehr glückliche geschildert, da sie auf der reinsten gegenseitigen Zuneigung beruhte. Ihren sechs Stiefkindern widmete Karoline die größte Fürsorge. Ein kurz nach dem Stuttgarter Schillerfest 1839 den beiden Gatten geborener Sohn, Felix, starb in früher Jugend. Nachdem auch bald darauf ihr der Gatte entrissen worden, lebte Karoline als Witwe nur noch der Ausübung umfangreichen Wohltuns und starb gelegentlich eines Besuches bei ihrer jüngeren Schwester Emilie zu Würzburg am 19. Dezember 1850.

Ein Brief Schillers an Stark.

Mitgeteilt von Erich Petzet in München.

Weim. 4. April 1804.

Wir haben in diesen Tagen mit Verlangen darauf gewartet, bester G. Hofrath, Sie in Weimar zu sehen. Mein ganzes Haus außer mir ist krank an dem epidemischen Hustenfieber, ich habe die Brustmittel und hustenstillenden Säfte nehmen lassen, die wir sonst in ähnlichen Fällen nach Ihrer Vorschrift mit Nutzen gebraucht, wie den Spirit. Minderer. das Sulphur o. antimon. das Extract Hyosciam, nebst den Brustkräutern, aber das Uebel ist hartnäckig und das damit verbundene Fieber fodert vielleicht noch andere Mittel. Mein ältester ist schon ziemlich hergestellt, auch mit dem Ernst bessert sichs, nur Carolinchen, welches zulezt davon angegriffen worden, ist jezt gerade am heftigsten mitgenommen, weil es vielleicht auch einen Zahn bekommt. Außer der Fieberhitze, Mangel an Schlaf und Appetit hat sich jedoch kein krampfhafter Zufall bei ihr gezeigt.

Meine Frau leidet auch sehr vom Husten, der ihr den Schlaf raubt, und wegen ihr besonders wünschte ich Ihre Gegenwart, weil sie allem Anschein nach sich schon im siebenten Monat der Schwangerschaft befindet.

Digitized by Google

Zum Glück ist sie von Krämpfen ziemlich verschont geblieben, und es hat sich keiner von den alten Nerven Zufällen gezeigt, daher ich das Beste hoffe.

Wir ersuchen Sie daher bester Hr. G. Hofrath, um Ihren gütigen Rath und Ihre Vorschrift, wenn Sie uns nicht bald selbst mit Ihrer Gegenwart erfreuen können.

Von ganzem Herzen

der Ihrige

Schiller.

Die Kenntnis des vorliegenden Briefes und die Erlaubnis, ihn zu veröffentlichen, verdanke ich der liebenswürdigen Vermittlung von Herrn Professor Dr. R. Klußmann, dem ich dafür ebenso wie dem Besitzer, Herrn Versicherungsdirektor Julius Capelle in München, meinen besten Dank ausspreche. Ist der Brief auch nicht durch seinen Inhalt bedeutend, so ist es doch eine erfreuliche Folge der Schillerfeiern dieses Jahres, wenn solche bisher verborgene Dokumente zu Schillers Leben durch diesen Anlaß der Forschung zugänglich gemacht werden. Es wäre aber auch mit Dank zu begrüßen, wenn die sicher nicht allzu zahlreichen Nachträge und Berichtigungen, die sich im Laufe der letzten 10 Jahre und namentlich in diesem Schillerjahre zu Fritz Jonas' trefflicher Briefausgabe ergeben haben, nicht bloß für eine neue Auflage des großen Sammelwerkes verwendet, sondern auch als Supplementheftchen den Besitzern der ersten Auflage gesammelt vorgelegt würden.

Die Echtheit des vorliegenden Briefes, 3 Seiten 8^{0}, steht seinem Aussehen und Inhalt wie seiner Herkunft nach wohl außer allem Zweifel. Er war von der Witwe Starks in Jena an ihre Nichte, Frl. Therese Capelle (†), geschenkt worden, von der er in die Hände des jetzigen Besitzers gelangt ist. Inhaltlich berührt er sich begreiflicherweise mit dem bereits bei Jonas (Nr. 1734) gedruckten Briefe vom 12. Dezember 1801, in dem Schiller gleichfalls seinen geschätzten Hausarzt über den in seiner Familie herrschenden Husten und die von ihm dagegen verordneten Mittel zu Rate zieht. Über die Hustenepidemie vom Jahre 1804 berichtet Schiller auch in seinen Briefen an Goethe vom 4. April (Nr. 1964) und an Körner vom 12. April 1804 (Nr. 1965), zwischen die also der neue Brief einzuschieben wäre. Aus dem Briefe an Körner ist wegen der Angaben über Lottes Zustand zu schließen, daß der Arzt unterdessen in Weimar einen Besuch gemacht hatte. Um seiner Hilfe bei der bevorstehenden Entbindung sicher zu sein, verlegte Schiller mit seiner Familie am 19. Juli seinen Aufenthalt nach Jena, wo am 25. Juli seine jüngste Tochter Emilie geboren wurde. Am 19. August kehrte er dann nach Weimar zurück.

München, im Juni 1905.

Miszelle.

Zu Schillers Brief an Paulus vom 4. September 1803.

Der bei Jonas Band 7, S. 67 (Nr. 1894) abgedruckte Brief Schillers an Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, Professor der Theologie in Jena, der mit den Worten anfängt: „Man schätzt und verehrt Sie hier so sehr, mein theurer Freund, daß man Ihre Entfernung von Jena nicht wohl ertragen kann" ... ist an und für sich ein bedeutungsvolles Zeichen der Anhänglichkeit unseres großen Dichters an die thüringische Heimat, der er einen tüchtigen Hochschul-Lehrer er-

Digitized by Google

halten möchte, gewinnt aber eine ganz besondere Beleuchtung durch die damaligen persönlichen Verhältnisse des Empfängers. Das Original des Schillerschen Briefes befindet sich nämlich mit dem übrigen amtlichen Nachlasse des Geheimen Kabinetts-rats Beyme im Königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin [Acta des Kabinets König Friedrich Wilhelms III. Gelehrte und Schriftsteller. Litt. L—Z. 1797—1806. Rep. 89. 36 B.]. Der Brief entpuppt sich als die Einlage eines Schreibens von Paulus an „den Herrn Geh. Rath Loder, gegenw. zu Drackendorf", das heißt an den im nämlichen Jahre 1802 von Jena nach Halle übergesiedelten ordentlichen Professor der Medizin Justus Christian Loder, der das Paulussche Schreiben mit Anlage jedenfalls an Beyme weiter gegeben hat. Paulus hatte damals die Absicht, Jena zu verlassen. Wagenmann sagt darüber (Allgemeine Deutsche Biographie 25, S. 287 ff.): „Seine Gesundheit wie die seiner ‚kleinen Frau' . . . schien unter den Einflüssen des Jenaer Klimas zu leiden; der Kreis der Freunde lichtete sich; die Universität drohte bei den ungünstigen Zeitverhältnissen zu veröden. Mit Freuden folgte er daher einem Ruf des Kurfürsten von Baiern nach Würzburg als ordentlicher Lehrer der Theologie an der Universität und als ‚protestantischer Landesdirectionsrath im kirchlichen Departement'". Aber ehe die Berufung nach Würzburg erfolgte, war unserem Professor noch eine zweite Aussicht auf einen neuen Wirkungskreis eröffnet worden, wie nachfolgende Zeilen an Loder beweisen:

„Theilen Sie doch, Mein Verehrter Freund, die Verlegenheit mit mir, in die mich die Inlage Meines biedern Landsmanns und alten Freundes, Schillers, wider seine Absicht versezt. Unstreitig ist dieses Draengen auf schleunigen Entschluss von mir auch eine der Irritationen, welche das Reizmittel der Kotzebueschen voreiligen Annonce gegen dessen Intention hervorbringt und die Sie sich, da Sie unsern Senatsdebatten p Ihren guten Geist so ganz entziehen, kaum sonderbar genug denken können. Die Herrn Münchner, welche durch den Würzburgischen Antrag für mich und meinen Schwager uns ganz in Beschlag genommen zu haben meinen und indessen mit der Ratification des eigentlichen Plans der protestantischen Facultaet desto unbegreiflicher zögern, haetten es nun freylich genug verschuldet, wenn ich um ihretwillen der Verlegenheit von Weimar aus, mich nicht lange aussezte. Aber aufrichtig gestehe ich Ihnen, dass ich, seit Hufeland hier war, zufrieden gewesen bin, die Münchner Zögerungen ihren eigenen Gang gehen zu sehen. Seine unveraendert warme Freundschaft für mich theilte naemlich mir am naechsten Morgen, nachdem wir zu Göschwiz beysamen gewesen waren, seinen Enthusiasmus mit für die ausgezeichnete wissenschaftliche Verbesserungen, durch welche sein (und Ihr) König gegenwaertig Halle hebt und deren so gut gewaehlte, schleunige Betreibung beweist, dass die edlen Absichten des Königs in seinem Cabinete durch einen Geschaeftsmann ausgeführt werden, wie er kaum anderswo, als im Preussischen, erwartet werden kann . . .

Hufeland foderte mich damals gegen das Ende unserer mir unvergesslichen Unterredung ausdrücklich für Halle auf und fragte mir es selbst ab, ob denn nicht die von Würzburg mir gebotenen Vortheile, die ungleichen Preise mit gerechnet, sich durch 15—1600 thlr. Gehalt in Halle balancieren lassen. Ich habe dies bejaht, und ihm, da ich sehr guter Gesinnungen der ganzen theolog. Facultaet zu Halle gegen mich gewiss bin, nicht verhehlt, daß nach so verdienten Männern, wie Noesselt, Niemeyer und Knapp ein Mitglied derselben zu seyn, jeder teutsche Theologe sich für eine Ehre achten möge." . . .

Zum Schluß bemerkt der Briefschreiber, er sehe so viel voraus, — mag es nun Halle oder Würzburg sein, das sich für ihn entscheide —, daß die Entscheidung baldmöglichst zu treffen sei, wenn sein Aufenthalt in dem bis dahin ihm günstigen Jena nicht noch mit Unannehmlichkeiten endigen solle.

Merseritz. Albert Pick.

Digitized by Google

Bibliographie.

Bücher.[1])

Neuere Schillerliteratur.

Allgemeines.

Zum 9. Mai 1905. Die Huldigung der Künste, Demetrius: Marfas Monolog, Der Epilog zu Schillers Glocke in handschriftlicher Gestalt mit einer Einleitung herausgegeben von Bernhard Suphan. (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Bernhard Suphan und Erich Schmidt. 20. Band.) Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Schiller-Album. Zum Gedächtnis des 100jährigen Todestages 1805— 9. Mai 1905. (20 Tafeln.) Dresden, Schiller-Verlag J. L. Stange. 50 Pf.

Marbacher Schillerbuch Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag herausgegeben vom schwäbischen Schillerverein. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (Zwei Auflagen.) 7.50 M.

Inhalt: 1. Wilhelm v. Humboldt über Schillers Tod [an Frau v. Staël, 25. Mai 1805]. Mitgeteilt von Erich Schmidt. — 2. Gleichen-Rußwurm Alexander von, Das Schillermuseum zu Schloß Greifenstein. — 3. Baumeister Adolf, Schillers Idee von seinem Dichterberuf. — 4. Ziegler Theobald, Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen. — 5. Walzel Oskar, Schiller und die bildende Kunst. — 6. Francke Kuno, Die innere Verwandtschaft von Naturalismus und Symbolismus. — 7. Pfister Albert von, Schiller als Kriegsmann. — 8. Harnack Otto, Schiller und Herder. — 9. Geiger Ludwig, Schiller und Diderot. — 10. Frey Adolf, Schiller-Studien (Schiller und Matthison; Zu „Wilhelm Tell"). — 11. Tell-Studien von Berthold Auerbach. Mitgeteilt von Anton Bettelheim. — 12. Kettner Gustav, Schillers Entwurf zu einem Drama „Das Schiff". (Mit einem Faksimile.) — 13. Westenholz Friedrich Freiherr von, Wallenstein und Macbeth. — 14. Kilian Eugen, Don Carlos auf der Bühne. — 15. Bartels Adolf, Schillers Theatralismus. — 16. Bulthaupt Heinrich, Schillers Balladentechnik. — 17. Litzmann Berthold, Schillers Balladendichtung. — 18. Krauß Rudolf, Friedrich Schiller in der Ludwigsburger Lateinschule. — 19. Fischer Hermann, Schiller und die Seinigen bei Hermann Kurz. — 20. Pfeiffer Berthold, Schiller in der Karlsschule. — 21. Weizsäcker Paul, Christophinens Schillerbilder. —

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1905 zu ergänzen.

Digitized by Google

22. Learned Marion Dexter, Schillers literarische Stellung in Amerika. — 23. Schneider Otto C., Schiller als Bannerträger des deutschen Gedankens in Amerika. — 24. Richter Fernande (Edna Fern), Der Schillerverein in Amerika. — 25. Wohlwill Adolf, Schubart und Schiller. — 26. Friedrich Hölderlin, aus Friedrich Vischers Vorträgen. Mitgeteilt von Robert Vischer. — 27. Wielandbriefe. Mitgeteilt und erläutert von Bernhard Seuffert. I. An Orell, Geßner & Co., 1762 April 30. — II. An einen ungenannten Adressaten über den Vertrieb des Deutschen Merkur, 1776 November 20. — III. An Bertuch oder einen anderen Weimaraner, wahrscheinlich 1790 April 12. — IV. An Gleim, 1792 April 13. — V. Wieland und seine Gattin an Frau Emilie v. Haller, 1793 September 6. — 28. Ungedruckte Briefe an Schiller. Mitgeteilt von Julius Hartmann. I. Friedrich v. Hoven. 1. 1794 Juni 28; 2. 1794 Dezember 6; 3. 1795 Februar 20; 4. 1796 Mai 14; 5. 1802 Februar 19; 6. 1803 April 8; 7. 1803 Mai 27; 8. 1804 August 3. — II. Karl Philipp Conz. 1. 1798 Juni 14; 2. 1799 Mai 18. — III. Friedrich Haug. 1. 1793 Oktober 22; 2. 1794 März 8. — IV. Ludwig Schubart. 1. 1796 März 6; 2. 1798. — 29. Von und an Schiller. Von Otto Günther. Friedrich Christian Prinz zu Schleswig-Holstein und Ernst Schimmelmann an Schiller 1791 November 27 (Faksimile); Urkunde über die Aufnahme in die deutsche Gesellschaft in Mannheim 1784 Februar 21; Dekret über die Ernennung zum Weimarischen Rat 1785 Januar 14 (Faksimile); A. Meyer an Campe und Schiller 1793 Februar 29 über deren Ernennung zu französischen Bürgern; Die Weimarische Bibliothek-Kommission an Schiller 1798 Mai 18. — Schiller an Cotta 1794 März 18 (in englischer Übersetzung [Goethe an Cotta 1823 Dezember 29, ebenfalls in englischer Übersetzung]). — Herder an Schiller. 1. 1795 Mai; 2. Undatiert, 1795 August 21 oder 22; 3. Undatiert, wahrscheinlich 1795 September 25; 4. 1796 Juli 14; 5. 1796 August; 6. 1796 August 29. — Johann Heinrich Voß an Schiller. 1. 1795 März 18; 2. 1795 Oktober 1; 3. 1796 Februar 7; 4. 1796 April 8; Eintragungen von Voß und seiner Gattin in das Stammbuch von Schillers Sohn Karl 1803 Oktober 7 (Faksimiliert). — Wieland an Schiller 1791 April 7. — Schröder an Schiller 1786 Dezember 30. — Iffland an Schiller. 1. 1798 Dezember 18; 2. 1799 Februar 26; 1804 Mai 2. — Johann Christian Reinhart an Schiller 1801 Mai 8. — Schiller wahrscheinlich an Huber 1787 November 14. — Schiller an Rochlitz 1801 Juli 8. — Wilhelm von Humboldt an Schillers Sohn Ernst über seine Briefe von und an Schiller 1829 Oktober 23. — 30. Jonas Fritz, Luise von Lengefeld. 1. An Schiller 1789 Dezember 21; 2. An Schiller 1799 Dezember 12; 3. An Lotte 1800 März 10; 4. An Ludwig Friedrich Cellarius, nach Schillers Tod. — 31. Aus dem Nachlaß von Karoline von Wolzogen. Mitgeteilt von Ernst Müller. Unter anderem ein Gebet 1774 Februar 20; Briefe von Karoline an ihren Sohn Adolf 1805 September 14; 1833 Oktober 23; David Heß an Karoline 1814 April 5; Graf von Hagen an Wilhelm von Wolzogen 1804 Oktober 27. — 32. Petersen Julius, Schillers Wittwe. Aus ihrem Briefwechsel mit Johann Friedrich Cotta: 1805 Juli 6; 1807 Juli 26; 1808 Oktober 28; 1809 Juni 2; 1810 August 10; 1821 November 5.

Zur Schillerfeier 1905. Schillerbuch. Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Inhalt: Schillers Leben von O. E. Lessing. — Das Lied von der Glocke. — Balladen. — Wilhelm Tell.

Schillergabe zum Gedächtnis an den 100. Todestag des Dichters. Zeichnungen von Ernst Liebermann. München, (C. A. Seyfried & Co.). 50 Pf.

Digitized by Google

Ältere Reden.

Schiller-Reden, gehalten von Jakob Grimm, Ludw. Doederlein, Friedrich Theod. Vischer, Aug. Stoeber, Carl Grunert, Karl Gutzkow, Karl S. Schwarz, Ernst Curtius, Ernst Guhl, Mor. Carrière, Rud. Gottschall, Wilh. Maugold, Geo. Zimmermann, nebst Goethes Epilog. Mit ‚Schiller im Tode', nach Jagemann. Ulm, H. Kerler. 2 M.

Fischer J. G., Schiller Reden. 1849 bis 1893. Herausgegeben von Hans Hofmann. Stuttgart, A. Zimmer (E. Mohrmann). 1.50 M.

Grimm Jak., Rede auf Schiller. Mit dem Bildnis Schillers von Gerhard v. Kügelgen. Hamburg 1904, Gutenberg-Verlag Dr. E. Schulze. 50 Pf.

Palleske Emil, Schillerrede. Gesprochen am 10. November 1863 in Leipzig anschließend an die letzte Feier des 50jährigen Gedenktags der Leipziger Schlacht. Stuttgart, C. Krabbe. 40 Pf.

Ausstellungskataloge.

Schiller-Ausstellung im Schillermuseum zu Marbach 1905. Druck der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Schiller-Ausstellung der kgl. Hof und Staatsbibliothek. Zum 100. Todestage des Dichters. Mit einem Faksimile seiner Handschrift. 1. und 2. Ausgabe. München. Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

Zum 9. Mai 1905. Schiller-Ausstellung im Goethe- und Schiller-Archiv. Weimar 1905.

Inhalt: Zur Einführung. — Gedenktafel der Stiftung des Schiller-Archivs. — I. Handschriften. — II. Bildliches. — Nachtrag. — III. Schillers Bibliothek. Vorbemerkung. Verzeichnis.

Katalog der Schiller-Ausstellung in den Räumen des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie veranstaltet vom Schiller-Gedenkfeierkomitee. Wien. Im Selbstverlage des Ausstellungskomitees.

Gedenkschriften und Festreden.

Friedrich Schiller. Gedenk-Schrift zur 100jährigen Wiederkehr seines Todestages, den 9. Mai 1905. Für Volk und Jugend. Gewidmet vom ‚Sächsischen Gustav-Adolf-Boten'. Dresden, F. Sturm & Co. 10 Pf.

Friedrich von Schiller. (Festschrift.) Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 20 Pf.

Schillerfeier te 's Gravenhage 1805— 9 Mei —1905. Festrede von E. F. Kossmann. Met eene Nederlandsche Schiller-Bibliographie door Wouter Nijhoff. 's Gravenhage Martinus Nijhoff.

Behlen H., Friedrich Schiller. Zum 100. Todestage. (Pädagogische Abhandlungen. 92. Heft.) Bielefeld, A. Helmich. 40 Pf.

Biese A., Wie ward Schiller, und was ist er uns noch heute? Programm. Neuwied.

Brunner Karl, Unser Schiller. Festgabe zur 100. Wiederkehr des Todestages Friedrich Schillers (9. Mai 1905), dem Volke dargeboten. Pforzheim, (O. Riecker). 50 Pf.

Burdach Konrad, Schiller-Rede. Gehalten bei der Gedächtnisfeier in der Philharmonie zu Berlin am 8. Mai 1905. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 60 Pf.

Dransfeld Hedw., Friedrich von Schiller. Lebensbild mit Proben seiner Dichtungen. Zur 100jähr. Todesfeier des Dichters der deutschen Schuljugend gewidmet. Limburg, Vereinsdruckerei. 10 Pf.

Digitized by Google

Eckart Walt., Unser Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild für Schule und Haus zum 9. Mai 1905. Leipzig, G. Wigand. 20 Pf.

Gründler Ad., Das Leben Friedrich Schillers. Zur 100jährigen Wiederkehr seines Todes dem deutschen Volke erzählt. Berlin, L. Meyer. 80 Pf. Auch in Ulrich Meyers Bücherei, 7/11. Ebenda. 1.50 M.

Festrede, gehalten von Sr. Exzellenz dem Herrn Unterrichtsminister Dr. Wilhelm Ritter von Hartel in der Akademie vom 8. Mai 1905 des Schiller-Gedenkfeier-Komitees im großen Musikvereinssaale. Druck von Rudolf Brzezowsky & Söhne in Wien.

Hevesi Ludw., Schiller—Lenau. Zwei Concordia-Reden. Wien, C. Konegen. 1 M.

Jodl Friedrich, Zwei Schillerreden. 1. und 2. Auflage. Leipzig und Wien, Akademischer Verlag.

Inhalt: Festrede, gehalten bei der volkstümlichen Schillerfeier des Wiener Volksbildungs-Vereins. 28. April 1905. — Festrede, gehalten bei der Schillerfeier der k. k. Technischen Hochschule in Wien. 6. Mai 1905.

Köster Albert, Gedächtnisrede zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Todestag am 9. Mai 1905 gesprochen von —. Leipzig, Carl Ernst Poeschel. 80 Pf.

Kottmann, Schillerbüchlein. Ein Lebens- und Charakterbild zum 9. Mai 1905. Stuttgart, Muth. 25 Pf.

Lassel Eug., Schiller als Persönlichkeit. Kronstadt, H. Zeidner. 35 Pf.

Lomberg Aug., Friedrich Schiller in seinem Leben und Wirken. Der deutschen Jugend dargestellt. Langensalza, H. Beyer & Söhne. 75 Pf.

Mehring Frz., Schiller. Ein Lebensbild für deutsche Arbeiter. Leipzig, Leipziger Buchdruckerei. 1 M.

Mosapp Herm., Friedrich Schiller. Zur 100. Wiederkehr seines Todestages für Deutschlands Jugend und Volk dargestellt . . . Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 25 Pf.

Müller Ernst, Schillers Bedeutung für die Gegenwart. Zur 100. Wiederkehr seines Todestages am 9. Mai 1905. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 320.) Prag, (J. G. Calve). 30 Pf.

Netoliczka O., Was Schiller uns sein kann. Festrede. Kronstadt, Zeidner. 50 h.

Obst J. G., Ansprache zum 100jährigen Todestage Schillers. Minden, A. Hufeland. 40 Pf.

Otto Berth., Warum feiern wir Schillers Todestag? Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 20 Pf.

Petrich Herm., Friedrich v. Schiller. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Todestage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 15 Pf.

Petrich Herm., Friedrich v. Schiller. Sein Leben und Dichten. Dem deutschen Volk und seiner Jugend erzählt. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 80 Pf.

Pöllmann P. Ansgar, O. S. B., Was ist uns Schiller? Ein Jubiläumsbeitrag. Kempten, J. Kösel. 70 Pf.

Polack Friedr., Unser Schiller, zur 100. Wiederkehr von Schillers Todestage herausgegeben von der Vereinigung der deutschen Pestalozzi-Vereine. Liegnitz, C. Seyffarth. 30 Pf.

Sakolowski Paul, Denn er war unser! Zur Schillerfeier 1905. Altenburg, (Schnuphase). 15 Pf.

Schmidt Alfr., Schiller, wie er der große Volksdichter wurde. Zur 100. Wiederkehr seines Todestages. Eine Gabe für alle Freunde des Dichters. Altenburg, Th. Unger. 30 Pf.

Scholl Carl, Zur Jahrhundert-Feier eines Halbvergessenen am 9. Mai 1905. Bamberg, Handels-Druckerei und Verlagshandlung. 1 M.

Schönbach Ant. E., Rede auf Schiller. Graz, Leuschner & Lubensky. 80 Pf.

Digitized by Google

Schröder Edw., Schiller in dem Jahrhundert nach seinem Tode. Rede. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. (Zwei Abdrücke.) 40 Pf.
Schulze Otto, Friedrich Schiller. Ein Gedenkblatt zum 9. Mai 1905. Berlin, Gerdes & Hödel. 50 Pf.
Siegemund Rich., Unser Lieblingsdichter (Friedrich v. Schiller). Der deutschen Jugend gewidmet. Dresden, Alex. Köhler Verlag. 1 M.
Smolle Leo, Friedrich Schiller. Sein Leben und Wirken. Festschrift zur Feier des 100. Todestages des Dichters. Wien, C. Daberkow. 80 Pf.
Soffé Emil, Friedrich Schiller ... Ein Gedenkblatt für die studierende Jugend. Brünn, Verlag des Zweigvereines „Brünn" der Deutschen Schillerstiftung.
Stein Erwin, Des deutschen Volkes Schillerfeier. Chemnitz, A. Becker. 40 Pf.
Tönnies Ferd., Schiller als Zeitbürger und Politiker. Berlin-Schöneberg, Verlag der ‚Hilfe'. 1 M.
Wackernell J. E., Friedrich Schiller. Seine literarische, persönliche und nationale Bedeutung. Ein Vortrag, gehalten im Kurhause zu Meran am 8. Mai 1905. Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung.
Walzel Oskar F., Friedrich Schiller. Rede zum Schillertage. Bern, A. Francke. 60 Pf.
Weddigen Otto, Den Manen Schillers. Des Dichters Leben, seine Ruhestätte und Denkmäler im deutschen Sprachgebiete. Zum 100. Todestage dem deutschen Volke in Wort und Bild vorgeführt. [Vermehrter Sonderabdruck aus Weddigens ‚Die Ruhestätten' usw.] Halle, H. Gesenius. 60 Pf.
Weltrich Richard, Schiller. Sein Vermächtnis an das deutsche Volk. Festrede zur Münchener Säkularfeier von Schillers Todestag gehalten im Odeon. München, Buchdruckerei der ‚Allgemeinen Zeitung'.
Windscheid Käthe, Schillers Bedeutung für die deutsche Nation. Vortrag. Leipzig, P. Beyer. 50 Pf.
Wohlrabe, Schillerbüchlein. Zum Gedenken der 100jähr. Wiederkehr des Todestages des Dichters. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung 80 Pf.

Biographien.

Berger Karl, Schiller. Sein Leben und seine Werke. (In 2 Bänden.) 1. Band. München, C. H. Beck. 5 M.
Bulwer E. L., Schillers Leben und Werke. Deutsch von H. Kletke. 2. Auflage. Berlin, F. Dümmlers Verlag. 1 M.
Diez Max, Schiller. Stuttgart, F. Frommann. 2 M.
Harnack Otto, Schiller. 2. und 3. verbesserte Auflage. 2 Bände. (Geisteshelden. Führende Geister. 28. 29. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co. geb. 7 M.
Könnecke Gust., Schiller. Eine Biographie in Bildern. Festschrift zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr seines Todestages am 9. Mai 1905. Vermehrte Sonderausgabe aus dem Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Mit 208 Abbildungen und einem Titelbilde. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 2.50 M.
Kühnemann Eug., Schiller. 1. und 2. Auflage. München, C. H. Beck. 6.50 M.
Lienhard Fritz, Schiller. (Die Dichtung. Herausgegeben von P. Remer. 26. Band.) Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1.50 M.
Müller Ernst, Schiller. Intimes aus seinem Leben, nebst einer Einleitung über seine Bedeutung als Dichter und einer Geschichte der Schillerverehrung. Mit 65 Bildern und 8 Faksimilen, Schriftstücken und Briefen. Berlin, A. Hofmann & Co. 6 M.

Digitized by Google

Wychgram Jak., Schiller. Volksausgabe. 1.—10. Tausend. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 3 M.

Ziegler Theod., Schiller. (Aus Natur und Geisteswelt. 74.) Leipzig, B. G. Teubner. 1 M.

Biographische Einzelheiten.

Albert Pet. P., Die Schiller von Herdern. Ein Beitrag zur 100jähr. Wiederkehr von F. Schillers Todestag. Freiburg i/B., F. E. Fehsenfeld. 2 M.

Schillers Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen und Dokumente gesammelt von Max Hecker. Erster Teil. Gesellschaft der Bibliophilen. Weimar 1904.

Mauch Theod., Schiller-Anekdoten. Charakterzüge und Anekdoten, ernste und heitere Bilder aus dem Leben F. Schillers. Stuttgart, R. Lutz. 2.50 M.

Streicher Andr., Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782/5. Neu herausgegeben von Hans Hofmann. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 134. 3. Folge Nr. 14.) Berlin, B. Behrs Verlag. 3 M.

Streicher Andr., Schillers Flucht. Mit Briefen Streichers und Auszügen aus der Autobiographie Hovens neu herausgegeben. (Das Museum herausgegeben von H. Landsberg. 1. Band.) Berlin, Pan-Verlag. 2 M.

Streicher Andr., Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782/5. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von J. Wychgram (Universal-Bibliothek Nr. 4652/3). Leipzig, Ph. Reclam jun. 40 Pf.

Makar Steffen, Die Gustel von Blasewitz. Ein Beitrag zur Schillerfeier. Würzburg, N. Philippi. 85 Pf.

Abeken Bernh. Rudolf, Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen. Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit aus Abekens Nachlaß herausgegeben von Ado. Henermann. Weimar 1904, H. Böhlaus Nachf. 4 M.

Maak F., Das Goethetheater in Lauchstädt, nebst dem von Goethe zu seiner Einweihung gedichteten Vorspiel: ‚Was wir bringen' und einem Auszuge aus der alten Badeliste von 1721 bis 1842. Ein Beitrag zum Schillerjahre 1905. Lauchstädt, D. Häcker. 1 M.

Pick Alb., Schillers Reise nach Berlin im Jahre 1804. Nach einer hinterlassenen Handschrift des Majors Seidel herausgegeben im Auftrage des Vereins für die Geschichte Berlins. Mit einem Vorwort von Geo. Voß. (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. 40. Heft.) Berlin, (E. S. Mittler & Sohn). 1.50 M.

Aus Schillers letzten Tagen. Eine ungedruckte Aufzeichnung von Karoline von Wolzogen. Zur Erinnerung an Schillers 100. Todestag veröffentlicht von H. G. Gräf. Mit einem Faksimile. Weimar. [Privatdruck.]

Kohnt Ado., Friedrich Schiller und die Frauen. Oldenburg, Schulze. 3.50 M.

Graebert Karl, Schillers Familienleben. Zum 100jähr. Todestage Schillers für das deutsche Haus. Berlin, G. Nauck. 60 Pf.

Wychgram J., H. Lange und G. Bäumer, Schiller und die Seinen. Berlin, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius). 70 Pf.

Inhalt: Wychgram, Schiller im Familien- und Freundeskreis. — Lange Helene, Schiller und seine Schwester Christophine. — Bäumer Gertrud, Schiller und Lotte.

Bär Ado., Charlotte v. Lengefeld als Freundin und Braut Schillers. Weimar, H. Böhlaus Nachf. 80 Pf.

Wychgram Jak., Charlotte von Schiller (Frauenleben. VI). Bielefeld 1904, Velhagen & Klasing. 3 M.

Schmidt Karl, Schillers Sohn Ernst. Neue Ausgabe. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Digitized by Google

Einzelgebiete seiner Wirksamkeit.

Magnus H., Schiller als Arzt. Ein medizinisch-geschichtliches Gedenkblatt an den 100jährigen Todestag Schillers [Aus: ‚Deutsche medizinische Wochenschrift']. Leipzig, G. Thieme. 1.50 M.

Hirzel Ludw., Über Schillers Beziehungen zum Altertume. Neue Ausgabe. Aarau, H. R. Sauerländer. 1.20 M.

Keller Ludw., Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. XIII. Jahrgang. 3. Stück). Berlin, Weidmann. 1.50 M.

Scheibe Alb., Schiller als Geschichtsschreiber und Politiker. Programm. Tarnowitz.

Kirchbach Wolfg., Friedrich Schiller, der Realist und Realpolitiker. Schmargendorf-Berlin, Verlag ‚Renaissance'. 1 M.

Haase Geo., Der politische Schiller. Hamburg (Holstenwall 3), Deutschnationale Buch- und Verlagsanstalt. 50 Pf.

Bellermann Ludw., Schiller als protestantischer Dichter. Vortrag. Berlin, G. Nauck. 50 Pf.

Böthlingk Arth., Schiller und das kirchliche Rom. Eine literarhistorische Studie. Frankfurt a/M., Neuer Frankfurter Verlag. 1.50 M.

Frankl Oskar, Friedrich Schiller in seinen Beziehungen zu den Juden und zum Judentum. Mährisch-Ostrau, R. Papanschek. Leipzig, Robert Hoffmann.

Draheim H., Schillers Seelenlehre. Aus seinen philosophischen Schriften zusammengestellt. Berlin 1904, Weidmann. 60 Pf.

Schilling Friedr., Schiller und seine Bedeutung für die Pädagogik der Gegenwart. Zum Gedächtnis der 100. Wiederkehr des Todestages des Dichter-Philosophen [Aus: ‚Pädagogische Studien'] (Zur Pädagogik der Gegenwart. 18. Heft). Dresden, Bleyl & Kaemmerer. 60 Pf.

Schulze-Berghof Paul, Schiller und die Kunsterzieher. Eine pädagogische Studie. Leipzig, E. Wunderlich. 2 M.

Kohut Ado., Friedrich Schiller als Humorist. Gr.-Lichterfelde, E. Eisfelt. 2 M.

Klötzer, Die Musik in Schillers Musenalmanach. Programm. Zittau 1904.

Kohut Ado., Friedrich Schiller in seinen Beziehungen zur Musik und zu Musikern. Stuttgart, Nationaler Verlag. 2.25 M.

Pfennig H., Das Deminutivum bei Schiller und seinen Zeitgenossen. Dissertation. Marburg 1904.

Kritik und Nachwirkung.

Czygan Paul, Schiller in der Beurteilung seiner Königsberger Zeitgenossen. Zum 9. Mai 1905. Königsberg, W. Koch. 1.50 M.

Ludwig Alb., Das Urteil über Schiller im 19. Jahrhundert. Eine Revision seines Prozesses. Von der Gesellschaft für Literatur und Kunst [in] Bonn gekrönte Preisschrift. Bonn, F. Cohen. 2 M.

Schiller im Urteil des 20. Jahrhunderts. Stimmen über Schillers Wirkung auf die Gegenwart. Eingeführt von Eug. Wolff. Jena, H. Costenoble. 4 M.

Schiller och Sverige. En Minnesskrift på hundrade årsdagen af skaldens död utgifven af litteraturhistoriska Seminariet i Lund. Upsala Akademiska Boktryckeriet Edv. Berling.

Inhalt: Wrangel E., Schiller och Sverige. — Nilsson Albert, Schillers inflytande på Tegnér och Tegnérs samtida. — Borelius Hilma, Geijer och Schiller.

Digitized by Google

Briefe.

Schiller Friedr. v., Ausgewählte Briefe. 1. Band. Ausgewählt und eingeleitet von Eug. Kühnemann (Hausbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 12. Band). Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter Gedächtnis-Stiftung. 1 M.

Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen. Mit Erläuterungen von Hans Schulz. Jena, E. Diederichs. 3 M.

Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte. 1788—1805. Herausgegeben und erläutert von Wilh. Fielitz (5. Auflage). 3 Bände. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Je 1 M.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Mit Einführung von Houston Stewart Chamberlain. 2 Bände. Jena, E. Diederichs. 6 M.

Werke.

Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe. Herausgegeben von Edu. v. d. Hellen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Je 1.20.

2. Band. Gedichte II. Erzählungen. Mit Einleitungen und Anmerkungen von E. v. d. Hellen und Rich. Weißenfels.

3. Band. Die Räuber. Fiesco. Kabale und Liebe. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Erich Schmidt.

5. Band. Wallenstein. Mit Einleitung und Anmerkungen von Jakob Minor.

6. Band. Maria Stuart. Die Jungfrau von Orleans. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Jul. Petersen (1904).

8. Band. Dramatischer Nachlaß. Bearbeitet von Gust. Kettner.

9. 10. Band. Übersetzungen. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Alb. Köster (1904).

11. 12. Band. Philosophische Schriften. Mit Einleitung und Anmerkungen von Osk. Walzel.

13. 14. 15. Band. Historische Schriften. Mit Einleitung und Anmerkungen von Rich. Fester (1904/5).

16. Band. Vermischte Schriften. Mit Einleitung und Anmerkungen von Jul. Petersen.

Schillers Werke. Illustrierte Volks-Ausgabe mit reich illustrierter Biographie von H. Kraeger. (In 60 Lieferungen.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Je 30 Pf.

Anthologien.

Schiller-Spruchbüchlein. Karlsruhe, Friedr. Gutsch. 60 Pf.

Bojanowski Eleonore v., Schiller-Gedenkbuch. Weimar, H. Böhlaus Nachf. 3.60 M.

Lemp Eleon., Schillers Welt- und Lebensanschauung in Aussprüchen aus seinen Werken und Briefen. Mit einem Geleitwort von J. Wychgram. Frankfurt a/M., M. Diesterweg. 3 M.

Oswald Hugo, Schiller Brevier. Berlin, Schuster & Loeffler. 3 M.

Schläger Friedr., Schillerworte. Zum 9. Mai 1905 . . aus Schillers Dramen der deutschen Jugend und dem deutschen Volke dargeboten. Gießen, E. Roth. 50 Pf.

Digitized by Google

Gedichte.

Schiller Frdr. v., Ausgewählte Gedichte (Wiesbadener Volksbücher. 63. Band). Wiesbaden, Heinr. Staadt. 30 Pf.

Gedichte. (Auswahl.) Für den Schulgebrauch herausgegeben von Friedr. Bachmann. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, G. Freytag. 1 M.

Schillers Gedichte. (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Richard Weißenfels.) (Pantheon-Ausgabe. 13./14. Band.) Berlin (1904), S. Fischers Verlag. 3 M.

Schiller Frdr. v., Philosophische Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Eug. Kühnemann (Handbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 11. Band). Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter Gedächtnis-Stiftung. 1 M.

Lang Helene, Schillers philosophische Gedichte. Eine Einführung in ihre Grundgedanken. 2. durchgearbeitete Auflage. Berlin, L. Oehmigkes Verlag. 1.60 M.

Schillers Balladen (Volksbücher der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 3. Heft). Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 20 Pf.

Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Fed. v. Zobeltitz (Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten. Nr. 5). Berlin, E. Frensdorff. 4 M.

Schillers ältestes Gedicht in unbekannter Fassung. Abschrift von Schwester Christophine. Zum 9. Mai 1905 dargebracht von Georg Witkowski. Faksimile. Vgl. oben S. 230.

Drama.

Festgabe zur Münchener Schillerfeier 1905, gewidmet von Münchener Bürgern. Sieben Theaterzettel der ältesten nachweisbaren Aufführungen von Schillers Jugenddramen in München beim Faberbräu in der Sendlingergasse. Herausgegeben von Karl Trautmann. München, (C. A. Seyfried & Co.). gr. 4°. 1 M.

Bellermann Ludw., Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis. 3 Teile. 3. Auflage. Berlin, Weidmann. Je 6 M.

Dramatische Dichtungen. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe.) Leipzig, Insel-Verlag.

1. Band. Herausgegeben von Max Hecker. 4 M.

Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781. Im Faksimile-Neudruck nebst der unterdrückten ursprünglichen Fassung und einem literarhistorisch-kritischen Anhang herausgegeben von Carl Schüddekopf. Leipzig, Adolf Weigel. 20 M.

Die Räuber. Schauspiel. Für den Schulgebrauch und Selbstunterricht herausgegeben von G. Frick (Deutsche Schulausgaben herausgegeben von Gaudig und Frick). Leipzig, B. G. Teubner. 60 Pf.

Lühring H., Die Theaterbearbeitungen der ‚Räuber'. Dissertation. Greifswald 1904.

Schiller, Don Karlos. Trauerspiel in 5 Akten. Mit Benutzung der älteren Ausgaben für die Aufführung eingerichtet von Eug. Kilian (Universal-Bibliothek Nr. 4569). Leipzig (1904), Ph. Reclam jun. 20 Pf.

Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Edm. Castle (Graefers Schulausgaben. 30. 31. Heft). Wien 1904, E. Graefer & Co. 1 M.

Stoffel J., Maria Stuart. Ein Trauerspiel von F. v. Schiller (Deutsche Dramen und epische Dichtungen, für den Schulgebrauch erläutert. XI). Langensalza, H. Beyer & Söhne. 80 Pf.

Fiaschi T., La Maria Stuarda di Vittorio Alfieri e quella di Federico Schiller. Grosseto, tip. dell' Ombrone.

Digitized by Google

Scheid Nik., S. J., Schillers Jungfrau von Orleans. Hat sie der Dichter in seiner ‚romantischen Tragödie' als Heilige dargestellt? (Frankfurter Zeitgemäße Broschüren ... Neue Folge herausgegeben von Joh. Mich. Raich. Band XXVI. Heft 9). Hamm i/W., Breer & Thiemann.

Curti Theodor, Schillers Freiheitsdichtung Wilhelm Tell. Festvortrag, gehalten bei der Schillerfeier des Frankfurter Demokratischen Vereins den 6. Mai 1905. Frankfurt a/M., Neuer Frankfurter Verlag.

Quellensammlung zu Schillers Wilhelm Tell. (Von Edm. v. Sallwürk.) Karlsruhe (1904), F. Gutsch. 50 Pf.

Prosaschriften.

Schiller Frdr., Das Avertissement zur rheinischen Thalia von 11. November 1784. Neudruck nach dem Original der kgl. Landesbibliothek Stuttgart. Leipzig, J. Zeitler. 4 M.

Funk Geo., Erläuterungen zu Schillers Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung (W. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 101. und 102. Bändchen). Leipzig (1904), H. Beyer. 80 Pf.

Schiller Friedr., Ästhetische Erziehung. Ausgewählt und eingeleitet von Alex. v. Gleichen-Rußwurm (Erzieher zur deutschen Bildung. 4. Band). Jena, E. Diederichs. 2 M.

Roelting B., Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschen. Vortrag. Riga, Jonck & Poliewsky. 80 Pf.

Berichtigungen.

Band 12, S. 93, Z. 9 lies: Minas statt Minus.
Band 12, S. 138, Z. 10 ist „nicht" hinter „augenscheinlich" zu streichen.

Mit Ausnahme von Petzets Artikel und der Bibliographie, in der Handschrift abgeschlossen am 15. März, im Satz abgeschlossen am 15. Juni 1905.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Digitized by Google

Stiliſtiſche Unterſuchungen zu Schiller.

Von Albert Fries in Berlin.

Bei den folgenden Darlegungen iſt es nicht etwa meine Abſicht, eine erſchöpfende Analyſe von Schillers Stil zu geben, ſondern nur, einige Beobachtungen zuſammenzuſtellen, und zwar handelt es ſich hier hauptſächlich um den Stil des gereiften Schiller. Später wird es mir eine verlockende Aufgabe ſein, zu zeigen, wie von den Jugendprodukten doch zahlreiche Fäden zu der Poeſie der letzten Periode hinüberſpielen. Vor allem iſt es mir darum zu tun, zu zeigen, wie in einzelnen ſtiliſtiſchen Erſcheinungen die Perſönlichkeit des Dichters ſich ſpiegelt. So ſoll die Zuſammenſtellung von Lieblingsworten und -wendungen keine trockene lexikaliſche Sammlung ſein, ſondern vor allem ſolche Ausdrücke aufreihen, über denen die Wärme des Dichter-Ichs brütet, die ſozuſagen Schillerſche Züge angenommen haben und durch die etwas Tieferes hindurchſchimmert: gewiſſe Urvorſtellungen, Urbilder, die, wie ungeformte Moneren oder Flutgewächſe, tief am Meeresgrunde der Dichterphantaſie wurzeln und die wir ans Tageslicht ziehen möchten, — gewiſſe Lieblingsbilder und -anſchauungen, die, zum Teil von der Jugend her, dauernd in ihm wohnen und wie ewige Sterne am Himmel ſeines Mikrokosmus ſtehen.[1])

Man hat vielleicht noch zu wenig Gewicht auf das Einzelne der dichteriſchen Ausdrucksweiſe gelegt; auch das Kleinſte iſt wichtig, und ich geſtehe, daß es mich ganz beſonders reizt, „ein verkrochenes Wieſenblümchen zu brechen, nach dem andere ſich nicht bücken würden", wie Jakob Grimm einmal ſagt.

---

[1]) Ich zitiere nach der hiſtoriſch-kritiſchen Ausgabe. Die Abkürzungen: W. Tod = Wallenſteins Tod, St. = Maria Stuart, Orl. = Jungfrau von Orleans u. a. m., wird jeder ſogleich verſtehen.

Digitized by Google

Hier, wie gesagt, nur einzelne Beobachtungen, die aber bald ihre Fortführung und weitere Ausgestaltung finden werden.[1])

Einiges zur Wortstellung in den poetischen Werken.

Die idealistisch anmutende Voranstellung des Genetivs, die bei allen Dichtern, besonders häufig aber bei Schiller vorkommt, zeigt sich auch in seiner Prosa; z. B.: 10, 381, 16: der Ehre zarte Stimme; 383, 17: der Notwendigkeit strenge Stimme; 9, 87, 19: in seines Erwerbes friedlichem Besitz; 220, 8: mit des Beispiels stiller Gewalt; 225 Asiens Begierden; 87, 17: Asiens Reben. Öfter werden zwei Genetive dem Substantiv vorgespannt, Picc. 1049: Des Hungers und der Seuchen Wut; Orl. 2358: Der Länder und der Könige Geschick. Gern leiht er bei genetivischen Verbindungen dem Substantiv ein Epitheton; ja besonders liebt er es, beiden, dem vorangestellten Genetiv und auch dem nachstehenden Substantiv, ein Epitheton anzuschirren, so daß eine gewisse pomphafte, strahlende Fülle (manchmal freilich auch eine pathetische Überfülle) entsteht. Stuart 3572: „Der hohen Schönheit göttliche Gewalt." Orl. 2300: „Mit süßer Rede schmeichlerischem Ton" (2320: des schönen Lorbeers frisch gebrochener Zweig). An Goethe: Des falschen Anstands prunkende Geberden.[2]) In dem vorgeschobenen Genetiv ist oft ein stolzer, fürstlicher Klang. Orl. 3424: „Ich, meines Landes Retterin, Des höchsten Gottes Kriegerin." Viel prosaischer 3425: Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes! — Vgl. noch Stuart 2340: Der Priester Zungen und der Völker Schwert, Des frommen Wahnsinns fürchterliche Waffen.

Idealistisch wirkt übrigens auch die Voranstellung des persönlichen Pronomens. Sais: Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe. Habsb.: Ihm glänzte die Locke silberweiß. — Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß. W. Tod 2485: Ihn hält in Schranken nur das .... Gesetz. St. 1138: Ihn hat des Herzens heiße Ungeduld nicht in Paris gelassen.

Öfters, besonders im Wallenstein, weiß er durch Zurückschiebung (Nachstellung) wichtiger Worte Steigerung und Abwechslung herbeizuführen. Im Wallenstein schiebt er gern ein Adverb und dergleichen, das in die Mitte gehört, an den Schluß, vorher interpungierend, so daß die Rede, statt einförmig an der Spule hinabzulaufen, etwas Krauses und Abwechslungsvolles erhält: organische Gliederung, stufenhaftes Ansteigen und stellenweise, besonders wo es sich um militärische

[1]) Vgl. meine Schiller-Aufsätze in M. Kochs „Studien" 5, Sonderheft; im „Pädagog. Archiv" 47, 7 und in der „Hochschule" 1905.

[2]) Sein Nachstammler Körner schwelgt in solchen Figuren.

Digitized by Google

Einschärfung handelt, einen verstärkten Nachdruck, ein scharfes Schlagaufschlag.

Picc. 898: Parole müssen sie mir geben, eidlich, schriftlich, Sich meinem Dienst zu weihen unbedingt. Tod 2093: Sie sollen sich zurückzieh'n augenblicks; 1578: Laß Tiefenbach ablösen unverzüglich, 3186: kannst du uns aus der Festung bringen unentdeckt? (Vgl. Orl. 4142: Daß ihr die Stadt verlasset ungekränkt.) Picc. 157: Ich mußt' auch abzieh'n, unverrichteter Ding'. — Organisch steigerungsvoll besonders Tod 875: Weil ich sie achte, liebe, euch und andern Vorziehe, sichtbarlich, wie sie's verdienen. — Picc. 170: mich unter Den Schranzen stehen lassen stundenlang; vgl. W. Tod 952: Wenn man Vernunft gesprochen stundenlang. (Picc. 64: Will selber mein Kassier sein künftighin; vgl. 1270: Das wird auch anders werden künftighin.) Auch sonst gelegentlich; etwa im Tell 2073: Ich folge nach sogleich, u. a.[1])

Eine gewisse leise an den Bibelstil gemahnende Großheit zeigt sich unter anderem darin, daß er sehr häufig einen Satz mit „es" beginnen läßt. Hauptbeispiel der echt Schillerische Vers W. Tod 3652: „Es darf der Jugendfreund sich was erlauben." Ebd. 1898: „Es kann der Mensch dem Menschen hier nichts gelten." Picc. 1829: „Es ist der Krieg ein roh, gewaltsam Handwerk." Picc. 456: „Es braucht der Feldherr jedes Große der Natur."

Syntaktische Beobachtungen, besonders zu der Prosa.

Parallelismus. Chiasmus.

Prickelnde Würze verleihen seiner historischen und ästhetischen Prosa die kunstreich durchgeführten Parallelismen und Chiasmen. Zum Parallelismus, der im Altertum beliebt ist, Schiller aber wohl durch die Franzosen vermittelt wurde, einige Beispiele:

10, 358: Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urteilen, selbstflüchtig, ohne er selbst zu sein, ungebunden ohne frei zu sein, Sklave ohne zu dienen. 7, 82, 11: weich und bildsam genug, um in alle Formen zu schmelzen („schmelzen" ein Lieblingswort schon von der ersten Periode her); bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen; 9, 226, 2: Ernährt in der Verwirrung, zehrt er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht schwindet er weg in dem Lichte.

10, 466, 2: „Der elegische Dichter sucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht bloß in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Übereinstimmung mit Ideen, nicht bloß in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfnis." Und vor allem in dem ausdrucksvollen Satz 10, 115, 21: „Würde allein ist ihm Bürge, daß nicht das Bedürfnis zu ihm nötigte, sondern daß die Freiheit ihn wählte — daß man ihn nicht als Sache begehrt, sondern als Person hochschätzt."[2]) Man beachte die genaue

[1]) Kleist, Homburg, V, 3: In mein Gemach zu treten, ungemeldet, V, 9: Auch nicht das Schwert mehr zückte, ungerufen; vgl. V, 5: Daß er auf Wrangel stürzte, unbeordert.

[2]) Auch der Sperrdruck erhöht die Wirkung. Schiller liebt den Sperrdruck, den Goethe meidet; charakteristisch genug für das Gespannte, Akzentuierte, Bohrende

Digitized by Google

Entsprechung der Subjekte und Prädikate. Wie steigert sich ihre Wucht dadurch, daß sie so nahe aneinander gedrängt sind: Sache begehrt — Person hochschätzt. Als legte man lauter schwere Gewichte nacheinander auf die Wagschale. Und wie edel das Ethos dieser ganzen Periode! Die abstrakten Begriffe erscheinen wie selbständig handelnde Personen. — „Daß die Freiheit ihn wählte!“ Welch edles Gewähren und Hinneigen! — Eine gewisse Verfliegenheit, besser: Gefliegenheit des Ausdrucks hebt den Gedanken gewissermaßen auf den Kothurn; er schreitet hoch daher! Welche Großheit, gepaart mit luftdichter Gedrungenheit. Etwas Hochtoniges hat der ganze Satz, eine eindringliche Lauterhöhung, aber es sind sozusagen verstärkte geistige Akzente — etwas Potenziertes.

Verwandt sind die zahlreichen eleganten Chiasmen, die seiner Prosa einen eigenen urbanen Reiz, eine kräuselnde, schaukelnde Bewegung verleihen. Bemerkt sei übrigens, daß Schillers Prosa gegen Ende seines Lebens einfacher, schmuckloser, ruhiger wird, so z. B. in dem Aufsatz: Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen 2c. — Einige wirkungsvolle Chiasmen seien hier erwähnt:

9, 225, 16: Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige; die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerschöpfliche Rüstkammer u. s. w. 9, 247, 26: leistete den arabischen Korsaren im Süden und im Westen den Normännern Widerstand. 10, 319, 20: soviel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichtum; 10, 334, 7: die schmelzende Schönheit sei für ein angespanntes Gemüt und für ein abgespanntes die energische. 10, 509, 9: welche ohne zu arbeiten tätig ist und idealisieren kann, ohne zu schwärmen. — Oft ist der Chiasmus besonders wirksam dadurch, daß ein Satzglied in beiden Hälften wiederkehrt, so daß wir gewissermaßen die Gleichung der mittleren Proportionale $\frac{a}{b} = \frac{b}{c}$ oder $\frac{b}{a} = \frac{c}{b}$ haben; erstere z. B. 9, 84, 6: Für ihn arbeiten alle Köpfe, alle Köpfe arbeiten gegen den Brotgelehrten (der Chiasmus dient hier zum Ausdruck des Kontrastes, der mit einem gewissen überlegenen, mitleidigen Lächeln dargelegt wird), letztere in dem auffallenden Chiasmus 9, 90, 10: An der Weichsel kraftlos und elend durch seine Zwietracht, jenseits der Pyrenäen durch seine Ruhe kraftlos und elend. Vgl. noch 9, 82, 3.

Lieblich und grausig können diese Chiasmen wirken; für jedes hier ein Beispiel. 10, 104, 19: „Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die Grazie.“ Etwas Liebreizendes, Benustes bezaubert uns darin (wie manchmal bei Schiller eine gewisse französierende Anmut: „Die Grazie ist meine schöne Gabe“ — oder „der Franke nur weiß Zierliches zu sagen.“) Offenbar will Schiller den Zauber der Grazie durch die liebliche, biegsame, kokette Wortstellung versinnlichen und bewähren! — Und wie grausig wiederum die unerbittlichen Chiasmenknäuel, die — die Inquisition schildernd — mit ihren unentrinnbar uns umschnürenden Schlingen, mit ihren umwindenden Schlangenspiralen uns zu erwürgen drohen:

in Schillers Denken, wie im Umgekehrten Goethes gleichmäßige abgeklärte Ruhe sich spiegelt!

Digitized by Google

7, 70: Schändung der Vernunft und Mord der Geiſter heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge ſind Schrecken und Schande. Jede Leidenſchaft ſteht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbſt die Einſamkeit iſt nicht einſam für ſie; die Furcht ihrer Allgewalt hält ſelbſt in den Tiefen der Seele die Freiheit gefeſſelt. Alle Inſtinkte hat ſie herabgeſtürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Menſch achtet. Alle Anſprüche an ſeine Gattung waren für [ihn] verſcherzt." (Man ſehe, wie formlos dagegen die Stelle in der anderen Verſion lautet! 7, 70 Text.)

Wie grauſenvoll iſt hier die dumpfe Angſt und Grabesöde, die jene Geiſteshenker um ſich verbreiteten, ausgemalt — etwas Furchtbares, Schweigengebietendes, ſchwarze Flügel Ausbreitendes brütet über der ganzen Stelle, und etwas tückiſch Lauerndes. — Und ich mache dabei noch auf eins aufmerkſam: Bei ſolchen finſteren Charakteriſtiken ſetzt er gern mit einem dumpfen Baßton, mit ſchweren Trochäen, mit wuchtender Hebungsſylbe ein: „Schändung . . Mord der Geiſter . ." Welche wuchtvollen Subſtantiva, meiſt mit Hebung einſetzend. „Jede Leidenſchaft. Alle Inſtinkte. Alle Anſprüche. —" So ſetzt er auch ſonſt bei Schilderungen finſterer, abgeſchloſſener Charaktere und dergleichen gern mit ſchweren Tonſylben ein. Wenn er etwa Philipps Seele zu malen anhebt: „Freude und Wohlwollen fehlten in dieſem Gemüte. Jene verſagte ihm ꝛc. (7, 64; wieviel ſchwächer wäre etwa: „Es fehlte dieſem Gemüte an ꝛc.") Vgl. 7, 72, 5: „Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild getragen." Strenger, furchtbarer Einſatz mit ſtarrer, ſteiler Hebung. Ein andermal ſetzt er, um das verſchloſſene hochmütige Weſen des ſelbſtſicheren Weltmanns zu ſchildern, mit gleichſam ſtolz aufgeblähten anſpruchsvollen Trochäen ein (10, 286, 21): „Stolze Selbſtgenügſamkeit zieht das Herz des Weltmanns zuſammen." Vgl. 7, 100, 23: Tage und Nächte, ſchlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringes ꝛc.

Ein ſolcher oft onomatopoetiſch wirkſamer Rhythmus der Proſa müßte viel mehr beobachtet werden — z. B. in den letzten äſthetiſchen Briefen. Auch ſchon in den Jugendwerken; ſo ſind mir immer zwei Stellen im „Fiesko" merkwürdig geweſen, wo das Aneinanderſtoßen zweier ſtarker Sylben drangvoll wirkt; 3, 126, 5: „Höre, wenn du mich kalt würgteſt, Fiesko?" rannt Julie dem Angebeteten dämoniſch zu. Es iſt etwas haſtig Anpackendes, Zuſchnürendes in dieſem ſynkopiſchen (die Senkung ausſchließenden) Rhythmus: zwiſchen „kalt" und „würgteſt" iſt keine Luft übrig, ſo wie dem Gewürgten kein Atem bleibt; „kalt erwürgteſt" wäre nicht ſo ſtark, ſo heiß, ſo drängend. Verwandt iſt 3, 146, 23: Fiesko bleibt unerbittlich bei ſeinem Entſchluß, den um Gnade bittenden Mohren hinrichten zu laſſen. „Auf Mordbrennereien ſteht der Strick, führt ihn gleich ab, hängt ihn am Kirchtor auf." Schon der ſcharfe, ſchroffe, ſpitze Satzſchluß „der Strick" hat etwas Scharfanpackendes, Schneidendes, und dann dies „gleich ab" — zwei ſtarke Sylben ohne Senkung dazwiſchen — keinen Augenblick Friſt: Schnell an den Galgen! Ein drang- und zwangvoller Tonfall.

Digitized by Google

Einzelheiten, beſonders zum Tonfall der Proſa.

Zu der herrlichen Schilderung der Inquiſition (ſiehe oben), die übrigens ein treffliches Memorierſtück abgäbe, noch eine Bemerkung. Schiller ſtellt gelegentlich mit einer gewiſſen wähleriſchen Eleganz (die dem Schüler der Franzoſen in ſeiner Proſa überhaupt eigen iſt) das Subjekt hinter das Objekt und ähnliche Satzteile; von der Inquiſition heißt es (7, 71): „ihre Opfer kann kein Schickſal ihr unterſchlagen“ (man beachte, daß es in der anderen Verſion heißt, 71, 9: „kein Schickſal konnte ſeine Opfer ihm unterſchlagen“). 9, 225, 28: ſeinesgleichen hatte kein Weltalter noch geſehen (durch das vorangeſtellte „ſeinesgleichen“ wird das akzentſtarke Subjekt wirkſam vorbereitet; 7, 82, 14: „Menſchen zu durchſchauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meiſter als Wilhelm“ (obgleich auch in dem Vorhergehenden nur von ihm die Rede iſt); man wird an chiaſtiſche Wirkungen erinnert. 7, 12, 5: Aber einen Verräter gab ihr in dieſem neuen Landesvater das Schickſal (hier ſoll ſich auch „Verräter“ als das wichtigſte Wort vorandrängen); 7, 12, 15: „Hartnäckig und ungewiß ringt mit dem Deſpotismus die Freiheit“; gewählter, graziöſer als: „die Freiheit mit dem Deſpotismus“ — gewiſſermaßen ein elegantes Kreuzen der Klingen zwiſchen Freiheit und Knechtſchaft. Beide Stellen zeigen übrigens eine Hinneigung zum Rhythmus des Hexameters (den ich z. B. in den äſthetiſchen Briefen noch des öfteren nachweiſen werde).

Gern beginnt er einen Satz mit ſtarktonigem Adjektiv und angehängtem „zwar“, dem ein neues Adjektiv folgt; 8, 4, 20: Schrecklich zwar und verderblich war die Wirkung; 10, 471, 14: Bunt zwar und prangend wie der Frühling . . iſt ſeine Dichtung. Appoſitionelle Abſatzſchlüſſe liebt er wie (9, 296, 20): Bald hatte die Religion [die geiſtreichen Leute] gewonnen, eine unſtreitig glänzendere Majorität als der Vorteil der Menge ꝛc.; 9, 226, 21: Seine Menſchheit und [Freiheit] bringt er mit — eine unendlich wichtigere Erwerbung als die Schlüſſel Jeruſalems.[1]) So liebt er übrigens (wie er einſt in den Jugendgedichten eine Strophe gern mit einem durch ſpannungerweckenden Gedankenſtrich eingeleiteten Satzglied effekthaſchend abſchloß) in der Proſa einen Abſatz mit einer durch Gedankenſtrich ein-

[1]) Vgl. etwa 10, 489, 6: Erreichen zwar dürfte er ſeine Muſter ſchwerlich (viel künſtleriſcher, belebter, als wenn es hieße: „Zwar wird er . . ſchwerlich erreichen.“ Man hört in Schillers Verſion den Tonfall der geſprochenen Rede heraus. Zu „dürfte“ bemerk' ich, daß das vornehm beſcheidene „möchte, dürfte“ bei philoſophiſchen Darlegungen, das auch Plato und Ariſtoteles lieben (ἄν εἴη), in den äſthetiſchen Schriften ſehr häufig iſt. — Vgl. noch 10, 315, 5: Der Gedanke zwar darf ihr entfliehen ꝛc.

Digitized by Google

geleiteten Phrase abzuschließen, z. B. Niederl. 7, 68: „— ein Entwurf, woran schon ꝛc.“ 7, 11, 1: „— Der erleuchtete Geist ꝛc.“ 7, 9, 24: „— Philipp II. . . im Kampfe . ., den er nicht endigen kann.“ Vgl. 7, 72, 22 f. und 10, 136, 27; 294, 13; 303, 15; 347, 32; 507, 23.

Liebhabereien.

Eine gewisse erhabene rhetorische Abrundung, ein eigenartiges Schillertum erklingt in anaphorischen Satzfluchten, durch die das Wort „alle“ oder „keine“ hindurchläuft.

9, 84, 6: Für ihn arbeiten alle Köpfe, alle Köpfe arbeiten gegen den Brotgelehrten. 7, 70: Alle Instinkte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch achtet. Alle Ansprüche auf eine Gattung ꝛc. 7, 75, 11: Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig . . . Alle durch den Geist der Gemeinsamkeit aneinandergezogen, und auseinandergeworfen durch Furcht. Alle Grundsäulen . . . umgerissen, wo Geselligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer ist. — Id. und Leben: Alle Pfade, die zum Leben führen, Alle führen zum gewissen Grab . . . Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen . . . Ausgeschlossen hat sie jeden Zeugen ꝛc. (Eleus. F.: Alle kommen, alle legen Hände an.) Id. und Leben: Keine Schmerzerinnerung entweihe Diese Freistatt, keine Reue, Keine Sorge, keiner Träne Spur (ein weihevolles Ausschließen, es ist wie wenn in einer Kirche von Altar und Bildern mit leiser Hand aller Staub weggewischt wird.) Vgl. Konfucius: Keine Ungeduld bestügelt Ihren Schritt. Keine Furcht, kein Zweifel zügelt Ihren Lauf . . . Keine Reu, kein Zauberfegen.

Er substantiviert gern verbale Begriffe; so sagt er auffallend häufig Flüchtling statt: der da geflohen ist oder dergleichen, Fremdling statt: der fremd ist, „Führer“ statt: der mich leitet oder dergleichen (meist ist poetische Personifikation dabei im Spiel).

10, 302, 29: und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen (vgl. 4, 263, 26: weil er ihm [dem Glauben] als ein Flüchtling entsprungen ist). M. des Gesanges: ruft den Flüchtling der Gesang zurück. Vgl. W. d. Frauen: Winken die Frauen den Flüchtling zurücke; 10, 362, 12: um den Flüchtling zurückzuholen [den Menschen, aus der Sinnenwelt]. M. des Gesanges: da beugt sich [alles] dem Fremdling aus der andern Welt. Künstler: Der erhabne Fremdling, der Gedanke. 10, 374, 28: Nur ein Fremdling im schönen Umgang; vgl. 10, 449, 30; 10, 230, 10. Schon im Carlos (III, 13 ursprünglich): Nicht in der Vatersorge . . . Kreis erscheine der gekrönte Fremdling (das heißt: der König, der hier nichts zu suchen hat). — 9, 81, 15: so entläßt er seine Führerinnen (die Brotwissenschaften). An einen Weltverbesserer: Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht. 10, 410, 33: [die Liebe veredelt]. Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer, wenn man nicht durch einen bessern gesichert ist (vgl. 10, 302, 13: wage dich nicht eher in ihre Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist). 10, 504, 6: will [er] an seiner Natur keine schlechtere Führerin haben; vgl. 6, 323, 11: daß ein [solcher] Geschmack bei seinen Produkten ein treuer . . . Führer [war]. Schon im Geisterseher, 4, 267, 4: durch eine verdammliche Philosophie und durch Sitten, welche einer solchen Führerin würdig waren. Vgl. etwa noch 10, 120, 24: kennt die schöne Seele kein süßeres Glück als das Heilige in sich außer sich nachgeahmt zu sehen, und in der Sinnen-

Digitized by Google

welt ihren unsterblichen Freund zu umarmen; 10, 129, 12: eine Kraft, die [nichts] erleidet, wenn auch ihr sinnlicher Gefährte ... erliegen sollte (vgl. auch das Jugendgedicht „An einen Moralisten": Zwingt doch der irdische Gefährte den Geist ꝛc.) 10, 437, 7: daß das Herz an dem Kopf einen zu schwachen Gegner gehabt habe. 7, 78, 28: wo er ein Fremdling war [und] sein despotischer Geist an den Gesetzen ... so ungestüme Erinnerer fand. 10, 291, 17: der Geist wird ein Fremdling in die Sinnenwelt; 336, 26: Verstand zum Führer nehmen.

Verwandt ist die Vorliebe für das Wort „Raub" (14, 11, 10: er soll kein Raub der Ereignisse sein; 14, 5, 1: er ist ihr Raub. Sehnsucht: Werden keines Winters Raub; vgl. An die Freunde: Wird die Myrte unsers Winters Raub) oder „Zeuge" (14, 8, 3: ohne diesen beharrlichen Zeugen der Handlung; Erwartung: Sie flieht des Strahles unbescheidnen Zeugen; Id. und Leben: Ausgeschlossen hat es jeden Zeugen Irdischer Bedürftigkeit). —

Beiläufig eins: Aus den Jugendjahren stammt folgende Liebhaberei: Er glaubt sinnfälliger zu wirken, wenn er bei Kompositen (wie durchbohren, durchschauen ꝛc.), das Stammwort von der Präposition trennt und so, obgleich er die Präposition beibehält, auch das kräftige Simplex für sich auswertet. Das Kompositum erscheint ihm zu abgegriffen, zu verblaßt.[1]) III, 127: O ich bohre durchs Herz meins Geschlechts (statt: durchbohre). 7, 83: Philipp schaute schnell und tief in einen Charakter (statt: durchschaute; vgl. 10, 380, 27: schaut in die Seele). Carlos 4664: fliegt durch mein Herz. Vgl. Fiesko IV, 14: fliegt durch die Seele Fieskos.

Lieblingsausdrücke.

Ich gebe nun eine Zusammenstellung von Lieblingswörtern und -wendungen, die mir für die Gedanken- und Vorstellungswelt des Dichters von Bedeutung zu sein scheinen und die, wie gesagt, wenigstens zum Teil auf gewisse immanente Urvorstellungen deuten.

Zuerst mehr bildliche Ausdrücke:

Eine Lieblingsvorstellung ist diese: ein Ding entzündet sich an dem anderen (besonders an einer Flamme) oder erwärmt sich daran.

8, 16, 15: an diesen [Zwietrachtskeimen] entzündete sich auch der Krieg. Ord. 2812: Fortzündet an dem Brande sich der Brand. H. d. Künste 112: Wie die Flamme nie verarmet, Zündet sich an ihrem Feuer Eine andre wachsend fort. 10, 289, 13: das Feuer, an dem das Herz sich erwärmen und die Phantasie sich entzünden sollen. 10, 451, 1: die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nährt. Sänger d. Vorw.: An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle, An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut. 9, 116, 27: Das Vertrauen ist die Flamme, an der [er] alle Tugenden und Kräfte .... entzünden [kann]. Epigr. „Das Belebende": Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich Neues ... an. Die deutsche Muse: Sie entfaltete die Blume

[1]) Man weiß, daß andere Dichter, übrigens auch Schiller selbst, oft das umgekehrte Verfahren einschlagen. Kleist: dem Schild aufdonnern, und dergleichen.

Digitized by Google

nicht am Strahl der Fürstengunst. Punschlied: An des warmen Strahles Kräften Zeugt Natur den goldnen Wein. — Und auch sonst finden wir diese sinnige Anwendung der Präposition an, die etwas Sinnfälliges, die Phantasie Anregendes, fein auf den geistigen Tastsinn Einwirkendes hat. „Glück“ 61: es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab. Gern sagt er: „an etwas bauen“; 10, 381, 21: baut der Bildungstrieb an einem Reiche etc. 10, 227, 5: daß [die Natur] an einem Werk der Torheit oft Jahrhunderte lang baut. 7, 15, 11: und baute still an ihren ostindischen Thronen. Vgl. noch 10, 267, 19: an dem stillen Bau besserer Begriffe . . . geschäftig sein. 7, 87, 10: Furcht für seine Familie hielt seinen Mut an kleineren Pflichten gefangen. 7, 83, 21: Berechnungen, die an den langen Ketten der Zukunft hinunterspinnen. Das wurzelt schon in Schillers Jugendstil: Cabale u. Liebe (3, 412, 8): daß sie am Riesenwerk meiner Liebe hinaufschwindeln (schöne Sinnenkraft der Präposition und des Verbums). — So sagt er gern: „verlieren an“: 10, 319, 28: nur an den Geist darf der Sinn verlieren. Auch sonst zeigt sich eine gewisse feinfühlige Wahl und Anwendung der Präpositionen, z. B. 7, 63, 14: vom Blödsinn und von der Sinnlichkeit ernten.

Strahlen sammeln, vereinigen, zurückwerfen (bildlich).

10, 92, 15: die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen [vgl. W. d. Frauen: Wirft sie der ruhige Spiegel zurück]. 7, 10, 4: [die Wahrheit] wirft einen befruchtenden Strahl in diese geistige Zone. 10, 300, 30: Ehe die Wahrheit ihr Licht in die Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf. 6, 323, 20: die zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einen einzigen zu sammeln.[1] 10, 365, 9: indem des Bewußtseins zerstreute Strahlen sich sammeln. Beiläufig vgl. noch 10, 298, 19: sie ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe den Strahlen der Wahrheit vor; 6, 308, 30: ihr blödes Auge öffnet sich endlich ihren siegenden Strahlen (Jb. u. Leben: ihr vermählter Strahl).

So wird ihm auch das alte „Es werde Licht“ zum Bilde.

10, 365, 12: Sobald es Licht wird in dem Menschen; 517, 14: es ist Licht in seinem Verstande; 405, 4: so wird es niemals Licht in seinem Geist.[2] Vgl. 8, 150, 21: Mitten im Dunkel der Schlacht war es Licht in seinem [Wallensteins] Geist. Dazu W. Tod 2265: Das ihre Sonne war in dunkler Schlacht. — Zu 10, 292: „wie manchen Lichtgedanken“, G. d. Augenblicks: Alles Göttliche . . Ist ein Lichtgedanke nur; so ist auch der merkwürdige Ausdruck „jeder Gedanke des Lichts“ („Das Glück“) gemeint.

Kreis, einen Kreis schließen (meist bildlich).

10. Februar 1798 an Goethe: Es läßt sich ein gewisser menschlicher Kreis darin erschöpfen.[3] 10, 518, 3: der Realist würde den Kreis der Menschheit nie erweitert haben. 10, 464, 22: [Voltaire] hat den Kreis der Menschheit in

---

[1] Vgl. 6, 315, 22: die Sitten der Zeit in ihrem Spiegel zu sammeln. Ebenda 86, 31: zerstreute Züge in ein Bild zusammentragen (in der Egmont-Recension; ebenda: alles Licht auf . . . Egmont zu versammeln). 6, 337, 9: das Edle in einen Strahl konzentrieren.

[2] Vgl. 9, 97, 32: ein Licht wird sie in Ihrem Verstande entzünden 13 VI. 94 an Kant: das Licht in meinem Geist angezündet; auch 10, 92, 16: der Mensch soll „von seinem eignen Lichte glänzen“.

[3] Vgl. 10, 509, 30: daß [beide nicht] das Ideal schöner Menschlichkeit ganz erschöpfen.

Digitized by Google

sich selbst nicht erfüllt, den man [bei anderen] durchlaufen findet; 241, 22: daß die [antike] Poesie nur im Kreise der Menschheit sich aufhielt; 244, 32: die Natur kann in den Kreis der Menschheit gezogen werden; 358, 15: [Entwicklungsstufen], die der Mensch [und] die ganze Gattung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen; (Spaziergang.: Der Ernten ruhiger Kreislauf). 376, 21: ist sein tierischer Kreis aufgetan; 444, 31: so klein auch bei seinem Volke der Kreis der Kultur war; 307, 30: aus dem traulichen Kreis der Erscheinungen. Schon 6, 315, 2: der erweiterte Kreis des Wissens; an Körner 6. März 1788: Wenn meine Ideen einen weiteren Kreis haben. 8, 12, 9: sein Kreis erweitert sich; 7, 143, 1: ihren Kreis zu erweitern (sc. die Sekten); 4, 265, 4: den einförmigen engen Kreis, in welchem sein Geist sich bewegt hatte. Vgl. 10, 486, 16: ihr einförmiger Kreis ist schnell geendigt; 10, 291, 19: in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeschlossen; 356, 5: aus dem engen Kreis der Naturzwecke; 471, 5: aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse; 223, 13: aus dem engen Kreis der Bedürfnisse; 10, 3: der Bedürfnisse ängstlichen Kreis. Ein Epigramm heißt „Naturkreis". — Schon im „Geisterseher" (4, 294, 1): indem ich diesen unüberschreitbaren Kreis um mich ziehe; vgl. 285, 17: Ich kann den Kreis überschreiten, den meine Geburt um mich gezogen hat, 286, 12: meines Daseins ganzen Kreis. Und im Carlos III, 13 ursprünglich: in der Vatersorge stillem Kreis. — 10, 307, 30: aus dem traulichen Kreis der Erscheinungen; 6, 315, 2: der erweiterte Kreis des Wissens; 10, 512, 18: Auf alles .. erstreckt sich der Kreis seines Wissens und Wirkens. Vgl. dazu Würde der Frauen: in des Wissens Bezirken Und in der Dichtung unendlichem Kreis. 10, 472, 16: möchte sich nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen; 362, 19: in seinem Erkenntniskreise .. Gefühlskreise. 10, 518, 16: daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen ist. 14, 10, 9: sie verläßt den engen Kreis der Handlung. 10, 281, 29: im Kreise des schönen Umgangs; 476, 18: wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich retten [könnte]; 442, 15: aus deinem künstlichen Kreis. Braut 2561: Fern von des Lebens verworrenen Kreisen. Und von ureigenster Schillerischer Prägung in der Braut 269: Schließt sie blühend den Kreis des Schönen. Siegesfest: Ausgefüllt der Kreis der Zeit; vgl. 11, 410: Wenn der Zeiten Kreis sich füllt. Tell 2401: [des Jahres] neuer Kreis. Hero: des Tages Immer kürzern, kürzern Kreis; Tell 761: Und so in engerm stets und engerm Kreis.[1]) W. Tod 882: Die Kreise in den Kreisen, die sich eng und enger zieh'n um die centralische Sonne. (Beiläufig vgl. 10, 288, 7: Götterkreis. H. d. Künste 228: Götterkreis; 10, 268, 26: in den Kreis der Unsterblichen; Demetr. I, 49: solch einen Sternenkreis von Fürsten; vgl. Habsb., wo die Schar der Kurfürsten, „wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt.")[2])

Er leitet die Vorstellung des Ausschließens und so auch das Wort, und zwar, wie ich fast glaube, von der Philosophie her. Dort handelt es sich ja so oft um ein Ausschließen, um ein Trennen und Sondern, und der Umstand, daß in seinen philosophischen Schriften das Wort ausschließen (besonders das Adverbium „ausschließend", wo wir sagen würden „ausschließlich", und das Substantiv „Ausschließung") ganz ungewöhnlich häufig ist, spricht mir für diese Provenienz. Ich führe an:

[1]) 12, 17: Im engen Kreis verengert sich der Sinn.
[2]) Eleus. F.: zu des Volkes Kreis.

Digitized by Google

Hero: Selbst der Styx, der neunfach fließet, Schließt die Wagende nicht aus. Jd. u. Leben: Ausgeschlossen hat es jeden Zeugen Irdischer Bedürftigkeit, St. 3625 ff. ursprünglich: ihn schließt kein Tempel ein, kein Kerker schließt ihn aus. Orl. 2729: Ein güt'ger Herr tut seine Pforten auf Für alle Gäste, keinen schließt er aus. Braut 518: warum ausschließend Eigentum besitzen, da die Herzen einig sind? (vgl. 9, 119, 7: ausschließender Besitz). 10, 489, 15: den Geist auszuschließen. Malteſ. (15[1], 137, 8): und das Meer das ewig offne ist ausgeschlossen. Autr. d. Jahrhunderts: das Reich der freien Amphitrite Will er schließen wie sein eignes Haus (urschillerisch). Vgl. 7, 107, 28: Konnte er einen handeltreibenden Staat so leicht wie sein Spanien schließen?[1]) Verwandt ist übrigens Braut 216, wo es, freilich von dem Laude, heißt: Aber es läßt sich nicht sperren und schließen, Und des Meeres rings umgebende Welle, Sie verrät uns etc. (ähnliche Gedanken über insulare Verhältnisse im Entwurf der Malteſer). So auch häufig: einschließen und überhaupt schließen. Braut 269: Schließt sie blühend den Kreis des Schönen (siehe oben).

Statt Erzeugnis, Produkt und dergleichen das bildliche Wort Geburt.

14. Oktober 1787 an Körner: Jphigenie in Prosa „ist die erste Geburt". 7, 11, 3: die Geburt des Zufalls; 7, 21, 22: die kühne Geburt des Zufalls. 7, 130, 8: der Aufstand war die Geburt der Armut. 9, 226, 2: die Geburt der Nacht[2]) (das Papsttum). 10, 310, 3: die dürftige Geburt der Zeit; 492, 26: die Geburt der Abgezogenheit; 498, 18: mit der schönen Geburt [seinem Gedicht] erfreuen. 8, 248, 34: brütete die schreckliche Geburt der Ehrsucht zur Reife; 9, 250, 4: die abscheulichsten Geburten der Tyrannei an das Licht zu brüten (das Ausbrüten ist eine Lieblingsvorstellung noch von den „Räubern" her: „die Freiheit brütet Kolosse aus"). 7, 101, 9: bildete die rohe Geburt noch auf seinen Lippen zum vollendeten Gedanken (dazu vgl. 6, 319, 1: [den Gefühlsausbruch] noch auf den Lippen des Volks veredelt).[3]) 7, 27, 8: die Geburt des Nordens, die Lehnsverfassung. Glück: Jede .. Venus steigt „Eine dunkle Geburt, aus dem .. Meer". (Vgl. noch 7, 82, 20: So langsam sein Geist gebar). An Goethe 2. Juli 1796: die Mißgeburten des Verstandes. 15. Mai 1795: Woltmanns „unglückliche (literarische) Geburt". 6, 326, 16: Geburt der Seelenlage, 337, 23: Geburt seines Gehirns, 338, 22 und 339, 7: Geistesgeburten. 10, 500, 19: Geburten des Genies, 91, 37: verkrüppelte Geburten.

Gern gebraucht er das Wort stehen in eigentümlicher Weise, wo wir etwa sagen würden „weilen" oder „sich aufhalten" oder auch nur „sein" („stehen" ist sinnkräftiger, anschaulicher).

Orl. 3480: Wähle sie [die Engel], die frei von Sünden Steh'n in deinem ew'gen Haus.[4]) K. m. d. Drachen: als meine Hunde Auf seinen Bauch mit schnellen Bissen Sich warfen, daß es heulend stand (großartiges Bild). — Erwähnt sei auch Braut 2735: Weit wie die Sterne abstehn von der Erde, Wird er erhaben stehen über mir. Kass.: Und die Schwester steht geschmückt. Vgl. Orl. 3512: Der König steht im festlichen Ornat. 435: hier (am Throne) steht die Macht und die

[1]) Vgl. 10, 99, 19 der politische Gesetzgeber kann ihr Gebiet sperren.

[2]) Goethe Egmont V, 3: die scheußliche Geburt der Nacht.

[3]) 6, 328: die sich auf den Lippen des Deklamateurs in Gesang verwandeln.

[4]) Es geht weiter: Die Unsterblichen, die Reinen, die nicht fühlen, die nicht weinen. Vgl. Stuart 3754: dort, Wo keine Schuld mehr sein wird und kein Weinen, [wirst du] Ein .. Engel [sein]. Thekla Geisterstimme: Dort, wo keine Thräne wird geweint. (Kassandras „Jugend war nur Weinen").

Digitized by Google

Barmherzigkeit; vgl. 9, 177, 19: Um den atheniſchen Geſetzgeber ſteht die Freiheit und die Freude, ſtehen alle .. Tugenden herum. Spazierg.: Des Geſetzes Geſpenſt ſteht an der Könige Thron. — Und ſo liebt er das ausdrucksvolle anſchauliche „daſtehen", das er oft da gebraucht, wo wir „erſcheinen" oder „kommen" ſagen würden; ſteht ſie da iſt dramatiſcher, packender, ſinnfälliger, gegenwärtiger als „erſcheint, kommt ſie", z. B. Eleuſ. F.: Plötzlich in der Wilden Kreiſe Steht ſie da, ein Götterbild. Kaſſ.: Wo ich .. walle, Stehen mir die Geiſter da. Stuart 3550: daß mir ein .. Bekenner meines Glaubens Als Zeuge daſteht in der Todesſtunde; Demetr. I, 256: ſtand das Schreckensbild mir im Gefängnis da. Vgl. Stuart 3662: Und im Gefängnis ſteht er glänzend da [der Engel]. Ähnlich Orl. 4942: Im Chor der Engel ſteht ſie glänzend da. 9, 247, 22: ſchnell wie aus der Erde geſpieen ſtanden ſie da. (Vgl. auch Ibyk: Geflügelt ſind wir da, ſtatt: „nahen wir"). 10, 117, 9: und ſie ſteht da, gerechtfertigt in der Geiſterwelt und freigeſprochen in der Erſcheinung (übrigens bibliſche Reminiscenz!). 15¹, 299, 22: da war der Menſch noch groß und kräftig ſtand er da (vgl. Nadoweſſier: „ſitzt er da — ſaß er da"). — So ſagt er gern „ſich ſtellen" ſtatt „treten" oder dergleichen, Eiſenh.: Und vor die Gräfin ſtellt er ſich; Habsb.: Wie der Sterne Chor um die Sonne ſich ſtellt (Polykr.: ſtellt ſich ein Bote dem Tyrannen dar); Orl. 585: Sie ſtellen herrſchend ſich den Herrſchern gleich. Orl. 429: der die Städte frendig ſtellt um ſeinen Thron (echt Schillerisch; andere würden hier etwa ſagen: ſchart). Ferner entſpricht einer ſeiner Lieblingsvorſtellungen das Wort ausſtellen oder herausſtellen (auch aufſtellen), z. B. 10, 302, 9: ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit; 10, 101, 18: ſtellte es [das Geſetz] in ſeiner ganzen Heiligkeit aus vor dem .. Jahrhundert. 7, 128: welcher die Beweggründe öffentlich ausſtellte, aus denen er handeln würde; 7, 8, 6: das ſchöne Denkmal vor der Welt aufzuſtellen; 7, 41, 20: eine prächtige Ausſtellung der Werke des Schöpfers etc. Braut 800: auf erhabenem Fußgeſtell des Ruhms Vor ganz Meſſina ausgeſtellt zu werden (nämlich Beatrice). 6, 316, 12: [die Individualität] muß wert ſein .. vor Welt und Nachwelt ausgeſtellt zu werden. Menſchenfeind Schluß: So ſtell' ich dich hinaus in die Menſchheit. 7, 65, 8: ein aufgeſtelltes Angſtbild. 14, 8, 34: Er muß die Götter wieder aufſtellen. 10, 305, 12; 241, 30; 509, 25. 7, 149, 18: ein Syſtem, das .. gleichſam nur für ein Helldunkel geſtellt war (das Papſttum). Auch 10, 305, 13. Zu ſich ſtellen bemerk' ich, daß Schiller überhaupt, wenn auch nicht ſo ſehr wie H. v. Kleiſt) das reflexive Verb liebt, z. B. Orl. „Und Pforten bauen ſich aus grünen Zweigen Und um die Säule windet ſich der Kranz" oder ebenda 2428: Die ſich das Haupt mit einem Götterſchein umgiebt (ſtatt: deren Haupt umgeben iſt), 285: deren Städte ſich zierlich aus dem Meereswaſſer heben; 15¹, 136, 9: Wie die Sterne [des] Himmels ſich ſtreu'n (ſtatt: verſtreut ſind; ganz Schillerisch!). Dieſer Gebrauch iſt poetiſcher, lebendiger, tathafter als der des weniger anſchaulichen Paſſivs — doch bemerke ich, daß er auch gern ſtatt des aktiviſchen abſoluten Verbs ein Reflexivverb gebraucht (dies beſonders echt Schilleriſche Art!: Orl. 285 und ſonſt)[1]) — Beſonders liebt er die Vorſtellung des Sich füllens (vom Monde). Orl. 382: eh ſich die Mondesſcheibe füllt, Id. u. Leben urſprünglich: Wenn ſich Lunens Silberhörner füllen; 15¹, S. 137, 1: den Mond, den ewig ſich füllenden. 11, 470: wenn der Zeiten Kreis ſich füllt. Vgl. Tell 3267: Die Seen, die von des Himmels Waſſer ſelbſt ſich füllen.

In Feſſeln ſchlagen. Aus Feſſeln befreien und dergleichen. In den äſthetiſchen Schriften ſehr häufig. Schiller ſelbſt kehrte ja

[1]) In der Egmont-Bearbeitung retouchiert er eine Stelle (V) ſo: wo der Menſch ſich frei und ſelig wiederfindet.

Digitized by Google

damals, von lästigen Fesseln sich befreiend, zur heiteren Ausübung der Kunst zurück.

10, 276, 5: die Erscheinung in die Fesseln der Regeln schlagen; 293, 27: sehen wir die Kunst in den schweren Fesseln der Regel gehen; 293, 27: die strengen Fesseln der Logik mit dem freien Gange .. vertauschen; 370, 15: ist die Einbildungskraft mit strengen Fesseln an das Wirkliche gebunden, vgl. Jb. u. Leben: des Gesetzes strenge Fessel bindet; An Dem. Slevogt: Hymens ernste Fessel bindet; 10, 303, 13: die Natur in Fesseln legen; 313, 2: Mit unzerreißbaren Banden fesselt er den Geist an die Sinnenwelt; 119, 16: als ob er es in seinen Fesseln führe. 380, 26: Aus ihren düstern Fesseln entlassen; 381, 22: worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt; 383, 31: die Fesseln der Leibeigenschaft fallen von dem Lebendigen .. ab; 328, 1: gab die [Götter] von den Fesseln jedes Zwecks .. frei; eine Egmontstelle gestaltet Schiller so (15², 73, 6): „wo der Mensch erleichtert alle Fesseln von sich wirft.“[1]) (10, 324, 14: Wegräumung aller Schranken; 349, 14: welcher alle Schranken entfernt).

Verwandt ist: in Freiheit setzen (in den ästhetischen Schriften sehr häufig).

[Den Menschen] in Freiheit setzen: 10, 80, 17; 267, 3; 286, 29; 313, 12; 322, 5; 334, 17 u. 19; 357, 7. 2. Februar 1798 an Goethe: sich in Freiheit zu setzen. Und so liebt er überhaupt Verbindungen mit „setzen“ (wo wir kräftigere Worte wie „bringen“ und dergleichen gebrauchen), wohl unter französischem Einfluß (mettre), z. B. 10, 311, 15: ihn in die Schranken der Zeit zu setzen. 8, 151, 29 und 9, 215, 2: in Sicherheit zu setzen (statt: zu bringen); 8, 10, 25: in Leidenschaft setzte; 8, 8, 20: sich in Achtung zu setzen; 8, 10, 8: setzte in Gefahr; 9, 81, 21: setzte ihn in Gefahr; 9, 221, 16: in Glut setzen; 10, 317, 23: ins Licht setzen; 9, 6, 29: außer Zweifel setzen; 8, 6, 22 und 8, 10, 22 in Handlung zu setzen (mettre en action); 10, 323, 2: in die innigste Gemeinschaft zu setzen. Dagegen später: in Harmonie zu bringen (10, 387, 14).

Feld; in den ästhetischen Schriften auffallend häufig.

10, 99, 8: im Felde der reinen Vernunft. 9. Februar 1798 an Goethe: auf einem so reinlichen Felde, wie das philosophische durch Kant geworden ist. 10, 278, 11: dem Felde der Ideen; 472, 7: im Felde der Idealität; 286, 10: auf ihrem [der Natur] rechtmäßigen Felde; 358, 1: auf dem gleichgiltigen Felde des physischen Lebens; 355, 4: auf dem Felde der Sinnlichkeit; 99, 9: im Felde der Erscheinung; 335, 6: auf dem Felde der Erfahrung fortzuschreiten; 9, 78, 8: das weite Feld der allgemeinen Geschichte durchwandern; 10, 469, 31: auf dem poetischen Felde; 474, 25: Meister auf dem ganzen Feld sentimentalischer Dichtung; 483, 21: daß das Feld sentimentalischer Poesie [dadurch] ausgemessen sei; 489, 3: mit den Griechen auf ihrem Feld, .. im Feld naiver Dichtung, zu ringen; 471, 32: aus dem Felde musikalischer Poesie; 469, 31: auf dem poetischen Felde; 497, 17: im poetischen Felde; 469, 21: nur diese zwei Felder besitzt die Dichtkunst; 467, 16: [hat ihn] in das Feld der Idylle entzückt; 469, 21: nur diese zwei Felder besitzt die Dichtkunst; 253, 19: erscheint seine Dichtergenie auf sehr verschiedenen Feldern; vgl. 10, 289: [die Verstandesrichtungen] verteilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern, deren Grenzen sie jetzt .. mit Mißtrauen [bewachten]. An Goethe 12. Januar 1798: wenn die kritische Polizei ihre Felder trennt. An Körner

[1]) Spazierg.: Seine Fesseln zerreißt der Mensch.

Digitized by Google

6. März 1788: Ahnung großer unbebauter Felder hat [viel] Reizendes.[1]) Die Hauptstelle, die das Wort noch in seiner ganzen unverblaßten Bildkraft zeigt, ist 10, 402, 26: [der Mann] wird da, wo er in dem weiblichen Geiste keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, so viele Blüten und Früchte auf seinem eigenen Felde zu erzielen suchen.[2])

Siegend. Auffallend oft in den Briefen über die ästhetische Erziehung; häufig, wo wir sagen: „siegreich" (ein Wort, das Schiller fast nie gebraucht). Die Vorliebe für diese partizipiale Form hängt, irr' ich nicht, mit jener Vorliebe für den daktylischen, hexametrischen Rhythmus zusammen, der, unter dem Einfluß der Homerlektüre, durch die ästhetischen Briefe stellenweise hindurchweht; bevorzugt er doch dort auch sonst das Particip Präsentis (z. B. „die hallende Wüste"; „vor seinem richtenden Blick" „die liebende Hand" ꝛc.). Dort zeigt sich meines Erachtens auch inhaltlich ein leises Nachschwingen der Iliaslektüre darin, daß er so oft von „siegen", „Sieg" spricht,[3]) er entnimmt ja der Ilias auch gern Gleichnisse und Beispiele (z. B. 10, 297, 3 und sonst). Und überhaupt entlehnt er gern Bilder aus dem kriegerischen Leben — er, der heldische Dichter, der im doppelten Kampf mit dem trivialen Jahrhundert und mit dem eigenen Leiden stand.

10, 284, 23: gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die siegende Form; 369, 17: wo die siegende Form auch die niedrigsten Naturen veredelt. Vgl. 10, 380, 23: den Sieg der Form. 9, 84, 13: die siegende Vernunft; 8, 5, 20: die siegende Gewalt der Wahrheit. 10, 302, 8: In [deinem Gemüt] erziehe die siegende Wahrheit; 300, 28: Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die .. Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf. (6, 308, 30: ihr .. Auge öffne sich ihren siegenden Strahlen). 10, 297, 11: ihre [der Wahrheit] siegende Kraft; 237, 3: [die Philosophie wählt sich einen achillischen Streiter] und bewirkt durch seine siegende Kraft die .. Entscheidung. 10, 319, 32: die Sinnlichkeit muß mit siegender Kraft ihr Gebiet behaupten. Vgl. 10, 297, 71: wenn die Wahrheit den Sieg erhalten soll; Picc. 711: Mit

[1]) Beiläufig noch 10, 241, 27: Der Willkür ist ein weites Feld geöffnet, 30jähr. Krieg 8, 378, 13: eröffnete dem Ehrgeiz ein weites Feld. 6, 66, 9: dem Despotismus ein weites Feld gelassen.

[2]) So oft das Wort „Pflanzungen". — Schiller spricht gern vom Feld, vom Baum und seinen Früchten; das Blühen, Wachsen, das Verstreuen der Keime ist eine seiner Lieblingsvorstellungen; daher stammt vielleicht auch die Vorliebe für dies Wort „Feld" in abgeblaßter Bedeutung. Zu 11, 166: „Tausend Keime verstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer Früchte, zum Element kehren die meisten zurück"; vgl. 10, 377, 20: der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben. — Was er dem Elementarreich zurückgiebt, etc. — Vgl. noch 11, 169: „Nimmer labt ihn des Baumes Frucht — Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt. 11, 261, 14; 410 unten; Braut 924 Meer als grünes Feld. — Ich bemerke übrigens, daß das Wort „Feld" auch nicht selten so gebraucht wird, daß die Bedeutung von Schlachtfeld oder Feld des Wettkampfs hindurchschimmert; einige der obigen Beispiele zeigen das ja auch.

[3]) Auch in Gedichten, z. B. Id. und Leben.

Digitized by Google

Siegeskraft der Wahrheit stehn Sie auf (im ersten Prosa-Entwurf, wenn er so weit gediehen wäre, hätt' er wahrscheinlich geschrieben: „mit der siegenden Kraft"). 10, 300, 1: mit .. Lebenskraft ringen sich diese siegend empor. Stuart 484: vor seinem siegenden Verstand; Turand. 1624: seinen siegenden Verstand. 10, 367, 22: zu einem siegenden Beweis; vgl. 27. April 1798 an Goethe: ein siegendes Argument. 8, 249, 35: mit siegendem Schritte. Jph. in Aulis 1360: mit siegender Gewalt. 7, 13, 4: ihre siegende Fahne; vgl. Tell 2446: Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne. 8, 354, 1: eine siegende Partei; vgl. 9, 380, 20: die siegende Partie. 7, 69, 13: der siegenden Kirche. 8, 349, 34: mit seiner siegenden Armee. Orl. 4475: Frankreich war siegend (hier war auch die Wiederholung der Sylbe reich — siegreich — zu vermeiden). Dagegen B. 11: sein sieghaft Banner.[1]) „Siegend" statt „siegreich" noch verschiedentlich im „dreißigj. Krieg". — Sieg: 10, 460, 13: in einzelnen Siegen über den Widerstand der Sinne. Id. u. Leben: In des Sieges hohe Sicherheit. 10, 455, 3: siegen gleich die alten Dichter auch hier. W. d. Frauen: des Gedankens Sieg. 10, 251, 23; 255, 32; 357, 37; Künstler 354: Der Zeiten Sieg. W. d. Frauen.

Ein ähnliches Partizipium, das er sehr bevorzugt, ist „liebend" (oft statt: liebevoll, liebreich, aber häufig auch, wo wir etwa „gefühlvoll" und dergleichen sagen würden).

10, 302, 9: daß auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife; 288, 4: So hoch die Vernunft stieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach; 379, 31: muß es zugleich den geistreichen Verstand .., die liebende Hand, die es ausführte, wiederscheinen. Epigramm „Mannigfaltigkeit": sie regiert der Begriff, ach, nicht das liebende Herz; ebenda: wo liebend die Schönheit herrschet. Spaziergang. 82: was kaum noch liebend sich mischte. Die zwei Jugendwege: Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt. Der spielende Knabe: Liebend halten [dich] die Arme. „Glück": um das flicht er mit liebender Hand .. den Lorbeer. Glocke: Versammle sie die liebende Gemeine.

Fließen (bildlich). Auch sonst viel gebraucht, aber bei Schiller ganz besonders häufig:

Fließen aus[2]) (einer Denkart, einem .. Gemüt etc.) in Band 10 z. B. S. 3, 16 (aus einer Quelle); 439, 7; 441, 25; 459, 13 (und 33 hervorfließen); 461, 6; 465, 5; 490, 15; 501, 30. An Goethe 29. November 1795 (die aus dem System fließen), 2. Juli 1796: das Gemüt, aus dem alles geflossen). 10, 308, 15. 6, 437, 5; 490, 15; 9, 246, 14: einfließen. Zusammenfließen (höchst poetisches Bild) 10, 69, 20: Erde und Himmel fließen in [den griechischen] Dichtungen schön zusammen; 117, 11: Beide Gesetzgebungen berühren einander so nahe, daß ihre Grenzen zusammenfließen; 430, 1. 4, 267, 21. Zerfließen 10, 123, 23: die falsche [Anmut] zerfließt; 367, 13. 7, 107, 17. 9, 246, 15. Auch umfließen, 6, 329, 29; Braut 822. — Vgl. noch 10, 70, 29: fließende Umrisse.

Nicht bildliche Worte:

Ewig, besonders vor Adjektiven häufig, wo wir etwa sagen würden „beständig" oder „stets" (ein Wort, das Schiller fast ganz

[1]) Auch 10, 313, 6: sieghaft. Vgl. noch 9, 84, 13: Die siegende Vernunft. „Siegend" übrigens schon Carlos (Thalia) 2073.

[2]) „Fließen aus" auch 10, 150, 6; 332, 18; 430, 34. Einfließen 10, 71, 33; zurückfließen 10, 298, 30, Künstler 480.

Digitized by Google

vermeidet), also häufig, wo nicht von einer ewigen, sondern von einer durchaus begrenzten Dauer die Rede ist.

In Band 10: S. 369, 22: wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht; 358, 29: Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urteilen. 359, 17: Ewig von ihrem Andrang geängstigt. 289, 28: Ewig nur an ein Bruchteil ... gefesselt, ewig nur das Geräusch des Rades ... im Ohre —; 369, 9 ff.: wo der Mensch ewig einzeln ist ..., ewig nur Zahl ist. Auch 10, 392, 16 u. 8. Vgl. noch 10, 476, 3: [Werther] dem seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind; 471, 8: Was er [Kleist] flehet, ist in ihm, was er suchet, ist ewig außer ihm. Vgl. W. d. Wahns: Es ist nicht draußen ... Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.[1]) Von Granvella heißt es (7, 129): Ewig unvermengt, ewig allein sahen wir ihn .. schweben. Vgl. noch 10, 291, 32: bleibt der Staat ewig seinen Bürgern fremd. W. d. Frauen: was ewig sich flieht; Geschlechter: was ewig sich sucht. Berglied: Fort flieh'n sie und bleiben sich ewig verloren. Tanz: Ewig zerstört, es erneut sich ewig die .. Schöpfung. Tell 1705: Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.

Das Wort jetzt verwendet er häufig mit eigener Nuance: es ist etwas dramatisch Lebendiges, Anregendes, gewissermaßen Überraschendes, eine gewisse geistreiche Frische darin; oft gebraucht er es, wo es nicht temporal gemeint ist, etwa im Sinne von: „unter diesen Umständen; nunmehr.“[2]) Solche Sätze haben durchaus Schillersches Gepräge. Ich bemerke noch, daß er es gern nicht an den Anfang, sondern hinter die ersten Satzglieder stellt — auch das für ihn höchst charakteristisch:

10, 380, 24: Eine schönere Notwendigkeit kettet jetzt die Geschlechter zusammen; 365, 21: die ihn beherrschte, steht jetzt als Objekt vor seinem richtenden Blick; 9, 82, 20: Als Bruchstück erscheint ihm jetzt alles. 10, 406, 15: und Sandkorn für Sandkorn (vgl. „Ideale“ Schluß) trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt (er liebt das Wort „schwindelnd“ schon in der Jugend). 10, 403, 18: nach dem, was die Dinge sind, wird jetzt nicht mehr gefragt. 10, 379, 33: Jetzt sucht sich der alte Germanier glänzendere Tierfelle. 9, 219, 15: Eine wüste Finsternis breitet sich jetzt über dieser .. Brandstätte aus. 9, 219, 18: Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne; 10, 289, 25: Auseinandergerissen wurde jetzt der Staat und die Kirche. 9, 220, 6: Ein langwieriger .. merkwürdiger Kampf beginnt jetzt. Auch gern mit graziösem Chiasmus, 7, 66, 9: Die Mannigfaltigkeit verwirrt ihren Beherrscher jetzt nicht mehr — jetzt gilt es ein allgemeines Übel .. Jetzt gilt es eine Grenze, an welcher die Freiheit stille steht etc.[3]) 8, 203, 2 (dreißig. Krieg): Ein neuer Geist fängt jetzt an (vgl. Piccol. 1038: Ein neuer Geist Verkündigte sogleich den neuen Feldherrn); 8, 201, 17; auch 7, 11, 18 u. 24. 10, 245, 15; 381, 12.

[1]) Verwandt ist 10, 354, 20: die Wahrheit ist nichts, was so wie .. das sinnliche Dasein der Dinge, von außen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkkraft selbsttätig .. hervorbringt. Auch 10, 476, 1: (Werther, ein Charakter), der, was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich sucht.

[2]) Fast ganz fehlt, wenigstens in seiner Prosa, das mehr gemütvoll ruhige Nun, das bezeichnenderweise Goethe sehr bevorzugt.

[3]) Vgl. noch 8, 11, 8: stärkere Summen strömen jetzt in den Schatz.

Digitized by Google

Geschäft statt Tätigkeit, Wirksamkeit, Arbeit und dergleichen, überaus häufig (Kantisch?). Er gebraucht das Wort in der ursprünglichen Bedeutung: eine Sache, die man zu schaffen, zu machen hat. Aber mehrfach wird doch auch die engere Bedeutung des Wortes gestreift (kaufmännisches Geschäft) und zum Teile bildlich verwertet.

Stuart 198: Des Kummers langsames Geschäft beschleunigt. 10, 508, 25: Die Vernunft wird ihr Geschäft .. treiben; 421, 23: Das ganze Geschäft wird schon im Forum der Empfindung verhandelt; 451, 13: Sinn und Vernunft haben sich in ihrem Geschäft noch nicht getrennt; 403, 6: daß er [der Geschmack] nicht seine eigenen Geschäfte führt; 316, 4: Ihr Geschäft [der Kultur]; 69, 21: führte die Freiheit in die Geschäfte der Sinnlichkeit ein; 402, 15: das Geschäft, welches die Natur (den Frauen) verbot [sc. philosophisch zu beweisen]; vgl. 9, 161, 14: ein anziehendes Geschäft; 9, 159, 16: das Geschäft seiner Bürger war; 6, 316, 15 [sich zu veredeln] ist sein wichtigstes Geschäft; 10, 336, 12: Unser zweites Geschäft ist etc. — Wichtig und als Urstelle anzusehen ist etwa 10, 90, 20,[1]) wo das Wort ganz bildlich angewendet und das Bild behaglich ausgemalt wird.

Stammverwandt ist der Ausdruck „geschäftig sein", der ihm gewählter scheint als etwa „arbeiten", „streben" und dergleichen.

9, 219, 12: ist die Hand der Ordnung geschäftig; 418, 12: dieser Trieb ist geschäftig, zu ... 9, 119, 8: zum Vorteil der Wahrheit geschäftig sein. 9, 294, 23: [Leidenschaften, die] bei dieser .. Begebenheit geschäftig waren. Vgl. 7, 21, 16: die Leidenschaften, welche sich bei dieser Begebenheit geschäftig erzeigten. 9, 178, 19: welche dabei geschäftig gewesen. 10, 299, 22: zeigen sich die .. Künstler geschäftig, .. hinabzutauchen; 267, 22: an dem .. Bau .. reinerer Grundsätze geschäftig sein. 8, 47, 7: wird .. der geschäftigste sein, sich [zu verteidigen]. 8, 253, 12: bewies er sich geschäftig. — Orl. 2680: wenn sie [für Frankreich] nicht geschäftig ist; 2929: geschäftig sind die Feinde, zu etc. Phädra 640: Geschäftig war ich, .. zu reizen. Turand. 3434: Da ich zu deinem Dienste geschäftig schien.

Fröhlich; sehr häufig, und zwar oft mit einer gewissen persönlichen Note — es schimmert etwas hindurch von der Vorstellung der

[1]) „Da die Ruhe des Geistes keine .. Konsumption der Kräfte verursacht, so wird die Ausgabe nie die Einnahme übersteigen, vielmehr die tierische Ökonomie Überschuß haben. Für den schmalen Gehalt macht der Geist den pünktlichen Hausverwalter der Natur, [um] ihr Buch in Ordnung zu halten .. stornieren wird das Geschäft der Ernährung und Zeugung." — Die gehässige Anmerkung dazu zielt bekanntlich auf Goethe. Sollte beiläufig nicht auch der Schluß der Abhandlung (Anm. u. W.), 10, 124 f., auf Goethe gemünzt sein? „Die Gravität legt [ihre Stirn] in Falten, wird verschlossen und mysteriös .. der ganze Mensch ist wie ein versiegelter Brief. [Sie] hat nicht immer Unrecht, das mimische Spiel in scharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr aussagen könnte als man laut machen will .. [bei ihr] herrscht die Natur nur desto gewalttätiger innen, indem sie außen bezwungen ist." Man denke an seine erste Begegnung mit Goethe; 12. September 1788 an Körner: „Er .. trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen", und erwäge, wie giftig auch jene bekannte andere Anmerkung auf Goethes Privatleben anspielt.

Digitized by Google

Heiterkeit im ästhetischen Reiche: schöne Freiheit von der „Angst des Irdischen".

10, 381: baut an einem fröhlichen Reiche des Spiels; 369, 18: dort in den fröhlichen Verhältnissen, wo nur der Genuß zur Tätigkeit führt. W. d. Frauen: die schöne Mitte, Wo die Menschheit fröhlich weilt (charakteristisches Beispiel!). Spaziergang. 39: Und den fröhlichen Fleiß rühmet das .. Thal. Stuart 459: Mich fröhlich an die Fröhlichen zu schließen. 10, 377, 25: das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen. Glück: es zieht Freude die fröhlichen an (die Götter). Egmont-Bearb., 15[2], 83, 5: zeigte mir von fern ein fröhlich Volk. Tell 1233: regierten sie sich fröhlich selbst, 1107: Soll frei und fröhlich an das Licht der Sonnen; 2055: Sag' mir die Wahrheit frisch und fröhlich. Demetr. 168: Der Jugend fröhlich dunkle Zeit.

Verwandt ist „frisch", das er besonders im Tell auffallend häufig anwendet:

Tell 96: Da lief ich frisch hinzu; 103: Frisch Fährmann — Schaff [ihn] hinüber; 176: Wenn ihr frisch beilegt; 959: Nur frisch mir nach! 637: wo der Sinn noch frisch ist: 676: [weil] eure Augen sich noch frisch .. dreben; 737: es frisch beschließen; (K. m. d. Drachen: es frisch zu wagen). Tell 1483: wer durchs Leben sich frisch will schlagen; 1509: Wer frisch umherspäht; 1970: mit frischer That (anders 1861: über frischer That); 1930: Frisch! Was zauderst du? 2055: Sag' mir die Wahrheit frisch und fröhlich; 2658: werft ihn frisch vom Herzen — Auch Stuart 2499: werde alles frisch gewagt. H. d. Künste 236: [es soll] das Leben frisch .. sich spiegeln. 9, 264, 21: von ebenso frischer That begleitet.

Dumpfbrausend.

Gern schildert er dumpfes Brausen. Ihyk.: Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen. Kass.: Dumpfbrausend durch die Gassen Wälzt sich die Luft. Orl. 278: verworren dumpf erbraust das Lager. Taucher: In der Tiefe nur brauset es hohl. Geheimnis: Durch der Stimmen hohles Brausen. K. m. d. Drachen: Wälzt der vermischten Stimmen Schall Sich brausend fort im Wiederhall. Schiller liebt das Wort hohl: z. B. W. Tod 640: Und ist kein Mark in dieser hohlen Kunst? Taucher: Und hohler und hohler hört man's heulen, Tell 2488, Erwartung 61.

Kalokagathie, in Handlung und Bewegung umgesetzt, drückt er aus durch die nähere Bestimmung „mit edlem Anstand".

Rezension Egmonts 7, 86, 8 und 9, 25, 20. Ferner im K. m. d. Drachen: Tur. 2894 und 3293; ebenda 794: der edle Anstand. 9, 344, 15. Vgl. Demetr. 83: euer Anstand. Orl. 1256: mit kühnem Anstand. W. Tod 1891 ff. ursprünglich: euer Anstand.[1]) Zu Stuart 219: „mit unanständiger Eile" vgl. 7, 156, 4: mit der unanständigsten Eilfertigkeit.

[1]) Es hieß dort (W. Tod 1891 ff.) ursprünglich: „Ich weiß, daß ihr verständig seid, Selbst prüft und denkt und nicht der Herde folgt. Denn zu der Stärke, die nur schrecklich ist, Gesellet ihr die Mäßigung, die Ruhe, Und euer Anstand, eures Marsches Weise Verkündiget ein edleres Geschlecht." Und auf ein edleres Geschlecht als das des dreißigjährigen Krieges weist auch die ganze Stelle! Offenbar schwebt der Anfang von Jl. III vor; spielt doch der Dichter auch anderswo auf

Digitized by Google

Gern stellt er das Wort „nimmer", auch geminiert, an den Versanfang, ein Wort, das er überhaupt liebt.[1])

W. d. Frauen: Nimmer ruht der Wünsche Streit, Nimmer, wie das Haupt der Hyder etc. — er fühlt Des Empfangens Wonne nimmer. Pilgrim: Nimmer, nimmer stand ich still. Kass. Nimmer mit dem Schmuck der Bräute .. Nimmer kann ich glücklich sein. Braut 1098: Nimmer, nimmer kann ich schauen; 1072: Nimmer konnt' ich widerstehen. — Vgl. „Der gelehrte Arbeiter": Nimmer labt ihn des Baums Frucht. Dithyrambe: Nimmer, das glaubt mir .. Nimmer allein. (Stuart 2201: Daraus kann nimmer, nimmer Gutes kommen.) Braut 2578.

Zum Schluß führ' ich noch eine Reihe von Lieblingswörtern an, für die ich vorläufig nur wenige Beispiele anführe:

a) Substantiva: In den ästhetischen Schriften überaus häufig: Weg = Methode (10, 452, 17: der Weg, den die Dichter gehen, 287, 13 ebenso; 522, 2; 246, 7; 331, 32; 6, 241, 4). Forderung (eine Forderung machen, statt: stellen, wohl französisch, faire; z. B. 10, 505, 24). Dienstbarkeit (der Materie, 10, 405, 3 u. a.). Gerichtsbarkeit (der Zeit 10, 313, 32 u. a.). Reich (bildlich), Gesetzgebung (bildlich). Haus (oft bildlich). — In anderen Schriften: Die Krümmen (W. Tod 1927 Schlangenkrümmen: Picc. 475. Resignation). Auch 10, 440, 6. Fallstrick: W. Tod 2482, Stuart 2472 „Der verräterische Fallstrick!" (wo der bestimmte Artikel, im Ausruf, französierend ist) u. a. — Statt „Milde" und „Reinheit" öfters: Mildigkeit (Carlos 2702), Reinigkeit (Orl. 4504: 6, 61, 29; 65, 9). 10, 336, 6: Strengigkeit. — Zone. In den ästhetischen Briefen: Markung.

b) Adjektiva: Oft (statt grau, rot etc.) graulich und schwärzlich (Ibyk.), rötlich (Spazierg.: rötlicher Klee; Nadow.). Zur Poesie zurückkehrend sucht er zunächst realistische Adjektiva, wie nett (10, 380, 2; Pompeji 24: nette Bänke, Glocke: nette Bilder), energisch (Wärme 10, 369, 16; Spazierg.: energisches Licht). — Gesellig (und ungesellig) 10, 286, 17: ein geselliges Herz; 382, 10; ästh. Briefe 17: der ungesellige Höhlenbewohner; 10, 383, 14: ungesellige Begierde (der Kulturgedanke schimmert immer hindurch). In ästhetischen Schriften oft gleichförmig, einförmig. [Ver]traulich. — Traurig für unglückselig oder unerfreulich (in objektiver Bedeutung, Gegensatz: heiter (häufig), z. B. Picc. 1541: auf das heit're Herz die traur'ge Bürde ... werfen. Braut 461: unglückselig traurige Entdeckung. Stuart 2327: unglückselig traurige Begegnung; Braut 2578: der Menschheit traur'ge Gestalt. Fürchterlich. Betrüglich. — Fromm; oft: „Die fromme Pflicht" St. 2282, Orl. 306. Tell 1371. Seltsame Zusammensetzungen mit un: unbeneidenswert (10, 361, 35), unbeglückend Braut 1972. Dunkelmächtig (auch getrennt): Demetr. I, 147: dunkelmächtig in den Adern Empörte sich das ritterliche Blut; vgl. Warbeck (15[1], 251): das Heldenblut, das in den Adern dunkel mächtig floß; auch Braut 1527. So liebt er, zwei Adjektiva, häufig mit einer gewissen Sorglosigkeit und ohne rechte sinnfällige Wirkung, zusammenzuschirren (unglückselig traurig etc.). Treu und treulos, häufig in übertragener Bedeutung = nicht

---

diesen an, 10, 380, 19: Wenn das trojanische Heer mit gellendem Geschrei .. ins Schlachtfeld heranstürmt, so nähert sich das griechische demselben still und mit edlem Schritt. Dort sehen wir bloß den Übermut blinder Kräfte, hier den Sieg der Form und die simple Majestät des Gesetzes. Für Anlehnung an die Ilias spricht auch, daß in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges Pappenheim (und von den Pappenheimern ist ja in jener Schilderung des edlen Gebahrens in W. Tod die Rede) einmal „der Telamonier des Heeres" genannt wird.

[1]) Vielleicht Einfluß des Schwäbischen?

Digitized by Google

dauerhaft (W. Tod 91: der treulos mürbe Bau. W. d. Frauen: Die der Wille nur treulos bewacht), unzuverlässig, und so Untreue statt Unbeständigkeit, Vergänglichkeit, auch vom Leblosen, 10, 229, 14: ergriffen von dieser ewigen Untreue alles Sinnlichen, nach dem Beharrlichen .. greifen. 10, 301: den treuen Händen der Zeit; 486, 3: treuen Spiegel; 9, 89, 6: untreuen Hände. 10, 293, 29.

c) Verba: Häufig einen Bund schließen (bildlich), darüber später Genaueres. [In Grenzen] einschließen. Einen Schwung nehmen; die Wirklichkeit verlassen. Mehrfach: Ausziehen bildlich; 7, 71, 4: hat sein Geschlecht ausgezogen; 7, 146, 15: die Verehrung gegen die Obrigkeit ausgezogen; 4. September 1794 an Körner: einen neuen Menschen angezogen (biblisch).[1] Von schöner Bildlichkeit: sich loswickeln, 6, 329, 26: von der Gegenwart; 10, 92, 32: aus dem Stoff; vgl. 14, 7, 33: wie sich [die Tragödie] daraus loswand. Ähnlich sinnfällig: daß Sie [es] dem Leser gar nicht hinschieben (= kenntlich macht, 2. Juli 1796 an Goethe). Stürzen, 7, 70: unter den Gluten herabstürzt; 6, 387, 10: in Sicherheit stürzt (Carlos 3119: den Menschen zu „Ihrem Saitenspiel herunterstürzten), 10, 369, 16: das Reich der Masse gestürzt. Ähnlich „werfen" in merkwürdiger Anwendung, Picc. 1541: auf das Herz die Bürde seines Standes werfen: 10, 288, 7: warfen sie in ihrem Götterkreis auseinander; 6, 72, 10: auseinander geworfen durch Furcht. Kass.: warfest Du mich hin In die Stadt der Ewigblinden. — Es begegnet dem Verstand (10, 379, 33), der Begierde (10, 121, 7) etc. — Verschweigen und verheimlichen ohne Objekt (Braut 1297: verschwiegest uns; Carlos 3962, 3733: Warum verschwieg er mir [verläugneten Sie mir]? — Den Meister spielen (10, 470, 15), auch französierend, den Meister machen (Orl. 2258, den Schildknappen machen; 10, 90, 18). Für „sich äußern": sich herauslassen, Umstehen: Smart 2187, Braut 2204 etc. (farblos!); Tell 8208. Bürgschaft. — Sich gründen auf (in Prosa).

Aus Adverbien und dergleichen erwähn' ich noch das in den ästhetischen Schriften überaus häufige gewählte mithin (nach Kant?), ferner die ebenda sehr zahlreichen Anfänge mit weit entfernt.

Alliterierende Wortverbindungen bei Schiller.

Von W. Ebrard in Nürnberg.

Vorbemerkung. — Abkürzungen.

Die außerordentliche Fülle des Materials nötigt mich, bei Anführung der Beispiele auf eine genaue Angabe der einzelnen Werke Schillers, der Kapitel, Seiten, Verse und dergleichen zu verzichten. Ich beschränke mich deshalb darauf, unter Anwendung der unten folgenden Abkürzungen nur die bedeutenderen und umfangreicheren Werke namentlich zu erwähnen, die den übrigen entnommenen Stellen dagegen nur im allgemeinen der Gattung nach (z. B. lyrische Gedichte, Briefe, Abhandlungen usw.) zu bezeichnen.

---

[1] Auch W. Lager 415; 10, 473: Klopstock ziehe allem den Körper aus. „Schwung nehmen" auch 10, 482, 22; 502, 17; geben 10, 357, 38 und an Goethe 9. Dezember 1796. Zu „loswickeln" 10, 293, 24: vom Stoff loswinden; 80, 18: eingewickelte Gestalt (Winckelmann: „ausgewickelt", siehe 10, 161, 22).

Digitized by Google

p = in Prosa geschriebene Werke
v = in Versen geschriebene Werke
a = Abhandlungen, Reden
b = Briefe
d = dramatische Werke
e = Werke erzählenden Charakters
l = lyrische Gedichte
ü = Übersetzungen
A, B, C = 1., 2., 3. Bearbeitung eines Werks
AN = Abfall der Niederlande
BM = Braut von Messina
DK = Don Karlos
F = Fiesco
JA = Iphigenie in Aulis
JO = Jungfrau von Orleans
KL = Kabale und Liebe
MSt = Maria Stuart
P = Piccolomini
R = Räuber
T = Wilhelm Tell
WL = Wallensteins Lager
WT = Wallensteins Tod
30jK = Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.
\+ bezeichnet diejenigen Verbindungen, die auch in der Umstellung vorkommen (frei und froh, froh und frei).

I.

Nachdem ich vor einigen Jahren den Versuch gemacht habe, die alliterierenden Wortverbindungen bei Goethe einer genauen Untersuchung zu unterziehen[1]), dürfte es wohl von Interesse sein, auch Schiller nach dieser Seite hin zu beobachten und zu untersuchen, inwieweit auch er — bewußt oder unbewußt — die Alliteration verwendet und wie er sich in dieser Hinsicht zu Goethe verhält.

Im Gegensatz zu einer im 63. Band des Archivs für das Studium der Neueren Sprachen (1880) S. 379 ff. enthaltenen Abhandlung von H. Schults „Die Alliteration in den Schillerischen Dichtungen," deren Verfasser die Alliteration übrigens mehr äußerlich auffaßt, beschränkt sich nachfolgende Untersuchung nur auf die alliterierenden Verbindungen gleichartiger (koordinierter und paralleler) Redeteile. Denn vorzugsweise in derartigen formelhaften Wortverbindungen erscheint von altersher die Alliteration, in ihnen lebt sie ja auch bis in die Gegenwart fort.[2])

Schiller selbst spricht sich über die Alliteration ebensowenig aus als Goethe, und zu untersuchen, inwieweit er sie zufällig oder in bewußter Absicht angewandt hat, wäre ein müßiges und vergebliches Beginnen. Daß er sie aber in vielen Fällen bewußt angewendet hat, geht doch wohl mit Sicherheit aus denjenigen Stellen seiner Übersetzungen hervor, wo er alliterierende Verbindungen frei einführt, während das Original keinen unmittelbaren Anlaß bietet. Eine Anzahl von Beispielen aus den Übersetzungen von Diderots Jacques le fataliste (1784—85), Euripides' Iphigenie in Aulis (1788) und Vergils Äneis (1791) wird dies zeigen, wenn wir Schillers Übersetzung dem Original gegenüberstellen.

[1]) Alliterierende Wortverbindungen bei Goethe. Beilage zum Jahresbericht des K. Alten Gymnasiums in Nürnberg von Dr. Wilh. Ebrard. Erster Teil 1899; zweiter Teil 1901.

[2]) Vgl. Ebrard a. a. O. 1, S. 5 f.

Digitized by Google

Diderot.[1]	Schiller.[2]
S. 142 se promener en long et en large.	S. 555 ... lief durch das Zimmer dahin, dorthin.
114 sans mon consentement, à mon insu	537 ohne meinen Willen, ohne mein Wiſſen.

Hier finden ſich ſchon im franzöſiſchen Original alliterierende Wortverbindungen, die Schiller entſprechend wiedergegeben hat. An folgenden Stellen aber hat er ſtatt der nicht alliterierenden Ausdrücke alliterierende Wortverbindungen angewendet:

116 de goût, de fantaisie, de passion	541 Eigenſinn — Laune — Leidenſchaft
136 voyez son visage, voyez ses bras	548 ſchauen Sie ihr in die Augen, betrachten Sie dieſe Arme
140 en déshabillé, sans rouge et sans diamants	552 daß ich .. Schmuck und Schminke und jede Koſtbarkeit von mir lege
152 faites et rejetées	565 angeboten und ausgeſchlagen
157 s'arrachant les cheveux, se tordant les bras.	570 rang die Hände, raufte ſich die Haare aus.

Die folgenden Stellen zeigen uns, wie Schiller bisweilen an die Stelle eines einfachen Ausdrucks ein alliterierendes Hendiadyoin ſetzt oder eine alliterierende Wortverbindung frei hinzufügt:

112 ma foi!	536 das iſt wahrhaftig und wahr
116 je ne m'en prendrais qu'au sort	541 ich müßte mich einzig und allein an das Schickſal halten
128 vous ne tenez point à votre état	542 wenig Luſt und Liebe zu ihrem Gewerbe zu haben
138 vous ne verrez plus ni diable ni enfer	551 ich verwette Seligkeit und Seele, Sie ſehen weder Hölle noch Teufel mehr
163 elle avait remarqué ... les sourris ironiques; elle avait entendu les plaisanteries	574 ſie hatte dieſes höhniſche Lächeln mit ihren Augen geſehen, dieſe Schmähungen mit ihren Ohren gehört.
163 promener dans le monde, après la honte de la vertu abandonnée, le ridicule d'une délaissée	574 .. einer Welt, wo ihre verſcherzte Ehre nur ſchadenfrohe Lacher, ihre verſchmähte Liebe nur peinigende Tröſter fand.

Das letzte Beiſpiel zeigt zugleich, mit welcher Kühnheit Schiller bisweilen bei ſeinen Überſetzungen verfuhr.

Auch bei der Überſetzung aus Euripides läßt ſich dasſelbe beobachten, wie oben, je nachdem Schiller mit größerer oder ge-

[1] Ich zitiere nach der Geſamtausgabe: Diderot, oeuvres compl. (Paris, Garnier frères 1875) tome VI.

[2] „Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache (aus einem Manuſkript des verſtorbenen Diderot gezogen)“ G (= hiſtoriſch kritiſche Ausgabe von Goedeke, Stuttgart 1867/76) 3, 535 ff.

Digitized by Google

ringerer Freiheit zu Werke geht. Bekanntlich hat sich der Dichter — abgesehen vom griechischen Text — an die freie und nicht sehr genaue französische Übersetzung Brumoy's,[1]) besonders aber an die ziemlich wörtliche lateinische von J. Barnes[2]) angeschlossen. Letztere will ich in den nun folgenden Beispielen Schillers Übersetzung gegenüberstellen.

Nur selten ergibt sich bei der Übersetzung die Alliteration von selbst; in den meisten Fällen ist sie frei eingeführt.

Barnes.[2])	Schiller.[3])
v. 25 hominum sententiae variae et molestae mortalium animos exacerbant	v. 25 der Meinungen verhaßtes **M**ancherlei, die Menge, die es uns verbittert
31 oportet . . . te gaudere et dolere	31 bist du mit **L**ust und **L**eiden ausgestattet
70 utinam . . . nunquam duxisset eam	74 o hätte nie und nimmermehr so di Verderbliche gewählt
73 florens ornatu vestium et auro splendens	78 in reichem Kleiderstaate **b**lühend, **b**litzend von Gold
212 . . currentem cum armis et faciebat certamen pedibus	227 **s**chwergeharnischt und mit **g**eschwinden Sohlen
364 quod non sis futurus interfector	399 nun und nimmermehr willst du zum Mörder werden
418 ut delecteris conspectu . . . quia iam pridem procul abes	486 den langentbehrten **l**ieben Anblick
547 insani sunt qui agitantur Veneris oestro	646 wilde wütende Triebe **w**eckt der reizende Gott
565 ut . . mente perspicias, quid conveniat	667 . . entscheidet, was **e**hrbar ist und **e**del kleidet
892 utrum prohibens an cohortans	1103 mich **a**bzumahnen oder **a**nzutreiben.
1015 supplicem te primum illi praebeas	1267 **f**all ihm zu Füßen, **f**leh' ihn an
1334 magnas clades, magnos etiam dolores	1635 wie viel **A**nheil, wie viel **E**lend
1398 mactate me, devastate Troiam	1732 man **s**chlachte mich, man **s**chleife Troias Veste
1460 nequaquam; non recte dicis.	1815 **n**ein! nimmermehr!

Ebenso ergibt sich bei der Übersetzung aus Vergils Äneis zwar bisweilen die Alliteration von selbst, z. B. an folgenden Stellen:

I 150[4]) faces et saxa volant	136 **F**ackeln schon wallen, und fliegen schon **F**elsen

[1]) Brumoy, théatre des Grecs. Paris 1786.
[2]) Euripidis tragoediae ex editione J. Barnesii nunc recusa et aucta. Lipsiae 1778.
[3]) Iphigenie in Aulis, übersetzt aus dem Euripides (G 4, S. 151 ff.).
[4]) „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere". 1. Buch der Aeneide. Eine Übersetzung 1780 (G 1, S. 120 ff.).

Digitized by Google

II 789 iamque vale et nati serva communis amorem
IV 182 tot vigiles oculi, subter tot subrigit aures.

1056 leb wohl und liebe mich
270 mit ſo viel Ohren kann es um ſich lauſchen, durch ſo viel Augen ſieht's.

In den meiſten Fällen jedoch iſt dies nicht der Fall, ſondern die Alliteration vom Dichter frei eingeführt:

I 141 clauso ventorum carcere
143 collectasque fugat nubes
II 221 sanie .. atroque veneno
230 sacrum qui cuspide robur laeserit
337 in flammas et in arma feror
412 armorum facie et Graiarum errore iubarum
595 quid furis aut quonam noſtri tibi cura recessit
734 ardentis clipeos atque aera micantia cerno
IV 32 perpetua maerens carpere iuventa, nec dulcis natos .. noris
188 fieti pravique tenax
242 virgam cepit: hac animas ille evocat Orco .. alias sub Tartara .. mittit
430 exspectet facilemque fugam ventosque ferentes
445 quantum vertice ad auras .. tantum radice in Tartara tendit
546 pelago et ventis dare vela.

126 wenn Wind und Wetter gebunden ſind
127 .. ſind die Waſſergebirge zerronnen, wettergeſammelte Wolken zerflattert
299 des Geifers Schaum .. und ſchwarzes Gift
311 der ... das Heilige und Hehre verletzt
474 flieg' ich dahin, wo's höher, heller lodert
573 des Federbuſches fremde Zier, der Schilde Zeichen
811 von welcher Wut .. von welcher Wunde entbrennt dein Herz
982 der Schilde blitzend Feuer, der Helme blanke Sonnen
44 den Wurm des Kummers ... die Wonne, die aus ſüßen Kindern lacht
279 Läſterung und Lügen feſthalten
358 faßt dann den Stab, der einwiegt und erwecket
630 er warte doch, bis ... er wage doch die Fahrt ...
650 ſoweit ſein Wipfel aufwärts bräut, ſo tief dringt ſeine Wurzel ...
792 vertraut du ſie ... dem Spiel von Wind und Wogen.

Soweit es ſich in vorſtehenden Beiſpielen um Wortverbindungen handelt, die dem überlieferten Formelſchatz der deutſchen Sprache angehören (z. B. dahin dorthin, Augen Ohren, Willen Wiſſen, nun nimmermehr), wird die Anwendung der Alliteration wohl unbewußt erfolgt ſein. Dagegen können Zuſammenſtellungen wie Schmuck Schminke, warte wage, ſchlachte ſchleife, Wut Wunde uſw. unmöglich einem bloßen Zufall ihre Entſtehung verdanken.

II.

Nach meinen Beobachtungen hat Schiller im ganzen ungefähr 1450 alliterierte Verbindungen angewendet, von denen ungefähr 165 dem überlieferten Formelſchatz angehören. Die übrigen, alſo ungefähr $^8/_9$ der Geſamtzahl, ſind neugeſchaffene Verbindungen, während ſich bei Goethe

Digitized by Google

die neuen Verbindungen etwa auf $^{10}/_{11}$ belaufen. Es findet also auch bei Schiller eine erhebliche Erweiterung und Bereicherung des Bestandes an alliterierenden Wortverbindungen statt; eine Erweiterung, insoferne Schiller vorhandene Formeln umbildet, an das Bestehende Neues anknüpft, eine Bereicherung, indem er außerdem zahlreiche neue Verbindungen schafft.

So finden sich, um nur einige Beispiele anzuführen:

a) neben + Anfang Ende pa, pb, pü: endigen anfangen pa; neben + Auge Ohr vl vd pa pd pe pü: Augenstern Ohr vl; neben + Feuer Flamme vd pd pe: feuerfarb geflammt pd; neben Form Farbe pb: Figur Farbe pb; neben + frei froh pb pd: frei fröhlich vd, Freiheit fröhlich (Freiheit und ein fröhlicher Müßiggang) pa; neben Freude Friede vl: Freude Zufriedenheit pb, freuen, befriedigen pb, friedlich freudelos vd; neben + gut groß vd pa pb: Großmut Güte pb, Güte Größe vl, Gütigkeit Großmut pa; neben + hell heiter vdü, pb, pd: hellgeboren heiter vd; neben + Licht Luft vd pb pd: Lichtstrahl Lüftchen pe; neben nie nimmer vl pa pü: niemals nie nimmer pü, nie nimmermehr pe pü und andere.

b) statt: achten ehren: Achtung Ehre pa, Ehrfurcht Achtung pa; statt Adel Ehre: ehrt und adelt pa, ehrlich edel pd; statt Sturm Streit: Sturm streitend (der Sturm in dem Weltall und die streitenden Kräfte in der Natur) pa und andere.

Außerdem aber hat Schiller den Bestand an alliterierenden Verbindungen durch zahlreiche neue außerordentlich vermehrt. Wie bei Goethe so lassen sich auch hier unterscheiden: a) die den überlieferten, volkstümlichen Formeln nachgebildeten formelartigen Verbindungen; b) freiere Verbindungen. Ich beschränke mich auf eine Anzahl von Beispielen.

a) Formelartige Wortverbindungen: die alliterierenden Wörter sind hier wie in den alliterierenden Formeln durch einfache Konjunktionen (und oder u. a.) oder auch asyndetisch eng mit einander verbunden.

Die deutschen Affen und Esel pb, Bettelmönche und Büßende pe AN, Eidechsfpoten, Eulenflügel vdü, einem Feldhauptmann oder Fürsten pa, Freiheit und Fürstengunst pe AN, gnädiger Herr und Hallunke pd FAB, Hohlwege und Gehölze pe 30jK, Kabeln und Ketten pe, Kanzeln und Kirchenstühle pe, Krämern und Kindern ein Gott vl, Kunst und Kabale pa FA Vorr., Lakaien Läufer FAB, Läfterung und Lügen vü, Löwen und Leoparde pd RAB, Majestät und Milde pa, Mäntel und Masken pb, Mitleid und Menschenliebe pb, Mutter und Metze von Tochter pd KL, Narzissen und Nelken pa, Not und Neugierde pa, Rache und Recht pd RA, Ratgeber und Richter pb, Schatten und Schlummer pd RA, Schaum und Schein pa, Abscheulichkeit und Schande pd R, Schmuck und Schminke pü, die Schwarzen, die Verschnittenen vd, Schwätzer und Schwadronierer pb, Entstehung und Bestimmung pa, Wein und Wollust pe, Verwerfung und Bewunderung pa, Wohlanständigkeit und Würde pa, Wohnort und Wirkungskreis pb, Wut und Verwegenheit pe.

Der bloße blinde Vorteil pa, pe, blühend blitzend pü JA, blutig und blaß pe, ewigen und ernsten Dingen vl, einen falschen und fabelhaften Gott pe, feurig

Digitized by Google

und fest pe AN, eine große gräfliche Lüge pd **FA**, ein hageres, hungriges Gesicht pa, heiß und hungrig pd **RB**, ein heuchlerischer heimtückischer Schleicher pa R, hinreißend und herrlich pa, holperigt und höckerigt pb, unerhört ungeheuer pd KL, inniger und ernstlicher pb, klein und karg vl, die leere lächelnde Miene pa, leise und locker pb, verlesen und verloren vd, verödet und verarmt pe 30jK, rascher und reifer pb, ein reges und reines Gefühl pa, bereit und gerüstet vd **BM**, reuevoll und rührend pa, seidenweich und säuselnd vd, silberklar und sonnenhelle vl, mit starken bestimmten Zügen pa, süßes seelenvolles Mädchen vd DK**AC**,[1]) tiefen tötlichen Wunden pd **FA**, vielfältig und fortgesetzt pb, wacker willkommen pd **RA**, das wahre und gewünschte Ziel pb, ein weiches wohlwollendes Herz pa, wild wütend pd pü, zahlreich und zuverlässig pe 30jK.

gebeichtet und gebüßt vd MSt, darben und verderben pb, rennet rettet vd, vl, schaden und scharren pd R, sperrte und spannte pd **RA**, betrogen und getrieben pa, verwandelt und gewendet vd JO, wärmet und wiegt vl. usw.

Bisweilen erscheint die Alliteration unterbrochen, indem ein nicht alliterierendes Wort die alliterierenden Wörter, mit denen es koordiniert (oder parallel) ist, trennt:[2])

Hoffnung Zuversicht Heldenmut pe, **Leichtigkeit, Humanität** und **Lebendigkeit** pb, die **List**, der **Mut** und die **Liebe** pa. **Rache — Liebe — Raserei** vd DK**BC**, seinen **Rang**, seine **Nation**, seine **Religionspartei** pe, mit **Schiffen Rossen Wagen Schilden** pü JA, **Wohlwollen Mäßigung Weichheit** pa, **Worte Befehle** oder **Winke** pe. — feiner edlern, feinern und ernsthaftern Unterhaltung pb, heiß und schmerzlich und hoffnungslos pa, leicht, sanft und dennoch bekebt pa, das **Wahre, Schöne, Wirkende** pb, einer so **wandelbaren** zufälligen und **willkürlichen** Form pb, alles **weichliche** schmelzende weinerliche pb. — lichtet, weckt bekebt pa.

b) Freiere Verbindungen: die alliterierenden Wörter gehören verschiedenen, mehr oder weniger erweiterten, aber in Parallelismus stehenden Satzgliedern oder Sätzen an.

vom weltlichen **Arm** verlassen, alles **Ansehens** .. beraubt pe AN, schauen Sie ihr in die **Augen**, betrachten Sie diese **Arme** pü, seiner neuen **Auslegung** und keines besonderen **Auftrags** pe AN, sein **Blut** ist heiß — warum sein **Blick** so kalt vd DK, für eine **Geburt** von ihm, für einen durch ihn **Gebildeten** pb, dem **Ehrsüchtigen** zu gefallen ... dem **Eiteln** angenehm zu sein pa, zu einer **Eigenschaft** der Grazie zu machen, was vielmehr eine **Einschränkung** derselben ist pa, **Fackeln** schon wallen und fliegen schon **Felsen** pü, lieber der **Ungefälligkeit** zu zeihen als eines **Unfalls** wegen zu beklagen vdü, die **Festigkeit** seiner **Werke** und der **Vorteil** seiner **Lage** pe 30jK, ein **Gegenstand** ohne **Geist** und **Geistesspiel** ohne Gegenstand pa, welche ... seine **Größe** bewunderte und seine **Großmut** erfahren hatte pe 30jK, seine **Haare** mit **Federn**, seinen **Hals** mit **Korallen** pb, **Hand** schriften schwerer nachzumachen als **Herzen** zu verderben pd KL, der **Kinder** liebes **Haupt** verteidigt, des **Herdes Heiligtum** beschützt vd T, die **Kühnheit** des **Helden** und die **Gewandtheit** des **Höflings** pe, er ist ein großer **Herr** — ich aber bin nur ein kleines **Haupt** vd WT, ich will seine **Kabalen** durchbohren, durchreißen will ich alle diese eisernen **Ketten** pd KL, unsre **Kirchen** verschließen, unsre **Könige** entthronen vd MSt, nicht die **Kostbarkeit** des Diamants, nicht die **Kunst** des **Gepräges** pd R, die **Kriegskasse** erschöpft und der **Kredit** gefallen pe 30jK, die **Krise**

[1]) **B**: edles seelenvolles.

[2]) Vgl. Ebrard a. a. O. 1, S. 20.

Digitized by Google

seines Lebens, das Ende seiner Lehrjahre pb, von der Gefühle Geheit, von der Kenntnisse Licht vl, von keinem warmen Lichtstrahl erquickt, von keinem gesunden Lüftchen erfrischet pe, das Mark dieser Länder auszusaugen und die österreichische Macht in ihren Grundfesten zu unterwühlen pe 30jK, das Mißtrauen in meinen Geschmack oder das Majestätsverbrechen gegen deine Liebenswürdigkeit pd F, mit unbedingter Notwendigkeit herrscht .... mit blinder Nötigung waltet pa, bis man das Geräte hinwegnimmt und das Gerüste abbricht pb, dem er sich zum Richter aufdringt oder zum Ratgeber anbietet pa, blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab vl, in des Speichers Räume, in der Sparren dürre Bäume vl, etwas mehr Studimm schöner Muster und etwas mehr Strenge gegen sich selbst pa, Trauer überzieht ihr Gesicht und eine Träne schimmert in ihrem Auge pe, als der Waffen wilde Freuden und als des Waidwerks kriegerische Lust vd BM, den Wankelmut seines Monarchen und den Wechsel des Kriegsglücks pe, runzlichte Weiber aus Bordellen jagen und alte Wucherer auf dem Todesbett foltern pd RA, eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wissenschaft pe, Wollust stiftete Familien und Wehrlosigkeit der einzelnen zog Horden zusammen pa, lieben Freunde, es gab schön're Zeiten .... Freunde, es gibt glücklichere Zonen vl. — ihrem alten Gesetz, ihrem ewigen Brauch vd BM, so arm an Zeit und so eng an mein Geschäft gebunden pb, durch irgend eine außerordentliche Tat, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens pa, blinden Fürsten dienet sie zum Stocke, blöden Fürsten ist sie Bibelbuch vl, eiskalte Zuschauer ihrer Wut ... oder altkluge Professoren ihrer Leidenschaft pa R Vorr., zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen pb, kann ich mit frohem Herzen entsagen, ich kann mit freudiger Tätigkeit wirken pb, bildet groteske Figuren, liebt grelle Farben pb, seine Weine glitschen herrlich — seine Tänzerinnen springen wie behext pa FB, eine solche rege Bewegung und eine solche reiche Fülle pa, mein völliger Ernst und mein fester Entschluß pb. — bilden das Leben, bauen die Welt vl, welche die Vernunft zwar ... erfliegen, der Verstand aber nicht erfassen kann pa, daß die Hauptforderungen der Empfindungen erfüllt, die Hauptfragen des Verstandes ... befriedigt ... pb, es lächelt der See, er ladet zum Bade vl T, ... lächelt sie den Forscher an, ... leitet sie des Dulders Bahn vl, er hat kein Herz dich zu lieben, er hat kein Auge dir zu lächeln pd, .. reißt er in sein Verbrechen hin, raubt ihrer Heimat sie vd, rang die Hände, raufte sich die Haare aus pü, ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brausende Mut vl, beschämen läßt sich Emilie Milford, doch beschimpfen nie pd KL, wenn ich meine sieben Schlösser schleifen lasse, wenn ich diese Venus erschlage pd R, darum steigt in höherm Bogen, darum strömt in vollen Wogen vl usw.

Parallelstellung in nicht koordinierten Sätzen:

zu einer Eigenschaft der Grazie zu machen, was vielmehr eine Einschränkung derselben ist pa, wenn sie erst die Früchte verschmeckt wird sie die Unkosten verschmerzen pa T.

In der Anwendung der Alliteration stimmt, wie schon aus den bisher angeführten Beispielen ersichtlich ist, Schiller im großen und ganzen mit Goethe überein. Doch findet sich bei Schiller eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit, die sich teils auf die mit einander verbundenen alliterierten Wörter, teils auf die Art ihrer Verbindung beziehen. Hierher sind zu rechnen:

1. Die außerordentlich zahlreichen Namen und Fremdwörter.

Digitized by Google

a) Namen und von Namen abgeleitete adjektivische Beiwörter:

Zeiten Alexanders und Augusts pa, Geschichtsbücher des Amadoddin und Abulfeda pa, eines Antinous, eines vatikanischen Apollo pa, die Batavier und Belgen pe AN, einen Condé oder Coligny pa, pe, wie einst zu Dodona und Delphos pa, an der Eider, am Ebro und an der Elbe pa, Elfride, Ethelwald Edgar pa, wenn eure Homer im Schlaf reden und eure Herkules Mücken .... erschlagen pa, Bischof von Kaminiak und Kulm vd, am Lechstrom und bei Leipzig pe 30jK, unsre Leibnize und Locke pa, was Lock' und Leibniz nie gedacht vl, die Lüttticher, Luxemburger vd JO, Mahomet und Moses zu dienen pe AN, eine Ninni und eine Neumann pb, die Neugier des Oedipus, die Eifersucht des Othello pa, Ossa und Olymp vd, Piasten sind wir, freigeborne Polen vd, Salamandrinen und Sylphiden pe, mein Selim und Sangir pb, mit dem Tartaren und dem Türken pd, vd, ihr seid ein Wallon, ihr ein Welscher vd WL. — Donner und Doria pd F, Fiesko und Freiheit pd F, einen sehr denkenden Kopf und einen gründlichen Kantianer pb, Tod oder Turandot vd.

Das atlantische Meer oder die adriatischen Wellen pa, im belvederischen Apoll, in dem borghesischen Genius und in der Muse des barberinischen Palastes pa, von griechischer und gotischer Baukunst pb.[1])

b) Fremdwörter, der Mehrzahl nach dem griechisch-lateinischen oder dem französischen Wortschatze entlehnt:

Advokaten und Offizianten pe, das große Feld der Hysterie und Hypochondrie pa, Individualität und Idealität pb, die Komödien und Konversationsstücke pb, deine Konsistorial- und Kommerzienarbeiten pb, in der Kultur und im Charakter pa, Mathematik, Metaphysik pb, unter das eiserne Joch des Mechanismus beugen, an den Schneckengang der Materie ketten pd RA, die Momente der Handlung und die Motive pa, eine große Natur, eine reizende Naivetät pa, Natur und Naivheit pb, keine Stimme der Natur und keinen Vertrag der Nationen pd DKBC, Paläste, Pyramiden vdü, sein eigenes Parterre und Publikum pb, der Phantasterei und der Philisterhaftigkeit pb, Physiologie und Philosophie pb, merkantilische Politik und mein schriftstellerisches Point d'honneur pb, Privilegien und Patente pe AN, Protestanten und Papisten pe 30jK, ein Renegat und Rostriga vd, sans rime und sans raison pb, glänzende Trophäen oder das Triumphgetön der Trompete pd.

Absichten und Allianzen pe AN, Anarchie und Aufruhr pe AN, Apostel und Abgott seines Volks pe AN, Aufwallung und Agitation pd, der Croissant und das Kreuz pd, Devotion und Dankbarkeit pb, ein treuer Diener und Diat vd, Dignität und Bedeutung pb, von Eifersucht bewacht, von Etikette eingeschlossen, Flucht oder Felonie vd WT, ein Freier, ein Philosoph vd DKC, Galanterie und Grobheit pb, die Gattung oder das Generische pb, des Genius und des philosophischen Geistes pb, des Genius und der Begeisterung pb, Götterkraft und Genius vl, einen stärkeren Hebel .. ein festeres Hypomochlion pa, sein Herz und die Harmonie pb, Historiographen und Heldendichter pa RA Vorr., seine Kabalen .... diese eisernen Ketten pd KL, im Kabinet und auf ihren Kanzeln pe 30jK, dem Kaiser seinen Willen tun, dem Kardinal die Reiter senden vd WT, in der Konversation und auf der Kanzel pa, die Kriegskasse erschöpft und der Kredit gefallen

---

[1]) Statt der nicht alliterierenden Namen (Schweden, Frankreich) nennt Schiller die alliterierenden Bezeichnungen der Wappenbilder dieser Länder: Picc. I, 2, 230: unterm Doppeladler fechtend, wie unterm Löwen und den Lilien. Ähnlich Goethe: das Rad, .. der Rautenkranz (= Mainz, Sachsen); vgl. Ebrard a. a. O. 1, 39.

Digitized by Google

pe 30jK, Opfer der Kunst und Kabale pa, das Logis ist leidlich und die Lage ist frei pb, Luna! Licht im goldnen Kreise pü, Majestät und Milde pa, die Marionette oder der Mensch pe, die Menschen seinen Maximen, nicht seine Maximen den Menschen anzupassen pe AN, die Milderung oder Moderation pe AN, nicht als Monarch, als Menschenfeind vl, das Naturell und die Neigung pa, die Originalität und Eigentümlichkeit pa, den Quartier- und Küchenzettel vd WL, Reichtümer und Revenüen pa, Zwitter zwischen Religiosen und Ritter pa, weniger die Sagazität als die Selbstzufriedenheit bewundern pa, Stempel, Stamina vl, weder die Volksreligion noch selbst die Philosophie pa, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Zentrum aller Kultur pb.

Der Charakter ist individual ... und er ist ideal pb, mancher medizinische und metaphysische Don Quixotte pa, dem pädagogischen und politischen Künstler pa, poetischer und plastischer Werke pa, im politischen und publizistischen Fache pb, raimierte Krämer, rejizierte Magister pd R. — absolut und allgemein pb, alleinige und absolute pb, antik und abenteuerlich pa, äußere und ästhetische Bildung pa, borniert, boshaft pa, dumpf, despotisch pe AN, formlos und fragmentarisch pb, frei, fier und eifersüchtig pa, frei, formal pa, geistreich und galant pdü. genialisch und geistreich pa, einem Goliath ... grob und gigantisch pa, heiter und in sich harmonisch pa, ein historischer, handlungsreicher Stoff pb, hoher, herkulischer Größe pa, indolent und untätig pb, innig und intensiv pb, der menschlichen Natur ... des moralischen Gesetzes pa, profaniert und preisgegeben pe AN, nicht selbst, sondern bloß sympathetisch pa, diesem spekulativen Böjewicht, diesem metaphysisch-spitzfündigen Schurken pb, trocken, terminologisch pb usw.

2. Eine gewisse, häufig vorkommende Ungleichmäßigkeit der miteinander verbundenen alliterierenden Wörter oder Satzglieder.

a) Oft alliterieren zwei Wörter die zwar vermöge der Stellung und Verbindung, in der sie erscheinen, begrifflich gleichen Wert haben, aber an sich, der Form nach, ungleichartig sind, z. B.:

Güte, günstiges Geschick, Freude bezeugen und frohlocken, ich verabscheue euch, ich habe einen Ekel an euch pe 30jK, sind arm, sind Edelleute vd, es muß ausgezeichnet sein und in die Augen fallen pb, edeln Stil, Eselsfleiß pb. zum Erb' und ew'gen Leben vl, fertig oder unter der Feder pb, ich sah mich fliehen und eine lohe Flamme sah ist steigen vd. Freiheit und ein fröhlicher Müßiggang pa, bezeugte ... seine Freude und frohlockte pe. mit gegenwärt'gem Glück und glänzender Verheißung vdü, Gott und meine gute Art vd T, die Güte des Himmels und ein günstiges Geschick pü, weder verharren noch höher steigen pa, zum hehren Orakel und zum Heiligtum des Gottes pü, langsam, ohne Leidenschaft pd WT, Leben und leibliche Gesundheit pb, leicht und mit Lebhaftigkeit pa, doch war ich lustig und hatte gute Laune pb, ohne Menschen, ohne eine mitfühlende Seele pb, leiser um das pompende Getöse, schüchtern um die Purpurstammen eurer Größe vl, er fühlt noch Scham, er scheut noch etwas heiliges pa, er schlüpft geschmeidig in alle Masken und schmiegt sich in alle Formen pa, .. segnet und selig preist pd T, das sinnliche Vermögen ... unsre Sittlichkeit pa, der wahrhaft sittliche Mensch ... der Sinnenjklave pa, als Staatsmann, als stolzer Pole pa, verstummte er plötzlich und wurde starr pe, der Sturm in dem Weltall und die streitenden Kräfte der Natur pa, Trugbilde weben und täuschende Orakel geben vdü, von vorn und von den Flanken vd WT, wahr und ohne Winkelzug pü, weich mit Wehmut pd FA, im Wellenreiche, auf der wogenden Meeresflut vd BM, wie es wogt und Wirbel zieht vd T, Wohltat ist's und weise Vorsicht vd T, die Wölfin, die wutschnaubende Megäre vd JO usw.

Digitized by Google

b) Das eine der beiden koordinierten oder parallel gestellten alliterierenden Wörter (meistens das zweite, nur selten das erste) ist durch Attribut, Objekt, Adverbiale oder dergleichen näher bestimmt.

eines **A**ntinous, eines vatikanischen **A**polls pa, Augen . ., musikgelehrte Ohren vl, Bäumen und schönen Bergen pb, Blindheit . . . vorsätzliche Verblendung pb, dein Eigentum und edler Frauen Ehre vd JO, des Genius und des philosophischen Geistes pb, in Händen führte und im eitlen Herzen . . . trüge vd JO, so viel Heftigkeit, so viel unstete Hitze pa, der Helmbusch und das lange Haar vd WT, im Hemd, mit bunten Hosenträgern pb, der Herrscher Fall, der hohen Häupter Sturz vd BM, mein Herz . . . und mein eignes Haus vd MSt, seinem Herzen befehlen . . . sein darbendes Gehirn exequieren pd KL, die Nötigung des Augenblicks . . die innere Notwendigkeit des Ganzen pa, aus Rachsucht und blinder Regiersucht pa, mit den Talenten . . . mit vielen Tugenden pe 30jK, von Trunkenheit, von schwebendem Taumel pe, ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde pa, die Wassergebirge zerronnen, wettergesammelte Wolken zerflattern pü, der Wurm des Kummers . . . die Wonne, die aus süßen Kindern lacht vü; bloß schmelzen . . . . bloß der Sinnlichkeit schmeicheln pa; blind und ganz geblendet vd T, einen festen und dennoch ganz freien Umriß pa, finster und nicht selten fürchterlich pb, ein fühlendes Herz, eine wahrhaft fürstliche Großmütigkeit pa, großer oder auserlesen guter Gesellschaft pb, dieses vergrößerte und gewissermaßen gegründete Selbstgefühl pe, so bastig . . . so unausstehlich hurtig vd DKA, heiter und in sich harmonisch pa, mnuterer und ungleich moderner pb, den wahrsten und zugleich würdigsten Ausdruck pa.

mehr der lange **A**ufschub als die Wichtigkeit, mehr die **A**uswahl als die Anzahl pe 30jK, das erste Feuer der Religionskriege . . . die Flamme des dreißigjährigen Kriegs pe 30jK, sein adelicher Sinn und seine Sitten vd WT, seiner feinen Sitten, seiner Sanftmut pa, mit erstickten Wut, doch mit Würde pd DK, des Federbusches fremde Zier, der Schilde Zeichen vü, will es dir vergeben, will vergessen vd DKA.

III.

Bei Goethe zeigt sich in der Anwendung der Alliteration eine allmähliche Steigerung. Während in den ersten Jahren seiner schriftstellerischen Tätigkeit die Alliteration in seinen Werken nur ganz vereinzelt auftritt, findet sich in der Anwendung der Alliteration von 1770 an plötzlich eine anfangs stärkere, später etwas langsamere, aber doch stetige Zunahme, die auch in den letzten Jahren seines Lebens und seines literarischen Schaffens einer nur ganz unbedeutenden Minderung Platz macht.

Bei Schiller verhält sich die Sache wesentlich anders. Auch bei ihm tritt wohl anfangs (1769—78) die Alliteration ganz vereinzelt und unregelmäßig auf. So begegnet uns aus dem Jahre 1769 nur die Wortverbindung **T**rost und **T**eil vlü[1]); 1772: **G**nade und

[1]) In dem Gedicht zu Neujahr (G 1, 4, 6): . „verbleibe stets Ihr Trost und Teil." Diese Worte sind die Übersetzung der lateinischen Worte: maneat perpetim solacium vestrum. Dem lateinischen solacium entspricht also die frei ein-

Digitized by Google

guten Geist pb. Es folgt das Jahr 1774 mit 6 alliterierenden Verbindungen, die sich sämtlich in dem „Bericht an Herzog Karl über Mitschüler und sich selbst" finden. 1776 sehen wir die Alliteration nur 1mal (Herde Hirt vl), 1777 dagegen 7mal, 1778 nur 4mal angewendet. Erst 1779 zeigt sich eine etwas größere Zahl alliterierender Wortverbindungen, und zwar 12, wovon 11 der Abhandlung „Philosophie der Physiologie" angehören. Im drauffolgenden Jahr ist die Anzahl abermals größer (18); aber von nun an zeigt sich keine stetige Zunahme, sondern sprungweise erreicht die Anzahl der alliterierenden Verbindungen in den einzelnen Jahren bald bedeutende Höhepunkte, bald treten sie in ganz geringer Menge auf.

Der erste dieser Höhepunkte zeigt sich 1781; in diesem Jahre begegnet uns die stattliche Anzahl von 93 alliterierenden Verbindungen, die teils auf die Räuber, teils auf die Gedichte der „Anthologie" treffen. Während ferner in den Jahren 1782—87 die Zahl der Alliterationen teils zwischen 69 und 82 schwankt, teils auf 27 oder 28 herabsinkt, ergibt das Jahr 1788 (Geschichte des Abfalls der Niederlande. Iphigenie in Aulis, Briefe über Don Karlos) 172; auf das Jahr 1791 (Mémoires, Geschichte des dreißigjährigen Krieges) treffen 95; auf 1795 (Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und andere philosophische Abhandlungen) treffen 102, auf 1799 (Wallenstein) endlich 109 Alliterationen während in den diesen unmittelbar vorangehenden Jahren 1790, 94, 98 die Zahl der alliterierenden Verbindungen auf 31, 12, 28 herabgesunken war. Auch in den letzten Jahren 1800—05 zeigen sich dieselben Schwankungen (zwischen 19 und 84 Alliterationen).

Während uns nun Goethe über das plötzliche Überhandnehmen der Alliteration in seinen Werken von 1770 an und über die von diesem Zeitpunkt an beginnende allmähliche Steigerung wenigstens einige Anhaltspunkte gibt,[1]) welche diese Erscheinung einigermaßen erklärlich erscheinen lassen, fehlt es bei Schiller, der sich über die Alliteration selbst ebensowenig ausspricht als Goethe, in dieser Hinsicht an jeglichem Anhalt. So läßt sich auch die Frage, ob nicht etwa der persönliche Einfluß Herders,[2]) mit dem Schiller 1787, und Goethes, mit dem er 1794 in ein näheres Verhältnis trat, eine Einwirkung hinsichtlich der Anwendung der Alliteration geäußert habe, und ob nicht von diesen Zeitpunkten an ein besonders auffallendes

geführte (siehe oben) alliterierende Wortverbindung Trost und Teil (vgl. Psalm 73, 26: . . . so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil).

1) Siehe Ebrard a. a. O. 2, 5 ff.

2) Über den Einfluß Herders auf Goethe vgl. Ebrard a. a. O. 2, 7 und Minor und Sauer, Herder und der junge Goethe (Studien zur Goethe Philologie) S. 72 bis 116.

Digitized by Google

Überhandnehmen alliterierender Wortverbindungen bei Schiller wahrzunehmen sei, keineswegs bejahen. Zwar bezeichnen die Jahre 1788 und 1795, wie oben erwähnt, in der Tat Höhepunkte hinsichtlich der Anwendung der Alliteration; allein schon vor diesen Jahren, z. B. 1781, finden sich in Schillers Werken alliterierende Verbindungen in solcher Menge, daß ihre Anwendung in den genannten Jahren nicht dem Einfluß Herders oder Goethes zugeschrieben werden kann. Bei Goethe finden sich von ungefähr 3600 alliterierenden Verbindungen nur 30 in der Zeit vor 1770, das heißt vor Goethes Bekanntwerden mit Herder; der Einfluß Herders in dieser Beziehung läßt sich also kaum in Abrede stellen. Bei Schiller dagegen treffen von ungefähr 1450 alliterierenden Verbindungen auf die Zeit vor seiner Bekanntschaft mit Herder (1787) nicht weniger als 380. Abgesehen hiervon sind unter den 311 alliterierenden Verbindungen, die Schiller und Goethe gemeinschaftlich angehören, nicht weniger als 105, welche Schiller schon vor 1794, also vor seinem Bekanntwerden mit Goethe, und 146, die er früher als Goethe anwendet. Es läßt sich also füglich behaupten, daß Schiller des Einflusses Herders oder Goethes nicht bedurfte, um von der Alliteration Gebrauch zu machen.

Die stilistische Gliederung des Pentameters bei Schiller.[1])

Von Ludwig Bellermann in Berlin.

Schillers Gedankengang bewegt sich in der Poesie wie in der Prosa mit besonderer Vorliebe in der Form des Gegensatzes oder der Antithese. Das lehrt beinahe jede Zeile seiner Werke, und es hängt diese Eigentümlichkeit mit dem unterscheidenden Zuge zusammen, der seiner dichterischen Veranlagung durch den starken Zusatz des Philosophischen und des Rednerischen aufgeprägt ist. Er versteht es in seltenem Maße, das Wesentliche einer Sache oder einer Persönlichkeit, eines Vorgangs oder eines Verhältnisses in eine kurze, scharfe Entgegensetzung, übersichtlich und prägnant, zusammenzufassen. Ich brauche nur an solche berühmt gewordene Schlagworte der Charakterzeichnung zu erinnern, wie wenn er von Wilhelm von Oranien sagt: „Er ver-

[1]) Der Aufsatz ist schon einmal veröffentlicht gewesen, nämlich in der „Gegenwart" vom 25. Mai 1901; der dortige Abdruck ist aber infolge einer sehr großen Anzahl sinnentstellender Druckfehler so gut wie unlesbar.

Digitized by Google

schwendete Millionen, aber er geizte mit Minuten," oder von Wallenstein: „Er fiel nicht, weil er Rebell war, sondern er rebellierte, weil er fiel." Auch auf Worten wie Fiskos: „Ein Diadem erkämpfen ist groß, es wegwerfen göttlich," oder Wallensteins: „Eng ist der Raum, und das Gehirn ist weit," ja selbst auf so abgegriffenen Münzen wie „Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang," „Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude," „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst" ist Schillers Stempel unverkennbar.

Es gibt nicht wenige Gedichte, die sich ganz und gar auf solchem Gegensatz aufbauen; bald werden die Geschlechter gegeneinander gestellt, bald die Lebensalter, die Lebens- und Weltanschauungen und dergleichen. Selbst umfangreiche Dichtungen bewegen sich zuweilen von Anfang bis zu Ende zwischen solchen Polen, z. B. „Die Würde der Frauen," „Das Ideal und das Leben," „Das Siegesfest." Am bezeichnendsten und schärfsten aber tritt diese Eigentümlichkeit natürlicherweise da auf, wo sie durch die Form auf einen engen Raum eingeschränkt ist. Keine andere Versart dürfte daher zu solcher Gedankengegenüberstellung so geeignet sein als gerade der Pentameter, der sich von selbst in zwei gleiche, scharf getrennte Hälften gliedert. Es gibt kein anderes Maß, wo die Gegensätzlichkeit des Gedankens so eng mit der rhythmischen Form verbunden, so gleichsam naturnotwendig aus ihr hervorgehend erscheint. Daher tritt auch bei Schiller hier ganz besonders die Schärfe des Gedankens sowie die Symmetrie und Eleganz des Ausdrucks hervor. Wie schlagend ist z. B. die Wirkung von Versen wie diese aus dem Spaziergang:

Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl.

Da die Form der Antithese dem menschlichen Denken überhaupt eigen ist und es sich also bei Schiller nur um die größere Häufigkeit und schärfere Ausprägung handeln kann, so wäre es zu verwundern, wenn solche Verwendung des Pentameters seine Erfindung sein sollte und sich nicht vielmehr zeigte, so lange man Distichen gebaut hat. So schon bei den griechischen Dichtern wie Theognis, Solon, Simonides und anderen.

ἄλλοτε μὲν πλουτεῖν, ἄλλοτε μηδὲν ἔχειν.
Σπάρτα δ' οὐ τὸ θανεῖν, ἀλλὰ φυγεῖν θάνατος.
τοῖσι μὲν αἰδοῖον τοῖσι δὲ δεινὸν ἰδεῖν.

und unter den römischen Dichtern ganz besonders bei Ovid, dessen dichterischer Natur eine solche scharfgeschliffene Form oftmals höchst entsprechend ist. Wie nachdrucksvoll ist es, wenn er bei einem

Digitized by Google

heftigen Seesturm von Meer und Himmel (pontus et aër), die in wildem Aufruhr sind, sagt:

fluctibus hic tumidus, nubibus ille minax,

wie zierlich und geistvoll, wenn er die beiden Gestalten, die er als die größten Sieger der Welt besingt, Achill und Amor, dahin zusammenfaßt:

saevus uterque puer, natus uterque dea.

Bei Schiller zählen Verse dieser Art nach vielen Dutzenden. Aber natürlich zeigen sie nicht alle eine völlig gleiche innere Gliederung. Am schärfsten tritt die antithetische Form hervor, wenn sich die beiden Vershälften auch grammatisch als zwei selbständige gleichgeordnete (koordinierte) Sätze gegenüberstehen. Sie enthalten dann meist zwei Begriffspaare, die einen doppelten Gegensatz bilden. Von dieser Art sind die beiden obigen:

Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl.

Ich sage einen Gegensatz, obwohl es natürlich durchaus nicht immer konträre Gegensätze sind, die sich gegenüberstehen, sondern oft nur die entsprechenden Glieder aus zwei verschiedenen Gebieten oder Begriffsreihen, wie hier Lüfte und Äther, Klang und Strahl, während wieder Bund und Streit wirkliche Gegenteile sind, Großes und Größeres den Gegensatz der Steigerung darstellen. Ganz ebenso sind z. B. noch im Spaziergang:

Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.

Ferner aus andern Gedichten:

Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt." (Nänie.)
Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt. (Der Tanz.)
Schließt sich der eine dir zu, tut sich der andre dir auf. (Zwei Tugendwege.)
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei. (Saale.)
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht. (Shakespeares Schatten.)
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll. (Danaiden.)
Du bist zum Ernst mir zu leicht, bist für den Scherz mir zu plump. (Xenien.)
Leer kam der Kopf dir zurück, aber das Buch war gefüllt. (Xenien.)
Wahrheit, sie war dir zu schwer, Irrtum, den brachtest du fort. (Xenien.)
Rakus sei dir gerecht, Schlichtegroll war es dir nicht. (Xenien.)
Einige werden belohnt, aber die meisten verziehn. (Xenien.)

Zu derselben Klasse sind solche Verse zu rechnen, in denen die beiden Hälften nicht jede einen selbständigen Satz bilden, sondern nur parallele Satzglieder sind, z. B.:

Digitized by Google

Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Geheul. (Odyssens.)
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün. (Spaziergang.)
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald. (Spaziergang.)
Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menschen zu sein. (Deutschland.)
Sigmund, du süßer Amant, Maskarill, spaßhafter Knecht. (Jeremiade.)
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu sein. (Xenien.)

Zuweilen ist es nur ein einziges gegensätzliches Paar, das ausgeprägt wird, aber zweimal, in Umkehrung:

Nur das Alter ist jung, ach und die Jugend ist alt. (Jetzige Generation.)
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut. (Güte und Größe.)

In andern Fällen sind sogar drei Paare verwendet, von denen dann eines meist nicht einen Gegensatz bildet, sondern parallel steht:

Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum. (Schwere Verbindung.)
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll. (Freund und Feind.)

Von etwas anderer Art ist die Gestaltung, wenn es nicht zwei gleichgeordnete Sätze oder Satzglieder sind, sondern grammatische Unterordnung stattfindet, indem etwa ein Bedingungssatz, ein Relativsatz, ein Kausalsatz die Antithese enthält. Treten hierbei die beiden Glieder nicht so scharf als gleichwertig nebeneinander, so kann doch gerade in dem logischen Gedankenverhältnis, dem die Unterordnung dient, wieder ein besonders bezeichnender Nachdruck liegen, so in dem oft zitierten Verse von dem großen gigantischen Schicksal:

Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.

Hätte der Dichter hier mit leicht verändertem Zuge der Feder zwei parallele Sätze gebildet, etwa: „Welches den Menschen erhebt, welches den Menschen zermalmt," so würde gerade das fehlen, was die Hauptsache ist, daß nämlich eben durch das Zermalmende und gleichzeitig mit ihm das Erhebende zustande kommt, daß die tragische Wirkung nur dann erreicht wird, wenn das Zermalmen so beschaffen ist, daß es den Keim des Erhebens in sich trägt, indem bei dem Bewußtsein der Ohnmacht des Menschen uns zugleich das Gefühl seiner unverlierbaren Größe ergreift. Von ähnlicher Art sind:

Was der eine verspricht, leistet die andere gewiß. (Kolumbus.)
Was die Stille nicht wirkt, wirkt die Rauschende nie. (Macht des Weibes.)
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein. (Das Glück.)
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch. (Shakesp. Schatten.)
Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib. (Archimedes und der Schüler.)
Spricht die Seele, so spricht, ach schon die Seele nicht mehr. (Sprache.)
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf. (Das Deutsche Reich.)
Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt. (Der gelehrte Arbeiter.)
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht. (Spaziergang.)
Wer sich liefert in dir, liest dich zum Glücke nicht mehr. (Xenien, Nekrolog.)

Digitized by Google

Endlich kann der Vers auch einen einzigen Satz bilden, so daß die Gegensätze in verschiedenen Satzteilen auftreten, als Subjekt und Objekt oder dergleichen. Auch hiefür einige Beispiele:

Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht. (Der Zeitpunkt.)
Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers List. (Karthago.)
Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann. (Das weibl. Ideal.)
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. (Spaziergang.)
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg. (Die Geschlechter.)
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich. (Die Geschlechter.)
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein. (Phantasie.)
Aus dem Lebendigen qillt alles Lebendige nur. (Der Verstand.)
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt. (Shakesp. Schatten.)
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf. (Xenien.)

Daß eine solche gleichsam zweischenkelige Gestaltung des Pentameters für Schiller besonders bezeichnend ist, leuchtet ohne weiteres ein; daß sie nicht ihm ausschließlich eigen ist, liegt, wie oben berührt, in der rhythmischen Form selber. Vergleichen wir z. B. Goethe, so bleibt dieser ja allerdings in der Häufigkeit der Beispiele hinter Schiller wesentlich zurück, dennoch kann man auch aus ihm leicht ein Dutzend oder mehr ähnlich gebaute Verse beibringen, und zwar auch aus der Zeit vor seiner Bekanntschaft mit Schiller:

Wo das Turtelchen lockt, wo sich das Grillchen ergötzt. (Anakreons Grab.)
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod. (Geschwister.)
Psyche ward älter und klug, Amor ist immer noch Kind. (Ungleiche Heirat.)
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier. (Röm. Elegie.)
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.
Worte verklangen im Wort, Küsse verdrängten den Kuß. (Wiedersehen.)
Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab. (Amyntas.)
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt. (Hermann und
Eh man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt. (Bakis.) [Dorothea.)
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt. (Sommer.)
Öffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim. (Herbst.)

Wenn es unter diesen Umständen allerdings gewagt ist, diese Besonderheit zum kritischen Merkmal der Unterscheidung zu machen, so dürfte es trotzdem nicht geradezu ausgeschlossen sein, daß für ein Distichon, bei dem die Urheberschaft zwischen den beiden Weimarer Freunden wirklich noch zweifelhaft ist, das schwankende Zünglein der Wage doch einmal hierdurch zum Ausschlag kommen könnte. Die Zahl solcher noch streitigen Distichen ist freilich heute nur sehr klein. Aber unter den zahlreichen oben angeführten Versen ist z. B. eines von den drei berühmten Epigrammen, die beide Dichter in ihre Sammlung aufgenommen haben:

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

Digitized by Google

Das Epigramm hat wohl für die meisten Leser schon an und für sich mehr Schillerschen Klang; dazu kommt noch, daß bekanntlich Schillers Auswahl erheblich früher fällt als Goethes und daher die größere Wahrscheinlichkeit richtiger Erinnerung für sich hat, auch Goethe in solchen Dingen, wie bekannte Beispiele lehren, überhaupt sorgloser war. In diesem Falle, meine ich, wäre die antithetisch zugespitzte Form des Pentameters doch vielleicht geeignet, das Urteil für Schillers Autorschaft endgiltig festzulegen. — Zweifelhaft ist das Eigentumsrecht auch bei folgendem Distichon aus den ursprünglichen tabulae votivae, das keiner von beiden aufgenommen hat:

Blößen gibt nur das Reiche dem Tadel; am Werke der Armut
Ist nichts Schlechtes, es ist Gutes daran nichts zu sehn.

Auch hier trägt nach meinem Gefühl der ganze Gedanke nach Inhalt und Ausdruck entschieden Schillers Charakter, und dazu kommt nun die Form des Pentameters als überaus bezeichnend; gerade daß das Verbum oder auch ein anderer antithetischer oder paralleler Begriff in seiner Wiederholung noch in die erste Hälfte des Verses genommen wird, ist eine recht häufige Anordnung:

Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer. (Der epische Hexameter.)
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn? (Shakesp. Schatten.)
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim. (Genialität.)
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets. (Tugend des Weibes.)

So könnten also diese anspruchslosen Beobachtungen doch hier und da einmal von kritischem Belang sein.

Zum Schluß noch zwei Worte, eines über die Form und eines über den Inhalt.

Bei Klopstock, dessen Pentameter ebenfalls mehrfach solche Gliederung zeigen, lesen wir z. B. in Selmar und Selma:

Jeden schleichenden Tag, jede schreckliche Nacht

und in dem Gedicht Winterfreuden:

Zwischen der Sonne, die sank, und dem Monde, der stieg.

Diese beiden Verse, sowie noch eine ganze Anzahl bei Klopstock, sind metrisch unrichtig gebaut, da bekanntlich der Pentameter in seiner zweiten Hälfte nur dreisilbige Füße (Daktylen) duldet, so daß die Halbverse „jede schreckliche Nacht" „und dem Monde, der stieg" (noch dazu mit dem überaus schwächlichen Anlaut) für ein gebildetes Ohr einen unerträglichen Mißklang enthalten. Goethe und Schiller haben sich im Bau des antiken Verses manche Freiheit genommen, aber

Digitized by Google

dieser Fehler findet sich in den nach Tausenden zählenden Pentametern, die sie geschrieben haben, nicht ein einziges Mal. Schiller hat ja auf der lateinischen Schule in Ludwigsburg viele Gedichte in korrekten lateinischen Versen verfaßt und seinen Ovid sehr gut gekannt; er hat in dieser Kunst fast alle seine Mitschüler übertroffen, so daß ihm die metrischen Gesetze wohl bekannt sein konnten. Indes Klopstock, der Zögling der Schulpforta, war ihm doch an schulmäßiger philologischer Bildung ohne Zweifel beiweitem überlegen. Aber man sieht, das allein tut es nicht. Goethe und Schiller hatten, als echte, sprach- und formbegnadigte Dichter, ein eingeborenes lebendiges Formgefühl, das ihren Versen, mögen sie moderne Maße wählen oder „antiker Form sich nähern," Fluß und Rundung und Wohllaut verleiht und sie vor Verletzung der nicht willkürlich erdachten, sondern aus der Natur des Rhythmus geschöpften Gesetze bewahrte.

Der Inhalt der hier berührten Gedichte geht uns eigentlich bei dieser Besprechung nichts an. Aber wenn man auch gleichsam nur so zufällig durch den Garten der Schillerschen Spruch- und Gedankendichtung wandelt, so kann man gar nicht umhin, immer wieder aufs neue zu staunen über den Reichtum an köstlichen Früchten, die uns auf Schritt und Tritt entgegenwinken. Welche Fülle von bedeutenden, tiefblickenden, belehrenden und anregenden Gedanken, welche erquickende Nahrung für Geist und Gemüt. Und alles klar und einfach und kerngesund, ohne Gespreiztheit und selbstgefällige Effekthascherei. So viel Neues und Kühnes der Dichter ausspricht, nirgends späht er nach Wunderlichkeiten und Verzerrungen, die den Leser prickeln und ängstigen. Diese innere Gesundheit ist es, die uns alle diese goldenen Worte noch heute, hundert Jahre nach dem Tode des Dichters, so frisch und lebensvoll erscheinen lassen „wie am ersten Tag." Immer wieder wird man an Goethes prächtiges Wort erinnert, womit er dem Freunde für die Übersendung der tabulae votivae dankt. „Ihre Distichen," sagt er, „sind außerordentlich schön und werden gewiß einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter, tüchtiger Kerl sein kann, ohne gerade ein Philister und ein Matz zu sein, so müssen Ihre schönen Sprüche das gute Werk vollbringen, worin die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit soviel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind."

Digitized by Google

Des jungen Schillers Kenntnis Goethescher Werke.

Von Fritz Jonas in Berlin.

„Das Genie bedarf ebenso wie das Samenkorn äußerer Anregungen, daß es sich entwickle.“ [1])

Wenn ich im nachfolgenden Anklänge in den Schriften und Briefen Schillers an Stellen aus Goethes Schriften zusammenstelle, so geschieht das im vollen Einverständnis mit dem oben angeführten Wort aus Hoffmeisters Leben Schillers. Es fällt mir natürlich nicht ein, Schiller des Plagiates zu zeihen, noch etwa aus den Anklängen die Folgerung zu ziehen, Schiller habe es an Originalität gemangelt. Wir alle bilden unsere Sprache im Verkehr mit andern Menschen und im Lesen der Schriftsteller unseres Volkes, und der Schatz an Gedanken, Bildern und Worten, den wir so gewinnen ist ein Erbe, das wir überkommen haben. Im frühen Alter haften die Eindrücke, die wir gewinnnen, am festesten und bleibt uns selbst oft der Wortlaut der gehörten oder gelesenen Sätze sicher im Gedächtnis. So erklärt es sich, daß der Inhalt und die Sprache der Bibel vielen Schriftstellern durch ihr Leben hindurch eine ergiebige Quelle geworden sind, aus der sie immer wieder geschöpft haben. Daß Schiller ferner auch in seiner Jugend aus den Dichtungen Klopstocks, Hallers, Kleists, Gerstenbergs, Leisewitz', Shakespeares, Lessings und anderer unvergeßliche Eindrücke in sich aufgenommen hat, daß zum Teil auch ihre Sprache seinen Wortschatz und seinen Bilderschatz bereichert hat, ist längst nachgewiesen; auch auf einzelne Anklänge an Goethesche Werke ist schon aufmerksam gemacht worden. Aber meines Wissens fehlt noch eine Zusammenstellung seiner bewußten oder unbewußten Anlehnungen an Worte Goethes, und sie erscheint mir wichtig, nicht um Schillers Originalität irgend zu beargwöhnen, sondern um zu zeigen, daß sicherlich der junge Schiller auch Goethes Jugendwerke genau gekannt und auch an ihnen sich emporgerankt hat.

Dafür finden sich freilich auch sonstige Beglaubigungen; aber die zahlreichen Übereinstimmungen in Gedanken, Motiven, Bildern und Worten ergänzen jene äußeren Beglaubigungen, wie mir scheint, in überraschender Fülle.

Schillers Jugendfreund von Hoven hat uns berichtet, daß Götz und Werthers Leiden ihn und Schiller enthusiasmiert habe, das erstere Werk besonders Schiller, das letztere mehr noch ihn. Ferner ist be-

[1]) Hoffmeister, Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke 4, 86.

Digitized by Google

kannt, daß Schiller bei einer Schüleraufführung des Clavigo in der Karlsakademie die Rolle des Clavigo gespielt habe, und Schillers Jugendfreund von Scharffenstein, der ebenso wie Hoven sich einem engeren Bunde in der Akademie angeschlossen hatte, der besonders unter dem Einfluß Schillers literarische Beschäftigung pflegte, hat ganz allgemein von Schiller und seinem Freundeskreise erzählt, Goethe sei ihrer aller „Gott" gewesen.

Zu diesen äußeren Beglaubigungen treten nun sprachliche Anklänge oder Übereinstimmungen in Bildern und Gedanken, die ich bei den frühesten Werken Goethes ihrer großen Zahl halber tabellarisch aufzähle.

Möglich bleibt bei den übereinstimmenden Worten — ja bei einzelnen ist es nachweisbar — daß diese sich auch schon bei anderen früheren oder gleichzeitigen Schriftstellern finden, und daß sie vielleicht schon Gemeingut waren. Ob Schiller solche Worte dann aus anderen Schriftstellern oder aus der Umgangssprache oder erst aus durch Goethes Schriften vermittelt worden sind, läßt sich nicht sicherstellen.

1. Götz von Berlichingen.

I. Akt. Goethes Schriften Hempelsche Ausgabe VI:

S. 20: Wollt er ihm das Bad gesegnet — haben.
Schiller, Wilhelm Tell I 1: Und mit der Axt hab' ich ihm's Bad gesegnet. (Den Ausdruck fand Schiller auch in seiner Hauptquelle für den Tell, in des Ägidii Tschudii Chronikon Helveticum, vor).

S. 21: Das Bißchen Leben und Freiheit (und so oft bei Goethe z. B. Werthers Leiden Hempel 14, 17. Bißchen Übel; so aber auch schon Lessing, Minna v. Barnhelm das Bißchen Friede).
Schiller, Cabale und Liebe I 3: Dies Bißchen Leben; ebenda IV 7: Ist es Ihr Bißchen Gesicht. Ebenda V 3: Ich bezahle dir dein Bißchen Flöte zu teuer.

S. 23: Wenn Ihr Wein getrunken habt, seid Ihr alles doppelt ꝛc.
Schiller zitiert die Stelle im Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen § 19.

S. 24: Leg' dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörst.
Schiller, Räuber II 3: und uns befahl, das Ohr an die Erde zu legen.

S. 25: ein Vorschmack des Himmels.
Schiller, Räuber II 3: Vorschmack der Seeligkeit; V 2: O einen Vorschmack dieser Wollust; Fiesko III 5: Ein Vorschmack der Hölle.

S. 26: Was würden sie mir fruchten?
Schiller, Fiesko IV 7: Was wird diese Notlüge fruchten? Cabale und Liebe III 1: Was wird ein Eid fruchten?

S. 26: Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen.
Schiller, Fiesko I 1: Es ist eine Wollust, ihm gut zu sein.

S. 30: Ich und mein Kamerad — nisteten uns an ihn.
Schiller, Fiesko I 9: er reicht ihm einen Zettel und nistet sich hart an ihn; Fiesko Bühnenbearbeitung III 3: nisteten sich an meine Leute.

S. 31: Ich bitt' Euch, seid aufgeräumt.
Schiller, Fiesko II 17: Fiesko [aufgeräumt]. Cabale und Liebe II 2: Ist er aufgeräumt? Lacht er? — Weibliche Rache (Goedeke 3, 559): man ward sogar aufgeräumt.

Digitized by Google

S. 33: Rückgeführt.
Schiller, Räuber III 1: Rückgeſtrahlt.
S. 34: Hofſchranzen.
Schiller, Cabale und Liebe IV 9: Seine Hofſchranzen werden wirbeln.
S. 43: Den Daumen auf dem Auge halten.
Schiller, Fiesko II 8: Ihr ſollt ihm den Daumen aufs Aug' halten.
S. 45: So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz.
Schillers Briefe (Jonas) Nr. 2: Herz ſollt' ich haben.
S. 46: Da ſei Gott vor.
Schiller, die Piccolomini II 7: Da ſei Gott für.
II. Akt. S. 49: Zum Lockvogel denn?
Schiller, Fiesko II 15: Fürjetzt des Lockvogels Schlag.
S. 52: Meine Nachbarn haben alle einen Zahn auf mich.
Schiller, die Räuber II 3: Der Nordoſtwind, der auch ſeinen Zahn auf die Stadt haben muß ....
S. 53: Ihr ſeht blaß.
Schiller, die Räuber I 1: Ihr ſeht ſo blaß.
S. 53: Ihr habt ſein Herz geangelt.
Schiller, Fiesko II 19: Menſchen angelſt du mit Gold, Weibern und Kronen.
S. 58: Der auf hundert großen Unternehmungen wie auf übereinander gewälzten Bergen zu den Wolken hinaufgeſtiegen war.
Schiller, Elegie auf Weckerlin: Prahlt der Held nach, der auf aufgewälzten Bergen zu des Nachruhms Sonnentempel ſteugt; ferner Vorwurf an Laura: weggehaucht die aufgewälzten Berge zu des Ruhmes Sonnenhöhn.
S. 59: er wird ſich ſeines Vorteils über uns erſehen.
Schiller, Wallenſteins Tod III 10: erſieht er ſich den Vorteil.
S. 61: Nun er ſah, daß mir's Waſſer an die Seele ging.
Schiller, die Räuber V 1: wenn euch das Waſſer an die Seele geht.
S. 61: Götz! Wir ſind Räuber!
Schiller, die Räuber IV 5: Sag' einer, wir ſeien Schelmen!
S. 63: den Schwindelgeiſt, der ganze Landſchaften ergreift, zu bannen.
Schiller, die Räuber, Ein Trauerſpiel IV 8: die Laune eines Schwindelkopfs. Ferner Fiesko II 5: alle huldigen ſie dem Schwindelkopf Gianettino.
S. 63: Wir wollen ſie zuſammenſchmeißen.
Schiller, Fiesko III 4: Wir zwei wollen Genua zuſammenſchmeißen.
S. 67: Ihr ſeid mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann und zu dieſer Zeit, da ich nicht hoffte, neue Freunde zu gewinnen.
Schiller, Wallenſteins Tod III 3: Und was ein Mann kann wert ſein, habt ihr ſchon erfahren. Ferner Jungfrau von Orleans I 2: Ein Mann iſt viel wert in ſo teurer Zeit.
S. 70: Unterſt zu oberſt ſtürzt' ihn mein Herr vom Pferd, daß der Federbuſch im Kot ſtak.
Schiller, die Räuber II 3: ſoll ich dieſe Kerl das oberſt zu unterſt unters Firmament wie einen Kegel aufſetzen?
S. 73: Die ganze Szene, in der ein Knecht Selbitz' den Gang des Gefechts meldet, liegt der Szene in der Jungfrau von Orleans V 11 zugrunde, wo Jſabeau ſich den Gang der Schlacht von einem Soldaten melden läßt.
S. 78: Die derbe Stelle: „Vor Ihro Kaiſerliche Majeſtät hab' ich wie immer ſchuldigen Reſpekt. Er aber, ſag's ihm, er kann mich —" zitiert Schiller in ſeinem Brief an Reinwald aus dem März 1783 (Jonas Nr. 59; vgl. auch Brief Nr. 385).

Digitized by Google

S. 81: und unsre Haut davon zu bringen, setzen wir unsre Haut dran.
Schiller, Reiterlied: Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.

IV Akt. S. 91: Mein Weg geht über dich hin.
Schiller, Cabale und Liebe II 5: der Weg aus meinem Hause geht nur über diese da.

V. Akt. S. 95: Wie blutrot der Himmel ist.
Schiller, das Lied von der Glocke: Rot wie Blut ist der Himmel.

S. 110: Suchtest du den Götz? der ist lang hin.
Schiller: Don Carlos I 2: du sprichst von Zeiten, die vergangen sind. Auch mir hat einst von einem Carl geträumt — doch der ist lang begraben.

Zu erwähnen ist noch, daß Schiller in der Mannheimer Zeit sich mit dem Gedanken trug, den Götz für das Theater zu bearbeiten. (Jonas, Schillers Briefe Nr. 27 und Nr. 28.)

2. Leiden des jungen Werthers.

Hempel, Goethes Werke Teil XIV.

13. Mai. S. 20: Ich brauche Wiegengesang.
Schiller, die Räuber II 2: Das ist Wiegengesang.

17. Mai. S. 22: einen offnen Jungen mit einer gar glücklichen Gesichtsbildung.
Schiller, die Räuber IV 2: es ist eine unglückliche Physiognomie.

22. Mai. S. 22: daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt.
Schiller, die Künstler: und malt mit lieblichem Betruge Elysium auf seine Kerkerwand.

22. Mai. S. 23: Auch denen ist's wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen — prächtige Titel geben und sie dem Menschengeschlechte wohl gar als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben.
Schiller, die Räuber III 2: Ich habe die Menschen gesehen, ihre Bienensorgen und ihre Riesenprojekte, ihre Götterpläne und ihre Mäusegeschäfte.

26. Mai. S. 24: wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, übersieht man auf einmal das ganze Tal.
Schiller, die Künstler: wenn er auf einen Hügel mit euch steiget, und seinem Auge sich in mildem Abendschein das malerische Tal auf einmal zeiget.

30. Mai. S. 28: wie er fürchtete, ich möchte über sein Verhältnis zu ihr ungleich denken.
Schiller, Wallensteins Tod IV 9: daß der fremde Mann nicht ungleich von mir denke.

21. Juni. S. 37: wenn das Dort nun Hier wird, ist Alles vor wie nach.
Schiller zitiert diese Stelle aus Werthers Leiden, anscheinend aus dem Gedächtnis in seinem Brief an Huber vom 5. Oktober 1785. (Schillers Briefe Nr. 144.) Vgl. Schiller, der Pilgrim: und das Dort ist niemals Hier.

12. August. S. 54: daß ihr Menschen — um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: das ist töricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös.
Schiller, Wallensteins Tod II 2: Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort. — Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig, bös oder gut.

18. August. S. 59: aus dem schäumenden Becher der Unendlichkeit.
Schiller, die Freundschaft: Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches schäumt ihm die Unendlichkeit.

Digitized by Google

18. Auguſt. S. 60: der harmloſeſte Spaziergang koſtet tauſend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühſeligen Gebäude der Ameiſen und ſtampft eine kleine Welt in ein ſchmähliches Grab.
Schiller, der Spaziergang unter den Linden: Hier an der Stelle, wo der Menſch jauchzte, krümmten ſich tauſend ſterbende Inſekten.

28. Auguſt. S. 61: Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen! Wie wenige ſetzen Frucht an, und wie wenige dieſer Früchte werden reif!
Schiller, die verſchiedene Beſtimmung:

Tauſend Keime zerſtreuet der Herbſt, doch bringet kaum einer
Früchte, zum Element kehren die meiſten zurück.

Ferner Schiller, der Geiſterſeher (Thalia, Heft 6, S. 159): wie viele Keime und Embryonen — werden wieder in das Elementarreich aufgelöſt, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen. Ferner Schiller, Über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen Brief 27: der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben.

9. Mai. S. 79: [1]) und die Plätzchen, wo wir Knaben uns übten.
Schiller, die Räuber IV 1: die goldnen Maienjahre der Knabenzeit leben wieder auf.

16. Juli. S. 81: Ja wohl bin ich nur ein Wandrer, ein Waller auf der Erde!
Schiller, die Größe der Welt: Halt an! Waller!

4. September. S. 83: Wie die Natur ſich zum Herbſte neigt, wird es Herbſt in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und ſchon ſind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen.
Schiller, die Räuber IV 5: ich verſtehe — die Blätter fallen von den Bäumen — und mein Herbſt iſt kommen.

12. Dezember. S. 104: Meine Uhr iſt noch nicht ausgelaufen.
Schiller, Wilhelm Tell IV 3: Fort mußt du, deine Uhr iſt abgelaufen.

S. 111: Sie wußte nicht recht, was ſie ſagte, ebenſo wenig was ſie tat, als ſie nach einigen Freundinnen ſchickte, um nicht mit Werthern allein zu ſein.
Schiller, Cabale und Liebe V 7: Ich hab' es ja wohl gewußt, daß wir jetzt nicht zuſammentaugen. — Wenn Sie 's erlauben wollen, ſo geh' ich und bitte einige von meinen Bekannten her.

S. 113. Goethes Überſetzung aus Oſſian:
Schweig eine Weile, o Wind! Still, eine kleine Weile, o Strom.
Schiller, der Abend: Hör' auf, du Wind, durchs Laub zu ſauſen, Hör' auf, du Strom, durchs Feld zu brauſen.

S. 114 aus Oſſian: Aber ſchon ruhten ſie im engen Hauſe.
Schiller, Elegie auf den Tod eines Jünglings:

Ruhig ſchläft 's ſich in dem engen Haus.

S. 115 aus Oſſian: dein Bogen (wird) in der Halle liegen ungeſpannt.
Schiller, Hektors Abſchied: Müßig liegt dein Eiſen in der Halle.

S. 115 aus Oſſian: du warſt ſchnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel.
Schiller, Eine Leichenphantaſie: Mutig ſprang er im Gewühl der Menſchen, wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh.

S. 115 aus Oſſian: Wer auf ſeinem Stabe iſt das? — Es iſt dein Vater, o Morar!
Schiller, Eine Leichenphantaſie: Zitternd an der Krücke, wer — ſchwankt dem ſtumm getragnen Sarge nach? Floß es „Vater" von des Jünglings Lippe!

---

[1]) Auf dieſe und einige der ſpäter angeführten Parallelen aus dem Werther zu Schillers Räubern machte mich freundlichſt Erich Schmidt aufmerkſam.

Digitized by Google

S. 115 aus Oſſian: Tief iſt der Schlaf der Toten.
Schiller, Elegie auf den Tod eines Jünglings: Tief der Schlummer der Begrabenen.

S. 119: So traure denn Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht ſich ſeinem Ende.
Schiller, die Räuber III 2: Traure mit mir Natur — Sie werden nimmer zurückkehren.

S. 120: ſie ſtarb, und ich folgte ihrer Leiche und ſtand an dem Grabe, wie ſie den Sarg hinunterließen, und die Seile ſchnurrend unter ihm weg und wieder herauf ſchnellten, dann die erſte Schaufel hinunterſchollerte, und die ängſtliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab und dumpfer und immer dumpfer und endlich bedeckt war.
Schiller, Eine Leichenphantaſie: Horch, der Sarg verſinkt mit dumpfigem Geſchwanke, wimmernd ſchnurrt das Totenſeil empor. — Dumpfer — dumpfer ſchollert's überm Sarg zum Hügel, nimmer gibt das Grab zurück.

S. 120: Sie liebt mich! ſie liebt mich!
Schiller, die Räuber IV 2: Sie liebt mich, ſie liebt mich!

3. Clavigo.

Hempel, VI. Teil.

II. Akt. S. 136: [die Wiſſenſchaften] ſie ſind's, die aus den entfernteſten Geiſtern Freunde machen.
Schiller in das Stammbuch Nicolais [Minor, Schiller 1, 375]: Ein edles Herz und die Muſen verbrüdern auch die entlegenſten Geiſter.

S. 144: die Situation, daß Clavigo ſchriftlich nach Diktat ſeine Untreue erklären muß, findet ſich wieder in Schillers Cabale und Liebe III 6.

III. Akt. S. 148: die dir alle Sinne zu übermeiſtern ſcheint.
Schiller, Geiſterſeher I (Goedeke 4, 258): Konnten wir den Affekt dieſer Menſchen prüfen, da uns der unſrige übermeiſterte.

IV. Akt. S. 156: die kalte Hand des Todes.
Schiller, der Geiſterſeher (Goedeke 4, 213): Die Hand des Todes zertrennte den Faden ſeiner Rede.

S. 158: Strudelkopf.
Ebenſo Schiller, die Räuber II 1.

S. 165: Ich ſchnaube nach ſeiner Spur, meine Zähne gelüſtet's nach ſeinem Fleiſch, meinem Gaumen nach ſeinem Blut. — Ich würde den ewig haſſen, der ihn mir jetzt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderiſch aus dem Wege räumte.
Schiller, die Räuber IV 5: Aber ich ſage dir, ich ſchärf' es dir hart ein, liefr' ihn mir nicht tot! Deſſen Fleiſch will ich in Stücke reißen und hungrigen Geiern zur Speiſe geben, der ihm nur die Haut ritzt oder ein Haar kränkt! Ganz muß ich ihn haben.

V. Akt. S. 167: Noch iſt es Zeit! Noch!
Schiller, Wallenſteins Tod I 4: Noch iſt ſie rein — noch!

S. 167: Haltet! Haltet!
Schiller, Eine Leichenphantaſie: und das Auge ſprach: Haltet! Haltet!

S. 169: Ihr letztes Wort war dein unglücklicher Name.
Schiller, die Räuber II 2: Sein letzter Seufzer war Amalia.

Erinnerungen an Goethes Jugendlyrik und ſeine kleinen Dramen finde ich in Schiller nur ganz wenige. Es mag ſein, daß er bei ſeinem Geſang des Fiſcherknaben zu Anfang des Wilhelm Tell auch an Goethes Gedicht „Der Fiſcher" gedacht hat, aber entlehnt hat er den

Digitized by Google

Stoff aus Scheuchzers Naturgeschichte des Schweizerlandes. Wahrscheinlich ist, daß die Stelle Kabale und Liebe I 3: Dies Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen und er träte darauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben" ein Nachklang von Goethes Veilchen auf der Wiese in Erwin und Elmire ist.

Als Parallelen ließen sich vielleicht auch noch betrachten die Worte aus Goethes Stella: An Eurem Arm dachte ich durchs Leben zu gehen, so führt mich zum Tode — und Maria Stuarts letzte Worte an Leicester bei Schiller: An Eurer Hand, beglückt durch Eure Liebe, wollt' ich des neuen Lebens mich erfreun. Möglich endlich, daß Schiller, Kabale und Liebe I 2, das Wort Geträtsch aus Goethes Götter, Helden und Wieland übernommen hat; aber das sind unsichere Beziehungen. Gekannt wird Schiller ja auch die Gedichte und kleinen Dramen Goethes haben. Bezeugt ist es von der Klaudine von Villa Bella. Als sie in der Göschenschen Ausgabe der Schriften Goethes erschienen war, sandte er sie Mitte August an Frau von Beulwitz und Lotte von Lengefeld und nach seinem Briefe an beide vom 8. Dezember 1788 war er begierig, die Klaudine im Theater aufgeführt zu sehen.

Besonders aber regten Schiller natürlich wieder die großen Dramen Goethes Iphigenie, Egmont und Tasso an. Iphigenie war 1787 erschienen. Schon am 27. August desselben Jahres berichtet er Körner, daß er Corona Schröter aus der Iphigenie habe deklamieren hören, und wiederum meldete er demselben Freunde am 14. Oktober 1787, daß er tagszuvor die Freude gehabt habe, die Schröter die Iphigenie nach dem ersten Manuskript, wie sie in Weimar gespielt worden war, vorlesen zu hören, und bei dieser Gelegenheit verglich er eingehend die frühere Fassung mit der neuen metrischen Bearbeitung. Wiederholentlich spielt er später in Briefen auf Stellen aus der Iphigenie an oder zitiert sie im Wortlaut. (Vgl. Schillers Briefe Nr. 275, Nr. 439, Nr. 1240.) Dagegen finde ich in Schillers Dichtungen keine Anklänge an die Sprache der Goetheschen Iphigenie, wenn man nicht etwa den Ausdruck in der Dithyrambe „Der Erdgeborne" als Erinnerung an die Iphigenie annehmen will. (Vgl. Iphigenie II 3: wie einen erdgebornen Wilden oder IV 1: Denken die Himmlischen einem der Erdgebornen viele Verwirrung zu. Vgl. auch Egmont II 1: dem erdgebornen Riesen gleich.)

Aber bewundert hat Schiller Goethes Iphigenie in hohem Maße und sich viel mit ihr beschäftigt. Wohl tadelt er an ihr, daß sie ins epische Feld hinüberschlage und daß die eigentliche Handlung hinter den Kulissen vorgehe (Schillers Briefe Nr. 1292; Nr. 1749; Nr. 1750), aber trotzdem gilt das Drama ihm, bloß als ein poetisches Geisteswerk betrachtet, für alle Zeiten als unschätzbar (Schillers Briefe

Digitized by Google

Nr. 1749), und er klagt, daß er sein Vergnügen an diesem Werke mit der niederschlagenden Empfindung büßen müsse, nie etwas Ähnliches hervorbringen zu können. (Schillers Briefe Nr. 289.)

Schiller hat eine leider unvollständig gebliebene Kritik der Goetheschen Iphigenie veröffentlicht (Goedeke 6, 239). Er vergleicht sie mit der Iphigenie des Euripides, nennt sie eine ganz neue und merkwürdige Erscheinung in der dramatischen Literatur der Deutschen und rühmt besonders, daß der Leser sich von einem gewissen Geist des Altertums angeweht fühle, daß er hier die imponierende große Ruhe, die jede Antike so unerreichbar mache, die Würde, den schönen Ernst auch in den höchsten Ausbrüchen der Leidenschaft finde. Gerade in diesem Punkte änderte er später, als er 1802 Goethe bei einer neuen Bearbeitung des Dramas für das Theater unterstützte, völlig sein Urteil. Da schrieb er von der Iphigenie an Körner: „sie ist so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen." (Schillers Briefe Nr. 1749.)

Nicht minder vertraut war Schiller mit Goethes Egmont. Auch ihn hat er rezensiert und bearbeitet. Als er am 15. Mai 1788 das Werk zugeschickt erhielt, war der erste Eindruck günstig: „jetzt habe ich nur einen Blick hineinwerfen können und schon viel Vortreffliches entdeckt." (Schillers Briefe Nr. 271). Aber bald, bei der Ausarbeitung der Rezension, mischt sich in die Bewunderung einiger Meisterzüge der Tadel des opernhaften Schlusses des Dramas und auch der Darstellung des Helden: „Das ist eben das Unglück, daß wir seine Verdienste vom Hörensagen wissen und auf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen werden, seine Schwachheiten hingegen mit unseren Augen sehen." Bei der Bearbeitung des Stückes hat Schiller es nur bühnengerecht machen wollen und hier und da durch Verschiebung der Szenen und durch Änderungen im Kleinen den dramatischen Verlauf beleben wollen, das Wesentliche aber und also auch die oben angegebenen Hauptfehler des Dramas wagte er nicht zu ändern. Die wichtigste Änderung bestand in der Ausschaltung der Regentin.

Wie bekannt ihm der Egmont war, zeigen wiederum auch einzelne Zitate, sprachliche Anklänge und Parallelgedanken in seinen Briefen und Schriften. Wenn er im Brief an Goethe vom 25. Dezember 1795 (Briefe Nr. 971) über Cotta schreibt, er erscheine einige Tage vor Jubilate mit einer Geldkatze um den Leib pünktlich wie eine wohlberechnete Sonnenfinsternis, so ist der Vergleich Zitat aus Egmont IV (Hempel 7, S. 65). Reminiszenz ist ferner Wallensteins Tod III 15: ich vergesse keinen, mit dem ich einmal Worte hab' gewechselt. Vergleiche Egmont II Hempel 7, S. 39: „Ich vergesse niemand leicht, den ich einmal gesehen und gesprochen habe." So

Digitized by Google

ſind auch ähnlich die Stellen Egmont II Hempel 7, S. 50: „ich mag nicht leiden, daß man unwürdig von ihm denkt“ und Schiller, die Piccolomini V 1: „Hat er um uns verdient, Oktavio, daß wir ſo unwürdig von ihm denken?“ Ebenſo Egmont IV, Hempel 7, S. 70, vgl. auch Taſſo I, 3, Hempel 7, S. 212: „Welt und Nachwelt“ und Schiller, Wallenſteins Tod I 7: „eh' ſpreche Welt und Nachwelt.“ Auch Stellen aus Wallenſteins Lager gehören wohl hierher, ſo Szene 1: „Schon acht Monat legt ſich der Schwarm uns in die Betten und in die Ställe“ und Egmont I 1, Hempel 7, S. 23: Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem Bette. Ebenda im Egmont: „Friede, ihr Herren!“ und Wallenſteins Lager Szene 11: Fried', ihr Herren! Auch Tillys Spruch: „Leben und leben laſſen“ Wallenſteins Lager 16. Szene findet ſich im Egmont I Hempel 7, S. 19. Aber auch ohne Übereinſtimmung im Wortlaut glaube ich einige Stellen aus Schillers Werken auf Goethes Egmont zurückführen zu können: So Egmont I, Hempel 7, S. 27: „Damals waren ſie Gegner, jetzt ſind ſie gegen mich verbunden, ſind Freunde, unzertrennliche Freunde geworden,“ und Schillers Jungfrau von Orleans: „Ich hab' kaum Frieden zwiſchen euch geſtiftet ſo macht ihr ſchon ein Bündnis gegen mich?“ ſo ferner Egmont II, Hempel 7, S. 43: „Ich ſoll leben, wie ich nicht leben mag. Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, raſch lebe, das iſt mein Glück, und ich vertauſch' es nicht gegen die Sicherheit eines Totengewölbes“ und Schiller, Wallenſteins Tod I 7: „Ich kann mich nicht, wie ſo ein Wortheld, ſo ein Tugendſchwätzer an meinem Willen wärmen und Gedanken — wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet.“ Ferner Egmont II, Hempel 7, S. 42: „Wir ſind nicht einzelne Menſchen, Egmont. Ziemt es ſich, uns für Tauſende hinzugeben, ſo ziemt es ſich auch, uns für Tauſende zu erhalten“ und Schiller, Jungfrau I 5: „Für ſeinen König muß das Volk ſich opfern,“ und wiederum Egmont II, Hempel 7, S. 50: „Ich muß mit eigenen Augen ſehen“ und Schiller, die Piccolomini: „doch mir vergönnen, daß ich auf meine Weiſe mich betrage.“ Beſonders aber glaube ich, daß auf Schillers Reiterlied, ja überhaupt auf das ganze Lager Wallenſteins die folgende Stelle Egmont V, Hempel 7, S. 79 eingewirkt hat, die auch Chuquet in ſeinem trefflichen Kommentar zu Wallenſteins Lager ſchon angemerkt hat: „Und raſch aufs Pferd, mit tiefem Atemzuge. Und friſch hinaus, da wo wir hingehören! ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächſte Wohltat der Natur und durch die Himmel wehend alle Segen der Geſtirne uns umwittern, wo wir dem erdgebornen Rieſen gleich, von der Berührung unſerer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen, wo wir die Menſchheit ganz und menſchliche Begier in allen Adern fühlen, wo das Verlangen vorzudrängen, zu beſiegen, zu erhaſchen,

Digitized by Google

ſeine Fauſt zu brauchen, zu beſitzen, zu erobern durch die Seele des jungen Jägers glüht, wo der Soldat ſein angebornes Recht auf alle Welt mit raſchem Schritt ſich anmaßt und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wieſe, Feld und Wald verderbend ſtreicht und keine Grenzen kennt, die Menſchenhand gezogen." Hier wie in den ähnlichen Motiven des Verrats Albas und ſeiner Mißbilligung durch Albas Sohn und der Stellung der Piccolomini, Vaters und Sohnes, zueinander, zeigt ſich, mit welchem Recht Schiller am 10. April 1796 an Körner (Briefe Nr. 1027) ſchreiben konnte: „aber der Egmont hat mich doch intereſſiert und iſt für meinen Wallenſtein keine unnützliche Vorbereitung geweſen."

Goethes Taſſo erſchien zu Anfang des Jahres 1790, als Schiller durch die Vorbereitung zu ſeiner Hochzeit zerſtreut war, der Fauſt als Fragment im Frühjahr desſelben Jahres. Über beide finden ſich kurz nach ihrem Erſcheinen in Schillers Briefen keine Urteile, auch meines Wiſſens kein Zitat aus ihnen. Nur daß er ſie auch geleſen hat, was ſich ohnehin von ſelbſt verſteht, iſt bezeugt und mit dem Taſſo finden ſich wenigſtens einige Gedankenparallelen in Schillers Dichtungen: Taſſo I 2, Hempel 7, S. 208: „Es will der Feind, es darf der Freund nicht ſchonen." Schiller, Freund und Feind: „Zeigt mir der Freund was ich kann, lehrt mich der Feind was ich ſoll." — Taſſo I 3, Hempel 7, S. 213: „So gebt auch den Lebendigen ihr Teil," Schiller an die Freunde: „Und der Lebende hat recht." — Taſſo II, 1, Hempel 7, S. 222: „Tröſtlich iſt es für uns, den Mann gerühmt zu wiſſen, der als ein großes Muſter vor uns ſteht." Schillers Prolog zum Wallenſtein: „Ein großes Muſter weckt Nacheiferung." Taſſo II 3, Hempel 7, S. 235: „Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen, nur das Leben lehret jeden, was er ſei." Schiller, Schlüſſel: „Willſt du dich ſelber erkennen, ſo ſieh, wie die andern es treiben" und Schiller, Glaubwürdigkeit: „Glaube dem Leben, es lehrt beſſer als Redner und Buch." — Taſſo V 4, Hempel 7, S. 273: „Die Gegenwart iſt eine mächt'ge Göttin." Schiller, Die Gunſt des Augenblicks: „Und der mächtigſte von allen Herrſchern iſt der Augenblick."

Mit dem Fauſtfragment weiß ich auch ſolche Parallelen bei Schiller nicht anzuführen. Bis zu ſeiner Freundſchaft mit Goethe, das heißt bis zum Jahre 1794, findet ſich nirgends bei ihm ein anerkennendes Wort über den Fauſt, umgekehrt zeigt ein Brief von Körner an ihn vom 29. Juni 1790, daß Schiller Herrn von Funk gegenüber geäußert habe, der Fauſt befriedige ihn nicht. Aber auch von anderen Zeitgenoſſen iſt der Fauſt anfangs nicht nach Gebühr gewürdigt worden, und man muß, um billig zu urteilen, anerkennen, daß der allzu fragmentariſche Charakter der erſten Ausgabe des Fauſt

Digitized by Google

die Größe des Ganzen auch schwer erkennen ließ. Dennoch war gerade Schiller meines Wissens der erste, der, wenn ihn auch das Fragment nicht befriedigte, doch die Größe des Planes ahnte. Am 29. November 1794 (Briefe Nr. 777) schrieb er an Goethe: „Aber mit nicht weniger Verlangen würde ich die Bruchstücke von Ihrem Faust, die noch nicht gedruckt sind lesen; denn ich gestehe Ihnen, das mir das, was ich von diesem Stücke gelesen, der Torso des Herkules ist. Es herrscht in diesen Szenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den besten Meister unverkennbar zeigt, und ich möchte diese große und kühne Natur, die darin atmet, so weit als möglich verfolgen." Und als er dann weiter in den Plan des Fausts eingeführt und eingedrungen ist, da schreibt er am 26. Juli 1797 an Goethe (Briefe Nr. 1209): „Den Faust habe ich nun wieder gelesen, und mir schwindelt ordentlich vor der Auflösung. Dies ist indeß sehr natürlich, denn die Sache beruht auf einer Anschauung, und so lang man die nicht hat, muß ein selbst nicht so reicher Stoff den Verstand in Verlegenheit setzen. Was mich darin ängstigt, ist, daß mir der Faust seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie noch zu erfordern scheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt werden soll, und für eine so hoch aufquellende Masse finde ich keinen poetischen Reif, der sie zusammenhält." Seitdem aber Schiller die Idee einmal erfaßt hatte, ist er nicht müde geworden, Goethe zur Vollendung des Werkes anzuregen.

Manche Leser werden meine obigen Zusammenstellungen vielleicht ergänzen können,[1]) manche umgekehrt einzelne Parallelen oder Anklänge nicht als solche anerkennen wollen, das Eine denke ich, werden aber meine Ausführungen überzeugend dartun, daß Schiller befugt war, in seinem ersten vertrauten Briefe an Goethe vom 23. August 1794 (Briefe Nr. 730) zu schreiben, er habe schon lange, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange seines Geistes zugesehen und daß er sich mit Recht in seinem nächsten Briefe an Goethe vom 31. August 1794 Goethes aufmerksamsten Leser hat nennen dürfen. Goethe stand von vornherein vor Schillers Geiste als sein „großes Muster". In einzelnen schwachen Augenblicken hat er wohl fast mit Neid auf ihn gesehen, und wieder und wieder verzweifelte er, sich

[1]) Ich selbst kann bei der Korrektur noch zwei Stellen nachtragen: In das Stammbuch seines Jugendfreundes Immanuel Gottlieb Elwert schrieb Schiller am 4. März 1779 eine Stelle aus Werther: „So eingeschränkt der Mensch ist, hat er doch noch den Trost, daß er diesen Kerker verlassen darf — wenn er will" (J. Hartmann, Schillers Jugendfreunde, Stuttgart und Berlin 1904, S. 68) und an Goethe schrieb er am 14. April 1797: „Ihre Entdeckungen in den fünf Büchern Mosis belustigen mich sehr. Schreiben Sie ja Ihre Gedanken auf, Sie möchten des Weges so bald nicht wieder kommen. So viel ich mich erinnere haben Sie schon vor etlichen und zwanzig Jahren mit dem neuen Testament Krieg gehabt."

Digitized by Google

ihm ebenbürtig an die Seite ſtellen zu dürfen. Aber mutig hat er ſich doch gerade durch Goethes Vorbild immer wieder zu neuem Streben aufgerafft und ſich ſelbſt im Blick auf Goethe wohl oft im ſtillen Herzen den Troſt geſagt, den Taſſo bei Arioſtos Preis empfand:

Erreichſt du einen Teil von ſeinem Wert
Bleibt dir ein Teil auch ſeines Ruhms gewiß.

Schiller als Novelliſt.

Von Robert Riemann in Leipzig.

Schiller war noch ein Werdender, als er ſeine Erzählungen ſchrieb. Sie gehören ſämtlich den achtziger Jahren an, mit deren Ablauf er das Gebiet für immer verließ. Das zeigt ſich ſchon im Stofflichen. Württembergiſche Edelleute, Generale und Prinzen ſpielen die Hauptrolle. Es tritt aber auch in der Technik hervor. Schiller kehrte der Novelle zu früh den Rücken, um es in ihr zur Meiſterſchaft zu bringen. In der Periode ſeines höchſten Könnens hat er ſich nur noch kritiſch mit Epos und Roman beſchäftigt. Die Balladen gehören in eine andere Kunſtgattung.

Seine novelliſtiſche Produktion fällt in eine Zeit, zu der die deutſche Erzählerkunſt dank Wieland und Goethe, Blankenburg und Engel nebſt vielen Kleineren ſchon achtungswerte Leiſtungen aufzuweiſen vermochte. Durch Engel und Meißner war die Form des kurzen, charakteriſtiſchen Dialoges populär geworden. In ihr verſucht ſich Schiller zunächſt und den Stoff entnimmt er Goethes Jugendroman, den er leidenſchaftlich verehrte.[1])

Es handelt ſich um den Brief,[2]) in dem Werther die Verwandlung ſchildert, die mit ihm vorgegangen iſt, ſeit er unglücklich liebt. Er ſpricht von der Natur, in der ihm früher nur Leben und Liebe, jetzt alles Tod und Vergänglichkeit zu ſein ſcheint. Schiller verſchärft im „Spaziergang unter den Linden“ dieſen Kontraſt der Stimmungen. Er ſpaltet die Perſönlichkeit in Spieler und Gegenſpieler, Optimiſt und Peſſimiſt. Der Dialog mutet anfangs rein theoretiſch an. Bis zum Schluſſe ſpart Schiller mit bühnenmäßiger Berechnung die Enthüllung auf, daß die Gründe der Theoretiker äußerſt ſubjektiver

[1]) Vgl. Schiller an Körner 6. September 1785, an Huber 5. Oktober 1785, an Körner 18. Auguſt 1787.

[2]) Von mir analyſiert „Goethes Romantechnik.“ S. 108 f.

Digitized by Google

Natur ſind. Trotzdem gewinnen die lyriſchen Reflexionen Werthers hier durch die präziſere Faſſung und eingeſtreute mediziniſche Zynismen eine mehr philoſophiſche, wiſſenſchaftliche Form. Außerdem wird die Vergänglichkeit alles Irdiſchen an den Helden der Geſchichte demonſtriert.[1]) Schiller verrät ſchon hier in ganz auffälliger Weiſe die Neigung, ſeinen Blick von der Natur abzukehren und auf die Geiſteswelt zu richten. Freilich wird ſie noch durch Schulreminiszenzen repräſentiert.

Auf gleicher Stufe ſteht die ebenfalls 1782 erſchienene „Großmütige Handlung aus der neueſten Geſchichte". Der Dichter fußte aber diesmal nicht auf einem literariſchen Vorbilde, ſondern auf mündlichen Mitteilungen der Frau von Wolzogen. Die ſtark an die alten Freundſchaftsſagen erinnernde Schilderung der brüderlichen Liebe bot Gelegenheit zu Reden und Briefen im echten Genieſtil mit vielen Anakoluthen und Gedankenſtrichen. Dagegen überläßt Schiller Schauplatz und Perſonen der freien Phantaſie des Leſers. Er gibt weder eine ethiſche noch eine ſomatiſche Charakteriſtik. Das lyriſch-dramatiſche Element überwiegt weitaus gegen das epiſche.

Auch die Novelle „Merkwürdiges Beiſpiel einer weiblichen Rache" aus Diderots „Jacques le fataliste" hat Schiller nur bearbeitet, weil er es für die weſentliche Aufgabe des Novelliſten hielt, die Gefühle der Perſonen ſprachlich zum Ausdruck zu bringen. Die Erzählung lag völlig außerhalb ſeiner moraliſchen Sphäre, aber ſie paßte ſehr gut in ſeine künſtleriſche, weil der Dialog durchaus in ihr überwiegt. Außerdem zog ihn die kühne Neuheit der Intrigue an. Dagegen verabſcheute er den Hauptcharakter und hatte kein Verſtändnis für das Problem einer ſo komplizierten Frauenſeele in ihrer Miſchung von Leidenſchaft und Verſchlagenheit, wütender Eiferſucht und liſtiger Berechnung, Größe und Gemeinheit. Gerade das hatte Diderot gereizt und hätte jeden modernen Erzähler angezogen. Schiller fühlt ſich abgeſtoßen, aber der Hauptcharakter war ihm gegenüber den formalen Eigenſchaften der Erzählung überhaupt gleichgiltig. Es bereitet ſich ſchon die Anſchauungsweiſe vor, die ihn ſpäter den Stümper verachten ließ, der vom Stoffe die Kraft borgt, die er in die Form zu legen verzweifelt.

Mit dieſer 1785 erſchienenen Bearbeitung ſchließt die erſte Epoche von Schillers Erzählerkunſt. Als einen Nachklang mag man noch die kurze Schilderung des Frühſtücks auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt betrachten, in der Schiller ebenfalls den Ausdruck dramatiſch geſteigert hat. Die wirkungsvolle Antitheſe: „Fürſtenblut für Ochſenblut!" gehört ihm. Er iſt in allen dieſen kleinen Verſuchen Dialogſchrift-

[1]) Vgl. Shakeſpeare, „Hamlet". V, 1.

Digitized by Google

ſteller mit Bevorzugung des Affektes, nicht des Verſtandesmäßigen oder der Schilderung, alſo ein Dramatiker, der ſich auf das epiſche Gebiet verirrt hat.

Ich lege Wert darauf, dieſe Tatſache feſtzulegen, weil jüngſt Julius Peterſen gezeigt hat, wie ſehr Schiller in ſeinen Jugenddramen durch die Wände des Bühnenraumes hindurchſieht.[1]) Peterſen preiſt die Schilderung der Umgebung des Mooriſchen Schloſſes als das Muſter eines mit Erzählungskunſt entwickelten Panoramas. So gut und richtig die Beobachtung auch iſt, der Ausdruck „Erzählungskunſt" führt dennoch irre. Der junge Schiller beſaß ſie ganz und gar nicht. Es handelt ſich in beiden Fällen, in den Dramen wie in den Erzählungen, um dieſelbe Erſcheinung. Die Grenzen der Kunſtformen verſchwimmen gegen einander, weil der Dichter keine mit ſicherer Hand beherrſcht. In dem Drange, ſo viel als möglich zu geben, ja mehr als das, gerät er von einer in die andere. Eine ſehr verbreitete Anſchauung, die auch Peterſens Ausführungen häufig zugrunde liegt, betrachtet es als ein Geſetz der dichteriſchen Entwicklung, mit der epiſchen Kunſt zu beginnen und allmählich der dramatiſchen Form zuzureifen. Man kann getroſt das Gegenteil behaupten. Die Geſetze der dramatiſchen Formgebung liegen vermöge der Verbindung mit der Bühne meiſt offen zu Tage und bedürfen keines Spürſinns, wie die verſteckteren der Erzählertechnik. Daher pflegen auch dramatiſche Meiſterwerke eine ganz andere vorbildliche Kraft zu entfalten als gute Romane.

Einen mächtigen Schritt vorwärts tat Schiller mit dem 1786 erſchienenen „Verbrecher aus Infamie". Er hatte von ſeinem Lehrer Abel bei deſſen Beſuche in Mannheim[2]) Mitteilungen über die Geſtändniſſe des Räubers Friedrich Schwan erhalten, der ein Menſchenalter früher Württemberg unſicher gemacht hatte. Da der Held der Novelle ſich ſelbſt mit einer Kindesmörderin vergleicht, werden wir ohne weiteres auf die erſte kriminaliſtiſche Studie Schillers hingewieſen. Offenbar veranlaßte ihn jedoch zur literariſchen Verwertung der Mitteilungen Abels erſt die Lektüre einer Kriminalnovelle Meißners, des eigentlichen Schöpfers dieſer Gattung. Sie erſchien zuerſt 1778 und trägt den vielſagenden Titel: „Blutſchänder, Feueranleger und doch ein Jüngling von edler Seele."

Meißners Held wird durch eine Verkettung von äußeren Umſtänden zum Verbrecher. Er iſt willensſchwach, aber ſchön von Angeſicht, fromm und tugendhaft. Meißner wollte in der Hauptſache ſtofflich feſſeln. Die Idee des Juſtizmordes, mit der er ſeine Leſer

[1]) Paläſtra. XXXII. „Schiller und die Bühne", S. 181 f.
[2]) November 1783.

Digitized by Google

zu schrecken liebt, steht hier nur im Hintergrunde; denn es liegen tatsächliche Verbrechen vor. Eine direkte Aufforderung für Schiller enthielt der Epilog des Vielschreibers: „Oft schon hab' ich mich gewundert, daß die letzten Stunden unglücklicher, in die Hände der Justiz gefallener Personen, nicht von diesem oder jenem aufmerksamen Beobachter menschlicher Tugenden und Laster fleißiger genutzt werden." Da werde man Aufschlüsse zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens finden. Besondere Sorgfalt hat Meißner auf die Erzählung nicht verwendet. Der Aufbau ist unnötig verkünstelt, indem in einem Brief ein Dialog eingelegt wird, der allmählich in eine Icherzählung übergeht.

Schon die Namengebung, auf die Minor aufmerksam macht,[1]) zeigt, wie weit Schiller von der faxen Sentimentalität Meißners entfernt ist. Er gibt dem Räuber den Namen des Raubtieres und nennt ihn Wolf. Er ist keineswegs geneigt, seinen Sonnenwirt von aller Schuld freizusprechen, aber ihn fesselt die Frage, wieviel auf Rechnung der Veranlagung und wieviel auf Rechnung der äußeren Umstände zu setzen ist. Das Problem der Charakterentwicklung beschäftigt ihn: „Man hat das Erdreich des Vesuvs untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen?" In diesem von Meißner sehr abweichenden Sinne verspricht Schiller eine „Leichenöffnung des Lasters". Es handelt sich um die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf das Problem der Charakterentwicklung.

Dazu war allerdings der richtige Zeitpunkt gekommen. Eine völlig einseitige Methode war eingerissen. Man addierte Eigentümlichkeiten aus Erlebnissen zusammen und ignorierte die angeborene Eigenart. Wieland hatte noch gesagt, Agathon sei nur scheinbar nacheinander Held, Stoiker und Wollüstling, obwohl er in jeder dieser Klassen etwas von der ihr eigenen Farbe bekomme. Inzwischen hatte der Druck der pädagogischen Neigungen des Jahrhunderts, die ihrerseits unter dem Einflusse Lockes standen, sich mehr und mehr gesteigert. Man war schon dem Standpunkte Hippels nahe, der überhaupt jede Anlage leugnete.

Schiller hatte in seiner Lebensstellung keine Veranlassung, diesen Glauben an die Allmacht der Beeinflussung und Erziehung zu teilen. Seine Freiheitsliebe verdankte er dem Drucke des Despotismus, aber sollte er seine Intelligenz als ein Geschöpf der pädagogischen Anstalt Karl Eugens betrachten? Und nun erst seine Moral! Gerade die Stellung zur Charakterentwicklung hängt am engsten mit der Welt-

[1]) Schiller 2, S. 464—474.

Digitized by Google

anſchauung und den perſönlichen, namentlich den bitteren Erfahrungen eines Dichters zuſammen. Schiller ſteht auch auf einem ſo wenig radikalen Standpunkte, daß man deutlich fühlt, wieviel einer ſo vorſichtigen Würdigung des Problems vorausliegt, die nach allen Seiten gerecht ſein will. Der Briefwechſel bietet die Möglichkeit, ſeine wechſelnden Grübeleien zu verfolgen, und man ſieht hier einmal deutlich, daß Briefe nicht nur biographiſches Material ſind, ſondern ſelbſt einen Teil der ſchriftſtelleriſchen Entwicklung repräſentieren.[1])

Zunächſt richtet ſich ſeine Meinung nach der Gemütsſtimmung. In einer Zeit der Entmutigung klagt er 1783, das Genie könne entſetzlich zurückwachſen, zurückſchrumpfen, wenn ihm der Stoß von außen fehle. Dann bringt ihn ſeine dramatiſche Befähigung auf den Gedanken einer unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeit. Er iſt geneigt zu glauben, daß in unſerer Seele alle Charaktere nach ihren Urſtoffen ſchlafen. Durch Wirklichkeit und Natur oder künſtliche Täuſchung gewinnen ſie ein dauerndes oder nur illuſoriſches Daſein. Am Schluſſe desſelben Briefes an Reinwald nimmt Schiller für ſich jedoch wieder eine ganz einzigartige Veranlagung in Anſpruch: „Lieben und ſchäzen Sie mich wegen dem, was ich unter beßern Sternen geworden wäre.“ Sieht er hier ſeine Entwicklung als eine verkrüppelte an, ſo ruft er beim Antritt des nächſten Jahres aus: „So ſehr auch Schikſale den Karakter verändern können, ſo bin doch ich mir immerdar gleich geblieben.“ Der klaffende Widerſpruch zwiſchen dieſen beiden Äußerungen verſchwindet, wenn man bedenkt, daß Schiller in der erſten ſeinen Blick auf ſeine geiſtigen Fähigkeiten, in der zweiten auf ſeinen ethiſchen Wert richtet. Aber er verallgemeinert eben die Einzelerfahrung zu raſch. Im Juni 1784 betrachtet er in einem Briefe an Frau von Wolzogen die Folgen ſeines Entſchluſſes, Bauerbach zu verlaſſen: „Wer hätte damals gedacht, daß ein ohngefehrer Gedanke ſoviel, ſoviel in meinem Schikſal verändern würde? — und doch hat dieſer Gedanke vielleicht für mein ganzes Leben entſchieden.“ Wiederum treten ſchmerzliche Erfahrungen an ihn heran, und mehr als alles peinigt ihn das Gefühl, für leichtſinnig gehalten zu werden, weil er ſeine Schulden an ſeine Wohltäterin nicht abtragen kann: „Man iſt nicht deßwegen ſtrafbar, weil man unglücklich iſt,“ beteuert er und fügt wiederum hinzu: „Ich darf Ihnen die Verſicherung geben meine Beſte, daß ich in keinem Stüke anders worden als ich war.“ Man darf aus den Taten eines Menſchen nicht auf eine Veränderung ſeines Charakters ſchließen: „Ich kann das nie werden, was Sie beſorgen, aber Umſtände und Schikſal können zuweilen die Außenſeite unkenntlich

[1]) Schiller an Reinwald 21. Februar 1783, 14. April 1783, an Chriſtophine 1. Januar 1784.

Digitized by Google

machen.“ Im Februar 1785 geſteht er dem Milieu wieder gewiſſe Einflüſſe zu, aber auch diesmal handelt es ſich nicht um moraliſche Depravation. Er ſchreibt an Körner: „Bei Ihnen will ich, werd ich alles doppelt, dreifach wieder ſeyn, was ich ehemals geweſen bin“ ... „Es braucht nichts als eine ſolche Revolution meines Schikſals, daß ich ein ganz andrer Menſch — daß ich anfange Dichter zu werden.“

Bisher ſehen wir Schiller geneigt, alle Schuld den äußeren Umſtänden zuzuſchreiben, ſich aber den Vorzug, ihnen gegenüber die moraliſche Kraft intakt erhalten zu haben. Unter dem Einfluſſe Körners hält er Einkehr in ſich ſelbſt und ſucht nach alten Fehlern in der eigenen Anlage. Im Juli 1785 verſinkt er in Betrachtungen über ſeinen Werdegang: „Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mislungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnſinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaunen meines Schikſals, die zweite und größere aber durch mich ſelber zernichtet.“ Hier ſehen wir Schiller auf den Punkt gekommen, die beiden Anſichten zu vereinigen, zwiſchen denen er bisher geſchwankt hat. Aber gerade indem er einen Teil der Schuld auf ſich nimmt, weiſt er dem Ich die größere Kraft gegenüber dem Milieu zu. Außerdem hat es ja die Macht, ſich mit Gewalt ungünſtigen Einflüſſen zu entreißen, wenn es einmal zu vollem Selbſtbewußtſein gelangt iſt. Dieſer Erkenntnis gibt er zwei Monate ſpäter in einem Briefe an Chriſtophine Ausdruck. Er glaubt jetzt, durch ſeine Flucht aus Stuttgart alles gewonnen zu haben: „Ich trat mit eigenmächtiger Zuverſicht aus dem damaligen Kreis meiner Beſtimmung heraus, der ſo eng und dumpfig war wie ein Sarg.“ Es iſt ungemein intereſſant, die Art zu beobachten, in der Schiller ſeine Taten nach jedem neugewonnenen Standpunkte neu interpretiert.

Es kommt ihm jetzt zum Bewußtſein, daß ein den äußeren Umſtänden nicht blindlings unterworfener Charakter darum nicht ſtabil ſein muß, ſondern eine relativ freie Entwicklung durchmachen kann. Im April 1786 faßt er das Problem ins Auge, in wie weit die Lektüre zur ſeeliſchen Ausbildung nötig ſei, und geſteht ihr nur einen bedingten Einfluß zu: „Im beſten Erdreich wird der Dornſtrauch keine Pfirſiche tragen, aber eben ſo wenig kann der Pfirſichbaum in einer leeren Erde gedeihen.“ Im Auguſt 1787 erzählt Schiller von einem Geſtändniſſe, das er Herder gemacht hat: „Ich hätte das Unglück, während einer weitläuftigen poetiſchen Arbeit mich ſelbſt zu verändern, weil ich noch im Fortſchreiten wäre, und alſo am Ende eines ſolchen Produkts anders als bei deßen Anfang zu denken und zu empfinden.“ Hier iſt von äußeren Umſtänden überhaupt nicht mehr die Rede. Am 28. Auguſt erfolgt in einem Briefe an Huber die denkwürdige Äußerung, die Proklamation der Unabhängigkeit des Charakters:

Digitized by Google

„Mit welchem Rechte können wir das Schickſal oder den Himmel darüber belangen, daß er uns weniger als andre begünſtigte? — Er gab uns Zeit und wir haben alles ſobald wir Verſtand und ernſtlichen Willen haben mit dieſem Kapitale zu wuchern.“ Dann beginnt der Verkehr mit dem Kantianer Reinhold, genau in dem Momente, in dem Schiller für Kant reif war, als ob die Vorſehung dieſe Fäden geſponnen und verknüpft hätte. Von nun an rückt die ganze Frage unter die Beleuchtung des kategoriſchen Imperativs: Der Menſch ſoll ſich unabhängig von der Außenwelt erhalten, und es iſt ſeine eigene Schuld, wenn er es nicht tut.

Ich habe den Zuſammenhang nicht zerreißen wollen und deshalb die Kette bis über den „Verbrecher aus Infamie“ hinausgeführt. Er fällt in die Zeit, in der Schiller aufhört, die moraliſche Verſchuldung den äußeren Umſtänden aufzubürden. So geſteht er dieſen auch in der Novelle noch eine große Kraft zu, fordert aber bereits den Widerſtand gegen ſie. Er ſpricht in einem Atem von der „unveränderlichen Struktur der menſchlichen Seele und den veränderlichen Bedingungen, welche ſie von außen beſtimmen.“ Da haben wir wieder einen ſcheinbaren Widerſpruch, der aber im Hinblick auf die Briefſtellen nicht mehr überraſcht. Schiller will dem Innenleben nur die ſelbſtändige Reaktion gegen die äußeren Einflüſſe ſichern. Verſchiedene Naturen reagieren verſchieden auf dieſelben Einflüſſe. Bei jeder Reaktion erfährt der Charakter eine Veränderung, aber ſie erfolgt im Sinne ſeiner urſprünglichen Grundrichtung. Nach dieſen Grundrichtungen muß man die Charaktere klaſſifizieren, nicht nach den Taten, die ihnen die Umſtände entlocken. Ein Menſch mit einer Neigung zu großen und gewaltigen Handlungen wird ein Cäſar Borgia, wenn er im Palaſte, ein Straßenräuber, wenn er unter dem Strohdache geboren wird, und ſchließlich ein guter Beamter, wenn ſeine wilden Triebe in einer engen bürgerlichen Sphäre und in der ſchmalen Umzäunung der Geſetze erſticken. Der Menſch iſt nicht das Produkt der Umſtände, ſondern das veränderliche Produkt einer Wechſelwirkung zwiſchen angeborenen Anlagen und äußeren Umſtänden. Schiller nimmt dieſelbe Stellung zur Charakterentwicklung ein, wie ſpäter nach Körners Auffaſſung Goethe in den „Lehrjahren“.[1])

Von vornherein beſitzt der Sonnenwirt ſchlechte Eigenſchaften: „Wolluſt war meine wütendſte Neigung.“ Bei ſeiner ſtarken ſexuellen Veranlagung iſt ihm ſeine abſtoßende Häßlichkeit doppelt drückend. Er muß die Geliebte durch Geſchenke, die Mittel durch Wilddiebſtahl gewinnen. Einem ſchönen Armen oder reichen Häßlichen wäre der

[1]) „Das Perſönliche entwickelt ſich aus einem ſelbſtändigen unerklärbaren Keime, und dieſe Entwicklung wird durch die äußeren Umſtände bloß begünſtigt.“

Digitized by Google

Konflikt mit der Polizei erſpart geblieben, in den er gerät. Er kommt ins Zuchthaus. Sein Menſchenhaß wird nach der Entlaſſung noch verſtärkt durch den Ekel, den jeder bei ſeinem Anblicke zeigt. Eitelkeit iſt die zweite Grundrichtung ſeines Charakters, die ſchon im Titel der Novelle betont wird. Gerade weil ihm die Ehre ſo unendlich teuer iſt, greift er zu der Selbſttäuſchung, freiwillig auf alle Ehre verzichtet zu haben. So wird er wiederum zum Diebe, dann zum Mörder ſeines Hauptverfolgers, ſchließlich zum Anführer einer Räuberbande.

Vom Standpunkte des Schillerbiographen und im Hinblick auf die „Räuber“ kann man wohl mit Minor behaupten, Schiller habe hier aus kleinen Beweggründen und zufälligen Urſachen motiviert. Die Briefſtellen erſchüttern dieſe Auffaſſung bereits. Vergleicht man die Erzählerpraxis des achtzehnten Jahrhunderts, ſo wundert man ſich über die geringe Rolle, die dieſe äußeren Einflüſſe gegenüber der Veranlagung bei Schiller ſpielen. Man darf ſeine Kriminalnovelle nicht ohne weiteres neben die Meißners oder moderne Produkte wie Jonas Lies „Lebenslänglich verurteilt“ ſtellen. Schiller wälzt die Verantwortung für das Verbrechen nicht vom Verbrecher auf die Geſellſchaft ab. Er glaubt nicht, daß jeder Menſch, ſondern nur daß beſtimmte Charaktere unter beſtimmten Umſtänden dem Verbrechen anheimfallen. Zur Erklärung der angebornen Eigenſchaften zieht er die Vererbung nicht heran. Hätte Zola den „Verbrecher aus Infamie“ geſchrieben, ſo hätte der Held eine lächerlich eitle Mutter und einen früh an Alkoholexzeſſen zugrunde gegangenen, ausſchweifenden Vater bekommen.

Dennoch ſind manche Einzelheiten modern. Schiller faßt im entſcheidenden Momente die Phyſiologie des Verbrechens ins Auge. Eiſige Kälte durchrieſelt den Sonnenwirt, als er den Jäger ſieht; in die Fingerſpitze am Abzug drängt ſich aller Haß zuſammen; ſeine Zähne ſchlagen aufeinander, ſein Atem hört auf — da drückt er los, und der Jäger liegt tot am Boden. Naturaliſtiſch wird auch ſein Reden, Lachen, Zittern nach der Tat geſchildert.

Eigenartig behandelt Schiller die Phyſiognomik. Er mißt ihr einen gewiſſen Wert bei, wenn er die Entdeckung des Sonnenwirts durch einen Torſchreiber herbeiführt, den eine vierzigjährige Amtsführung zu einem unfehlbaren Phyſiognomen aller Landſtreicher gemacht hat. Trotzdem iſt die Perſonalbeſchreibung nicht eigentlich naturaliſtiſch, ſondern bevorzugt das Häßliche in einer Weiſe, die an die Karikatur ſtreift. Der plattnaſige Sonnenwirt mit den zerfurchten Zügen paßt in eine Geſellſchaft, von deren erſtem Vertreter es gleich heißt: „Die Farbe ſeiner Haut war von einer gelben Mulattenſchwärze, woraus das Weiße eines ſchielenden Auges bis zum Graſſen hervortrat.“ Ein gewiſſer Humor belebt die Schilderung der maskeradenhaften Kleidung der Räuber.

Digitized by Google

Der Dialog ist nicht durchweg charakteristisch. Im Gegensatze zu den früheren Erzählungen Schillers spielt er eine ziemlich geringe Rolle. Dennoch zeigt selbst der Brief des Sonnenwirtes, daß der Dichter sich auf der Bühne fühlte, sobald er seine Personen sprechen ließ. Der Verbrecher findet glänzende Worte: „Ich hasse das Laster und sehne mich feurig nach Rechtschaffenheit und Tugend.“ Bei der Schilderung des Geständnisses, das Schwan aus religiöser und moralischer Beklemmung ablegte, ist Schiller in wenig glücklicher Weise von Abels Mitteilungen abgewichen. Der Oberamtmann behandelt den Sonnenwirt nur gut, weil er glaubt, einen ganz anderen vor sich zu haben. Also sollte sich Wolf durch diese Behandlung nicht zu dem Geständnisse hinreißen lassen, das schließlich doch wie ein Theatereffekt anmutet. Er will noch einmal von einem edlen Manne geachtet sein: „Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand!“ Das ist ein Rückfall in die Technik der ersten Versuche. Wie ein Karl Moor überliefert sich der Sonnenwirt für eine erhabene Handlung den Qualen der Tortur. Die theatralische Pose fällt auf, weil eine so plötzliche und unmotivierte Steigerung des Ausdrucks zu stark mit dem ruhigen Stile der Erzählung kontrastiert, um als eine natürliche Äußerung der Grundrichtung der Eitelkeit gelten zu können.

Das Schwächste ist wie bei Meißner der Aufbau. Schiller hätte sich die Sache sehr leicht machen können. Er brauchte nur die Ichform des Geständnisses beizubehalten. Das paßte aber nicht zu seinem Plane, das Werden des Verbrechers in wissenschaftlich genauer Weise zu verfolgen. Er gibt nur die wichtigste Partie in der Ichform und vertieft das Verständnis durch den vorausgeschickten Kommentar. Wolf erzählt seinen Richtern die Rückkehr von der Festung, den Mord und den Eintritt in die Bande. Schiller sucht die subjektive Färbung zu verstärken, indem er den Sonnenwirt fürchten läßt, er werde vor der Hinrichtung vielleicht noch einmal dieselbe Angst durchmachen müssen, wie unmittelbar nach der Mordtat. Aber die Detailausführung entspricht dem nicht. Sie bringt eine Menge von Einzelheiten, die sich nur an die Phantasie des Lesers wenden, für die moralische Wertung der Tat durch die Richter jedoch völlig belanglos sind.

Schiller behält die Ichform zu lange bei. Sie mußte nach der Erzählung des Mordes verlassen werden, weil das Zusammentreffen mit den Räubern die Einschaltung eines Dialoges bedingte, der vom Dichter herrührt. Lag hier schon eine Aufforderung, selbst das Wort zu ergreifen, so würde alles Folgende sehr gut die Ichform vertragen. Aber hier herrscht wieder die einfache Erzählung. Schiller bringt die Reflexionen des Sonnenwirts im Briefe an den Landesherrn unter. Er läßt sich weder von sachlicher Nötigung noch von kunstästhetischen Erwägungen, sondern einfach vom Bedürfnisse des

Digitized by Google

Wechsels leiten: Die Wahl der Form hängt nur von den Launen des Dichters ab.

Die historische Novelle „Spiel des Schicksals" hat Schiller mündlich erzählt, ehe er sie niederschrieb, ein Beweis, wie sehr ihn das Schicksal des allmächtigen Ministers Rieger interessierte. Er legte sich die Frage vor, wodurch ein Höfling, gegen den eigentlich nichts vorliegt, gestürzt werden könne, und antwortet: Durch seinen Hochmut. Wieland oder Engel hätten es für ihre Aufgabe gehalten, das allmähliche Entstehen und Wachsen dieser Eigenschaft darzustellen. Schiller gibt sie seinem Helden von vornherein. Als er in der Sonne der fürstlichen Gunst steht, tritt sie hervor: „Die unumschränkte Gewalt, von der er Besitz genommen, machte bald eine gewisse Härte in seinem Wesen sichtbar, die von jeher als Charakterzug in ihm gelegen hatte." Er wird gestürzt, öffentlich beschimpft und eingekerkert, aber selbst die fürchterlichsten Leiden brechen seinen Stolz nicht. Er wird freigelassen, kommt wieder in die Höhe, wird selbst Festungskommandant, aber der ehemalige Gefangene kennt keine Milde gegen Gefangene: „Er behandelte sie hart und launisch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derselben streckte ihn auf den Sarg in seinem achtzigsten Jahre."

Die Novelle zeigt im Einklange mit der immer stärkeren Betonung der Macht der Persönlichkeit im Briefwechsel die Haltbarkeit einer Anlage gegenüber äußeren Einflüssen. Hatte Schiller Charakteranlage und Charakterveränderung im „Verbrecher aus Infamie" als gleichwertig hingestellt, so polemisiert er im „Spiel des Schicksals" geradezu gegen die von den anderen Erzählern eifrig gepflegte Charakterentwicklung. Kants Lehre von der Willensfreiheit hat sein Denken nicht revolutioniert; er ist allmählich in sie hineingewachsen. Sein sittliches Gefühl stieß von vornherein eine Darstellungsweise ab, die den Menschen zum Spielball seiner Erlebnisse machte. Mehr negativ tritt uns hier die enge Verknüpfung ethischer und ästhetischer Prinzipien entgegen, die für Schillers ganzes Lebenswerk charakteristisch ist. Sahen wir ihn in einem der ersten Versuche die moralische Seite ignorieren, so ist das auf dem jetzt gewonnenen Standpunkte nicht mehr möglich.

Man glaubt vielleicht meine Ausführungen durch einen Hinweis auf den „Geisterseher" entkräften zu können. Ich ziehe daher auch dieses Romanfragment heran, das in der Tat eine Entwicklung und sogar eine Zwangsentwicklung darzustellen scheint. Das Problem lautet: Wie wird ein protestantischer Prinz katholisch gemacht? Schiller antwortet, man müsse ihn durch den Aberglauben in die bodenlose Skepsis führen. Bringt diese ihn zur Verzweiflung, so bietet der Katholizismus eine scheinbare Rettung. Das scheint doch

Digitized by Google

nicht ohne grundstürzende Veränderungen abzugehen. Noch dazu betont Schiller hier auch die Wichtigkeit der Jugenderziehung. Endlich scheint er dem pädagogischen Idealismus den lange vorenthaltenen Tribut zu zahlen.

Und doch enthält gerade der „Geisterseher" eine volle Bestätigung der vorgetragenen Ansicht. Für Schiller involvierte das Hauptproblem sofort die weitere Frage, wie der Charakter des Prinzen angelegt werden müsse, damit er als der geborene Mann für einen Bekenntniswechsel erscheine. Dabei kam er soweit, die Vererbung mit heranzuziehen, durch die in späterer Zeit die angeborenen Eigenschaften gewissermaßen wieder naturwissenschaftlich legitimiert wurden: „Religiöse Melancholie war eine Erbkrankheit in seiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und seinen Brüdern geben ließ, war dieser Disposition angemessen." Der Prinz lebt anfangs einfach und zurückgezogen. Tiefer Ernst und eine Neigung, die Kenntnis und den Genuß der geistigen Güter dem praktischen Leben vorzuziehen, beherrschen ihn. Aber seine Vielleserei verschafft ihm keine Klarheit der Begriffe: „Er war Protestant, wie seine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Untersuchung, die er nie angestellt hatte."

Trotzdem überwiegt das Intellektuelle. Seine Moral ist jederzeit bereit, sich der Korrektur seines Verstandes zu unterwerfen: „Er besaß gleich großen Mut, ein erkanntes Vorurteil zu bekämpfen und für ein anderes zu sterben." Das klingt sonderbar! Also nicht sein Gefühl bindet ihn an das Überkommene, sondern die Überzeugung, daß es gut und richtig sei, und diese Überzeugung hat er sich gerade gegenüber dem Protestantismus niemals zu verschaffen gestrebt!

Das geht zu weit. In seiner Scheu vor der Charakterentwicklung hat Schiller unter die von vornherein feststehenden Eigenschaften des Prinzen die Wandlungsfähigkeit in religiöser Beziehung aufgenommen. Um dem Individuum die Willensfreiheit zu erhalten, gibt er dem Willen die Tendenz, sich den äußeren Einwirkungen auf einem bestimmten Felde zu adaptieren. Der Sache nach ist das nichts anderes als eine Charakterentwicklung. Einen zu Ausschweifungen, selbst einen zum Morde[1]) von Geburt disponierten Menschen läßt man sich gefallen, aber ein zum Bekenntniswechsel veranlagter Prinz erinnert an die Sinne Galls.

Schillers Zeitgenossen erbauten sich an der Schilderung des italienischen Lebens und den Cagliostroschen Partien des „Geistersehers". Die künstliche Intrigue sichert ihm noch heute ein starkes stoffliches Interesse. Die Spannung steigert sich immer mehr; ein Geheimnis verdrängt das andere; jede Enthüllung macht neue Ent-

[1]) Zola, Bestie im Menschen.

Digitized by Google

hüllungen nötig. Auf einzelne Widersprüche in der Erzählung des Sizilianers weist der Dichter selbst hin; andere überläßt er dem Leser.

Die karikierende Physiognomik macht hier den abstrakten Bemerkungen in der Art Wielands Platz, wie das somatische Element auch in den späteren Dramen Schillers stark zurücktritt. Fand er später im Briefwechsel über Epos und Drama heraus, der Dramatiker stehe unter der Kategorie der Kausalität, der Epiker unter der der Substantialität, so ist der „Geisterseher" gewiß kein rein episches Werk. Das Gesicht des Armeniers soll man sich vielleicht nicht vorstellen können, aber vom Prinzen und den übrigen Personen hätten wir doch gern eine deutlichere Anschauung. Wenn der Graf einfach sagt: „Seine Physiognomie gefiel," und nichts weiter folgt, so merkt man deutlich, daß der Dichter die Personalbeschreibung unterläßt, weil er sie für unwesentlich hält. Bei der Schilderung der Griechin hilft sich Schiller mit einem Vergleiche, der dem Leser nichts sagt, weil er das Objekt desselben nicht gesehen hat. So steht auch dieses verzeichnete Porträt Henriettes von Arnim uns nicht greifbar vor Augen, und Schiller gibt das ruhig zu: „Das Unglück war, daß die Beschreibung, welche der Prinz von ihr machte, schlechterdings nicht dazu taugte, sie einem Dritten kenntlich zu machen." Aber es bleibt bei dieser Beschreibung. Kein anderer ergänzt den verblendeten Liebhaber.

Es handelt sich hier um eine analoge Erscheinung wie bei Schillers ablehnender Haltung gegenüber der Charakterentwicklung. Der Dichter macht auf seine Unterlassung selbst aufmerksam, damit sie der Leser nicht als vergeßliche Nachlässigkeit empfindet. Er hält es für unangemessen, die äußere Erscheinung zur Hauptsache zu machen, und legt in bewußtem Gegensatze zu seinen Zeitgenossen das Hauptgewicht auf die ethische Charakteristik. Seine Technik bevorzugt wie seine Weltanschauung die Innenwelt vor der Außenwelt, die Selbständigkeit vor der Abhängigkeit, den seelischen Wert vor der körperlichen Erscheinung.

Der Aufbau ist wiederum verfehlt. Der Roman beginnt als Icherzählung des Grafen, der den Prinzen begleitet. In diese Icherzählung sind lange Dialoge, eine zweite Icherzählung und in diese wieder Dialoge eingeschoben. Mit der Abreise des Grafen aus Venedig schließt seine Erzählung. An ihre Stelle treten die Berichte des Barons: Die Icherzählung wird zum Briefroman. In diese Briefe werden wieder Dialoge, eine zweite Icherzählung und weitere Briefe eingeschoben. Schiller hätte als passionierter Dialogschriftsteller niemals zur Ichform oder zum Briefroman greifen dürfen. Er hatte aber kein Gefühl für den prinzipiellen Unterschied von der Er-Form, die jede Art von Einschaltung verträgt. Er betrachtete die Erzählung gegen-

Digitized by Google

über dem Drama geradezu als eine Form, die geringer Sorgfalt bedürfe, und das hat sich schwer gerächt.[1])

Der Geisterseher umfaßt einen sehr ausgedehnten Zeitraum. Ein moderner Erzähler wie Sealsfield hätte wenige Tage vor dem Übertritte des Prinzen begonnen. Aber eine derartige Konzentration lag so sehr außerhalb der Gepflogenheiten des Jahrhunderts, daß nicht einmal Schiller darauf verfallen konnte. Die ganze Epik der Zeit trägt dementsprechend einen wenig straffen Charakter. Also mußte es dem Dichter darauf ankommen, gegenüber der langen Ausdehnung der Zeit und dem raschen Wechsel des Schauplatzes die epische Einheit, die Einheit der Person, zu betonen. Aber gerade diese wurde durch die Charakterentwicklung aufgelöst und zerfasert. Möglicherweise erschien sie Schiller auch in dieser Beziehung als kunstwidrig. Beim „Geisterseher" hat er die verbannte Charakterentwicklung gewiß nur sehr ungern durch eine Hinterpforte hereingelassen. Das vergebliche Ringen mit der üblichen Erzähltechnik mußte dazu beitragen, ihm das Gebiet der Novelle und des Romans zunächst zu verleiden.

Unbedeutend sind seine Erzählungen nicht, wenn es auch töricht wäre, sie prinzipiell höher einzuschätzen, weil sie von Schiller sind. Gegen Charakteristik, Aufbau und Dialog können mit vollem Rechte Einwände erhoben werden, die wohl den Schluß zulassen, daß ein geborener Dramatiker selten ein guter Romanschriftsteller sein wird. Dazu gehört eine behagliche Ruhe und eine Freude an äußerlichen Kleinigkeiten, die Schiller fehlten. Wichtiger erscheint mir die Tatsache, daß Schiller auch auf diesem Gebiete durchaus eine Sonderstellung einnimmt. Seine Auffassung vom Kampfe der Grundrichtungen mit den Einflüssen erweist sich jedenfalls als die tiefere gegenüber der rationalistischen Oberflächlichkeit, mit der die Masse der zeitgenössischen Erzähler dem Problem der Charakterentwicklung gegenübersteht.

---

[1]) Übrigens weiß ich sehr wohl, daß diese Ineinanderschachtelei von manchen als ein Vorzug betrachtet wird. Namentlich bei den ähnlich gebauten großen Dialogen Platos wird geradezu der Wert der Ware nach der Packung beurteilt. Ich bin der Ansicht, daß Plato zumeist durch persönliche Beziehungen zu diesem Kunstfehler veranlaßt worden ist, der dann wie alles Auffällige zahlreiche Nachahmer gefunden hat.

Digitized by Google

Aus Schillers Übersetzungswerkstätte.

I.

Das hölzerne Pferd und Sinons Trugerzählung.

Von Max Rubensohn in Hannover.

In seiner Besprechung der Programm-Abhandlung R. Neuhöffers „Schiller als Übersetzer Vergils“ (Warendorf 1893)[1]) bemerkt A. Köster (Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte, 5. Band IV 9 : 78 1894), daß „bei der Würdigung einer poetischen Übersetzung vergangener Tage zwei Fragen zu beantworten seien: Was hat hier der Poet für alle Zeiten und was hat der Übersetzer, der Gelehrte für seine Zeit geleistet? Erst dann könne das ästhetische und das historische Urteil sich mit Zuversicht hervorwagen ...“. Das wird man nicht bestreiten wollen. Aber um die Arbeit des Übersetzers als solche gerecht würdigen zu können, bedarf es vor allem eines Hilfsmittels, das mir bei meinen „Griechischen Epigrammen in deutschen Übersetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts“ die wesentlichsten Dienste leistete, es bedarf der Kenntnis des philologischen Apparats, den der Dichter benutzte, bei dem er sich Rats erholen, nach dem er, eben weil er Dichter, nicht Philolog war, sich vertrauensvoll richten konnte. Dies Hilfsmittel nun und seine Bedeutung für die poetisch-philologische Leistung Schillers den Lesern zu übermitteln ist der Zweck der folgenden Abhandlung.[2])

Im Jahre 1893 veröffentlichte ich in Fleckeisens Jahrbüchern für klassische Philologie S. 143 f. einen kleinen Aufsatz „Zu Schillers Übersetzung der Äneide“. Ich wies nach, daß Schiller an einer Stelle (Aen. 2, 174 f., Stanze 29, unten S. 555) ein arges Mißverständnis unterlaufen und zugleich eine Wendung in die Feder gekommen sei, die die Proprietät des Ausdrucks außer acht lasse. Letzteres schien sich mir zu erklären durch eine Reminiszenz an Bürger[3]), mit dessen

[1]) Leider konnte ich diese mir durch die Güte des Verfassers zugegangene Arbeit erst bei der Korrektur benutzen.

[2]) Neuhöffer ist der einzige unter den vielen, die die Übersetzung besprochen oder herausgegeben haben, der es der Mühe für wert hielt, nach dem „ihr zugrunde liegenden Text“ zu forschen. Er fand ihn nicht. Umso bemerkenswerter ist sein philologischer Scharfblick, der ihn oft gerade an den Stellen Anstoß nehmen ließ, für die erst das neue Hilfsmittel Aufschluß bietet.

[3]) Leonore Str. 4:

Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Gebärde.

Digitized by Google

Gedichten er sich ja kurz vor der Abfassung der ersten 32 Stanzen (im Frühjahr 1791) sehr eingehend für die Zwecke der „Kritik“ und „Vertheidigung“ (Januar und April 1791) beschäftigen mußte. Die Entstehungsgeschichte jenes (übrigens von Schiller bei der zweiten Auflage der Übersetzung beseitigten) höchst auffälligen Mißverständnisses konnte ich dagegen damals noch nicht geben. Erst heute, nach beiläufig zwölf Jahren, bin ich dazu im stande, nachdem mir eine gütige Tyche wenige Wochen vor der Erinnerungsfeier für den Unvergeßlichen ein schon seit Jahren in meinem Besitz befindliches Buch wieder in die Hände spielte und durch dessen eindringlicheres Studium einen kleinen Fund machen ließ, der für das Verständnis und die Würdigung der Vergil-Übersetzung von einiger Wichtigkeit scheint und so mir die innigst herbeigewünschte Gelegenheit bietet, der Verehrung und Liebe für den großen deutschen Dichter durch einen wenn auch kleinen Beitrag Ausdruck zu geben.

Ich habe, um es in Kürze zu melden, die kommentierte Ausgabe des Vergil gefunden, die Schiller seiner Übersetzung, wenigstens so weit ich bisher nachprüfen konnte, zugrunde gelegt hat, deren Kenntnis es allein ermöglicht, an zahlreichen Stellen, und sicherlich nicht nur in der von mir zunächst untersuchten Partie des 2. Buches,[1]) in die Genesis der Schillerschen Übersetzung, ihrer Vorzüge und ihrer Mängel, ihrer Eigenheiten und ihrer Mißverständnisse, aber auch in die poetische und philologische Arbeitsweise ihres Verfassers einzudringen. Der lateinisch verfaßte Kommentar stammt von Jan Minell (Min-Elli), einem niederländischen Schulmann, geb. 1625 in Rotterdam, gest. 1683 als Rektor der Erasmus-Schule daselbst.[2]) „Er schrieb Noten über den Vergilium, Sallustium, Florum, Ciceronem, Horatium, Ovidium etc.“ (Jöcher 3, 543). „Seine Ausgaben verschiedener lateinischer Autoren mit Anmerkungen fanden, weil er den Wortverstand ohne weit hergeholte Philologie zum Nutzen der Schüler deutlich zeigte, vielen Beifall, daher entstanden die sogenannten „editiones ad modum Minellii“, die meistens eine Habgier der Buchhändler und einiger nüchterner Notenmacher waren“ (Rotermund, Fortsetzung zu Jöcher), namentlich in Deutschland. Hauptsächlich durch diese Nachahmungen, „die in ihren Anmerkungen fast nichts als Umschreibungen und (wenn deutsch verfaßt) wörtliche Übersetzungen des Textes darboten, wurde der Ausdruck „ad modum Minellii“ sprichwörtlich und erhielt gleiche Bedeutung mit Eselsbrücke“ (Brockhaus 11, 907). Die Vergilausgabe (Publii Virgilii

[1]) Das ergaben inzwischen schon einige Stichproben aus dem Rest des zweiten und dem vierten Buche.

[2]) Daß er eine holländische Übersetzung des Terenz herausgegeben (Rotterdam 1663. 8°), berichtet die Biographie universelle.

Digitized by Google

Maronis Opera omnia, cum annotationibus Johannis Min-Ellii) erschien zuerst in Rotterdam 1674 (12°), dann ebendort 1681 und 1697, weiterhin in Kopenhagen 1694, 1698, 1759, in Herborn 1700, in Leipzig 1787 (diese Ausgabe, veranstaltet von Chr. Juncker, ist eine der berüchtigten „ad modum Minellii"). Zu diesen in den mir zugänglichen Bibliographien verzeichneten Editionen kommt nun noch die von mir erworbene, in Leipzig bei C. L. Jacobi in Schillers Geburtsjahr erschienene (8°, mit Sign. u. Cust.). Auf einen gräßlichen Titelkupfer und einen schwarz und rot gedruckten Titel folgt die Vita des Dichters von Seb. Corradus mit den üblichen Testimonia (14 unpaginierte S.), dann S. 1—664 die Opera mit den in Randleistenform in kleinerer Schrift um den Text gedruckten Annotationes[1]) und den Argumenta vor den einzelnen Büchern und endlich ein Index (24 unpaginierte S.).

Schiller las, wie Petersen nach Hovens und Elwerts Auskünften berichtet, auf der Ludwigsburger Schule außer Ovids Tristien und den Oden des Horaz Vergils Aeneide. Schon als Schüler scheint er sich in den Besitz des Kommentars, der damals wohl noch nicht als Eselsbrücke betrachtet wurde oder werden konnte, gesetzt zu haben.[2]) Denn sein erster Übersetzungsversuch aus Vergil („Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere", in Hexametern, Schwäbisches Magazin 1780, Goedeke 1, 120), ein trotz allem Ungeschick in Sprache und Rhythmik echt Schillersches, oft wahrhaft genialisches Stück, zeigt (an allerdings nur wenigen Stellen) ganz deutlich Bekanntschaft mit Minelli.[3])

Die epischen Pläne, die seit Ende der achtziger Jahre Schiller bewegten, brachten ihn wieder auf Vergil zurück, an dem er sich in technischer Hinsicht, vor allem in der Behandlung der für die Epen als einzig geeignet erachteten Stanzen (an Körner 10. März 1789) zu üben gedachte. Wir hören von einer Verabredung mit Bürger, in verschiedenen Versarten das nämliche Stück aus der Aeneide zu übersetzen. „Ich habe mir Stanzen gewählt" (an Charlotte von Lengefeld 30. April

[1]) Auf sie wird im Text mit (vor den durch die Noten jedesmal erklärten Worten stehenden) Ziffern verwiesen. Ich habe diese fortlassen müssen, dagegen, wo es nötig war, versucht, durch den Druck des Vergiltextes (erst die erklärten Worte und dann, mit sc. eingeleitet, der Rest) oder durch besondere Lemmata in der zweiten Kolumne den Leser zu orientieren.

[2]) Die Benutzung eben unserer Ausgabe ist an sich wahrscheinlich (siehe aber die Bemerkungen zu Z. 84, 139, 194), immerhin konnten von einem in der damaligen „Schülerwelt" mit Recht so beliebten Buche noch andere Ausgaben erschienen sein, die mir unbekannt geblieben sind. Das ist für unsere Untersuchung ganz irrelevant. Nur muß man daran festhalten, daß Schiller einen wirklichen Minelli, keine der Nachahmungen „ad modum Minellii" benutzte.

[3]) Den Nachweis werde ich später erbringen.

Digitized by Google

1789). Daß aus dem Wettkampf nichts geworden, daß er jedenfalls ganz spurlos vorübergegangen sei, behauptet man immer; und doch sind zwei Stanzen vorhanden, die so stark in ihrer rhythmischen und stilistischen Art, auch in ihrer größeren Unabhängigkeit von dem „philologischen" Kommentar sich abheben von den übrigen, daß sie Schiller, was sonst nur noch ein-, respektive (die größeren Veränderungen mitgezählt) viermal geschehen ist, einer völligen Umarbeitung für den zweiten Druck unterziehen mußte, die also wohl auch aus früherer Zeit, eben der Zeit jenes Umgangs mit Bürger, stammen werden: Es sind die erste und zweite Stanze des 2. Buches.[1]) — „Der Wunsch, sich in Stanzen zu versuchen", verführte Schiller zwei Jahre später (Anfang April 1791) dazu, ein etwas größeres „Stück aus dem 2. Buch in Stanzen zu bringen" (an Körner 10. April 1791). „Es waren zweiunddreißig Stanzen, und binnen neun Tagen, denn so lang ist's her, daß ich wieder" (im Oktober) „an diese Arbeit kam, habe ich 103 Stanzen noch dazu übersetzt, so daß das ganze zweite Buch in nächster Thalia erscheinen kann" (an Körner, 24. Oktober 1791).

Diese präzise Angabe über die Entstehungszeit der Übersetzung des zweiten Buches — die des vierten schloß sich unmittelbar an und war am 19. November 1791 beendet (an Körner) — ist für uns von unschätzbarem Werte. In den sechs Monaten, die zwischen den beiden Arbeitsperioden liegen, hat nämlich Schiller in philologischer Hinsicht einen entschiedenen Fortschritt gemacht: Er lernte den großen wissenschaftlichen Vergil-Kommentar Ch. G. Heynes, des berühmten Göttinger Professors, kennen[2]) und hat ihn, wie unser Apparat deutlich erkennen läßt, etwa von Vers 176 ab (Stanze 30) neben seinem Minelli zu Rate gezogen. Wenn ich daher in der folgenden tabellarischen Darstellung der Benutzung der Minellischen „Annotationes" durch Schiller zunächst, durch die „miserae temporis angustiae" gedrängt, nur die 200 ersten Verse des 2. Buches

[1]) Schon in der ersten Rezension, die über Schillers Übersetzung erschien (Neue Bibliothek der Wissenschaften und Künste, Leipzig 1792), werden gerade diese ersten Stanzen als verbesserungsbedürftig bezeichnet. Jonas, Archiv für Literatur-Geschichte 7, 201.

[2]) Aus einer freundlichen Mitteilung von M. Morris entnehme ich, daß sich die vier Bände der 2. Auflage (1787—1789) in der Tat in Schillers Bibliothek befanden (jetzt im Goethe-Schiller-Archiv) und „1799 von Schiller zur Auktion gegeben wurden (!)". Die Eselsbrücke hat sich dagegen weder in Weimar noch in Hamburg auffinden lassen, wie ich sie auch in öffentlichen Bibliotheken bisher vergebens gesucht habe. Ob von den nicht weniger als acht (mit ihren Neuauflagen sogar fünfzehn) deutschen prosaischen Übersetzungen, die von 1742—1790 erschienen sind, irgend eine für Schillers Leistung in Betracht komme, konnte ich leider nicht feststellen. Stäudlins „Proben" berücksichtigen wir in den Noten.

Digitized by Google

berücksichtigen konnte, so hat doch im Verlaufe der Arbeit diese rein äußerliche Grenzbestimmung eine innere Berechtigung erhalten, auf die ich gar nicht gerechnet hatte. Im übrigen sprechen die gewonnenen Resultate, wie ich denke, für sich selber und bedürfen keinerlei genauerer Darlegung. Wer die durch den Druck hervorgehobenen Verse und Wendungen unbefangen würdigt, kann zu keinem anderen Ergebnis gelangen, als daß Schiller wirklich diesen wissenschaftlich gar nicht ernst zu nehmenden, oft ganz schülerhaften Kommentar oder besser: diese meist nur dürftig den Text mit anderen Worten umschreibende Paraphrase der Aeneis seiner Übertragung zugrunde legte, ihr wie manches Richtige, so auch vieles Zweifelhafte oder ganz Falsche verdankt, vieles auch, was eigenartig wirkt und selbständige Erfindung Schillers scheint, auf den alten niederländischen Schulmann zurückgeht. Wenn ich nun diesen meines Erachtens sicheren, wohl kaum bezweifelbaren Stellen, wenn auch nicht alle, so doch eine große Anzahl von solchen hinzugefügt habe, die erst dadurch, daß die Benutzung des Kommentars eben durch jene anderen Stellen feststeht, Erwägung und Berücksichtigung verdienen, so geschah es, weil ich es für mein Recht, wenn nicht für meine Pflicht hielt, selbst bereits bei dieser ersten Mitteilung einige von jenen Konsequenzen zu ziehen, die sich aus meinem Funde ergeben, das heißt, auch auf die Verse aufmerksam zu machen, die, obwohl sie keine wörtliche Entlehnung aufweisen (oder doch nur in einem einzelnen Ausdruck), nun doch mit aller Wahrscheinlichkeit auf die Anregung der „philologischen" Vorlage zurückzuführen sind. Dem Philologen sind natürlich gerade diese weniger sicheren Stellen von verführerischem Interesse, gerade an ihnen möchte er seine Kunst zeigen und erproben, den Geheimnissen dichterischen Schaffens bis in die letzten Falten zu folgen und die es bedingenden Einflüsse zu erschließen. Dagegen wäre es verkehrt und verfrüht, schon jetzt auf Grund des neu gewonnenen, aber noch lange nicht erschöpften Materials, das einen neuen Maßstab darzubieten scheint, ein Bild zu zeichnen von Schiller als poetischem Übersetzer und philologischem Poeten. Ich muß vielmehr die Leser bitten, sich zu gedulden, bis ich auch den großen Rest des zweiten und das ganze vierte Buch dieser nicht leichten, viel Zeit und Mühe beanspruchenden Untersuchung unterzogen habe.

Digitized by Google

Vergili Aeneidos l. II:[1]	***Annotationes Min-Ellii:***[2]	**Schillers „freie Überſetzung“:**[3]
		1.
1 intentique (geſpannt) ora tenebant *sc.* omnes	1 *Ora in eum defixa attendebant*	1 und jedes Ohr hieng an Aeneens Munde.
4 lamentabile *sc.* regnum	4 Lamentatione *dignum*	4 die thränenwerthe.
5 quaeque ipse miserrima vidi (vorher geht Z. 3: iubes renovare dolorem, ut . . . regnum / eruerint Danai)	5 *Et iubes renovare* (alſo aus Z. 3 wiederholt) miserrima, *quae* . . .	5 Die Drangſal alle (Pl.) ſoll ich offenbaren, Die . . .
		2.
6 quis . . . / Myrmidonum . . . aut duri miles Ulixi	6 *amplificatio a Majori* duri] *Crudelis*	6 Wer, ſelbſt ein Myrmidon und Kampfgenoß Des grauſamen Ulyß.
8 et iam nox umida caelo / praecipitat	8 . . . aut (als 3. Erklärung) *in exitum tendit* . . . appropinquante aurora	8 Und ſchon entflieht die feuchte Nacht.
		3.
17 pro reditu *sc.* votum simulant	17 pro *felici* navigatione in Graeciam	17 beglückte Wiederkehr.
		4.
22 dum regna manebant	22 *Stabant*	22 So lange Troja ſtand.
23 statio . . . carinis	23 Receptaculum, *ubi ad tempus* (vorübergehend) naves *stant*	28 **Wo im Vorüberzug die Kaufmannsſchiffe weilen.** (Vgl. Neuböffer.)
		5.
27 iuvat ire	27 *Plurimi delectantur egredi*	27 **Heraus ſtürzt alles Volk in frohem Zubelſchwarme.**
29 hic Dolopum manus . . . tendebat	29 *verba* sunt *Trojanorum* visentium castra . . .	29 Dort, **heißt es,** wütheten der Myrmidonen Arme . . .
		7.
44 sic notus Ulixes?	44 *Tam male*	44 **So ſchlecht** kennt ihr Laertens Sohn?
		8.
46 [in nostros . . . muros *sc.* fabricata est haec machina	46 *In perniciem* . . . nostrorum murorum	46 So droht es ſonſt **Verderben** unſern Mauren.
47 venturaque desuper urbi][4]	47 Quae defensores *moenium* desuper ventura *opprimet*	47 So ſollen ſich die Mauren **bücken Vor ſeinem** fürzenden **Gewicht.** (Vgl. N.)
48 aut aliquis latet error	48 *Dolus alius* in *hoc* equo	48 So iſts **ein anderer** von ihren tauſend **Ränken.** Der hier ſich birgt.
48 equo ne credite, Teucri	48 *Confidite*	48 Trojaner trauet nicht.

[1] Text nach Klouček. Leipzig, Freytag.

[2] Große Anfangsbuchſtaben bezeichnen den Beginn der Anmerkung.

[3] Nach dem erſten Druck in „Neue Thalia“. Leipzig 1792. 1. Stück. S. 11 ff. (Exemplar der Stadtbibliothek.) Die beiden erſten Stanzen nach dem Druck von 1800, oben S. 550.

[4] Beide Verſe nach Schenkel unecht!

Digitized by Google

54 si mens (der Troer) non laeva (töricht) fuisset	54 pessima pro optimis sequens (... *optima* rursus *ut pessima repudians*), si non fuisset *abrepta in deteriora* consilia, sed sibi constitisset (sc. Laocoon!).	54 Und hätte ... Nicht eines Gottes Macht **umnebelt ſeine Sinne.**
55 ferro *sc.* foedare (mit dem Schwert zerhauen) latebras (Subj.: die Troer)	55 ferro] *Hastae* (sc. *Laocoontis*)	55 Sein (Laokoons) Eiſen.
		11.
65 et crimine ab uno / disce omnis (nämſ. Danaos)	65 Sc. *insidias ... intellige* (es geht vorher: accipe nunc Danaum insidias!)	65 vernimm Aus Einer Freveltat der Griechen **ganze** Tücke! (Vgl. N.)
		12.
69 quae me aequora possunt / accipere? (vorher geht: quae nunc tellus, zu dem aequora nur das Komplement bildet)	69 accipere] *Immergere* & devorare (!)	69 Wo thut ein Meer ſich auf, mich zu empfangen? (vorher: wo öffnet ſich ein Port?)
		13.
75 quidve ferat *sc.* hortamur fari (quive fuat *Ribbeck*)	75 Adferat	75 Was **ihn hieher gebracht** (alſo der Kommentar von Schiller mißverſtanden, vgl. VI, 532).
		14.
[84 infando indicio	84[1])	84 durch der Griechen Spruch.]
		15.
89 nos aliquod nomenque decusque / gessimus ...	89 *Quod* iam *amisimus*	89 Stand ich geehrt und glücklich ihm zur Seite. **Doch das vergieng** ...
93 casum ... mecum indignabar	93 Mortem ... *tacitus* in *animo meo aegre* ferebam	93 der ... Schmerz Zernagte ſtill mein wundes Herz.
		17.
104 hoc Ithacus velit	104 *pergratum hoc erit* Ul. Ithacensi	104 **Das wird** dem Ithaker **willkommne Botſchaft ſeyn.**
		18.
107 pavitans *sc.* prosequitur	107 pavitanti *similis*	107 mit **ſchlau verſtelltem** Zagen.

[1]) In dem von Schiller benutzten Exemplar ſcheint „iudicio" geſtanden zu haben, auch Vers 88 las er nicht, wie in meiner Ausgabe ſteht und erklärt wird, „*regnumque* vigebat / conciliis," ſondern das richtige „regumque". Dagegen hatte er in Z. 77 wiederum die ſchlechtere Lesart: Cuncta ... *fuerint quaecunque* (ſtatt, ſo ſchon Heinſius,: *fuerit quodcunque*,). Darum überſetzt er: Was es auch ſey (ſtatt: Was auch folge), *sive pro me sive contra me* (Minelli). Reuhöffer hat hier und auch ſonſt die Vulgata nicht beachtet.

Digitized by Google

		19.
113 sonuerunt aethere nimbi	113 Tempestates *caligine* ... mistae	113 Als, vom Orkan gepeitscht, die finstre Luft gestürmet.
		20.
120 ff. gelidusque per ima cucurrit / ossa tremor, cui fata parent .... / Hic Ithacus ...	120 ff. gelidus] *Timore* frigefactus Cui] *Verebantur* enim, cui fata mortem *destinent*. Hic] *Hoc tempore*	120 ff. Eißkalte Angst durchlief die zitternden Gebeine ... Und jedes Auge fragte bang, Wen wohl der Zorn der Gottheit meyne? Jetzt riß Ulyß ...
		21.
123 quae sint ea numina divum (*sc.* flagitat)	123 *quem* sibi dii *per* talia *oracula immolari poscant* (so nach Servius)	123 **wessen Haupt zum Tod bezeichnet sey.**
126 f. tectusque (zurückhaltend) recusat / ... quemquam opponere morti	126 f. *Domi suae abditus* renuit quemquam ... *destinare* ad caedem	126 f. (Zehn Tage) **schließt** der Priester schlau **sich ein,** Um keinen aus dem Volk **dem Untergang zu weihn.**
		22.
128 clamoribus (magnis)	128 *Flagitationibus*	128 dem beredten Flehn.
131 tulere *sc.* omnes conversa in ...	131 *Libenter* passi sunt	131 froh sieht jeder ... ab geleitet.
133 et salsae fruges *sc.* parari	133 *Mola* ... qua victimae frons etc. *spargebantur*	133 Man streut das Mehl.
		23.
139 illi *sc.* poenas reposcent	139 *Intensi* (ties incensi) *Danai*	139 **die Wut / der Danaer.**
		24.
140 quod *sc.* te oro	140 *Propter quod* (nach Servius)	140 Und nun.
		25.
146 manicas (Handschellen)	146 *Ligaturas manuum*	146 **der Hände Band.**
150 Quo *sc.* molem equi statuere?	150 *Quare, ad quem finem ingentem* equum?	150 **Warum, wozu** (!) das ungeheure Roß?
151 religio *sc.* quae?	151 Religiosa *oblatio*	151 Welchem Gott zu Ehren?[1])
		26.
152 instructus arte Pelasga	152 *Fraudulentia Pelasgis propria*	152 Pelasger im Betrügen. (Vgl. N.)
155 ff. vos, arae ensesque nefandi, / quos fugi, vittaeque deum, quas hostia gessi,[2]) *sc.* testor	155 ff. arae] Ad quas mactandus eram ensesque nef.] *Quibus nefarie debebam mactari*	155 ff. Dich Opferheerd, dem ich durch Flucht entrann, Dich frevelhafter Stahl, **den Mordgier auf mich**

[1]) Zu welchem Kriegsgebrauch? (machina belli) Sprich! geht im ersten Druck vorher, nicht Brauch, so aber Goedeke; so erledigt sich auch Neuhöffers Bedenken.

[2]) So interpungiert auch Minelli, und doch interpretiert er: „Vittaeque quas diis devota hostia gessi," verbindet also deum hostia. Schiller übersetzt: „Dich priesterliches Band, das meine Schläfe schmückte," vielleicht hat er also Heynes Erklärung „divinis rebus adhibitae vittae" (bei einer späteren Revision der Übertragung?) zu Rate gezogen. (Vgl. N.)

Digitized by Google

(aus dem vorhergehenden Satz zu entnehmen) / fas mihi Graiorum . . . resolvere iura	. . . fas] Ego *obtestor*, quod fas est mihi iura] *quibus obligor*	**zückte,** . . . Euch ruf ich jetzt zu Zeugen an.
		27.
		Von jeder Pflicht, die mich an Griechen band, Erklär ich mich . . . (Vgl. N.)
159 teneor patriae nec (legibus ullis)[1]	159 teneor patriae, (ſo mit **Komma**)] Propter caedem, quam volebant mihi inferre *mei*	159 **Für Sinon gibts hinfort kein Vaterland.**[2]
		28.
169 retro sublapsa referri / spes Danaum	169 Id est, nullam habuit (-erunt?) *prosperitatem*	169 ſchwand Der Griechen Glück dahin.
		29.
170 aversa deae mens	170 Et *favor* Palladis est aversus a Danais	170 Auf immer war Athenens Gunſt entwichen.
171 ea (hiervon) signa *sc.* dedit Tritonia	171 *Indignationis et aversionis suae*	171 Bald zeigte ſich . . . der Göttinn Strafgericht.
174 f. terque ipsa solo (mirabile dictu) / emicuit parmamque ferens hastamque trementem	174 f. solo] *Per terram* emicuit] *Exsiliit*[3] trementem] Quassatam ab *irata & minante Dea*	174 f. Und dreymal ſteigt, entſetzliches Geſicht! / Mit Schild und Speer und **wüthender Gebärde** / **Die Göttinn ſelbſt aus der zerrißnen Erde.**[4]
		30.
178 numenque reducant / [quod . . . avexere]	178 Et *Palladium* in Graeciam asportatum reducant *in locum suum* Advexere (ſo im Text)] Alii: *avexere*	178 **Zum alten Heiligthum das Bild** zurückgetragen, Das ſie . . . weg geführt.[5]

[1]) Mich halten nicht mehr die Geſetze der Heimat! Voß.

[2]) Schiller hat ſich alſo wirklich durch das Komma (und die Note Minellis?) irreführen laſſen. Der Gedanke iſt nicht eben paſſend (ſiehe Z. 149 und Heyne zu Z. 157), der Ausdruck aber unmöglich (teneri mit Dativ!, nec auch das erſte Glied negierend!).

[3]) Alſo: Sie ſprang (aus der Tiefe) durch die (geſpaltene) Erde hindurch heraus. Das Mißverſtändnis, dem Minelli und dadurch Schiller zum Opfer vielen, iſt durch „ipsa" entſtanden, was nicht die Göttin ſelbſt im Gegenſatz zu ihrem Bilde, ſondern eben dies als Ganzes im Gegenſatz zu den „lumina" und den „artus" bezeichnet. „Deae *signum a* terra *sub*siliit" hätte es heißen müſſen.

[4]) „Und dreimal ſcheint (!) . . . Die Göttin ſich vom Boden zu erheben, Und Schild und Lanze ſchütternd („vibrans", nach Heyne?) zu erbeben" ſo 1800; ſiehe oben S. 547 und vgl. N. Bemerkt ſei noch, daß Minelli auch zu „flammae" bemerkt: „Oculorum *Divae*."

[5]) Dieſe und die beiden vorangehenden Verſe: „Sie hätten denn aufs neu der Heimat Strand berührt, In wiederhohlter Feyr die Götter zu befragen" („omina ni repetant Argis") verraten zugleich die Benutzung von Heyne (oben S. 550), der ſo metaphraſiert: „Achivis *Graeciam* esse *repetendam*, *auspicia* ibi *instauranda* et cum ipso *Palladio avecto*, ut restituatur *in sedem suam*, revertendum." Vgl. N.

Digitized by Google

		31.
182 ita digerit omina Calchas (vorhergeht: arma parant . . .)	182 ita digerit *omnia* (so) Calchas] Interpretatur . . . portenta (!)[1]	182 Doch führt sie Kalchas bald mit neuen Kriegerschaaren /[2] . . . zurück.
188 neu populum antiqua sub religione tueri *sc.* posset	188 Ne Troianos sub *priore* religione aut *favore* tueri posset („ne . . . *eandem*, ut ante, *tutelam* populo *praestaret*" heißt es aber auch in Heynes[3] Note am Schluß)	188 Nie sollt es eurer Stadt den alten Schutz erneun.[4]
		33.
196 ff.: (I) captique dolis lacrimisque coactis, / (II) quos (1) neque Tydides (2) nec Larisaeus Achilles, / (3) non anni domuere decem, (4) non mille carinae.	196 ff. *Huic loco affinis est Ovidianus* ex epistola Deianirae (Her. IX 25): „(II: 1) *quem non* mille ferae, (2) *quem non* Stheneleïus hostis, / (3) *non* potuit Juno vincere, (I) *vincit* Amor"	196 ff. (II: 1) Die dem Tydiden männlich widerstanden, (2) Die der thessalische Achill nicht zwang, (3) Nicht zehenjährge Kriegeslasten, (4) Nicht das Gewühl von tausend Masten, (I) Weint ein Betrüger in den Untergang![5]
197 Larisaeus Achilles	197 *Thessalus* („simpl. Thessalus" auch Heyne)	197 der thessalische Achill.
198 anni . . . decem	198 *Decennale bellum, quo pressi* fuerant	198 **zehenjährge Kriegeslasten.**

[1] „Omnia", was Schiller in so wunderlicher Weise in Verbindung mit „digerit" (= in gehöriger Ordnung besorgen), mißverstanden, verwirft auch Heyne, fügt aber hinzu „sane ad intelligendum *facilius*" (!).

[2] Aus Heynes „*copias bellicas instaurant*"?

[3] Von Heynes Note zu Z. 185 angeregt scheint mir der geschickt von Schiller eingefügte Vers: „Und nicht umsonst seht ihrs so riesengroß."

[4] Ob das wirkungsvolle Epiphonem Z. 194: „Und weh dann über Griechenland!" („et nostros ea fata manere nepotes") durch irgend eine Wendung des Kommentars veranlaßt ist, kann ich nicht sagen, da in meiner Ausgabe zu dem Lemma „Nepotes" die Erklärung fortgefallen ist. Wenn freilich Schiller denselben Abdruck benutzte, würde sich so die Kühnheit der Wiedergabe um so eher erklären.

[5] In dieser letzten der von uns behandelten Stanzen zeigt sich Schillers Kunst trotz der „memoria Ovidiana" (siehe die Folge der Sätze und die Anaphern) in geradezu grandioser Gestalt. Den genialen Schlußvers, der aus dem einen Ablativ (lacrimis) das Prädikat, aus dem anderen (dolis) das Subjekt und aus dem Prädikat (capti) die adverbiale Bestimmung gewinnt, dürfte ihm wohl niemand nachmachen.

Digitized by Google

Die Quellen von Schillers „Pompeji und Herkulanum".

Von Albert Leitzmann in Jena.

„Haben Sie nicht," schreibt Schiller am 8. August 1796 an Goethe (Briefe 5, 51), „eine Schrift über die herkulanischen Entdeckungen? Ich bin gerade jetzt einiger Details darüber bedürftig und bitte Sie darum. Schon in Volkmanns Geschichte findet man, glaube ich, mehreres davon." Goethe antwortet am 10. (Briefe 11, 154): „Was Sie eigentlich von den herkulanischen Entdeckungen zu wissen wünschen, möchte ich näher wissen, um Ihnen zweckmäßig aushelfen zu können. Ich schicke Ihnen hierbei den Volkmann. Auch ist in der Büttnerschen Bibliothek ein Buch: Beschreibung von Herakleia, aus dem Italienischen des Don Marcello Venuti, Frankfurt und Leipzig 1749." Am selben Tage dankt Schiller „für den Volkmann und die übrigen Notizen", ohne auf Goethes Frage nach den besonderen Tendenzen seines Interesses mit einem Worte einzugehen, und ist am 12., wie er dem Freunde, wiederum ohne eine Andeutung über den Stoff, meldet, mitten in der Arbeit an seinem Gedicht (Briefe 5, 51. 52). Da Düntzer in seinem ausführlichen Kommentar (Schillers lyrische Gedichte 4, 4, 17) die hier vom Dichter selbst gegebenen Fingerzeige nur sehr mangelhaft verwertet hat, vielmehr nur zu einigen verklausulierten „könnte" und „dürfte" vordringt, ja direkt erklärt, wir wüßten nicht, welche Quellen Schiller vorgelegen hätten, so scheint es mir kein vergebliches Unternehmen, das Problem, das ebenso leicht wie vollständig lösbar ist, hier im einzelnen zu erörtern.

Welcher zufällige äußere Anlaß Schiller auf den Gedanken brachte, das aus dem Schutt wieder erstehende antike Leben jener Städte in einem poetischen Bilde zusammenzufassen, läßt sich freilich nicht mehr mit Sicherheit bestimmen, wenn man auch Vermutungen darüber haben und z. B. an einen der häufigen Kunst- und Ausgrabungsberichte im Merkur denken könnte. Aus welchen Quellen er aber dann nach der Konzeption des poetischen Grundgedankens sozusagen das Milieu studierte, läßt sich unzweifelhaft nachweisen. Wie dies nicht anders zu erwarten war, griff er zunächst zu den klassischen Abhandlungen, die es damals über den Gegenstand gab, zu Winckelmanns „Sendschreiben von den herkulanischen Entdeckungen" (Dresden 1762) und „Nachrichten von den neusten herkulanischen Entdeckungen" (ebenda 1764); das Schlagwort beider Titel klingt genau in Winckel-

Digitized by Google

manns grammatischer Prägung deutlich in seiner brieflichen Frage an Goethe wieder. Aber noch fehlten ihm eine Reihe Details der Anschauung, da Winckelmanns Aufsätze mit Absicht auf eine vollständige Beschreibung der gefundenen Altertümer verzichten und z. B. zwar sehr ausführlich die Realienfunde aus dem antiken Leben behandeln, aber aus Raummangel und mit einem flüchtigen Hinweis auf die künftige Kunstgeschichte auf die berühmten Wandgemälde fast gar nicht eingehen (vgl. auch Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen[2] 2, 183). Diese Details der Anschauung bot ihm im gewünschten Umfange der von Goethe erbetene Volkmann, der im dritten Bande seiner „Historisch-kritischen Nachrichten von Italien" in zwei Kapiteln (S. 265—303) „Herkulanum" und „Das Antiquitätenkabinet und die antiken Gemälde zu Portici" eingehend bespricht, wobei er sich im allgemeinen zwar eng und oft wörtlich an Winckelmann anschließt, aber dessen Berichte doch mehrfach erweitert und ergänzt. Mit Winckelmann und Volkmann sind Schillers Quellen erschöpft; des von Goethe noch genannten Venuti recht trockene Kompilation bot der dichterischen Phantasie keinerlei Nahrung.

Die beiden Hauptteile, in die sich das Gedicht (Sämtliche Schriften 11, 192) zerlegt, Vers 1—22 das Bild der Stadt mit Straßen und öffentlichen Gebäuden, Vers 23—54 das Innere eines Hauses zeichnend, sind bereits in Winckelmanns Sendschreiben und in Volkmanns beiden Kapiteln in gleicher Reihenfolge vorgebildet. Der vom Gesichtspunkte einer einheitlichen Phantasieanschauung aus geforderte Gedanke einer faktisch nicht zutreffenden gleichzeitigen Freilegung des gesamten Stadtbildes könnte gleichfalls durch eine Stelle bei Winckelmann angeregt oder doch verstärkt sein, in der dieser (Sendschreiben S. 21; vgl. auch Volkmann 3, 273) die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit einer solchen totalen Aufdeckung erwägt und allerdings von seinem Standpunkte aus mit Recht ablehnt, was für die dichterische Anschauung unbedingtes Erfordernis war. Ganz Schiller eigen ist die Belebung der Straßen und Häuser durch die antike Menschheit in ihren mannigfaltigen Vertretern. Die Schilderungen im einzelnen bilden eine feine Mosaik aus Winckelmann und Volkmann, wie ich nun im folgenden für jedes Distichon zeigen will.

Vers 1. 2. „Die neuere Entdeckung geschahe bei Gelegenheit eines Brunnens, welchen der Prinz Elbeuf ohnweit seinem Hause daselbst graben ließ" Winckelmann, Sendschreiben S. 17 (vgl. Volkmann 3, 271).

3—6. „Gedachter Brunnen wurde .... durch die Lava durchgebrochen; die Arbeit wurde fortgesetzet, bis man an festes Erdreich gelangete .... und hier fanden sich drei weibliche bekleidete Statuen"

Digitized by Google

Winckelmann S. 18 (vgl. Volkmann 3, 271). Düntzer, gegen dessen unerhört philiströse, oft jedes poetischen Gefühls bare Einzelinterpretation man auf Schritt und Tritt opponieren müßte, findet die Verse, obwohl er jenen Fund anführt, „etwas wunderlich"!

7. 8. Schon hier ist der Porticus des Theaters gemeint: „es hat dasselbe achtzehn Reihen Sitze .... über diese Sitze erhob sich ein Porticus" Winckelmann S. 23 (bei Volkmann 3, 275 „eine Gallerie").

9. 10. „Zwischen den unteren Sitzen sind sieben besondere Aufgänge zur Bequemlichkeit" Winckelmann S. 24 (vgl. Volkmann 3, 275).

11. 12. Auf Agamemnon scheint Schiller durch folgende Stelle Winckelmanns (Sendschreiben S. 58; vgl. auch Nachrichten S. 17) gekommen zu sein: „Von den dasigen Lustbarkeiten nach griechischer Art und in dieser Sprache giebt ein kleines Täfelchen von Elfenbein mit dem Worte *Αἰσχύλου* einen Beweis .... Dieses Täfelchen ist eine tessera, die den Namen des berühmten Tragici Aeschylus führet und zeiget, daß an diesen Orten dessen Trauerspiele aufgeführet wurden." Schiller denkt schwerlich, wie Düntzer meint, an die Opferung der Iphigenie, sondern an die Altäre der Scena und ein auf ihnen zu haltendes Opfer (vgl. Winckelmann, Nachrichten S. 12). Die spätere Änderung fügt ein neues äschyleisches Motiv hinzu.

13. 14. „An allen Theatern war hinter der Scena ein Porticus oder verdeckter Gang angelegt .... Dieser Porticus war an dem herkulanischen Theater gegen das Forum der Stadt angebauet" Winckelmann, Nachrichten S. 16 (vgl. Volkmann 3, 274). Schillers spätere Änderung hat einen Triumphbogen daraus gemacht, von dem die Quellen trotz Düntzer nichts wissen, während er ursprünglich „Bogen" im Sinne von „Arkaden" gemeint hat. „Zwei auf sellis curulibus sitzende Figuren" erwähnt Volkmann auf dem Forum.

15. 16. Das Bild aus dem Gerichtsleben ist eigene Phantasie des Dichters. Eine „sella curulis von Erzte .... welches der Sitz des Prätors oder des Duumvirs war" erwähnt Winckelmann, Nachrichten S. 7 unter den Altertümern des Museums.

17. 18. „Zu diesem Tore führete die gepflasterte Straße .... es ist dieselbe .... mit Erhöhungen von Werkstücken auf beiden Seiten für die Fußgänger" Winckelmann, Nachrichten S. 19 (vgl. Volkmann 3, 274: „Zu beiden Seiten der Gasse sind etwas erhöhete schmale Gänge zur Bequemlichkeit der Fußgänger").

19. 20. „Allgemein ist zu merken, daß die Wohnungen zu Pompeji sowohl als an andern verschütteten Orten ins Gevierte gebauet sind, so daß sie einen inneren Hof .... einschließen, um welchen herum die Zimmer gehen. Zu diesem Hofe gemeiner Wohnungen war oben und unter dem Dache ein breiter Vorsprung

Digitized by Google

von Brettern geleget, um unter demselben vor der Traufe bedeckt zu gehen" Winckelmann S. 27 (vgl. Volkmann 3, 330).

21. 22. Die Zimmer konnten nach Winckelmann S. 30 „kein andres Licht bekommen als allein durch die Türe, welche daher ungewöhnlich breit und hoch zu sein pfleget"; die Existenz von Fensterläden bestreitet er, während Volkmann 3, 277 sie behauptet.

23. 24. „In einigen Zimmern geht an den Wänden eine Stufe ringsumher, welche den Sklaven vermutlich statt der Bänke diente" Volkmann 3, 276; Düntzer denkt fälschlich an die Speisesophas. „Der innere Hof .... ist ganz und gar mit einem zierlichen Estriche von einer Art Kitt, mit gestoßenem Marmor verbunden, und mit willkürlich eingesetztem vielfärbigem Marmor beleget" Winckelmann S. 28; ähnliches berichtet die gleiche Stelle und Volkmann 3, 276 von den Fußböden der Zimmer.

25. 26. „Die Wände waren meistens mit Kolonnen, Festonen, Blumen und Vögeln, andre aber nur streifenweise gemalt" Volkmann 3, 276.

27. 28. „Sehr viele von den herkulanischen Gemälden stellen Kinder, Liebesgötter und geflügelte Genien vor, die sich mit allerlei Dingen, als Jagen, Spielen, Tanzen und andern Übungen beschäftigen; unter andern ist eines, wo Kinder Wein keltern" Volkmann 3, 299. Das im Hexameter geschilderte Motiv erwähnen die Berichte nicht; lag hier eine Abbildung zugrunde?

29. 30. „Die allerschönsten sind die Figuren der Tänzerinnen .... Sie sind flüchtig wie ein Gedanke und schön wie von der Hand der Grazien ausgeführet" Winckelmann S. 30. „Ein kleines Gemälde stellt einen Faun vor, welcher mit einer Hand den Busen einer Bacchantin berührt und mit der andern ihr Kinn hält, um sie zu küssen" Volkmann 3, 298.

31. 32. „Eine fast nackende Bacchantin, welche auf einem Zentaur sitzt, mit fliegendem Haar und Gewande. Ihre Stellung ist sonderbar, aber artig: sie ruhet nur mit einem Knie auf dem Zentaur und hält sich mit einer Hand an seine Haare und mit der andern treibt sie ihn durch den Thyrsus an; zugleich giebt sie ihm einen Stoß in die Rippen, um ihn zum Galopp zu bewegen. Die Gruppe ist voll Feuer in Ansehung der Zusammensetzung" Volkmann 3, 299.

33. 34. Über die Weinkrüge handelt Winckelmann S. 46.

35. 36. „Unter den Dreifüßen .... sind hier zween unter den schönsten Entdeckungen besonders zu merken .... Der andre Dreifuß .... ist wunderbar schön gearbeitet: auf den Füßen, wo dieselben sich krümmen und die Grazie machen, sitzet auf jedem ein Sphinx, deren Seitenhaare, welche über die Backen herunterhängen würden, heraufgenommen sind, so daß sie unter das Diadema gehen

Digitized by Google

und über dasselbe wiederum herunterfallen" Winckelmann S. 48 (vgl. Volkmann 3, 282: „Die Pfanne des einen ruhet auf drei geflügelten Sphinxen, woran die Beine befestigt sind").

37. 38. Eine aufgefundene Münze „wegen des Triumphs des Titus" erwähnt Volkmann 3, 288. Über die Wagen und Gewichte vgl. ebenda 3, 286 und Winckelmann S. 51.

39. 40. Über Leuchter und Lampen handelt Winckelmann S. 49 und Volkmann 3, 284.

41. 42. Die Schmuckgegenstände der Frauen bespricht Winckelmann S. 60 (vgl. Volkmann 3, 286). Der Ausdruck „Pasten" begegnet in keiner der beiden Quellen.

43. 44. „Schminkkästchen von Bergkrystall, worin sich die Schminke .... noch befindet; allerlei Gefäße zu wohlriechenden Salben; Bürsten .... um die Haut damit im Bade zu reiben. Man hat Bäder entdeckt, worin noch alles dabei gebräuchliche Geräte lag" Volkmann 3, 286.

45—48. Die Bücherrollen und Schreibmaterialien behandelt eingehend Winckelmann, Sendschreiben S. 63 und Nachrichten S. 46; vgl. auch Volkmann 3, 283. 288.

49—54. „Wir wissen, daß in jedem Hause die penates besonders verehret wurden und daß für dieselben besondere aedicula oder Kapellen gebauet waren"; so leitet Winckelmann, Nachrichten S. 39 eine ausführliche Beschreibung einer solchen Hauskapelle ein, die also nicht, wie Düntzer meint, „glücklich erfunden" ist. Nur die beiden Götterstatuen sind Schillers Zutat; Winckelmann an dieser Stelle nennt keine Götterbilder. Hermes mit dem caduceus ist ein häufiges Motiv; bei der Nike, die leicht aus der haltenden Hand fliegt, schwebte Schiller wohl Phidias' olympischer Zeus vor, wie ähnlich in einem Chorlied der Braut von Messina (Sämtliche Schriften 14, 59): „Die goldne Viktoria, die geflügelte Göttin, die auf der Hand schwebt des ewigen Vaters, ewig die Schwingen zum Siege gespannt."

Don Carlos und Hamlet.

Von Bernhard Luther in Haspe.

Schiller schreibt am 14. April 1783 an Reinwald: „Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespeares Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitz Julius und den Puls von mir." 1787 wurde Don Carlos beendet. Das Drama

Digitized by Google

war in vielen Beziehungen ganz anders geworden, als es sich Schiller damals gedacht hatte. Ein glücklicher Zufall hat uns in Reinwalds Papieren den ursprünglichen Plan erhalten, der sich weit von dem Don Carlos entfernt, wie wir ihn kennen. Schiller sagt uns in seinem ersten Briefe über Don Carlos selbst den Grund der Veränderung: „Neue Ideen, die indes bei mir aufkamen, verdrängten die früheren; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem anderen Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte."

Trotz der Wandlungen, die Schiller während seines Schaffens an Don Carlos durchgemacht hat, gilt auch für den Don Carlos von 1787, daß er von Hamlet die Seele hat. Um dies zu beweisen, dürfen wir uns nicht auf Ähnlichkeiten berufen; vielmehr müssen wir zeigen, wie das Drama in seinem Wesen von Hamlet bestimmt ist. Seine Existenz und sein innerster Gehalt sind ohne Hamlet nicht denkbar. Hätte Schiller Hamlet nicht gekannt, so hätte er den Stoff unter einem anderen Gesichtspunkte aufgefaßt, das Drama anders konzipiert und anders gestaltet.

Die tiefsten Einblicke in das Verhältnis von Schiller zu Shakespeare hat wohl Otto Ludwig getan. Immer wieder kommt er in seinen Shakespearestudien[1]) auf den Unterschied dieser beiden Dichter zu sprechen, wobei er auch die treffendsten Urteile über die Beeinflussung Schillers durch Shakespeare fällt. Auch im vorliegenden Aufsatz ist Ludwig oft zitiert; aber auch an vielen anderen Stellen, wo ich ihn nicht genannt habe, ist er Führer und Wegweiser gewesen.

In den Worten: „Ich liebe meine Mutter" liegt die Tragik des Don Carlos. Die Entschuldigung, daß die Königin ihm einst zur Braut bestimmt und dann vom Könige entrissen worden ist, braucht selbst Carlos nur im Affekt. Sonst betrachtet er seine Leidenschaft als etwas Widernatürliches, das sein Gewissen entsetzt (1, 2 „Weltgebräuche, die Ordnung der Natur und Roms Gesetze verdammen diese Leidenschaft.") So steht er in einem innerlichen Zwiespalt; er kann sich nicht von dem losreißen, was er verwirft. Dieser unnatürliche Zustand beherrscht sein ganzes Wesen, bedingt sein ganzes Verhalten. Die Träume seiner Jugend sind dahin, seine früheren Ideale unterdrückt, den schwärmerischen Jüngling umstrickt tiefste Schwermut.

---

[1]) Herausgegeben von M. Heydrich, 2. Auflage, Halle 1901. Leider fehlt dem Buche ein alphabetischer Index, obwohl es wie wenige eines solchen bedurfte.

Digitized by Google

Dadurch wird er von seiner Umgebung isoliert. Das Bewußtsein seiner schuldvollen Leidenschaft zwingt ihn zur Verstellung.

Ebenso ist Hamlet isoliert und sieht sich zur Verstellung gedrängt. Auch ihn umfängt Schwermut und Melancholie, da sein Inneres im Zwiespalt liegt. Er hat einen Auftrag erhalten, den er sich ganz und gar zu eigen macht; aber dennoch führt er ihn nicht aus.

Beide sinken nach effektvollem Aufflammen wieder zusammen. So bewegen sie sich fortgesetzt in Kontrasten. Aber diese Kontraste haben bei beiden verschiedene Ursachen: bei Hamlet in seinem Temperament, bei Carlos in seiner Leidenschaft. Hamlet ist Temperamentsmensch, Carlos Leidenschaftsmensch (Ludwig S. 153).

Sehen wir näher zu, so finden wir, daß wir Carlos nur mit zweifelhaftem Recht einen Leidenschaftsmenschen nennen können. Seine Leidenschaft beherrscht ihn nicht so, daß sie ihn immer in derselben Richtung fortreißt, wie etwa Julius von Tarent, Guelfo in Klingers „Zwillingen“ oder Golo in Maler Müllers „Golo und Genovefa“. Mehr noch als von seiner Leidenschaft wird Carlos von dem Zwiespalt zwischen Gewissen und Leidenschaft beherrscht. Daher hat er nie ein bestimmtes Ziel vor Augen. Er spielt wohl mit dem Gedanken, daß die Königin noch einmal die Seinige werden könnte; als diese ihm aber dies Ziel unverhüllt in seiner ganzen Bedeutung und Tragweite schildert, vor der er sein Auge verhüllt hatte, weicht er entsetzt zurück (1, 5). So steht er in der Mitte zwischen Leidenschaftsmenschen und Temperamentsmenschen. Die Leidenschaft treibt ihn vorwärts, das Temperament hält ihn zurück.

Hier liegt wohl das Zentrum des Einflusses von „Hamlet“ auf „Don Carlos“. Schiller hat das Gebiet des Dramatischen erweitert, indem er den Leidenschaftsmenschen in ganz neuer Weise behandelte. Carlos Leidenschaft ist so stark, wie nur je eine gewesen ist. Aber sein Gewissen und Temperament halten ihr die Wage; daher richtet sie ihre zerstörende Wirkung nicht nach außen, sondern auf den Helden selbst, der auch die volle Empfindung dafür hat.

Schiller verzichtete auf einen Teil der dramatischen Wirkung, die in seinem Stoffe lag, indem er aus dem leidenschaftlichen Prinzen einen Hamletcharakter machte. Nun mußte er ihn zum tragischen Ende führen; denn daß das Drama mit Carlos' Untergang schließen mußte, stand ihm fest. Eine Möglichkeit wäre gewesen, daß Carlos in dem inneren Kampf unterlegen wäre und schließlich nur seiner Leidenschaft sich hingegeben hätte. Wie es im Gedichte heißt:

> Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
> Den Riesenkampf der Pflicht.

Digitized by Google

Aber Ähnliches hat Schiller nicht beabsichtigt, da Carlos ein Idealmensch sein sollte. So hat er sich der Möglichkeit beraubt, das Interesse für Carlos Liebe wach zu erhalten. Die Leidenschaft setzt gleich mit voller Stärke ein, und es ist kein Fortschritt da.

Dagegen ist im Hamlet ein stetiger Fortschritt, obwohl der Held sich zu keiner Tat entschließen kann. Hamlet ist nicht Herr über sich, aber durch seine geistige Überlegenheit ist er stets Herr der Situation. Er tut nichts aus eigener Initiative. Alles was im Hamlet geschieht, ist zufällig. Aber alles benutzt er in seiner Weise für sich; es wird Objekt seiner Reflexion. Wo er sich durch Ereignisse zu eigenen Taten antreiben läßt (Schauspiel), tut er es, um die Entscheidung hinauszuschieben. Was er tut, tut er nur, um das Nötige nicht tun zu müssen. Er tötet den König nicht; aber der König bemerkt mit dem hellen Blick des Argwohns, daß er Hamlet unschädlich machen muß: so befördert Hamlet die Katastrophe. Aller Fortschritt geht von ihm aus, während im Carlos die Entschlüsse der anderen die Handlung vorwärts bringen.

Schiller fordert in einem Briefe an Körner von einer Tragödie: es soll von Anfang an klar sein, daß das Stück tragisch enden muß. Das ist wohl im „Don Carlos" der Fall. Wir müssen aber noch etwas anderes fordern. Der Zuschauer muß auch wissen, welches Motiv den tragischen Ausgang in sich birgt. In unserem Drama nun muß er Carlos' Liebe zu seiner Mutter als das tragische Motiv ansehen. Aus ihm geht aber der tragische Schluß nicht hervor. Und das ist auch ganz natürlich. Das Motiv ist nicht für eine Tragödie nutzbar, da es nicht keimfähig ist; es kann keine Handlung daraus hervorwachsen, deren Teile organisch unter einander und mit diesem Motiv verknüpft sind.

Nach dem Ende des 1. Aktes im Hamlet hat die Spannung des Zuschauers eine ganz bestimmte Richtung. Er hat eine Frage, deren Beantwortung er von den folgenden Akten erwartet: „Wird Hamlet die Tat ausführen?" Diese Frage verläßt uns nicht, auch wenn Hamlet noch so weit von seinem Auftrage abspringt. Können wir in ähnlicher Weise nach dem 1. Akte von Don Carlos unsere Spannung fixieren? Wir würden in Verlegenheit geraten, wenn wir es tun wollten; denn mindestens nach zwei Seiten wird unsere Spannung auseinandergerissen.

Dieser Unterschied hat in letzter Linie darin seinen Grund, daß in Hamlets Leben ein mächtiges Schicksal von außen eingreift, in Carlos Leben nicht. Der Geist gibt Hamlets Leben Richtung und Ziel durch seinen Auftrag: dieser Auftrag ist Hamlets Schicksal. So durch den Geist verkörpert, tritt das Schicksal mit der Gewalt

Digitized by Google

des Persönlichen in Hamlets Dasein. Wie etwas Persönliches wirkt es auch auf den Zuschauer. Der vergißt nun nicht mehr, worauf es ankommt, wenn auch Hamlet noch so oft abirrt. Stets weiß er dann, daß im Hintergrunde etwas anderes schlummert, Hamlet steht in unlöslichem Zusammenhange mit dem Geist. Wir verlangen Aufschluß, wie Hamlet des Geistes Auftrag ausführt. So ist im Hamlet die Einheit der Stimmung, die Spannung hat eine Richtung; es ist das vorhanden, was Ludwig den idealen Konnex nennt.

Im Don Carlos fehlt ein solches Schicksal. Carlos Liebe kann man nicht in diesem Sinne ein Schicksal nennen. Außerdem würde diesem Schicksal das Persönliche fehlen, zumal die Königin seine Liebe abweist. Infolgedessen fehlt der ideale Konnex. Wir ahnen wohl ein schlimmes Ende, wissen aber nicht, woher es kommen kann. Unsere Spannung hat daher kein bestimmtes Ziel, sie ist keine Erwartung. Ihr fehlt das Fesselnde und zugleich Beruhigende solcher erwartenden Spannung. Das durch diesen Mangel hervorgerufene Schwanken des Interesses mußte der Dichter noch steigern wegen der Magerkeit des tragischen Motives. Er mußte etwas hinzufügen, um eine dramatische Handlung gestalten zu können. Das ist zunächst der Gegensatz zwischen Vater und Sohn. Dieser Gegensatz tritt im ersten Akte kräftig hervor. Die Verbindung der beiden Motive hätte äußerst fruchtbar werden können: Die beiden entgegengesetzten Naturen haben denselben Wunsch, die Königin zu besitzen; daher stoßen sie so feindselig zusammen, daß eine Katastrophe erfolgen muß.

So spricht es Carlos bei seinem Wiedersehen mit Posa aus:

> Zwei unverträglichere Gegenteile
> Fand die Natur in ihrem Umkreis nicht.
> Wie mochte sie die beiden letzten Enden
> Des menschlichen Geschlechtes — mich und ihn —
> Durch ein so heilig Band zusammenzwingen?
> Warum zwei Menschen, die sich ewig meiden,
> In einem Wunsche schrecklich sich begegnen?
> Hier, Roderich, siehst du zwei feindliche
> Gestirne, die im ganzen Lauf der Zeiten
> Ein einzigmal in scheitelrechter Bahn
> Zerschmetternd sich berühren, dann auf immer
> Und ewig auseinander fliehn.

Aber gerade diese Verbindung der Motive hat keines zur Reife kommen lassen. Wäre Schiller Leisewitz' „Julius von Tarent" gefolgt, so hätte er das Motiv der Liebe in den Dienst des anderen gestellt. Zweifellos wäre das der einheitlichen Durchführung des Dramas von Nutzen gewesen. Aber der Einfluß des Hamlet hält ihn davon ab. So hat der Gegensatz zum Vater im Anfang nur den Zweck, des Helden innerlichen Zwiespalt zu verschärfen, und später bleibt von ihm nur Philipps Eifersucht und die Intrigue über.

Digitized by Google

In der maßlosen Verwendung der Intrigue entfernt sich Schiller weit von Shakespeare. Zwar führt dieser im Hamlet auch die Intrigue ein. Der König greift nur in seiner Angst vor Hamlet zur Intrigue, sie ist also Notwehr und hat im Verhalten Hamlets ihren Grund. Die Intrigue der Alba und Domingo dagegen ist unmotiviert. Motiviert ist sie nur bei der Eboli, dieser ganz unshakespearischen Figur. Aber auch an ihrer Intrigue ist Carlos ganz schuldlos; die Eboliszene ist vom Dichter erfunden, um die Intrigue der Eboli zu begründen, sie ist durchaus Episode und stört den organischen Bau des Dramas.

So tritt bei Schiller die Intrigue an Stelle des Schicksals. Das bedingt gleich einen großen Unterschied in der Führung der Handlung. Im Hamlet gehen alle Fortschritte der Handlung vom Helden aus, im Don Carlos von den Gegenspielern. Schiller verlegt den Konflikt nach außen. Es ist schließlich der Kampf des Gegenspiels gegen den Helden, der in wenig durchsichtigen Intriguen geführt wird. Der persönliche, tragische Konflikt des Prinzen wird überhaupt in den Hintergrund geschoben: an Stelle der Tragik des Charakters tritt die Tragik der Situation. Infolgedessen treten mehrere Personen in den Vordergrund. So werden wir oft von Carlos und seiner Tragik abgelenkt. Aber auch die Situation ist kein fester Punkt für unser Interesse: dazu sind die Personen zu individuell gezeichnet. Das Interesse springt daher immer wieder von der Situation auf die Charaktere über. Dagegen sind alle Personen neben Hamlet Nebenpersonen und typisch gehalten: unser Interesse konzentriert sich daher auf den Helden.

Durch alle diese Momente wird Carlos zurückgedrängt; aber er bleibt doch immer noch Hauptperson, wenn er auch im Hintergrunde steht. Ganz verdrängt wird er im dritten und vierten Akt von Marquis Posa. Vergegenwärtigen wir uns kurz die Gründe, weshalb Posa sich aus der Stellung einer Staffagefigur immer mehr in den Vordergrund schob! Posa steht zu Carlos wie Horatio zu Hamlet. Horatio hat überhaupt kein persönliches Leben; vielfach ist er nur dazu da, daß Hamlet Gelegenheit hat, seine Gedanken auszusprechen. Schiller war nicht der erste, der diese Figur übernahm und mit individuellem Leben erfüllte. In den Dramen der damaligen Zeit finden wir öfter einen Fürsten, der einen Vertrauten neben sich hat. So in Klingers Zwillingen, in Leisewitz' Julius von Tarent. Auch das Verhältnis, das sich zwischen Saladin und Nathan bildet, ist ähnlich. In diesen Dramen tritt der Begleiter weit mehr hervor als Horatio. Es entspricht dem pädagogischen Zuge der Zeit, aus dem Fürstenbegleiter einen Fürstenerzieher zu machen. Schiller macht

Digitized by Google

außerdem beide zu Freunden, in deren Verhältnis er den ganzen Freundschaftsenthusiasmus legt, der ihn beseelt. So ist auch Posas Opfertod motiviert, den er St. Réals Novelle entnimmt. Auch in dieser Quelle schon hatte Posa mehr eigene Bedeutung, als ihm Schiller wohl anfänglich geben wollte. Von St. Réal übernahm auch Schiller den Gedanken, Carlos Katastrophe durch die Entdeckung einer Revolution herbeizuführen. Diese Revolution wäre unerwartet gekommen, wenn nicht Posa schon vorher sein Freiheitsideal und seine politischen Absichten ausgesprochen hätte. Auf diese Weise ist sie innerlich mit dem Ganzen und mit Posas Opfertod verknüpft. So hat auch das Werk einen weiten Hintergrund. Schon seine historischen Studien und dann die Kenntnis des Dramas von Mercier mußten Schiller veranlassen, das Drama aus der Enge eines Hof- und Familienstückes herauszuheben und in einen weltgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen.

Es ist nicht des Dichters Willkür, daß Posa so hervortritt; im Stoff, in der Anlage des Dramas und in seiner eigenen Natur lagen die Gründe dafür. Auf den Organismus des Stückes mußte Posas Hervortreten einen großen Einfluß ausüben. Die bewegenden Gedanken gehen jetzt von Posa aus. Im ersten Akt war das nicht so. Der mußte daher umgedeutet werden: Posas Handeln wird nun von Anfang an absichtlich auf sein Ziel gelenkt. Da er die ganze Handlung leitet, geht das Interesse in solchem Maße auf ihn über, daß er zeitweise Hauptperson wird. Das Leitmotiv wechselt; nicht von Carlos Liebe handelt das Drama mehr, sondern von Posas Ideen. Wir sollen jetzt als Aufgabe des Dramas auffassen: die Darstellung eines „enthusiastischen Entwurfes, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist“ und der Konflikt dieses enthusiastischen Entwurfes mit der Leidenschaft (VIII. Brief über Don Carlos). Zur Not könnte man auch den ersten Akt von diesem Standpunkte aus verstehen. Aber das eigentlich Wesentliche wird ihm doch damit genommen. Nach dieser Erklärung Schillers stehen Posas Ideen im Mittelpunkt — und das ist auch in der Mitte des Dramas der Fall; im ersten Akt sind sie nur sekundär, sie dienen dazu, Carlos Gemütsverfassung zu illustrieren. Hier steht in Shakespeares Weise der Charakter des Helden im Mittelpunkt, dort seine Beziehung zu einer Idee. Das Drama ist dem Dualismus verfallen. Aber der Zusammenhang muß dabei gewahrt bleiben. Zu diesem Zwecke wird Posa, dessen Gedanken seiner Zeit vorausfliegen, am Hofe zu Madrid ein unbedenklicher Intrigant, der mit kleinen Mitteln sich abmüht. Beinahe vergißt der Zuschauer, daß Posa für Carlos arbeitet.

Digitized by Google

Posa ist ganz unshakespearisch, er hängt auf das engste mit der ganzen Geistesbewegung der Zeit zusammen, in der ihn sein Dichter schuf. Das Drama, das in Shakespeares Geist erdacht ist, mußte durch ihn einen unheilbaren Bruch bekommen. So richtig das ist, so ist Posa dennoch notwendig für den Don Carlos, wie ihn Schiller ursprünglich dachte. Denn ohne ihn war gar kein Abschluß für das Drama zu gewinnen. Den Schluß hat Schiller in seinen Grundzügen so ausgeführt, wie es schon der erste Entwurf andeutet. Hier heißt es im dritten Schritt B 1: „Sein Heldensinn erwacht wieder und fängt an, über seine Liebe zu siegen," 3. „Der Prinz und die Königin überwinden sich." Auch hier schon soll der Katastrophe die Entsagung vorangehen. Dies erhebende Moment in der Katastrophe ist für Schiller höchst bezeichnend. Auch bei Shakespeare fehlt es nie; aber ihre Weise ist dabei so verschieden, wie nur der realistische Dichter vom idealistischen verschieden sein kann. Shakespeares Tragödien wirken erhebend, wenn auch nicht immer im gleichen Umfang und in gleicher Art. Das Erhebende liegt in der Wirkung, also nicht im Drama, sondern im Zuschauer. Im Drama geht das Schicksal unerbittlich seinen Gang — bis zur Vernichtung des Helden. Schiller verlegt das erhebende Moment in das Drama; es liegt in des Helden Entschluß, zu entsagen. Carlos erkennt, daß er auf Abwege geraten war, er besinnt sich auf seine eigentliche Natur, die ihm die Kraft gibt, die schwere Pflicht der Entsagung auf sich zu nehmen. So macht er sich innerlich frei, sein Charakter triumphiert über die Situation. Darin liegt im innersten Kern eine Annäherung an Shakespeare, in dessen Tragödien alles auf den Charakter des Helden ankommt.

Wie war nun die Entsagung zu motivieren? Dies war um so schwerer, als Carlos sich niemals blind seiner Leidenschaft ergeben hatte, sondern sie selbst am schärfsten verurteilt. Dem Dichter schien es, daß er diese Sinnesänderung nicht anders begründen könne, als daß ein erschütterndes Erlebnis tief in des Prinzen Leben eingriff.

Die Liebe ist stärker als Carlos. Es mußte daher etwas eintreten, was stärker ist als die Liebe; denn nur das kann ihn aufrütteln. Das ist des Freundes Opfertod — für ihn und für ihre Ideale. Die Ideale werden nun gesättigt mit der Glut der Freundschaft; grell beleuchtet dem Helden diese Hingabe seinen Liebesegoismus. Es ist gar nicht anders möglich, als daß jetzt die Leidenschaft völlig hinter der Aufgabe zurücktritt, die ihm der Freund hinterlassen hat, vor der er wohl geflohen war, die er aber doch stets als die seinige erkannt hatte. Posas Tod ist das Schicksal, an das er jetzt sein Leben knüpft. Es ruft ihn aus der Verirrung, Besessen-

Digitized by Google

heit wieder zu seiner Natur zurück und gibt ihm die Kraft, seiner Natur gemäß zu handeln.

Wenn wir sagen: Hamlet geht durch seine Natur zugrunde, und Carlos kehrt aus der Verirrung zu seiner Natur zurück — so müssen wir bedenken, daß „Natur" bei Schiller und Shakespeare nicht dasselbe ist. Im Sinne Schillers ist Natur das, was allen Menschen gemeinsam ist oder wenigstens gemeinsam sein sollte. Natürlich ist das, was als Norm dienen kann. Carlos handelt im Anfang gegen diese Norm: das ist eine Verirrung. Aus der gefährlichen Verirrung kehrt er zur Natur zurück. Wir sind jetzt gerade umgekehrt geneigt, das, was den betreffenden Menschen von seinen Mitmenschen unterscheidet, seine Natur zu nennen. Und in diesem Sinne wenden wir auch das Wort bei Shakespeare an. Das, was Hamlet im Gegensatz zu den anderen hat, was seine Individualität ausmacht, ist seine Natur.

Bei Shakespeare ist Natur = individuelle Besonderheit, bei Schiller = allgemeine Menschlichkeit. Praktisch vertreten die beiden Dichter denselben Standpunkt. Das Individuum darf nicht vergessen, daß es seine Lebensnormen aus seiner allgemein menschlichen Natur herleiten muß. Theoretisch ist aber ihr Standpunkt ganz verschieden. Hamlets individuelle Anlage ist sein Verhängnis, Carlos kann sich von ihr befreien. Damit hängt eng zusammen die Abweichung in der künstlerischen Verarbeitung dieses Konfliktes. Hamlets Individualität ist das, was das ganze Drama beherrscht und zusammenhält, aus dem also auch die Katastrophe hervorgeht. Carlos individuelle Besonderheit kann bei Schiller nicht diese zentrale Bedeutung haben, da sie ja der Held besiegen soll. Diese Selbstüberwindung ändert seinen Charakter. Don Carlos gehört dadurch zu den Dramen, in denen der Charakter des Helden sich entwickelt, die wir gern psychologische Dramen nennen. In diesen Dramen besteht immer die Schwierigkeit, die Entwicklung des Helden glaubhaft zu machen. Auch gegen Don Carlos hat man den Einwand erhoben, er zerfalle in zwei Personen. Wenn auch in gewissem Grade dieses Urteil zutreffen sollte, so war doch das Drama ein großer Wurf. In der Auffassung der „Natur" stand Schiller im Banne Rousseaus. Leisewitz hatte im Julius von Tarent aus dem Rousseauschen Gegensatz „Natur-Kultur" mit Lessingscher Schärfe ein Drama konstruiert. Julius ist Vertreter der Natur. Schiller entfernt sich weit von Leisewitz, da er Carlos in einen schmerzvollen Gegensatz zur Natur stellt. Hier liegt der Einfluß Hamlets. Der Einfluß Rousseaus und Shakespeares kreuzen sich, und ihr Kreuzungspunkt ist der Kernpunkt des Don Carlos (innerlicher Konflikt, Sieg der Natur). Es gehört Hand und Blick eines großen Tragikers dazu, um Rousseaus Lebenskonstruktion mit Shakespeares Lebenswahrheit zu vereinen.

Digitized by Google

Eine Einschränkung müssen wir machen. Von einer Entwicklung des Helden können wir eigentlich nicht sprechen, es kommt ein völliger Umschlag. Statt der Entwicklung haben wir die Intrigue. Aber wäre eine solche Entwicklung überhaupt glaubhaft zu machen? Kann eine so starke Leidenschaft völlig besiegt werden? Ist die individuelle Besonderheit des Menschen nicht schließlich stärker als alles andere?

Von dem Augenblick an, wo Posa den Tatentschluß gefaßt hat, ist Carlos wieder der Held. Der fünfte Akt führt wieder ganz in das Carlosdrama zurück. Das Ende wird dem Anfang ähnlicher und klingt auch stärker an Hamlet an als die Szenen der Mitte. Der Charakter des Helden zieht wieder unser Interesse an sich, während er vorher weiter keine Aufgabe hatte, als einen erfolglosen Kampf gegen Intriguen zu führen. Jetzt gewinnt auch der Gegensatz zwischen Philipp und Carlos wieder Bedeutung und zwar zum ersten Male dramatische Bedeutung, da Carlos aus einer unklaren, sentimentalen Abneigung gegen seinen Vater zum Handeln getrieben wird, das aus einer prinzipiellen Verschiedenheit ihrer Naturen, Anschauungen und Ziele hervorgeht.

Carlos faßt den Entschluß, den Idealen des toten Freundes in den Niederlanden den Sieg zu erkämpfen. Daß das Drama nun etwa mit seinem Abgange nach Flandern schloß, war unmöglich. Die Situation war derartig, daß eine Katastrophe eintreten mußte. Es ist Schiller nicht gelungen, die Katastrophe so vorzubereiten, daß wir sie erwarten. Wir werden zuletzt doch von ihr überrascht, während sie im Hamlet von langer Hand vorbereitet ist. Wir wissen hier sogar schon im vierten Akt, wie sie eintreten wird. Im Hamlet führt ein gerader Weg zur Katastrophe. Auch der Stimmungsgehalt der beiden letzten Akte ist derartig, daß dem Zuschauer der Gedanke an die Katastrophe immer notwendiger und natürlicher erscheint. Im Don Carlos dagegen ist kurz vor dem Ende noch einmal ein mächtiges Aufflammen. Posa weist Carlos in die Zukunft. Da er für die Ideale stirbt, hoffen wir, daß Carlos für sie leben wird. Schiller hat uns vorher gezwungen, mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Intriguen zu achten. Posa hat jetzt des Königs Eifersucht auf sich abgelenkt; also fürchten wir für Carlos nichts mehr, um so weniger, als die Intrigue von Alba und Domingo nie ein bestimmtes Ziel hatte. So kommt es denn, daß ganz zuletzt noch ein neues Moment hinzutreten muß, das die Katastrophe herbeiführt: der Brief der Königin, der den Prinzen kompromittiert. Auch die plötzliche Einführung der Inquisition zeigt, daß die Katastrophe sich nicht notwendig aus dem Vorhergehenden ergibt. Hat es der Dichter etwa

Digitized by Google

deshalb auch vorgezogen, die Art der Katastrophe in ein rätselhaftes Dunkel zu hüllen?

Der Tod des Prinzen ist nicht innerlich begründet; es ist kein dramatisch zureichender Grund für ihn vorhanden, wenigstens keiner, der stark genug betont wäre und der dadurch überzeugend wirkte. Das liegt an dem Wechsel der Motive und an der großen Bedeutung, die die äußeren Umstände gewinnen. Daher wirkt auch nicht die Katastrophe in uns die Zustimmung wie sonst bei Tragödien. Die Wirkung ist tragisch, wenn der Held sein eigener Verderber ist (so Hamlet); Don Carlos macht im Anfang den Eindruck, als ob der Held an seiner Leidenschaft zugrunde gehen sollte; schließlich aber unterliegt er äußeren Mächten. Hier ist es Schiller nicht ganz gelungen, die Doppelaufgabe zu lösen: den Helden am Schluß des Dramas zu heben und zu läutern und doch die Katastrophe als innerlich notwendig erscheinen zu lassen. Diese Aufgabe hatte er in den Räubern gelöst. Der Unterschied ist klar: Karl Moor hat Taten getan, die gesühnt werden müssen, Carlos ist tatenlos gewesen. Sein Hamletcharakter gestattete diese Verkoppelung nicht; entweder mußte er untergehen oder sich läutern.

Der Don Carlos hebt an in Shakespeares Geist, gleitet dann über in ein Situationsdrama, erhebt sich am Schlusse wieder zu Shakespeares Art. Am meisten entfernt es sich von Shakespeare durch die Bedeutung der Intrigue, durch die der Konflikt nach außen verlegt wird. Schiller lehnt sich hierin so an die herkömmliche Dramatik an, weil in seinem Drama das große, beherrschende Schicksal fehlt. Don Carlos entspricht so einem Hamlet ohne Geist. Stellen wir uns vor, daß Hamlet die Überzeugung von seines Vaters Ermordung sich und dem Publikum erst aus allen möglichen Anzeichen erwerben müßte, während jetzt gleich im Anfang für ihn und uns die subjektive Wahrheit vorhanden ist! Wie würde das Drama zerflattern, das jetzt in der Erscheinung des Geistes seinen sicheren Halt hat!

Manche Anklänge an Hamlet in Worten und einzelnen Situationen finden wir in Don Carlos. Die würden aber nur beweisen, daß Schiller seinen Hamlet fleißig gelesen hat. Für eine Beeinflussung durch Hamlet könnten sie schon deshalb nicht sprechen, weil Hamlet auch schon auf Dramen von Schillers Vorgängern abgefärbt hat (Leisewitz, Klinger), wohl mehr als sonst ein Drama Shakespeares. Wichtiger ist schon, daß Schiller sich im Satzbau, im Versbau und in der Sprache überhaupt an Hamlet angelehnt hat. Auch das kann nicht auffallen. Bei seinem ersten Drama in Versen suchte er Vorbilder und richtet sich besonders nach diesem Drama. Das berechtigt

Digitized by Google

noch nicht, von einem Einfluß Hamlets zu sprechen. Wir haben gesehen, wie Don Carlos im Geiste Hamlets konzipiert ist und wie Hamlet in allen Stufen der Ausführung einwirkt. Er ist mindestens gleich stark wie der Einfluß der zeitgenössischen Dichtung. Der Stoff war in hohem Grade zum Situationsdrama geeignet, der Einfluß Hamlets ließ ihn als Charakterdrama konzipieren. Das Hinabgleiten in das Spiel der Intrigue kann doch den Eindruck nicht verwischen, daß der Charakter des Helden im Mittelpunkt des Dramas steht. So kommt es, daß das Drama im ganzen einheitlicher wirkt, als man seiner Entstehung und der Disharmonie seiner Glieder nach vermuten könnte. Don Carlos ist eine ganz eigenartige Mischung von traditioneller Dramatik, Einfluß des Hamlet und eigenem Geist des Dichters. Am meisten wird die Harmonie durch die Einflüsse der traditionellen Dramatik gestört. Dagegen durchdringen sich der Einfluß Shakespeares und Schillers individuelle Anlage gegenseitig. Schiller bleibt unabhängig von Shakespeare, so sehr er sich auch von ihm beeinflussen läßt. Aber das ist unbestreitbar: ohne Hamlets Einfluß hätte Schiller den Don Carlos nie so konzipiert und so gestaltet. Der Einfluß ist so stark, daß von einem „gestaltenden Einfluß" gesprochen werden kann. Davon sind die bloßen Einwirkungen zu unterscheiden. Einwirkungen erfährt jeder, auch der Dichter, unendlich viel, und sie sind oft leicht nachzuweisen (z. B. sprachliche Anklänge, technische Einzelheiten); gestaltenden Einfluß üben im Grunde nur wenige aus. Dieser Einfluß bleibt nicht auf der Peripherie, sondern er dringt bis an den Kernpunkt des Individuums. Er befruchtet Keime, die in dem Dichter vorhanden sind, und bringt sie zur Reife. Damit ist schon ausgesprochen, daß nur bedeutende Geister solchen gestaltenden Einfluß erleben können. Unbedeutende Dichter können höchstens nachahmen, da ihre Individualität keine Keime enthält, die befruchtet werden könnten. Möglicherweise hätten sich diese Keime selbst entwickelt; aber auch in diesem Falle wären sie kaum zu der Vollendung gediehen; denn ein solcher Einfluß erspart Umwege und Abirrungen. Dieser gestaltende Einfluß ist schwerer nachzuweisen. Denn alles, was er bewirkt, läßt sich auch aus des Dichters persönlicher Eigenart erklären. Beide durchdringen sich so, daß eine genaue Scheidung kaum möglich ist. Dennoch ist die eigentliche Aufgabe der Literaturgeschichte, soweit sie die literarische Beeinflussung untersucht, das Feststellen dieser gestaltenden Einflüsse. Die bloßen Einwirkungen haben nur Wert als Wegweiser zu diesem Ziele; ihre Bedeutung wird ihnen erst von den gestaltenden Einflüssen aus zugewiesen. Die Dichtung entsteht aus dem Zusammenwirken der Dichterindividualität und der gestaltenden Einflüsse. Und den stärksten gestaltenden Einfluß auf Don Carlos hat wohl Hamlet ausgeübt.

Digitized by Google

Zu Schillers Fragmenten.

Von Adalbert Silbermann in Berlin.

Schillers dramatische Entwürfe: „das Schiff," „die Flibustiers," „das Seestück" stehen bekanntlich in enger Beziehung zu seinen am 26. Januar und am 13. Februar 1798 an Goethe gerichteten Briefen. In jenem Winter hatte Schiller, nach eigenem Geständnisse, viele Reisebeschreibungen gelesen und man hat von jeher vermutet, daß diese ihm nicht nur die allgemeine Anregung, sondern auch bestimmte Personen und Vorgänge zu den genannten Fragmenten geliefert haben.

M. Dessoir, der in diesem Sinne den Le Vaillant, Forsters Ausgabe von Cook und eine Erzählung im vierten Bande der „Geschichte der Schiffbrüche ꝛc." (Berlin 1793) als Quellen herangezogen hatte (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 2, 562 ff.), ist über Vermutungen nicht hinausgekommen. Geradezu zurückzuweisen ist aber Dessoirs Annahme, daß Schiller Fra Paolino da San Bartolomeos „Reise nach Ostindien" (im 15. Bande des Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, Berlin 1798) benutzt habe. Schiller erwähnt nämlich (Kettner 2, 247) die Isle Bourbon als selten besuchte Station. Dieser Irrtum, meint Dessoir, sei durch den Fra Paolino veranlaßt worden, der einmal, ganz nebenhin übrigens, sagt, daß jene Insel keinen Hafen habe (a. a. O. S. 444). Es ist aber durchaus unwahrscheinlich, daß eine so nebensächliche Bemerkung im Geiste des Lesers haftet und ihn veranlaßt, sich die Isle Bourbon als einsame, verlassene Station im Ozean vorzustellen.

Ein solches Bild der Insel hätte Schiller viel eher aus St. Pierres Buch: „Voyage à l'Isle de France, à l'Isle de Bourbon, au Cap de Bonne-Espérance" (Neuchatel 1773) gewinnen können.

Als Quelle der „Flibustiers" ist zu wiederholten Malen, am ausführlichsten von C. Fries (Vierteljahrschrift 5, 124 ff.), Archenholzens „Geschichte der Flibustier" nachgewiesen worden, die 1803 im 2. Bande der Historischen Schriften erschien und vor allem auf dem klassischen Werke des Raynal „Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes" (Amsterdam 1771) beruhte, auf das auch Kotzebues „Kurze Geschichte der Flibustier" (Ausgewählte prosaische Schriften 8, 107 ff. Wien 1842) zurückgeht. Auf Hoffs „Historisch-kritische Encyklopädie", die Schiller bereits 1788 für die Allgemeine Literatur-Zeitung rezensierte, hat L. Stettenheim als gelegentlich benutztes Werk für die „Flibustier" aufmerksam gemacht („Schillers Fragment: die Polizey", Berlin 1893, S. 35 Anmerkung).

Digitized by Google

Auffallend ist es, daß noch niemand darauf hingewiesen hat, wie sehr die „Flibustiers" und das damit verwandte zweite Fragment des „Seestückes" (Kettner 2, 253 f.) mit dem Inhalte von Coopers bekanntem Romane „Der rote Freibeuter" übereinstimmen. Vielleicht hat der Amerikaner aus einer Quelle geschöpft, die irgendwie auch dem deutschen Dichter zugänglich war.

Der erste Teil des „Seestückes" und das „Schiff" zeigen dagegen gewisse Züge, die sich in Kotzebues 1798 erschienenem Schauspiele „La Peyrouse" wiederfinden.[1])

„Eine Eingeborne liebt den Europäer ..." heißt es bei Schiller (Kettner 2, 244). Dem entspricht bei Kotzebue das Verhältnis La Peyrouses zu der jungen Wilden Malvina, die dem schiffbrüchigen Weltumsegler zweimal das Leben rettet und, die Bande der Verwandtschaft und Stammeszugehörigkeit verleugnend, seine treue Genossin auf der einsamen Insel im Südmeere wird. Allerdings hätte Schiller dieses Motiv auch aus dem Homer, dessen Nausikaaepisode wiederholentlich auf ihn gewirkt hat (Minor „Aus dem Schillerarchiv" Weimar 1890, S. 117 ff.), oder aus dem Werke Le Vaillants entlehnen können, auf dessen zartes Verhältnis zu der jungen Gonaqua-Hottentottin Narina Goethe in seiner Antwort vom 14. Februar 1796 angespielt hatte.

„Ein Weltumsegler" (Kettner 2, 244). La Pérouse, der seit dem Frühjahr 1788 verschollen war, war damals nicht weniger berühmt als Cook und die Teilnahme an seinem Schicksale konnte nicht durch die Schrecken der großen Revolution unterdrückt werden. Das „Magazin von merkwürdigen und neuen Reisebeschreibungen", das von 1790 an in Berlin zu erscheinen begann, erwähnte nicht nur häufig den französischen Seefahrer (1, S. XIV, 46 ff., 72; 4, 1 ff.; 5, 65 ff.; 11, 42, 283 ff. 2c.), sondern brachte auch im 16. und 17. Bande eine Übersetzung des vierbändigen Werkes „Voyage de la Pérouse", das die französische Regierung im Jahre 1797 nach den erhaltenen Tagebüchern und Notizen des Entdeckers hatte verfassen lassen. Schiller aber kannte das Magazin (Vierteljahrschrift 2, 568), so daß es nichts Gezwungenes hätte, den „Weltumsegler" mit La Pérouse in Verbindung zu bringen, dem Helden des Kotzebueschen Schauspieles. Aus Schlegels „Ehrenpforte" war ihm der Franzose übrigens ganz geläufig geworden. (Davon weiter unten.)

„Unter den Dableibenden ist ein Europäer, der sich mit Freude und Hoffnung ansiedelt ... Er hat die Schreck-

[1]) Auf diese Übereinstimmung hat bereits G. Kettner, der das Kotzebuesche Schauspiel übrigens ins Jahr 1797 setzt, in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 2c." 6, 59 und im „Marbacher Schillerbuch" 1905, S. 127 hingewiesen.

Digitized by Google

nisse der europäischen Sitten hassen gelernt und weil er alles in Europa verloren, was ihm theuer war, so umfaßt er mit Hoffnung das neue Vaterland ... Darf die Revolution mit eingeflochten werden?" (Kettner 2, 245). Diesem Dableibenden, der sich mit Freude ansiedelt, entspricht bei Kotzebue der Schwager des La Peyrouse, der Schiffskapitän Clairville, den übrigens die Umarbeitung von 1818 ausgemerzt hat. Die Revolution hat ihm Hab und Gut geraubt, seine Mutter ist gestorben, seine Familie nach England geflüchtet. Er will das „ausgeartete Vaterland" verlassen und auf der einsamen Südseeinsel eine Kolonie stiften. Er hält eine lange Tirade gegen die Revolution, „die, wäre sie auch gerecht, immer nur Tod und Zwietracht aussäet, damit die Nachwelt eine Freiheit ernte, die mit den Leichnamen ihrer Väter gedüngt wurde" (2, 8). Schiller hat zweifellos in einem ganz ähnlichen Zusammenhange an die Einflechtung der Revolution gedacht.

„Was bringt das Schiff mit, um Jennys Schicksal zu verändern? Entweder seinen Freund oder seine Geliebte ... Jennys Geliebte hat ihren Bruder oder Oheim begleitet." (Kettner 2, 245.) Bei Kotzebue bringt das Schiff die Gattin mit, die ihren Bruder begleitet! Hier ist die Übereinstimmung des Fragmentes mit dem Schauspiel überraschend.

Wie La Peyrouse nie der Gattin und der Kinder in der fernen Heimat vergessen hat und von den steilen Klippen des Eilandes oftmals Seufzer nach dem Vaterlande stöhnt, so heißt es von Jenny: „Der junge Europäer hat in Europa etwas Geliebtes verlassen, sein ganzes Herz ist dahin gewendet, er ist nie glücklich gewesen ..." (Kettner, 2, 246).

Den Gedanken an transportierte Verbrecher, der allerdings durch das überseeische Lokal nahe gerückt wurde, nimmt Schiller zweimal auf: „Ein wegen Mords nach Botanybay Geschaffter" (Kettner 2, 247); „Transportierte Verbrecher" (Kettner 2, 252). Bei Kotzebue sagt Clairville (2, 8): „Ein Engländer, der kleine Diebe nach Botanybay führte, und die großen in Europa ließ, hat uns wunderliche Dinge mitgeteilt." Vielleicht ist mit diesem Engländer der Gouverneur Arthur Phillip gemeint, der 1787 im Auftrage des britischen Parlamentes 800 Sträflinge nach Botanybay bringen sollte und dessen Reiseerlebnisse den ersten Band des Magazins füllten. Der elfte Band (1794) brachte dann eine Übersetzung des Tagebuches, das Sir Phillip in Port Jackson geführt hatte.

Endlich bieten auch die Örtlichkeiten Vergleichspunkte. Kotzebues Schauspiel vollzieht sich „auf einer unbewohnten Insel im Südmeer". Schiller denkt an eine selten besuchte Station, an ein Eiland,

Digitized by Google

„in einem andern Welttheil", an „eine Insel oder Küste, wo Schiffe anlanden" (Kettner 2, 251).

In Weimar ist „La Peyrouse" nicht aufgeführt worden. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß Schiller das Stück gelesen hat. Der Kotzebuesche Weltumsegler wurde arg mitgenommen in Schlegels „Ehrenpforte". Als Schiffs-Papageno tritt er mit seinen beiden Frauen auf, um sich im Auftrage Kotzebues „auf dem Erdball umzusehen, wo seine Stücke vor sich gehen." Er ist die Hauptperson des ersten Teiles, des Zwischenspieles, der spiritus agens des ganzen Stückes. Im „Catalogue raisonné" von Kotzebue's Schauspielen" peitscht ein scharfes Epigramm das Drama:

La Peyrouse umschiffte die Welt, um hier auf der Sandbank
Seichter Dichtung zuletzt schmählich zu finden sein Grab.

Durch Goethe hatte Schiller die „Ehrenpforte" kennen gelernt und sich daran „sehr ergötzt" (Brief an Goethe vom 24. Dezember 1800 und an Körner vom 5. Januar 1801). Eine Parodie kann aber nur dem Vergnügen bereiten, dem alle Beziehungen zu den Originalen deutlich sind. Daher darf man annehmen, daß Schiller den „La Peyrouse", falls er ihn noch nicht kannte, unmittelbar nach der „Ehrenpforte" gelesen habe.

So ist denn das Machwerk Kotzebues der Mittelpunkt einer eigenartigen Verzweigung geworden, die ihre Äste von Goethe aus über Kotzebue hin zu Schiller erstreckt. Über das Verhältnis des „La Peyrouse" zu Goethes „Stella" hat bereits vor mehr als zwanzig Jahren Erich Schmidt geschrieben (Goethe-Jahrbuch 1, 379 ff.).

Daß Dichter auch zuweilen durch Schriften, die sie gering schätzen, befruchtet werden, hat Schiller noch ein zweites Mal bewiesen. Die Horen von 1796 brachten im 2. und 3. Stück den Anfang einer Arbeit eines sonst unbekannten Beiträgers namens Gerber, die den Titel „Der Ritter von Tourville" führte und nur eine seichte Bearbeitung der apokryphen „Mémoires du Maréchal de Tourville" (Amsterdam 1758, 3 Bände) war. Die „Geschichte der Schiffbrüche" hatte schon 1792 in ihrem dritten Bande nach Adrien Richers „Vies des plus célèbres marins" (Paris 1784/9), der gleichfalls aus den „Mémoires" geschöpft hat, die „Karavanen und Kreuzzüge des Ritters von Tourville; nebst den Begebenheiten der Andronika" erzählt (S. 78 ff.).

Schiller hatte den „abscheulichen Tourville" (Brief an Goethe vom 5. Februar 1796) aus Mangel an Besserem aufgenommen. Als er dann später mit guten Beiträgen versorgt war, druckte er Gerbers Arbeit nicht weiter, obwohl Körner den Verfasser lobte (Brief vom 22. März 1796) und das Publikum mit Schmerzen

Digitized by Google

auf die Fortsetzung wartete (Brief Cottas an Schiller vom 16. September 1796).

Auch von dieser Schrift lassen sich Fäden zu Schillers Fragmenten hinüberspinnen. Im „Ritter von Tourville" wird die Entwickelung eines tapferen jungen Seemannes geschildert, dessen hinreißender Mut, männliche Schönheit und edler Anstand zu dichterischer Bearbeitung reizen. So paßt auf ihn ganz ausgezeichnet, was sich Schiller einmal notiert hat: „Der Held des Stückes ein junger werdender Seeheld" (Kettner 2, 252).

Tourvilles Verhältnis zu der schönen Andronica entspricht dem im „Schiff" angedeuteten Nausikaa-Motiv. Das leidenschaftliche Mädchen, das die Weigerung des Vaters fürchtet, will mit dem geliebten Ritter entfliehen. Er soll sie auf seinem Schiffe entführen. Bei Schiller heißt es: „Auf dasselbe Schiff hat auch die Tochter des Kaufmanns ihr Absehen gerichtet, um mit ihrem Liebhaber nach Europa zu fliehen, weil sie den Vater nicht zu erweichen hofft" (Kettner 2, 246).

Der Held des „Schiffes" wird zuerst Jenny genannt. Später heißt er Eduard und seine Geliebte erhält den Namen Jenny. Wie kam Schiller zu diesem Namen, der allerdings in der Schweiz als Familienname gebräuchlich ist? Bekanntlich heißt auch der Fischerknabe im „Tell" Jenny. Dennoch bleibt es immerhin auffällig, daß Schiller den Helden eines Dramas Jenny nennen wollte, da dieser Name in Deutschland nur Mädchen beigelegt wird. Das hat Schiller selbst gefühlt und daher eine Umnennung vollzogen.

Die seltsame Benennung wird sofort verständlich, wenn man hört, daß der Vater der Andronica, der Freund und Pfleger Tourvilles Gianni heißt.

Doch nicht nur den bloßen Namen, auch Eigenschaften hat Schiller von Gianni auf Jenny übertragen. „Jenny ist allen theuer, er ist ein Engel der Unterdrückten" (Kettner 2, 246). Von Gianni heißt es in den Horen (2. Stück, S. 95 f.): „Seit zwölf Jahren lebte Gianni schon auf dieser Insel, gleich geliebt und geschätzt von Türken und Christen, denen er mit wahrhaft menschenfreundlicher Güte seine Hilfe nie versagte."

Anderseits aber hat Gianni einzelne Züge zu Schillers Patron und dessen Bruder geliefert. „Ein reicher Kaufmann ist der Vater von seiner Geliebten. Dieser ist ganz arm geworden und hat sich deswegen aufs Meer begeben, um außer Europa sein Glück zu verbessern" (Kettner 2, 245). Gianni aber wird in den Horen (2. Stück S. 95) geschildert als „ein vornehmer Athenienser, der durch seltene Unglücksfälle aus seinem Vaterlande gestoßen, seiner Reichthümer beraubt und gezwungen worden

Digitized by Google

war, durch Ausübung der Arzneikunde seinen Unterhalt zu erwerben." Und wie Jenny der Liebling seines Patrones ist (Kettner 2, 244), so ist auch Gianni verzaubert und verliebt in Tourville (Horen, 3. St. S. 29 f.).

Endlich könnte man auch eine Reihe von minder bedeutsamen Motiven, wie etwa Entern, Seeschlacht, Seeraub, Sprengung eines Schiffes, Verkleidung eines Weibes, die die Entwürfe mit dem Aufsatz in den Horen gemein haben, heranziehen, um die Gewißheit zu erhöhen, daß der ‚abscheuliche' Tourville nicht ohne Einfluß auf Schillers gestaltende Phantasie geblieben ist.

Nicht minder auffällig als Jenny ist der Name Riouff, der sich im Personenverzeichnis des „Schiffes" (Kettner 2, 248) findet. Vielleicht kannte Schiller den französischen Schriftsteller und Politiker Honoré Riouffe, der 1793 verhaftet wurde und später seine vierzehnmonatige Gefangenschaft in den „Mémoires d'un détenu pour servir à l'histoire de la tyrannie de Robespierre" (Paris 1794/5) schilderte. Diese Memoiren erscheinen noch einmal 1797 im ersten Bande der „Histoire des prisons de Paris et des départements". eines Sammelwerkes, das Schiller, den solche Gegenstände lebhaft interessierten, vielleicht gelesen und auch — man denke nur an seine Polizeistücke — benutzt haben mag.

Das Motiv der Meuterei und Aussetzung, das so häufig in Schillers Entwürfen wiederkehrt (Kettner 2, 244, Zeile 20 und 22; S. 247, Zeile 4 f., 9 f., 15 f.; S. 250, Zeile 13 ff.; S. 251, Zeile 20; S. 253, Zeile 21 f.; S. 254, Zeile 1 und 3 ff.), war ihm möglicherweise durch die Lektüre von „William Bligh's Bericht von dem Aufruhr an Bord des Schiffes Bounty ꝛc." geläufig geworden. In dieser Reisebeschreibung, die im 5. Bande des Magazins (1791) erschienen war, finden sich alle entscheidenden Momente des angedeuteten Motivs, das allerdings schon in der „Insel Felsenburg" verwertet wird, wieder; hier konnte Schiller auch auf Timor aufmerksam werden, das er einmal (Kettner 2, 248) als Ort der Handlung bezeichnet.

Bei Schillers Bemerkung: „Ein Eingeborner, der ihn nach Europa begleitet" (Kettner 2, 244) denkt man in erster Linie an Robinson Crusoë und Freitag. Schiller hatte wohl eher den berühmten Omai im Sinne, den Cook auf seiner dritten Reise wieder von England nach O-Taheiti brachte und dessen Namen in zahlreichen Reiseschilderungen erwähnt wird.

Digitized by Google

„Der schwarze Ritter“.

Von Richard Maria Werner in Lemberg.

Vielbehandelt und vielumstritten ist die Episode mit dem schwarzen Ritter (III 9), der auf dem Höhepunkte kurz vor der tragischen Wendung der Jungfrau von Orleans erscheint. Die Schwierigkeit des Verständnisses dürfte durch Schiller selbst veranlaßt sein, der sich zufällig oder absichtlich widersprechend über die Gestalt ausgesprochen haben soll. Böttiger überliefert bekanntlich aus einem Gespräche Schillers folgende Notiz (Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, S. 137 f.): „Der schwarze Ritter soll dazu dienen, uns mit einem neuen Band an die romantische Geisterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten miteinander spielen. Eigentlich dachte sich Schiller den Geist des kurz vorher verschiedenen, als Atheist der Hölle zugehörigen, Talbot. Immer sind die Menschen auf der höchsten Spitze stehend gefallen. Das widerfährt von dieser Scene an auch der Johanna. Vollenden ist nur Sache der Götter. Sie muß, da sie nur ein Wort spricht, das die Nemesis beleidigt und wozu sie keinen Auftrag vom Himmel hatte,

Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England untergeht,[1])

für diesen Übermuth gestraft werden. Die Strafe folgt in der Verliebung in Lionel auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten. Eine einzige Berührung des Geistes lähmt ihren Arm.“ Aus den „Erinnerungen“ des Schauspielers Heinrich Schmidt ist die Äußerung Schillers bekannt, er habe „nichts einzuwenden, wenn man unter dem schwarzen Ritter den eben abgeschiedenen Ritter Talbot sich denken wolle“. Wir müssen auch bei der „Maria Stuart“ Zweifel an der Treue von Schmidts Gedächtnis hegen, für die „Jungfrau“ können wir den Anlaß in Schillers Drama selbst finden, denn ausdrücklich sagt Johanna:

Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehn, so sagt' ich, du wärst Talbot.

Schiller hat also an Talbot erinnert, aber keineswegs den schwarzen Ritter wirklich mit ihm identifiziert, denn Böttigers Nachricht dürfen wir durchaus nicht unbesehen für wahr annehmen. Zwar hat in der Tat Graff in Weimar sowohl den Talbot als den schwarzen Ritter

[1]) So statt des Schillerischen „unterliegt“. — Nach Borbergers Vermutung (Akademische Blätter 1, 618*) stammen die Böttigerschen Notizen aus dem Tagebuche von Rochlitz.

Digitized by Google

an einem Abend gespielt, das muß aber eine Verlegenheitsauskunft mit Rücksicht auf die beschränkte Schauspielerzahl gewesen sein, denn Schiller schreibt in einem undatierten Brief aus dem September 1803 an Goethe (2, S. 343; Jonas 7, 78): „Grüner hätte großes Verlangen in der Jungfrau von Orleans als Gespenst aufzutreten. In mancher Rücksicht würde ihm diese Art der Einführung nicht ungünstig seyn. Außerdem daß die Rolle klein und also sehr genau einzulernen ist, kann sie auch mit einer gewissen ernsten Monotonie gesprochen werden und verlangt wenig Bewegung. Das Seltsame wird sich darin mit dem Neuen gut verbinden, und Graff, der sich jezt des Umziehens wegen mit dieser Rolle nur plagt, wird gern davon befreit werden.“ Die Aufführung erfolgte mit dieser Besetzung am 17. September 1803. Schiller hat demnach den Talbot und den schwarzen Ritter durch verschiedene Schauspieler darstellen lassen wollen, keineswegs aber durch die Verlegenheitsbesetzung das Publikum zwingen wollen, daß es den schwarzen Ritter für Talbot halte. Beim Erwägen unserer Szene darf deshalb nur von der Tatsache ausgegangen werden, daß Talbot und der schwarze Ritter zwei verschiedene Figuren seien, sonst verrammelt man sich den Weg zum Verständnis von allem Anfang an.

Es gilt zunächst, die Szene zu verstehen, wie sie vorliegt. Was tut der schwarze Ritter? Diese Frage muß zuerst beantwortet werden, weil Johanna mit ihrem Urteil über ihn vielleicht nicht das Richtige trifft.

Er warnt sie, gerade, da sie „auf des Sieges Flügeln“ „bis an die Thore Rheims“ gedrungen ist:

> Dir gnüge der erworbne Ruhm. Entlasse
> Das Glück, das dir als Sclave hat gedient,
> Eh es sich zürnend selbst befreit, es haßt
> Die Treu und keinem dient es bis an's Ende.

Er hält ihr die Untreue des Glücks vor, wie „Ägyptens König“ dem glückverwöhnten Polykrates. Und der schwarze Ritter gemahnt Johanna deutlicher:

> Nichts kann dir, du gewalt'ge, widerstehn,
> In jedem Kampfe siegst du. — Aber gehe
> In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

Und zum dritten Male noch dringender:

> Schau hin! Dort hebt sich Rheims mit seinen Thürmen,
> Das Ziel und Ende deiner Fahrt — die Kuppel
> Der hohen Kathedrale siehst du leuchten,
> Dort wirst du einziehn im Triumphgepräng,
> Denen König krönen, dein Gelübde lösen.
> — Geh nicht hinein. Kehr' um. Hör' meine Warnung.

Digitized by Google

Wenn wir diese Warnungen ganz einfach nehmen, wie sie dastehen, so müssen wir anerkennen, daß es der schwarze Ritter gut mit Johanna meine. Ganz ähnlich hatte früher (II 4) Dunois gesprochen:

Du hast das deine nun erfüllt Johanna!
Mitten in's Lager hast du uns geführt,
Den Feind hast du in unsre Hand gegeben.
Jetzt aber bleibe von dem Kampf zurück,
Uns überlaß die blutige Entscheidung.

Und ähnlich auch La Hire:

Den Weg des Siegs bezeichne du dem Heer,
Die Fahne trag' uns vor in reiner Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödtliche, nicht selbst,
Versuche nicht den falschen Gott der Schlachten,
Denn blind und ohne Schonung waltet er.

Wer kann leugnen, daß es Dunois und La Hire gut mit Johanna meinen? Die Warnung des schwarzen Ritters stimmt so sehr mit diesen wohlmeinenden Ratschlägen der beiden Freunde, daß wir sie an sich derselben Tendenz zuschreiben müssen. Was aber antwortet Johanna auf die Sorgen der Freunde?

Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geist
Vorschreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihn seines Schützen treibt.
Wo die Gefahr ist muß Johanna sein,
Nicht heut, nicht hier ist mir bestimmt zu fallen,
Die Krone muß ich sehn auf meines Königs Haupt,
Dieß Leben wird kein Gegner mir entreißen,
Bis ich vollendet, was mir Gott geheißen.

Das Geheiß Gottes aber hat gelautet (I 10):

Dieses Schwert umgürte dir!
Damit vertilge meines Volkes Feinde,[1])
Und führe deines Herren Sohn nach Rheims,
Und krön' ihn mit der königlichen Krone!

Noch hat sie dies Ziel nicht ganz erreicht; weder sind die Feinde „vertilgt“, noch ist Karl zu Rheims gekrönt, da sie der schwarze Ritter neuerlich warnt. Sie darf auch ihm nicht folgen, wie sie den Warnungen Dunois' und La Hires, wie sie später (III 4)

[1]) Wie mit diesen deutlichen Worten die angebliche Äußerung Schillers, die Böttiger vermeldet, zusammenstimmen soll, ist nicht ersichtlich, selbst nicht, wenn man Böttigers falsches Zitat: „Als bis das stolze England untergeht“ als etwas Anderes denn einen Gedächtnisfehler ansieht. In Johannas Worten (III 9) steckt keine neue ὕβρις, sondern nur eine Erwähnung des göttlichen Gebotes, dem sie unerschüttert folgt.

Digitized by Google

den liebenden Worten Karls und des Erzbischofs widerstand. Alle diese Warnungen zielen dahin, das Mädchen Johanna zu retten, sie aber fühlt sich nicht als Weib, sondern als Gottgesandte, die weiterwandeln muß, bis ihr von Gott selbst verkündigt wird, was dann mit ihr geschehen soll. Der schwarze Ritter verweist sie auf das treulose Glück, aber Johanna hat früher (III 4, S. 264) ablehnend gesagt: „Das Glück wohnt droben in dem Schooß des ew'gen Vaters." Der schwarze Ritter will sie irre machen an ihrer Sendung, es gelingt ihm aber nicht: Johanna bleibt ihrem Gelübde treu und beschließt fortzuschreiten auf der vorgezeichneten Bahn, selbst wenn ihr Gefahren drohen.

Gehört also der schwarze Ritter in dieselbe Gruppe mit Dunois und La Hire, Agnes Sorel und dem Erzbischof? Ist seine Warnung wirklich im Interesse Johannas oder nicht? Zunächst sei auf den Einen Vers (Z. 3232) verwiesen:

> Dort wirst du einziehn im Triumphgepräng,
> Deinen König krönen, dein Gelübde lösen.

Dieses „Deinen" ist merkwürdig; dem Vers hätte viel besser „Den König" entsprochen, was jedoch von keiner Ausgabe geboten wird. Stand aber der schwarze Ritter auf Seiten Dunois', La Hires usw., warum sagt er: „Deinen", warum nicht „unsern" oder ganz allgemein „den König"? Mit der Wahl des Possessivums gegen den strengen Bau des Verses hat Schiller wohl einen Zweck verbunden. Der schwarze Ritter nennt Karl von Anjou Johannas König, er trennt sich also von der Partei der Jungfrau, kann also kein Franzose sein.[1]) Johanna täuscht sich demnach keineswegs, wenn sie annimmt, daß ihr der schwarze Ritter als Feind entgegengetreten sei, daß er sie vom Schlachtfeld weggelockt habe

> und Tod und Schicksal
> Von vieler Brittensöhne Haupt entfernt.

---

[1]) In den Worten der Himmelsjungfrau (I 10, S. 217) heißt es ganz anders:

> Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte dir!
> Damit vertilge meines Volkes Feinde,
> Und führe deines Herren Sohn nach Rheims,
> Und krön' ihn mit der königlichen Krone!

Hier hat sich der Himmel deutlich auf Frankreichs Seite gestellt. Wenn der schwarze Ritter dagegen sagt: „Dort wirst du ... Deinen König krönen," so unterscheidet er sich von den Himmlischen. Freilich muß Johanna glauben, ihr stehe ein Engländer gegenüber, weshalb es ihr weniger auffallen kann, als uns, denen das Geisterhafte durch szenische Begleiterscheinungen — Schiller hat z. B. ausdrücklich von „einer gewissen ernsten Monotonie" des Vortrags gesprochen — von Anfang an nicht verborgen bleiben wird. Der Schauspieler könnte das Possessivum „deinen" durch den Ton leicht hervorheben und dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses Detail lenken.

Digitized by Google

Und wenn er selbst behauptet, Johanna habe ihn verfolgt, sich wutentbrannt an seine Fersen geheftet, ihm sei aber nicht bestimmt, von ihrer Hand zu fallen, so bestätigt er gleich anfangs ihre Ansicht als richtig. Er tritt demnach nicht als Johannas Freund, sondern als ihr Feind auf, dann aber gewinnt seine Warnung ein anderes Ansehen. Nun erscheint seine Frage:

Schweigt dir die Stimme des Prophetengeists?

die er ihrer Vermutung entgegenhält, er sei Talbot, als Hohn und Spott; nun muß seine Warnung wirklich den Zweck haben, Johanna zu erschrecken und zu verwirren. Er will sie aufhalten auf dem geraden Wege, den sie bisher in treuer Befolgung ihrer Mission zu ihrem Ziele verfolgte, er will sie verleiten, ihrer Aufgabe, ihrem Gelübde abtrünnig zu werden, mit Gründen, die nicht unberechtigt erscheinen.

Noch eine Möglichkeit muß erwogen werden, ob nämlich diese Warnung des schwarzen Ritters nicht etwa eine von Gott gewollte Prüfung sei? Unzweifelhaft ist es eine Prüfung; Johanna wird versucht, ihre Festigkeit wird erprobt. Aber die Prüfungen, die Gott sendet, sind Leiden, wie sie auch Johanna durchzumachen hat, sind nicht trügliche Worte, die verheißen und versagen in einem Atem, die verwirren und erschrecken. Wir haben die Jungfrau vorwärtsschreiten sehen allen Hindernissen zum Trotz; nicht der ungewohnte Verkehr mit den Großen, nicht die ungewohnte Gefahr der Schlacht, nicht weibliches Mitleid, nicht weltliche Eitelkeit oder irdisches Begehren vermochten sie aufzuhalten und von ihrer Bahn abzulenken. Sie geht sicher einher im Gefühl ihrer wunderbaren Sendung, in schlichter Unterwerfung unter den höheren Willen. Im schwarzen Ritter begegnet ihr das Wunderbare anders geartet als bisher, aber auch dies erreicht nichts bei ihr, fest gegründet ist ihr Endschluß:

Siegreich vollenden will ich meine Bahn.

So führt uns die Szene mit dem schwarzen Ritter die letzte Stufe vor, über die Johanna dahinschreiten muß; wir sahen, die Gefahren, die von außen kommen, können ihr nicht verderblich werden. Aber immer schwerer wird der Widerstand, das hat Schiller in prächtiger Steigerung durchgeführt. Spielend findet sich Johanna in der glänzenden Versammlung des Hofes zurecht, findet sie die rechten Worte gegenüber dem feindlichen Herold. Zuversichtlich weist sie die Sorge Dunois' und La Hires um ihr persönliches Wohl als unnötig zurück (II 4). Mit beredten Gründen tritt sie Montgomery entgegen und beschwichtigt mit ihrer Überredung das eigene weibliche Mitgefühl (II 7). Schweigend hat sie ihre Erhöhung durch König Karl ertragen,

Digitized by Google

mit Leidenschaft, mit innerer Erregung das Werben Dunois' und La Hires zurückgewiesen (III 4), ja sie ist davon geeilt, um nichts mehr hören zu müssen (III 5). Jetzt in der Szene mit dem schwarzen Ritter überwindet sie selbst die Hölle, aber sie wird gelähmt, steht anfangs „erstaunt" und faßt sich erst allmählich. So wurden die Angriffe auf Johanna immer stärker, immer innerlicher, ihr Widerstand immer schwieriger, weshalb ein immer wachsendes Aufbieten ihrer Kräfte nötig war. Ja in der letzten Szene wird sie vorübergehend sogar ihrer Kraft beraubt. Sie hat wieder gesiegt, aber wir bangen um sie, und das ist gewiß der Eindruck der Szene mit dem schwarzen Ritter, der beabsichtigt war, wie H. Gloël (Zeitschrift für das Gymnasialwesen 43, S. 701 f.) zu scharf, aber richtig hervorgehoben hat.

Nach diesem Versuch, die Gestalt des schwarzen Ritters aus der Szene selbst zu verstehen, können wir ihre Bedeutung im Drama bestimmen; auch der schwarze Ritter ist ein Vertreter des Gegenspiels beim Spieler.[1]) Diese Ansicht könnte gelten, auch wenn der schwarze Ritter wirklich der Geist Talbots wäre, denn das Gespenst wäre immerhin etwas anderes als der lebende Talbot, mit anderem Wissen, mit anderen Zwecken, demnach mit anderer Bedeutung für das Drama. Talbot, den englischen Feldherrn, müssen wir als Gegenspieler Johannas bezeichnen, deshalb aber brauchte sein Geist noch nicht Johannas Gegenspieler zu bleiben; er könnte nur das Gegenspiel beim Spieler vertreten. Aber die Meinung, der schwarze Ritter sei tatsächlich der Geist Talbots, erscheint mir weder richtig noch glücklich. Am ausführlichsten ist sie von Karl Breitsprecher in seinem Hefte „Johanna d'Arc und der schwarze Ritter. Eine Studie über Schillers Jungfrau von Orleans" (Breslau 1888) begründet worden, dem sich Franz Prosch (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 40, S. 1071—1077) mit neuen Gründen anschloß. Die beiden Forscher zerbrechen sich den Kopf darüber, was Talbot in der Hölle wohl habe erfahren können und was nicht, welcher Auftrag ihm vom Teufel gegeben worden sein dürfte usw. usw., überlegen aber gar nicht, daß eben Schiller nur von einer „Erscheinung des schwarzen Ritters", nicht von „Talbots Geist" spricht, während dagegen Shakespeare ruhig „Ghost of Hamlets Father" sagt.[2]) Die

[1]) Für diesen Ausdruck verweise ich vorläufig auf meine Darstellung „Die Gruppen im Drama", Forschungen zur neueren Literaturgeschichte für Richard Heinzel, 1898, S. 7—27.

[2]) Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Düntzer in seinen Erläuterungen zu unserem Drama (S. 209) auf Shakespeares Heinrich VI. (1. Theil IV 7) verweist, wo Pucelle von Sir William Lucy, der nach Talbot fragt, bemerkt:

I think, this upstart is old Talbots ghost,
He speaks with such a proud commanding spirit.

Digitized by Google

geistreichen Folgerungen Breitsprechers und Proschs gehen von einer falschen Voraussetzung aus, ohne sie auch nur zu prüfen. Rötscher (Dramaturgische und ästhetische Abhandlungen. Gesammelt und herausgegeben von Emilie Schröder. Leipzig 1864. S. 149 ff. und wörtlich gleich: Entwicklung dramatischer Charaktere. Hannover 1869. S. 208 ff.) erwägt gar nicht einmal die Möglichkeit, daß ein und derselbe Schauspieler die beiden Rollen Talbots und des schwarzen Ritters an Einem Abende spielen könne, für ihn ist also der schwarze Ritter nicht Talbot.

Mir erscheint auch der Weg verfehlt, auf dem Breitsprecher zu seinem Resultate gelangt, indem er vorerst von der Szene mit dem schwarzen Ritter absieht und dann den Gedankengang zu erforschen sucht, den Schiller zum Ausfüllen der Lücke veranlaßte. Man muß aber jede Szene eines Dramas zu verstehen suchen aus sich und mit Rücksicht auf den Platz, den sie im Drama einnimmt. Was ihr folgt, kennt der Zuschauer nicht, er kann auch nicht, wie der Leser, zurückblättern, um das Vorangegangene nochmals zu erwägen.[1]) Jede Szene muß daher verstanden werden im Zusammenhalte mit dem, was der Zuschauer aus dem Vorhergegangenen entnommen hat. Die Methode Breitsprechers könnte höchstens zur Probe dienen, ob die aus der Szene gewonnenen Resultate richtig seien. Mit Franz Ullspergers Polemik gegen Breitsprecher in seinem Programm „Der schwarze Ritter in Schillers Jungfrau von Orleans“ (Prag-Neustadt 1890) stimme ich mehr überein als mit seinen eigenen Ansichten.

Wir können in Schillers Dramen wiederholt den parallelen Bau verschiedener Szenen besonders nach den zwei Seiten des Spiels beobachten; auch in der „Jungfrau“ ist's so. Dunois und La Hire haben (II 4) Johanna gewarnt, als sie noch unerfahren in der Schlacht war, sie haben dann (III 4) um Johannas Liebe geworben, also im aufsteigenden Teile des Dramas als Figuren der Spielergruppe nach ihrer Ansicht für den Spieler gewirkt. Nun kommt die trügliche Warnung des schwarzen Ritters, in der folgenden Szene

---

Eschenburg, bei dem die Szene den fünften Aufzug beginnt, übersetzt diese Verse (S. 344): „Ich glaube, dieß unbekannte Gesicht ist des alten Talbots Gespenst; er spricht gerade so stolz und gebieterisch.“ Obwohl Schiller manches dem shakespearischen Drama entnommen hat, ließe sich unsere Stelle doch nur anführen, wenn bei ihm wirklich Talbots Gespenst aufträte. Man könnte dann sagen, vielleicht wurde er durch diese Stelle bei Shakespeare angeregt: wie die Sache aber steht, ist eben von Talbots Geist nicht die Rede.

[1]) Daß allerdings durch einen zweiten Eindruck auch beim Zuschauer eine Korrektur oder Ergänzung des ersten entstehen kann, hat mit vollem Recht Richard Heinzel in seiner „Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter“ (Lipps-Werner, Beiträge zur Ästhetik IV, 1898) gezeigt, vgl. meine Besprechung Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1899, S. 127 ff.

Digitized by Google

dann die Liebe zu Lionel, demnach eine deutliche Parallele zwischen dem Spieler und den Figuren des Gegenspiels. Der Sorge, wie der Liebe ihrer Freunde vermochte Johanna zu widerstehen, auch die scheinbare Sorge des Gegners hat sie zurückgewiesen, erst der Liebe des Gegners verfällt sie. Diese Symmetrie des Aufbaus läßt sich nicht verkennen, stimmt zudem mit den übrigen Dramen Schillers, deshalb darf man sie dafür anführen, daß der schwarze Ritter dem Gegenspiel zuzuzählen sei.

Damit habe ich aber zugleich angedeutet, daß ich den schwarzen Ritter für ein wirkliches Gespenst, nicht für ein bloßes Phantasiegebilde oder eine Personifikation von Johannas natürlichen und menschlichen Regungen halte. Johanna wird als durchaus gläubige Natur dargestellt; wir werden in ein Zeitalter eingeführt, das an himmlische wie an höllische Erscheinungen glaubte; es glaubt auch Johanna wie an die Erscheinung der Himmelsjungfrau so an die Erscheinung des Höllengeistes. Für unser Stück existiert die Geisterwelt ebenso tatsächlich, wie für den Hamlet. Die Jungfrau, das Hirtenmädchen, hat im Drama wirklich die Mission von Gott durch den Mund der Muttergottes erhalten, sie bildet es sich nicht bloß ein; Johanna muß daher auch den schwarzen Ritter, nachdem er unter Blitz und Donnerschlag versunken ist, für den wirklichen „widerspenst'gen Geist" halten. Das läßt sich auch auf der Bühne gar nicht anders denken: sobald ein Geist auftritt, ist er ein wirkliches Wesen, keine Vision. Will uns ein Dichter eine Vision darstellen, dann macht er es wie Goethe in der Iphigenie, da Orest die Erinnyen zu sehen vermeint, oder wie Grillparzer in der „Ahnfrau" am Schluß des zweiten Aufzugs, wo Bertha die Ahnfrau nahe glaubt.[1]) Oder er macht es wie Goethe im „Egmont", wenn er Klärchen als Traumgestalt erscheinen läßt; wie Grillparzer zu Ende des ersten Aufzugs von „Der Traum ein Leben", da Rustan im Einschlafen die Gegend des zweiten Akts schaut, oder wie Kleist im „Käthchen von Heilbronn" (III 14), wo er den Cherub das Mädchen beschützen läßt, wie Shakespeare im „Julius Cäsar", in „Richard III." usw. In jenem Falle sehen wir die Vision nur mit den Augen des Sprechenden, in diesem Falle zwar allerdings leiblich, aber mit klarer Andeutung des visionären Charakters oder in allegorischer Bedeutung. Wenn hinter Gretchen in der Domszene der böse Geist spricht, so

[1]) Diese Vision machte mir bei der Aufführung des Stücks durch die Meininger einen viel tieferen, gewaltigeren Eindruck als das wirkliche Erscheinen der Ahnfrau trotz aller Regiekünste. Das ist psychologisch ganz begreiflich: uns erscheint das Unsichtbare bedeutender als das Sichtbare, weil unsere Phantasie es ergänzt und steigert.

Digitized by Google

gleicht das am meisten der Szene mit dem schwarzen Ritter, nur ist Schiller noch weiter gegangen als Goethe, und hat nach Lessings Lehre im 12. Stück der Hamburgischen Dramaturgie das Gespenst zu einer „wirklich handelnden Person" gemacht und sich in dieser Hinsicht an den „Hamlet" angelehnt.

Viele Forscher haben die höchst verwunderliche Meinung ausgesprochen, die Hölle nahe sich jetzt der Jungfrau, weil diese durch den Kranz im Haar (III 4) weibliche Eitelkeit, durch die Annahme des Adels beim Ritterschlag weltlichen Sinn verraten habe, also bereits von ihrer übermenschlichen Höhe herabgestiegen sei. Ja Hauff (Herrigs Archiv 12, S. 386) läßt Johannas „Schuld" schon mit II 8 dem Monolog nach der Montgomeryszene beginnen. Deshalb sei sie den Helden des Hofes nur mehr das Weib, darum vermöge jetzt der böse Geist an sie heranzukommen; Johanna sei schon gefallen und schuldig geworden. Man staunt, wie kleinlich ein Dichtwerk aufgefaßt werden kann! Besonders Breitsprecher übertreibt die Wichtigkeit des Ritterschlags, den sich Johanna doch nur schweigend gefallen läßt, ohne Befriedigung oder Eitelkeit oder ein anderes „weltliches" Gefühl zu äußern. Und der Kranz in Johannas Haaren statt des Helmes, der soll nun gar etwas Gefallsucht verraten! Als ob sie nicht der König mit den Worten begrüßte: „Du kommst als Priesterin geschmückt!", als ob Johanna nicht in derselben Szene (III, 4, S. 268) sagte, nach dem Siege wolle sie als Hirtin kein Geschäft mehr in des Königs Hause haben; als ob nicht eben ihre Geburt, ihre Abstammung den schlichtesten Schmuck, den Kranz im Haare, für sie empfohlen hätte! Nein, Johanna ist noch nicht gefallen, noch nicht schuldig; der Versucher naht ihr, wie er jedem nahen kann, zu jeder Zeit, dem Reinsten am ersten, wie dem Herrn in der Wüste. Er warnt, um Johanna Zweifel an ihrer Sendung zu erregen, er warnt vergebens für Johanna, nicht vergebens für den Zuschauer, der unwillkürlich aus den doppelsinnigen Worten eine Gefahr für die Heldin heraushört. Johanna ist ein Heldenmädchen, sie schreitet dahin, geleitet von der Stimme des Herrn, aber sie ist doch ein Mädchen, ein schwaches sündiges Geschöpf, auch sie kann fehlen, auch sie kann irren.

Schiller hat dies deutlich gemacht durch die Szene (III 8), die unmittelbar vor dem Zusammentreffen mit dem schwarzen Ritter steht, aber von den bisherigen Forschern gar nicht in Betracht gezogen wird. Dunois fragt La Hire nach der Jungfrau, dieser hatte sie aber an Dunois' Seite „fechtend" zurückgelassen; Dunois wieder glaubte sie von La Hire beschützt, da er selbst „dem König beizuspringen eilte". Burgund sah noch „vor kurzem" ihre weiße Fahne „im dichtsten Feindeshaufen" wehen. Da ruft Dunois:

Digitized by Google

Weh uns, wo ist sie? Böses ahndet mir!
Kommt, eilen wir sie zu befrein. — Ich fürchte,
Sie hat der kühne Muth zuweit geführt,
Umringt von Feinden kämpft sie ganz allein,
Und hilflos unterliegt sie jetzt der Menge.

Karl.

Eilt, rettet sie!

La Hire.

Ich folg' euch, kommt!

Burgund.

Wir alle!

Sie eilen fort, um das Mädchen zu retten. Johanna ist Gefahren ausgesetzt, auch wenn sie Gott betreut; es wäre vermessen zu glauben, daß die Gottheit immer ihre Hand schützend über die Jungfrau halte, selbst einer Menge von Feinden gegenüber. Das darf aber nicht falsch verstanden werden.

Ullsperger vermutet, daß Johanna in der Szene mit dem schwarzen Ritter „nicht mehr in gleichem Grade wie früher unter göttlichem Beistande steht", daß sie „nicht mehr mit der Prophetengabe ausgerüstet ist" (S. 26). Während sie früher den Tod des Grafen Salisbury verkündigte, von dem noch niemand wußte, schweige jetzt ihre Prophetengabe, denn sie wisse „vom Tode Talbots offenbar nichts", glaube nur, daß er schwer verwundet sei. Aber sagt sie denn nicht deutlich:

Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehn, so sagt' ich, du wärst Talbot.

Da soll nun „fallen" nicht „sterben", sondern nur „niedersinken" bedeuten, denn Talbot sei gar nicht in der Schlacht gestorben, und Johanna habe ihn nicht sterben sehn (S. 25, ebenso in seiner Ausgabe des Dramas, Wien und Prag 1893, S. 149 und Düntzer a. a. O. S. 210). Wir könnten umgekehrt sagen: wenn wirklich Johanna den feindlichen Feldherrn nur habe niedersinken und nicht sterben sehn, hier aber behauptet, er sei in der Schlacht gefallen, also tot, so verrate ihr eben ihre Prophetengabe das Entfernte gerade wie bei Salisburys Tod. Aber Ullsperger behauptet, „fallen" heiße nicht „sterben"; wenn die Jungfrau Talbot nur hat „niedersinken", nicht sterben sehn, dann könnte ja Talbot noch leben und ihr „in ganz schwarzer Rüstung, mit geschlossenem Visier" entgegentreten, denn auch König Karl „stürzt" (V 11), wird aber nicht verwundet, sondern von Johanna sogar gerettet. Wenn Johanna nicht glaubte, daß Talbot tot sei, dann hätte sie anders sprechen müssen als in den zitierten Versen.

Digitized by Google

Ullsperger verweist aber auch darauf, daß Johanna den Ritter nicht erkenne, während sie früher Dunois, der sich für den Dauphin ausgab, unter göttlichem Beistand sofort erkannt habe; ihre Prophetengabe schweige demnach. Aber hat denn nicht Johanna (III 4, S. 264) zu Agnes gesagt:

Mir zeigt der Geist nur große Weltgeschicke,
Dein Schicksal ruht in deiner Brust.

In der Szene (I 10) mit Dunois und Karl mußte sie sich als Gottgesendete beglaubigen, sie besteht also die Probe mit Gottes Beistand; hier aber gab es niemanden zu erkennen, denn es steht ihr ein Geist der Hölle gegenüber, die Stimme des Prophetengeistes verkündigt nur, „daß mir das Unglück an der Seite steht;“ das ist dann doch mehr, „als eine leicht erklärliche Ahnung, die in ihr aufsteigt.“ Auch dort, wo Johanna noch „unter göttlichem Beistande steht,“ weiß sie nichts von ihrer eignen Zukunft, sie weiß nur:

wenn die Zeit kommt, wird mir seine Stimme
Nicht schweigen, und gehorchen werd' ich ihr.

Also auch damals konnte sie wohl Anderen prophezeien, aber nicht sich selbst. Man sieht, wie unbegründet Ullspergers Ansicht ist und Schwierigkeiten macht, wo gar keine vorliegen.

Man hat auch behauptet, die Hölle wisse die Zukunft nicht, sonst hätte sie sich den ganz nutzlosen Angriff durch den schwarzen Ritter sparen können, Johanna werde ja ohnehin in der folgenden Szene durch die Liebe zu Lionel ihrem Gelübde untreu (Breitsprecher S. 44. Eysell, Schillers Jungfrau neu erklärt 1886, S. 243 f.). Da zeigt sich wieder so recht, wie wenig geläufig die ästhetische Auffassung eines Dichtwerks ist; die Erklärer scheinen zu glauben, daß wir es mit einer Wirklichkeit zu tun haben, während uns doch nur Schiller in die Welt des schönen Scheins einführt. Nicht darauf kommt es an, ob die Hölle bloß die Vergangenheit oder auch die Zukunft kenne, ob sie sich einen Angriff hätte sparen können oder nicht, ob sie ein Recht hatte einzugreifen „in das Geschick der schwankenden Jungfrau“ usw., es kommt darauf an, was der Dichter mit der Szene wollte und erreichte. Und da sehen wir denn, daß er mächtig unsere Stimmung zu erregen suchte. Eine Warnung, ob sie nun berechtigt oder unberechtigt, begründet oder unbegründet ist, ob sie vom Freund kommt (vgl. Goethes „Egmont“) oder vom Feind, hat immer etwas Stimmungschaffendes, besonders in einem Augenblick, da wir ohnehin um die Heldin bangen. Auch wir glauben nicht an die Beständigkeit des Glücks, wir kennen das Menschenlos, dem im höchsten Glück das Unglück „an der Seite steht“. Wir sind mit Spannung dem Walten der Jungfrau gefolgt, haben sie immer sieg-

Digitized by Google

reich, immer von Gott beschützt gesehen, aber wir teilen die Furcht ihrer Freunde Dunois, La Hire, Burgund und Karl. Auf uns wird also die Warnung durch den schwarzen Ritter Eindruck machen, wie auf die Jungfrau, auch wenn wir hören, daß nur ein böser Geist gesprochen hat. Wir fühlten im Verlaufe des Stücks das Walten einer höheren Welt, nun sehen wir's auch; das Außerordentliche ist geschehen, die Hölle selbst hat ihren Abgesandten der Jungfrau entgegengestellt, wir sind vorbereitet, weiter Außerordentliches mitzuerleben.

Ich nehme nicht etwa mit Prosch (S. 1075 f.) an, der schwarze Ritter wolle Johanna an einem einsamen Orte mit Lionel zusammenbringen, bin vielmehr der Ansicht, der böse Geist „wolle" überhaupt nichts, sondern Schiller, der Dichter habe gewollt. Und zwar habe er die Stimmung, die Spannung auf etwas Außerordentliches gewollt, bei Johanna wie bei uns. Und das sei ihm gelungen. Er läßt den schwarzen Ritter sagen: „gehe in keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung," und gleich darauf muß Johanna wieder kämpfen, kämpfen mit Lionel, dem letzten von den Fürsten des englischen Heeres „und unbezwungen noch ist dieser Arm". Mit erhöhter Spannung folgen wir dem Kampfe, da uns die Worte des Geistes noch im Ohre nachklingen, und wieder sehen wir Johanna siegen; schon zückt sie das Schwert, um Lionel zu durchbohren, da sieht sie ihm ins Angesicht und — der kritische Stillstand ist da! Wer kann zweifeln, daß die Szene mit dem schwarzen Ritter den Erfolg hat, für das Kommende zu stimmen, zu spannen, für die Szene mit Lionel, auch für die Krönung noch (vgl. Baumgart, Euphorion 1, S. 123).

Geradezu unbegreiflich erscheint mir die Ansicht, die Prosch (S. 1076) ausspricht: „der höllische Geist mußte wohl wissen, welche Absicht Johannas Vater hegte [also doch die Zukunft!], daß er seine Tochter der Zauberei anklagen und dadurch in Gefahren bringen werde. Vielleicht erregt er diesen Gedanken in der düsteren Seele des gläubig strengen Vaters." Das gerade Gegenteil hat aber Schiller ausgeführt, indem er Thibaut aus Liebe zur Tochter, aus Sorge für ihr Seelenheil die Anklage der Zauberei erheben läßt; und ich dächte, was Schiller, nicht was „der böse Geist" tat, das habe uns bei dem Stücke zu beschäftigen!

Noch einen Punkt müssen wir ins Auge fassen, weil er verschieden ausgelegt wurde, denn alle Raupen zu spießen, die sich einzelne Ausleger in den Kopf gesetzt haben, das kann die Pflicht dieses Versuches nicht sein.[1]) Man warf die Frage auf, warum Johanna

[1]) Düntzer faßt die zweimalige Frage: „Wer bist du?" die Johanna an den Ritter stellt, als Zeichen, daß sie „sogar von Neugier nicht frei ist"! Zu welchen komischen Sprüngen doch die Schuldtheorie in der Tragödie die Erklärer verführt oder zwingt!

Digitized by Google

durch die Berührung von der Hand des Ritters gelähmt werde; natürlich stellte sich ein wahrer Hexensabbath von Antworten ein, auf die es nicht weiter ankommt (vgl. Ullsperger S. 28 f.). Wie hätte denn Schiller die Szene schließen sollen? Hätte der Höllengeist wirklich zusammensinken und heulend und zitternd entfliehen müssen, weil Johanna die gottbegnadete Seherin ist? Aber sie tritt ihm gar nicht als Vertreterin des Himmels entgegen, sondern mit dem Schwert in den Händen, um ihn zu töten. Getötet kann nur werden, was sterblich ist, nicht ein Geist. Johanna sieht, daß ihr „nichts Lebendes", sondern ein Geist entgegengetreten war, ihm gegenüber ist der Mensch machtlos; er kann ihn wohl vertreiben, aber nicht mit einem Schwertstreich treffen. Und wir dürfen Johanna nicht als eine Überirdische ansehen, die sich den Geistern ebenbürtig entgegenstellt, sondern als ein menschliches Wesen mit menschlicher Kraft, unter göttlichem Beistande die menschlichen Feinde vernichtend, unter göttlichem Beistande den Feind aus der Hölle vertreibend, aber außerstande, die Hölle zu zerstören. Darum läßt Schiller meines Erachtens den schwarzen Ritter Johanna „mit der Hand berühren" und „sie bleibt unbeweglich stehen", man könnte mit Hauff (Herrigs Archiv 57, S. 455) dafür wirklich fast setzen: „der schwarze Ritter streckte abwehrend die Hand gegen sie aus." Davon kann keine Rede sein, daß der Ritter durch eine bloße Berührung mit der Hand zu irdischer Sinnenlust entzündet, wie Fielitz behauptet (Studien zu Schillers Dramen. Leipzig 1876, S. 89 f., dagegen Hauff a. a. O., S. 454 f.), Schiller hat dies auch nicht mit einem einzigen Worte angedeutet, also dürfen wir keinen solchen Sinn unterschieben, selbst dann nicht, wenn dadurch etwas gewonnen würde, was durchaus nicht der Fall ist. Die Ansicht steigt nicht im Wert, weil sie schon am 8. November 1801 Böttiger in einem Brief an Huber aussprach (vgl. Boxberger, Akademische Blätter 1, S. 355 f.): „Auf gewisse Feinheiten, wie z. B. auf die durch die Berührung des schwarzen Fantoms bei der Johanna aufgereizte Sinnlichkeit, wodurch allein die schnelle Verliebung motiviert wird, muß das große Publikum schon besonders aufmerksam gemacht werden."

Das Angeführte wird wohl genügen, um zu zeigen, daß der schwarze Ritter ein höllischer Geist, nicht Talbot, sei und das Gegenspiel beim Spieler vertritt; daß sein Erscheinen Stimmungswert hat und künstlerisch auf das Außerordentliche vorbereitet. Als Folge ergibt sich das Verlangen, unsere Theater mögen mit dem alten Schlendrian brechen,[1]) der aus Darstellermangel die Rollen Talbots und des

[1]) Das hat nach den Zeitungsberichten Schlenther bei den Jubiläumsvorstellungen getan, während früher auch auf dem Burgtheater z. B. Devrient beide Rollen spielte (Zusatz bei der Korrektur).

Digitized by Google

Schwarzen Ritters einem Schauspieler zuwies, und nur dafür Sorge tragen, daß die Darsteller der beiden Rollen einander in der Gestalt ähnlich seien, um Johannas kurze Täuschung wahrscheinlich zu machen.

Ein Urteil über die „Braut von Messina".

Aus ungedruckten Briefen von Sophie Reimarus an Sulpiz Boisserée.

Von Franz Schultz in Bonn.

Schillers Verhältnis zur Frühromantik hat die deutsche Literaturgeschichte seit Hettners heute bereits selten und kostbar gewordenem Büchlein „Die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhange mit Goethe und Schiller" (Braunschweig 1850) nicht ruhen lassen. Von Minor, O. Harnack, Walzel wurde das Problem seit Ende der achtziger Jahre hin- und hergewälzt und auf die Wage gelegt, bis neuerdings diese sehr fördernde und bedeutsame Kontroverse in dem zusammenfassenden und vermittelnden, mich freilich nicht befriedigenden Buche von Carl Alt, „Schiller und die Brüder Schlegel" (Weimar 1904) eine monographische Behandlung erfuhr. Meine Mitteilungen hier haben es mit einem Schiller und die Romantik verbindenden Einzelbelege zu tun, der als solcher nicht nur von der modernen Forschung und von der Romantik selber, sondern — wie zu zeigen — auch von einer mit der deutschen Literatur durch Generationen verbundenen, klugen älteren Zeitgenossin bemerkt worden ist.

Im Goethejahrbuch 10, 229 ff. hat Minor erörtert, wie Schiller als Dichter „trotzdem er mit den Führern der Schule zerfallen war . . ., der romantischen Zeitrichtung seinen Tribut gezahlt" hat. Die unverkennbaren Berührungen der eine „romantische Tragödie" heißenden „Jungfrau von Orleans" mit Tiecks „Genoveva" wurden hier zuerst deutlich bezeichnet und die Beobachtung geltend gemacht, daß Schiller der Romantik entgegenkam, „indem er seine Stoffe in der Jungfrau, Braut von Messina, Tell nicht mehr aus dem hellen Tageslichte der Geschichte, sondern aus dem Dämmerlichte halb mythischer und sagenhafter Zeiten entnahm und so der Forderung nach Mythologie, welche Schelling und Friedrich Schlegel anregten, auch seinerseits Rechnung trug." Aus weitem Gesichtskreis hie und da den Gegenstand moderne Lichter aufsetzend, besonnen und geschmackvoll charakterisiereud schritt Walzel auf dem von Minor gewiesenen Wege voran. („Schiller und die Romantik", Sonntags-

Digitized by Google

beilage zur Vossischen Zeitung 1893 Nr. 41, 42.) Bei dem Versuch, romantische Formen und romantische Ideen in Schillers Dichtung aufzuweisen, blieb er einstweilen bei der „Jungfrau von Orleans“ stehen; aber der Schluß des Aufsatzes vergißt nicht, die „Braut von Messina“ noch rasch zu erwähnen: „Sie ist“, heißt es da, und ich unterschreibe das, „überreich an romantischen Zügen, schon der Ort der Handlung versetzt in ein echt romantisches Milieu, in das Sizilien der Hohenstaufenzeit mit seinen eigentümlichen Mischungen und Mengungen antiker und moderner, christlicher und heidnischer Anschauungen.“ Walzels Einleitung zur „Braut von Messina“ in der Cottaschen Säkularausgabe 7 (1904) XX f. nimmt das Thema wieder auf: „Die freie Behandlung antiker Formen stimmt . . . mit der Verknüpfung antiker und moderner Anschauungen und Bräuche, die Schiller auf sizilischem Boden sich gestattet, „wo sich Christentum, griechische Mythologie und Mohammedanismus wirklich begegnet und vermischt haben.“ „Die Vermischung dieser drei Mythologien, die sonst den Charakter aufheben würde, wird hier selbst zum Charakter,“ sagt Schiller; wir fügen hinzu: auch die Verschmelzung moderner und antiker Kunstform. Solche Mischungen wagt gleichzeitig die Romantik, die durch die Verbindung aller Zeiten, Länder, Formen als „progressive Universalpoesie“ sich bewähren will.“ Urteile Friedrich Schlegels und Clemens Brentanos paaren die „Braut“ mit dem „Alarkos.“ „Den künstlerischen Unterschied der beiden Stücke festzustellen,“ sagt Walzel, „sind wir heute nicht verlegen. Gemeinsam aber ist ihnen und ihrer Zeit das Streben, das Entfernteste zu verschmelzen.“

Diese Erkenntnisse neuerer Wissenschaft fielen mir ein, als ich beinahe wörtlich anklingende, nur mit einem guten Tropfen Antiromantik versetzte Wendungen über Schillers Stück in den vergilbten Briefen der Sophie Reimarus las, der Schwiegertochter des Wolfenbütteler Fragmentisten, der zweiten Gemahlin des als Naturforscher, Arzt und Bürger um seine Vaterstadt Hamburg reich verdienten, das geistige Erbe seines Vaters hütenden, kernfest aufklärerischen Doktors Johann Albert Hinrich Reimarus. Man weiß, daß der hochgebildete Kreis der „Reimarer“ und ihres verwandschaftlichen und freundschaftlichen Anhanges die Geistesgeschichte des späten 18. Jahrhunderts wie in einem klaren Spiegel auffing.[1]) Manche Überlieferungen und Publikationen bis zu dem jüngst erschienenen Werke von O. Rüdiger über Caroline Rudolphi (Hamburg und Leipzig 1903) geben auch Aufschluß, wie diese typische alte Gesellschaft von dem

[1]) Vgl. Erich Schmidt, Lessing² 1, 572; 2, 598.

Digitized by Google

Zeitalter der franzöſiſchen Revolution noch bis ins innerſte bewegt wurde. Hier war das Andenken an Leſſing lebendig, hier unterhielt man freundſchaftliche Verbindungen mit Klopſtock, Claudius und Fr. H. Jacobi, Lavater, C. F. Cramer, Reichardt, Böttiger, Baggeſen; nach Weimar und Jena ſpannen ſich die Fäden hinüber durch Sophiens Bruder Auguſt Hennings, den Herausgeber des im „Athenäum“ verſpotteten, rückſtändigen, aber freigeiſtigen „Genius der Zeit“,[1] durch die Freundſchaft mit Wielands Schwiegerſohn, dem 1794 nach Kiel übergeſiedelten jenaiſchen Kantianer und Freunde Schillers K. L. Reinhold;[2] in dieſen Kreis der „ehrwürdigen Familie Reimarus“ trat 1795 der ſchwäbiſche Pfarrersſohn, ſpätere Graf und Freund Goethes Karl Friedrich Reinhard, damals Geſandter der franzöſiſchen Republik bei den Hanſeſtädten, und vermählt ſich in Jahresfriſt mit Sophiens Tochter Chriſtine, „zuverläſſig einem der gebildetſten Mädchen Deutſchlands.“ Und hier kehrt 1796 W. von Humboldt ein und vertraut ſeinem Reiſetagebuch[3] eine ſichere Charakteriſtik dieſer Perſonen an. Sophien rühmt er einen „in hohem Grade gebildeten Verſtand, und eine ſehr angenehme und heitere Laune im Umgang“ nach. „Sie ſoll ein außerordentliches Talent zu der leichten Gattung des Stils haben, und über die Vortrefflichkeit ihrer Briefe herrſcht nur Eine Stimme.“ Wir kennen ausgezeichnet geſcheite, natürlich friſche und ſchlichte Briefe von ihr über Zeit- und Familienverhältniſſe, Politik, Literatur aus der erſten Hälfte der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts, z. B. an Knigge oder Reinhold.[4] Welchen Eindruck die Romantik auf ſie und die ihren machte, kann hier aus einer neu ſich erſchließenden Korreſpondenz urkundlich belegt werden.

Im Auguſt 1798 kam der fünfzehnjährige Kölner Kaufmann Sulpiz Boiſſerée nach Hamburg, in eine für ihn neue Welt. Bald wird er, wie ſoviele junge Leute, damals von der durch Deutſchland gehenden geiſtigen Strömung erfaßt, dem für banauſiſch geachteten Kaufmannsſtande entfliehen, um literariſcher, künſtleriſcher, wiſſenſchaftlicher Betätigung zu leben. Den entſcheidendſten Einfluß auf ſeine neue Welt- und Lebensanſchauung und auf die Geſtaltung ſeiner Zukunft ſchreibt er dem berühmten Teetiſch des Hauſes Reimarus

[1] Vgl. Goethejahrbuch 10, 149; Böttiger, Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen. Leipzig 1838, 2, 19 ff.

[2] R. Keil, Wieland und Reinhold. Original-Mitteilungen als Beiträge zur Geſchichte des deutſchen Geiſteslebens, Leipzig und Berlin 1885, S. 47, 314 ff.

[3] Herausgegeben von Albert Leitzmann (Quellenſchriften zur neueren deutſchen Literatur und Geiſtesgeſchichte, 3. Band). Weimar 1894, S. 90 ff.

[4] Aus einer alten Kiſte. Originalbriefe, Handſchriften und Dokumente aus dem Nachlaſſe eines bekannten Mannes (Knigge), Leipzig 1853, S. 88—161. (Wenig bekannt und nicht ausgeſchöpft); Keil, Wieland und Reinhold, S. 314—350.

Digitized by Google

zu, der von der Hausfrau Sophie in gemütlichen und kräftigen Strophen 1793 gefeiert, als Sammelpunkt interessanter Personen Wilhelm v. Humboldt ebenso anzog wie den jungen Rheinländer, der aus seiner damals geistig armen und gebundenen, durch die Revolutionsstürme in den alten Fugen wankenden Heimat zum erstenmal herausgetreten war.[1]) Im September 1799 nach dem ihm nicht unwillkommenen Zusammenbruch seines Hamburger Geschäftes wieder in Köln, schmachtend nach der geistreichen anregenden Geselligkeit der Winterabende im Hause Reimarus, wird er im Sommer 1800 durch die Bekanntschaft mit seinem und seines Bruders lebenslänglichem Freunde Bertram zum romantischen Kunstglauben bekehrt; er gelangt in das fortan ihn und sein Lebenswerk tragende Fahrwasser. Aber erst allmählich vermochte der längst romantisch gesinnte Landsmann Bertram das Vorurteil gegen die Brüder Schlegel zu besiegen; „kam ich doch," so sagt Sulpiz, „aus der Hamburger Schule, wo noch die Achtung für den deutschen Parnaß bestand, und wo man fast Schiller und Goethe zu frei fand, wo man an den groben Witzen des Athenäums gegen Wieland, Voß, Mathisson, W. v. Humboldt und andere großen Anstoß nahm." Diese Bemerkung Boisserées in dem Fragment seiner Selbstbiographie führt hinein in den literarischen Inhalt der mütterlich plaudernden und ratenden, um das geistige und körperliche Wohl des Empfängers besorgten Briefe, mit denen eine liebenswürdige Sechzigerin ihren dankbaren Schützling erfreute.

Das von Boisserées Witwe mit Springers Hilfe 1862 herausgegebene, nicht immer zuverlässige und von heute nicht mehr durchschlagenden Rücksichten geleitete Werk „Sulpiz Boisserée" enthält nur einen Brief der Frau Reimarus vom 18. Januar 1802. Neun andere, vom 17. Oktober 1800 bis zum 20. Oktober 1807 reichend, birgt Sulpiz Boisserées handschriftlicher Nachlaß, aus dem noch manche merkwürdige und wichtige Blätter demnächst zu veröffentlichen sind.[2]) Die Briefe der Doktorin verdienen mit den gewiß noch vorhandenen Antworten Sulpizens verbunden — Randbemerkungen von seiner Hand auf den Briefen der Freundin geben die Daten — in fortlaufender Reihe gedruckt zu werden. Die bewegte Zeit spricht aus ihnen. Die Not der kriegerischen Jahre, die auch an den soliden Verhältnissen der Hansestadt rüttelte, politische und Familiennachrichten machen den Hauptinhalt aus. Hier sei das zu Schiller hinführende Literarische vorweg abgeschöpft.

[1]) Sulpiz Boisserée 1, 14 f., vgl. 13, 16; Humboldts Tagebuch S. 91, 155 ff.

[2]) Schon hier möchte ich nicht unterlassen, Herrn Professor Dr. Hansen, Direktor des städtischen Archivs in Köln, für sein freundliches Entgegenkommen zu danken, das mir den Boisserée-Nachlaß erschloß.

Digitized by Google

Sophie Reimarus am 29. April 1801: „Ich habe neulich die Schlegeln aus Göttingen kennen lernen, sie war hier bey Verwandten und besuchte mich. Verstand hat sie viel, aber wohl auch etwas von dem Schlegelschen Übermachtsgefühl, das nicht taugt“ ... Und Caroline? Als sie, das untilgbar wehmütige Leid um ihre fünfzehnjährig gestorbene süße Auguste im Herzen, vom Herbst 1800 bis Frühjahr 1801 bei ihrer Mutter und Schwester in Braunschweig, dann bei ihrem Bruder in Harburg weilend, auch nach Hamburg kam, erschien der romantischen Musagetin Niedersachsen als „Böotien“: „Man weiß von nichts. Man wundert sich besonders, wie die Schriftsteller Bezahlung finden, und wer in aller Welt z. B. Fichtens Bücher nur liest. Lauter blindes Heidenthum, aber ohne Götzenbilder“.[1]) Die Teilnahme an den kriegerischen und politischen Ereignissen, die jene Gegenden mit unruhiger Bewegung zu erfüllen begannen, drängte dort alles andere in den Hintergrund. Das nicht mehr gewohnte, „realistische“ Leben macht sie fast krank, von Hamburg hat sie bald „völlig genug“. Doch Frau Reimarus kommt nicht gerade schlecht weg: „Mad. Reimarus habe ich besucht, er war zu Kranken ausgegangen. Sie hat mich äußerst freundlich aufgenommen und kam mir damit entgegen, wie sehr sie gewünscht hätte u. s. w., nachdem sie Briefe von mir gelesen — was ich ihr denn wieder gab. Es ist eine gute Dame und doch lange so windschief nicht wie — —“; die Besorglichkeit des Herausgebers unterschlägt den Vergleich. Man möchte Nachdruck darauf legen, daß Carolinens epistolarische Kunst — noch waren die Zeiten, da Privatbriefe von Hand zu Hand gingen — auch auf die Schwiegertochter des Wolfenbütteler Fragmentisten offenbar Eindruck gemacht hat.

Der (Sulpiz Boisserée 1, 45 ff.) gedruckte Brief Sophiens gesteht im allgemeinen dem „schwarzen Schlegelschen Dämon“ gleichfalls zu, daß er wenigstens unterhaltend sei. Aber die geistige Kultur Jenas, wo Sulpiz zu studieren gedachte, rührt ihr doch nur daher, weil „Weimar so nahe ist und Goethe und Schillers Geist überall wehet.“ Und am 2. September 1803 heißt es (wieder ungedruckt) bei Erörterung der noch immer in der Luft schwebenden Universitätsabsichten Boisserées: „Aber auf welche Universität wollen Sie dann ziehen? Jena hat seit einiger Zeit seine berühmtesten Männer verlohren und unter den bösen Phenomenen der Schellingschen Philosophie gehört auch wohl diese Gährung. Wenn nun diese ledigen Lehrstühle mit den Schlegeln und Tieck besetzt, und von Jacob Böhme beschützt werden, wird es vollens junge Köpfe verdrehen. Seit Kurzem sind uns 3 Junge Herren vorgekommen, die halbtoll, wenig-

[1]) Waitz, Caroline 2, 62, 65, 71.

Digitized by Google

stens zu allem nützlichen verdorben waren. Meinem Mann sind diese Verirrungen des menschlichen Verstandes sehr traurige Erscheinungen, und er hoft nur auf die algemeine Noth, die endlich alles wieder schlicht machen, und zu dem Nützlichen herabziehen wird . . .“ Dieser Brief erreichte Sulpiz in dem Augenblick, da er sich mit seinem Bruder Melchior und mit ihrem Freunde Bertram zu der Reise nach Paris rüstete, die er selbst später für eine Schicksalsfügung ansah. Geplant als ein dreiwöchentlicher Ferienaufenthalt, wurde sie zu einem siebenmonatlichen, an Belehrung reichen Aufenthalt im Hause Friedrich Schlegels, den die wohlhabenden Kölner, um weiterhin seine Vorlesungen hören zu können, im Frühjahr 1804 mit an den Rhein zu ziehen wußten. Wieviel auch er geistig dem bereits ganz für mittelalterliche katholische Kunst eingenommenen Dreibunde verdanken mag,[1]) ist noch wenig gewürdigt. Von Sulpizens Universitätsstudien war nun nicht mehr die Rede. Als Friedrich Schlegel 1808 Köln als den Stützpunkt seiner Existenz aufgab, hatten die Brüder das Sammeln altdeutscher Gemälde, das Studium der Kunstgeschichte, die Herstellung des Kölner Domes sich zur Daseinsaufgabe gemacht.

Am 1. Oktober 1804 schreibt Sophie Reimarus wieder einmal nach über einjähriger Pause: „Der erste Theil Ihres Briefes enthält eine ganz wahre Gegeneinanderstellung. Sie werden zu Ihrer Freude bald dergleichen gedruckt lesen. Der Professor Reinhold in Kiel las meinem Mann diesen Sommer einen Aufsatz vor, worin er die philosophische und politische Revolution spashaft zwar, aber doch ganz durchgeführt, miteinander vergleicht; was das Resultat seiner Beobachtungen am Ende seyn wird, weiß ich nicht, er las nur den Anfang seines Aufsatzes.[2]) Aus Ihrem Umgang mit Schlegel kan wenn er

[1]) Vgl. Sulpiz Boisserée 1, 27.

[2]) Ob dieser Aufsatz Reinholds in der Tat gedruckt wurde, habe ich nicht feststellen können. Vielleicht ist Wieland der unmittelbare Anreger der Vergleichung; er schreibt an den Schwiegersohn im Jahre 1801 (Keil, Wieland und Reinhold S. 251): „Unsere Literatur, wie unsere Filosofie, hat eine fatale Revoluzions-Periode erreicht; diese wird aber, wie die französische vorüber gehen; das alte, was gut war, wird bleiben, und manches Neue, das auch gut ist, wird aus den Trümmern, die der dermalen wüthende und grassierende liber spiritus auf allen Seiten aufhäuft, hervorgehen, das ohne diese Revoluzion nicht erschienen wäre. Aber es wird einen filosophischen und einen literarischen Bonaparte bedürfen und wollte der Himmel daß diese so bald und unverhofft unter uns auftreten möchten als der Militärisch Politische unter den Gallofranken!“ Vgl. Caroline Schlegel an Julie Gotter, Jena, 18. Februar 1803 (Caroline 2, 238): „Sonderbar ist es, daß Einmal in die Stürme einer großen Revolution verwickelt mit meinen Privatbegebenheiten, ich es gleichsam jetzt zum zweitenmal werde, denn die Bewegung in der literarischen Welt ist so stark und gährend wie damals die politische.“ Machtvoll Görres in dem Aufsatz der „Aurora“ 1804 („Drei Revolutionen“: vgl. meinen Neudruck S. 32 und Einleitung S. 7 f.). — Der romantischen wie unromantischen Zeitgenossen auch sonst geläufige Zusammenhang der geistigen Bewegung Deutsch-

Digitized by Google

durchgegohren und in gesunden Säften verwandelt ist, vielleicht etwas gutes kommen, aber ich bitte Sie, nicht die Speculation nützlichere Wissenschaften verjagen zu lassen, sonst wird sie der Engel, der Sie aus dem Paradiese treibt, und Sie in eine dürre Sandwüste versetzt, worin noch niemand das Ende, die schönueren Gegenden der Zukunft, gesehen hat. Schelling, Hegel, Fichte und das große Heer ihrer Zunft kann ich mir nur als Gespenster denken, die sich unter einander herumpeitschen um einen Lichtfunken, den jeder in sich zu haben glaubt, und der nur da ist, wo sie ihn nicht suchen. Die Schlegel habe ich nicht genannt, das sind philosophische Poeten und man muß ihrer Imagination wie einem Fieberschauer manches verzeihen, weil doch oft ein liebliches Bild unter ihren Händen hervortritt. So mögen sie den Jacob Böhm, den Catholicism, und alle Tollheiten als Bedarf zu ihrer Farbenmischung gebrauchen, und ich bedaure sie nur wegen des Wustes, den sie selber aus ihrem Verstande noch werden wegräumen müssen, wenn sie eine reine Freude an sich selbst haben wollen. Der Tieck gehört als Mahler zu ihnen, nur haben seine Bilder oft ein lieblicheres Colorit" . . .

Und nun zu Schiller. Das Urteil über die „Braut von Messina" findet sich in dem schon angezogenen Briefe vom 2. September 1803: „Ihr Verkehr mit Perthes," schreibt Sophie Reimarus, „wird das Neueste im Schriftstellerwesen wohl zu Ihnen gebracht haben, viel Wichtiges ist nicht darunter . . ., und Schiller würde es wohl übel nehmen, wenn man verstockt genug wäre, seine Braut von Messina nicht mitzunennen. Ein verzerrtes Wesen bleibt das Ganze wie es zusammengestellt ist, und nach dem Wallenstein hätte ich lieber mit der Maria, und dem Mädchen von Orlean geschloßen, als mit der Schlegelschen Klicke einer Neuerung nachgejagt, die schwerlich algemein gefallen konnte. Dieser Trieb etwas recht Ungewöhnliches aufzustellen schafft oft Caricaturen; Schiller wird es wohl übelnehmen, daß man ihn mit den Schlegeln zusammenstellt, und es hat ihn doch derselbe Wind angeweht, wie er seine alte und neue Mythologie zusammenstellte, der im Tieck Hunde und Katzen, und Tisch und Bäume reden läßt" . . .

Man wird von der Familie niedersächsischen Geblüts, deren Name in der Geistesgeschichte mit dem Lessings verbunden ist, die

lands vom Ende des 18. und beginnenden 19. Jahrhundert mit den Wirkungen der französischen Revolution — greifbar in Leben und Äußerungen Carolines und Fr. Schlegels — wird von einer künftigen neu aufarbeitenden Darstellung der deutschen Romantik energisch ins Auge gefaßt werden müssen. Die mehr bildlich gehaltenen Bemerkungen Diltheys, Hayms, Scherers, Gschwinds (Die ethischen Neuerungen der Frühromantik, Bern 1903, S. 56 f.) u. a. genügen nicht, da es zu zeigen gilt, daß auch die ältere Romantik durchaus nicht politisch uninteressiert war.

Digitized by Google

fest an „die gute Sache der Aufklärung“[1]) glaubte, innere Teilnahme an den neumodischen Produkten und an dem, was ihnen verwandt schien, zu Unrecht verlangen. „Mein Mann,“ schreibt Sophie an Boisserée am 17. Februar 1806, „lebt mit seinen Büchern und der besseren alten Zeit;“ und am 20. März 1807: „Über schöne Litteratur fragen Sie mich itzt nicht, erst weil es keine giebt, und zweitens weil mein Kopf stumpf und dumpf geworden ist; im Feuerofen der Zeit gebraten, verliehrt man fast die Gefühle der Frühlingsluft, auch wenn der Winter schon vergangen wäre.“ Noch im Jahre 1813 mußte das Haus Reimarus bei der Verwüstung Hamburgs durch Davoust sich zum Verlassen seines Herdes entschließen.[2]) Der Altersgenosse Lessings kehrte in seine befreite Vaterstadt nur zurück, um 1814, von Sophien überlebt, beruhigt zu sterben. [Korrekturnote. Zum ersten Absatz über Schillers Verhältnis zur Romantik ist jetzt Walzels wertvolle, in mancher Hinsicht abschließende Besprechung des Buches von Alt (Euphorion, Erstes Schillerheft, Band 12, S. 193 ff.) nachzutragen.]

Die Erstaufführungen von Schillers Dramen auf dem Stuttgarter Hoftheater.

Von Rudolf Krauß in Stuttgart.

Eine zusammenhängende Geschichte der Verbreitung der Schillerschen Dramen auf der deutschen Bühne ist noch nicht vorhanden. Eine solche Statistik wäre nach manchen Seiten lehrreich. Ehe sie jedoch aufgestellt werden kann, müßten zur festen Grundlage eingehende Einzeluntersuchungen darüber vorangehen, wie rasch und fest Schiller auf den größeren deutschen Theatern Fuß gefaßt hat. Die Erörterung dieser Frage für die Stuttgarter Hofbühne, in die hier eingetreten werden soll, hat noch ihre besonderen Reize. Handelt es sich doch um das einzige ernsthaft zu nehmende Theater in dem Heimatlande des Dichters. Von vornherein sollte man von dem eine ausnahmsweise liebevolle Pflege der Schillerschen Muse erwarten. Das Stuttgarter Hoftheater der Gegenwart wird auch dieser Ehrenpflicht durchaus gerecht. Nicht aber ist es schon zu Schillers Lebzeiten und in der unmittelbar auf seinen Tod folgenden Epoche so gewesen. Wohl gab

[1]) Aus einer alten Kiste S. 106.

[2]) Johann Albert Heinrich Reimarus Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt, Hamburg 1814, S. 93.

Digitized by Google

es, wie sich aus mancherlei Anzeichen schließen läßt, in Württemberg und namentlich in Stuttgart viele Kunstfreunde, die vor Begierde brannten, die Schöpfungen ihres berühmten Landsmannes von der Bühne herab kennen zu lernen und möglichst oft zu bewundern. Aber der Spielplan eines Hoftheaters hängt in erster Linie von dem Willen des Landesfürsten ab. Und da mußten Schillers Aussichten bei seinem bekannten Verhältnis zum Hause Württemberg von Anfang an wenig günstig sein. Wie wir noch im einzelnen sehen werden, nahm zwar Herzog Karl Eugen, mit dem Schiller in den allbekannten persönlichen Konflikt geraten war, gegen die Jugenddramen seines entlaufenen Regimentsmedikus in Wirklichkeit nicht die unbedingt ablehnende Haltung ein, die man bei ihm voraussetzen sollte. Aber merkwürdigerweise trat die Abneigung gegen Schiller bei Karl Eugens Nachfolgern aus dynastischen wie politischen Rücksichten schärfer hervor. Namentlich ist in Herzog Friedrich II., dem späteren Kurfürsten und König, zeitlebens ein starker Rest von Groll gegen Schiller zurückgeblieben, in dem er einen Undankbaren und einen Revolutionär erblickte. Es ärgerte den Fürsten, daß Dannecker das Haupt des Dichters in kolossalem Maßstabe bildete, und erst nach seinem Tode hatten die Bemühungen Erfolg, Schillers älterem Sohne Ernst eine Anstellung im württembergischen Staatsdienste zu verschaffen. Anderseits war der Monarch viel zu gebildet und gescheit, um sich der Wirkung entziehen zu können oder zu wollen, die des Dichters Geist auf alle Welt ausübte, um dem Zuge der Zeit und dem Verlangen der Besten seines Volkes eigensinnig zu widerstreben. Aber er verfuhr mit Auswahl. Während die Räuber und Kabale und Liebe bald mit dem Interdikt belegt wurden, durften Fiesko, woran dem Fürsten vermutlich besonders gefiel, daß die Revolution schließlich doch scheiterte und der fanatische Republikaner Verrina dem rechtmäßigen Staatsoberhaupte wieder huldigte, und Don Carlos weiter gespielt werden; während Wallenstein auf Schwierigkeiten stieß, ließ König Friedrich die übrigen Dramen Schillers ohne Umstände dem Spielplane einverleiben. Bei seinem am 30. Oktober 1816 erfolgten Tode waren der Reihe nach die Schillerschen Bühnenwerke mit Ausnahme des Demetriusfragments und der Bearbeitung des Parasit alle in Stuttgart aufgeführt worden. Daraus ergibt sich, daß sich unsere Betrachtung in der Hauptsache bis zu diesem Termin zu erstrecken hat.

Um eine feste Grundlage zu gewinnen, muß zunächst die Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters in diesem Zeitraum kurz skizziert werden. Herzog Karl Eugen hatte bekanntlich für seine italienische Oper, sein Ballet und seine französische Komödie Unsummen verschwendet und diese Zweige der Kunst zu einem in Deutschland fast

Digitized by Google

unerhörten Glanz entfaltet. In seiner zweiten Regierungsepoche, nachdem er mit seinem Volke Frieden gemacht hatte und ein besserer Rechner geworden war, trat an Stelle der welschen Herrlichkeit bescheidene Übung deutscher Kunst. Er ließ nunmehr den ganzen Bedarf an Schauspielern und Tänzern beiderlei Geschlechts, an Musikern und sonstigen Künstlern in seiner Militärakademie und dem damit verbundenen Musik- und Mimikinstitut sowie in der Ecole des demoiselles heranbilden. Er gewann auf diese Weise einen billigen und wenigstens strafforganisierten, verhältnismäßig gut geschulten Kunstkörper von vorwiegend mittleren Talenten. Das Bestreben Schubarts, der in den Jahren 1787 bis 1791 an der Spitze des Instituts stand, ein Stuttgarter Nationaltheater zu begründen, scheiterte freilich. Schon in den letzten Jahren Karl Eugens, vollends aber unter den kurzen Zwischenregierungen seiner beiden Brüder Ludwig Eugen und Friedrich Eugen (1793—1797) sank die Hofbühne immer tiefer. Es fehlte unter den Künstlern an brauchbarem Nachwuchs, und mit der Güte der Leistungen ließ auch die Teilnahme des ohnehin niemals recht theaterlustigen Stuttgarter Publikums nach. Schließlich schüttelte der Hof die Last des Theaters ganz von sich ab, indem es am 23. Dezember 1796 dem Schauspieldirektor Mihule aus Nürnberg auf 6 Jahre in Entreprise gegeben wurde. Doch infolge der Unzufriedenheit der Künstler wie des Publikums mit dem Pächter wurde dieser Vertrag bald wieder gelöst und am 27. August 1797 die Entreprise dem Leutnant und Auditeur Haselmaier auf 6 Jahre übertragen. Die herzogliche Kasse leistete einen Zuschuß. Eine aus Geheimrat Kauffmann, Hofrat August Hartmann, Oberstleutnant von Alberti und Haselmaier selbst bestehende Theaterkommission führte die Aufsicht, und ihr war wiederum der Staatsminister Graf von Zeppelin als Oberintendant vorgesetzt. Da mit diesem Zustand niemand zufrieden war, nicht einmal der Unternehmer selbst, der schlechte Geschäfte machte, so nahm Herzog Friedrich, der am 23. Dezember 1797 die Regierung angetreten hatte, mit dem Anfang des Jahres 1802 das Hoftheater wieder in eigene Verwaltung. Die bisherige Direktion trat ab, Geheimrat und Kammerpräsident Graf von Mandelsloh erhielt die Intendanz. Iffland, der im Sommer 1802 (und wieder 1804) in Stuttgart gastierte, war bei der Reorganisation der Anstalt behilflich und sprach sich über deren Mängel in einem besonderen Aufsatz aus. Ja, es fanden damals sogar bis zu einem Eventualvertrag gediehene Unterhandlungen wegen Übernahme der Direktion durch ihn statt (vgl. Frankfurter Zeitung vom 26. November 1902 Nr. 328 1. Morgenblatt). Im Januar 1803 sagte Iffland endgiltig ab. 1804 trat Mandelsloh wegen Geschäftsüberbürdung vom Posten des Intendanten zurück. Sein Nachfolger wurde der Oberzeremonien-

Digitized by Google

meister Freiherr von Röder, dem jedoch der Staatsminister Graf von Wintzingerode als Oberintendant vorgesetzt war. Röder starb am 6. Mai 1807. Am 10. Mai übernahm Freiherr Karl von Wächter die Leitung der Hofmusik und des Theaters unter dem Titel eines Direktors. 1811 wurde eine vierköpfige Oberintendanz über ihn gestellt, der außer drei Exzellenzen der Geheime Legationsrat und Oberhofbibliothekar Friedrich von Matthisson angehörte. Im Januar 1831 wurde Wächter seiner Funktionen als Bühnenleiter gänzlich enthoben und auf die Direktion der Hofkonzerte und Kirchenmusik beschränkt. Eine Zeit lang stand Matthisson interimistisch an der Spitze des Instituts, zu dessen Oberdirektor dann Freiherr von Wechmar bestellt wurde, der zugleich Chef der K. Bau- und Gartendirektion war.

Zwei Hoftheater standen in Stuttgart für die Darstellung Schillerscher Stücke zur Verfügung. 1750 hatte Herzog Karl das altberühmte Lusthaus zu einem Opernhaus einrichten und umbauen lassen; am 1. Februar 1780 wurde ein kleineres Theater am Ende der Planie zwischen Akademie und Waisenhaus eröffnet. Fortan fanden in diesem, dem sogenannten Schauspielhaus, die regelmäßigen Vorstellungen statt, während das große Opernhaus auf dem Schloßplatz (1902 abgebrannt) für festliche Gelegenheiten und besonders anspruchsvolle Stücke reserviert blieb. Gerade den Schillerschen Dramen wurde häufig der Vorzug zu teil, im großen Theater aufgeführt zu werden. Nachdem das Schauspielhaus an der Planie am 17. September 1802 ein Raub der Flammen geworden war, wurde das ehemalige Futterhaus im alten Schloßgraben in ein Theater verwandelt. Es diente jedoch nicht allzu lange diesem Zwecke, und seitdem fanden alle Vorstellungen im Opernhause statt. Unter König Friedrich war zeitweise auch das kleine Schloßtheater in der zweiten Residenz Ludwigsburg in Betrieb.

Man spielte in Stuttgart das ganze Jahr über ohne Unterbrechung. Unter Herzog Karl fanden nur zweimal wöchentlich, in der Regel Dienstags und Freitags, unter Friedrich viermal, Sonntags, Montags, Mittwochs und Freitags, Vorstellungen statt. Nicht selten kamen an Sonntagen Werke von Schiller zur Darstellung. Ebenso zeugt der Umstand für ihre Beliebtheit, daß sie oftmals außer Abonnement gegeben wurden. Häufig wählten sich Gäste für ihr Auftreten oder einheimische Künstler für ihr Benefiz Schillersche Rollen. Unter König Friedrich gewann der Künstlerkörper des Instituts allmählich eine Zusammensetzung, die für die würdige Interpretation der Dramen des großen Dichters die nötige Bürgschaft leistete. In der letzten Zeit verlieh den Aufführungen die Mitwirkung Ferdinand Eßlairs, eines der ausgezeichnetsten Vertreter Schillerscher Helden, die je existiert haben, besondern Glanz.

Digitized by Google

Das Archiv des Stuttgarter Hoftheaters ist beim Brande des Schauspielhauses im Jahre 1802 mit zugrunde gegangen. Zum Glück war der größere Teil der Akten, namentlich die aus Herzog Karls Zeiten, schon vorher in die sichere Obhut des K. württembergischen Geheimen Haus- und Staatsarchivs gebracht worden. Dieses übernahm auch nach dem Brande vom Jahre 1902 die älteren Bestände der seit 1802 neu angelegten Hoftheater-Registratur. Die nunmehr also im württembergischen Staatsarchiv vereinigten Theaterakten sind die Hauptquelle für die nachfolgenden Forschungen gewesen. Die Theaterzettel sind erst seit dem Jahre 1807 regelmäßig gesammelt. Dagegen reicht ein noch im Besitze des K. Hoftheaters befindliches Rollenbesetzungsbuch bis auf das Jahr 1803 zurück. Über die Darsteller der Schillerschen Dramen bis zum Jahr 1802 sind wir dagegen im wesentlichen auf Vermutungen angewiesen. Die Rubrik Theaterkritik fehlte damals noch in den Tageszeitungen. Gelegentliche Berichte auswärtiger Journale oder Mitteilungen in gedruckten Werken von Zeitgenossen bieten höchst dürftigen Ersatz. Erst das Neujahr 1807 ins Leben getretene Morgenblatt für gebildete Stände brachte häufigere Referate über die Stuttgarter Hofbühne. Die Aufführungsdaten der Schillerschen Werke ergeben sich aus den seit 1786 ständigen Theateranzeigen der Stuttgarter Blätter; doch ist auf sie insofern kein unbedingter Verlaß, als natürlich mitunter Vorstellungen im letzten Augenblick abgeändert und andere Stücke an Stelle der angekündigten eingeschoben worden sind. Für die Jahre 1797 und 1798 sind wenigstens gedruckte Theaterrepertoire vorhanden, die der Souffleur Hörz zusammengestellt hat (Stuttgart, bei Gebrüder Mäntler). Ferner existiert ein von B. Korsinsky, Souffleur der Oper, herausgegebenes K. württembergisches Hoftheatertaschenbuch auf die Jahre 1816 und 1817 mit den Repertoiren für 1815 und 1816. Die summarischen Angaben der allgemeinen Geschichtswerke und Chroniken über Württemberg oder die Stadt Stuttgart entbehren durchweg der Zuverlässigkeit. So ist die nachfolgende Darstellung zum größten Teile von grundlegender Art.

Am 22. September 1782 war Friedrich Schiller in nächtlicher Flucht aus Stuttgart entwichen. Kaum war ein Jahr über diesem Ereignis vergangen, als man sich in der Residenz erzählte, Die Räuber, jenes Drama, das den Konflikt zwischen dem Regimentsmedikus und seinem fürstlichen Erzieher heraufbeschworen, das den Dichter nach dessen eigener Auffassung die Heimat gekostet hatte, werden zur Aufführung im Hoftheater vorbereitet. „Wie mir Wilhelm schreibt," lesen wir in dem Brief der Henriette von Wolzogen an Schiller vom 24. September 1783, „so werden Ihre Räuber in

Digitized by Google

Stuttgart aufgeführt" (Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen S. 475). Am 5. März 1784 fand die interessante Première wirklich statt. Wir stehen da vor einem psychologischen Räthsel. Welche Gründe mögen wohl Herzog Karl bestimmt haben, das ihm so unsympathische revolutionäre Drama, das ihm nichts als Ärger bereitet hatte, so rasch für die Stuttgarter Bühne freizugeben? Zur Zeit der Erstaufführung war er allerdings mit seiner Franziska auf Reisen; aber bis zur ersten Wiederholung war er wieder zurückgekehrt. Daß er sich das Stück persönlich angesehen hat, ist ausgeschlossen; er besuchte ohnehin das Theater nur noch bei festlichen Anlässen. Aber es war doch immer sein Hoftheater! Es versteht sich, daß er nicht selbst die Initiative zur Einstudierung des Trauerspiels ergriffen hat. Welche einflußreiche Persönlichkeit im damaligen Stuttgart nahm nun aber so warmen Anteil an Schiller, um die Darstellung seines Erstlingsdramas vorzuschlagen und durchzusetzen? Schwerlich darf man an Franziska denken, die ohnehin wenig für das Theater übrig hatte, und deren angebliche Protektion Schillers in das Gebiet der Legende gehört. Vielleicht wurde dem Herzog der Entschluß dadurch erleichtert, daß man Plümickes Bearbeitung wählte und den Namen des Bearbeiters in den Vordergrund schob. Gewiß wirkten bei der ganzen Frage Rücksichten auf die Kasse mit. Man wird dem Fürsten wahrheitsgemäß vorgestellt haben, daß die Stuttgarter vor Neugier brennen, das Stück zu sehen, und außerordentliche Einnahmen zu erwarten seien. Das war ein Faktor, der bei ihm immerhin ins Gewicht fiel. Außerdem wird man ihn auch bei der Eitelkeit gepackt haben, indem man ihm zu bedenken gab, wie sehr es seine Popularität mehren müsse, wenn er den Edelmütigen spiele. Solchen Einflüsterungen war ja Karl Eugen vollends nicht unzugänglich. Noch wahrscheinlicher ist es, daß er derartige Erwägungen von selbst bei sich angestellt hat. Wie großen Anteil aber auch immer kluge Berechnung an seiner Nachgiebigkeit gehabt haben mag, wir können nicht leugnen, daß doch ein Stück echter Großmut und Selbstüberwindung dazu gehört hat, also der Rache zu entsagen.

Wir haben über die Stuttgarter Erstaufführungen der Räuber den kurzen Bericht eines Zeitgenossen. Am 4. April 1784 schrieb Vater Schiller unter anderem seinem Sohne: „Mr. Iffland ist ohnlängst bei Aufführung der Räuber in Stuttgart gewesen und hat uns hier [d. h. auf der Solitüde] nicht besucht; das können wir fast nicht verschmerzen ..... Die Räuber sind indessen nochmal mit großem Beifall aufgeführt worden und haben 220 Gulden Einnahme gemacht, welches für Stuttgart sehr viel ist; auch sagt man, daß zur Aufführung der andern Stücke die Zubereitungen gemacht werden" (Schillers Beziehungen S. 57). Daß Iffland bei der Vorstellung irgend

Digitized by Google

wie beteiligt gewesen ist, etwa bei der Inszenierung mitgewirkt hat, ist an sich wahrscheinlich; denn ohne bekannten Grund wird er nicht von Mannheim herübergekommen sein. Möglicherweise hat er sogar den Franz Moor, eine seiner Glanzrollen, in Stuttgart gespielt, wofür allerdings kein äußeres Zeugnis beigebracht werden kann. Im Übrigen wissen wir über den Verlauf der Stuttgarter Räuber-Premiere nichts. Über die Besetzung der Rollen auf Grund der Liste des damaligen Künstlerpersonals Vermutungen anzustellen, wäre ein um so zweckloseres Unternehmen, als es sich um keine Schauspieler von Ruf handelt.

Die 6 ersten Vorstellungen der Räuber lassen sich samt den für Stuttgarter Verhältnisse allerdings ungewöhnlich hohen Kassenrapporten aus den noch vorhandenen Theaterrechnungsbüchern jener Jahre genau belegen. Sie fanden an folgenden Tagen statt:

5. März 1784	(Erlös	117 fl.	9 kr.)
25. März 1784	„	211 „	38 „
12. April 1784	„	173 „	1 „
28. Mai 1784	„	93 „	24 „
30. November 1784	„	105 „	24 „
16. Mai 1785	„	75 „	58 „

Diese Wiederholungen hatten in einer zumal für ein Trauerspiel ungewöhnlich raschen Folge stattgefunden. Dann trat eine längere Pause ein. Die 4 nächsten Darstellungen erlebte das Werk unter Schubarts Direktion am 19. Oktober 1787[1] (Einnahme: 152 fl. 32 kr.), am 7. Dezember 1787 (Einnahme: 63 fl. 48 kr.), am 14. November 1788, am 28. Oktober 1789. Hierauf verschwanden die Räuber bis Anfang 1797 vom Spielplane. In diesem Jahre unter der Regierung Herzog Friedrich Eugens wurden sie viermal (2. und 3. Februar,[2] 8. September, 4. Oktober) gegeben. Die nächste Aufführung, im ganzen die 15., war am 18. April 1798; nur dieses eine Mal durfte das Drama unter dem inzwischen zur Regierung gelangten Friedrich gespielt werden. Sofort nach dessen Tod wurden unter seinem liberaleren Sohn und Nachfolger, König Wilhem I., die Räuber wieder einstudiert. Eßlair wählte sich damals den Karl Moor zu seinem Benefiz; das Haus war völlig ausverkauft, das Orchester mußte geräumt werden. Seitdem gehörte das geniale Stück zum eisernen Bestande des Stuttgarter Spielplanes.

---

[1]) In Büchern ist häufig dieser 19. Oktober 1787 irrtümlich als Datum der Stuttgarter Erstaufführung der Räuber angegeben.

[2]) Nach der erwähnten gedruckten Zusammenstellung der Repertoire von 1797; die Zeitungen kündigen allerdings nur für den 2. Februar die Räuber, für den 3. Februar „Dienstpflicht" von Iffland an.

Digitized by Google

Bis Kabale und Liebe nach Stuttgart kam, dauerte es, von den Frankfurter und Mannheimer Erstaufführungen an gerechnet, noch länger als $8\frac{1}{2}$ Jahre. Die Theateranzeige lautet: „Freitag den 28. Dezember 1792 zum erstenmal: Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel in 5 Aufzügen; von Fr. Schiller." Nach den Theaterrechnungen betrug die Kasseneinnahme 93 fl. 15 kr. Im Januar 1793 schrieb Frau Schiller an den Sohn: „Kabale und Liebe ist in Stuttgart vor 14 Tag aufgeführt und soll allenthalben Beifall haben, und es soll auch recht gespielt worden sein; aber wie es vorbei, soll sich die Noblesse beim Herzog beschwert haben, die gar zu sehr darin mitgenommen wäre, und jetzt soll es verboten sein, wieder aufzuführen. Auch sagt man, der Obrist Seeger habe einen Verweis vom Herzog bekommen, weil er erlaubte, es zu spielen. Doch ganz gewiß weiß ich es nicht; aber das haben wir gehört, daß die Comödianten sehr unzufrieden seien und sich deshalb beim Herzog beklagen werden, weil es ihnen sehr viel eingetragen: der Prinz [wohl Ludwig Eugen] ist auch darin gewesen, der beständig Ihm Beifall gebracht haben und sehr vergnügt gewesen sein soll. Die beiden Mädle, Louise und Nane, waren auch darinnen, die es gesehen, wie alles so gedrängt voll mit Menschen; sie sind unentgeltlich auf den ersten und besten Platz aufgenommen worden" (Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie Wolzogen S. 164). Weiteres kann über diese Première nicht beigebracht werden. Das Stück verschwand wirklich sofort wieder vom Spielplane. In den Jahren 1793 bis 1796 wurde überhaupt kein Schillersches Werk in Stuttgart gegeben, und so bekam auch der Dichter selbst auf der dortigen Hofbühne kein solches zu sehen, als er 1793/4 in der Heimat weilte. Die 4 nächsten Vorstellungen von Kabale und Liebe fanden ziemlich rasch hintereinander am 21. Mai 1798, 8. Juni 1798, 28. November 1798 und 13. März 1799 statt. Am 7. Januar 1801 erfolgte die 6. Aufführung des Trauerspiels, die letzte unter Friedrich, der es von da an, ähnlich wie die Räuber, von seiner Hofbühne fernhielt.

Noch länger als Schillers drittes Drama mußte sein zweites, Die Verschwörung des Fiesco zu Genua, der Auferstehung auf den Brettern des württembergischen Hoftheaters entgegenharren. Am 11. Januar 1784 hatte es seine Uraufführung in Mannheim erlebt: fast $13\frac{1}{2}$ Jahre verstrichen noch, bis es in Stuttgart durchgesetzt wurde. Schon im April 1789 hatte der damalige Theaterdirektor Schubart das Publikum durch folgende Zeitungsanzeige vertröstet: „Die von einigen Stimmen des Publikums geforderten Stücke Die Jesuiten, Fiesco und Figaro können wegen gewisser Schwierigkeiten derzeit noch nicht gegeben werden." Welcher Art diese Schwierigkeiten

Digitized by Google

gewesen sind, läßt sich nicht erraten; politische Bedenken werden gegen dieses verhältnismäßig harmloseste der drei Schillerschen Jugendbramen schwerlich bestanden haben. Montag den 5. Juni 1797 kam es endlich auf dem großen herzoglichen Hoftheater bei aufgehobenem Abonnement zur Erstaufführung des Fiesco, wie das Stück in Stuttgart kurzweg bezeichnet wurde. Wiederholungen gab es am 21. August 1797, am 3. Februar (bei aufgehobenem Abonnement), 2. Februar, 19. Juni und 20. November 1799. Durch einen Zufall sind wir über die Besetzung einiger Rollen bei diesen Vorstellungen unterrichtet. Eine Notiz der Theaterdirektion vom 8. Dezember 1804 über eine Anzahl Stücke, deren Neueinstudierung die Oberintendanz wünschte, lautet, soweit sie das Schillersche Trauerspiel betrifft: „Fiesco kann nur auf dem großen Theater gegeben werden vermöge des Raumes und der Dekoration; auch fehlen folgende Rollen:

Andreas Doria	ehedem	Herr	Hansen
Fiesco	„	„	Gley (gegenwärtig schwer zu besetzen)
Sacco	„	„	Küchler
Romano	„	„	Hiemer
Gräfin Julia	„	Mad.	Kellner
Bertha	„	„	Reuter

nebst vielen Nebenrollen. Ferner ist zu bemerken, daß, da seit dem Brande dieses Stück nicht gegeben worden, die meisten Hauptkleider fehlen."

Johann Friedrich Gley, ein guter Schauspieler, der mit seiner Frau im Mai 1803 heimlich aus seinem Stuttgarter Engagement entwich, veröffentlichte Stuttgart 1799 eine „Verteidigung einiger meiner theatralischen Darstellungen, besonders der Rolle Fiesco, gegen die Behauptungen des Stuttgarter Theaterrezensenten". Leider hat sich kein Exemplar dieses Schriftchens auftreiben lassen, wie auch nicht ermittelt werden konnte, wer der Stuttgarter Theaterrezensent gewesen ist, und in welchem Blatte er seine Behauptungen aufgestellt hat.

Nachdem, wie wir oben gesehen haben, eine Wiederaufnahme des Fiesco in den Spielplan Ende 1804 an äußeren Schwierigkeiten gescheitert war und im Oktober 1807 König Friedrich selbst die Einstudierung angeordnet hatte, ging das Drama endlich Donnerstag den 29. Juni 1809 im großen Opernhaus wiederum in Szene und brachte es bis zum 14. Juni 1816 im ganzen zu 12 Darstellungen. Anfang 1815 fiel die Titelrolle in Ferdinand Eßlairs würdige Hände.

Zehn Jahre nach der Hamburger Uraufführung des Don Carlos fand das Drama seinen Weg auf die Stuttgarter Bühne. „Donnerstag den 24. August 1797 zum ersten Mal mit aufgehobenem Abonnement: Don Carlos, Trauerspiel in 5 Akten nach Schiller, bearbeitet von Plümicke." Am 31. August 1797 kam es zur ersten

Digitized by Google

Wiederholung, gleichfalls bei aufgehobenem Abonnement, zum Benefiz für Gley, der ohne Frage den Marquis Posa spielte. An diesem Tage befand sich Goethe unter den Zuschauern, der sich über die Vorstellung sehr ungünstig geäußert hat (Aus einer Reise in die Schweiz, Stuttgart den 1. September 1797): „Ich habe nicht leicht ein Ganzes gesehen, das sich so sehr dem Marionettentheater nähert als dieses. Eine Steifheit, eine Kälte, eine Geschmacklosigkeit, ein Ungeschick, die Möbeln auf dem Theater zu stellen, ein Mangel an richtiger Sprache und Deklamation in jeder Art Ausdruck irgend eines Gefühls und höhern Gedankens, daß man sich eben zwanzig Jahre und länger zurückversetzt fühlt. Und was am merkwürdigsten ist, kein einziger findet sich unter ihnen, der auch nur irgend zu seinem Vorteil sich auszeichnete; sie passen alle auf das beste zusammen. Ein paar junge wohlgewachsene Leute sind dabei, die weder übel sprechen noch agieren, und doch wüßte ich nicht zu sagen, ob von einem irgend für die Zukunft etwas zu hoffen wäre."

Die beiden Erstaufführungen des Don Carlos trugen von höchster Seite der Theaterdirektion eine Rüge ein. Ein an diese gerichtetes Dekret aus dem herzoglichen Kabinet vom 6. September 1797 lautet: „Da Serenissimus vernommen haben, daß das Schauspiel Don Carlos mit manchen anstößigen Stellen auf dem Herzoglichen Theater aufgeführt werde, so erteilen Sie der Herzoglichen Theaterdirektion den Auftrag, hierauf die gehörige Aufmerksamkeit zu richten und die Aufführung dieses Stücks und andrer dergleichen Stücke nur unter denjenigen Abänderungen zu geben, unter welchen es auf andern wohl eingerichteten Theatern, z. B. zu Wien, aufgeführt zu werden pflegt." Herzog Friedrich Eugen fügte noch folgende Nachschrift hinzu: „Der Zensor wird mir responsabel sein, daß kein Stück aufgeführt werden möge, welches nicht von allem Anstößigen gereinigt sein wird."

Don Carlos ruhte darauf hin anderthalb Jahre. Als am 11. Februar 1799 das Drama wieder gegeben wurde, enthielten die Anzeigen den Vermerk „Zum ersten Mal", der insofern nicht ganz unberechtigt sein mochte, als jetzt wohl an Stelle der Plümickeschen eine andere Bühnenbearbeitung, vielleicht die Schillersche in Prosa, gesetzt wurde. Am 5. Juni 1799 fand die vierte Aufführung statt. Dann trat eine abermalige Stockung von nicht weniger als 12 Jahren ein. Als im Frühjahr 1803 die Unzelmann aus Berlin nach Stuttgart zum Gastspiele kam und unter anderem auch die Prinzessin Eboli im Don Carlos spielen wollte, berichtete der Intendant Graf von Mandelsloh an den König darüber also: „Von diesen Stücken kann allein Don Carlos um deswillen nicht gegeben werden, weil dasselbe nicht nach dem Schillerschen Original gegeben werden kann, jede Bühne aber eine andere Bearbeitung desselben hat, mithin sehr leicht das hiesige

Digitized by Google

Exemplar von demjenigen unterschieden sein könnte, nach welchem Madame Unzelmann ihre Rolle einstudiert hat." Am 5. April 1811 wurde endlich das Drama wieder dem Spielplan einverleibt, am 11. Oktober 1816 zum letzten Male unter König Friedrich, im ganzen zum elften Male gegeben. Bis zum 12. Februar 1830 hatte es das Stück, das sich in $4^1/_4$—$4^1/_2$ Stunden abspielte, erst auf 17 Aufführungen gebracht. Im Jahre 1811 waren die Hauptrollen folgendermaßen besetzt: König Philipp — Herr Schwarz, Königin Elisabeth — Frau Leibnitz, Don Carlos — Herr Lembert, Prinzessin Eboli — Frau Gehlhaar, Marquis Posa — Herr Miedke, Herzog Alba — Herr Reinhard. Das Morgenblatt für gebildete Stände vom 27. April 1811 (Nr. 101) ließ sich also vernehmen: „Im Don Carlos war an Dekorationen, an Kostümierung nichts gespart und das Streben aller, den Geist des Dichters wahr und lebendig auszusprechen, unverkennbar. Mad. Gehlhaar als Eboli, Mad. Leibnitz als Elisabeth, Herr Miedke als Posa, Herr Lembert als Don Carlos zeichneten sich besonders aus." Jedenfalls hatten sich seit jener Aufführung des Trauerspiels, die Goethes Mißfallen erregt hatte, die Leistungen der Stuttgarter Kunstanstalt bedeutend gehoben. Die Titelrolle, die in der Folge an Mevius überging, wurde auch von verschiedenen Gästen verkörpert, so 1813 von Herrn Carschin, 1816 von Herrn Rebenstein vom K. Theater in Berlin. Marquis Posa fiel der Reihe nach an Hartmann, Eßlair, Maurer. Den König Philipp gab Schwarz an Reinhard ab und übernahm dafür die von letzterem gespielte Partie des Alba. Auch Miedke und Eßlair versuchten sich in dieser Rolle, die endlich Eduard Gnauth zufiel. Die Königin Elisabeth verkörperten nach Frau Leibnitz die Damen Miedke, Eßlair, Brede; die beiden letzteren stellten auch zeitweise die Eboli dar.

Die Weimarer Uraufführung der Maria Stuart hatte am 14. Juni 1800 stattgefunden. Fast noch zwei Jahre sollte es währen, bis die Stuttgarter das Stück von den Brettern herab zu hören bekamen. Wie groß das Verlangen des Publikums danach gewesen sein muß, geht aus den außerordentlichen Maßregeln hervor, die von seiten der Intendanz zur Bewältigung des Andranges bei der Erstaufführung getroffen wurden. Sie ward auf den Feiertag Mariä Verkündigung, Donnerstag 25. März 1802, angesetzt und zwar bei aufgehobenem Abonnement. Das Theater wurde schon um 3 Uhr, zwei Stunden vor Beginn der Vorstellung, geöffnet, am Eingange waren zwei Kassen statt der sonst üblichen einen aufgestellt. Maria Stuart (oder, wie das Trauerspiel anfangs in den Stuttgarter Theateranzeigen hartnäckig genannt wurde, Marie Stuart) wurde schon Montag den 29. März 1802 zum ersten Male wiederholt, abermals bei aufgehobenem Abonnement. Das Stück spielte $3^1/_2$ Stunden.

Digitized by Google

Die Regie lag wohl in den Händen des Schauspielregisseurs Pauli. Die Rollenbesetzung steht nicht vollkommen fest. Nach der ersten Aufführung soll Herzog Friedrich das künftige Wegbleiben der Szene Leicesters im 5. Aufzug, worin Marias Hinrichtung ausgemalt wird, angeordnet haben, weil ihn der Auftritt zu sehr erschütterte (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, herausgegeben von Vollmer, S. 391 Fußnote 5). Bis zur dritten Darstellung des Stückes verstrichen $2^1/_2$ Monate. Kotzebues „Deutsche Kleinstädter", die etwa gleichzeitig nach Stuttgart verpflanzt wurden, brachten es allerdings rascher zur dritten Aufführung; doch darf man bei der Beurteilung dieser Tatsache nicht übersehen, daß die Wiedergabe eines derartigen modernen Stückes weit leichter und bequemer zu bewerkstelligen war als die des in jeder Hinsicht anspruchsvolleren Schillerschen Trauerspiels.

Während die zwei ersten Vorstellungen im Schauspielhaus an der Planie stattgefunden hatten, wurde die dritte in das große Opernhaus verlegt. Wieder war das Abonnement aufgehoben, wurde das Theater schon um 3 Uhr geöffnet. Diesmal galt es nicht bloß dem Genius Schillers, sondern zugleich der Kunst eines hervorragenden Mimen zu huldigen. Iffland, jetzt Direktor des Berliner Nationaltheaters, der gerade in Stuttgart ein längeres Gastspiel erledigte, verkörperte Freitag den 9. Juli 1802 den Lord Leicester. Auch bei der vierten Aufführung des Trauerspiels, am 27. August 1802, wirkte eine auswärtige Größe mit: Karoline Jagemann vom Weimarer Hoftheater als Königin Elisabeth, die diese Rolle schon bei der dortigen Uraufführung geschaffen hatte. An dem genannten Tage war Maria Stuart wieder im kleinen Theater an der Planie gegeben worden, und so gingen die Dekorationen und Kostüme dazu mit zugrunde, als jenes Haus am 17. September 1802 niederbrannte. Infolge davon verschwand das Stück nun einige Zeit vom Spielplane und wurde erst wieder bei Gelegenheit eines Gastspiels der gefeierten Friederike Unzelmann vom Berliner Nationaltheater einstudiert. Sie spielte am 10. Juni 1803 im neu eingerichteten kleinen Schauspielhause am alten Schloßgraben die Maria Stuart. Die Vorstellung erzielte die für damalige Verhältnisse außerordentlich hohe Einnahme von 323 fl. 12 kr. Über dieses Gastspiel der Unzelmann, auf die bekanntlich Schiller selbst große Stücke hielt, findet sich in Wielands Neuem Teutschen Merkur (1803, 8. Stück, S. 301 ff.) ein mit Sch. (wohl Ludwig Schubart) gezeichneter Bericht, worin jene Künstlerin mit den höchsten Lobsprüchen bedacht ist, während es im übrigen nur heißt: „Maria Stuart war mittelmäßig besetzt und weit nicht sorgsam genug einstudiert." Die Vertreter der einzelnen Rollen macht der Referent nicht namhaft.

Digitized by Google

Am 30. August 1805 wählte sich Madame Fossetta-Ziegler, langjähriges beliebtes Mitglied der Stuttgarter Hofbühne, die sich allerdings sonst mehr im munteren Fache auszeichnete, die Königin Elisabeth zu ihrem Benefiz. Vielleicht haben wir in ihr auch die erste Stuttgarter Vertreterin der Partie zu erblicken. 1804 gab jedoch die damals engagierte Madame Vohs die Elisabeth, nachdem sie sich zuerst geweigert hatte, die ihr minderwertig erscheinende Rolle zu übernehmen. Später fiel sie der tüchtigen Heroine, Madame Leibnitz, zu. Die Titelrolle spielte im Jahre 1805 und höchst wahrscheinlich schon bei der Erstaufführung Frau Aschenbrenner, die zuletzt zur Hanna Kennedy degradiert wurde, dazwischen hinein erschien auch Frau Leibnitz als Maria Stuart, später die begabte Frau Gehlhaar, die nach einem Bericht im „Morgenblatt für gebildete Stände" (vom 3. Mai 1810 Nr. 106) namentlich in der Abschiedsszene die Zuschauer hingerissen haben soll. Am 29. Juli 1808 hatte auch die berühmte Henriette Hendel aus Berlin als Maria Stuart gastiert. Seit 1814 ging die Rolle an die neu engagierte Auguste Brede, eine seelenvolle und groß veranlagte Künstlerin, über. Im „K. Württembergischen Hoftheatertaschenbuch auf das Jahr 1816", das auch ein Bild der Brede bringt, stößt man (S. 82) auf folgende Verse:

An Auguste Brede (als Maria Stuart).

Wir sahen Schillers Geist still auf der Bühne gehen,
Er sah auf dich und weilte, dich zu sehen.

In älteren Jahren zog sich Frau Brede auf die Rolle der Elisabeth zurück.

Der erste Stuttgarter Leicester dürfte Gley gewesen sein, der in Reil, Miedke, Hartmann, Eßlair, Maurer Nachfolger fand. Den Mortimer spielte 1805 und vermutlich auch schon bei der Erstaufführung Herr Vinzenz. Am 14. Januar 1805 gastierte Bethmann aus Berlin, am 8. Januar 1808 Leißring in der Rolle. Dann kam sie an den talentvollen Lembert, seit 1815 an den gleichfalls tüchtigen Mevius, früheres Mitglied des Wiener Hoftheaters.

Einen interessanten Einblick in die damaligen Zensurverhältnisse gewährt der nachstehende Schriftenwechsel. Stuttgart den 20. November 1805 berichtete der Intendant Geheimer Legationsrat von Röder an die Oberintendanz: „Unterthänigst Unterzogener überreicht Euer Exzellenz in der Anlage die von dem verstorbenen Schiller *späterhin abgeänderte Beichtszene* aus dem Trauerspiel Maria Stuart. Auf hiesigem Hoftheater wurde der ganze Auftritt bis jetzt weggelassen, da nach der früheren Bearbeitung solche nicht wohl gegeben werden konnte. Euer Exzellenz besserem Ermessen stellt es nun unterthänigst Unterzogener anheim, ob solche nach angeschlossener

Digitized by Google

Bearbeitung künftig gegeben werden darf, wodurch die ganze Ausführung wahrscheinlich gewinnen möchte." Der Bescheid der Oberintendanz lautete: „Die Theateroberintendanz hat die unterm 20. hujus anhero gesandte, von dem verstorbenen Schiller späterhin abgeänderte Beichtszene aus dem Trauerspiel Maria Stuart angesehen, kann sich aber nicht überzeugen, daß auch diese Szene für die Bühne gemacht sei. Wann die Schauspieldichter mit mehr oder minder Sukzeß religiöse Szenen auf die Bühne brachten, so muß es jedoch für gewagt gehalten werden, den Versuch zu vervielfältigen, und die Lehre vom Abendmahl oder die Notwendigkeit oder die Entbehrlichkeit eines Sakraments, welche alle drei in Deutschland herrschenden Religionsparteien mit dem größten Respekt behandeln, auf der Bühne deduzieren zu lassen, möchte immer auch selbst andern als den Schwachen anstößig scheinen. Übrigens läßt sich der Vorschlag entschuldigen, da einmal die Mittel, auf die Gefühle des Stuttgarter Publici zu wirken, als erschöpft angesehen werden können, und möchte die Wahl der übrigen nur noch zwischen religiösen und landschaftlichen Szenen beschränkt sein." Sehr schmeichelhaft für das damalige Stuttgarter Publikum ist diese Schlußwendung gerade nicht.

Am 18. November 1815 wurde Maria Stuart unter der Regierung König Friedrichs zum letzten Mal, im ganzen zum 24. Mal in Stuttgart gegeben, am 22. März 1822 zum 30. Mal.

Freitag den 23. Juli 1802 im großen Opernhaus mit aufgehobenem Abonnement „Die Jungfrau von Orleans, eine romantische Tragödie in 5 Akten von Schiller"! Die Schillersche Neuheit wurde diesmal den Stuttgartern verhältnismäßig rasch geboten, denn erst 10 Monate vorher, am 17. September 1801, hatte die Uraufführung des Werkes in Leipzig stattgefunden. Die Erwartungen waren — obgleich mitten im Hochsommer — so hoch gespannt, daß, um die Nachfrage nach Plätzen befriedigen zu können, die erste Wiederholung sofort auf den folgenden Tag, Samstag den 24. Juli 1802, angesetzt ward. Das Interesse des Publikums galt freilich nicht ausschließlich dem Dichter, sondern zugleich Iffland, dem damaligen gefeierten Gaste des Stuttgarter Hoftheaters. Dieser begnügte sich zwar mit der kleinen Rolle des Bertrand, aber er führte zugleich die Regie und tat dies mit solchem Eifer, daß er die Intendanz ausdrücklich um die Erlaubnis bat, Kanonen abfeuern zu dürfen. Sein Name bürgt für den würdigen Verlauf der Vorstellung im ganzen, wenn auch der damalige Personalbestand nicht die Besetzung aller Rollen mit hervorragenden Kräften zuließ. Die Titelpartie lag in den Händen der Frau Aschenbrenner, Königin Isabeau war Frau Fossetta-Ziegler; den Dunois und Talbot gaben 1802 und vermutlich auch schon bei der Erstaufführung die Herren Vinzenz und Reil; wer

Digitized by Google

den Dauphin gespielt hat, ist unsicher, vielleicht Gley, der aber auch den Dunois gegeben haben könnte, in welchem Falle dann ursprünglich Vinzenz als Dauphin aufgetreten wäre. Die Vorstellung dauerte $3^3/_4$ Stunden.

Der Brand des kleinen Theaters verzögerte die weiteren Aufführungen der Jungfrau von Orleans. Das Material dazu, das in das Schauspielhaus verbracht worden sein muß, verbrannte dort mit. Die Ergänzungen an Dekorationen und Kostümen konnten natürlich nur allmählich hergestellt werden. Am 25. Februar 1803 fragte die Intendanz bei Kurfürst Friedrich an, ob man jetzt das „Mädchen von Orleans" neu einstudieren dürfe; da die Kleidungen aus den Hussiten und den Kreuzfahrern zum Teil zu benutzen seien, könne es ohne großen Aufwand geschehen. Der Kurfürst entschied jedoch, daß das Schillersche Drama hinter Kotzebues Octavia zurückgestellt werden solle. Friederike Unzelmann, die Anfang Juni in Stuttgart wiederholt auftrat, dann zum Gastspiel nach München reiste und auf der Rückreise von dort nach Berlin sich nochmals an einem Abend (27. Juni) den Stuttgartern zeigte, hätte gerne die Johanna gespielt, was sich indessen nicht ermöglichen ließ. Erst am 11. Juli 1803[1]) konnte die dritte Vorstellung der Jungfrau von Orleans stattfinden. Die Rolle des Dauphin lag dabei in den Händen von Voß (später Miedke, Lembert, Hartmann, Mevius). Die Vorstellungen der Tragödie wurden nun — aus unbekannten Gründen — abermals durch eine dreijährige Pause unterbrochen. Am 7. September 1806 wurde sie im großen Hause zum Benefiz des Ehepaares Leibnitz gegeben. Madame Leibnitz war in der Folgezeit die tüchtige einheimische Vertreterin der Titelrolle, während die Aschenbrenner nunmehr die Isabeau darstellte. Dieselbe Metamorphose machte nach einigen Jahren Frau Leibnitz durch, deren Platz als Johanna dann Frau Gehlhaar einnahm. Am 31. Juli 1808 wurde die Rolle von einem berühmten Gaste, Frau Henriette Hendel, dargestellt. Zwischen dieser und der Unzelmann war einst bei der Einstudierung der Jungfrau am königl. Nationaltheater in Berlin die Titelpartie strittig gewesen, und die Hendel, damals noch Frau Meyer, hatte den Sieg davongetragen, obgleich der Dichter selbst die Angelmann dazu bestimmt hatte. Am 11. März 1812 gastierte Demoiselle Benda, am 24. August 1814 Auguste Brede als Johanna, und da letztere bald darauf in den Verband der Stuttgarter Hofbühne trat, war damit die schöne Schillersche Rolle auf längere Zeit hinaus in würdige Hände gelegt.

[1]) Nach den Theateranzeigen wäre das Stück sowohl am 8. als auch am 11. Juli 1803 gegeben worden. Das erwähnte Rollenbesetzungsbuch weiß nur von einer Aufführung am 11. Wir müssen deshalb annehmen, daß die Vorstellung vom 8. auf den 11. verschoben worden ist.

Digitized by Google

Am 28. Oktober 1815 durfte Frau Miedke zum Benefiz ihres erkrankten Gatten ausnahmsweise die Johanna spielen, wozu ihr, wie der Intendant, ihr Gesuch empfehlend, berichtete, ihre Jugend und hübsche Figur zu statten kam. Seit 1815 besaß das Stuttgarter Theater einen idealen Vertreter des Dunois an Ferdinand Eßlair; vorher hatten außer Vinzenz Miedke und Hartmann die Partie inne gehabt.

Die Jungfrau von Orleans wurde am 28. Oktober 1815 zum letzten Male unter König Friedrich und überhaupt zum 14. Male dargestellt; am 7. März 1827 fand im ganzen — binnen 25 Jahren — die 24. Vorstellung statt.

Am 19. März 1803 bestand „Die Braut von Messina“ auf der Weimarer Bühne die erste Probe ihrer szenischen Wirksamkeit. Schon damals gab sich Schillers Verleger Cotta große Mühe, eine sofortige Darstellung des Werkes in Stuttgart durchzusetzen. Am 3. März des genannten Jahres kündigte er dem Dichter diese Absicht an (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, herausgegeben von Vollmer, S. 484). Schiller antwortete darauf am 13. März: „Da Sie, lieber Freund, die Braut von Messina beim Theater zu Stuttgart anbringen wollen, so sende ich Ihnen ein Schema zu, wie es mit dem Chor gehalten werden muß. Ich habe ihn nämlich in spezifische Personen aufgelöst und diesen eigene Namen gegeben, damit man sie ordentlich austeilen kann. Die Reden waren bloß mit einer pathetischen Deklamation rezitiert, nicht gesungen noch mit Musik begleitet. Die übrigen kleinen Erinnerungen habe ich auf dem Zettel noch beigeschrieben“ (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 484, bei Jonas 7, S. 25). Alle Versuche, des Manuskriptes zu jenem Schema habhaft zu werden, sind bis jetzt gescheitert; es ist ohne Frage zugrunde gegangen. Auch Cottas oben erwähnte Bemühungen blieben zunächst erfolglos. In dem Briefe, den er am 29. März 1803 an Schiller gerichtet hat, lesen wir: „Ich hatte mit der Braut von Messina alle Hoffnung, sie beim Stuttgarter Theater unterzubringen, als mir der durch sein Trinken ganz entmenschte Petersen, der darüber von der Direktion zu Rat gezogen wurde, durch sein einfältiges Urteil alles verderbte“ (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 485). Fast noch zwei Jahre währte es, bis sich die Aufführung des Stückes in Stuttgart ermöglichen ließ. Freitag den 7. Dezember 1804 fand die Première statt. „Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder. Ein Trauerspiel mit Chören. Von Schiller.“ So lautete die Ankündigung.

Über die Vorstellung selbst und ihren Verlauf weiß man nur wenig. Aus den Akten ergibt sich, daß eine Dekoration aus dem alten Theater von Grafeneck, das einst Herzog Karl Eugen an diesem

Digitized by Google

Jagdaufenthalt hatte errichten lassen, für die Braut von Messina verwendet wurde; sie mußte zu diesem Behufe retouchiert und verlängert werden. Leiter der Vorstellung wird der damalige Schauspielregisseur Pauli gewesen sein. Die Fürstin Isabella spielte Frau Aschenbrenner, den Don Manuel Herr Reil, den Don Cesar Herr Vinzenz, die Beatrice Frau Leibnitz, den Diego Herr Pfizenmaier, die zwei ersten Chorführer der Brüder die Herren Pauli und Schloz, beziehungsweise Keppler und Decker. Die Dauer der Vorstellung war auf $3^1/_2$ Stunden berechnet.

Die erste Wiederholung der Braut von Messina fand Sonntag den 9. Dezember 1804 statt. Weitere Vorstellungen sind am 7. Januar, 8. September und 20. Oktober 1805, am 1. April 1808, am 9. Juni 1813, am 18. Januar 1815, am 24. Mai und 12. Juli 1816 zu verzeichnen, so daß das Trauerspiel unter König Friedrich im ganzen zehnmal gegeben worden ist, bis zum 29. Oktober 1829 im ganzen 21mal.

Als Isabella gastierte am 1. April 1808 Frau Elise Bürger, geborene Hahn, das ehemalige „Schwabenmädchen", die sich der dramatischen Kunst in die Arme geworfen hatte, nachdem ihre Ehe mit G. A. Bürger geschieden worden war. Am 18. Januar 1815 übernahm Frau Eßlair, dann Auguste Brede die Rolle. Don Manuel spielten als Reils Nachfolger der Reihe nach Lembert, Eßlair, Maurer, Don Cesar nach Vinzenz Miedke, Hartmann und gleichfalls Maurer; am 7. Januar 1805 hatte Bethmann aus Berlin als Gast die Partie dargestellt. Die Beatrice ging von Frau Leibnitz auf Fräulein Gaus, später auf Frau Hartmann über.

Der Vorstellung der Braut von Messina, welche am 15. Oktober 1819 stattfand, wohnte die Witwe des Dichters bei. Charlotte von Schiller gab darüber in einem Brief vom 13. November 1819 an Knebel folgendes Urteil ab: „Auch das Theater habe ich besucht. Da die Intendanz so artig war und mir Billets sendete zu der Aufführung der Braut von Messina, so mußte ich hin und sah nach langer, schmerzlicher Entsagung ein Stück von Schiller wieder. An einem fremden Ort, dachte ich immer, könnte ich es leichter, doch hat es mich viel gekostet. Eßlair hat vortrefflich gespielt, den Don Manuel. Er ist wohl der einzige Schauspieler jetzt in Deutschland, der tiefes Studium mit so viel Einfachheit im Spiel verbindet. Es ist keine falsche Kunstforderung in ihm, rein und hell steht das Bild vor einem, was er vor die Seele führt; dabei eine schöne, hellklingende Stimme. Das Ganze war sehr gut berechnet, und nichts Kleinliches störte das Auge. Die Chöre wurden gut gesprochen, doch waren sie sonst bei uns besser durch einzelne Stimmen besetzt; aber gut berechnet war das Ganze." (Briefe von

Digitized by Google

Schillers Gattin an einen vertrauten Freund, herausgegeben von H. Düntzer S. 466 f.).

Die Braut von Messina war das letzte Schillersche Drama, dessen Erstaufführung auf der Stuttgarter Bühne zu Lebzeiten des Dichters stattfand. 5½ Monate nach seinem Tode ereignete sich die erste Vorstellung des Wilhelm Tell. Mehr als anderthalb Jahre waren seit der Weimarer Uraufführung (17. März 1804) verstrichen. Man hat die Ursache dieser Verzögerung wohl in den allgemeinen damaligen Verhältnissen des Stuttgarter Hoftheaters zu suchen: beim Brande des Schauspielhauses war fast der gesamte Fundus mit zugrunde gegangen, der nur allmählich wieder beschafft werden konnte. Da das Stück hohe Ansprüche an Ausstattung stellte, so entschloß man sich nur schwer, der Einstudierung näher zu treten. Politische Bedenken scheinen nicht obgewaltet zu haben. König Friedrich hat auch seinem übermächtigen Verbündeten Napoleon gegenüber seinen Unabhängigkeitssinn niemals verleugnet. Es ist immerhin bemerkenswert, daß er, der damalige Kurfürst, wenige Wochen, nachdem er den Besuch des Kaisers an seinem Hoflager empfangen und mit diesem einen Allianzvertrag abgeschlossen hatte, das Freiheitsdrama über die Bretter seines Hoftheaters gehen ließ. Die Zensur wird allerdings alle bedenklichen Stellen getilgt haben. Man geht wohl nicht mit der Annahme fehl, daß gerade Schillers Tod schließlich die Aufführung des Tell in Stuttgart beschleunigt hat, weil man es nunmehr gewissermaßen als Ehrenpflicht ansah, sich seines Vermächtnisses anzunehmen.

Die notwendigen Anstalten wurden frühzeitig mit großer Sorgfalt und ohne ängstliche Sparsamkeit getroffen. Schon im Juli 1805 hatte die Theateroberintendanz die sämtlichen Vorbereitungen zur Aufführung des Schauspiels dem neu ernannten Operuregisseur Fischer übertragen, der natürlich durch Pauli, den Regisseur des Schauspiels, unterstützt wurde; doch seien die Kostenanschläge vorher einzureichen. Der Obermaschinist Baßmann machte die Vorschläge zu den Dekorationen, die Professor Heideloff, der Dekorationsmaler, derselbe, der die Vorlesung der Räuber im Bopserwald durch die bekannte Skizze verewigt hat, auszuführen hatte. Heideloff veranschlagte am 15. August den Aufwand für Dekorationen auf 1051 fl. Der Erlaß, den die Oberintendanz in dieser Angelegenheit am 7. September an die Theaterdirektion ergehen ließ, rückt das damalige Stuttgarter Publikum in nichts weniger als schmeichelhafte Beleuchtung. „Kurfürstliche Theateroberintendanz," lautet er, „kann in Beziehung auf die unter dem 26. vorigen Monats gemachten Anträge wegen der Kosten zur Aufführung des Wilhelm Tell nicht verhehlen, daß solche nach den hierbei zurückfolgenden Überschlägen und Berechnungen besonders deswegen unverkennbar beträchtlich sind, weil sie wohl schwerlich für ein undank-

Digitized by Google

bareres Publikum als das von Stuttgart gemacht werden können. Da nun Seine kurfürstliche Durchlaucht diesem Publico Vergnügungen zu machen und ihm den Genuß zu verschaffen die Absicht haben, welcher einem solchen gebildeten von großem Wert und willkommen sein würde, diese Erwartung jedoch hier kaum noch stattfinden kann, so müssen diese Kosten für diesesmal bloß in Rücksicht des Hofs und der Gelegenheit angewandt werden. Sie werden demnach sofort hierdurch bewilligt, jedoch unter dem expressen Vorbehalt, daß auf alle die Ersparungen gesehen werden soll, welche sich mit vollständiger Erreichung des Zwecks und nötiger Berücksichtigung des festlichen Augenblicks anständig erreichen lassen." Die Kosten der von Heideloff gelieferten Dekorationen beliefen sich zuletzt wirklich auf 1253 fl. 54 kr. Es macht einen sehr guten Eindruck, daß für den Tell mehr ausgegeben wurde als für irgend ein anderes der damals neu inszenierten Stücke; selbst die Dekorationen zur Zauberflöte kosteten nur 1162 fl. 36 kr. Auch für würdige Kostümierung und Maschinerie geschah das Nötige. Regisseur Pauli berichtete einmal, nach allen möglichen Versuchen habe sich ergeben, daß der Regenbogen auf keine andere Art zu machen sei als mit einer Laterna magica; eine solche sei „beim Ebener" für 9 fl. zu haben. Sie wurde denn auch angeschafft.

Freitag den 18. Oktober 1805 fand im kurfürstlichen großen Opernhause die Erstaufführung des Wilhelm Tell statt, nachdem sie ursprünglich schon auf den 8. Oktober angesetzt, aber aus unbekannten Gründen wieder abgesetzt worden war. Die Spielzeit dauerte in Stuttgart nur $3^1/_4$ Stunden gegen 5 Stunden bei der Weimarer Uraufführung; es muß also tüchtig gekürzt worden sein. Die Hauptrollen waren folgendermaßen besetzt: Geßler — Weberling, Attinghausen — Pauli, Ulrich von Rudenz — Leibnitz, Stauffacher — Vinzenz, Walter Fürst — Reil, Wilhelm Tell — Fischer, Pfarrer Rösselmann — Pfizenmaier, Arnold von Melchthal — Miedke, Baumgarten — Schloz, Johannes Parricida — Genz, Hedwig — Frau Fossetta-Ziegler, Gertrud — Frau Aschenbrenner, Bertha von Bruneck — Frau Leibnitz, Armgard — Frau Pauli. Eine Anzahl Schauspieler mußten mehrere Rollen übernehmen. Bei der ersten Wiederholung tauschten Fischer und Vinzenz, so daß nun letzterer den Tell, ersterer den Stauffacher verkörperte. Später übernahm Miedke die Rolle, seit 1815 Ferdinand Eßlair, der am 13. Januar 1815 darin gastierte. Er war ohne Frage der glänzendste Tell, der jemals über die Bretter des Stuttgarter Hoftheaters geschritten ist, ja überhaupt einer der hervorragendsten Darsteller dieser schönen Partie. Uhland, der ihn bei dem erwähnten Debüt sah, hat in sein Tagebuch die trockene, aber für ihn vielsagende Bemerkung eingezeichnet: „Eßlairs treffliches Spiel als Tell" (S. 153 der Hartmannschen Ausgabe).

Digitized by Google

Auch Eßlairs Nachfolger Wilhelm Maurer vertrat die Rolle würdig. Am 11. Oktober 1809 debütierte der begabte Reinhard als Geßler; später zeichnete sich namentlich der Charakterdarsteller Eduard Gnauth in dieser Partie aus.

Wilhelm Tell, schon im Morgenblatt von 1811 (Nr. 50) als Lieblingsstück des Stuttgarter Publikums bezeichnet, gelangte auch öfter als irgend ein anderes Schillersches Drama zur Darstellung. Die erste Wiederholung fand, 5 Tage nach der Première, Mittwoch den 23. Oktober 1805 im großen Opernhause „auf höchsten Befehl" statt. Die dritte Aufführung, am Geburtstag des Dichters, dem ersten seit seinem Tode, also am 10. November 1805, gleichfalls im großen Theater, war als eine Totenfeier für Schiller gedacht. Die Einnahme wurde zum Beitrag für Errichtung eines Denkmals Schillers in seiner Geburtsstadt Marbach bestimmt, das freilich erst im Jahre 1876 wirklich erstehen sollte. Wegen eines Festprologs war die Theaterleitung in Verlegenheit. Von dem Gedanken, Schillers Huldigung der Künste für diesen Zweck zu verwenden, kam sie wieder zurück. Und von den damaligen schwäbischen Poeten hatte sie eine ebenso geringe Meinung wie vom Stuttgarter Publikum. „Bei unsrer Dichter Geistesarmut," heißt es in einem Schriftstück, „ist es schwer, hier einen überall gefälligen Ausweg finden zu können." Man dachte in erster Linie an Friedrich Haug, den Epigrammatiker, der schon als Schillers Kamerad von der Akademie her zu dieser Aufgabe besonders geeignet schien. Haug hat auch wirklich den Prolog geliefert, der alsbald unter dem Titel „Schillers Gedächtnisfeier an seinem Geburtstage. Als Vorspiel zum Schauspiele Wilhelm Tell im kurfürstlichen großen Opernhause gefeiert" (Stuttgart 1805) gedruckt wurde (Goedeke, Grundriß 5, S. 121 Nr. 18). Eine Annonce im Schwäbischen Merkur vom 11. November 1805 benachrichtigte das Publikum, daß das Werkchen bei dem Souffleur Hörz im kleinen Schauspielhause für 12 Kreuzer zu haben sei. An dem dekorativen Teile der Festvorstellung hatte ein andrer Jugendfreund Schillers, der große Dannecker, mitgewirkt. Er ließ sich darüber am 5. Januar 1806 gegen Wilhelm von Wolzogen also brieflich vernehmen: „Schillers Totenfeier auf dem hiesigen Theater ist ziemlich ordentlich gegeben worden, leider ists eben in einer Zeit vorgekommen, wo hier alles wegen dem Krieg in Ängsten war. Zur Zeichnung für die Dekoration des Monuments und für die Idee des Ganzen bin ich vom Grafen Winzingerode aufgefordert worden; Sie werden es in der Zeitung gelesen haben. Haug hat die Poesie besorgt, ich habe sogar für die Melpomene die Maske modelliert und gegossen" (Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen 1, S. 483 f.). Eine genauere Beschreibung des Festaktes brachte die von A. v. Kotzebue und

Digitized by Google

G. Merkel herausgegebene Zeitschrift „Der Freimüthige“ (3. Jahrgang 1805 Nr. 238) aus der Feder eines Augenzeugen.

Im ganzen ging Wilhelm Tell unter König Friedrich 18mal, bis zum 8. Mai 1827 36mal über die Bretter des Stuttgarter Hoftheaters.

Damit waren sämtliche große Dramen Schillers außer der Wallensteintrilogie in den Spielplan des Stuttgarter Hoftheaters aufgenommen; ehe diese endlich durchgesetzt wurde, gingen noch verschiedene Übersetzungen und Bearbeitungen Schillers in Szene. Zuerst die der Racineschen Phädra, die am 30. Januar 1805 in Weimar ihre Uraufführung erlebt hatte. Freitag den 2. Januar 1807 fand die Erstaufführung, Montag den 2. März 1807 die erste Wiederholung in Stuttgart statt. Das Trauerspiel wurde — schon darum, weil es dankbare Rollen darbot — verhältnismäßig oft gegeben, unter König Friedrich im ganzen 11mal, darunter einmal (6. Juni 1815) zu Ehren der nachmaligen Königin Katharina von Württemberg im Ludwigsburger Schloßtheater, bis zum 6. Oktober 1819 16mal; bei der Première wurde Hagemeisters einaktiges Lustspiel „Das große Los“ beigegeben; später sah man von solchen unpassenden Zutaten ab. Ursprünglich spielte die Titelrolle Frau Leibnitz, den Theseus Herr Cordemann, den Hippolyt Herr Lembert. Eine Kritik über diese erste Vorstellung brachte das Morgenblatt für gebildete Stände (1807 Nr. 14 S. 55 f.). Sie lobte das Unternehmen im allgemeinen, rühmte Frau Leibnitz und Herrn Lembert und setzte sich dann hauptsächlich mit dem Vertreter des Theramen, Herrn Reil, auseinander. Auch König Friedrich war mit dieser Besetzung nicht einverstanden; denn er ordnete am 20. Februar 1807 an, daß die Rolle Herrn Schwarz zugeteilt werden solle. Am 5. August 1808 gab die in Stuttgart gastierende Frau Hendel-Meyer die Titelpartie zu ihrem Benefiz. Cordemann fand als Theseus in Miedke einen mindestens ebenbürtigen Nachfolger. Am 6. Januar 1815 verkörperte das Eßlairsche Ehepaar zum ersten Male in Stuttgart Phädra und Theseus; er zählte diese Rolle zu seinen glänzendsten Darbietungen.

Am 24. Februar 1807 veranstaltete der Hofschauspieler Cordemann zu seinem Benefiz ein Deklamatorium im kleinen Schauspielhaus; er trug dabei, was bei ähnlichen Gelegenheiten schon damals in Stuttgart häufig geschah, auch Schillersche Gedichte und Monologe vor. Die zweite Abteilung bildete „Das Lied von der Glocke, melodramatische Vorstellung, neu komponiert von Musikdirektor Knecht aus Biberach“. In die Deklamation des Gedichts teilten sich die Herren Cordemann und Reil und Frau Leibnitz (vgl. Morgenblatt für gebildete Stände 1807 Nr. 52 S. 204). Sonntag 5. Juli 1807 wurde das Melodrama im Verein mit zwei Einaktern wiederholt.

Digitized by Google

Die Dichtung war zum ersten Male durch Goethe am 10. August 1805 in Lauchstädt auf die Bühne gebracht worden.

„Der Neffe als Onkel, Lustspiel in 3 Akten, aus dem Französischen des Picard übersetzt von Schiller", am 18. Mai 1803 in Weimar zum ersten Male gegeben, erschien Mittwoch den 28. September 1808 auf den Brettern des Ludwigsburger Schloßtheaters, wurde am 7. Oktober und 28. November desselben Jahres in Stuttgart wiederholt, um dann vom Spielplan völlig zu verschwinden und erst in unsrer Zeit wieder vorübergehend aufzutauchen. Die Rollen der beiden Dorsigny hatten Miedke und Lembert inne. Die Schillersche Übertragung des fünfaktigen Picardschen Lustspiels „Der Parasit oder die Kunst sein Glück zu machen" lernte das Stuttgarter Publikum erst am 17. Oktober 1834 kennen, 31 Jahre nach der Weimarer Aufführung (12. Oktober 1803).

Turandot (Weimarer Uraufführung: 30. Januar 1802) wollte die Stuttgarter Oberintendanz schon Ende 1804 darstellen lassen, die Theaterdirektion sträubte sich jedoch dagegen mit der Begründung: „Das Lustspiel von Schiller Turandot hat nirgends viel Glück gemacht. Es müßte in Rollen geschrieben und ganz einstudiert werden." Mittwoch den 20. September 1809 erlebte dann das Stück seine Erstaufführung in Stuttgart. Es scheint in der Tat keinen Anklang gefunden zu haben; denn es kam zu keiner Wiederholung, und erst nach Jahrzehnten wurde ein neuer Versuch damit gemacht. Die Hauptrollen waren folgendermaßen besetzt: Turandot — Frau Hartmann, Adelma — Frau Leibnitz, Altoum — Pauli, Kalaf — Lembert, Tartaglia — Keppler, Pantaleon — Vinzenz.

Die Verhandlungen wegen Aufführung der Wallensteintrilogie in Stuttgart wurden noch vor der Einstudierung des Werkes in Weimar eröffnet. Dort wurde am 12. Oktober 1798 das Lager, 30. Januar 1799 die Piccolomini, 20. April 1799 Wallensteins Tod zum ersten Male gegeben. Schillers Verleger Cotta übernahm dem damaligen Pächter des Stuttgarter Hoftheaters, Leutnant und Auditeur Haselmaier, gegenüber die Vermittlung. Der von Wilhelm Vollmer herausgegebene Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta gibt darüber Auskunft. Am 21. September 1798 schrieb der erstere an letzteren: „Fragen Sie doch den Herrn Hauptmann Haselmaier, ob er die 3 Stücke fürs Stuttgarter Theater will. Ihm will ich sie zusammen für 25 Ldors lassen; Berlin, Hamburg und Frankfurt müssen mir das Doppelte zahlen" (S. 313). Cotta schickte am 10. Oktober 1798 Haselmaiers (verloren gegangene) Antwort an Schiller mit dem Bemerken: „Was sein Markten betrifft, so darf dies nicht stattfinden; ich will ihn hierüber schon belehren. Nun ist der gute Mann noch wegen der Jamben besorgt. Wenn Sie daher

Digitized by Google

Ihre erste Arbeit, die in Prosa war, nicht mehr haben, so dächte ich, man ließe ihm das Manuskript unabgebrochen abschreiben, und dann können es seine Theaterkünstler für Prosa halten. Er wünscht schleunige Antwort" (S. 322). Worauf sich Schiller am 19. Oktober also äußerte: „Herrn Haselmaier bitte zu benachrichtigen, daß das Vorspiel nicht anders als in gereimten Versen gespielt werden darf und kann, und daß es eine Schande für jedes Theater sein würde, das sich vor gereimten Versen fürchtete, nachdem es in Weimar mit Glück ausgeführt worden. Die zwei andern Stücke kann ich ihm in Prosa schreiben und ein wenig prosaisch stilisieren, damit sein Wunsch erfüllt wird. Sonst bleibt es bei meinen Bedingungen" (S. 323). Am 21. November war die erwartete Antwort Haselmaiers noch nicht eingetroffen. Cotta vermutete, er wolle die Erscheinung des gedruckten Wallensteins abwarten und die 25 Ldors sparen" (S. 328). Diese Vermutung bestätigte sich nach Cottas Mitteilung vom 6. Dezember (S. 329). Dazu bemerkte Schiller am 16. Dezember: „Bei Haselmaiern ist nun weiter kein Schritt mehr zu thun. Es ist ein interessierter, kleinlicher Mensch, wie ich sehe, dem ich nun gute Lust hätte, den Preis zu erhöhen, wenn er sich noch einmal um das Stück melden sollte" (S. 330). Indessen wurden nach Jahresfrist die Unterhandlungen mit Haselmaier wegen der Aufführung des Wallenstein wieder angeknüpft. Am 25. Oktober 1799 berichtete Cotta von Tübingen aus an Schiller: „Vor einigen Tagen war ich in Stuttgart, wo ich Herrn Leutnant Haselmaier sprach und von ihm hörte, wie leid es ihm thue, daß er in Hinsicht auf Wallenstein indiskret gehandelt hätte: seine Schuld sei es aber nicht gewesen, sondern in der damaligen Zeitperiode habe gerade die Theaterdirektion die Aufführung aller Ihrer Schauspiele verboten, und da seie er besorgt gewesen, den Wallenstein möchte ein gleiches Schicksal treffen. Er hoffe nun, diese Furcht seie gehoben, und wünsche daher noch einen Akkord schließen zu können, um wenigstens die 3 Monate vor der Erscheinung im Druck dieses Trauerspiel aufführen zu können. Da er im Januar damit auftreten möchte, so wünschte er sogleich wenigstens Wallensteins Lager und Piccolomini zu erhalten und Wallensteins Ende so bald nur möglich. Ob bei dem für ihn nun kürzern Benutzungs-Zeitraum nicht allenfalls 15 Karolin genug wäre, überlasse er Ihrer Billigkeit, so wie er auch versichert sei, daß, falls gegen alle Erwartung die Zensur die Aufführung verböte, Sie ihn der Zahlung entledigten, weswegen aber das Manuskript in meiner Gegenwart vom Zensor gelesen und, falls es nicht approbiert würde, mir sogleich wieder zugestellt werden müßte. Ich wünschte, daß Sie für mich und das Stuttgarter Publikum die Güte hätten, auf sein Anliegen zu entrieren, und bitte Sie daher, mir sobald möglich

Digitized by Google

Wallensteins Lager und Piccolomini für diesen Zweck zu übersenden. Es wäre auch für Ihre künftigen Arbeiten ein guter Anfang damit gemacht" (S. 355). Schillers Antwort darauf, vom 18. November 1799 datiert, lautet: „An Haselmaier will ich, da Sie es wünschen, meine Stück um 15 Karolin überlassen; es versteht sich, daß, wenn er sie nicht spielen darf, mir die Abschreibegebühren für die drei Manuskripte und für die Melodien zu den Liedern gut gethan werden. Mit dem nächsten Posttag folgen die Abschriften. Ich habe noch die Mühe dabei übernommen, diejenigen Stellen auszustreichen, an denen ein Stuttgarter Zensor der politischen Verhältnisse wegen Anstoß nehmen könnte" (S. 359). Am 8. Dezember 1799 übersandte Schiller die für das Stuttgarter Theater bestimmten zwei ersten Stücke der Wallensteintrilogie an Cotta ab. „Pakete an Cotta, reitende Post", vermerkt er zu diesem Tage in seinem Kalender. In dem Geleitschreiben an Cotta heißt es: „Ich habe den ersten freien Tag benutzt, die Abschrift meiner Stücke durchzugehen und für das Stuttgarter Theater die verfänglichsten Stellen daraus wegzustreichen. Wenn die Stücke die Zensur nun noch nicht passieren, so ist es wenigstens meine Schuld nicht. Das dritte Stück folgt mit der nächsten Post, einstweilen mag Haselmaier die zwei ersten der Zensur vorlegen. Das dritte wird ohnehin die allerwenigste Schwierigkeit bei der Zensur machen" (S. 360). Cotta beförderte die beiden Manuskripte durch Vermittlung des auch mit Schiller von der Karlsschule her befreundeten Epigrammatikers Friedrich Haug, der Geheimsekretär in Stuttgart war, an Haselmaier weiter (S. 363). Am 17. Januar 1800 konnte Cotta Schiller melden, Haselmaier habe sich „eben zur Annahme erklärt, und er erwarte nun täglich die Bezahlung sowie von Schiller die Disposition darüber (S. 366). In der Zwischenzeit muß Schiller auch das Manuskript zu Wallensteins Tod abgeliefert haben, obgleich sich weder im Briefwechsel mit Cotta noch in seinem Kalender eine Notiz darüber findet. Am 5. Februar 1800 beauftragte er Cotta, wenn Haselmaier das Geld bezahlt habe, es ihm zu senden (S. 368 f.). Am 9. Februar bemerkte Cotta: „Haselmaier ist sehr schläfrig; auf drei Mahnbriefe habe ich noch nicht einmal das Geld zum Wallenstein" (S. 369). Und am 14. März mußte er Schiller melden, daß sich die Verhandlungen mit Haselmaier zerschlagen haben. „Aus der Anlage" (sie hat sich leider nicht erhalten) „ersehen Sie, daß Haselmaier den Wallenstein nicht aufführen durfte und also auch sich zu keiner Zahlung verstand: da er aber solange mich ohne Nachricht hierüber ließ, so wollte ich dies nicht ungeahndet hingehen lassen und ihn daher zur Bezahlung der 15 Ldors anhalten. Haug, der bis daher der Mittelsmann war, versicherte mich seiner Unschuld; ich wußte daher für Ihr Interesse

Digitized by Google

nichts besser zu thun, als Haselmaier wenigstens zur Annahme von Macbeth zu bestimmen, wozu er sich sodann entschloß, und wogegen er mir gleich nach Empfang des Manuskripts die 12 Dukaten bezahlen wird" (S. 373). Schiller erwiderte am 24. März 1800 darauf: „Ich danke Ihnen sehr, daß Sie sich in der Haselmaierischen Sache meines Vorteils so freundlich angenommen haben; zugleich danke ich Ihnen für die getroffene Auskunft und daß Sie die Sache nicht weiter getrieben haben. Es ist einmal ein Fluch auf meinen Unterhandlungen mit Haselmaiern. Ich stand anfangs bei mir an, ob ich überhaupt nicht jedes Verhältnis für jetzt und immer mit ihm aufgeben und folglich auch den Macbeth zurückbehalten sollte. Könnte ich ganz nach meinen Grundsätzen handeln, so geschähe das ganz gewiß, aber die Verbindung mit einem Theater mehr ist für meinen Beutel doch nicht ganz unbedeutend, und so will ich denn, wie die größten und kleinsten Männer in der Welt von jeher thun mußten, meine Empfindlichkeit dem Vortheil aufopfern. Der Macbeth soll noch diese Woche abgeschickt werden" (S. 374). „Eben diese Rücksicht des dauernden Verkehrs mit einem Theater mehr bestimmte mich zu meinem Benehmen mit Haselmaier," antwortete Cotta am 4. April 1800 (S. 376). Die zwölf Dukaten für Macbeth scheinen denn auch von Cotta für Schiller einkassiert worden zu sein, aber es stand noch elf Jahre an, bis die Schillersche Bearbeitung dieser Shakespeareschen Tragödie über die Bretter der Stuttgarter Hofbühne ging; die Gründe dieser Verzögerung sind unbekannt.

Die für das Stuttgarter Hoftheater bestimmten Abschriften der Wallensteintrilogie befinden sich jetzt auf der königl. Bibliothek in Berlin, die sie im Jahre 1845 aus dem Nachlasse des Staatsrats Karl Friedrich Kielmeyer erworben hat. Auf dem Titelblatt des Manuskripts zum Lager ist von Schillers Hand beigefügt: „Nach meiner Handschrift richtig kopiert und von mir durchgesehen. Schiller," ebenso auf dem Titelblatt von Wallensteins Tod: „Nach meiner Handschrift kopiert und von mir durchgesehen. Jena 4. Nov. 99. Schiller." Die Änderungen, die der Dichter daran mit Rücksicht auf die Stuttgarter Zensur vorgenommen hat, sind bei Wendelin von Maltzahn „Wallenstein von Schiller" (Stuttgart 1861) beschrieben.

In der Tat war Haselmaier an dem unbefriedigenden Verlauf der Unterhandlungen unschuldig, auch die Zensurbehörde darf nicht dafür verantwortlich gemacht werden. Vielmehr war es der Landesherr selbst, der die Aufführung des Wallenstein verhinderte. Man nahm bisher an, die Rücksicht auf Österreich sei entscheidend gewesen, und wirklich schrieb am 30. März 1801 der Stuttgarter Kanzleiadvokat S. G. Kapf an Schiller: „Allgemein wird es bedauert, daß der Wallenstein aus übertriebener Furcht vor den Kaiserlichen nicht

Digitized by Google

aufgeführt wurde." Jedenfalls aber kann dies nicht der einzige Grund gewesen sein. Denn sonst wäre doch das Werk freigegeben worden, nachdem König Friedrich gegen Österreich mit Kaiser Napoleon sich verbündet hatte. Am 5. Februar 1807 übergab der Hoftheaterintendant von Röder dem Monarchen den Repertoireentwurf vom 9. bis 22 Februar und fügte bei: „Da das jetzige Personal des königl. Hoftheaters die Aufführung der Schillerschen Stücke Wallensteins Lager, die beiden Piccolomini und Wallensteins Tod möglich machen würde, so unterstehe ich mich allerunterthänigst anzufragen, ob diese Stücke aufgeführt werden dürften." Der König antwortete mit der lakonischen Bleistiftnotiz: „Es soll keines dieser Stücke hier aufgeführt werden." Und als im April desselben Jahres Eßlair bat, mit seiner Frau unter andrem auch im Wallenstein gastieren zu dürfen, wagte die Theaterdirektion dieses Gesuch, soweit es die verpönte Schillersche Dichtung betraf, höchsten Orts gar nicht zu unterbreiten. Offenbar war der gegen seinen rechtmäßigen Herrn rebellierende Untertan dem König eine so unsympathische Figur, daß er sie auf seiner Bühne nicht dulden wollte.

Endlich wurde aber der aus monarchischem Standesbewußtsein entsprungene Widerstand gebrochen. Sonntag den 10. Dezember 1809 ward in Stuttgart zum ersten Male „Wallensteins Lager, Vorspiel des Wallenstein in 1 Akt" gegeben, mit zwei beliebigen Einaktern, wie regelmäßig in den nächsten Zeiten, zusammengespannt. Das Stück beanspruchte $1^1/_4$ Stunden. Die erste Wiederholung fand am 26. Dezember 1809 zum Benefiz des Schauspielers Schwarz statt. Am 24. Juli 1816 wurde das Lager zum 13., am 23. März 1818 zum 15. Male aufgeführt. Sonntag den 14. Januar 1810 ging „Die Piccolomini, Schauspiel in 5 Akten von Schiller," 8 Tage darauf, also Sonntag den 21. Januar 1810 „Wallensteins Tod, Trauerspiel in 5 Akten von Schiller" zum ersten Male über die Bretter des Stuttgarter Hoftheaters, nachdem am 10. Januar eine Darstellung des Lagers vorangegangen war. Vorläufig war dies das einzige Mal, daß die Trilogie in rascher Folge zusammenhängend gegeben wurde. Denn die Piccolomini brachten es in jener Periode überhaupt zu keiner zweiten Aufführung. Wallensteins Tod wurde am 17. März 1810 wiederholt und im ganzen bis zum 26. Juli 1816 12 Mal, bis zum 27. Dezember 1818 16 Mal gespielt. Die Spieldauer der Piccolomini betrug $3^1/_2$, des Schlußstücks $3^1/_4$ Stunden.

Im Lager gefielen namentlich Schwarz als Wachtmeister (später: Miedke, Gnauth), Vinzenz als Kapuziner (später: Reinhard, Rohde) und Fräulein Marconi als Marketenderin. In den beiden andern Dramen verkörperte Miedke mit Glück den Wallenstein; bei der Vorstellung von Wallensteins Tod, die am 8. Januar 1815 auf Aller-

Digitized by Google

höchsten Befehl stattfand, übernahm Eßlair als Gast die Rolle und behielt sie fortan bei. Den Oktavio gab in beiden Stücken Schwarz, den Max Lembert, später Hartmann, den Terzky Hartmann, den Illo Weberling, den Isolani Vinzenz, den Buttler Reinhard, den Seni Keppler, den Gordon Pauli. Die Rolle der Thekla fand der Reihe nach in den Damen Gehlhaar, Miedke und Hartmann gute und sympathische Vertreterinnen; die Herzogin lag zuerst in den Händen der Frau Aschenbrenner, später der Frau Pauli; als Gräfin Terzky trat zuerst Frau Leibnitz auf, dann Frau Aschenbrenner, seit 1815 Frau Eßlair. Die erste Darstellung der Trilogie im Januar 1810 fand auch in einer ziemlich ausführlichen Kritik des Morgenblattes für gebildete Stände (vom 26. Januar 1810 Nr. 23 S. 92) lebhafte Anerkennung. Während nach diesem Berichte Wallensteins Lager das Stuttgarter Publikum sehr befriedigte, fühlte es sich durch die Piccolomini im gleichen Grad enttäuscht. „Der Mangel an fortschreitender Handlung," heißt es in der erwähnten Rezension, „das Verweilen, die stufenweise Entwicklung der Charaktere, das häufige Reflektieren und dann der natürlich unbefriedigende Schluß — es erfordert einen eigenen Standpunkt, auf dem man das große Publikum nicht leicht erwarten darf, um darin ein in sich vollendetes dramatisches Ganzes zu erkennen." Daß die Piccolomini letzteres weder sein wollten noch sein konnten, übersah die Weisheit des Kritikers wie die des Publikums. Die Wirkung der Piccolomini, heißt es weiter, sei so schwach gewesen, daß bei Erstaufführung von Wallensteins Tod die Versammlung weit minder zahlreich gewesen sei. „Und doch," fährt der Berichterstatter wörtlich fort, „gewährte diese Darstellung besondere Befriedigung jedem, der nicht ungemessene Anforderungen machte. Einzelne Momente waren von der höchsten Wirkung. So der schöne Auftritt, wo Wallenstein den Max bewegen will, ihn nicht zu verlassen." In der Ablehnung des Mittelstücks durch das Stuttgarter Publikum haben wir wohl auch den Grund seines sofortigen Verschwindens vom Spielplane zu erblicken.

„Macbeth, Trauerspiel in 5 Akten nach Shakespeare von Schiller" wurde nach der geschilderten Verzögerung Samstag den 29. Juni 1811 im großen Stuttgarter Opernhause zum ersten Male aufgeführt. Jenes von Schiller an Haselmaier übersandte Manuskript des Dramas hat sich noch in der Bibliothek des Stuttgarter Hoftheaters erhalten (beschrieben von W. Vollmer in dessen Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 374 f. Fußnote 2). Die Ouvertüre und die im Stück vorkommende Musik hatte für Stuttgart der dortige Konzertmeister Sutor neu komponiert. Die Spielzeit war auf 3 Stunden berechnet. Die Titelrolle gab Miedke, die Lady Macbeth Frau Leibnitz, den Duncan Pauli, den Malcolm Lembert, den Banquo Schwarz,

Digitized by Google

den Macduff Reinhard. Am 11. Oktober 1811 fand die erste, am 13. November 1812 eine weitere Wiederholung statt, die letzte auf lange Zeit hinaus. Über diese dritte Vorstellung berichtet das Morgenblatt vom 2. Dezember 1812 (Nr. 289 S. 1155 f.) also: „Madame Leibnitz gab die Lady, wie alle Rollen, mit Fleiß; auch thaten die Herrn Lembert und Miedke das Ihrige; leider können wir dies aber nicht von jedem der Mitspielenden rühmen, denn mehrere, und unter diesen besonders Banquo und Macduff, erbaten sich ihre etwaigen Reden von dem Souffleur. Das echt schottische Kostüm, in welchem die Hauptpersonen erschienen, war von recht guter Wirkung."

Aus Schillers Gedicht Der Taucher schuf der Stuttgarter Komponist Friedrich Knapp, der Freund Uhlands und Körners (über ihn vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1902 Nr. 191), ein Melodrama, mit dem das dortige Publikum aus Anlaß eines am 31. Oktober 1811 im kleinen Theater veranstalteten „großen Vokal- und Instrumentalkonzerts" bekannt gemacht wurde. Die Deklamation übernahm Miedke. Die Knappsche Komposition, der der Kritiker des Morgenblattes (1811 Nr. 267 S. 1067 f.) „in den vorzüglichsten Stellen Ausdruck und tiefes Gefühl" nachrühmt, scheint gefallen zu haben.

Als Goethes Egmont am 12. Dezember 1812 am Stuttgarter Hoftheater seine Erstaufführung erlebte, wurde Schillers Bearbeitung benutzt. Unter König Friedrich beschränkte man sich auf diese einmalige Darstellung des Trauerspiels.

Das Demetrius-Fragment wurde erst am 21. März 1885 dem Stuttgarter Spielplan einverleibt, dem es seitdem, zeitweise allerdings mit längeren Unterbrechungen, erhalten blieb.

Zum Schluß dieser Untersuchung soll ihr Ergebnis kurz wiederholt werden: eine zusammenfassende Übersicht über die Daten der Stuttgarter Erstaufführungen von Schillers Dramen und die Zahl der Wiederholungen bis zu König Friedrichs Tod (30. Oktober 1816) in Tabellenform.

Stück.	Ort und Tag der Uraufführung.	Tag der Stuttgarter Erstaufführung.	Zahl der Aufführungen bis zu König Friedrichs Tod.
Die Räuber.	Mannheim 1782 Januar 13.	1784 März 5.	15
Kabale und Liebe.	Frankfurt a. M. 1784 April 13.	1792 Dezember 28.	6
Die Verschwörung des Fiesco zu Genua.	Mannheim 1784 Januar 11.	1797 Juni 5.	12
Don Carlos.	Hamburg 1787 August 29.	1797 August 24.	11
Maria Stuart.	Weimar 1800 Juni 14.	1802 März 25.	24

Digitized by Google

Die Jungfrau von Orleans.	Leipzig 1801 September 17.	1802 Juli 23.	14
Die Braut von Messina.	Weimar 1803 März 19.	1804 Dezember 7.	10
Wilhelm Tell.	Weimar 1804 März 17.	1805 Oktober 18.	18
Phädra.	Weimar 1805 Januar 30.	1807 Januar 2.	11 (10 in Stuttgart, 1 in Ludwigsburg)
Das Lied von der Glocke.	Lauchstädt 1805 August 10.	1807 Februar 24.	2
Der Neffe als Onkel.	Weimar 1803 Mai 18.	1808 September 28 in Ludwigsburg), Oktober 7 (in Stuttgart).	3 (2 in Stuttgart, 1 in Ludwigsburg)
Turandot.	Weimar 1802 Januar 30.	1809 September 20.	1
Wallensteins Lager.	Weimar 1798 Oktober 12.	1809 Dezember 10.	13
Die Piccolomini.	Weimar 1799 Januar 30.	1810 Januar 14.	1
Wallensteins Tod.	Weimar 1799 April 20.	1810 Januar 21.	12
Macbeth.	Weimar 1800 Mai 14.	1811 Juni 29.	3

„Die Grafen von Moor“.

Eine Bearbeitung von Schillers Räubern aus dem Jahre 1785.

Von Adolf Wohlwill in Hamburg.

Mit Recht bemerkt J. Minor (Schiller 1, 409): „Das deutsche Theater besitzt kein Repertoirestück, welches sich an dauernder Zugkraft und gewaltiger Wirkung auf die breiten Massen des Volkes mit den Räubern vergleichen könnte.“ Trotzdem gab das Drama — wie auch Minor a. a. O. S. 410 hervorhebt — zumal in dem Jahrzehnt, in dem es erschienen, zu mannigfachen Bedenken Anlaß. Diese Bedenken waren teils bühnentechnischer, teils moralischer Art und riefen verschiedene Überarbeitungen des Stückes hervor.

Der Wunsch, in moralischer Beziehung möglichst wenig Anstoß zu erregen, läßt sich bereits in den Änderungen erkennen, die Schiller selbst mit seinem Werk vorgenommen. So hat er ja z. B. die in der ursprünglichen Fassung enthaltene Stelle, in der Karl Moor seine Sympathie für den revolutionären Satan Miltons ausspricht, bereits in der zuerst an die Öffentlichkeit gelangten Ausgabe unterdrückt.

Digitized by Google

Weitere Abschwächungen brachte Schillers Theaterbearbeitung, allerdings zum Teil auf Dalbergs Antrieb. Aus der jüngsten Vergangenheit versetzt der Dichter das Stück in die Zeit, „als der ewige Landfrieden in Deutschland errichtet ward,“ wodurch die Handlung anscheinend in romantische Ferne gerückt wird. Hiermit in Zusammenhang steht, daß die für die Sturm- und Drangperiode so ungemein charakteristische Kundgebung Karl Moors: „Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet; aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus“ in die zahmere Äußerung umgewandelt wird: „Der Friede hat noch keinen großen Mann gebildet, aber der Krieg brütet Kolosse und Helden aus.“

Doch auch diese Theaterbearbeitung vermochte solche, die den Wert eines Dramas nach seiner tatsächlichen oder scheinbaren sittlichen Wirkung oder Unverfänglichkeit bemaßen, nicht durchweg mit Schillers Jugendwerk auszusöhnen. Trotz der Versetzung in das Zeitalter Maximilians I. trugen Charaktere, Reden und Gesinnungen der Helden allzusehr den Stempel des 18. Jahrhunderts, als daß man in ihnen etwas anderes als verkleidete Zeitgenossen erblicken konnte.

Nun hatte ja freilich Schiller schon in der Vorrede zu der ersten veröffentlichten Ausgabe zu seiner Rechtfertigung und zur Beruhigung seiner Leser bemerkt: „Das Laster nimmt den Ausgang, der seiner würdig ist. Der Verirrte tritt wieder in das Geleise der Gesetze. Die Tugend geht siegend davon.“ Mochte aber auch die Haltung Karl Moors am Ende de Dramas und sein Entschluß, sich den beleidigten Gesetzen und der mißhandelten Ordnung als Opfer darzubringen, manche Leser und Zuschauer mit der Dichtung aussöhnen, so fehlte es doch auch sicher nicht an solchen, die dem Zuruf beistimmten, der dem Helden des Stückes (in dessen älterer Gestalt) aus den Kreisen seiner eigenen Genossen entgegentönt: „Es ist die Groß-Mann-Sucht. Er will sein Leben an eitle Bewunderung setzen.“ Überdies bleibt im Unklaren, welche Bahnen die übrigen Räuber nach dem Entschluß ihres Hauptmanns betreten werden. In der ursprünglichen Fassung läßt nichts auf ihre Umkehr schließen. In der Theaterbearbeitung werden sie allerdings von Karl Moor dazu mit den Worten ermahnt: „Gehet hin, und opfert eure Gaben dem Staate. Dienet einem Könige, der für die Rechte der Menschheit streitet;“ doch erfahren wir nicht, ob ein irgendwie erheblicher Teil der Bande dieser Weisung Folge leistet. Aus dem Wunsch, den Moralitätsanforderungen noch wirksamer als durch die Theaterbearbeitung des Stückes und als durch das „Monument Moors des Räubers“ zu genügen, erklärt sich die geraume Zeit gehegte Absicht Schillers, eine Fortsetzung der „Räuber“ zu dichten. Es kann daher nicht wundernehmen, daß auch minder

Digitized by Google

berufene Zeitgenossen sich die Aufgabe stellten, die Kluft zwischen Schillers kraftgenialischem Jugendwerk und der Alltagsmoral zu überbrücken.

Nur unvollständige Kunde besitzen wir von der Arbeit jenes Thomas, der das Schillersche Drama für die Tillysche Gesellschaft in Stralsund ummodelte. Sicher ist, daß er die Gesamtheit der Räuber „umkehren“, das heißt ihrem verbrecherischen Lebenswandel entsagen läßt.[1])

Die Umkehr der Räuber bildet das besondere Thema eines umfangreichen Dramas, das Frau von Wallenrodt im Jahre 1801 unter dem Titel: „Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsscene beim alten Thurm“ erscheinen ließ. Hier wird nicht nur angedeutet, sondern in breitester Weise ausgeführt, wie Karl Moor und die ihm gesinnungsverwandten unter seinen Gefährten bemüht sind, durch edelmütige und menschenfreundliche Taten ihr vergangenes Sündenleben wieder gut zu machen. Zum Schluß läßt der Kaiser gegenüber Karl Moor und denjenigen seiner Genossen, die ähnlich wie dieser gehandelt, Gnade für Recht ergehen. In der Amnestieerklärung für den ersteren wird hervorgehoben, daß soviel zusammengekommen sei, was ihn, einen feurigen jungen Mann, zu Beschwörung des verbrecherischen Bundes reizte, daß er sogar als Oberhaupt einer Räuberbande gewisse gute Handlungen ausgeübt, daß er die Bande entlassen und sie zur Besserung ihres Lebens ermahnt und daß er ebensovielen Personen das Leben gerettet habe, als zuvor von ihm ermordet worden seien. Über den ästhetischen Unwert dieser Fortsetzung des Schillerschen Dramas kann keine Meinungsverschiedenheit bestehen. Aber auch der Moral hat Frau von Wallenrodt keine sonderlichen Dienste geleistet; denn es ist schwer zu verkennen, daß gerade eine derartige Verherrlichung der reumütigen Räuber geeignet ist, das sittliche Urteil über ihr früheres Gebaren zu trüben.

Wollte man ganz sicher jeden Stein des Anstoßes entfernen, so blieb nichts anderes übrig, als aus den „Räubern“ das Räubermotiv überhaupt auszumerzen. Auf diesen Einfall kam ein unbekannter Bearbeiter aus dem Jahre 1785, dessen Machwerk schon seiner Seltsamkeit wegen Beachtung verdient, wenn es auch zweifelhaft ist, ob es jemals der Aufführung würdig erachtet wurde.

Der Titel dieser Bearbeitung lautet: „Die Grafen von Moor, ein Schauspiel in 5 Aufzügen oder Schillers Räuber umgearbeitet von ******. In Monath July 1785.“[2]) Die Personen des Stücks

[1]) Eduard Boas, Schillers Jugendjahre. Band 2, S. 87 ff.

[2]) Das Stück ist mir nur als Manuskript bekannt. Es befindet sich in einer Sammlung von Theaterstücken, die, dem Hamburger Stadttheater zugehörig, gegenwärtig auf der Hamburger Stadtbibliothek aufbewahrt werden.

Digitized by Google

sind: Maximilian, regierender Graf von Moor, Carl und Franz seine Söhne, Amalia, Hermann, Daniel („ein alter Haußhofmeister des regierenden Grafen"), Schweizer, Spiegelberg, Roller, die im Personenverzeichnis nur als Studenten in Leipzig bezeichnet werden; außerdem figurieren dort „Emelcka, Anführer eines Trupp Cosacken unter Pugatschef, Kosinsky, ein Rußischer Officier von der kayserlichen Armee, Rußen, Cosacken, Briefträger, Knechte etc. etc." „Der Ort der Handlung ist in Francken auf und um des Grafen Schloß und am Ende des 1ten Acts in Leipzig. Der 3te Aufzug in Rußland. Das Stück spielt in Anfang des vorigen Jahr-Zehnts."

Wie schon aus diesen Angaben ersichtlich, hat sich der Bearbeiter vielfach von Schiller ganz unabhängig gemacht. Wo er dem Schillerschen Text vollständig oder mit kleinen Modifikationen und Kürzungen folgt, erkennt man bald die ältere Fassung von 1781, bald Schillers eigene Theaterbearbeitung als Vorlage.[1]) In der nachfolgenden Inhaltsübersicht und Vergleichung ist die erstere durch Sch.^{A}, die letztere durch Sch.^{B} bezeichnet.

I. Aufzug.

Die 1. und 2. Szene folgt im wesentlichen dem 1. Auftritt von Sch.^{B} I mit gelegentlicher Verwertung von Sch.^{A} I[1].

3. Szene. „Roberts Coffee Garten zu Leipzig. Carl von Moor (ließt in ein Buch), Schweizer (sizt an der andern Seite des Tisches. Wein und Gläser), Spiegelberg (sizt an einen andern Tisch und ließt in Zeitungen)". Carl beginnt wie bei Sch.^{A} „Mir eckelt vor diesem tintenkleckſenden Sekulum, wenn ich in meinem Plutarch von großen Menſchen leſe." Doch wird im weiteren Verlauf der Szene zu dem Text von Sch.^{B} hinübergeleitet. Die diesem mit einer kleinen Änderung entnommenen Worte Carl Moors „Der Friede hat noch keinen großen Mann gebildet, aber der Krieg brütet Helden und Männer aus" geben hier Spiegelberg zu der Äußerung Anlaß:

> Bravo Bruder! Du sprichſt ja als ein leibhaftiger Verbofficier des Pugatschef. Seht, (ſchlägt mit der rechten Hand auf die Zeitung, die er in der linken hält) ſo ein Kerl lebt nicht mehr; hat er nicht ſchon ganz klein Rußland auf ſeine Seite gebracht, alles Land an der Wolga und Don . . . verheert und geplündert. Ich wolte, ich wär bey ihm!

Hierdurch wird zuerst auf den dieser Bearbeitung eigentümlichen historischen Hintergrund hingewiesen. Nachdem dann (in der 4. Szene)

[1]) Der Bearbeiter hat offenbar beide Fassungen gekannt und nicht etwa Plümicke, dessen Machwerk die Schillerschen Texte in Norddeutschland vielfach zurückdrängte (vgl. J. Petersen, Schiller und die Bühne, Palaestra 32, 471), zugrunde gelegt.

Digitized by Google

Roller den Brief von Franz Moor an Carl, der diesem die Ungnade des Vaters verkündet, vorgelesen hat, fordert Spiegelberg die Kameraden Roller und Schweizer auf, um dem Schuldturm oder sonstigem Elend zu entrinnen, sich mit ihm in die Kasanischen Wälder zu Pugatschef zu begeben. Schweizer stimmt nur unter der Bedingung zu, daß Carl Moor mitgehen werde. Er übernimmt es, diesem, der empört über den empfangenen Brief hinausgestürzt ist, Spiegelbergs Plan vorzustellen.

Wär ich nicht überzeugt, daß eine grooße Seele in seiner Brust schlägt, ich würde mich nicht wundern, wenn er sich eine Kugel durchs Gehirn jagte! — Aber er ist zu brav zu solch eine Werther Poße! —

So äußert sich Schweizer gegen Ende der 4. Szene über Carl Moor. Trotzdem erscheint dieser in der folgenden Szene (in seinem Zimmer in Leipzig) über Selbstmordgedanken brütend. Er greift nach der Pistole, er lädt sie, um sie schließlich wegzuwerfen. Die Worte, die er dabei spricht, sind im wesentlichen der an den berühmten Monolog Hamlets anklingenden Rede Karl Moors bei Sch.^{A} IV^{5} entnommen. In der Bearbeitung schließt Karls Selbstgespräch mit den Worten: „Mein Unglück erlahme an meinen Stolz! ich wills vollenden! ich wills tragen!“

In der 6. Szene weist er den ihm von Schweizer übermittelten Vorschlag Spiegelbergs mit Entrüstung zurück. Der Hinweis auf die Empörung Pugatschefs weckt vielmehr in seiner Seele den Plan, seine Dienste der Kaiserin Katharina zur Bekämpfung dieses Aufruhrs zu widmen, „durch narbende Wunden, durch sauer erkämpfte Lorbeeren sein Haupt vom Vaterfluche zu entlasten“.

II. Aufzug.

Die 1. Szene enthält die erste Unterredung zwischen Franz und Amalia, eine gekürzte und hie und da geänderte Wiedergabe von Sch.^{B} I^{2}.

Szene 2. Ein Monolog von Franz entsprechend Sch.^{B} II^{1}. Dann folgt die Unterredung zwischen Franz und Hermann und hierauf die Szenenreihe (Szene 4—7) in des Grafen Moor Schlafzimmer wie bei Sch.^{B} Akt II, Auftritt 2, beziehungsweise Auftritt 8—6.

Der veränderten Zeitbestimmung gemäß mußten hier auch die Angaben Hermanns über den angeblichen Heldentod Carl Moors modifiziert werden. Nicht der Hall von Friedrichs siegreicher Trommel zog ihn nach Böhmen, wie bei Sch.^{A}, nicht der Hall von König Matthias von Ungarn siegreicher Trommel nach Pest, sondern der von König (!) Paoli's siegreicher Trommel nach Korsika.

Digitized by Google

III. Aufzug.

Dieser Akt, in dem sich der Bearbeiter am selbständigsten bewegt, spielt meist in Rußland.

Die 1. Szene (unweit des Wolgastroms im Hauptquartier von Carl Moor) enthält einen Monolog Carls, der in russischer Offiziersuniform erscheint. Nicht ganz uninteressant ist der Rückblick auf sein vergangenes Leben:

Als ich mein väterliches Schloß verließ, war mir so enge ums Herz, sehnte ich mich so heiß zurück — — nur der Gedancke, die Gelehrsamkeit bis auf die Hefen auszuschlürfen, munterte mich auf. Mit unersättlicher Begierde arbeitete ich Tag und Nacht, um Senecas Weisheit und Newtons Tiefblick zu faßen. Bald fand ich, wieviele Schaale ich zernagen mußte, um einen kleinen, oft unnützen Kern zu erhaschen — — — Mir eckelte vor der loosen Speise; Ich fühlte, daß nur die Welt, dieses große Buch selbst nachschlagen, Weisheit schafte: daß Kenntniß des Menschen nur von Menschen selber könne erlangt werden. Ich stürzte mich in die Welt mit offenem unverfangnem Herzen; — empfänglich für die Freuden des Lebens, verfehlte ich meinen Zweck, wurde Sclav meiner Leidenschaften. Von Verführern umgeben, von Böswichter belagert! Doch es ist vorbey. — Spiegelberg! Spiegelberg! Ich daucke dir für deine Schurckenstreiche! Ohne dich wär ich nicht hier. In einer erschlaffenden Ruhe wäre ich eingewiegt, die meinem feurigen Geiste bald geeckelt hätte!“ usw.

Jetzt wird er — abgesehen von dem Wunsche, vergangene Schuld wieder gut zu machen — von Ehrgeiz und Tatendrang geleitet. Diese zu befriedigen bietet ihm der Kampf wider Pugatschef die beste Gelegenheit.

Die meisten weiteren Szenen des dritten Aufzuges sind bestimmt, uns die Kämpfe an der Wolga und die Verdienste Carl Moors um die Niederwerfung des Aufstandes zu veranschaulichen: eine Aufgabe, der sich freilich die allzu geringe Gestaltungskraft des Bearbeiters wenig gewachsen zeigt.

Mit Carl Moor steht auch Schweizer auf Seiten der Kaiserin, während Spiegelberg und Roller sich den Rebellen angeschlossen haben. Die beiden letzteren werden von Kosinsky getötet, der vom russischen Hauptquartier mit Depeschen an Carl Moor gesandt, durch Verrat in den Machtbereich der Rebellen gekommen, doch während des Kampfes zu Moor übergegangen war. Als er diesem vorgeführt wird, berichtet er über seine Lebensgeschichte ähnlich wie bei Sch.[A] und [B] in der letzten Szene des 3. Akts. Diese Erzählung Kosinskys, besonders die Erwähnung seiner Amalia, die hier nicht wie bei Schiller in den Klauen des Tigers bleibt und ihr Leben verseufzt und vertrauert, sondern „aus Gram erkränkelte und starb“, weckt bei Carl Moor den Entschluß, nach Franken zu eilen, um die eigene trauernde Geliebte aufzusuchen. In diesem Vorsatz wird er nicht wankend, obwohl (in der 15. Szene) eine Ordonnanz vom russi-

Digitized by Google

schen Hauptquartier eintrifft, um ihm im Namen der Kaiserin als Anerkennung seiner Heldentaten ein Obersten-Patent zu überreichen und ein Regiment anzubieten. Ehrgeiz und Tatendrang haben die Herrschaft über ihn verloren. „Amalia traurt um mich! — Ich muß sie sehen. Genug der Ehre gefrohnt.“

Zwischen die erwähnten in Rußland spielenden Szenen 1—11 und 13—15 wird die 12. Szene im „Garten bey dem Mooriſchen Schloß“, die letzte Begegnung zwischen Franz und Amalia (Sch.^{B} III^{1} entsprechend) eingeschoben.

IV. Aufzug.

1. Szene. Ländliche Gegend. In der Ferne das Mooriſche Schloß. Carl Moor in ruſſiſcher Uniform mit dem Orden. Monolog Carls, entsprechend dem Anfang des Monologs von Sch.^{A} IV, 1. Szene („Sey mir gegrüßt, Vaterlands-Erde!“ usw.).

2. Szene. Carl und Schweizer. Schweizer berichtet über den Tod des alten Grafen, das traurige Los Amalias und die Nichtswürdigkeit Franzens .. Von dem letzteren heißt es: „dieſer — — ein Tyrann ſeines Volcks, jeden Tag, jede Stunde zeichnet eine ſchändliche That!“ Carl will ſich in dem heimatlichen Schloß als ein aus Petersburg gekommener Oberſt von Berg einführen, während Schweizer die Rolle ſeines Jägers übernehmen ſoll.

3. Szene. „Gallerie im Mooriſchen Schloß, rechts und links Familien Gemählde.“ Unterredung zwiſchen Carl und Amalia. Der Bearbeiter folgt Sch.^{A} IV^{2} mit einigen Modifikationen. Es genüge, auf die folgenden Zuſätze hinzuweiſen. Amalia führt Carl vor ſein eigenes Porträt und bemerkt dabei:

> Sehen Sie, Herr Oberſt, betrachten Sie nur dieſen ſchwachen Abdruck von ihm; auch ſelbſt auf dieſer Leinewand ſcheint die hohe Seele, dieſer alles erwärmende Adlerblick mit mächtigen Glanze hervor! — und hätten Sie ihn erſt ſelbſt geſehen — —.

Im weiteren Verlauf der Unterredung gedenkt ſie ihres vergangenen Liebesglücks und bekundet den Vorſatz, den Reſt ihrer Tage in den heiligen Mauern eines ſtillen Kloſters Gott und dem Andenken ihres Carls zu widmen. Nachdem ſie ſich entfernt hat, ſchließt die Szene mit den Worten Carls:

> Sie liebt mich noch! Sie iſt treu geblieben ihrem Carl! Bis in den Tod getreu! Dieſen Augenblick nicht um Königreiche möcht' ich ihn vertauſchen. — Gut! daß du dich entfernteſt, Himmliſches Mädchen! o! ich hätte müßen ein Gott ſeyn, wenn ich länger mich hätte verſtellen können und — zu frühe Entdeckung könnte uns beyden unglücklich machen; denn iſt dieſer Engel nicht noch in meines tückiſchen Bruders Gewalt? Ha! da kömmt er!

Digitized by Google

Die 4. Szene enthält eine Unterredung zwischen Carl und Franz, die das Eigentum des Bearbeiters ist. Es möge daraus die folgende Stelle hervorgehoben werden:

Carl: . . Sie haben ein vortreffliches Schloß, Herr Graf, und alle ihre Dörfer, wodurch ich kam, scheinen in den blühendsten Stand zu seyn.

Franz: Scheinen — ja, ja Herr Oberst, scheinen zu seyn, aber sinds nicht.

Carl: Wie so, Graf Maximilian war als ein vortrefflicher Hausvater bekannt, ein Mann, der den Bauern achtete, der den Unterthan nicht für seinen Sclaven hielt, der nicht wähnte, Gott habe ihn erschaffen, um Hundert andere Mitgeschöpfe zu drücken und zu plagen.

Franz. Ja — ja, lieber Herr Obrist von Berg! mein seel. Herr Vater, das war ein besondrer Mann, der gab mehr an einen Bauern weg, als er von zehen wieder bekam — der hat mir die Kerls alle zu Faullenzer gemacht.

Szene 5—11. Franzens Monologe und seine Unterredungen mit Daniel und Hermann, im wesentlichen übereinstimmend mit Sch.^{B} IV $^{3-9}$.

Szene 12 und 13. „Moorischer Garten.“ Erst Amalia allein („Sie weinen, Amalia? — Und das sprach er mit einem Ausdruck —“ usw.), dann Carl und Amalia. Die Bearbeitung schließt sich bald an Sch.^{A}, bald an Sch.^{B} an. Zum Schluß entreißt sich Amalia den stürmischen Liebkosungen Carls mit den Worten: „gottloses Feuer schleicht in meinen Adern — — — Laß — laß mich — Carl! — Carl!“ Während sie davon eilt, ruft Carl ihr nach: „Amalia! kennst du deinen — — —“

Szene 14. Kurzer Monolog Hermanns. Er wiederholt Franzens Worte: „Ich will dir (Amalia) ein Kloster bereiten, da du heulen und zähnklappen sollst!“

15. Szene. Hermann, Carl. Ersterer enthüllt dem vermeintlichen Oberst Berg Franzens Absicht, Amalia auf dem Wege nach dem Kloster aufheben zu lassen und zu ermorden, „wie er seinen eigenen Vater geschlachtet hat.“ Carl möchte dem Lotterbuben sofort das Eingeweide aus dem Leibe reißen; doch zufolge der Vorstellungen Hermanns mäßigt er seinen Ingrimm. Man kommt überein, Amalia in der folgenden Nacht aus dem Machtbereiche Franzens zu entführen. Damit sie Vertrauen zu seinen ehrlichen Absichten habe, will Carl ihr durch Hermann den von ihr einst beim Abschied empfangenen Ring übersenden. Im Verlauf der Verabredungen bemerkt Hermann unter anderm: „Noch einen Mann müßen wir abholen, den ich nicht zurücklaßen darf.“

V. Aufzug.

In der 1. Szene treffen sich Carl und Hermann zur Ausführung ihres Vorhabens in einem Tannenwald. Es wird offenbar,

Digitized by Google

daß der mitzunehmende alte Bekannte, dessen in der letzten Szene des 4. Aufzuges gedacht wurde, kein anderer ist als der alte Moor, den Hermann jetzt aus seinem Turme hervorruft.

Hieran schließt sich in der 2. Szene die Unterredung zwischen Carl Moor und seinem Vater, das Schuldgeständnis Hermanns und in der 3. Szene Carls an Schweizer gerichtete Aufforderung, seinen Vater zu rächen. Von Sch.^{B} IV ^{17} und ^{18} weicht die Bearbeitung nur darin ab, daß sich Hermann erbietet, an dem Vergeltungswerke teilzunehmen. Er ruft Schweizer zu: „Komm! ich will dich führen! — Seine eigene Diener und Handlanger sollen ihn fahen helfen; das ganze Dorf will ich in Aufruhr bringen. Komm! komm!“

Die 4. und 5. Szene enthalten die Unterredungen des von Angst und Gewissensqualen gefolterten Franz mit Daniel meist im Anschluß an Sch.^{B} V $^{1-3}$. Einzelne Stellen sind Sch.^{A} entlehnt. Der Meldung Daniels: „Das ganze Dorf ist in Allarm“ wird hier hinzugefügt: „schreit alles: Es lebe Graf Carl! herunter Franz!“

In der 6. Szene kommen Hermann, Schweizer und das übrige Gefolge Carls hinzu. Sie schließen Franz in Ketten und schleppen ihn fort.

Die 7. Szene spielt ebenso wie die nächstfolgenden wieder im Tannenwald. Maximilian sitzt auf einer Rasenbank. Carl steht neben ihm. Die Unterredung zwischen Maximilian und Carl nach Sch.^{B} V ^{5} mit Anklängen an Sch.^{A} V ^{2}.

In der 8. Szene kommt Amalia hinzu wie bei Sch.^{B} V ^{7}. („Carl! Oheim! Wo sind ich sie?“) Carl stürzt dem Vater mit den Worten in die Arme:

Dein Carl lebt! — (Pause.) Dir vorausgeschickt zum Retter! zum Rächer! So lohnt Dir Dein begünstigter Sohn! (zeigt nach dem Thurm); so rächt sich Dein verlohrner Sohn! (fällt ihm wieder um den Hals).

Darauf ergreift der alte Moor Carls und Amaliens Hand. „Ich will sie zusammenfügen auf ewig.“ Maximilian und Carl vergeben einander. Alsdann spricht Maximilian die Bitte aus, daß Carl auch seinem Bruder Verzeihung angedeihen lasse. Carl widerstrebt, verzichtet schließlich jedoch, durch das Zureden des Vaters erweicht, auf die Vollziehung der Rache:

Wohlan, mein Vater! — vergeben kann, darf ich ihm nicht! — Er lebe! aber nie, nie komme er vor meine Augen, nie beleidige sein Anblick Ihre ehrwürdige Ruhe und den keuschen Blick meiner Amalia! — Der nagende Wurm — seines Gewißens sey sein Begleiter und seine Strafe!

In der letzten Szene wird Franz von Hermann und Schweizer in Ketten herbeigeschleppt. Nachdem Franz seinen Bruder und dann auch seinen Vater wieder erkannt hat, stürzt er mit den Worten:

Digitized by Google

„Zermalme mich Donner des Himmels, mein Va — — —" tot zu Boden. Der durch diesen Anblick tief ergriffene Maximilian wird im Hinsinken von Carls Armen umfangen; Amalia unterstützt ihn von der andern Seite.

Zum Schluß wird Schweizer das Fabula docet in den Mund gelegt: „Schreckliches, schreckliches Beispiel des schändlichen Neides!"

Es erscheint überflüssig anzuführen, was sich vom Standpunkt eines geläuterten Geschmackes wider diese Bearbeitung sagen läßt. Unzweifelhaft haben wir es mit einer Verballhornung der schlimmsten Art zu tun. Immerhin dürfte aus der mitgeteilten Skizze ersichtlich sein, daß diese Umdichtung der Räuber mit ihren Anklängen an so manche andere in der Sturm- und Drangperiode beliebte Dichtungen und dichterische Motive, mit ihren historischen, sozial-politischen, sentimentalischen und moralisierenden Ingredienzien ein gewisses literargeschichtliches oder auch kulturgeschichtliches Interesse zu erwecken vermag. Auch hiervon abgesehen, haben wir in derartigen Versuchen, das kraftgeniale Jugendwerk Schillers dem deutschen Durchschnittspublikum jener Zeit mundgerecht zu machen, eine Art von Huldigung zu erblicken, die selbst solche dem Genius Schillers darbrachten, die seine Größe zu erfassen außerstande waren.

„Die Räuber" im Ausland.

Von Robert F. Arnold in Wien.

I.

Karl B. Feyerabend (geboren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wohl in Danzig, gestorben um 1830) hat in den Jahren 1795—1798 weite Gebiete der weiland polnischen Republik bereist und seine Eindrücke in einem vierbändigen Werke[1]) veröffentlicht, das den Geist „wahrer Aufklärung" wunderlich genug mit dem Stil sentimentaler Korrespondenz paart.[2]) 1796 hielt er sich in Wilna, der seit 1793 russischen Hauptstadt des Großfürstentums Litauen, auf und notierte sich damals folgendes (4, 559 f.): „Das Schauspielhaus ist eins der ansehnlichsten Gebäude dieser Art ...

[1]) (Anonym) Kosmopolitische Wanderungen durch Preußen, Liefland, Kurland, Litthauen, Wolhynien, Podolien, Gallizien und Schlesien in den Jahren 1795—1797. In Briefen an einen Freund. Germanien (= Danzig) 1798—1803.

[2]) Vgl. über Feyerabend meine Geschichte der Deutschen Polemiliteratur 1 (1900), 249 f., ferner Grundriß 6, 464.

Digitized by Google

In diesem schönen Gebäude spielt eine polnische Gesellschaft, die unter die elendesten ihrer Art gehört. Man kann sich einen Begrif von der Erbärmlichkeit der Schauspieler machen, wenn man tagtäglich hört, wie der ungesittete Direkteur auf dem Theater herumtobt . . . Er läßt elende Übersetzungen der berühmten deutscher Schriftsteller aufführen. Ich sahe hier Schillers Räuber auf eine Art genoth-züchtigt, die ich nicht erwartet hatte."

Die Gesellschaft, welcher Feyerabend ein so ungünstiges und gleichzeitig literarhistorisch so interessantes Zeugnis ausstellt, stand, wie ich durch die freundliche Vermittlung Prof. Creizenachs von Herrn Bibliotheks-Direktor Estreicher erfahre, unter der Leitung Morawskis, der 1795 von Lemberg nach Grodno, 1796 von da nach Wilna übersiedelte, wo er seine Vorstellungen mit einer Tragödie Soliman eröffnete und die Protektion des Hauses Radziwill genoß.

So ist also für das Jahr 1796 eine polnische Übersetzung der Räuber und damit zugleich die älteste polnische Übersetzung eines Schillerschen Dramas bezeugt. Freilich nur als Bühnenmanuskript einer Wandertruppe zweiten oder dritten Ranges; denn Estreichers Bibliografia polska verzeichnet ein entsprechendes Druckwerk nicht und kennt überhaupt vor 1850 (Band 3 der 2. Auflage von Schillers Dzieła dramatyczna, übersetzt von Michał Budzyński) keine Übersetzung der „Räuber".[1]) Ganz wohl könnte Morawski der erste Übersetzer gewesen sein, ebensowohl aber auch die Übertragung durch irgendwen haben anfertigen lassen oder bereits fertig übernommen haben.

Noch ein zweitesmal kann ich bei Schillers Lebzeiten eine polnische Aufführung der „Räuber" nachweisen und zwar aus dem Berliner „Freimüthigen". Jahrgang 1803, Nr. 112 bringt einen ausführlichen Bericht über das polnische Theater in Warschau, welches damals unter der Leitung Wojciech Bogusławskis[2]) stand, eines hervorragenden, häufig mit Iffland verglichenen Dichter-Schauspielers und rastlosen Vermittlers zwischen westlicher, speziell deutscher und polnischer Literatur; durch eigene und fremde Übersetzungen aus dem Polnischen ins Deutsche und vice versa bereicherte er immer aufs neue die Spielpläne seiner beiden Truppen (denn er gab deutsche und polnische Vorstellungen). Im „Freimüthigen" findet sich a. a. O. nach einer rühmenden Charakteristik Bogusławskis der nachstehende Passus: „Das Repertorium des [Warschauer] Polnischen Theaters enthält in mehr als vierzig Bänden ungefähr zweihundert [polnische] Original-

[1]) Eine Übersetzungsprobe von E. D.(embowski) schon 1843 in Przegląd naukowy 2, 197.

[2]) Vgl. Feyerabend 4, 2, 115; auch den Freimüthigen 1803, Nr. 113. Weitere Literatur bei mir S. 212 f., 245.

Digitized by Google

stücke. Der Übersetzungen sind weit mehr. Ich führe hier nur die Deutschen der Zahl nach an: von Schröder vier, von Iffland zwei, von Babo zwei, von Soden eins, von Ziegler drei, von Schiller eins (die Räuber), von Plümicke eins, von Lessing eins (Emilia Galotti), von Zschokke drei, von Kotzebue dreißig, von Kratter zwei, von Dyk eins (Essex), von Spies zwei, von Jünger eins." Diese Sätze, deren literarhistorische Wichtigkeit ohne weiteres einleuchtet, leiden nur an der Unklarheit des Wortes „Repertorium". Ist damit ein im bibliographischen Sinne einheitliches Werk gemeint? oder eine Zusammenstellung von Drucken verschiedenster Provenienz unter einem Gesamttitel, gleich der Wiener „Deutschen Schaubühne"? Oder eine vielleicht aus Drucken und Manuskripten gemischte Theaterbibliothek? Wie dem auch sei, eine (möglicherweise gedruckte) polnische Übersetzung der „Räuber" stand, wie 1796 in Wilna, so 1803 in Warschau der Bühne zur Verfügung. Was den Erfolg der „Räuber" in der seit 1795 preußischer Herrschaft unterworfenen ehemaligen Hauptstadt Polens anlangt, so meldet der Korrespondent des „Freimüthigen": „Den Rittergeist lieben die Polen sehr, vorzüglich aber alle Stücke, in welchen die Schwächern sich gegen Unterdrückung der Mächtigern auflehnen. Schillers Räuber sind, nach vielem fruchtlosen Bitten, endlich dieses Jahr [von der preußischen Behörde in polnischer Sprache] zu spielen erlaubt worden. Die Deutschen hatten es schon längst hier aufführen dürfen.[1]) Den Polen mißfiel es sehr, und es ist nicht wieder gegeben worden."

Ob die Texte Morawskis und Boguslawskis identisch waren, bleibt eine offene Frage, solange sich nicht Manuskripte oder Drucke auffinden lassen.

II.

Im Februar 1801 berichtet der Admonter Benediktiner P. Bonifacius[2]) an sein Stift über das Treiben der Franzosen in Leoben, das bei dieser (zweiten) Invasion vom 28. Dezember bis 18. März besetzt blieb[3]): „Den 12. Februar führten sie auf dem hiesigen Theater die „Räuber" von Schiller, aber überarbeitet, auf. Dazu requirierten sie von der Stadt alles Nöthige, sogar Wein, Limonade,

[1]) Desgleichen (Boguslawskis deutsche Gesellschaft) 1805 in Posen, vgl. H. Ebrenberg, Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen 9 (1894), 89.

[2]) Jedenfalls Bonifaz Maderspacher (1757—1804), der von 1787—1803 Professor, dann bis zu seinem Tode (18. November 1804) Präfekt des Leobner Gymnasiums war, vgl. Wichner, Geschichte des Benediktiner Stiftes Admont 4, 445 und Franz de Paula Lang, Programm des Staatsgymnasiums in Leoben 1902/3 S. 22, 1903/4 S. 33.

[3]) Vgl. Franz Martin Mayers anziehendes Buch „Steiermark im Franzosenzeitalter" (1888) S. 101, 110.

Digitized by Google

Zuckerwerk u. dgl. Nun wollen sie wochentlich einmal eine Comedie aufführen, bald deutsch, bald französisch, denn sie haben auch eine deutsche Truppe bei sich."

In der That ein literarhistorisches Kuriosum: der Erstling des großen Schwaben unter der Ägide der französischen Republik in unsrer alten Bergstadt an der Mur dargestellt! Der Bericht des Stiftsherrn läßt manche Frage offen. Wer spielte eigentlich? Französische Schauspieler? oder Soldaten? oder Offiziere? Das letztere wird durch den Wortlaut nicht ausgeschlossen und durch ein gleichzeitiges Zeugnis[1]) sogar wahrscheinlich gemacht. Und was spielten sie? Denn 1801 gab es zum wenigsten drei französische Fassungen der Räuber, von Friedel (1785), von J. H. F. La Martelière (erster Druck 1793), von A. C. D. P. (Auguste Creuzé de Paris, 1795), und die von P. Bonifacius bemerkte „Überarbeitung" könnte auf jede der zwei letztgenannten passen;[2]) die größere Wahrscheinlichkeit spricht allerdings für La Martelières „Robert, chef des brigands", der in Paris Aufsehen gemacht[3]) und sogar eine Fortsetzung erfahren hatte.

III.

Tieck läßt im Phantasus (ich zitiere den Wiener Nachdruck von Tiecks sämtlichen Werken 13, 192; die betreffende Stelle ist dann, wie so viele andere, 1828 in Band 5 der „Schriften" getilgt) eine Person der Rahmengespräche sagen: „In Italien hatte man neuerdings einen andern Unsinn erfunden. Man gab nähmlich große leidenschaftliche Schauspiele ohne Worte, in einer sogenannten Pantomime, in welcher nicht einmal getanzt wurde. In Florenz sah ich die Räuber von Schiller auf diese Weise mit kläglichen Geberdungen und armseligem Klingklang von Musik vorstellen, was dem Volke sehr gefiel; es läßt sich aber unmöglich beschreiben, wie toll und dumm Franz Moors Angst und Gotteslängnung im fünften Acte sich ausnahm."

Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß Tieck an dieser Stelle etwas auf wirklicher Erfahrung Beruhendes sagen will, und höchst wahrscheinlich, daß es sich um ein Erlebnis seiner eigenen italieni-

[1]) des Alois Senitzer aus St. Lambrecht, bei Mayer S. 108 „Vorgestern [22. Februar] führten die französische Officiers in Muran eine Komödie (!) auf — den Todt des Cäsars —, welches Stück vor kurzem in Muran ein Officier componiert hat."

[2]) Vgl. Quérard, La France littéraire 8, 517 und die Literaturangaben bei Minor 1, 547, 578.

[3]) Erstaufführung unter dem Titel „Robert et Maurice ou les Brigands" nicht 1793, wie seit Quérard in vielen Handbüchern steht, sondern 10. März 1792, vgl. den Moniteur-Universel dieses Tages. [Nach Baldensperger Euphorion 10, 263 ff. 6 März. A. Sauer.]

Digitized by Google

schen Reise handelt. Er war in den Sommern 1805 und 1806 in Florenz[1]) und dürfte dort in einem Theater niedrigen Ranges die geschilderte Pantomime gesehen haben. Auf welchem literarischen Wege der Stoff der „Räuber" 1805 oder 1806 nach Toscana gelangt sein möge, entzieht sich vorläufig einer sicheren Beantwortung; vor 1843 (siehe unten) scheint keine Übersetzung gedruckt worden zu sein. Ich vermute indes in La Martelières Bearbeitung das vermittelnde Glied; kann diese nicht von französischen Komödianten im Gefolge der republikanischen oder kaiserlichen Truppen in Italien sogut wie in Leoben aufgeführt worden und dann zu den Pantomimikern, welche Tieck sah, hinuntergesickert sein?

IV.

Übersetzungen der „Räuber" wurden bisher von Boas, Schillers Jugendjahre 2, 90 ff., Wurzbach (Schillerbuch Nr. 1286—1300) und Max Koch in Goedekes Grundriß[2] (5, 163, mittelbar auch 149, 151 f.) zusammengestellt. Nachstehendes diene zur Ergänzung:

Bulgarisch. Razboinici (Übersetzer N. Bončev) Braila 1870. (Jahrgang 1 von Bulgarsko Knižovno Družestvo).

Čechisch. Jn Theil 1 von Schillers Dramatická dila (Übersetzer J. J. Kolár). Prag 1866. — Loupežnici (Übersetzer J. M. Boleslavský) Prag 1869. (Neue Folge Band 3, Heft 18 von Divadelní ochotník). — Für Kinderpuppentheater bearbeitet als Nr. 2 von Storchovo národní loutkové divadlo. Prag 1891.

Dänisch. Roverne (Übersetzer Johannes Magnussen) 1888, 1896.

Englisch. Die älteste Übersetzung von 1792 (Goedeke[2] 5, 163) rührt von A. F. Tytler, Lord Woodhouselee her und erschien 1795 in 2., bald darauf in 3., 1800 in 4. Auflage. Eine andre (abgesehen von der des Rev. * Will. Render) 1799, eine vierte, von Benjamin Thompson, in dessen German Theatre 1800, eine fünfte (von Bohn) London 1849. Vgl. Thomas Rea's und meine Ausführungen im Ergänzungs-(Schiller-)heft der Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte (1905) S. 162 ff., 348 f. — Renders Übersetzung (mit Don Karlos und Maria Stuart) London 1901, vgl. Kipka, ebenda S. 242.

Hebräisch. (Übersetzer Moses Schulbaum) Lemberg 1871, vgl. Ost und West 5, 306.

Holländisch. De Roovers Utrecht 1789 (?), Zutphen 1864, ebenda (in De Klassieken der Wereld) 1888. Het Geweten, eine Bearbeitung der Franz Moorscenen (durch J. H. Ankersmit) Deventer 1861, vgl. W. Nijhoff in Schillerfeier te's-Gravenhage (1905) S. 56 f.

Italienisch. I Masnadieri (Übersetzer Carlo Rusconi) Padua 1843 (in Opere di Federico Schiller). — I Masnadieri (Übersetzer Andrea Maffei) Mailand 1846. (Band 6 von Maffeis Opere edite ed inedite.)

Magyarisch. A Hegyi Tolvajok vagy Latrók (Übersetzer Johann Darvas von Nagyrét) Pest 1793. — A haramiák (Übersetzer Alexander Heveši) Budapest 1899 (Nr. 45 von Fővárosi szinházak müsora). — Eine

[1]) Köpke 1, 318, 327.

Digitized by Google

Übertragung von Josef Szenvey (vgl. G. Heinrich, Egyetemes philologia közlöny 9, 652) dürfte ungedruckt geblieben sein. — Die erstenwähnte Übersetzung wurde unter dem Titel Moor Károly am 23. Februar 1810 in Pest aufgeführt und bis 1814 5mal wiederholt; vgl. Közlöny 10, 199 und Szinnyey, Magyar irók 2, 640.

Norwegisch. Aufführungen in Kristiania 1830—33, vgl. Woerner, Euphorion 12, 179.

Polnisch. Siehe oben; ferner: Zbójcy Lemberg 1883 (1886 als Nr. 181 ff. der Bibljoteka mrówki).

Rumänisch. Robert, sefulu banditiloru (nach La Martelière, siehe oben; Übersetzer A. Vasiliu) Jassy 1847. — Hoții (und anderes; Übersetzer Jacob Negruzzi) Jassy 1871.

Serbokroat. Razbojnici (Übersetzer Spiro Dimitrović aus Cattaro) Agram 1861.

Spanisch. Los Bandidos (Übersetzer Corchon) Madrid 1876 (Nr. 40 der Biblioteca Universal).

Schreyvogels Bearbeitung des „Wilhelm Tell“.

Von Alexander von Weilen in Wien.

Der „Wilhelm Tell“ wurde dem Wiener Theater zum ersten Male durch das Theater an der Wien am 30. Mai 1810 zugeführt. Die Bearbeitung hatte der Schauspieler dieser Bühne, Franz Grüner, der auch den „Götz von Berlichingen“ und andere klassische Werke für dieses Theater hergerichtet, besorgt, er spielte auch die Hauptrolle, neben ihm standen außer dem gewöhnlichen Personale einige Kräfte des Hoftheaters, das damals ja unter Palffy mit der vorstädtischen Bühne vereinigt war. Am 3. März 1810 hatte die Direktion bei der Polizeihofstelle die Freigabe der drei zur Zensur eingereichten Stücke „Egmont“ von Goethe, „Wilhelm Tell“ von Schiller und „Johann von Finnland“ von der Weißenthurn urgiert, betonend, daß „Egmont und Wilhelm Tell ohnehin in Jedermanns Händen sind und überdieß alle Abänderungen an selben getroffen sind, um Alles, was immer anstößig sein konnte, ganz wegzulassen“, und am 3. April erfolgt ein lebhafter Protest gegen die Absicht des Leopoldstädter Theaters, den „Wilhelm Tell“ aufzuführen: „Es ist kein Zweifel, daß dieses vortreffliche Stück, welches zu den Zierden der deutschen Bühne gehört, doch nur in jeder Rücksicht sehr verstümmelt und entstellt aufgeführt werden kann.“ Solche Werke sollten prinzipiell dem Hoftheater vorbehalten bleiben. Irrig war die Meldung des Morgenblattes (Nr. 94): „Nächstens soll Egmont und Wilhelm Tell (stark umgearbeitet) auf die Hofbühne kommen“. Das Theater

Digitized by Google

an der Wien errang damit einen großen Erfolg, zum Teil durch eine glänzende Ausstattung, auch die Musik von Gyrowetz wird gerühmt. Die einzige, mir bekannte ausführliche Kritik bringt der „Sammler“ (Nr. 67): „Was die Bearbeitung betrifft, hat Grüner Alles, was auf Oesterreich in den ersten vier Akten unmittelbar anspielt, wie billig, weggelassen, und das Stück mit Geßlers Tode geschlossen, so daß der ganze fünfte Akt wegfällt. Um die Hauptpersonen zuletzt noch zusammen zu bringen, erscheinen, nachdem der Leichnam fortgeschafft ist, freylich, wie aus den Wolken gefallen, Tells Gattin mit ihrem Vater und Kindern, Ulrich von Rudenz und die Brunnekerin, freuen sich über die errungene Freiheit und der Vorhang fällt. — Grüner spielte den Tell in der bekannten Manier des Abällino, Thorringer u. s. w. Das übrige Personal that sein Möglichstes wenigstens nichts zu verderben.“ Gerühmt werden Ochsenheimer (Geßler), Schmidtmann (Walther Fürst), der junge Demmer (Arnold Melchthal). Rosenbaums Tagebuch meldet: „Schönes Spektakel, außerordentlich voll. Grüner brüllte. Es ging zu wenig rasch — wird aber doch viel tragen.“ Das Letztere bestätigte sich, nach den häufigen Wiederholungen zu schließen. Im Juli konstatiert die Thalia (Nr. 3): „Der Zulauf des Publicums nimmt allmählich ab,“ in Nr. 20 werden die Fortschritte, die Grüner in der Titelrolle mache, gerühmt. Schuld an der abnehmenden Zugkraft trug wohl auch das Ballet „Wilhelm Tell“, das, merkwürdiger Weise, ganz zur selben Zeit gegeben und oft wiederholt wurde.

Eine verbesserte Aufnahme des „Wilhelm Tell“ steht frühzeitig auf Schreyvogels Programme. Am 6. August 1814 notiert er in seinem Tagebuche (2, 53) nach dem Mißerfolge von „Constantinopels Fall“ von Hell (Winkler) im Theater an der Wien: „Ein klassisches Stück (etwa Wilhelm Tell) muß den Schaden schnell vergessen machen.“ Offenbar hat er hier die Möglichkeit einer Einbürgerung im Hofburgtheater noch nicht ins Auge gefaßt.

Diese sollte erst mit dem Jahre 1827 im Gefolge einer Reihe anderer klassischen Dramen Schillers und Shakespeares erfolgen, kurz nach der Aufnahme des „Wallnstein“. Freilich bedurfte es einer Reihe diplomatischer Künste und Winkelzüge, ehe die Aufführungsbewilligung erstritten war.

Das handschriftliche Buch des Hofburgtheaters trägt den Vermerk Schreyvogels: „Dem censurirten im Theater an der Wien eingeführten Soufflir-Buch durchaus gleichlautend“. Das Manuskript zeigt aber eine Reihe von Änderungen und Zusätzen von Schreyvogels eigener Hand. Wie es sich damit verhält, lehrt das Gutachten Mosels an den Grafen Czernin, das Glossy in Schreyvogels Tagebüchern 1, LXIII f. mitteilt: „Der Bearbeitung von der bewährten Hand Schrey-

Digitized by Google

vogels ist das Souffleurbuch des Theaters an der Wien zugrunde gelegt und alle in politischer und historischer Beziehung anstößigen Stellen sorgfältig vermieden. Dagegen sind die aus bloßer Ungeschicklichkeit und ohne Rücksicht auf die Forderungen der Censur gemachten Verstümmelungen der dichterischen Composition beseitigt und einige des Zusammenhanges wegen durchaus nothwendige Stellen und Scenen wieder hergestellt worden. Besonders mußte der Schluß, der in der Bearbeitung des Theaters an der Wien auf das Unanständigste übereilt ist, mehr ausgeführt und die in politischer Hinsicht ganz unbedenkliche Episode des Melchthal und der Bertha zugleich mit der Haupthandlung gehörig entwickelt werden. Wie das Stück jetzt eingerichtet ist, macht Geßlers Sturz und die Vertreibung der übrigen tyrannischen Vögte den ganzen Inhalt desselben aus. Österreich und dessen damalige Verhältnisse zur Schweiz werden gar nicht erwähnt, und die demokratische Tendenz, die man dem Originale allenfalls zuschreiben könnte, verschwindet vor dem bloß ländlichen und allgemein menschlichen Interesse, welches die Handelnden und die Begebenheiten einflößen." In demselben Sinne schreibt Czernin an Sedlnitzky am 10. Oktober: Schreyvogel habe sich ganz „an jene Grundsätze gehalten, nach welchen dieses für das Theater an der Wien eingerichtet gewesene Stück nun mit Beifall und ohne den leisesten Anstoß gegen die jetzigen Principien zur Darstellung gebracht werden könnte". Sedlnitzky erwidert am 25. Oktober, er habe sich „um mit voller Beruhigung entscheiden zu können", mit der k. k. geheimen Hof- und Staatskanzlei in Verbindung gesetzt.[1]) Am 20. November stellt er das Manuskript zurück. Er habe, „weil in dem vorliegenden Schauspiele ein durch Verschwörung bewirkter

[1]) Aus einer mir vorliegenden Abschrift von Sedlnitzkys Note an Metternich vom 21. Oktober 1827 seien folgende Stellen hervorgehoben: „Das hier mitfolgende Manuscript des obenbezeichneten von Franz Grüner für das k. k. priv. Theater an der Wien eingerichteten Schauspieles ist bereits im Jahre 1810 hierorts behandelt, und damals im Einverständnisse mit Einer löblichen k. k. geh. Hof- und Staatskanzley zur Aufführung zugelassen worden.

Bey genauer Vergleichung des gegenwärtig befragten Manuscriptes des obenwähnten zur Aufführung im k. k. Hofburgtheater bestimmten Schauspieles ‚Wilhelm Tell' mit dem Inhalte des vorliegenden in dem k. k. Theater an der Wien zur Aufführung zugelassenen Manuscriptes ergibt es sich, daß das erstere den an und für sich als Darstellung eines durch Verschwörung bewirkten Volksaufstandes gegen österreichische Herrschaft nicht unbedenklichen Gegenstand jenen [so!] Schauspiels in mehreren Scenen und ziemlich grell gehaltenen, daher auch wohl für jeden Fall einer Abänderung bedürfenden Stellen noch ausführlicher als das letztere behandelt, und daß eben deshalb der Eindruck, welcher durch die bezielte Aufführung des in Frage stehenden Stückes auf dem k. k. Hofburgtheater hervorgebracht werden dürfte, vorzüglich in politischer Beziehung einiger Berücksichtigung würdig erscheine." A. Sauer.

Digitized by Google

Volksaufstand gegen Oesterreichs Herrschaft auf eine Art dargestellt werde, welche hierorts gegen die auf dem k. k. Hofburgtheater bezielte Aufführung dieses Schauspiels wohlbegründete Bedenken erregen muß“ mit Metternich konferiert, der auch „das Gewicht der Gründe, welche gegen die Aufführung streiten, anerkannt“ habe. „Bey dem“ — fährt Sedlnitzky fort — „mir bisher unbekannt gebliebenen besonderen Verhältnisse aber, daß Seine Majestät in Allerhöchst Ihrer Weisheit bereits die beabsichtigte Aufführung des Schauspiels im Allgemeinen mündlich zu genehmigen geruht haben, daß diesem nach die Rollen bereits vertheilt, dann Costume und Decorationen fertig sind und daß die nächstbevorstehende Aufführung dieses Schauspiels im Publicum schon verlautbaret ist“, sei kein Hindernis seinerseits vorhanden. So hatte man ein unter Schreyvogels Burgtheaterleitung mehrfach bewährtes Mittel auch hier wieder angewendet, sich vom Kaiser die Genehmigung im Prinzipe erteilen zu lassen, um auf sie gestützt den eingereichten Text einer Dichtung durchzubringen. Daß Kaiser Franz sich geäußert habe, er wisse nicht, was die Zensur gegen dieses Stück habe, berichtet W. v. Chézy in seinen „Erinnerungen“ (2, 33).

In der Burgtheaterbearbeitung, für die Schreyvogel ein Honorar von 120 Gulden erhielt, fehlen von wichtigen Personen nur der Pfarrer Rösselmann und Johann Parricida.[1]) Durch letzteren fällt natürlich die große Szene des 5. Aktes, die Reden des Ersteren, der in seiner geistlichen Stellung für die Hofbühne verboten war, übernehmen, soweit sie vorhanden sind, andere Teilnehmer des Rütli. Eine ganze Reihe von Versen sind durch Schreyvogels Hand eingesetzt worden, viele, die tatsächlich nur Leichtsinn beseitigt hatte. Von größeren Stellen hebe ich nach der Verszählung der historisch-kritischen Ausgabe Band 14 hervor: V. 304—313, 527—529, Rudenz' und Berthas sehr kümmerliche Rollen werden durch einige größere Stellen erweitert, wie 809—814, 1645—1651, 1655—1672, ebenso wie die Attinghausens 861—868, 914—916, 921—930 [„Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an“]. Größeren Umfang nimmt die Wiederherstellung in der Szene nach dem Tode des Freiherrn ein, wo das Bündnis von Melchthal und Rudenz fehlte 2471—2559.

Der Bearbeiter rettet den Vers 1453 „Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen“, der ganz verunstaltet war zu „Und des Blutes schonen, wenn wir können“. Es ist scheinbar nicht viel, was mit diesen wenigen Stellen gewonnen wird, aber gerade in manchen hat Schreyvogel wenigstens einen Bruchteil des patriotischen

[1]) Ebenso wie in Grüners Bearbeitung. Einen Vergleich dieser mit Schreyvogels Bearbeitung gibt Kilian in Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 5, S. 277 ff.; hier ist nur der Burgtheatertext, ohne Rücksicht auf die Anteile der beiden Bearbeiter, ins Auge gefaßt. [Korrekturnote.]

Digitized by Google

Pathos und der freiheitlichen Tendenz festgehalten, und daß es ihm gelungen, zwei Verse wie 801 f. „Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten, daß es dem eignen Besten widerstrebt“ einzuschmuggeln, nimmt Wunder. Eigene Zutaten sind fast durchwegs vermieden. Nach 705 „So muß Gott uns helfen Durch unsern Arm“ schiebt er, wohl um noch zwingender zu begründen, ein: „Wohl denn, ich sehe, es ist nicht mehr zu säumen“ und fährt textlich ändernd fort: „Erforschet ihr die Männer erst von Schwyz, Ich selber will in Uri Freunde werben.“ Für die fehlende Rede des Rudenz 869—913 steht: „Rudenz (mit dem streitenden Gefühle von Stolz und Rührung) Mein Oheim!“ Eingreifende Veränderungen bringt natürlich der Schluß, wo neben der Parricidaszene auch die Meldung vom Tode des Kaisers, ebenso jede ans Politische streifende Rede fallen mußte. So beginnt der 5. Akt mit Tells Monologe, dann folgt die Szene mit Geßler. Hier finden sich kleine Schwankungen im Texte, dadurch hervorgerufen, daß man den Landvogt zunächst einhergehen lassen wollte, dann aber hoch zu Roß erscheinen ließ, was Costenoble (2, 310), Anschütz (Erinnerungen, Reclam-Ausgabe S. 271 f.) und das Stuttgarter Morgenblatt 1826, Nr. 4 nur billigen. In den Akten finden sich ein Ansuchen ans Oberststallmeisteramt um ein Pferd, „ein besonders verläßliches und ruhiges Thier“, das der Darsteller des Geßler, Wilhelmi, schon einige Tage früher reiten solle, „damit Roß und Reiter sich bekannt werden.“ Nach 2821 „Das Land ist frey“ ruft

Stüssi: Auf Nachbarn! Freunde auf!
Die Nacht bricht ein; sagt überall es an,
Das Land ist frey; gefallen der Tyrann!

Die Landleute (entfernen sich unter tumultuarischen Rufen).

Das Land ist frey; gefallen der Tyrann.

Rudolph der Harras zieht mit den Versen 2821—2827 ab. Eine Verwandlung bringt V, 1 mit dem großen Striche 2926—3081, Stauffacher fragt nach Tell 3082—3084, dann erscheint Hedwig mit den Kindern:

„Hedwig (noch hinter der Szene).

Sie sagen er ist hier — kommt, Kinder, kommt!

(Sie drängt sich durch die Menge, die Kinder führend, in höchster Freude.)

Er lebt (3088 ff.—3090).“

3091—3093 lautet:

„Des Vaters Pfeil ging mir am Leben hart
Vorbey und ich hab nicht gezittert.

Digitized by Google

Hedwig erwidert (vgl. 3093—3097):

„Ja, du bist mein wackrer Sohn! Bist wieder mein!
Ich habe dich zum zweytenmal geboren!
(Walther Fürst und Melchthal haben sich ihr genähert und liebkosen das Kind.)

Hedwig:

Wo aber ist er — o wo ist mein Tell?

Walther (auf Stauffachers Armen).

Sieh, Mutter, sieh, dort kommt der Vater!"

Es erscheinen Tell, Bertha, Rudenz mit Gefolge.

„Tell (tritt rasch ein, als er Hedwig erblickt, eilt er auf sie zu und schließt sie heftig in die Arme).

„O Hedwig" . . V. 3130—3133.

Statt 3134 ff.:

„Ich bin bey Euch, steh auf dem sichern Boden
Des freyen Vaterlands, umringt von treuen Freunden.

Alle: Es lebe Tell . . ." V. 3281.

Rudenz und Bertha machen den Schluß 3282 – 3290.

Was das Werk so an Bedeutung und historischer Perspektive einbüßte, braucht nicht erst betont zu werden; aber auch die intime Familienszene kommt, durch die Ersparung der Verwandlung, nicht zur Geltung.

Es sind nur spärliche Rettungen, die Schreyvogel der Zensur abtistet. Den wenigen neu gewonnenen Stellen stehen die zahllosen Striche gegenüber, die Inhalt und Geist der Dichtung in gleicher Weise verstümmeln. Was sich auf den Kaiser, das Verhältnis der Schweiz zu Österreich bezieht, fehlt, so 262—266, 407 ff. (der Hut von Österreich), 679—682, 696—705, 803—808, 869—913 (eine der wichtigsten Stellen im Gespräch Rudenz-Attinghausen) 1290—1352 (Rütlizene), 1802—1806, 2025—2028. Ebenso werden auch allgemeinere allzu scharfe Proteste gegen Tyrannei und nach Empörung klingende Sentenzen getilgt wie 497 f., 1276—1265, 1372—1375, 2122—2126, 2129—2149, um nur einige bezeichnende Stellen hervorzuheben. Auch der „Edelmann" wird durch Striche wie 692 f., 2488 und andere geschont. Religiöse Bedenken walten nicht nur gegen den Pfarrer und einigen auf ihn bezüglichen Sätzen, sondern auch gegen 1244—1259, 1742—1751, 1952 f. ob.

Auch der übrig bleibende Text muß sich zahlreiche Abänderungen gefallen lassen, die zum größten Teile von Grüner, zum Teile von Schreyvogel herrühren. Man sucht die Erwähnung des Kaisers möglichst zu vermeiden — freilich nicht mit unbedingter Konsequenz, daß

Digitized by Google

z. B. 1221 statt „Die Ehr gegönnt dem Kaiser“ „Der Kaiser frey gewählet“ steht — und an seiner Stelle immer die Vögte oder speziell Geßler für alle Unbill verantwortlich zu machen: Es heißt V. 224 statt „Des Kaisers richterliche Macht“ „die höchste richterliche Macht“. V. 1253 f. statt „daß sich der Schweytzer nicht dem neuen Fürstenhaus will unterwerfen“ „Die Lande nicht unterwerfen seiner Zwingherrschaft“, auf Geßler bezogen. Ähnlich 1014 statt „ob dem gewaltsam neuen Regiment“, „ob dem gewaltgen Regiment der Vögte“. Der Ausrufer verkündet 791 nicht in „des Kaisers“, sondern „des Landvogts“ Namen, ähnlich 299, 547, 850, 937 (statt „an des Kaisers Dienst“ „an des Landvogts Seite“) 1656, 1826. Auch das Buhlen um „Fürstengunst“ darf Attinghausen seinem Neffen nicht vorwerfen 794, sondern um „Gunst der Fremdlinge“, so heißt es auch 855 nicht „Fürstenknecht“, sondern nur „Knecht“, Rudenz darf 868 nicht von „Oestreich“, sondern nur „von fremder Gnade“ seine Güter empfangen wollen. In der Rütliszene heißt es nicht 1270 f.: „Und der fremde Herrenknecht soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden“, sondern „und diese schlechten Vögte sollen uns dürfen Ketten schmieden“. So starke Ausfälle, wie sie Bertha bringt, sind unmöglich. Die Verse 1630 f., die Rudenz spricht, fallen ganz aus, und Bertha wiederholt „Sein Bestes?“ Statt „Oesterreichs Gunst“ 1662 heißt es „Geßlers Gunst“, selbst die folgende Stelle vom „Kaiserhof“ fehlt, dafür muß es natürlich 1671 heißen: „Es (statt „Dort“) harren mein verhaßter Ehe Ketten“. Sogar das Wort „König“ wird 1807 vermieden: „Wer ist der Herr denn.“ Ebenso scheut man gerne vor dem Worte „Tyrann“ zurück, das häufig durch „Vogt“ und „Vögte“ gelegentlich auch 2524 durch „Geßler“, 2818 durch „Geisel“ ersetzt ist, 634 wird „Tyrannenjoch“ zum „Willkürjoch“, 1275 „Tyrannenmacht“ zu „solcher Willkür Macht“. Daß das Wort aber auch manchmal stehen bleibt, hat sich in den oben zitierten Stellen gezeigt. Ähnlich wird das Wort „Freiheit“ gemieden. 381 fragt Stauffacher „Bin ich in Uri in der Schweizer [Freiheit] Land?“ 580 „Ein Grab der Freiheit ists, Ihr nennts mit Namen“ ändert Schreyvogel ab in „Ihr nennts mit Namen, Wohl ist es ein Grab“, 7867 „Bringt ihr der Freiheit gute Botschaft?“ in „Bringt ihr uns gute Botschaft?“ 2922 „Er soll der Freiheit ewig Zeichen seyn!“ in „Er sey ein ewig Denkmal dieses Tages!“

In dieser Form, die jedenfalls die beste erreichbare war, ging das Stück am 29. November 1827 zum ersten Male auf dem Hofburgtheater in Szene. Die Besetzung war: Geßler — Wilhelmi, Attinghausen — Heurteur, Rudenz — Korn, Stauffacher — Koberwein, Walter Fürst — Costenoble, Tell — Anschütz, Melchthal — Löwe, Gertrud — Frau Löwe, Hedwig — Frau Schröder, Bertha —

Digitized by Google

Frl. Müller, Armgard — Frau Lembert. Rosenbaum notiert nur, „Anschütz und Wilhelmi befriedigten mich nicht", Anschütz konstatiert eine „enthusiastische" Aufnahme.

Begeistert berichten die Theater-Zeitung Nr. 151 ff., die Mode-Zeitung Nr. 151, Morgen-Blatt 1828 Nr. 4, Sammler Nr. 2 und Abendzeitung Nr. 12. Dagegen lautet das Urteil Bauernfelds über die Vorstellung im September 1829 sehr abfällig [Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 13, 315]. Im Jahre 1827 fanden in dem einen Monate noch sieben Vorstellungen statt, 1828 jedoch nur vier. Während eines längeren Urlaubs der Schröder sollte auf Czernins Befehl die Hruschka die Hedwig spielen. Schreyvogel macht am 13. September zwei Gründe dagegen geltend: „1) daß das Publikum die Hruschka in einer Rolle der Schröder, und noch dazu in einer, die, wenn auch nicht groß, doch sehr schwierig und die erste weibliche Rolle des Stückes ist, schwerlich annehmen wird und erstere daher eine öffentliche Unannehmlichkeit zu besorgen hat; 2) daß die Müller und die Löwe in ihren soweit unbedeutenden Rollen neben der Hruschka, wenn auch nur in einem Abend nicht werden stehen und diese Gelegenheit werden benützen wollen, Rollen abzugeben, die sie ohnehin ungern und nur aus Rücksicht für das Meisterwerk spielen." So legte man das Stück zurück, brachte es 1829 nur einmal und ließ es mit dem Abgange der Schröder ganz verschwinden. Erst 1836 erschien es wieder; über die Proben und die Aufführung, die für das Schiller-Denkmal stattfand, berichtet Costenoble am 10. Juni (2, 382 ff.). Jetzt spielte die Schröder die Armgard, nach welcher sie schon, wie das Morgenblatt erzählt, bei der ersten Vorstellung unter Schreyvogel verlangt haben soll, zu allgemeinster Bewunderung. La Roche war Attinghausen, Fichtner Melchthal, die Rettich Hedwig. Die Kritik ergeht sich in ziemlich allgemeinen Lobsprüchen z. B. Telegraph Nr. 119, 223. Im Jahre 1836 finden vier Aufführungen statt, dann ziemlich regelmäßig alljährlich einige bis 1847. Dann ruht das Stück wieder bis auf Laube, der 1854 einen wirklich Schillerschen Text brachte.

Schillers und Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze und Ludwigs Schillerkritik.

Von Carl Alt in Darmstadt.

In den Untersuchungen über Otto Ludwigs Schillerkritik hat bisher das Verhältnis des Kritikers zu den ästhetischen Theorien Schillers kaum Beachtung gefunden; ohne das Thema erschöpfen zu

Digitized by Google

wollen, will ich hier einige Beobachtungen vorlegen, die mir in irgend einer Beziehung, insbeſondere für die Beurteilung der Schillerkritik Ludwigs lehrreich zu ſein ſcheinen.

Bei einem Vergleich der äſthetiſchen Grundſätze Schillers und Ludwigs iſt zunächſt die eine Tatſache feſtzuſtellen, daß Ziele und Wege beider ſehr verſchieden waren. Schiller war es darum zu tun die Autonomie der Kunſt ſicher zu ſtellen, ihr Gebiet gegen die Nachbargebiete abzugrenzen, die Eigenart ihrer Wirkung zu ergründen und ihren Kulturwert zu erweiſen. Ludwigs Aufmerkſamkeit iſt in erſter Linie auf die künſtleriſche Technik gerichtet und wendet ſich erſt von hier aus allgemeineren Problemen zu. Denn dem Schaffen, zuerſt dem eigenen, dann dem kommender Geſchlechter ſollte ſeine Kritik zugute kommen; der Inſtinkt hatte ſeine Unbefangenheit verloren, durch Reflexion wollte ſich der Dichter von der Reflexion befreien, da halbe Einſicht ſchlimmer ſei als gar keine. Der Weg, den Otto Ludwig zur Erreichung ſeines Zieles wählte, war eine immer erneute Vertiefung in die Werke Shakeſpeares. Einer philoſophiſchen Betrachtung, deren Berechtigung er nicht beſtritt, war er abgeneigt, da ſie nicht lehren könne, künſtleriſch zu urteilen, noch weniger künſtleriſch zu ſchaffen.[1]) Eine allſeitige Auseinanderſetzung mit Schiller werden wir daher nicht erwarten dürfen; obwohl Ludwig Schillers Aufſätze, ſeinen Briefwechſel mit Goethe und andern eifrig ſtudiert hat, zitiert er Schiller faſt nur da, wo er eine abweichende Meinung geltend macht.[2])

Ludwig hat offenbar ſelbſt gar nicht gewußt, wie nahe er in manchen wichtigen äſthetiſchen Grundſätzen dem von ihm ſo heftig befehdeten Schiller ſtand. Und daraus wiederum dürfen wir ſchließen, daß er die Prinzipien, in denen er mit Schiller zuſammentrifft, ſelbſtändig gefunden hat; höchſtens mag hier und da eine unbewußte Reminiszenz vorliegen.

---

[1]) O. Ludwigs geſammelte Schriften 5, 51 f. 38; ähnlich urteilte auch Schiller: Jonas, Schillers Briefe (1. Auflage) 5, 394.

[2]) Ludwig zitiert folgende Abhandlungen oder ſpielt auf ſie an: Über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden 5, 463, Über die tragiſche Kunſt 6, 12 (vgl. Bellermanns Schiller-Ausgabe 8, 38,$_{10}$), Über Anmut und Würde 5, 221, Über das Pathetiſche 5, 286 ff. 57?, Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch ſchöner Formen 5, 495 (vgl. Schiller 8, 302,$_{6}$), Über naive und ſentimentaliſche Dichtung — ſiehe unten, ein langes Zitat 6, 36 (Schiller 8, 340 Anmerkung; als Zitat weder von Stern noch von Cordelia Ludwig, Gedanken O. Ludwigs S. 126 erkannt), Matthiſſonrezenſion 6, 193 (Schiller 13, 361), Vorrede zur Braut von Meſſina 5, 288 (Schiller 5, 174,$_{6}$); den Briefwechſel mit Goethe außer den im Text angeführten Stellen: 5, 37 (Jonas 3, 481), 5, 132 (Jonas 6, 402), 232 (Jonas 5, 292), 269 (Jonas 5, 289), 270 (Jonas 5, 257), 273 (Jonas 5, 314), 274 f. (Jonas 5, 292. 311), 484 (Jonas 5, 418), die Briefe an Dalberg 5, 295. 6, 308 (Jonas 1, 207 f.).

Digitized by Google

Das Letztere dürfte z. B. der Fall sein, wenn nach Ludwig das Ideal der ganzen Menschheitsentwicklung darin besteht, zur Natur zurückzukehren, ohne der Kultur zu entsagen oder die Natur mit in die Kultur hineinzunehmen (6, 187). Dagegen glaube ich — beweisen läßt sich so etwas ja kaum —, daß Ludwig unabhängig von Schiller den Unterschied von Tragödie und Komödie wesentlich in derselben Weise bestimmt hat, wie dieser. Er spricht einmal von der verständigen Natur des Lustspiels (6, 425) und tadelt es an der Lästerschule von Sheridan, daß die Natur der Handlung über den Bereich des Lustspiels hinausgehe, weil sie fortwährend das sittliche Gefühl herausfordere (5, 336); und Schiller sagt: „Der Tragiker muß sich vor dem ruhigen Räsonnement in acht nehmen und immer das Herz interessieren; der Komiker muß sich vor dem Pathos hüten und immer den Verstand unterhalten" (8, 345, 19). Ein solches zufälliges Zusammentreffen Ludwigs mit Schiller möchte ich aber auch in seiner Auffassung der Art des Wohlgefallens am Schönen und in seinem Urteil über die Aufgabe der Kunst sehen. „Wer es zu der Kindlichkeit gebracht hat, etwas Schönes zu sehen, ohne es zu begehren," sagt Ludwig, „der hat das wahre Gefühl für Schönheit; für die andern Gemüter giebt es nur Reiz." [1]) Noch mehr an die Briefe über ästhetische Erziehung gemahnt es, wenn Ludwig die Ansicht ausspricht, indem der Künstler fortwährend die Gesamtheit der menschlichen Kräfte in ein lebendiges Spiel versetze, stelle er „in dem einzelnen Zuschauer, wie sehr besondere Lebensstellung, Erziehung, Lebenserfahrungen, besondere tägliche Berufsarbeit ihn auch zerstückelten und unter höchstmöglicher Ausbildung einzelner Bruchteile seines Wesens die andern in Übungslosigkeit verkümmern ließen, wenigstens für die kurze Zeit der vollen Kraft seines Zaubers die ursprüngliche Ganzheit des Menschen wieder her" (5, 60 f.; Cordelia Ludwig S. 98). Im weiteren Verlauf der Darstellung werden noch manche derartige Übereinstimmungen zu erwähnen sein.

Wo Ludwig Ansichten Schillers bekämpft, scheinen mir nicht selten bloße Mißverständnisse vorzuliegen, so wenn er ihm vorwirft, die Vermischung der Gattungen begünstigt zu haben (5, 45 f.). Gerade in dem Brief, in dem Schiller erörtert, wie die Schranken der Gattungen zu überwinden seien, ist er sorgfältig darauf bedacht, zu verhüten, daß dieses wechselseitige Hinstreben der Gattungen zueinander in eine Vermischung und Grenzverwirrung ausarte (Jonas 5, 310; Werke 8, 248, 26). Noch wunderlicher ist es, wenn Ludwig zwar meint, daß im Drama das Vorwärtsdrängende, im Epos das

[1]) Cordelia Ludwig, Gedanken Otto Ludwigs S. 81; vgl. Schiller 8, 112, oder 267 ff.

Digitized by Google

Retardirende im Übergewicht sei (6, 108), aber in dem, was Goethe und Schiller Retardation nannten und für das Epos forderten, einen Irrtum erblickt; sie hätten die begebenheitliche Natur des Epos verkannt und sich das Epos als ein Drama mit Retardationen vorgestellt (6, 112). Nun hat aber Goethe im Wilhelm Meister den Unterschied von Roman und Drama (auch Ludwig denkt bei der epischen Dichtung in erster Linie an den Roman) so ausgedrückt: „Im Roman sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden, im Drama Charaktere und Taten" (Weimarer Ausgabe 22, 178,$_1$) und Schiller hat sich diese Formel angeeignet (Jonas 4, 178). Auch in manchen anderen Bestimmungen über Roman und Drama trifft Ludwig mit Schiller zusammen. Wie dieser die sinnliche Breite des Epos hervorhebt, während im Drama das Physische nur ein Mittel sei, das Moralische herbeizuführen, den innern Menschen ins Spiel zu setzen (Jonas 5, 344), so sagt jener, im Drama sei das Ethische die Hauptsache, im Roman liege der Akzent auf der Existenz und der Breite der Erscheinung (6, 148), in der Tragödie sei das Innere, im Epos die ganze innere und äußere Welt der Schauplatz (6, 100). Schiller sowohl (Jonas 5, 309) wie Ludwig (6, 157. 100) weisen darauf hin, daß das Epos durch das Medium des Erzählers uns als etwas Vergangenes vorgetragen werde, und leiten daraus weitere Bestimmungen ab. Aber was er mit Schiller gemein hat, übersieht Ludwig, nur was ihn von jenem trennt, hebt er hervor — in diesem Fall freilich wie mir scheint auf Grund eines Mißverständnisses.

Auch Schillers Äußerungen über das Schaffen des Genies werden von Ludwig abfällig beurteilt und doch sind beide auch hier im wesentlichen einig. Ludwig findet, daß Schiller das Verfahren des Kunstgenies zu mechanisch schildere, wo er es mit dem des Dilettanten vergleiche und ungefähr sage: „Korn um Korn trägt das Kunstgenie sein Werk zusammen u. s. w." (5, 495). Die Stelle, die Ludwig im Sinn hat, steht in der Abhandlung über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen (8, 302,$_{11}$) und soll die strenge Selbstzucht und den Fleiß des wahren Künstlers gegenüber dem bald ermattenden Eifer des Dilettanten hervorheben, nicht aber eine Schilderung, noch viel weniger eine erschöpfende Schilderung des genialen Schaffens geben. Findet Ludwig Schillers Auffassung hier zu mechanisch, so vermißt er in der Charakteristik des Genies, wie sie in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung gegeben wird, die Hervorhebung des bewußten Elements. „Das Können ist nicht im einfachen Nichtwissen, sondern das Können ist wiederum in Instinkt verwandeltes Wissen" (6, 26). Nun hebt Schiller freilich in jener Abhandlung einseitig den sicheren Instinkt des Genies hervor (8, 321 f.), aber einige Äußerungen in Briefen

Digitized by Google

an Goethe zeigen, daß das auch für ihn nur die eine Seite der Sache war. Einmal schreibt er: „Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt macht den poetischen Künstler aus“ (Jonas 6, 262), ein anderes Mal legt er gar allen Nachdruck auf die Besonnenheit des Genius (Jonas 6, 177); in seinem berühmten Brief an Goethe, in dem er diesem ein Bild seines Entwicklungsganges entwirft, schildert er, wie Goethe sich durch Begriffe gebildet, diese dann aber wieder in Intuitionen umgesetzt und Gedanken in Gefühle verwandelt habe, „weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann“ (Jonas 3, 473 f.). Das deckt sich doch mit Ludwigs Formel, das Können sei wiederum in Instinkt verwandeltes Wissen.[1])

Von diesem Satz geht O. Ludwig aus, um zu zeigen, worin er den Hauptmangel der Schillerschen Dichtungen sieht. In seinen Jugendwerken war, was er wußte, bis zum Können gediehen, später wuchs zwar sein Wissen, aber die Umwandlung ins Können gelang nicht vollständig. Schiller vergißt — nach Ludwig — gewöhnlich, „daß er im Denken zugleich dichten, d. h. gestalten muß, d. h. er hat Klarheit und Bewußtsein genug zu denken, aber nicht genug, in der Seele eines gewissen Menschen zu denken, der nicht er ist“ (6, 26). Er verschwinde nicht hinter seinem Werk wie Shakespeare. Überall findet Ludwig bei Schiller eine bewußte absichtliche Kunst (5, 314). „Bei Schiller sehen wir seine eignen Intentionen, bei Shakespeare die Intentionen seiner Menschen fertig werden. Bei Schiller reißt uns der Dichter hin, bei Shakespeare des Dichters Gestalten“ (5, 258). Schiller schildere weniger die Leidenschaft als leidenschaftlich, während man bei Shakespeare wie bei den Alten eine Mischung von höchster Leidenschaftlichkeit des Dargestellten und höchster Ruhe der Darstellung finde (5, 258. 102). Das sympathetische Gefühl und die Subjektivität sei in Schiller zu stark, er mache der Figuren Sache zu der seinen. „Seine Personen reden nicht in eigener Person, sondern er selbst redet für sie als ihr Anwalt, und Sympathie, Freude und Stolz auf seine eigne Redekunst lassen ihn oft Wahrheit und Haltung vergessen. Er sucht für jede so vorteilhaft zu reden als möglich“ (5, 495). Ferner zeigt sich ihm Schillers zu starke Subjektivität darin, daß er nicht durch die Darstellung selbst wirke, sondern durch seine Sentiments über das Dargestellte (5, 278 f.). Die Reflexion in Shakespeares Dramen sei dargestellte Reflexion, Darstellung eines Reflektierenden, während sie bei Schiller als Reflexion des Dichters erscheine (5, 165. 266 f.). Die Reflexionen in seinen Dramen seien wie Juwelen zum Herausnehmen, wie die lose angehängten Früchte

[1]) Auch Goethe dachte darüber wie Schiller und Ludwig; vgl. Weimarer Ausgabe Briefe 15, 213, 5.

Digitized by Google

am Christbaum (5, 282. 323). Als Reflexionen des Dichters wirken sie als bloßer Stoff (5, 532. 271).

Es kann niemand entgehen und ist auch Ludwig nicht entgangen, daß der Gegensatz von Shakespeare und Schiller, wie er ihn hier faßt, sich sehr nahe berührt mit dem von Schiller aufgestellten Gegensatz der naiven und sentimentalischen Dichtung. Auch Schiller rühmt an Shakespeare — Ludwig zitiert die Stelle — daß er wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude hinter seinem Werk stehe, er sei das Werk und das Werk sei er (8, 331, 23). Reicheren Gehalt und höheren Dichterschwung rühmt er als Vorzüge der modernen (sentimentalischen) Dichter (8, 338, 15). Bei dem modernen Dichter erwartet er, in dem Werk dem Herzen des Dichters zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektieren; der sentimentalische Dichter „reflektiert über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt" (8, 332, 4. 340, 17). Ludwig befindet sich also gar nicht im Gegensatz zu Schiller, wenn er gegen ihn polemisierend bemerkt, der naive und sentimentale Dichter verhielten sich zueinander nicht wie Sache und Geist, sondern wie Geist der Sache und Geist des Dichters (5, 320); nur der Zusatz „der eine verherrlicht seine Objekte, der andere sich selbst" zeigt in seiner scharfen Zuspitzung, daß Ludwig über den Wert der sentimentalen Dichtung ganz anders denkt als Schiller, der seine große Abhandlung ja wesentlich in der Absicht geschrieben hatte, die Gleichberechtigung beider Dichtarten zu erweisen. Aber es ist doch zu beachten, daß auch Schiller nicht immer so zuversichtlich das Recht der Subjektivität verfochten hat wie hier. Im Wallenstein bemühte er sich doch objektiv zu verfahren und den Stoff mit der reinen Liebe des Künstlers zu behandeln (Jonas 5, 122). Aber die leidenschaftliche Anteilnahme an den Geschicken und Personen seiner Dichtungen lag so tief in seiner Art, daß er sich ihrer auch hier nicht ganz zu entschlagen vermochte. Wenigstens gesteht er für den jungen Piccolomini durch eigene Zuneigung interessiert zu sein, hofft aber, daß das Ganze dadurch eher gewinnen als verlieren solle (Jonas 5, 119). Später wiederum erklärt er, daß er ohne eine gewisse Innigkeit nichts vermöge und daß diese ihn gewöhnlich fester bei seinem Gegenstande halte als billig sei (Jonas 6, 402). Daß sich die Subjektivität des Dichters in Reflexionen und in der Pracht der Rhetorik zeige, daran nimmt Schiller keinen Anstoß. Obwohl er sieht, daß alles, was sich der Verstand im allgemeinen ausspreche, nur Stoff und rohes Element in einem Dichterwerk sei, will er der Reflexion ihre Stelle in der Tragödie gewahrt wissen, und fordert nur, daß die Reflexionen mit der vollen Macht der Phantasie und

Digitized by Google

mit einer kühnen lyrischen Freiheit ausgesprochen würden (5, 175 f.). Die Neigung, sich mit einem gewissen Wortreichtum auszusprechen, rechtfertigt Schiller, indem er sich auf das Beispiel der Alten beruft (Jonas 5, 418).

Ludwig nun kennt für die Eigenheiten des sentimentalischen Dichters keine Nachsicht. Er biete alles auf, meint Ludwig, um sich selbst bemerkbar zu machen, zu zeigen, wie schön er fühle, welchen Geist er habe (6, 35), er werde platt, wo er nicht sein Reflexionswerk anspinnen dürfe oder wolle und oszilliere deshalb beständig zwischen Dichter und Redner, seine Ideen wirkten nur als Stoff (5, 270 f.), ja Ludwig will dem sentimentalen Dichter geradezu den Namen des Dichters absprechen und ihm nur den des Rhetors zugestehen (6, 43).

Man wird Ludwigs Bedenken gegen Schillers Subjektivität, seine Neigung zur Reflexion, zur Rhetorik im großen und ganzen — auf Einzelheiten einzugehen liegt nicht im Plan dieser Arbeit — als berechtigt anerkennen, aber um billig zu sein auch erwägen müssen, daß Schiller noch zu stark unter dem Einfluß der reflektierenden Dichtung seiner Zeit stand, die zudem seiner eigenen Anlage entsprach, um sich ganz zur Objektivität durchringen zu können. Und ebensowenig dürfen wir vergessen, daß es ja eben Schiller gewesen ist, der Shakespeares Objektivität zuerst so schön gewürdigt und damit Otto Ludwig vorgearbeitet hat. Behalten wir das im Auge, so können wir, meine ich, ohne Schiller Unrecht zu tun, auch zugeben, daß die Innigkeit, die er für seine Dichtungen empfand, ihre künstlerische Wirkung nicht selten beeinträchtigt hat. Gerade an Max Piccolomini sehen wir das; verführt durch seine Zuneigung für diesen Charakter hat Schiller auf den durchaus nicht heldenhaften Untergang Maxens durch die Pracht seiner Rhetorik einen Glanz fallen lassen, der der Situation keineswegs angemessen ist; es soll eine Tat der Verzweiflung sein, aber „eine Tat der Verzweiflung wird nicht reflektierend beschlossen" (5, 313. 239). Hier ist der Dichter leidenschaftlich und überträgt die Leidenschaft auf den Zuschauer, und wenn Ludwig das als eine Verirrung tadelt, so kann er gegen den Dichter den Theoretiker Schiller zum Zeugen aufrufen, der den Satz ausgesprochen hat: „Eine schöne Kunst der Leidenschaft giebt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch" (8, 249 $_{34}$). Daß die großen Reden in Schillers Dramen, auch wo sie nicht zur Situation passen, wie etwa Melchthals Erguß über die Himmelsgabe des Lichts, an sich sehr schön sind, hat Ludwig immer anerkannt und Schiller als einen geistvollen, im besten Sinne als einen der größten Künstler der Rede, solange die Erde besteht, gefeiert (5, 319). Auch für einen großen Dichter wollte er ihn gehalten wissen, nur nicht für einen großen Dramatiker (6, 309),

Digitized by Google

da der dramatische Dichter hinter seinem Werk verschwinden soll, wie die Natur es tut (5, 541).

Außer gegen Schillers Subjektivität richten sich Ludwigs Vorwürfe gegen die Art, wie er seinen Stoff idealisiert. Auch hier besteht zwischen beiden weniger ein Gegensatz der Prinzipien als ein Gegensatz der durch persönliche Begabung und literarische Vorbilder bestimmten dichterischen Eigenart.

Sein künstlerisches Ideal, das er in Shakespeare verwirklicht findet, bezeichnet Otto Ludwig als künstlerischen Realismus (5, 459) und bekämpft den Naturalismus auf der einen, den Idealismus auf der andern Seite. „Die Kunst soll uns, was uns in der schlechten Wirklichkeit verwirrt, entfernen und uns durch den Schein der wirklichen Erscheinung hindurch die innere Wahrheit ihres Gegenstandes zeigen, den einheitlichen Geist, wie er unter der mannigfaltigen Decke der Natur verborgen liegt, sie soll uns in dem Körper des einzelnen Falles das allgemeine Gesetz als Seele lebendig zeigen" (5, 396). Der Naturalist sieht in der Historie lauter einzelne Fälle, der Idealist nähert die Menschen und Handlungen dem allgemeinen Ideale der Vollkommenheit, der Realist faßt in der Historie die typische Geschichte solcher Menschenart, wie sie es treibt, wie es ihr ergeht und ergehen muß (5, 528). Der geschilderte Vorgang soll ein Typus des gemeinen Weltlaufs sein, die Charaktere Typen der Menschennatur, die Szenen Typen des Menschenverkehrs, alle Züge typische (6, 412). Der realistische Dichter reinigt den Gehalt eines Vorgangs aus der gemeinen Wirklichkeit von allem Zufälligen und reproduziert dann den Vorgang so, daß er wesentlich nichts anderes ist als Einkleidung nur dieses Gehalts, der idealistische Dichter dagegen legt willkürlich irgend einen Gehalt hinein oder überhaupt Gehalt (5, 522). Und was von der Handlung gilt, gilt auch von den Charakteren. „Nicht die Züge eines abstrakten Vernunftideales sind in die Gestalt zu tragen, sondern die Gestalt ist zum Ideale ihrer selbst zu erheben" (5, 259).

In allen wesentlichen Punkten ist nun Schiller, wie gesagt, derselben Meinung, wie Otto Ludwig. Schiller warnt den Dichter vor der Nachahmung der wirklichen Natur, die er von der wahren Natur, zu der innere Notwendigkeit des Daseins gehöre, unterscheidet (8, 379,$_{7}$; 13, 363,$_{24}$). Der neuere Künstler sei in Gefahr, meint er, über dem Bestreben der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liege (Jonas 5, 167) und wünscht eine genauere Untersuchung darüber, was der Künstler von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen lassen muß (Jonas 5, 174). Auch Schiller bemerkt tadelnd, der neuere Künstler von Phantasie und Geist lege einen poetischen Gehalt in sein Werk, das sonst leer und dürftig wäre, weil ihm der Gehalt

Digitized by Google

fehle, der aus den Tiefen des Gegenstandes geschöpft werden müsse (Jonas 5, 257). Und endlich bekämpft auch der reife Schiller in seinen Ludwig noch unzugänglichen Bemerkungen zu einem Aufsatz Körners über Musik, die Verwechslung der Begriffe: Idealisieren und Veredeln — eine Verwechslung, die er sich in der Rezension von Bürgers Gedichten selbst hatte zu schulden kommen lassen. Schiller bemerkt gegen Körner, etwas Idealisieren heiße ihm es aller seiner zufälligen Bestimmungen entkleiden und ihm den Charakter innerer Notwendigkeit beilegen. Das Wort veredeln erinnere immer an verbessern, an eine moralische Erhebung. Der Teufel, idealisiert, müßte moralisch schlimmer werden, als er es ohne das wäre (Ausgabe von Goedeke 15, 1, 378).[1])

Obwohl also auch Schiller wie Ludwig vom Dichter verlangt, er solle den Gehalt aus den Tiefen des Gegenstandes schöpfen und den Charakter nicht veredeln, sondern ihm innere Notwendigkeit verleihen, findet Ludwig, daß er in seinen Dichtungen gegen diese Grundsätze immer verstoße. Am Wallenstein, auf den er ja überhaupt immer und immer wieder zurückkommt, will er das nachweisen. In einem Shakespeareschen Werk seien alle Teile nur Glieder der Darstellung einer Idee, Schiller lege in den Stoff fremde und mehrere Ideen hinein. Wallenstein gehe (wie Hamlet) unter, weil er nicht zur Zeit tue, was seine Aufgabe sei, aber auch weil er ehrgeizig sei, weil er zögere, weil er zu vertrauend sei;[2]) und die Episode mit Max, die Szene mit Wrangel vollends hätten mit der Hauptidee nichts zu schaffen (5, 278). Hier, glaube ich, tut Ludwig Schiller doch Unrecht, da er die Einheit nicht in der Handlung, sondern ausschließlich im Charakter sucht. Sein Interesse freilich richtete sich in erster Linie auf die Charaktere und Shakespeares Beispiel schien ihm die ausschließliche Berechtigung der Charaktertragödie zu bestätigen, so daß ihm ein Zweifel gar nicht möglich schien. „Wer ist denn eigentlich interessant," ruft er aus, „die Tat oder der Mensch? Die Handlung kann helfen, den Menschen interessant erscheinen zu lassen, nicht umgekehrt" (5, 491). Daß diese Auffassung zu einseitig ist und Ludwig deshalb einen unzulässigen Maßstab an Schillers Dramen angelegt hat, scheint mir in den Ausführungen von Berger und Kühnlein treffend hervorgehoben zu sein.[3]) Am Wallenstein soll nun auch

[1]) Es ist sehr zu beklagen, daß diese Bemerkungen ebenso wie einige Band 13, 505 wenigstens erwähnte Aufsätze in die Bellermannsche Ausgabe nicht aufgenommen sind.

[2]) Aber auch im Hamlet findet Ludwig ja mehrere Ideen! (5, 444).

[3]) A. Frhr. v. Berger, Studien und Kritiken S. 144 ff. Kühnlein, O. Ludwigs Kampf gegen Schiller. Münnerstädter Programm 1899/1900, S. 17 ff. und Bellermann, Schillers Dramen 2, 25 ff.

Digitized by Google

Schiller jene von Ludwig (und Schiller!) verworfene falsche Idealisierung vorgenommen haben, indem er ihn tief-gemütlich und edel, ja teilweise zum vollkommenen Charakterideal und dadurch zur Phrase gemacht habe (5, 259). Daß er einem an sich unedlen Charakter auch sympathische Züge verliehen hat, dagegen kann sich Ludwigs Vorwurf wohl kaum richten; nur das kann die Frage sein, ob es Schiller gelungen ist, die verschiedenartigen Elemente zu einem einheitlichen Gesamtbilde zu verbinden. Und hier dürften allerdings auch durch Bellermann[1]) nicht alle Zweifel zum Schweigen gebracht sein.

Unter den mannigfachen Vorwürfen, die Otto Ludwig dem idealistischen Dichter — also doch auch Schiller — macht, findet sich auch der, daß er dem Stoffe alles abstreife, „was er das Gemeine nennt" (5, 522). Aber von einer naturalistischen Kopie des Wirklichen wollte auch Ludwig nichts wissen. Namentlich betont er, daß die Natürlichkeit und Wirklichkeit nie so weit getrieben werden dürfe, daß wir sie nicht mehr mit dem klaren Bewußtsein anschauten, sie sei nur Nachahmung (6, 22), genau wie Schiller die Illusion, wenn sie auch wirklich zu leisten wäre, einen armseligen Gaukelbetrug nennt (5, 172, $_{33}$) und ihm der „Schein" nur dann als ästhetisch gilt, wenn er sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt (8, 270, $_{32}$). Nicht also die Entfernung von einer naturalistischen Wiedergabe des Dargestellten an sich ist ihm an Schillers Dramen anstößig, wohl aber die Art der Erhebung über die Wirklichkeit, die er hier findet: Das Kolorit eines Transparents, die eintönige Feierlichkeit und feierliche Eintönigkeit oder gar die Verzückung und der subjektive Schwung lyrischer Rhetorik (5, 264).

So mißfällt es ihm entschieden, daß die Soldaten bei Schiller alle geborene Redner zu sein schienen (5, 280). Aber wenn Ludwig doch einem Wort Schillers folgend die idealisierende Wirkung des Verses rühmt und seinen Vorzug vor der Prosa anerkennt, die leicht eine unkünstlerische Illusion zur Folge habe (5, 232. 79), warum tadelt er, daß die Sprache gehoben wird, was doch der Vers geradezu verlangt?[2]) Noch härter urteilt Ludwig über den Chor in der Braut von Messina. Die Chorführer seien keine Menschen, sondern schöne Gedanken; er ist entrüstet darüber, daß sie den Don Manuel liegen lassen, wie einen toten Hund und schöne Reden halten, während ihr Herr verblutet (6, 300). Aber sollte hier Schiller nicht Ludwigs eigenes Wort zugute kommen: „Je furchtbarer der Stoff an sich, desto idealer muß die Ausführung sein, um die Wirkung jenes zu mildern" (5, 107; Cordelia Ludwig S. 110)?

---

[1]) Schillers Dramen 2, 63 ff.

[2]) Vgl. auch den bereits oben zitierten Brief Schillers: Jonas 5, 418.

Digitized by Google

Man mag den Chor als Kunstmittel im modernen Drama verwerfen, man mag den Schillerschen Dramen mehr realistisches Detail wünschen, eine mehr charakteristische Abstufung der Sprache fordern und die schönen Reden verwerfen, die nicht zur Individualität des Redenden oder zur Situation passen — aber man darf nicht sagen, wie Ludwig tut, Schillers Symbolum sei Schönheit um jeden Preis (5, 147) und ihm entgegenhalten, nur das sei schön, was wahr ist (5, 251). Die Art wie Ludwig diesen Satz ausführt, die fast an Baumgartens Ästhetik gemahnt, hätte Schiller wohl nicht gebilligt, aber dem, was die Worte an berechtigter künstlerischer Kritik enthalten, hat er sich nie verschlossen. Er hat es wohl gewußt, daß die Kunst auf der Wahrheit selbst, auf dem festen und tiefen Grunde der Natur ihr ideales Gebäude errichtet (5, 171,14). Ja, er konnte in der Polemik gegen die Bemühungen neuerer Analytiker den Begriff des Schönen abzusondern und in einer gewissen Reinheit aufzustellen, den Satz aussprechen: „Möchte es doch einmal einer wagen, den Begriff und selbst das Wort Schönheit, an welches einmal alle jene falschen Begriffe unzertrennlich geknüpft sind, aus dem Umlauf zu bringen und, wie billig, die Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinn an seine Stelle zu setzen" (Jonas 5, 216 f.). Also in den Prinzipien herrscht auch hier Übereinstimmung und über das Maß, wie weit sich der Dichter einer höheren künstlerischen Absicht zuliebe von der Wirklichkeit entfernen darf, wieviel er beibehalten muß, um nicht gegen die „Wahrheit" zu verstoßen, wird sich theoretisch wohl nichts festsetzen lassen; darüber werden verschiedene Zeiten und Individualitäten immer verschieden urteilen.

Bestehen nach dem bisher Ausgeführten in den künstlerischen Grundsätzen Schillers und Otto Ludwigs keine sehr tiefgreifenden Gegensätze, so werden wir die Ursache der schroffen Ablehnung der Schillerschen Kunst wo anders suchen müssen. Ludwig sah es als die höchste Angelegenheit seines Lebens an eine tragische Kunst zu suchen, „die unsere Nation nicht noch ungesunder macht, als sie schon ist, vielmehr, was sie als Kunst beitragen kann, beiträgt, ihr zu einer Gesundheit der Lebensanschauung zu verhelfen" (6, 408). Und diese Gesundheit der Lebensanschauung scheint ihm durch die Kunst Schillers und seiner Nachahmer gefährdet zu sein.

Schiller habe das Schöne so dargestellt, als ob es das Gute sei; aber „unser Gefühl für das Gute und Schlechte soll nicht durch das Schöne verwirrt werden" (5, 311). Ludwig denkt an die ideale Verklärung der „Schwäche" Wallensteins, an den Selbstmord Max Piccolominis und der Thekla, der als eine verdienstliche Handlung, als etwas Großes und Edles geschildert werde. „Wie sollen wir Deutschen zur Moral und zum rechten Verständnis der Geschichte

Digitized by Google

kommen," ruft Ludwig entsetzt aus, „wenn das moralische Gefühl von unserm Lieblingsdichter so verwirrt, die Geschichte uns mit so falschem Idealismus aufgestutzt und sentimentalisirt wird?" (5, 301). Die Gefährlichkeit blendender Laster werde nicht von sittlicher Warnung balancirt, wie das bei Shakespeare immer der Fall sei (6, 124). Freilich erkennt Ludwig, daß Schiller keine unsittliche Absicht gehabt haben könne, nur gehe ihm, ohne daß er es wisse, das Schöne immer in das Gute über; wo er uns bloß ästhetisch für das Schlimme interessiren wolle, gewinne er uns zugleich moralisch dafür (5, 311).

Aber darf man wirklich den Dichter für Wirkungen verantwortlich machen, die er gar nicht beabsichtigt hat? Ist es nicht Otto Ludwig selbst begegnet, daß man aus seinem Erbförster, der eine Warnung vor dem blinden Vertrauen auf das subjektive Rechtsgefühl sein sollte, die entgegengesetzte Tendenz zu vernehmen glaubte? (6, 418). Und sollte das wirklich ein Fehler sein und nicht vielmehr ein Zeugnis für die Lebenswahrheit des Charakterbildes, daß man über Recht oder Unrecht des Försters streiten kann, wie über das eines lebenden Menschen? So wird man auch Schiller nicht dafür schelten dürfen, daß er Wallenstein mit Bewußtsein als einen Verbrecher geschildert hat, ohne ihm alle Sympathien zu rauben. Schiller selbst sagt ja, der Charakter sei niemals edel und dürfe es nicht sein, er behandle ihn bloß mit der reinen Liebe des Künstlers (Jonas 5, 121 f.; vgl. 4, 436) und er erwartet offenbar auch vom Zuschauer, daß er imstande sei, das moralische und ästhetische Urteil auseinanderzuhalten. Hier hat Schiller nichts Anderes getan, als was Ludwig selbst für das Rechte erklärt (5, 268), er hat den Charakter hingestellt und dem Zuschauer das Urteil überlassen. Anders liegt die Sache bei Max Piccolomini und — trotz Schillers Protest — doch wohl auch bei Posa; hier scheint der Dichter allerdings zu rufen: „verehrt ihn, bewundert, liebt ihn" (5, 268) und das ist freilich ein Fehler, ein Verstoß gegen künstlerische Forderungen, nicht gegen moralische.

Durch Schillers Art, nicht die Wahrheit selbst zu geben, sondern sie mit einem Nimbus zu umhüllen, würden, meint Ludwig, unsere jugendlichen Illusionen zu einer leidenschaftlichen Stärke erzogen; „wir werden zu einem lediglich in der Phantasie existirenden Leben erzogen, das uns verwöhnt, blind und taub macht für die Wirklichkeit und, was das Schlimmste, ungerecht; sodaß die Humanitätssaat sich endlich in ihr Gegenteil verwandelt" (5, 243). Der Idealist flüchte in das Reich der Schatten und doch sei in der Wirklichkeit mehr wahre Poesie, als in einer idealen Schattenwelt (6, 11; 5, 311). Die Poesie soll uns nicht aus dem Dürren in ein vorgespiegeltes Paradies locken, sondern das Dürre uns grün machen, den Nutzen der Armut und Beschränktheit und die Gefahr des Glücks zeigen usw. (6, 19).

Digitized by Google

Aber man würde doch irren, wollte man aus diesem und manchen ähnlichen Äußerungen (1, 1, 179) den Schluß ziehen, Ludwigs Wort: „Herz, deine wahre Heimat ist die Enge“ (4, 200) gebe seine ganze Lebensanschauung wieder; im Gegenteil, er hat auch die Größe des handelnden Lebens, des Kampfes erkannt, er hat selbst erklärt: „Wir müssen aus dem Paradiese der Idylle heraus in den Kampf des Lebens“ (6, 17). Dem Wallenstein, dem ersten deutschen Drama, das ein Bild des großen Lebens der Geschichte gab, hat er einen schweren Vorwurf daraus gemacht, daß es die Flucht vor dem großen handelnden Leben in das Idyll und die lyrisch-innerliche Beschaulichkeit predigte (5, 56 f.). Nicht auf die Darstellung einer bestimmten Erscheinungsform des menschlichen Lebens will Ludwig den Dichter beschränken, er will das Gute und Schöne dargestellt wissen, wo es im Leben zu finden ist; was er an Schiller bekämpft ist nur der Kontrast, in dem bei ihm Ideal und Leben erscheinen. Wer nur die Schattenseiten des Lebens ins Auge fasse, um sie noch durch den Kontrast des absoluten Ideals zu vertiefen, der nehme dem Leben die Kraft, den Mut, den Glauben an sich (5, 55 f.); und „lieber gar keine Poesie“, ruft er aus, „als eine, die uns die Freude am Leben nimmt, uns für das Leben unfruchtbar macht, die uns nicht stählt, sondern verweichlicht fürs Leben“ (6, 19).

Am schärfsten kommt der Kontrast von Ideal und Leben wohl in dem Schillerschen Wort (besser: in dem Wort der Thekla) zum Ausdruck, daß es das Los des Schönen auf der Erde sei, von Rosseshuf zertreten zu werden. Diese Vorstellung scheint Ludwig das eigentliche Grundmotiv der Schillerschen Tragödien zu sein und sie bekämpft er mit allem Nachdruck, denn eine solche „Rohheit des Schicksals gegen das Schöne“ ist ihm im höchsten Grade anstößig. Auch hier wiederum weist Ludwig bewundernd auf Shakespeare hin, bei dem nicht das Schöne, sondern die Schuld zugrunde gehe, während bei Schiller der Ausgang des tragischen Helden nicht die Folge seiner Schuld, sondern das Los des Schönen auf der Erde sei (5, 53 f. 525 f.). Bei Shakespeare findet Ludwig eine Welt ohne die Widersprüche, die uns in der wirklichen irren, wir sehen bei ihm nichts, was uns an der Vernünftigkeit der Weltordnung zweifeln ließe, seine Welt ist eine Schule für die wirkliche, sie lehrt uns wie alle Art von Übermaß und Verkehrtheit, jede Störung der Harmonie der Kräfte sich straft, sie zeigt uns im scheinbar triumphirenden Bösen die Hölle im Herzen usw. (5, 80). Er motivirt das Leiden aus der Schuld, die Schuld aus dem Charakter des Menschen (5, 88). Und dieser Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe gilt Ludwig als „die Idee der Tragödie“ (5, 256); diesen Zusammenhang vermißt er bei Schiller. Schiller stellt die Schuld großenteils auf Rechnung der

Digitized by Google

Umstände (5, 254). Die Historie straft den Helden nicht um das, was er getan, sondern um das, was sie ihn gezwungen zu tun (5, 257). Der Held leidet ohne Schuld (5, 215). „Das Schicksal ist Zufall; die Fügung, das Göttliche ist eine dumpf-grausame Naturkraft, die eine Schadenfreude hat, das Schöne in den Staub zu treten, das Erhabne zu erniedrigen" (5, 321). Und die Leitung der menschlichen Dinge sich so tückisch, bösartig und unmoralisch vorzustellen, das ist für Ludwig ein gräßlicher Gedanke. „Shakespeare hat dergleichen nie, das ist seine wahre Frömmigkeit" (5, 441). Wir dürfen nicht des Helden Partei nehmen gegen das Schicksal (5, 438), das Ganze darf nicht ein Sieg des Unsittlichen über das Sittliche sein (5, 174). Daß in den Räubern wirkliche Schuld angemessen bestraft wird, daß im Carlos die Personen noch Täter ihrer Taten sind, das sind in Ludwigs Augen Hauptvorzüge dieser Dramen (5, 291. 296). Durch die Bemäntelung der Schuld in seinen späteren Stücken hätte Schiller geglaubt, sich den Alten zu nähern (5, 260 f.), aber was bei den Alten Kern allgemeinen Glaubens war, sei bei Schiller eine willkürliche Erfindung (5, 289). Bei den alten Tragikern, die darin naiv verführen, folgten die Personen der Leidenschaft ohne Wahl, „in welcher sie noch den Gott sehen, während das Christentum Gott und den Teufel in die Wagschalen geteilt und die Freiheit der Wahl dazwischen"; diese Freiheit gibt dem Helden zugleich „das Imposante, welches in seinem Sturze kolossal gesteigert auf die ewige Gerechtigkeit übergeht. Darin das Erhebende der Tragödie — welches nichts andres ist als das Hochgefühl der Freiheit, der Selbstbestimmung, die der Zuschauer als sein unveräußerlich Eigentum, den menschlichen Adel, dessen er teilhaft, empfindet" (6, 197).

Es ist der Standpunkt des Optimismus, den Ludwig hier gegen Schiller vertritt. Es ist ihm nicht entgangen, daß der Glaube an die Vernünftigkeit des Weltganzen am Ende nichts weiter ist, als die Folge des Bedürfnisses, „die eigene Klarheit auch außerhalb unserer wiederzufinden und an dieser Weltvernünftigkeit wiederum unserer eigenen gewisser zu werden" (6, 393), daß der wirkliche Weltlauf oft unvernünftig ist. Trotz dieser Einsicht aber zweifelte er nicht daran, daß der Weltlauf im Zusammenhang ein sittlicher sei (5, 175). Und wie die Kunst überhaupt, was uns in der schlechten Wirklichkeit verwirrt, entfernen und uns durch den Schein der wirklichen Erscheinung hindurch die innere Wahrheit zeigen, das Typische des Weltlaufs darstellen soll (5, 396. 6, 412), so soll sie auch Schuld und Strafe in vernünftigem, gerechtem Zusammenhange zeigen (5, 123). In der Abwälzung der Schuld auf die Umstände sieht Ludwig eine mißverstandene Humanität, die vor harten Urteilen über den Sünder warnen wolle, aber dazu geführt

Digitized by Google

habe, daß man fast vor dem Gedanken erschrecke, daß ein Mensch eine eigene Schuld haben könne (5, 441 f.).

Aber kann man nicht vielmehr der Tragik, wie Otto Ludwig sie auffaßt, vorwerfen, daß sie das Leben verfälsche und trügerische Hoffnungen erwecke? Freilich faßt Ludwig Lohn und Strafe als die innere Befriedigung oder die Reue, die der guten und bösen Tat notwendig folgen müsse; doch darf man wohl bezweifeln, ob seine Auffassung auch so den Tatsachen der Erfahrung entspricht. Jedenfalls aber bleibt es bedenklich, das sittliche Leben durch die Aussicht auf Lohn und Strafe wecken zu wollen, durch Motive, die dem reinen sittlichen Handeln fremd bleiben sollten. Einen solchen Maßstab an ein Kunstwerk anlegen, hieße freilich wieder Gesichtspunkte geltend machen, die mit der künstlerischen Beurteilung nichts zu schaffen haben. Wenn aber Ludwig die Gefährlichkeit des Idealismus durch den Hinweis auf möglicherweise eintretende Wirkungen bekämpft, darf man wohl auch zeigen, daß auch seine Auffassung des Tragischen zu ganz unbeabsichtigten bedenklichen Folgen führen kann, und den Schluß daraus ziehen, daß es ein für allemal unzulässig ist, das Urteil über Kunstwerke durch derartige Erwägungen beeinflussen zu lassen. Auf keinen Fall hatte Ludwig ein Recht, seine Auffassung des Tragischen, die er auch bei Shakespeare verwirklicht fand, als die allein mögliche auszugeben. Und Unrecht hat er auch, obwohl Hettner und andere diese Ansicht teilen, wenn er meint, eine willkürliche Laune, hervorgegangen aus der doktrinären Überzeugung von der unbedingten Vorbildlichkeit der Alten, habe Schiller veranlaßt, den antiken Schicksalsglauben für die Tragödie zu neuem Leben zu erwecken.

Schiller hat über das Tragische ursprünglich genau wie Otto Ludwig gedacht. Das lehrt außer den Jugenddramen der Aufsatz über die tragische Kunst (1792), in dem er seiner Abneigung gegen die blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal bei den Alten Ausdruck verliehen hat; in den griechischen Stücken bleibe für unsere Vernunft fordernde Vernunft immer ein unaufgelöster Knoten zurück; einen Hauptvorzug des neueren Dramas dagegen sieht er darin, daß hier die Unzufriedenheit mit dem Schicksal wegfalle und sich in die Ahnung oder lieber in ein deutliches Bewußtsein einer teleologischen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliere (8, 40,$_{15}$). Später aber hat Schiller diese Ansicht aufgegeben, nicht weil er nun einmal in allen Stücken den Griechen nacheifern wollte, sondern weil er sich inzwischen gründlicher mit der Kantschen Philosophie vertraut gemacht hatte. Kant hatte zwar den Glauben an eine ausgleichende Gerechtigkeit nicht völlig verworfen, zugleich aber nachgewiesen, daß die Sittlichkeit von einem solchen

Digitized by Google

Glauben unabhängig, daß sie autonom ist. Wer das erkannt hat, den kann die Frage nach einer sittlichen Weltordnung nicht mehr beschäftigen, den kann das Mißverhältnis zwischen Verdienst und Glück, zwischen Sollen und Sein nicht schrecken: „Gern unterwerfen wir der physischen Notwendigkeit unser Wohlsein und unser Dasein; denn das erinnert uns eben, daß sie über unsre Grundsätze nichts zu gebieten hat“ (8, 423, 32). Ja gerade dadurch, daß wir den Maßstab eines Ideales an die Welt anlegen und dabei finden, daß sie diesem Ideale nicht entspricht, werden wir uns dessen bewußt, daß wir in unserer sittlichen Beurteilungsweise, in unseren Grundsätzen vom Weltlauf unabhängig sind; und um so stärker wird dieses Bewußtsein in uns wachgerufen, je tückischer und grausamer das Schicksal erscheint. Unsre Grundsätze sind von der physischen Notwendigkeit unabhängig. „Also hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen, verzärtelten Geschmack,“ ruft Schiller aus, „der über das ernste Angesicht der Notwendigkeit einen Schleier wirft, und, um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlsein und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen.[1]) Stirne gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängnis. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntschaft mit denselben ist Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden und wieder erschaffenden und wieder zerstörenden Veränderung, des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemälde der mit dem Schicksal ringenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maß aufstellt und die tragische Kunst nachahmend vor unsre Augen bringt“ (8, 433, 1). Ergriffen von der ewigen Untreue alles Sinnlichen, greifen wir nach dem Beharrlichen in unserem Busen und werden uns unserer „Würde“ bewußt. Es leuchtet ein, daß dieser Auffassung des Tragischen die Vorstellung eines blind waltenden Schicksals besser entspricht, als die einer die Güter der Welt gerecht austeilenden Vorsehung. Das also

[1]) Also gerade von dem, was Ludwig für das Typische des Weltlaufs hält (siehe oben S. 661), findet Schiller in der Welt keine Spur — ein Zeichen dafür, daß das Typische, der „Geist des Alls“, nicht schlechtweg gegeben, sondern daß es der Kunst aufgegeben ist, ihn zu finden, wie Schiller in der Vorrede zur Braut von Messina (6, 172, 15) ausführt. Einen Fingerzeig dafür, wie man trotzdem einen aus den Tiefen des Gegenstandes geschöpften und einen willkürlich hineingelegten Gehalt (siehe oben S. 655 f.) zu unterscheiden vermag, gibt Schiller in der Matthissonrezension (13, 363).

Digitized by Google

und nicht eine bloße Künstlerlaune war es, was Schiller zu der einst verworfenen antiken Schicksalsidee zurückführte.[1])

Daß Schiller übrigens durch den Hinweis auf die Abhängigkeit des Menschen vom Schicksal ihre Schuld nicht in Frage stellen will, beweist allein das Schlußwort der Braut von Messina, des Dramas, in dem Schiller sich am meisten der griechischen Schicksalsidee nähert. Die Geltung der sittlichen Grundsätze bleibt unbeeinträchtigt und darin findet das „Hochgefühl der Freiheit" (siehe oben S. 661), das Schiller gewiß nicht fremd war, seinen Ausdruck; nur besteht es für Schiller in erster Linie in der sittlichen Autonomie (gelegentlich wird das Wort wohl auch in anderem Sinne gebraucht), bei Ludwig in der Freiheit der Wahl.

Mit mehr Recht als die eigentümliche Art der Schillerschen Tragik bekämpft Otto Ludwig die zu enge Fassung, die ihr Schiller in seiner Abhandlung über das Pathetische gegeben hatte. „Die moralische Independenz von Naturgesetzen im Zustande des Affekts" darzustellen, soll danach die Aufgabe der Tragödie sein; doch muß der tragische Held sich erst als empfindendes Wesen bei uns legitimiert haben, ehe wir ihm als Vernunftwesen huldigen und an seine Seelenstärke glauben (8, 119 f.). Mit vollem Recht findet Ludwig in dieser Lehre — dem Kreuz mit dem Querbalken des starken Vermögens zu Gefühlen, an das die tragischen Helden geschlagen werden müßten — eine zu enge Formel für das Tragische (5, 287 ff.). Aber es ist doch zu beachten, daß Schiller in seinen späteren Abhandlungen, die freilich keine zusammenhängende Darstellung des Tragischen geben, diese Formel nicht mehr wiederholt hat. Ja, in seinen Ausführungen über die pathetische Satire betont er ausdrücklich, daß der Satiriker es gar nicht nötig habe, das Ideal, dem er die Wirklichkeit gegenüberstelle, geradezu auszusprechen, wenn er es nur im Gemüt zu erwecken wisse (8, 342, 5) und auch im Aufsatz über das Erhabene spricht Schiller nur von der „Independenz" im Gemüte des Betrachtenden (8, 432, 26). Damit scheint doch die von Ludwig gerügte allzu enge Fassung des älteren Aufsatzes aufgegeben zu sein.

Freilich bleibt, auch hiervon abgesehen, in der Auffassung des Tragischen ein schroffer Gegensatz zwischen Schiller und Otto Ludwig bestehen; ja mir will scheinen, daß die in diesem Punkte besonders zutage tretenden ethischen Bedenken Ludwigs gegen den „falschen Idealismus" den tiefsten Grund seines leidenschaftlichen Kampfes gegen Schiller bilden.[2])

[1]) Vgl. Überweg, Die Schicksalsidee in Schillers Dichtung und Reflexion: (Gelzers) protestantische Monatsblätter 23, 166 f.; einen anderen, wohl auch richtigen, aber wie mir scheint, nicht so wesentlichen Gesichtspunkt macht Berger, Studien und Kritiken S. 146 f. zur Erklärung dieser Tatsache geltend.

[2]) So auch R. M. Meyer, Die deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts (1. Auflage) S. 318 f. und Shakespeare Jahrbuch 37, 79.

Digitized by Google

Friedrich Schiller und Conrad Ferdinand Meyer.

Von Julius Sahr in Gohrisch.

Der große Dichter lebt ein doppeltes Leben: die kurze Spanne seines Erdendaseins und die Unendlichkeit der Nachwelt. In jener kämpft er meist gegen ein widriges Schicksal und ringt ihm seine Werke ab; in dieser gewinnt er erst die volle Wirksamkeit. Was irdisch ist an ihm und vergänglich, sinkt mit seiner Leibeshülle ins Grab und gerät bald in Vergessenheit, wenigstens tritt es gegen die Züge seiner geistigen Persönlichkeit alsbald in den Hintergrund. Nur die Forschung bewahrt das Andenken daran kommenden Geschlechtern. Dafür beginnt für seine Werke ein ganz neues Leben: Sie wachsen empor und erheben sich hoch über den Duft des Alltäglichen und Gemeinmenschlichen, dem der Dichter doch als einer unseres Gleichen auch angehörte. Aus ihnen ergießt sich ein Strom von Wahrheit, Schönheit und Segen über seine Heimat, sein Volk und schließlich über die ganze Menschheit, soweit diese überhaupt an den Segnungen der Poesie teilnimmt. Und dieser Strom wird je weiter er fließt, desto breiter und tiefer, und befruchtet mit der Zeit das Leben Tausender und Abertausender von Nachgeborenen; er dringt in die geheimsten Ritzen des Gemüts-, Geistes- und Seelenlebens des Einzelnen wie der Masse ein.

Und aus diesem neuen Leben der Werke — das die Mitwelt des Dichters oft kaum zu ahnen vermochte — ersteht allgemach auch ein neues Bild ihres Schöpfers; ein Bild, das alle wesentlichen Züge seiner Natur, die menschlichen eingeschlossen, an sich trägt, aber dennoch ein neues ist: befreit von allen Schlacken des einstigen Erdendaseins, erstrahlt es in überirdischer Reinheit und wird selbst, was des Dichters Werke sind, zu einem festen, in sich geschlossenen, harmonischen Kunstwerk:

Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.[1])

Warum der große Dichter von seinen Zeitgenossen und dem ersten Geschlecht nach ihm so schwer ganz zu verstehen und zu würdigen ist? — Wohl hauptsächlich deshalb, weil ihnen, den zeitlich Daneben- oder Nahestehenden die rechte Perspektive, die nötige Ferne, sagen wir ruhig, die nötige Höhe fehlt, um des Dichters Erscheinung

[1]) „Das Ideal und das Leben" (Hempel 1, 156).

Digitized by Google

und sein Werk mit einem Blicke zu überschauen. Um ein großes Ganzes z. B. ein Gebirge nach Aufbau und Größe, nach Verhältnissen und Formen richtig zu sehen, dazu gehört eine gewisse Ferne zwischen uns und ihm. Aber sie tut es nicht allein, sondern fast mehr noch, was sie mit sich bringt, die dazwischenliegende Luftsäule. Sie ist es, die jenen merkwürdigen Ausgleich des Ganzen und Einzelnen, jenes Ineinandergehen von Formen und Farben, von Licht und Schatten, jenen trotz scharfer Einzelheiten wunderbaren Gesamtton erzeugt, jenen unsagbaren Reiz, der uns sowohl die Größe und Erhabenheit des Gebirges lebhaft empfinden als auch seine zahllosen Einzelformen genießen läßt. So ist es auch mit dem großen Dichter, den uns die Zeit in die Ferne entrückt hat.

Friedrich Schiller ist solchergestalt für uns ein Gewordener, Fertiger. Sein Bild steht vor uns in aller Reinheit, Schönheit und Größe, einheitlich, harmonisch und ungetrübt. Als solchen schicken wir uns an, ihn, ein Jahrhundert nach seinem Todestag, zu feiern.

Neben Schiller ist Conrad Ferdinand Meyer in unserem Urteil und Kunstbewußtsein, in unserer Kenntnis erst ein Werdender. Den 1898 von uns Geschiedenen erblicken wir noch mitten im irdischen Wirrsal, von dem seine Gestalt sich für unser Auge noch zu wenig abzeichnet. Wir sind ihm zeitlich noch zu nahe. Zwar wird von vielen Seiten rüstig daran gearbeitet, das Bild seines Lebens herauszuheben und sein Wesen zu erschließen. Der Umstand, daß wir allein schon drei wertvolle große Bücher[1]) über sein Leben und Gesamtschaffen haben, beweist deutlich genug, daß hier ungewöhnliche, wenn auch nicht leicht zugängliche Schätze zu heben sind. In der Tat, nicht leicht zugängliche! Denn C. F. Meyer gehört unstreitig zu den am schwersten zu verstehenden Dichternaturen, die wir haben. Es war ihm dies auch selbst bewußt: „Mein Lebenslauf ist im Grunde unglaublich merkwürdig. Wie werden sie einst daran herumrätseln!" bekannte er einmal seiner Schwester Betsy,[2]) der vertrauten und treuen Wegegenossin seiner langsamen Entwicklung, und er fuhr fort: „Nur du könntest ihn erzählen und du tust es nicht." In letzterem Punkte dürfte Meyer wohl Recht behalten: eine Erzählung seines Lebens bietet das übrigens köstliche, ja unschätzbare Buch seiner Schwester nicht. Meyer selbst hat der Nachwelt die Aufgabe, ihn zu

[1]) Adolf Frey, C. F. Meyer. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart 1900. gr. 8°. VI, 384 S. — Betsy Meyer, C. F. Meyer In der Erinnerung seiner Schwester. Berlin 1903. 8°. 246 S. — August Langmesser, C. F. Meyer. Sein Leben, seine Werke und sein Nachlaß. Berlin 1905. gr. 8°. VIII, 536 S.

[2]) Betsy Meyer, S. 139.

Digitized by Google

erkennen, nicht leicht gemacht. „Was er Biographisches über sich selbst schriftlich niederlegen mußte, ... war er bestrebt, in reservierter Haltung dem Verständnis der ihn umgebenden Außenwelt anzupassen —“ sagt seine Schwester.[1]) Wir werden also die Rätsel seines Lebens und Werdeganges ebensowenig bald aufklären, wie die Bedeutung und Tiefe seiner Werke sobald erschöpfen. Lösen aber werden wir beide Aufgaben! Und wer weiß, ob wir dazu trotz Meyers Rätselnatur solange brauchen wie zur vollen Erschließung Schillers. Man arbeitet doch heutzutage mehr und mit sichererer wissenschaftlicher Methode selbst über zeitlich naheliegende, ja noch lebende Dichter als vor hundert Jahren, wo die Anteilnahme an der Literatur einen mehr schöngeistigen Anstrich hatte. Dem gegenüber sind wir heute nüchterner aber auch wissenschaftlicher geworden. Möglich also, daß wir schon zu Meyers hundertjährigem Geburtstag 1925 wesentlich klarer sehen als jetzt. Wir dürfen doch nicht vergessen, daß Meyers Dichtertätigkeit bereits 1891 jäh abgeschlossen ward und seitdem 14 Jahre verflossen sind.

Als die nächsten Voraussetzungen und Aufgaben für die Meyer-Forschung erscheinen mir: Erstens eine Gesamtausgabe seiner verstreuten und zum Teil schwer zugänglichen Prosaaufsätze[2]) — sie würde ein bequemes und unentbehrliches Hilfsmittel zum tieferen Eindringen in seine Natur sein. Zweitens die Sammlung seines Briefwechsels auf breitester Grundlage; womöglich (wie seinerzeit Strodtmanns Ausgabe der Briefe von und an Bürger) als Briefe von und an C. F. Meyer. Das ergäbe ein Kulturbild der Zeit von etwa 1850—1890, dem so leicht kein zweites an die Seite zu setzen wäre. Hier müßte aber, der großen Sache und der Wahrheit zu Liebe, weitestgehende Selbstentäußerung der noch lebenden Angehörigen, Freunde, Briefschreiber und Briefempfänger beziehungsweise Besitzer geübt werden, damit die Sammlung gleich vollen wissenschaftlichen Wert erhielte.[3]) Endlich drittens wäre jedes der Werke Meyers in sprachlicher, stofflicher und künstlerischer Hinsicht zu durchforschen. Hier bieten die trefflichen Bücher von Moser und

[1]) Betsy Meyer, S. 139.

[2]) Benutzt sind sie natürlich von Frey, der auch im Anhang zerstreut die Orte angibt, wo sie zu finden sind; vgl. ferner über sie den zusammenhängenden Abschnitt bei Langmesser S. 417—427.

[3]) Übrigens ist bereits wertvolles Briefmaterial verloren beziehungsweise vernichtet, so fehlen z. B. Meyers Briefe an Wille bis 1872 (Frey S. 367); der Briefwechsel zwischen Meyer und seinem Freunde und Verleger Haessel wurde, wie mir der Verlag Haessel mitteilte, auf gegenseitige Abrede vernichtet. Vgl. Julius Sahr, Das Deutschtum C. F. Meyers, Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung vom 19. September 1903, Nr. 111. Langmesser ist der erste, der auch Briefe an Meyer ausgiebig verwertet.

Digitized by Google

Kraeger[1]) bereits verheißungsvolle Anfänge. Dies alles zu durchforschen und zu klären: welch große Aufgaben! Aber erst wenn sie gelöst sind, hört C. F. Meyer auf, für uns ein Werdender zu bleiben; erst dann haben wir das Lebensbild des Dichters zu erwarten, in das seine Werke, jedes am rechten Ort, sich wie leuchtende Edelsteine einfügen, so daß wir dann das Gesamtbild beider zu überblicken vermögen.

Mit welchem Rechte aber, so kann man fragen, wird hier neben Schiller C. F. Meyer genannt? Ist dies nicht Vermessenheit? — Nun, das bedeutet natürlich nicht, daß ich den jüngeren Dichter dem älteren gleichstellen will. Immerhin glaube ich, daß trotz großer, ja in manchen Punkten gegensätzlicher Verschiedenheit zwischen beiden sich Berührungspunkte finden lassen, ja daß sogar eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen ihnen besteht.

Auffallend ist zunächst, daß über dem Schaffen beider das nämliche, ich möchte sagen leidenschaftliche Ringen nach künstlerischer Vollendung, nach dem Höchsten waltet. Beide wurden mitten aus großen gärenden Entwürfen durch höhere Gewalt jäh herausgerissen. Mit Schmerz und unfähig, sie zu begreifen, stehen wir vor den Plänen und Gedankengängen, in denen sie zuletzt lebten und webten.[2]) Mit einer Hast und Ruhelosigkeit, die für den Beobachter etwas Beängstigendes hat, eilten beide in ihren letzten Lebensjahren von einer dichterischen Tat zur andern. Beide hatten die höchste Auffassung von ihrer Aufgabe: ihr Dichterberuf galt ihnen als Priestertum, das ihnen heilig war, wohl neben der Religion das Heiligste, und man darf ruhig aussprechen, daß beide dieser Berufstreue zum Opfer fielen. Keine Bemühung der Familie und der Freunde vermochte sie in ihrem hohen Flnge nach dem zu hemmen, was sie als ihr Ideal erkannt hatten — und in dieser übermenschlichen Anstrengung brachen sie zusammen. Dem Sinne beider würde willkommen die herrliche „Künstlergrabschrift" in Martin Greifs Gedichten entsprechen:[3])

---

[1]) Heinrich Moser, Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers. Leipzig 1900. 8°. Mit zahlreichen Erstabdrücken und Zwischenfassungen und den zum ersten Male gesammelten Gelegenheitsgedichten. Zwei Teile: CII und 112 S. — Heinrich Kraeger, C. F. Meyer. Quellen und Wandlungen seiner Gedichte. (= Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. XVI. Teil.) Berlin 1901. gr. 8°. XXX, 367 S.

[2]) Vgl. die umfassenden Veröffentlichungen aus Meyers Nachlaß bei Langmesser S. 431—529; vorher war daraus nur Einzelnes und verstreut bekannt geworden, siehe Betsy Meyer S. 216—246.

[3]) Martin Greif, Gedichte. Mit einem Bildnis des Dichters nach einem Gemälde von Hans Thoma. 7. verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1903. 12°. XII. 484 Seiten, vgl. S. 481.

Digitized by Google

Künstler war ich und rang mit allen Gewalten des Lebens,
Bis mich noch ferne dem Ziel endlich das Schicksal bezwang.

Aber in dem, was sie geschaffen haben, fällt uns auch der ungewöhnliche *sittliche* Ernst auf und zwingt uns die höchste Achtung und Bewunderung ab. Die gleiche Willensstärke, die gleiche Kraft des Pflichtbewußtseins beseelte beide. Der kategorische Imperativ, vor dem es kein Wanken des Wollens und kein weichliches Ruhen im Glücke gab, war beiden oberstes Lebensgesetz. Dem entspricht auch bei beiden die scharfe, unerbittliche *Selbstkritik*, die freilich bei Meyer schon in krankhafte Selbstvernichtung ausarten konnte, während sie bei Schiller durchaus gesund blieb. Dem entspricht ferner bei beiden die Reife und Vollendung der Werke, wenn sie sich einmal entschlossen hatten, sie aus ihrer Dichterwerkstatt hinausgehen zu lassen. Aber hier bemerken wir wieder bei Meyer, wenigstens bei seinen Versdichtungen, das entschieden zu weitgehende Streben, auch schon Gedrucktes immer wieder umzustoßen oder umzuschmelzen.[1]) Beide, Schiller und Meyer, fanden den Weg zum reifen Dichtertum durch die *Historie* hindurch und blieben dieser großen Lehrmeisterin der Menschheit zeitlebens getreu. Und in der Geschichte war es insbesondere die Rätselnatur, das psychologische Geheimnis, der dämonische Reiz großer Gewalt- und Ausnahmemenschen wie Wallenstein und Demetrius, Jenatsch und Thomas Becket u. a. die sie anzogen und die sie mit erstaunlichem Scharfsinn, mit seltener Kraft aufzuhellen, zu deuten und darzustellen wußten. Dabei waren beide Dichter ganz hervorragend auf das Ethische gerichtet; man muß sie entschieden als in hohem Maße *religiöse* Naturen bezeichnen; und wenn Meyer sogar in der Form seiner tiefen Religiosität ausgesprochen protestantisch zu nennen ist, so gilt dies für den *Geist* der Schillerschen Religiosität in nicht geringerem Grade. Neben dem fast strengen sittlichen Ernst fand der Humor, wenigstens in seiner mild lachenden Gestalt, bei beiden keinen breiten Raum; eher das Barocke,[2]) der Humor mit dem mehr grimmigen Lächeln auf den Lippen; daneben tritt bei Meyer der Stich ins Satirische stark hervor.

Doch übersehen wir über dem Verwandten nicht die großen Unterschiede, ja die Gegensätze. Dabei lasse ich die äußeren Lebens-

[1]) Dies tat Meyer nicht nur mit seinen vor 1870 entstandenen kleineren Gedichten, sondern auch mit den umfänglicheren Versdichtungen „Hutteus letzte Tage" und „Engelberg"; man vergleiche die betreffenden Abschnitte bei Frey und Langmesser, sowie die Bücher von Moser und Kraeger. Daß er es übrigens später z. B. nach 1886 vielfach noch gerade so machte, beweisen die interessanten Einzelheiten bei Karl Emil Franzos, C. F. Meyer. Ein Vortrag. Gehalten bei der Erinnerungsfeier für C. F. Meyer zu Berlin am 25. Januar 1899. Berlin 1899. 8°. 44 Seiten, auf S. 37 f.

[2]) Franzos, Ebenda S. 23.

Digitized by Google

verhältnisse beider gänzlich beiseite. Ist aber ein vollkommenerer Gegensatz denkbar als der, daß Schillers äußerst fruchtbare Dichtertätigkeit im Alter von 45 Jahren schloß, also in einem Alter, in dem Meyer fast noch nichts geleistet hatte — wo also Meyers Dichterkräfte noch schlummerten? Die lange, unendlich mühselige Entwicklung, die noch in späteren Zeiten des Glückes wie ein Verhängnis auf dem Schweizer lastete, blieb Schiller erspart, obwohl auch er ernst genug zu ringen hatte. Schiller war es vergönnt, in titanenhaften Jugendwerken das lodernde Feuer seiner Seele ausströmen zu lassen und dabei griff er mit der untrüglichen Sicherheit des großen Genius zu der seiner Begabung angemessensten Form, dem Drama; während Meyer lange tastete, qualvoll suchte und kämpfte, ehe er zu der seiner Natur entsprechenden Form der Prosanovelle gelangte. Das Befreiende, was für das Innere Schillers darin lag, daß er mit seinen Erstlingen sogleich ins rechte Fahrwasser kam und einen Erfolg sondergleichen errang, blieb dem Schweizer versagt. Er raffte sich mühselig zu seinen beiden ersten Gedichtbändchen auf (1864 und 1869) und sogar Meyers „Erstling" „Huttens letzte Tage", der unter dem Wehen des großen Völkerkrieges 1870—71 mit einem Male den Dichter, den Deutschen und den vollen Mann in Meyer auslöste, zeigte den Dichter noch nicht auf dem Gebiete, wo ihm höchste Meisterschaft und ungehindertes Ausleben seiner Persönlichkeit beschieden sein sollte. Und doch erreichte Meyer diese Vollendung in unermüdlichem Ringen so gut wie Schiller die seine; denn auch bei diesem gab es keinen Stillstand, sondern ein unabläßiges Emporstreben zu immer höheren Taten. Nur noch eines tiefen Unterschiedes sei gedacht: Das volle Ausströmen seines ganzen Innenlebens blieb einer der hervorstechendsten Züge an Schiller. Zumal als Dichter gibt er rückhaltlos sein ganzes Ich hin. Das mächtig dahinrollende Pathos war ihm Lebensbedürfnis. In allem, was er schreibt, liegt ein Schwung, eine emporreißende Wucht, die ihre Wirkung auf deutsche Herzen wohl noch nie verfehlt hat. Wie ganz anders C. F. Meyer! Durch Jahrzehnte lange Jugendübung gewöhnt, sich von Welt und Menschen zurückzuziehen und nur in sich hinein zu leben — selbst der Schwester erschloß er sich nicht ganz, wie ihr Buch deutlich beweist — kam er dazu, seine große, herbe, knorrige, wortkarge Natur, deren vulkanische Glut er mühsam zu bändigen gelernt hatte, unter dem Anschein ungewöhnlicher künstlerischer Ruhe, ich möchte sagen Kühle, zu verbergen. Wo Schiller augenblicklich packt und mit sich fortreißt, läßt Meyer zunächst oft kalt und enttäuscht. Daher dürfte Meyer kaum je, wie Schiller, ein Dichter für die große Masse werden; dazu war er zu scheu, zu zurückhaltend, ging zu wenig frei aus sich heraus. Mit dem Schluß des „Jenatsch" z. B., ich meine nicht nur inhaltlich,

Digitized by Google

sondern auch formell und sprachlich, werden viele Leser zuerst nicht zufrieden sein. Aber je öfter man Meyer liest, je tiefer man in ihn eindringt, um so mehr erkennt man zweierlei in seinen Werken: die hohe künstlerische Weisheit und die innere Glut. Meyer will erarbeitet sein — und was den ebengenannten Schluß des Jenatsch betrifft, so muß ich ihn gegen jedermann verteidigen und als den psychologisch und künstlerisch einzig möglichen in Schutz nehmen.[1]) Der Tadel Kellers und Storms gegen Lucretias Tat, der sehr oft urteilslos nachgesprochen wird, beweist nicht das geringste gegen Meyer; er zeigt nur, daß große Dichter und Seelenkündiger, wie die beiden Genannten, in ihrem Urteil über einen Sangesbruder ebenfalls fehl gehen können. Aber freilich: fürs erste leuchtet einem der Schluß des Jenatsch nicht ein; man muß erst dahinter kommen!

So ist denn Meyer einer unserer objektivsten Dichter, wie Schiller einer unserer subjektivsten. Es gibt Törichte genug, die da meinen, ihren Schiller mit den Kinderschuhen der Schulzeit abgetan zu haben. Das Jahrhundert, das uns von Schillers Tode trennt und die Feier zu seinen Ehren widerlegt sie: so feiert man nicht einen Toten, sondern einen Lebendigen! Der Gehalt von Schillers Dichtung ist unerschöpflich, und wenn sein Pathos das leicht entzündliche Herz des Jünglings entflammt, so weisen sein tiefer Gedankengehalt, die Kunstvollendung und der erhabene sittliche Zug seiner Werke den im Ernst des Lebens Gereiften fort und fort über das Irdische zum Ewigen, unserer alten Heimat, empor!

Was nun Schiller in der menschlichen und dichterischen Entwicklung Meyers bedeutet, und wie dieser sich zu den einzelnen Werken Schillers stellte, darüber sind wir bisher leider nur ungenügend aufgeklärt. Ich bin fest überzeugt, daß die Bedeutung Schillers für Meyer und sein Einfluß auf ihn weit tiefer ist als sich heute erweisen läßt. Sicher werden künftig dafür weitere Belege ans Licht treten, seien es Selbstzeugnisse Meyers in Briefen und Gesprächen, seien es Erinnerungen seiner Freunde.

Immerhin genügt, was davon vorliegt, um uns ahnen zu lassen, welches das Verhältnis Meyers zu Schiller war.

Die umfängliche Biographie von Adolf Frey gibt uns dafür freilich so gut wie keinen Anhalt; kaum daß man auf den 384 Seiten

[1]) Man vgl. Julius Sahr, C. F. Meyer, Jürg Jenatsch (= Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. O. Lyon. 11. Bändchen). Leipzig und Berlin. 1904. 8°. 48 S. S. 19. 34. 35. Auch Langmesser S. 303 tritt, unter Hinweis auf Kellers und Storms abweichendes Urteil, für Meyers Auffassung ein.

Digitized by Google

seines Buches dem Namen Schillers öfters begegnet. Aus einem Briefe Meyers, München den 15. Oktober 1857, wird unter anderem mitgeteilt: „Abends sah ich im Hoftheater Wallensteins Lager höchst vortrefflich gespielt" und am 16.: „Abends sah ich Rossinis Wilhelm Tell, ein Stück mit herrlichen Motiven, aber liederlich durchgeführt,"[1] wobei man im Zweifel sein kann, ob sich die Anmerkung auf den Schiller entlehnten Text oder auf die Musik bezieht. Wichtiger ist, daß auch Frey in Meyers „Zwanzig Balladen" „eine mächtige Neigung und Fähigkeit zum vollen, rollenden Ton" findet, „der an Schiller gemahnt."[2]

Einen ganz anderen Einblick gewährt uns Betsy Meyer in ihren Erinnerungen. Es ist leider die einzige Stelle über dieses Thema; aber sie ist von solcher Wichtigkeit, daß ich sie ganz herseße:[3] „Es sind Züge festen Willens zu ausdauernder, sanftmütiger Geduld, Züge, die ich damals wenig beachtete und nicht verstanden habe. Ich muß da vor allem an seine Vorliebe für Schillers Gedicht „Das Ideal und das Leben" denken. Schillers Pathos stand seinen eigenen dichterischen Wegen und Zielen fern. Ich erinnere mich nicht, daß ihn mein Bruder, die „Geschichte der Niederlande" und den „Wallenstein" ausgenommen, später noch häufig gelesen hätte, obschon er seine „dramatische Wucht" bewunderte und sich freute, wenn es sich traf, daß er der Aufführung eines Schillerschen Dramas auf der Münchener Hofbühne beiwohnen konnte. Jenes Gedicht aber bedeutete für ihn anderes. Zu einer Zeit, da er selbst noch nichts zu seiner Befriedigung ausführen konnte und ihm, sozusagen, seine Stoffe unter den Händen zerrannen, tönte es oft in leisen Klängen von seinen Lippen:

> Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
> Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
> Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
> . . . . . .
> Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
> Menschlicher Bedürftigkeit —

Es vergingen Jahre, und immer noch schwebte ihm Schillers „Ideal" vor. „Sieh," sagte er mir mehr als einmal, „es sind in dem Gedichte Stellen von überwältigender Schönheit. Dieser in seiner starken Geduld alles überwindende Herkules ist herrlich:

> Alle Plagen, alle Erdenlasten
> Wälzt der unversöhnten Göttin List
> Auf die will'gen Schultern des Verhaßten . . .

---

[1] Beides bei Frey, S. 102.
[2] Frey, S. 168.
[3] Betsy Meyer, S. 186—188.

Digitized by Google

Welch ein Bild! Siehst du es nicht vor dir: diese gebeugten, willigen Schultern? Und der Schluß! Schwebt man nicht mit ihm aufwärts?

. . . . . und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt! —

Das war in der Jugendzeit. Ich habe es damals gewiß schön gefunden, aber wenig in acht genommen.

Als wir dann zum ersten Male mit Dr. François Wille und seiner Frau Eliza zu einer alten Bekannten unserer Mutter geladen waren, bat man meinen Bruder, etwas von seinen Versen vorzulesen. Schüchtern lehnte er ab und erbat sich die Erlaubnis, statt eines eigenen das Gedicht eines andern vorzutragen. „Gewiß. Was wählen Sie?" Zu meiner großen Überraschung sagte er: „Schillers ‚Ideal und Leben'." — Den Schluß las er mit fühlbarer innerer Bewegung und gewann dadurch, schien mir, mit einem Schlage die warme Teilnahme von Frau Eliza."

Soweit Betsy Meyer. Es widerstrebt mir, diese herrliche, für das Geschwisterpaar äußerst charakteristische Stelle zu zerpflücken, um auf die Bedeutung der einzelnen hier erwähnten Züge hinzuweisen: sie sprechen wohl für sich — schwerlich kann man das Gewicht dieses Zeugnisses überschätzen! Man vergesse doch nicht, daß es bei allem, was Meyer — und ebenso seine Schwester! — sagt, noch gilt, zwischen den Zeilen zu lesen. Ich mache nur auf eines aufmerksam: eine solche Rolle fällt Schiller in der kampfvollen Entwicklung C. F. Meyers zu, ohne daß davon sonst, meines Wissens, in den Quellen über Meyer, seine eigenen Mitteilungen eingeschlossen, auch nur eine Spur zu entdecken ist?! Auf was alles läßt das schließen! Die Stelle gibt übrigens einen erwünschten ungefähren Anhalt für den Beginn und einen genauen für das Ende des hier erwähnten Schillerschen Einflusses: Das erste Zusammentreffen der Geschwister Meyer mit dem Ehepaare Wille, fand, irre ich nicht, 1868 statt und zwar bei der originellen Jungfer Küngolt Ulrich († 1874)[1] auf ihrem „Chorherrengütli" zwischen Herrliberg und Feldmeilen. Da Meyer damals 43 Jahre alt war, werden wir, auf Betsys Zeugnis hin, die ersten tiefen Eindrücke, die Meyer von Schillers „Ideal und Leben" empfing, um einige 20 Jahre zurückrechnen dürfen, also eine Zeit, von der die Schwester wohl sagen konnte, daß sie jene Züge damals wenig beachtet und nicht verstanden habe. Ist diese Annahme richtig, so würde es sich beim tiefen Einfluß des einen Schillerschen Gedichtes schon um einen Zeitraum von über 20 Jahren handeln: so arbeiteten die empfangenen Eindrücke in der Tiefe dieser geheimnisvollen Seele,

[1] Frey, S. 197.

Digitized by Google

unaufhörlich, langsam, aber stark und lebendig; nach außen selten davon Zeugnis ablegend![1])

Wenn hier die Schwester „Ideal und Leben", „Wallenstein" und die „Geschichte der Niederlande" als solche Schillersche Werke nennt, die ihren Bruder beeinflußten, so sind wir in der glücklichen Lage, diese Mitteilung von anderer Seite zu ergänzen. Karl Emil Franzos[2]) sagt: „Goethes Größe andächtig verehrend, seinen Spuren in der Schweiz mit Pietät folgend, hing er (Meyer) liebend an Schiller, und daß der Demetrius ein Fragment geblieben, empfand er fast als persönlichen Schmerz. Das ist für ihn ungemein bezeichnend; denn dieselbe Prägung, wie Schillers Wesen in diesem Torso, das Pathetische mit starkem, realistischem Detail durchsetzt, weist ja seine eigene Dichtung auf." Die Bemerkung ist treffend! Die Verbindung zwischen Meyer und Franzos begann 1886; hier lägen also Äußerungen über Schiller zugrunde, die offenbar in die letzten gesunden Jahre des Dichters fallen; damit wäre bereits ein Zeitraum von 40 bis 45 Jahren umspannt, in denen Schiller dem schweizerischen Dichter innerlich nahe gestanden hätte.

Direkte eigene Zeugnisse Meyers bestätigen dies aufs beste! In einem „Trinklied", das unter dem Eindrucke der Kriegsläufte entstanden zu sein scheint,[3]) und 1873 in der „Deutschen Dichterhalle" erschien, lautet die sechste (vorletzte) Strophe:

Sprengt Wein dem lorbeerreichen Dichterpaar,
Das unsres Harrens Trost und Leuchte war!
Die ihr, das Haupt von ew'gem Glanz berührt,
Der deutschen Musen hellen Reigen führt,
Ihr Brüdersterne, nun das Reich erstand,
Wacht schützend über euerm Vaterland!

In seine „Gedichte" hat Meyer dieses Lied später nicht aufgenommen; aber die Strophe auf Goethe und Schiller ließ er inhaltlich in seine „Schutzgeister" übergehen; diese („Gedichte", 25. Auflage. Leipzig 1904. 8°. S. 89), zuerst im Goethe-Jahrbuch 1887 abgedruckt, sind für Meyers Goethe- und Schillerverehrung höchst charakteristisch. Ebenso „Schillers Bestattung" (Gedichte S. 5), dessen acht Zeilen schon Reitler[4]) 1885 anführte. Endlich haben wir noch

[1]) Genau so lebte und wirkte im Innern Meyers Jahrzehnte hindurch Pfizers Wort von der Rolle Preußens in Deutschland, das sich von 1841 bis 1890/1 beim Dichter verfolgen läßt, vgl. Sahr, Meyers Deutschtum S. 447.

[2]) Franzos, S. 29 f. Über Meyers Beschäftigung mit Goethe in der Schweiz siehe Frey, S. 144 ff.

[3]) So Moser 1, S. XXXII und 2, S. 14 ff, dem ich alles das „Trinklied" Betreffende entnehme.

[4]) Anton Reitler, C. F. Meyer. Eine literarische Skizze zu des Dichters 60. Geburtstage. Leipzig 1885. 8°. 59 S., vgl. S. 15.

Digitized by Google

ein schönes Zeugnis dafür, wie hoch Meyer Schiller und vor allem den „Tell“ stellte aus der allerletzten Zeit des Dichters. In dem Prolog, mit dem am 30. September 1891 das neue Stadttheater in Zürich eröffnet wurde,[1]) ist der Muse der schweizerischen Poesie folgende Stelle über Schiller in den Mund gelegt:

Und als ich näher schreitend an der Front
Des Hauses Schillers großes Antlitz schaute,
Da brannte mir das Herz — Du waltest hier,
Schutzgeist! Gebieter! ich begrüße Dich,
Der seines edlen Hortes Rest verbrauchte,
Um unsre Heimat ewig reich zu machen!

Aus diesen Worten des 65jährigen Dichters heraus — der damals hart am Abgrunde stand — ahnt man, daß es vielleicht auch im Sinne Meyers ist, wenn man (mit Kraeger) seine Dichtung „Huttens letzte Tage“ als „Morgengabe und als Gegengeschenk für Schillers ‚Wilhelm Tell‘“ bezeichnet, als einen Versuch, jenem Lande seinen Dank abzustatten, das durch seinen großen Dichter die schweizerische Heimat und Meyer selbst „ewig reich“ gemacht hatte.

An einer bedeutungsvollen Stelle ihres Buches sagt Betsy Meyer über ihren Bruder:[2]) „Die tiefliegenden Quellen seines Lebens blieben zugedeckt. Nur im Heiligtum seiner Poesie und nur schwer und schmerzlich drängte sich diese heiße Flut ans Tageslicht hervor. Wer des Dichters innerstes Wesen kennen will, findet es allein in seinen Werken.“

Nun, wie weit der Einfluß Schillers auf Meyer geht, werden ebenfalls seine Werke unzweideutig aufweisen; ihr genaues Durchforschen wird zeigen, ob etwa auch Schiller zu den „tiefliegenden Quellen von Meyers Leben, die zugedeckt blieben“, gehört.

Eines ist aber bei alledem wichtig: nirgends darf man bloße Nachahmung erwarten. Das Schillersche Wort:[3])

Wie er räuspert und wie er spuckt
Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt

gilt nur für untergeordnete Naturen. Zu den wichtigsten Charakterzügen Meyers dagegen gehört es, daß er Anregungen, die er natürlich so gut wie jeder andere auch von außen bekam, *tief* in sich aufnahm und bewahrte, daß er sie solange modelte, in sich wälzte und verarbeitete, bis sie ein *völlig Eigenes und Neues* wurden. Und nur als solches traten sie dann wieder hervor. Dies gilt voll-

[1]) Moser 2, S. 105—109.
[2]) Betsy Meyer, S. 45.
[3]) „Wallensteins Lager“. 6. Auftritt (Hempel 4, 23).

Digitized by Google

kommen von den Einflüssen, die Schiller auf ihn ausübte. Anfangs, wo Meyer in seiner Sonderart noch nicht so fest ausgeprägt war, wo sich sein Künstlertum erst an anderen, z. B. an Schiller bildete, sind natürlich fremde Anregungen deutlicher erkennbar. Je klarer und bewußter sich Meyers selbwachsene Natur ausbildet und gibt, desto mehr erscheinen sie vergeistigt und durch das Medium seines Wesens gebrochen. Immerhin glaube ich, bei scharfem Zusehen und genügendem Eindringen werden sie sich oft noch auf ihren ursprünglichen Keim zurückführen lassen. Dies möchte ich hier in bezug auf die Schillerischen Einflüsse im Jürg Jenatsch, Meyers erster großer und umfänglichster Prosa-Erzählung, die ihn zum ersten Male auf der Höhe der Meisterschaft zeigt, versuchen.

Vorher sei nur einiges kurz zusammengestellt, was bisher von Schillerischen Einflüssen in Meyers Werken bemerkt wurde. Denn natürlich ist es aufmerksamen Beobachtern schon lange nicht entgangen, daß der Schweizer sich gern an den großen Weimaraner Dichter angelehnt und sich von ihm künstlerisch hat anregen lassen.

Am meisten sind bisher Schillerische Einflüsse in Meyers Gedichten, zumal in den vor 1870 entstandenen, aufgefallen; aber diese Gedichte sind auch dasjenige von des Schweizers Dichtungen, was vorläufig am gründlichsten durchgearbeitet wurde. Schon Reitler[1]) betont, daß Schiller zu den Vorbildern der frühen Gedichte Meyers gehört, dasselbe tut, wie erwähnt, Frey.[2]) Ebenso spricht davon Riffert,[3]) und desgleichen in neuester Zeit Langmesser;[4]) in den grundlegenden Forschungen Kraegers[5]) kann man die Schillerischen Einflüsse Schritt für Schritt verfolgen. Nichts ist natürlicher als dies: fehlte doch beiden, Schiller wie Meyer, jenem noch mehr als diesem, die eigentliche lyrische Ader, so daß beide von Natur aus sich mehr auf das Gebiet der Gedankenlyrik und der Ballade gedrängt sahen.

Daß Schillers „Dreißigjähriger Krieg" nicht ohne Einfluß auf Meyers Novelle „Gustav Adolfs Page" geblieben ist, hat, irre ich nicht, schon Trog[6]) bemerkt und nach ihm Porger;[7]) endlich findet

---

[1]) Reitler, S. 17.

[2]) Frey, S. 168.

[3]) Julius Riffert, C. F. Meyers Bedeutung für die Jugend. Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung den 12. Oktober 1901 (= Nummer 122) S. 485.

[4]) Langmesser, S. 179, 180, 207.

[5]) Kraeger, S. 22, 76, 92, 126, 185, 196, 202, 203, 205 (direkter Einfluß der Tell-Barricida Szene), 292, 305.

[6]) Hans Trog, C. F. Meyer. Sechs Vorträge. Basel 1897. 8°. VIII, 147 S. ich glaube S. 74—79 (hier zitiere ich aus dem Gedächtnis).

[7]) Gustav Porger, Moderne erzählende Prosa usw. 2 Bändchen (= Deutsche Prosa, IV. Teil), Bielefeld und Leipzig 1903. 8°. S. 183.

Digitized by Google

Langmesser[1]) noch, daß Meyers Schaffensprinzip in der „Hochzeit des Mönchs", wo Dante erzählend „wählt und vereinfacht" „eine geistvolle Illustration zu Schillers Forderung bietet, daß die Kunst ein freies Spiel sein soll; denn als freies Spiel der Phantasie zieht die Erzählung Dantes mit ihrem blutigen Schlußfinale an uns vorüber". —

Meyers „Jenatsch" nun scheint mir in mehreren wichtigen Punkten besonders stark vom „Wilhelm Tell" beeinflußt, der in den Gedankenkreisen Meyers seit 1870 entschieden eine wichtige Rolle spielt. Und in jene Jahre 1870—1873 fällt ja auch die intensive Beschäftigung des Dichters mit dem Jenatschstoffe, denn 1874 bereits erschien der Roman in der von Wislicenus herausgegebenen Wochenschrift „Die Literatur". Die Parallele zwischen dem Tell und dem Jenatsch lag nahe: Dort wie hier die Befreiung heimischen Landes von fremdem, schwer drückendem Joche, dort wie hier der gewaltige Hintergrund der schweizerischen Berge. Freilich ist die Natur der Bewohner, vor allem die des Befreiers, stark verschieden: bei Schiller mehr in allgemeinen, wesentlich idealisierenden Zügen gehalten, bei Meyer äußerst realistisch. Aber doch beobachten wir bei denkbar größter Verschiedenheit der beiden Helden Tell und Jenatsch wichtige Ähnlichkeiten, besonders am kritischen Wendepunkte, im Tell bei und nach der Tötung Geßlers,[2]) im Jenatsch bei und nach dem Verrat an Rohan.[3]) Beide Dichter haben empfunden, daß die eigentliche „befreiende Tat" ihres Helden leicht mißdeutet und ihr ein schwerer Makel angehängt werden kann. Um dem vorzubeugen, haben beide alles Menschenmögliche getan, um die Tat genügend zu motivieren — und daß dabei der ältere Dichter dem jüngeren als Vorbild diente, glaube ich bestimmt. Hier eine lediglich zufällige Übereinstimmung anzunehmen, scheint mir unmöglich. Man sehe nur: Damit Tells Tat nicht als Mord gelte, hat Schiller ihr den berühmten Monolog[4]) vorhergeschickt und ebenso Meyer Jenatsch, ehe er an Rohan Verrat übt und ihn gefangen nimmt, den schweren Kampf mit sich selbst durchkämpfen lassen.[5]) Beide Dichter stellen die entscheidende Tat als den einzigen und letzten Ausweg dar, der sich ihrem Helden bietet; im Bewußtsein Tells sowohl wie des Jenatsch führt nur diese Tat noch zum Sieg der guten Sache, die sonst verloren wäre, und zur Befreiung des Vaterlandes: letzteres

[1]) Langmesser, S. 353.
[2]) Tell IV, 3 und V, 2 (Hempel 6, 90 ff., 108 ff.).
[3]) Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte. 31. Auflage. Leipzig 1899. 8°. III. Buch, Kapitel 5, 8 und 9 (S. 225 ff., 262 ff., 273 ff.).
[4]) Hempel 6, 90 ff.
[5]) Jenatsch, S. 225—235.

Digitized by Google

bei Tell mehr indirekt, da er zunächst an seine Familie denkt, Jenatsch dagegen nur an sein Vaterland. Dafür ist auch Jenatschs Tat die schwärzere; sie trifft einen Unschuldigen, Rohan, die Tells einen Schuldigen, Geßler. Beide Dichter empfanden aber, daß dies allein nicht genügte, ihren Helden zu reinigen. Deshalb stellte Schiller dem Tell als Kontrastfigur den Parricida[1]) gegenüber, Meyer ihm darin folgend, dem Jenatsch einen Rudolf Planta.[2]) Parricida ist nur lose in das Gefüge des Dramas hineingeschoben, Rudolf Planta dagegen, um einen Ausdruck Kraegers auf ihn zu übertragen, in den Bau des Romans „fest vernietet". Dies entspricht völlig dem schwerflüssigen, gründlichen Naturell Meyers, der wohl fühlte, daß ein episodenhafter Gegenspieler nach Art Parricidas neben Jenatsch ein recht äußerliches Hilfsmittel gewesen wäre, um den Bündner zu heben. Er läßt daher Rudolf Planta schon in der frühesten Vorgeschichte an der Seite Jenatschs auftreten,[3]) führt ihn durch den ganzen Roman durch und beseitigt ihn am Schlusse zugleich mit dem Helden. Dabei hat er in dem feigen, elenden Schurken beharrlich das vollkommenste Gegenstück zu dem „stolzen Adler" der Lucretia gezeichnet. Wie nun Schiller alles aufbietet, um Parricidas Tat in den schroffsten Gegensatz zu der Tells zu setzen, wie er Tell jenem gegenüber, der beide Taten einander gleichstellen will, zu den stärksten Ausdrücken greifen läßt, um den himmelweiten Abstand beider Taten darzulegen, genau so Jenatsch Rudolf Planta gegenüber — nur bei Meyer wieder alles ins Realistische gesteigert:[4]) „O Schmach, von einem solchen Schurken zu Seinesgleichen gezählt zu werden!" Dabei hat jeder der beiden Dichter seinem Helden noch im Augenblicke höchsten Affektes fein einen edlen Zug verliehen: Tell stößt den Unglücklichen nicht unbarmherzig hinaus, sondern sucht ihm sicher über das Gebirge zu helfen,[5]) Jenatsch weist einen zweiten Verrat an Rohan, den persönlichen und sachlichen Vorteil, den Planta ihm dabei bietet, voll Stolz und Verachtung zurück.[6])

So folgt meiner Ansicht nach Meyer Schritt für Schritt den Spuren Schillers und doch hat er die empfangene Anregung eigenartig und selbständig verwendet; er hat seine Phantasie durch sie befruchten lassen und den bei Schiller liegenden Keim den veränderten Verhältnissen *seines* Kunstwerks entsprechend vollkommen organisch ausgebildet.

---

[1]) Hempel 6, 108—111.
[2]) Jenatsch, S. 281—285.
[3]) Jenatsch, S. 21.
[4]) Jenatsch, S. 284.
[5]) Hempel 6, 110 f.
[6]) Jenatsch, S. 282 ff.

Digitized by Google

In dieser Auffassung bestärkt mich eine weitere wichtige Szene im Jenatsch, die, scheint mir, ebenfalls auf eine Szene im Tell zurückgeht. Die großartige Volksszene in Thusis,[1]) die uns die Sachlage und ihren Meister Jenatsch in der Stimmung des Volkes abspiegelt und in ihrer Bewegtheit den so wirksamen Hintergrund zum Auftreten des Helden abgibt, erinnert mich lebhaft an die wundervolle Expositionsszene zu Anfang des Tell,[2]) nur daß Schiller den Übergang von tiefstem Frieden zu vollem Aufruhr der Elemente und Menschen zeigt, während bei Meyer die Szene von vornherein lebhaft bewegt ist. Aber in beiden lernen wir die verschiedenen Vertreter der Stände, die Typen der Berufe und Bewohner und so ein gut Stück schweizerischen Volkscharakters und Volkslebens kennen. Wiederum ist hier bei Meyer alles scharf realistisch und rassig ausgebildet, während Schiller seine Schilderung mehr allgemein und ideal hält. Aber wie weist in beiden vor uns entrollten Bildern sehr bald alles und jedes auf die schwierigen Verhältnisse und auf den Helden hin!

Ob endlich bei den schönen in Venedig sich abspielenden Teilen des Jenatsch[3]) ein Anklang an Schiller, nämlich an den „Geisterseher“[4]) vorliegt, wage ich zwar nicht zu entscheiden, möchte es aber zur Erwägung stellen. Große Ähnlichkeiten sind vorhanden, vor allem da, wo beide Dichter die geheimnisvolle, schöne, im Dome Betende schildern,[5]) die bei Schiller von dem Prinzen, bei Meyer von Wertmüller beobachtet wird. Man muß, will man hier einen inneren Zusammenhang annehmen, sich immer die verschiedene Natur der Dichter vergegenwärtigen und die voneinander abweichenden Voraussetzungen, in die sie den Vorfall hineingestellt haben. Vollkommenen Parallelismus Meyers mit seinem Vorbilde suchen, hieße, wie angedeutet, seine innerste Natur verkennen.

Auf einzelne Ausdrücke und Redewendungen indessen, die an Schiller erinnern, will ich keinen übertriebenen Wert legen; möglich, daß eine Stelle wie[6]) . . . „er antwortete aber ruhig, Rudolf hätte gemeint, er würde sich dessen nicht getrauen“ auf Tell:[7]) „Tell, wenn du dirs getrautest“ und „Ja, Herr, mit Gottes Hilfe getrau ich mirs“ zurückgeht, vielleicht unbewußt? Der Ausdruck ist aber so allgemein üblich, daß nichts zu dieser Annahme zwingt. Ebenso kann

[1]) Jenatsch, III. Buch, 3. Kapitel, S. 204 ff.
[2]) Tell I, 1 (Hempel 6, 17 ff.).
[3]) Jenatsch II. Buch, 1. Kapitel, sowie einiges aus den folgenden Kapiteln, S. 99 ff.
[4]) „Der Geisterseher“ II. Buch (Hempel 9, 105 ff.).
[5]) Jenatsch, S. 101 f. (Hempel 9, 105 f.).
[6]) Jenatsch S. 21.
[7]) Hempel 6, 81 (= Tell IV, 1).

Digitized by Google

„Der Knabe Rudolf“ im Jenatsch[1]) recht wohl auf Schillers berühmt gewordenes „Der Knabe Don Karl“[2]) usw. zurückweisen, aber z. B. ebensogut auf das vielgesungene Lied Arndts „Der Knabe Robert“[3]) usw. Solch Aufsuchen von Reminiszenzen im einzelnen artet leicht aus und dabei kann der Jagdeifer leicht in die wunderlichsten Irrwege führen, wie Stickelberger[4]) beweist, der eine Reihe der einfachsten und natürlichsten Sätze, Vergleiche und Beobachtungen Meyers als Reminiszenzen aus Schiller, Storm und anderen auffassen möchte. Wenn man soweit gehen will, was ist dann überhaupt in unserer heutigen Rede nicht Reminiszenz?

Diese Beispiele mögen zeigen, wie ich die Beeinflussung Meyers durch Schiller auffasse.

Wie viele derartige Berührungspunkte zwischen beiden sich noch zeigen werden, muß vorläufig der Zukunft anheimgestellt bleiben.

Werfen wir noch einen Blick auf den erschütternden Ausgang beider: ein vollerer Gegensatz ist kaum denkbar! Beide wurden gewaltsam mitten aus ihrer Bahn gerissen, aber während Schiller in voller seelischer und geistiger Gesundheit von uns schied, ward Meyers Gemüt und Geist getrübt und verstört, und erst nach etwa sechsjährigem Hindämmern erlöste ihn der Tod. „Grauenvoll und sinnverwirrend“ nannte seine Schwester[5]) in einem Gespräch mit dem Bruder einen Novellenentwurf, den Meyer nach Vollendung seiner „Angela Borgia“ auszuführen gedachte und den er ihr mündlich entwickelte — und sie fuhr fort: „Mir schaudert davor. Schreibe doch das nicht! Wenigstens nicht jetzt!“ —

Die Vorboten dieses „grauenvoll und sinnverwirrend“ findet man schon in seinen letzten vollendeten Novellen.

Die Zukunft wird all dies in C. F. Meyers Bilde mildern; sie wird den verklärenden Schleier der Luftperspektive über Meyers Geschick werfen, wie sie ihn über die bitteren Nöte Schillers breitete. Dann bleibt von C. F. Meyer das reine, hehre Künstlertum übrig, in dem Schiller uns heute leuchtet und strahlt — und von allem andern gilt, was Goethe[6]) einst seinem unvergeßlichen, vor Jahren geschiedenen Freunde nachrief:

Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit getadelt.

---

[1]) Jenatsch, S. 137.

[2]) „Don Karlos“ I, 6 (Hempel 3, 155).

[3]) Vgl. Karl Hermann Prahl, Unsere volkstümlichen Lieder. Von Hoffmann von Fallersleben. 4. Auflage. Leipzig 1900. gr. 8°. 348 S. Nummer 200 auf S. 44.

[4]) Heinrich Stickelberger, Die Kunstmittel in C. F. Meyers Novellen. Burgdorf 1897. 8°. 72 S., vgl. S. 63.

[5]) Betsy Meyer, S. 209.

[6]) „Epilog zu Schillers Glocke“ 11. Strophe (Hempel 1, S. 138).

Les aspects successifs de Schiller dans le Romantisme français.

Par Fernand Baldensperger (Lyon).

Même après les travaux de Süpfle et de V. Rossel, il peut être intéressant de préciser les quelques aspects de Schiller sur lesquels s'est arrêtée l'attention du romantisme français. A plusieurs reprises, les générations intellectuelles du commencement du XIXe siècle se sont tournées vers le poète allemand, ont fait appel aux précédents fournis par son oeuvre ou sa personnalité, se sont inspirées, d'une façon plus ou moins fidèle, de son activité littéraire: encore n'était-ce pas tout à fait le même Schiller qui intervenait dans la totalité des cas. Il y a eu là une série d'interprétations comme en subissent communément les valeurs littéraires qui sont appelées à franchir les frontières de leur temps ou de leur pays d'origine. Et ce sont ces phases de la „légende" schillérienne en France que nous essaierons de distinguer.

I.

Schiller s'était surtout présenté, à son premier public français, comme l'auteur des *Brigands*, l'apologiste d'une justice anarchique, fondée sur les griefs de l'individu: attitude qui n'était pas de nature à lui concilier des sympathies persistantes quand, au début du nouveau siècle, le souci de renouer le lien social se manifestait un peu partout. La „vertu vraiment révolutionnaire" dont Quatre-vingt-douze avait aimé l'écho dans le *Robert, chef de brigands* de La Martelière ne trouvait plus d'écho; quelque défiance subsistait, au contraire, contre le citoyen français du 26 août 1792, contre le drame de „chaos" et de „délire" qui avait été son principal titre de gloire. Médiocre caution aussi que celle de Sébastien Mercier, de bonne heure enthousiaste du poète allemand, continuant à le faire connaître en France, et s'écriant, dans sa *Satire contre Racine et Boileau:*

> Oui, Schiller m'a traduit, cet homme de génie;
> Il a senti mon âme ...

Pour que la génération de 1815 s'accommodât de cet étranger, jadis recommandé par son enthousiasme révolutionnaire, il fallait qu'un Schiller nouveau évinçât peu à peu

Digitized by Google

l'ancien, et qu'une sorte de désaveu condamnât ses égarements de jeunesse au nom de tendances plus conformes à l'esprit du temps. Ce désaveu, plus d'un critique a pris sur lui de l'infliger aux débuts du poète. „L'auteur de tout drame anti-social, déclarait Lacretelle, le 11 janvier 1822, dans un discours prononcé à la Société des Bonnes-Lettres, ne tarde pas à subir le remords, dont il a cru pouvoir affranchir ses coupables héros. Schiller a détesté le premier essai de sa jeunesse, et ce tribunal invisible dont il avait confié le sanglant ministère à des brigands." Et un rédacteur des *Annales de la littérature et des arts*, en 1823: „Sa poésie, d'abord vaguement déiste, ensuite médiocrement protestante, finit par se reposer avec force dans le catholicisme." [1]) Sans qu'il fût nécessaire de pousser à une pareille extrémité l'opposition des attitudes de Schiller, et de faire de lui une manière de Chateaubriand rachetant de toute une carrière d'écrivain les audaces d'un *Essai sur les révolutions*, il importait assez qu'une image plus tempérée, spiritualisée à souhait, remplaçât celle qu'on pouvait se faire du poète allemand sur la foi de sa première réputation.

Mme de Staël et son groupe intellectuel contribuèrent efficacement à cette adoption nouvelle [2]): et l'avantage de relations personnelles avec le poète ajoutait ici un élément assez vivant à la simple préoccupation des idées. Camille Jordan continuait à être tenu, par des amis de Weimar, au courant des oeuvres de Schiller. Narbonne demandait à Schiller, en janvier 1800, l'autorisation de traduire la *Mort de Wallenstein*. Adrien de Lezay-Marnésia, traduisant *Don Carlos* dès 1799, confessait „qu'ayant en vue de donner au pauvre et non au riche, c'est à nos moeurs qu'il voulait donner, à elles seules" [3]): et c'est la pensée et la morale de Schiller, non point sa dramaturgie irrégulière, qui lui semblaient un don estimable à faire aux Français. Enfin, quand Mme de Staël l'eut interviewé à Weimar: „Je compris l'âme et le génie de Schiller, s'écrie-t-elle dans *Dix années d'exil*, malgré sa difficulté à s'exprimer dans une langue étrangère." Cette âme, c'est celle

[1]) *Ann. de la litt. et des arts*, t. XIII (1823). L'article est sans doute du baron d'Eckstein.

[2]) On dirait qu'il y a là des affinités qui vont bien au-delà de l'époque qui est envisagée ici: cf. un article sur la vie de Schiller par Albert de Broglie (*Journal des Débats*, 7 et 8 août 1860, et *Nouvelles Etudes de littérature*).

[3]) Cf. V. Rossel. Histoire des relations littéraires, p. 136.

Digitized by Google

qu'elle a célébrée dans son *Allemagne*, avec toute la ferveur que lui inspirait une sympathie profonde. „Schiller était admirable entre tous, par ses vertus autant que par ses talents. La conscience était sa muse ... Ses écrits étaient lui; ils exprimaient son âme, et il ne concevait pas la possibilité de changer une expression, si le sentiment intérieur qui l'inspirait n'était pas changé ... Schiller s'était fait tort, à son entrée dans le monde, par des égarements d'imagination; mais avec la force de l'âge, il reprit cette pureté sublime qui naît des hautes pensées. Jamais il n'entrait en négociation avec les mauvais sentiments." Cette incarnation séraphique de l'Allemagne idéale que Mme de Staël s'était efforcée de décrire abolissait vraiment jusqu'au souvenir du révolté tumultueux que la pensée française avait connu quelque temps, et les *Débats* n'avaient pas si tort d'écrire, le 9 mars 1820: „Le nom de Schiller, peu connu en France il y a dix ans, a passé le Rhin avec ceux de Klopstock, de Goethe, de Lessing et de Viéland (*sic*), dans la barque legère qui transporta madame de Staël sur nos bords. Présentés par une femme aussi aimable, ces étrangers ont reçu un accueil flatteur ..." Et quel auxiliaire pour son guide et son introductrice! De tous les modèles que Mme de Staël ramenait de son excursion au-delà du Rhin, aucun n'était plus propre à susciter ces vertus qu'elle s'épuisait à susciter en France. „L'amour de la liberté, le respect pour les femmes, l'enthousiasme des beaux-arts, l'adoration pour la Divinité, animaient son génie..." C'est ce Schiller — là qui été offert à l'estime des Français de 1820 et qui, presque indépendamment de la forme de ses productions, a retenu la regard de quelques-uns. „Dans l'analyse de ses ouvrages, avait déclaré Mme de Staël, il sera facile de montrer à quelle vertu ses chefs-d'oeuvre se rapportent": c'est une leçon d'enthousiasme ou de générosité, plutôt que des préceptes de technique lyrique ou dramatique, que le premier romantisme va chercher dans ses oeuvres. „Franc et honnête dans ses procédés, dit un biographe[1]), il n'avait ni hauteur ni présomption, et sa belle âme se montrait toujours à découvert."[2]) La notice dont de Barante faisait

[1]) Variétés de la *Quinzaine littéraire*, 1817, t. I, p. 421: traduction de „Pegasus im Joche", avec Notice sur Schiller.

[2]) Voici quelques indications sur la notoriété de Schiller jusqu'à la période aigué du romantisme: Notice historique et littéraire sur Schiller, *Moniteur Universel* du 9 sept. 1805; F. Metz, Notice sur Frédéric Schiller, *Biblioth. française* de Pougens, août 1805; Ch. Nodier, Commentaire et

Digitized by Google

précéder sa traduction des *Oeuvres dramatiques*, en 1821, ne manquait pas d'insister sur le sérieux de l'inspiration schillérienne et sur la profondeur des „thèmes" qui occupaient sa méditation solitaire. „N'y a-t-il pas quelquechose de touchant et d'élevé dans le caractère d'un poète qui s'en va mêlant à toutes ses émotions de telles idées et de telles images ...? Nous ne savons guère en France ce que c'est que ces existences tout intérieures . . ." Et dans la conclusion: „Quel spectacle peut en effet élever et rassurer plus que la marche constante de cette âme ardente et agitée vers la religion, la vertu et le bonheur?" Camille Jordan, de son côté — un des hommes que ses affinités apparentaient le plus visiblement au poète germanique — lui rendait un hommage analogue dans la traduction des *Poésies* qu'il fit paraitre en 1822. „Schiller n'écrivit rien qui ne lui fût dicté par sa conscience; il ne savait pas mentir, même en vers . . ." Et il est probable enfin que les premiers traducteurs de „Jeanne d'Arc" et de „Marie Stuart" étaient plutôt séduits par la qualité d'âme et l'ardeur idéaliste qui se manifestaient dans ces ouvrages que par l'évocation historique ou l'apparence shakespearienne qu'on y chercha un peu plus tard. Contrairement à la destinée ordinaire des fortunes intellectuelles, la personnalité même de ce poète étranger semble, en somme, avoir enchanté un certain public, touché quelques-uns de ces „amis inconnus" qui forment des chapelles imaginaires autour des écrivains aimés — avant même que la plus grande partie de son oeuvre eût été révélée à des lecteurs français, et qu'on eût cherché des arguments, des armes, des sujets dans le théâtre de Schiller.

II.

La traduction de Barante en 1821, le *Répertoire des théâtres étrangers* de Brissot-Thivars en 1822[1]) furent les in-

Traduction du „Jugement dernier" dans les *Tristes*, 1806; Trad. de la „Cloche", *Mag. encycl.*, 1808, t. V; Al. Soumet, *les Scrupules littéraires de Mme de Staël*, 1814, p. 99; diverses traductions en prose dans le *Mercure étranger*, 1814 et 1815; J. J. Derché, *Notice sur la vie et les écrits de Schiller*, *Rev. encycl.*, février 1819; diverses traductions en vers dans *l'Abeille*. 1820 et 1821, dans les *Annales de la litt.*, dans la *Minerve littéraire* de 1821; le *Conservateur littéraire*, les *Lettres champenoises* publient aussi, çà et là, des traductions d'œuvres lyriques de Schiller. Cf. enfin les traductions en vers suivantes: *Essais imitatifs de quelques poésies de Schiller*, par C. Bonafont, Halle, 1823; *Choix de poésies fugitives de Schiller*, par Mme Morel, Paris, 1825; Léon Halévy, *Poésies européennes*, Paris, 1828 (quelques morceaux).

[1]) Ce n'était là qu'une sorte de contrefaçon de la traduction de Barante.

Digitized by Google

struments les plus efficaces d'une révélation nouvelle. Les précédents ne leur avaient pas fait défaut,[1]) mais ce n'est qu'après ces publications que Schiller, auteur dramatique, devint un élément actif dans le conflit des théories et des doctrines. Ni le „Cours de littérature dramatique" de Schlegel en 1814, ni les tentatives d'adaptation scénique de certains drames,[2]) ni même les „Réflexions sur le théâtre allemand" dont Benjamin Constant avait fait précéder son „Walstein", n'avaient rencontré un ensemble de circonstances bien favorables. Il avait été si facile de traiter de mélodrames les oeuvres du poète et de les renvoyer au boulevard, de taxer d'hérésies et de crimes contre la tradition nationale les revendications des théoriciens! „Trilogie tant qu'on voudra, écrivait le 12 février 1809 le *Journal de Paris* à propos de „Walstein"; mais il faut appeler cela par son nom; c'est une monstruosité littéraire. Voilà où en est le théâtre allemand . . ." Et l'on sait de reste avec quelle obstination on s'en tint, au camp pseudo-classique, à cette fin de non-recevoir. Le succès de la „Marie Stuart" de Lebrun, dès le mois de mars 1820, avait fait réfléchir quelques critiques: il était donc possible d'adapter, à des sujets empruntés à ce mauvais dramaturge tudesque, quelques-uns des procédés techniques de la tragédie française? Les *Débats* ne manquèrent pas de dire[3]) que Lebrun — romantique de demi-sang, peu disposé à rompre avec la tradition — avait eu l'habileté de séparer „l'or pur du plomb vil", mais affectèrent d'écrire, avec un tremblement: „Sans doute, encouragés par les applaudissements qu'a reçus *Marie Stuart, Don Carlos, Waltenstein* (sic) et les *Brigands* ne tarderont pas à fondre sur nous."

La critique hostile, à toute éventualité, faisait bonne garde. Plus encore qu'à Shakespeare lui-même, elle tint rigueur au poète allemand de la forme „monstrueuse" qu'il avait donnée à ses pièces: n'était-il pas, en effet, plus coupable que son

[1]) Outre les traductions déjà faites au XVIIIe siècle, cf. la publication en 1802, par Séb. Mercier, de *Jeanne d'Arc ou la Pucelle d'Orléans*, traduite par Cramer; le *Walstein* de Benj. Constant en 1809; la traduction de *Marie Stuart* par J. G. Hess (Genève, 1816), celle de *Guillaume Tell* par H. Merle d'Aubigné (Paris et Genève, 1818); la *Marie Stuart* de Latouche (1820).

[2]) H. F. Dumolard, *la Mort de Jeanne d'Arc*, trag. en 3 actes, imitée de Schiller, jouée à Orléans le 8 mai 1805, imprimée à Orléans en 1807; Duperche, *Alix et Blanche* (arrangement de *Marie Stuart*, à la Gaité, en 1813); *Fiesque et Doria* en mai 1818 au Théâtre Favart; une *Jeanne d'Arc* de d'Avrigny en 1819.

[3]) Numéro du 13 mars 1820.

Digitized by Google

devancier anglais, lui qui eût pu bénéficier d'autres lumières et de modèles que la „barbarie" de Shakespeare avait ignorés? „Schiller, écrivent les *Débats* du 30 novembre 1821, considéré sous le rapport de l'art, est le véritable romantique; le romantique avec préméditation." Saint-Chamans, dans son *Petit-fils de l'Homme aux quarante écus*, appelle Schiller „le romantique par principe (car Shakespeare ne l'a été que parcequ'il n'en savait pas davantage." De Pétigny écrit: „Il ne tenait qu'à Schiller d'éviter tous les défauts que la barbarie de ses contemporains imposait à Shakespeare . . ." [1])

Voilà donc Schiller muni d'une nouvelle étiquette; et la „belle âme" qui avait séduit l'âge antérieur semble remplacée par un dramaturge désordonné. „L'école de Schiller" s'oppose souvent, dans les polémiques du temps, à „l'école de Racine". Les indignations académiques d'un Auger ou d'un Népomucène Lemercier n'épargnent pas l'auteur de *Marie Stuart*, et de la *Pucelle d'Orléans*, que les sympathies du jeune romantisme, de la *Muse française*, du *Globe*, accueillent d'autant plus volontiers que des sujets comme ceux-là sont bien faits pour leur plaire. [2]) Pratiquement, on se contente encore d'accommoder en „tragédies historiques" la matière fournie par ses pièces: le *Fiesque* d'Ancelot est de 1824, la *Jeanne d'Arc* de Soumet de 1825, son *Elisabeth de France* de 1828, le *Walstein* de Liadières de 1828; et de nombreux *Guillaume Tell*, [3]) la même année, répondaient à leur façon aux espérances libérales du peuple de Paris. [4]) Il n'y avait guère, dans tout cela, que l'accommodation de sujets modernes à de vieilles habitudes théâtrales; et ce n'était pas dans ces „tragédies historiques" que le public pourait retrouver le Schiller qu'exorcisait le bon Viennet, en 1824, dans son *Epitre sur les romantiques:*

> Qui n'a point lu Schiller ne connait point l'horreur.
> Du tragique bourgeois il est le vrai modèle:
> De sa plume de fer le vitriol ruisselle.

---

[1]) *Ann. de la litt. et des arts*, t. VI, p. 111.

[2]) Inversement, Stendhal écrit, le 19 avril 1820: „J'ai lu tout Schiller, qui m'ennuie, parcequ'on voit le rhéteur; c'est Shakespeare que je veux et *tout pur*. Malheur en révolution d'esprit ou d'intérêts au *mezzo termine*." (*Lettres à ses amis*, t. I, p. 144.)

[3]) Cf. Latreille, *Un poète du premier Cénacle romantique: Michel Pichat* (*Rev. d'hist. litt.*, 1901, p. 421).

[4]) Une imitation de la „Fiancée de Messine", intitulée le „Majorat", par de Cournol, et jouée au Théâtre Français en septembre 1829, transportait l'action dans un milieu tout moderne.

Digitized by Google

S'il n'agit sur les coeurs, il agit sur les nerfs.
C'est un vrai cauchemar qu'on a les yeux ouverts.
Il suffoque: et malheur aux petites maîtresses
Qui voudraient sans éther assister à ses pièces![1])

Il est vrai qu'un débordement de „tragique bourgeois", issu de „Kabale und Liebe", inonda presque en même temps, à deux ans de là, quatre scènes de Paris.[2]) La *Fille du musicien* de Crosnier et Ferrière à la Porte Saint-Martin en décembre 1825, l'*Amour et Intrigue* de G. de Waill à l'Odéon en février 1826, *l'Intrigue et l'Amour* de Delaville au Théâtre Français en avril 1826, la *Louise* de Pellissier et Crosnier à l'Odéon en janvier 1827, démarquaient plus ou moins hardiment l'original de Schiller. Cependant il ne semble pas que la „légende" de Schiller en France s'en trouve modifiée: ce sont moins les tentatives nouvelles de drame bourgeois que les essais de théâtre historique qui s'autorisent de son exemple et de son précédent, et il reste bien, jusque vers 1828, une sorte de Shakespeare plus accessible et moins déconcertant.

III.

Comme ses audaces devenaient, chemin faisant, plus précises, le romantisme s'avisa de nécessités nouvelles. On s'aperçut que, pour ramener le théâtre français à cette vérité d'expression et de style qu'on prétendait lui restituer, ce n'était pas trop de Shakespeare lui-même comme maître et comme garant. Les représentations des acteurs anglais en 1827 et 1828 avaient démontré, mieux que toutes les dissertations, le réalisme latent dans l'oeuvre du poète anglais. „Ce qu'on a déjà fait pour Schiller, écrit Em. Deschamps dans ses *Études françaises et étrangères*, nous le réclamons hautement pour Shakespeare ... Il est temps de montrer au public français ce grand Shakespeare, tel qu'il est, avec ses magnifiques développements, la variété de ses caractères, l'indépendance de ses conceptions, le mélange si bien combiné des styles comique et tragique, enfin avec ses beautés toujours si neuves et si originales ..." Et tout l'effort des plus sincères parmi les novateurs se porte de ce côté: donner à la scène française

[1]) *Mercure du XIXe siècle*, 1824, t. V, p. 7.

[2]) Une adaptation plus ancienne n'avait eu aucun succès. Cf. le *Mercure de France* du 1er pluviose an IX. „Encore un drame comme" l'Amour et l'Intrigue", et le troupeau des novateurs, réformateurs, traducteurs, compilateurs et colporteurs anglo-germaniques, aura terminé le rêve de ses conquêtes."

Digitized by Google

l'équivalent de Shakespeare. Ces tentatives aboutissent à des outrances ou à des compromis, à des truculences qui semblent des gageures ou à des drames qui, au lieu de changer l'ancienne tragédie, „la multiplient par elle-même"; mais Schiller a beau fournir bien des scènes, bien des détails de tout genre à Hugo et à Dumas,[1]) sa conception du théâtre n'est plus engagée autant dans l'activité la plus féconde du romantisme de 1830. Il a encouragé le romantisme — la remarque en a été souvent faite — à mettre plus de lyrisme dans le drame, et quelques féconds sujets de pièces historiques ont été patronnés par lui à leur entrée dans notre littérature. Mais l'effort des romantiques de 1830, en dépit d'emprunts de détail, les entraînait assez loin de ce qui avait fait le meilleur de la signification de Schiller; et la conception la plus courante de la grandeur littéraire s'orientait chez eux, de plus en plus décidément, vers cette notion de la „force" dont Sainte-Beuve déplorait les séductions en février 1834. L'image de Schiller n'a pas subi la transfiguration qui l'eût rendue chère, alors encore, aux générations littéraires françaises. En revanche elle semble s'être nimbée d'autant plus d'une auréole de beauté spirituelle et d'idéalisme presque douloureux, qui pouvait la faire survivre dans quelques mémoires. Pour un Gérard de Nerval, traducteur d'un grand nombre de ses poésies, pour un Latouche, fidèle et ancien zélateur de sa renommée, le nom de Schiller allait s'inscrire, avec ceux de Chénier et de Chatterton, au Panthéon des poètes malheureux. Stendhal le cite parmi les „pauvres diables de la littérature".[2]) Il faut voir avec quelle ferveur David d'Angers, arrivé à Weimar et se croyant éconduit par Goethe, invoque le souvenir du bon, de l'accessible Schiller, et l'oppose à la morgue du poète de *Faust*.[3]) Un Lyonnais, E. Falconnet, lui rend en 1834 cet hommage: „Schiller, plus que tout autre écrivain, plus que Goethe . . . ., possède cette vie méditative de la pensée, cette sainte et primordiale poésie du coeur . . ."[4]) C'est avec cette attitude penchée et ce pli de rêverie au front que Schiller a pu vivre encore un peu de temps dans la sympathie de quel-

[1]) Cf. H. Parigot, *le Drame d'Alexandre Dumas*, Paris, 1898, p. 91; A. Koutz, *les Drames de la jeunesse de Schiller*, Paris, 1899, *passim*.

[2]) „Lettres à ses amis", t. II, p. 75.

[3]) Henry Jouin, *David d'Angers, sa vie, etc.* t. I, p. 217 et suiv.

[4]) „De l'influence de la littérature allemande sur la littérature française" (*Revue du Midi*, 1834, t. VI, p. 29). Cf. aussi Berlioz, *Voyage musical en Allemagne et en Italie*, t. I, p. 65.

Digitized by Google

ques-uns; c'est de ce Schiller — là que Chateaubriand déclare en 1833 qu'il est, parmi „les hommes de lettres les plus éclairés du Nord ... l'objet de sa préférence". Une pièce de théâtre peu connue, le „Schiller" de Fontaine, tentera aussi tard qu'en 1853 de mettre sur la scène ce personnage tout de bonté, de dévouement et d'effacement: mais les temps sont peu propices à la glorification de ces vertus paisibles. Schiller devient nettement, vers cette époque, ce qu'il n'a guère cessé d'être depuis:[1]) un auteur célèbre, dont on traduisait encore les oeuvres et dont on étudiait, çà et là, les procédés, que chérissaient encore des sympathies isolées, qui paraissait plus ou moins représentatif de son peuple et de son temps, mais que nulle adoption ne naturalisait plus désormais.

Miszellen.

Zum Gedicht: Auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein.

Edward Schröder hat in seiner Schrift: „Vom jungen Schiller" (Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1904, Heft 2) wieder einmal Ernst damit gemacht, strenge philologische Methode auf das Gebiet der deutschen Literatur zu verpflanzen, wo noch immer kritikloser Dilettantismus überwiegt. S. 19—27 belegt er die Unechtheit der oben angeführten Schiller zugeschriebenen Begrüßungsode mit neuen Gründen. Von den alten Gründen, die zu demselben Zwecke vorgebracht worden sind und die Schröder ablehnt, möchte ich die aus der sechsten Strophe gezogenen nicht preisgeben.

Laß, Mahler, Deinen Pinsel liegen,
Laß, Künstler, laß uns das Vergnügen,
Dein Meissel ist darzu zu klein! usw.

Das schwächliche „Vergnügen" und noch mehr der altmodische Malerpinsel passen nicht in die pathetische Lyrik des jungen Schiller und sie kommen darin auch nirgends vor, wie ich schon Anzeiger für deutsches Altertum 27, 185 hervor-

---

[1]) Cf. quelques indices significatifs de cette désaffection: Lamennais, *Esquisse d'une philosophie*, t. III, l. IX, ch. II: Schiller, imitateur de Shakespeare, mais qui dogmatise lorsqu'il faudrait émouvoir et peindre; H. Blaze, *Littérature allemande* (*l'Artiste*, 25 janvier 1845): „Professeur inquiet et solitaire, sans cesse trompé dans ses efforts et ses espérances, véritable fiévreux dégoûté de tout; mal à l'aise partout, tel fut Schiller ..." Il est à peine nécessaire de noter que ni Schiller esthéticien, ni même Schiller historien (cf. la trad. du „Soulèvement des Pays-Bas" en 1827, celle de la „Guerre de Trente Ans" en 1820 et 1843, un article de Rosseuw Saint-Hilaire dans la *Revue de Paris* de 1831, t. XXII) n'ont compensé le recul du poète allemand à l'issue du romantisme.

Digitized by Google

gehoben habe und Schröder nun neuerdings bestätigt. Sie weisen eher in die Gottschedzeit zurück, wo der „malende Dichter“ und die „poetischen Gemälde“ bei den Leipzigern und Schweizern zu den stehenden Redensarten gehörten; die verstandesdürren Kasualpoeten Stuttgarts haben noch in Schillers Jahren auch sonst oft genug vom poetischen Erbe der Gottschedzeit gezehrt. Ein einziges Gedicht des jungen Schiller, auf das Schröder verweist, macht eine Ausnahme: das Bauerbacher Hochzeitgedicht (Goedeke 3, 163 ff.), wo das „Vergnügen“ gleich dreimal, daneben der Malervinsel, überdies das „braachgelegne Saytenspiel“, das verblaßte „der Gattin Schuldigkeiten“ und sogar der schon damals urgroßväterliche „Dichterkiel“ neben allerlei Prosaismen erscheinen. Damit geraten wir aber in eine üble Lage: die Verläßlichkeit der in solchen Fällen angewandten philologischen Methode wird zweifelhaft. Die ganze Frage gewinnt methodisches Interesse, und deswegen habe ich sie hier aufgegriffen und ihr diese Erörterung gewidmet.

Nach allen Gründen philologischer Kritik müßten wir schließen, daß dies Hochzeitgedicht nicht von Schiller stammt, weil veraltete barocke Vorstellungen, Bilder, Ausdrücke und Prosaismen vorkommen, die in allen seinen andern lyrischen Produkten fehlen, beziehungsweise durch neuere, schönere, schwunghaftere und besonders stärkere ersetzt sind. Gleichwohl ist das „Hochzeitgedicht“ durch äußere Zeugnisse als Schillers Eigentum erwiesen. Somit besteht ein Widerspruch zwischen dem Ergebnis der inneren und äußeren Gründe. Der Ausweg öffnet sich, wenn man den Charakter des Gedichtes näher ins Auge faßt. Gleich die ersten Verse sind bezeichnend:

Zum erstenmal — nach langer Muße —
Dir, gutes Kind, zum Hochzeitgruße
Ergreif ich meinen Dichterkiel.

Dieser Eingang zeigt keineswegs die pathetische Lyrik des jungen Schiller, sondern ist mehr scherzhaft als ernst. Lenkt Schiller weiter hin auch zum Ernst, so kommt er doch nicht als begeisterter Sänger, der die Hochzeit oder das „gute Kind“, das hochzeitet, feiert, sondern als Weiser, der altklug Lehren erteilt:

Darf sich in Deinen Jubeltagen
Auch ernste Weisheit zu dir wagen? —
Sie kommt aus Deines Freundes Brust.
Die Weißheit ist der Freude Schwester,
Sie trennt sie nicht — sie knüpft sie vester,
Und lächelt zu erlaubter Lust.

Über eine allgemeine moralische Betrachtung, daß das Glück leider nicht dem Besten gehört und daß Rang und Ahnen der natürlichen Empfindungsweise schaden, geht er zum Hauptpunkt des Gedichtes über: der Braut die großen Wohltaten ins Gedächtnis zu rufen, welche ihre Pflegemutter, die Frau von Wolzogen, in langen Jahren ihr erwiesen hat. Alsdann führt er ihr, indem er ihr zukünftiges Leben ausmalt, auch „der Gattin Schuldigkeiten“ vor Augen, um ihr am Schlusse neuerdings unvergängliche Dankbarkeit gegen die edle Gönnerin einzuschärfen, auf deren Landgut der erschöpfte Flüchtling selber damals frischen Atem holen durfte.

Das 25 Strophen lange Gedicht ist also lehrhaft, hat komischen und satirischen Einschlag. Dadurch werden die altväterischen Ausdrücke begreiflich, der matte Ton erklärlich, die verschiedenen Prosaismen erträglicher. Infolge dessen darf es aber nicht mit den pathetischen auf gleiche Linie gestellt werden. Auch Schröder unterscheidet bei seinem Untersuchen die Gedichte mit greifbar „burleskem“ oder „humoristischem“ Charakter von den pathetischen (vgl. S. 21, 25, 41). Das ist gewiß richtig, aber nicht ausreichend. Dazwischen gibt es Mischlinge und eine Mittellage, in der sich der Dichter mehr erlaubt oder geradezu absichtlich Urväter

Digitized by Google

Hausrat verwendet. Bei Fortsetzung derartiger Studien werden wir immer mehr scheiden und unterscheiden müssen und schließlich dahin kommen, nur Gedichte mit gleichem Charakter und gleicher Tonhöhe in Parallele zu stellen.

Der Dichter der Begrüßungsode nun singt in die Höhe, soweit er vermag, und es ist nicht seine Schuld, daß er nicht höher hinauf kommt; er greift die altfränkischen Ausdrücke, weil er keine besseren erreichen kann; was Schiller dagegen wirklich zu leisten vermag, beweisen seine echten Jugendoden allerwegen. Man wird sich daher versagen müssen, aus Schillers didaktischem „Hochzeitgedichte" so ohne weiteres kritisches Material zur Entscheidung der Frage über die Echtheit der Begrüßungsode auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein zu holen.

Innsbruck. J. E. Wackernell.

Die letzte Strophe des „Reiterliedes".

Aus Schillers „hinterlassenen Papieren".

Die sechs ersten Strophen des Reiterliedes (gedichtet Frühjahr 1797) erschienen zuerst im Musenalmanach für das Jahr 1798, S. 137—140. Das Exemplar der Königlichen Bibliothek zu Berlin enthält, von der Hand des früheren Besitzers Heinlein[1]) eingetragen, auf S. 140 die von Schiller „zu einer der spätesten Vorstellungen von Wallensteins Lager auf dem Weimarischen Hof-Theater, der er selbst noch beiwohnte, zum Reiterlied hinzugedichtete"[2]) achte Strophe mit der Bemerkung: aus Schillers hinterlaßenen Pappieren. Goedekes älteste Quelle, nach der er, wie alle anderen (auch schon das „Taschenbuch für Damen" auf das Jahr 1808), den Text wiedergibt, stellt ein Steindruck vom Jahre 1807 dar („Geschrieben ... von J. C. Ausfeld; Stuttgart und Tübingen". Fol. 5 Bl.). Von dieser weicht Heinleins Fassung in einigen nicht unwesentlichen Punkten ab, ingleichen von den übrigen uns erhaltenen, im ganzen freilich wertlosen Rezensionen.[3]) So dürfte sich ein genauer Abdruck dieser, wie Heinlein versichert,[4]) auf Schillers eigener Niederschrift beruhenden Fassung wohl rechtfertigen. Ich würde ihr bei allen in Betracht kommenden Lesarten — siehe den kritischen Apparat in der letzten Anmerkung — den Vorzug geben.

[1]) Über ihn war nichts zu erfahren.

[2]) So das „Taschenbuch für Damen" 1808, S. XII. Die Quelle dieser Notiz ist nicht angegeben.

[3]) K. G. Jacob, Neue Jahrbücher, 22. Band (1836), S. 414 nach einem geschriebenen Liederbuch aus 1817—1818 (diese Quellenangabe fehlt bei Goedeke); Abr. Voß bei Hoffmeister, Nachlese 3, 220.

[4]) So wäre die Athetese K. G. Jacobs (a. a. O., vergleiche aber seinen Nachtrag im 24. Band S. 328) zugleich endgültig widerlegt. Hätte Heinlein nicht aus einer handschriftlichen Vorlage — und zwar einer solchen, die bloß jene Schlußstrophe enthielt — geschöpft, so würde er auch die im Musenalmanach fehlende 7. Strophe nachgetragen haben. Das spricht entschieden für die Glaubwürdigkeit seiner Quellenangabe. Bisher beruhte die Authentizität der Strophe allein auf der Notiz im „Taschenbuch" und der bestimmten Überlieferung, daß sie Goethe 1805 und 1806 in Weimar wie in Lauchstädt singen ließ. — Übrigens wurde sie auf meine Veranlassung bei der Jubiläumsvorstellung im Berliner Schiller-Theater (Oktober 1898) wieder mitgesungen, vgl. R. Löwenfeld in den „Zwanglosen Heften ... des Schiller-Theaters" Nr. 95. Löwenfeld spricht die Vermutung aus, daß „die Strophe vom Dichter selbst (?) später aufgegeben sei, weil sie unmittelbare Beziehungen auf die Ereignisse der Zeit hatte".

Digitized by Google

Auf des Degens Spize die Welt nun liegt,
D'rum froh wer den Degen noch führet
Und seyd ihr nur wacker zusammen gefügt
So zwingt ihr das Glück und regieret;
Es sizt keine Krone so fest und so hoch,
Der muthige Springer erreichet sie doch.[1])

Hannover. Max Rubensohn.

Schiller und Lenz.

Am 17. Januar 1797 schreibt Schiller an Goethe (Jonas Nr. 1151): „Fällt Ihnen etwas von der Lenzischen Verlassenschaft in die Hände, so erinnern Sie sich meiner. Wir müssen alles, was wir finden, für die Horen zusammen raffen." Goethe erfüllt die Bitte des Freundes sofort. „Auch einige Lenziana liegen bey", schreibt er ihm am 1. Februar 1797 (Weimarer Ausgabe Nr. 3478). „Ob und wie etwas davon zu brauchen ist, werden Sie beurtheilen. Auf alle Fälle lassen Sie diese wunderlichen Hefte liegen, bis wir uns nochmals darüber besprochen haben." Schon am folgenden Tag bedankt sich Schiller für die Sendung (Jonas Nr. 1160) und fügt hinzu: „Die Lenziana, so weit ich bis jezt hinein gesehen, enthalten sehr tolles Zeug". „Diese Fragmente" müßten gleichwohl „immer einen biographischen und pathologischen Werth haben". Der Tod und „das unglückliche Leben des Verfassers" hatten offenbar sein Interesse und sein Mitgefühl erweckt, und so hatte er schon am 25. April 1796 Cotta gebeten, für ihn in Leipzig den „Hofmeister" und die „Soldaten" einzukaufen, „wenn nicht anders, beim Antiquar". Allzu reich war freilich die Auslese nicht, die er aus den übersandten „Heften" traf: Das 4. und 5. Heft der Horen 1797 brachte den „Waldbruder", der Musen Almanach von 1798 außer dem „Dramolett Tantalus" (S. 224—236), einem ebenso seltsamen wie für den Dichter charakteristischen Stücke, die berühmte „Liebe auf dem Lande" (S. 74—79), das Tiefste und Ergreifendste, was Lenzens Lyrik geschaffen. Daß Schiller die ihm mitgeteilten Handschriften aufs genaueste gelesen und geprüft, zeigt auch die Notiz in einem Briefe Goethes von demselben Jahre 1797 (Weimarer Ausgabe S. 118, 13) über das Goethe-Jahrbuch 10, 46—70 veröffentlichte Romanfragment. Sollte nun diese eindringliche Beschäftigung mit dem unglücklichen Dichter ganz spurlos an Schillers eigener Produktion vorübergegangen sein, keinerlei Reminiszenz hinterlassen haben? Die Frage verdiente in der Tat eine eingehendere Untersuchung. Ich selbst möchte vorderhand nur eine allerdings nicht eben bedeutende Spur jener Lektüre nachweisen und zu diesem Zwecke ein möglichst abgekürztes Verfahren einschlagen, indem ich von den beiden in Betracht kommenden Dichtungen die Verse nebeneinander drucken lasse, die mir am deutlichsten eine Reminiszenz zu verraten scheinen:

---

[1]) 1 jetzt // 2 jetzt (noch: auch Abr. Voß) // 3 Und bleibt (Und bleibt ihr: K. G. Jacob. J. D. Fuß, Poemata Latina, 2. Auflage, Leipzig 1837. S. 133 übersetzt den Vers mit: Io, milites, vigeat animus. Er faßte nicht etwa, wie ich wegen „wacker zusammengefügt" zuerst annahm, die Worte in dem Sinne: „wacker konstituiert", also individuell, sondern er hatte einen anderen Text. Bei Abr. Voß lautet nämlich die Zeile: „Wem frischer Muth in den Adern weht," im Reim auf steht Z. 1, statt liegt) // 4 Ihr zwingt (zwinget, wie Z. 3 bleibet: das Taschenbuch) // 5 so fest, so hoch (und so hoch: auch K. G. Jacob) // 6 erreicht (erreichet: K. G. Jacob).

Digitized by Google

Lenz.

Lied zum teutschen Tanz.

Kürzer die Brust
Athmet in Lust.
Alles verschwunden,
Was uns gebunden.
Frey wie der Wind,
Götter wir sind!

Weinhold, Nr. 33 (1774).

Schiller.

Rekrut (singt).

Rosse gelenkt,
Muthig geschwenkt,
Schwert an der Seite,
Frisch in die Weite,
Flüchtig und flink,
Frei wie der Fink ...

Wallensteins Lager (1797) 7. Auftzg.

Beide Lieder zeigen also das gleiche Versmaß, und zwar in den ausgeschriebenen Zeilen bei völliger Übereinstimmung im Wechsel der Vier- und Fünffüßer mit je zwei Hebungen an erster und vierter Stelle. Wenig will dabei besagen, daß sich in Schillers Gedichten keines sonst findet mit gleichem oder ähnlichem rhythmischen Bau; weit eher und, ich glaube, im entscheidenden Sinne spricht für die Reminiszenz, für die unwillkürliche Anlehnung also an den gerade in dieser Zeit von Schiller eifrig beachteten und gelesenen Lenz der Schlußvergleich, der teilweise auch eine wörtliche Übereinstimmung zeigt. An Z. 10 des Soldatenliedes schließt sich nicht sofort der Dialog an (Rekrut: Heisa! ich folge des Friedländers Fahn'! Zweiter Jäger: Seht mir, das ist ein wackrer Kumpan!), sondern es folgen noch die beiden Verse:

Auf Sträuchern und Bäumen
In Himmels-Räumen!

Sie waren unbedingt notwendig, um rhythmisch das Lied mählich abklingen zu lassen, aber sonst scheinen sie mir dem Charakter der kleinen Dichtung nicht ganz zu entsprechen. Jede Zeile bildet einen Gedanken für sich, gibt ein lebendiges Bild, malt ohne Zuhilfenahme eines Verbums in der bloßen Form des Ausrufs immer neue Seiten des Kriegerlebens.[1]) Die weitere Ausführung des Vergleichs (Z. 11 f.), so poetisch und wirkungsvoll sie im übrigen ist, fällt aus dem Stil des Ganzen etwas heraus, während den zusammenfassenden Schlußgedanken bei Lenz dieser Vorwurf nicht trifft. Auch dieses Moment scheint mir meine Annahme, daß Schillers Phantasie hier nicht ganz frei sich betätigte, sondern eine Reminiszenz fördernd und doch auch hemmend dazwischentrat, zu empfehlen.

Hannover. Max Rubensohn.

Zu Schillers Tell, II, 2.

In der Rütliszene sagt Meier von Sarnen zu Konrad Hunn mit Bezug auf Itel Reding:

„Ich kenn' ihn wohl. Er ist mein Widerpart,
Der um ein altes Erbstück mit mir rechtet."

Dann sich zu dem Erwähnten, dem Altlandammann selbst, wendend spricht er die Worte aus:

— „Herr Reding, wir sind Feinde vor Gericht;
Hier sind wir einig." (Schüttelt ihm die Hand.) —

[1]) Insofern ist auch Vers 4: „[Wandern und Streifen] Die Welt entlang" keine Ausnahme, es ist vielmehr eine Steigerung, und man wird nach „Streifen" besser ein Komma setzen.

Digitized by Google

Diese Äußerung stimmt ihrem idealen Gehalte nach genau überein mit dem bei Herodot VIII, 79, ½ geschilderten Tun und Reden des Aristides, der, infolge der Umtriebe seines politischen Gegners Themistokles aus Athen verbannt, diesen kurz vor der Schlacht von Salamis, im Augenblick, wo das Vaterland in Gefahr ist, aufsucht und ihm unter Zurückstellung aller persönlichen Zwistigkeiten zu gemeinsamer Tätigkeit für das öffentliche Wohl die Hand reicht. Dort heißt es:

οὗτος ἀνὴρ (i. e. Aristides) *στὰς ἐπὶ τὸ συνέδριον ἐξεκαλέετο Θεμιστοκλέα, ἐόντα μὲν ἐωυτῷ οὐ φίλον, ἐχθρὸν δὲ τὰ μάλιστα ὑπὸ δὲ μεγάθεος τῶν παρεόντων κακῶν λήθην ἐκείνων ποιούμενος ἐξεκαλέετο, ἐθέλων αὐτῷ συμμῖξαι .... ὡς δὲ ἐξῆλθέ οἱ Θεμιστοκλέης, ἔλεγε 'Ἀριστείδησι τάδε· ἡμέας στασιάζειν χρεὸν ἐστι ἔν τε τῷ ἄλλῳ καιρῷ καὶ δὴ καὶ ἐν τῷδε τοῦ ὁκότερος ἡμέων πλέω ἀγαθὰ τὴν πατρίδα ἐργάσεται ....*

Diese Worte übersetzt Karl Müller in der Didotschen Ausgabe von Herodots Geschichten (Parisiis, MDCCCLII, p. 405) folgendermaßen ins Lateinische:

„Hic vir, stans ad introitum concilii, evocari ad se jussit Themistoclem, qui non ei amicus, sed quam maxime inimicus erat; verum ob praesentium gravitatem malorum oblitus inimicitiarum, ad se vocari illum jussit, colloqui cum eo cupiens: ... Postquam egressus est Themistocles, his verbis eum Aristides adloquitur: „Debemus nos et alias nimirum nunc maxime de hoc inter nos contendere, uter nostrûm majora commoda patriae sit adlaturus." ...

Meseritz. Albert Pick.

Greif Martin, Schillers Demetrius. Das Fragment, dazu ein Nachspiel mit Prolog und rhapsodischem, von vier lebenden Bildern begleiteten Epilog. Leipzig 1902, C. F. Amelangs Verlag.

Die zahlreichen Festspiele und poetischen Erinnerungsblätter, die dem Schillerjahre 1905 ihre Entstehung verdanken, überragt die vorliegende Dichtung weitaus. Schon der Name des Verfassers, der unter den lebenden Dramatikern am meisten geneigt ist, Schillers Spuren zu folgen, bürgt dafür. Seine Idee ist originell. Greif will weder in sklavischer Anlehnung an den Arbeitsplan des verehrten Vorbilds eine Vollendung des Fragments bieten, noch in völlig freier Umgestaltung wie Hebbel einen neuen „Demetrius" schaffen. Im Sinne Goethes fühlt auch er die Unzulänglichkeit seiner Kraft, den Toten zu ersetzen. Der moderne Dichter hat sich die Forschungen Düntzers und Kettners zunutze gemacht. Nach dem Vers, „Wie eine Heerschar send' ich dir's entgegen", der den gesprochenen Bühnentext des Fragments abschließt, läßt Greif die tragische Muse ihren Prolog anknüpfen, der den Übergang zum eigenen Nachspiel harmonisch vermittelt. Schillers Sterbezimmer stellt nunmehr die Szene dar. Die Angehörigen des Verstorbenen besprechen seine letzten Lebensstunden und seine Bestattung. Auf „Demetrius" kehrt die Totenklage immer wieder zurück, und so verläßt uns keinen Augenblick die notwendige Sammlung, die uns für den rhapsodischen Epilog der Muse empfänglich macht. Er deutet den Inhalt der unvollendeten Handlung an, indes den Hauptszenen entsprechend lebende Bilder den Sinn ihrer Rede wirkungsvoll erläutern.

Prag. Wilhelm Kosch.

Digitized by Google

Bibliographie.

Bücher.[1])

Neuere Schillerliteratur.

Die Schillerfeier in Eisenach. 6.—9. Mai 1905. [Aus: Eisenacher Zeitung.] Eisenach, H. Kahle. 30 Pf.

Zwei Schillerreden in Hamburg, am 5. und 8. Mai 1905 gehalten. (Metz Adf., Schiller, seine Kunst im Zusammenhang mit seiner Menschheit. — Ruckteschell N. von, Schiller, der Prophet des deutschen Geistes und deutschen Ideals.) Hamburg, Herold. 50 Pf.

Schiller. Acht Vorträge: Aus Anlaß des 100jährigen Todestages gehalten in Hermannstadt. Hermannstadt, W. Krafft. 1.65 M.

Von der Schiller-Feier 1905 in der Kreisstadt Plauen. Günther Ernst: Szenischer Prolog bei der vom königl. Gymnasium am 8. Mai im Stadttheater veranstalteten Vorstellung. Rödiger Karl, Festrede bei der am 9. Mai auf Veranlassung des Stadtgemeinderates stattgefundenen öffentlichen Feier im Praterſaale. Plauen, A. Kell. 40 Pf.

Zur Schillerfeier am 9. Mai 1905. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums im XIX. Bezirke von Wien.
Darin: Klement Karl, Ausschnitt aus einer Lateinstunde in der Septima.

Ein Schillerbuch, herausgegeben von der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Zur Erinnerung an den Todestag des großen deutschen Dichters. Wien, Gerlach & Wiedling. 1.50 M.

Die Schiller-Ausstellung der Universitäts-Bibliothek. Gießen. Brühlsche Univ.-Buch- und Steindruckerei. R. Lange.

Alt Carl, Schiller. Rede, gehalten zur 100. Wiederkehr seines Todestages beim akademischen Festakt zu Darmstadt. Darmstadt, L. Saeng. 40 Pf.

Altherr Alfr., Friedrich Schiller in seiner Bedeutung für die Religion. Volkstümlich dargestellt. Basel. (Zürich, A. Frick.) 30 Pf.

Bärwinkel, Des Christen Stellung zur Schillerfeier. Predigt über 1 Cor. 3, 21/23 ‚Darum rühme sich niemand e. Menschen usw.' Erfurt, C. Villaret. 20 Pf.

Bassenge Edm., Schiller, unser Erzieher zur geistigen Einheit der deutschen Nation. Rede. Dresden, Holze & Pohl. 30 Pf.

Berger Karl, Schiller, der Lebendige. Festrede zur 100. Wiederkehr von Schillers Todestag. Frankenthal, L. Göhring & Co. 60 Pf.

---

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1905 zu ergänzen.

Digitized by Google

Bojunga Klaudius, Schiller als Verkörperung der Hochziele des deutschen Volks. Ansprache zum Gedächtnis der 100. Wiederkehr von Schillers Todestag. Magdeburg, C. E. Klotz. 30 Pf.

Brandes Wilh., Gedächtnisrede zum 100. Todestage Friedrich Schillers, dem 9. Mai 1905. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 30 Pf.

Cauer Paul, Schiller ein Befreier. Rede bei der Schillerfeier zu Düsseldorf. [Aus: Evangelische Schulblätter.] Gütersloh, C. Bertelsmann. 20 Pf.

Elster Ernst, Schiller. Rede, gehalten bei der Gedenkfeier der Universität Marburg am 9. Mai 1905. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Golther Wolfg., Rede auf Schiller am 9. Mai 1905. Rostock (G. B. Leopold). 40 Pf.

Hardeland, Schiller, ein Rufer zum himmlischen Frieden. Predigt. [Aus: Pastoralblätter für Homiletik, Katechetik und Seelsorge.] Dresden, C. L. Ungelenk. 20 Pf.

Herfurt Frz., Die Frauen in Schillers Umgang und Poesie. Kronstadt, H. Zeidner. 35 Pf.

Jerusalem W., Schillers Weltanschauung und die Gegenwart. Vortrag, gehalten im wissenschaftlich-literarischen Verein „Kosmos" zu Wien am 3. Mai 1905. Sonderabdruck aus der Wochenschrift „Das Wissen für Alle". 5. Jahrgang 1905, Nr. 20.

Kammerer O., Schillers Bedeutung für das Maschinen-Zeitalter. Festrede. München, R. Oldenbourg. 40 Pf.

Klaar Alfr., Schiller und Goethe (Moderne Essays. Herausgeber: H. Landsberg. 51. Heft). Berlin, Gose & Tetzlaff. 50 Pf.

Kühnemann Eug., Schiller und die Deutschen der Gegenwart. Festrede. Posen, Merzbach. 50 Pf.

Lampadius Fr., Friedrich Schiller, der Lieblingsdichter des deutschen Volkes. Ein Lebensbild, zur 100. Wiederkehr seines Todestages gezeichnet. Torgau, F. Jacob. 30 Pf.

Litzmann Berth., Schiller und das deutsche Drama der Vergangenheit und Zukunft. Rede. Bonn, Röhrscheid & Ebbecke. 80 Pf.

Loevy J., Schiller. Die Worte des Glaubens. Drei Kanzelreden zum Jahrhundert-Gedächtnis des Dichters. Graudenz, G. Röthe. 50 Pf.

Martini Aug., Schiller. Festrede zur Schiller-Feier der Residenzstadt Coblenz. Coblenz, W. Groos. 50 Pf.

Matthaei Adelb., Schillers Ringen um eine Weltanschauung. Rede zum Gedächtnis des 100jährigen Todestages Friedrich Schillers. Danzig, A. W. Kafemann. 50 Pf.

Müller Ernst, Schiller-Büchlein für Schule und Haus. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. 3. Abdruck. Leipzig, G. Freytag. Wien, F. Tempsky. 1 M.

Nithack-Stahn W., Schiller-Predigt, gehalten am Sonntag den 30. April 1905 in der Lutherkirche zu Görlitz. Halle, J. Fricks Verlag. 15 Pf.

Pernerstorfer Engelb., Friedrich Schiller. Gedenkrede zur 100. Wiederkehr des Todestages Schillers. Wien, Wiener Volksbuchhandlung. 70 Pf.

Petsch Rob., Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen (Goethe- und Schillerstudien. Eine Sammlung wissenschaftlicher Arbeiten über die klassische Literatur der Deutschen. Herausgegeben von Rob. Petsch. 1. Band). München, C. H. Beck. 6 M.

Pol H., Die Vorbedingungen zu einem richtigen Verständnis Schillers. Festrede zur Erinnerung an Schillers 100jährigen Todestag 9. Mai 1905. Groningen, Noordhoff. 80 Pf.

Risch Paul, Schiller-Gedenkbuch. Mit einem Vorwort von L. H. Fischer ... 2 Teile in 1 Bande. (I. Schiller, sein Leben und Wirken. II. Unter der Schiller-Linde. Festspiel zur Schillerfeier.) Berlin, P. Kittel. 50 Pf.

Digitized by Google

Rösiger Ferd., Friedrich Schiller, Gedächtnisrede. Heidelberg, C. Winter. 60 Pf.
Schmidt Erich, Rede bei der Schillerfeier der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 9. Mai 1905 im Königlichen Opernhause. Berlin.
Schmidz-Hofmann Carl von, Schiller und das Christentum. Eine Studie. Ascona, C. v. Schmidz. 30 Pf.
Schwarz Gottfr., Schiller. Eine Festbetrachtung zum 9. Mai. [113. und 114. Heft des Banner der Freiheit.] Karlsruhe, G. Schwarz. 50 Pf.
Schwering Jul., Schiller. Eine Gedächtnisrede. Münster, Aschendorff. 80 Pf.
Seedorf H., Friedrich Schiller. Rede zur Gedenkfeier der 100. Wiederkehr seines Todestages. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 50 Pf.
Stranch Philipp, Schiller. Rede zur Feier des 100jährigen Todestages Schillers. Halle, M. Niemeyer. 80 Pf.
Windelband Wilh., Schiller und die Gegenwart. Rede. Heidelberg, C. Winter, Verlag. 60 Pf.
Ziegler Theobald, Rede bei der Schillerfeier der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg am 9. Mai 1905. Straßburg, J. H. E. Heitz. 80 Pf.

M. Evers, Schillers Wallenstein. 4. Teil, 1. Hälfte. Dramatischer Aufbau, Einheit, Ort und Zeit. Entstehung, Geschichte, Bedeutung des Stücks. Ideengehalt, Schicksalsfrage, Tragik, verwandte Stoffe u. dgl. (Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten usw. 23. Bändchen.) Leipzig, H. Bredt. 1.40 M.
Schiller Friedr. v., Wilhelm Tell. Volksausgabe. Mit Vorgeschichte und Erläuterungen von A. Scheiner. Herausgegeben als Schillergabe für die sächsischen Volksschulen von den siebenbürgisch-sächsischen Hochschülern. (Zum 100jährigen Todestage Schillers.) Hermannstadt, W. Krafft. 34 Pf.
Schiller Friedr. v., Ausgewählte Briefe. 2. Band. Ausgewählt und eingeleitet von Eug. Kühnemann (Hausbücherei der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 13. Band). Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1 M.
Aus den Briefen Wilhelm v. Humboldts an Schiller. Zum 100jährigen Todestage Schillers am 9. Mai 1905. Von H. F. Lindner. Programm. Kolberg.

[Jacoby Dan.], Xenien zu Schillers Todestag 9. Mai 1905. 1805 × 1905. Berlin, B. Behrs Verlag. 60 Pf.

Der Schwäbische Schillerverein gedenkt im Schiller-Museum zu Marbach alles zu sammeln, was an Festschriften, Gedenkreden und Gedichten über die Schillerfeier des Jahres 1905 erscheint und bittet um Zusendung aller Bücher, Zeitschriften und Zeitungen.

Berichtigungen.

Band 12, S. 386, Brief 23 Z. 8 lies: graßiert statt: graßert
Band 12, S. 387, Brief 23 Z. 11 lies: mach[e]n statt: mache
Band 12, S. 394, Brief 33 Z. 7 lies: ingrossirt statt: inpressirt

---

In der Handschrift abgeschlossen am 15. März, im Satz am 15. Juli 1905.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Digitized by Google

Verlag der k. u. k. Hof-Buchdruckerei u. Hof-Verlags-Buchhandlung
Wien und Leipzig **CARL FROMME** Wien und Leipzig

Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Literatur in Österreich und Deutschland

Von **August Sauer.**

1903. Gr. 8°. VIII. 400 Seiten. Preis K 7.20 = Mark 6.—.

Inhalt: Friedrich Hölderlin. — Joh. Gottfr. Seume. — Goethes Freund Graf Kaspar Sternberg und sein Einfluß auf das geistige Leben in Böhmen. — Zur Geschichte des Burgtheaters. — Festrede zu Grillparzers 100. Geburtstag. — Grillparzer und Kath. Fröhlich. — Ein treuer Diener seines Herrn. — Über das Zauberische bei Grillparzer. — Ferdinand Raimund. — Otto Ludwig. — Josef Viktor v. Scheffel. — Ludwig Anzengruber als Volks-Dichter. — Marie von Ebner-Eschenbach. — Luise Elsner.

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte

Herausgegeben von Dr. **J. W. Nagl** und Prof. **J. Zeidler.**

Zwei Bände, reich illustriert. Mit vielen, teils farbigen Beilagen und Abbildungen im Text.

Der erste Band liegt bereits abgeschlossen vor und kostet in Original-Leinwand-Einband komplett Kronen 24.— = Mark 20.—.

Der zweite Band (neuere und neueste Zeit) ist lieferungsweise im Erscheinen begriffen und wird keinesfalls mit mehr als 17 Lieferungen à K 1.20 = M. 1.— komplett werden. 10 Lieferungen dieses Bandes sind bereits erschienen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

Schiller-Literatur in Belgien.

Von Heinrich Bischoff in Lüttich.

A. Übersetzungen.

I. Gedichte der ersten Periode.

1. Hektors Abschied. a) Adieux d'Hector et d'Andromacque. A. J. Bécart, Études Schilleriennes, Poésies de Schiller mises en vers français avec notes et observations critiques et esthétiques. 3. édition, revue, corrigée et augmentée. Paris. Bruxelles. Chez les principaux libraires. 1862. 8°. 342. S. 51.
   b) Hektor discedens: J. D. Fuß, Poemata latina. Volumen I. De Germanica aliisque linguis latine reddita. Leodii. F. Oudart. 1845. S. 270.
2. Amalia. Amélie: Bécart. S. 50.
3. Phantasie an Laura. Imitation de la fantaisie à Laura. Bécart. S. 144.
4. Das Geheimnis der Reminiscenz. Réminiscence. — A Laura: Bécart. S. 176.
5. Die Entzückung an Laura. L'enchantement. Bécart. S. 60.
6. An Rousseau. La tombe de Rousseau. Bécart. S. 43.
7. Die Kindsmörderin. a) La fille infanticide. Bécart. S. 33.
   b) L'infanticide d'après Schiller par E. Ludovic. Revue belge XVII. (1841). S. 299.
   c) L'infanticide traduit littéralement par A. Baron. Bulletins de l'Academie des sciences. Bruxelles. 2me série. Tome I. (1857). S. 351. Auch in: Baron: Oeuvres complètes IV. S. 27.
   d) L'infanticide. E. Wacken, Fleurs d'Allemagne. Bruxelles. A. Labroue. 1850. 8°. 248 S. — S. 99.
8. Die Größe der Welt. La grandeur du monde. Bécart. S. 91.
9. Die Schlacht. La bataille. Bécart. S. 42.
10. Die Blumen. Les fleurs. Bécart. S. 134.
11. Gruppe aus dem Tartarus. Les ombres du Tartare. Bécart. S. 180.
12. Elysium. L'élysée. Bécart. S. 174.
13. Der Flüchtling. Le banni. Bécart. S. 173.
14. Der Triumph der Liebe. Imitation de plusieurs strophes du triomphe de l'amour. Bécart. S. 112.
15. An Minna. A Minna. Bécart. S. 168.

Digitized by Google

16. Das Glück und die Weisheit. La fortune, ou le bonheur et la sagesse. Bécart. S. 59.
17. An den Frühling. Au printemps. Bécart. S. 109.

II. Gedichte der zweiten Periode.

1. An die Freude. a) L'hymne à la joie (nur die 1. Strophe). Bécart. S. 95.
   b) Gaudio. Fuß. S. 272.
   c) Aan de vrengde. P. van Duyse: Nagelaten Gedichten. 9de deel. Roeselaere. De Seyn-Verhougstraete. 1885. S. 25.
2. Die unüberwindliche Flotte. La flotte invincible. Bécart. S. 148.
3. Resignation. a) Résignation. Bécart. S. 45.
   b) Alteram qui carpserit, alterius cupidus ne sit sororis. Fuß. S. 100.
4. Die Götter Griechenlands. Les dieux de la Grèce. Bécart. S. 155.
5. Die berühmte Frau. a) La femme célèbre. Bécart. S. 21.
   b) id. A. Michiels: Etudes sur l'Allemagne. 2. Auflage. Brüffel. A. Vandale. 1845. 1. Band. S. 379.
6. Einer jungen Freundin in's Stammbuch. A une jeune amie. Bécart. S. 167.

III. Gedichte der dritten Periode.

1. Die Begegnung. a) La rencontre. Bécart. S. 67.
   b) De ontmoeting. Ledeganck: Gedichten. Gent. A. Hoste. 1883. S. 82 (zuerst in der Zeitschrift: De Broederhand. I. [1845.] S. 478).
2. An Emma. a) A Emma. Bécart. S. 142.
   b) Num potis extingui coelestibus ardor ab oris? Fuß. S. 94.
3. Das Geheimniß. Le secret. Bécart. S. 66.
4. Die Erwartung. L'attente. Bécart. S. 110.
5. Der Abend. a) Le soir. Bécart. S. 149.
   b) Vesper. Fuß. S. 95.
   c) De avond naar Schiller (anonym). Vlaamsche School. Jahrgang 1860. S. 129.
6. Sehnsucht. a) Désir. Bécart. S. 53.
   b) Desiderium. Fuß. S. 62.
7. Des Mädchens Klage. a) Plainte d'une jeune fille. Bécart. S. 61.
   b) Puellae querela. Fuß. S. 269.
   c) A. Clavereau: Plainte d'une jeune fille. Annales belgiques. XIII. (1824.) S. 198.
8. Der Pilgrim. a) Le pèlerin. Bécart. S. 147.
   b) Perge, clamabat, semper ad ortum. Fuß. S. 103.
9. Die Ideale. a) Les chimères, ou l'idéal. Bécart. S. 57.
   b) L'idéal. Wacken. S. 91.
   c) Ficta jacent simulacra rerum. Fuß. S. 97.
10. Der Jüngling am Bache. a) Le jeune homme sur les bords du ruisseau. Bécart. S. 172.
    b) Juvenis ad rivum. Fuß. S. 89.
    c) De jongeling by de beek. J. Mornay: Lente en Zomerlust. Dendermonde. Deschepper. S. 18.
11. Dithyrambe. Dithyrambe. Bécart. S. 154.
12. Die Gunst des Augenblicks. Momentum favens. Fuß. S. 88.
13. Die vier Weltalter. a) Quatuor mundi aetates. Fuß. S. 91.
    b) Les quatre âges du monde. Bécart. S. 164.

Digitized by Google

14. Der Alpenjäger. Le chasseur des Alpes. Bécart. S. 180.
15. Hoffnung. Supernae, spes, fide voci. Fuß. S. 102.
16. Punschlied. Sur le punch. Bécart. S. 177.
16. Das Mädchen aus der Fremde. a) L'Etrangère. Bécart. S. 54.
b) La vierge étrangère. Wacken. S. 95.
c) Virgo de plana peregrina. Fuß. S. 276.
d) Het meisjen nit den vreemde. Moruanx. S. 46.
17. Nadowessische Totenklage. Elégie sur la mort d'un Natsché. Bécart. S. 178.
18. Das Siegesfest. a) La fête de la victoire. Bécart. S. 87.
b) Festum victoriae. Fuß. S. 280.
19. Klage der Ceres. a) Plainte de Cerès sur la perte de sa fille. Bécart. S. 72.
b) Cereris querela. Fuß. S. 54.
20. Kassandra. a) Cassandre. Bécart. S. 95.
b) Cassandra. Fuß. S. 286.
21. Die Teilung der Erde. a) Le partage de la terre. Bécart. S. 92.
b) id. Wacken. S. 89.
c) id. Michiels: Etudes sur l'Allemagne. 1. Band. S. 376.
d) Sors aliis terrena; Jovis patet aula poetae. Fuß. S. 95.
22. Das Eleusische Fest. Sacra eleusina. Fuß. S. 51.
23. Der Ring des Polykrates. a) L'anneau de Polycrate. Bécart. S. 170.
b) Annulus Polycratis. Fuß. S. 104.
c) L'anneau de Polycrate. J. Abrassart: Poésies. Les Ailes de la lyre. tome I. Liège. Vaillant-Carmanne. 1894. S. 93.
24. Hero und Leander. a) Héro et Léandre. Bécart. S. 99.
b) Hero et Leander. Fuß. S. 191.
25. Die Kraniche des Ibykus. a) Les grues d'Ibykus. Bécart. S. 139.
b) id. Abrassart: Etudes rythmiques. Genève. Ziegler. 1876. Abrassart: Poésies. I. S. 107.
c) Grues Ibyci. Fuß. S. 286.
26. Die Bürgschaft. a) Damon et Pythias ou la caution. Bécart. S. 62.
b) Vadimonium. Fuß. S. 195.
27. Der Taucher. a) Le plongeur. Bécart. S. 82.
b) id Abrassart: Poésies. I. S. 133.
c) Urinator. Fuß. S. 319.
d) De Duikelaar. Buchmanns in „Vlaamsche School". Jahrgang 1884. S. 73.
28. Ritter Toggenburg. a) Le chevalier de Toggenbourg. Bécart. S. 77.
b) Le chevalier Toggenburg. A. Picard in „Revue trimestrielle". tom. VIII. (1855.) S. 367.
c) id. Romance de Schiller (anonym) in „Mercure belge". X. (1821.) S. 417.
d) Ridder Toggenburg. O. Wattez in „Germania" (Brüssel). VII. (1905.) S. 356.
e) Eques Toggenburg. Fuß. S. 277.
29. Der Kampf mit dem Drachen. a) Le dragon de l'île de Rhodes. Bécart. S. 119.
b) Pugna cum dracone. Fuß. S. 198.
30. Der Gang nach dem Eisenhammer. a) Fridolin. Abrassart: Poésies. I. S. 159.
b) Fridolin. Fuß. S. 297.

Digitized by Google

31. Der Graf von Habsburg. a) Le comte de Habsbourg. Bécart. S. 68.
b) Comes de Habsburg. Fuß. S. 203.
32. Der Handschuh. Le Gant. Bécart. S. 55.
33. Archimedes und der Schüler. In dea foeminam ne quaeras. Fuß. S. 236.
34. Das verschleierte Bild zu Sais. La statue ou l'image voilée. Bécart. S. 127.
35. Sprüche des Confucius. 1. Tempus triplex. Fuß. S. 272.
36. Das Lied von der Glocke. a) Le chant de la cloche. Bécart. S. 23.
b) J. D. Fuß: La cloche de Schiller traduite en français. Liége. Collardin. 1834. 8°. 8 S.
c) J. D. Fuß: Schilleri carmen de campana latine redditum. Leodii. Collardin. 1824. 8°. 22 S.
d) id. Goethei elegiae XXIII et Schilleri campana latine redditae. Leodii. Collardin. 1824. S. 25.
e) id. Poemata latina. 1. S. 304.
f) J. F. Brouwenaar: Het klokkenlied uit het hoogduitsch van Schiller. Antwerpen. van Isboven. 1845. (Sonderdruck aus „Het Vaderland". Jahrgang 1845. 4. Lieferung).
g) J. P. H. Bronwers: Schillers Lied van de klok uit het hoogduitsch vertaald. Leuven. Fonteyn. 1873. (Sonderdruck aus: „Het jaarboekje van 't Kersouwken". Jahrgang 1873).
37. Das Ideal und das Leben. L'idéal de la vie. Bécart (fragmentarische Übersetzung). S. 130.
38. Die Worte des Glaubens. Les trois paroles de la foi. Bécart. S. 150.
39. Die Worte des Wahns. a) Les paroles de l'erreur. Bécart. S. 151.
b) id. Michiels: Etudes sur l'Allemagne. 1. Band. S. 375.
40. Licht und Wärme. La lumière et la chaleur. Bécart. S. 176.
41. Breite und Tiefe. Profundum malis quam latum. Fuß. S. 93.
42. Die Macht des Gesanges. La puissance du chant. Bécart. S. 43.
43. Menschliches Wissen. Scientia humana. Fuß. S. 63.
44. Die zwei Tugendwege. Duplex virtuti via. Fuß. S. 232.
45. Macht des Weibes. Reginas gratia reddit. Fuß. S. 66.
46. Das Glück. a) Le Bonheur. Bécart. S. 41.
b) Fortuna. Fuß S. 56.
47. Die Führer des Lebens. Vitae duces. Fuß. S. 219.
48. Der Genius. Genius. Fuß. S. 58.
49. Die deutsche Muse. a) La muse allemande. Bécart. S. 161.
b) Musa teutonica. Fuß. S. 87.
50. Würde der Frauen. Dignité des femmes. Bécart. S. 80.
51. Tugend des Weibes. Virtus mulieris. Fuß. S. 233.
52. Weibliches Urteil. Le jugement ou le for de la femme. Bécart. S. 52.
53. Der Spaziergang. a) La promenade. Wacken. S. 107.
b) J. D. Fuß: Ambulatio Fr. Schiller e germanico in latinam linguam translata. Coloniae Aggrippinae apud Dumont-Schauberg. 1820. 8°. 32 S. (mit Vorrede).
id. Carmina latina. Colonie. Ebenda. 1822. S. 63—70.
id. Poemata latina 1. S. 45.
54. Der spielende Knabe. a) A un enfant. Bécart. S. 72.
b) Puer ludens. Fuß. S. 62.

Digitized by Google

55. Der Tanz. a) La danse. Bécart. S. 153.
b) Chorea. Fuß. S. 67.
56. Die Geschlechter. a) Les deux sexes. Bécart. S. 160.
b) Alterno conjungis, amor. sub foedere sexus. Fuß. S. 60.
57. Der philosophische Egoist. a) Le philosophe égoiste. Bécart. S. 159.
b) Sapiens sibi bonus uni. Fuß. S. 65.
58. Pegasus im Joche. Le cheval Pégase mis au joug. Bécart. S. 116.
59. Die Sänger der Vorwelt. a) Les poètes anciens. Bécart. S. 152.
b) Vates mundi primaevi. Fuß. S. 69
60. Poesie des Lebens. Poésie de la vie. Bécart. S. 162.

Votivtafeln.

61. Was der Gott mich gelehrt. Tabella votiva. Fuß. S. 224.
62. Das Belebende. Ce qui vivifie. Bécart. S. 61.
63. Zweierlei Wirkungsarten. L'activité morale et artiste. Bécart. S. 49.
64. Unterschied der Stände. Différence des états. Bécart S. 66.
65. Das Werte und Würdige. a) La valeur et la dignité. Bécart. S. 95.
b) Pro merce numos, pro mente mentem. Fuß. S. 224.
66. Die moralische Kraft. La force morale. Bécart. S. 109.
67. An *. a) Communication. Bécart. S. 115.
b) A un érudit. Wacken. S. 97.
68. An **. a) Aux philosophes. Bécart. S. 133.
b) Quae scis, non te. Fuß. S. 224.
69. An ***. A mon professeur. Bécart. S. 99.
70. Jetzige Generation. La génération actuelle. Bécart. S. 118.
71. An die Muse. a) A la muse. Bécart. S. 66.
b) Musae. Fuß. S. 232.
72. Der gelehrte Arbeiter. a) Laborare et frui. Fuß. S. 232.
b) Sur un savant. Bécart. S. 115.
73. Pflicht für jeden. a) Devoir pour chacun. Bécart. S. 133.
b) Omnibus agendum. Fuß. S. 235.
74. Aufgabe. a) Problème social. Bécart. S. 79.
b) Sis summus et tuus. Fuß. S. 228.
75. Das eigne Ideal. a) L'idéal proprement dit. Bécart. S. 115.
b) Mens commune, proprium sensus. Fuß. S. 228.
76. An die Mystiker. Aux mystiques. Bécart. S. 80.
77. Der Schlüssel. a) La clef des coeurs. Bécart. S. 91.
b) Clavis. Fuß. S. 231.
78. Der Aufpasser. Merces castiganti. Fuß. S. 231.
79. Die Uebereinstimmung. L'harmonie ou l'accord philosophique. Bécart. S. 72.
80. Majestas populi. Bécart. S. 76.
81. Astronomische Schriften. Ecrits astronomiques. Bécart. S. 76.
82. Meine Antipathie. Crimen bis invisum. Fuß. S. 410.
83. Der beste Staat. a) Le meilleur état. Bécart. S. 112.
b) id. Wacken. S. 98.
c) Optima respublica. Fuß. S. 230.
84. Mein Glaube. Meum dogma. Fuß. S. 230.
85. Inneres und Äußeres. a) L'extérieur et l'intérieur. Bécart. S. 106.
b) Le fond et la forme. Wacken. S. 97.
c) Cor prodant facta. Fuß. S. 228.

Digitized by Google

86. Schöne Individualität. Cor concors rationi. Fuß. S. 227.
87. Freund und Feind. a) Ami et ennemi. Bécart. S. 126.
b) Carus amicus, utilis et inimicus. Fuß. S. 228.
88. Licht und Farbe. Lux et color. Fuß. S. 227.
89. Die idealische Freiheit. La sortie de la vie. Bécart. S. 94.
89. Die Mannichfaltigkeit. Varietas. Fuß. S. 232.
90. Die drei Alter der Natur. a) Les trois âges de la nature. Bécart. S. 117.
b) Tres naturae aetates. Fuß. S. 231.
91. Der Genius. Naturam natura vincit. Fuß. S. 230.
91. Der Nachahmer. Imitator. Fuß. S. 228.
92. Genialität. Se prodit, quo Deus. Fuß. S. 227.
93. Die Forscher. Furiosa curiositas. Fuß. S. 227.
94. Die schwere Verbindung. a) L'alliance difficile. Bécart. S. 49.
b) Copula difficilis. Fuß. S. 223.
95. Correctheit. Vitio carens. Fuß. S. 233.
96. Das Naturgesetz. a) La loi de la nature. Bécart. S. 49.
b) Lex naturae. Fuß. S. 219.
97. Wahl. Sapientibus, non vulgo. Fuß. S. 233.
98. Tonkunst. a) La musique. Bécart. S. 126.
b) Musice. Fuß. S. 220.
99. Sprache. a) La langue. Bécart. S. 99.
b) Vox et animus. Fuß. S. 234.
100. An den Dichter. a) Au poëte. Bécart. S. 51.
b) Qualis lingua, talis poeta. Fuß. S. 235.
101. Der Meister. Le maître. Bécart. S. 107.
102. Der Gürtel. a) La ceinture. Bécart. S. 32.
b) Zona veneris. Fuß. S. 224.
103. Dilettant. Quis numeret, cultus faciat si sermo, poetas? Fuß. S. 233.
104. Die Kunstschwätzer. a) Le discoureur d'art ou l'amateur. Bécart. S. 32.
b) Critica futilitas. Fuß. S. 234.
105. Die Philosophien. a) Les philosophes. Bécart. S. 87.
b) Philosophiae doctrinae. Fuß. S. 236.
106. Die Gunst der Musen. a) La faveur des Muses. Bécart. S. 39.
b) Musa favens. Fuß. S. 225.
107. Der Homernskopf als Siegel. a) La tête d'Homère pour cachet. Bécart. S. 45.
b) Homeri caput sphragis. Fuß. S. 237.
108. Die Danaiden. Danaides. Fuß. S. 226.

---

109. Der Sämann. a) L'agriculteur. Bécart. S. 143.
b) Semen sparsum. Fuß. S. 238.
110. Odysseus. a) Sur Ulysse. Bécart. S. 169.
b) Odysseus. Fuß. S. 239.
111. Carthago. a) Carthage. Bécart. S. 179.
b) Carthago. Fuß. S. 223.
112. Der Kaufmann. Mercator. Fuß. S. 238.
113. Die Johanniter. Equites S. Johanni. Fuß. S. 66.
114. Das Mädchen von Orleans. a) Jeanne d'Arc. Bécart. S. 40.
b) Virgo aurelianensis. Fuß. S. 90.
115. Deutsche Treue. Talis erat tua, teuto, fides. Fuß. S. 67.
116. Columbus. a) Colomb. Bécart. S. 52.
b) Colombus. Fuß. S. 223.

Digitized by Google

117. Pompejii und Herculanum. a) Pompeia et Herculanum. Bécart. S. 113.
b) Pompeji et Herculanum. Fuß. S. 63.
118. Ilias. Ilias. Fuß. S. 220.
119. Zeus zu Herkules. Jupiter Herculi. Fuß. S. 226.
120. Die Antike an den nordischen Wanderer. Quantum ante, distamus. Fuß. S. 238.
121. Würden. a) Les dignités. Bécart. S. 167.
b) Dignitates. Fuß. S. 238.
122. Das Kind in der Wiege. a) L'enfant au berceau. Bécart. S. 126.
b) Infans in cunis. Fuß. S. 410.
123. Die Antiken zu Paris. Antiqua artium Lutetiae. Fuß. S. 346.
124. Thekla, eine Geisterstimme. Théela ou l'apparition. Bécart. S. 146.
125. Nänie. Elégie. Bécart. S. 176.
126. Zenith und Nadir. Bécart. S. 111.
127. Das Unwandelbare. Aevum constantia sistit. Fuß. S. 234.
128. Theophanie. a) Bécart. S. 57.
b) Praesens numen. Fuß. S. 225.
129. Das Höchste. a) Ce qu'il y a de plus haut. Bécart. S. 99.
b) Omni numero perfectum. Fuß. S. 230.
130. Unsterblichkeit. a) Immortalité. Bécart. S. 76.
b) Immortalitas. Fuß. S. 221.
131. Falscher Studiertrieb. a) Faux goût pour les études. Bécart. S. 45.
b) Falsus sciendi ardor. Fuß. S. 237.
132. Quelle der Verjüngung. a) La fontaine de Jouvence. Bécart. S. 39.
b) Aeternae fons juventae. Fuß. S. 224.
133. Der Naturkreis. Naturae orbis. Fuß. S. 235.
134. Der Genius mit der umgekehrten Fackel. Genius cum face inversa. Fuß. S. 233.
135. Erwartung und Erfüllung. a) Attente et accomplissement. Bécart. S. 48.
b) Expectata et impleta. Fuß. S. 221.
136. Die höchste Erscheinung. a) La plus belle apparition. Bécart. S. 126.
b) Summum pulchri in moesto, laeti in pulchro. Fuß. S. 234.
137. Das gemeinsame Schicksal. Sors communis. Fuß. S. 221.
138. Menschliches Wirken. a) L'activité humaine. Bécart. S. 49.
b) Via sapientis. Fuß. S. 221.
139. Der Vater. a) Le père. Bécart. S. 66.
b) Pater. Fuß. S. 222.
140. Güte und Größe. a) Bonté et grandeur. Bécart. S. 82.
b) Bonus et magnus. Fuß. S. 221.
141. Liebe und Begierde. a) Amour et désir. Bécart. S. 79.
b) Amare et cupere. Fuß. S. 222.
142. Die Triebfedern. a) Les ressorts ou mobile. Bécart. S. 40.
b) Laetitia, non timor impellat. Fuß. S. 220.
143. Naturforscher und Transcendental-Philosophen. Les naturalistes et les adeptes de la philosophie transendentale. Bécart. S. 163.
144. Deutscher Genius. a) Le génie allemand. Bécart. S. 81.
b) Galliae ne certa, germane, camoenae. Fuß. S. 222.
145. An die Proselytenmacher. Quum extra me, vester ero. Fuß. S. 237.
146. Das Verbindungsmittel. a) Un lien de notre société. Bécart. S. 50.
b) In vano humile et altum. Fuß. S. 234.
147. Griechheit. Graecomanes. Fuß. S. 237.

Digitized by Google

Kleinigkeiten.

148. Der epische Hexameter. Hexameter epicus. Fuß. S. 226.
149. Das Distichon. Fuß. S. 226.
150. Die achtzeilige Stanze. Stropha octo versibus consonans. Fuß. S. 225.
151. Der Obelisk. Obeliscus. Fuß. S. 225.
152. Der Triumphbogen. Arcus triumphalis. Fuß. S. 236.
153. Die schöne Brücke. Transmittens transeo. Fuß. S. 232.
154. Das Thor. a) Sur la porte d'une ville. Bécart. S. 166.
b) Porta. Fuß. S. 409.
155. Die Peterskirche. a) L'église de St. Pierre à Rome. Bécart. S. 135.
b) Basilica S. Petri. Fuß. S. 409.
156. Der Zeitpunkt. a) L'époque actuelle. Bécart. S. 50.
b) Magno momento parvi premimur. Fuß. S. 222.
157. Deutsches Lustspiel. Comoedia germanica. Fuß. S. 213.
158. Gefährliche Nachfolge. Veritas periculosa praedicanti. Fuß. S. 222.
159. Rechtsfrage. Questio juris. Fuß. S. 229.
160. Puffendorf. Fuß. S. 229.
161. Gewissensscrupel. — Entscheidung. Torqueor, an virtus, quod juvat, officium. Fuß. S. 230.

---

162. Buchhändler-Anzeige. a) Le livre des destins en vente. Bécart. S. 53.
b) Bibliopola lectoribus. Fuß. S. 235.
163. Der erhabene Stoff. Materies sublimis. Fuß. S. 229.
164. Der Kunstgriff. a) L'adresse ou l'artifice. Bécart. S. 53.
b) Callidus artifex. Fuß. S. 229.
165. Die Sonntagskinder. Solis stirps nata diebus. Fuß. S. 235.
166. Wissenschaft. La science. Bécart. S. 91.
167. Der moralische Dichter. a) La poète moraliste. Bécart. S. 62.
b) Poeta moralis. Fuß. S. 229.
168. Kant und seine Ausleger. Kant et interpretes. Fuß. S. 225.
169. Das Spiel des Lebens. Le jeu de la vie. Bécart. S. 163.

---

170. Die Flüsse. Schilleri Amnes. Fuß. S. 239—242. Plissa, Sprea, Fontes salubres in **. Albis. Ilma. Rhenus. Danubius in **. Menus. Sala. Rhenus et Mosella. Visurgis. Amnes ***. Pegnesus. Jovavus. Fluvius mensae episcopalis.

---

171. Der Metaphysiker. Le métaphysicien. Bécart. S. 169.
172. An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte. Epître à Goethe, lorsqu'il traduisit pour le théâtre le Mahomet de Voltaire. Bécart. S. 131.
173. Einem jungen Freunde, als er sich der Weltweisheit widmete. A un jeune philosophe. Bécart. S. 179.
174. Das Geschenk. Vini ab Rheno munus. Fuß. S. 236.
175. An Demoiselle Stevoigt. A une jeune mariée. Bécart. S. 174.
176. Einem Freunde in's Stammbuch. Albo amici. Fuß. S. 220.
177. Der griechische Genius an Meyer in Italien. Grajum genius Meyero Italiam lustranti. Fuß. S. 236.
178. Der Antritt des neuen Jahrhunderts. Adieux au dernier siècle, aurore du XIXe. Bécart. S. 36.
179. Sängers Abschied. Adieux au lecteur. Bécart. S. 181.
180. Der Halbvogel. Pedestre inter et sublime. Fuß. S. 220.

Digitized by Google

181. Ausgang aus dem Leben. (?) Exitus e vita. Fuß. S. 409.
182. Reiterlied. Canticum equitum. Fuß. S. 317.

IV. Dramen.

Don Karlos. a) M. Willmar: Traduction du 5. acte de Don Carlos: Procès verbal de la séance publique tenue le 25. décembre 1822 par la société d'Emulation. Liège. Latour.
b) J. J. Coomans: Don Carlos, tragédie en cinq actes et en vers. Gand. Vassas. 1837.
c) P. Lambinon: Don Carlos, tragédie en cinq actes. Liége. Oudart. 1845.
d) A. de la Rousselière: Don Carlos, tragédie en cinq actes et en vers, imitée de Schiller. 1. Auflage. Liège. Carmanne. 1854. 2. Auflage. Liège. Desoer. 1856. 3. Auflage. Liège. Carmanne. 1865.

Jungfrau von Orleans. L. Joos: Jeanne d'Arc, grand opéra en 4 actes et 5 tableaux d'après Schiller, musique de Verdi. Bruxelles. J. A. Lebègue. 1855.

Wilhelm Tell. a) P. van Duyse: Willem Tell, treurspel in vyf bedryven. Antwerpen. Schoefetters. 1836.
b) J. B. Wouters: Willem Tell, treurspel in vyf bedryven. Lier. Van Rompey. 1838.
c) L. Hoornaert: Willem Tell. drama uit het hoogduitsch van Schiller. Sint-Nicolaas. Gysbaele-Cameran. 1857.
d) Th. Fuß: Guillaume Tell, imitation du drame de Schiller. Liège. N. Redouté. 1857.

Der Neffe als Onkel. Ch. F. Stallaert: De neef als oom, blyspel in drie bedryven uit het hoogduitsch van Schiller. Gent. Annoot-Braeckmann. 1866.

V. Hiſtoriſche Schriften.

Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung.
a) J. J. de Cloet: Histoire du soulèvement des Pays-Bas contre la domination espagnole, traduit de l'allemand. Bruxelles. H. Remy. 1821.
b) R. Ch. de Chateaugiron: Histoire du soulèvement des Pays-Bas sous Philippe II, roi d'Espage, traduit de l'allemand. Liége. de Sartorius. 1829. 2 Bände.

B. Lebensbeſchreibungen.

Ch. Grün: Fr. Schiller, sa vie et ses oeuvres. Bruxelles et Leipzig. A. Schnée. 1859. 8°. 69 S.

C. Biart: Essai sur la vie et les oeuvres dramatiques de Schiller. Louvain. Fonteyn. 1857. 8°. 69 S.

H. Peters: Schiller, zyn leven en zyne werken. Antwerpen. de la Montagne. 1860. 12°. 96 S.

P. Ecreviſſe: Eenige omstandigheden uit het leven van Schiller (ohne Angabe des Verlegers und der Jahreszahl). 24 S. Sonderdruck aus „Het nederlandsch Museum". Band 5.

A. J. Bécart: Esquisse d'une biographie de Schiller. In: Etudes Schillériennes. S. 5—16.

C. Kritiken.

1. Allgemeines. a) Souvenirs d'Allemagne: Weimar, Goethe, Schiller (anonym). Revue nationale de Belgique t. III. Jahrgang 1840. S. 31—46.

Digitized by Google

b) P. B.: Schiller. Revue de Flandre t. I. Jahrgang 1848. S. 63—78.
c) A. Michiels: Etudes sur l'Allemagne. 2. Auflage. Bruxelles. A. Vandale. 1845. 2 Bände. Groß-8° von 409 und 414 S. 1. Band S. 237[1])—401.

2. Gedichte. a) Bécart: Poésies lyriques de Schiller. In: Etudes Schillériennes. S. 17—20. (Das Buch enthält außerdem eine Menge von größeren und kleineren Notizen zu den einzelnen Gedichten.)
b) Le chaat de la cloche de Schiller (anonym). La Renaissance. t. I. Jahrgang 1839. S. 100 ff.
c) H. Falkenhagen: Schiller en de groote domklok te Schaffhuizen. Nederlandsche Dicht- en Kunsthalle. Jahrgang 1895. 2. Lieferung.

3. Dramen. a) Fr. Schiffers: Etudes sur Schiller: Les Brigands. La Belgique littéraire et industrielle t. I. Jahrgang 1837. S. 193—197.
b) Fr. Schiffers: Etudes sur Schiller: Don Carlos. ibidem. S. 385 bis 391.
c) A. Lacroin: De l'imitation du Don Carlos de Schiller par M. de la Rousselière et de l'influence de Schiller sur le théâtre de France. Revue trimestrielle. t. VII. Jahrgang 1855. S. 281 bis 291.
d) G. Frédérix: Trente ans de critique. Bruxelles. Lebeque 1900. Marie Stuart. t. II. S. 244—252.
e) O. Steghers: Schillers Wilhelm Tell. Germania. Jahrgang VII. (1905.) S. 350—355.

4. Historische Schriften. Oktaaf Steghers: Schiller als geschiedschryver. Germania. Jahrgang VI. (1904.) S. 260—267.

D. Gelegenheitsschriften

anläßlich von Schillers Gedenkfeiern.

1. **1839.** Baron de Reiffenberg: Souvenirs d'un pélérinage en l'honneur de Schiller. Bruxelles et Leipzig. C. Muquardt. 1839. 8°. 475 S.

2. **1859.** H. Moke: Discours prononcé à la société littéraire de Gand, à l'occasion du 100. anniversaire de la naissance de Schiller. Gand. Gyselynck. 1859. 8°. 25 S.
P. Genard: Schillerfeest te Antwerpen. Redevoering. Antwerpen. Buschmann. 1859.
J. J. De Laet: Rede gehouden op het Schillerfeest te Antwerpen den 10. November 1859. Antwerpen. Buschmann. 1859.
K. Grün: Schillerrede gehalten zu Brüssel. Trier. Lints. 1859. 8°. 17 S.
J. Stecher: Le centième anniversaire de la naissance de Schiller, célébré dans la société libre de l'Emulation de Liége le 10. Novembre 1859. Liége. L. de Thier. 1859. 8°. 14 S.
J. Stecher: Schiller et la Belgique. Liége. J. Renard. 1860. Klein-8°. 45 S.

3. **1905.** A. Counson: Schiller après cent ans. Revue générale. Jahrgang 41. Nr. 6. (1905. Juniheft.) S. 892—898.
H. Bischoff: Le centenaire de la mort de Schiller et Schiller en Belgique. Bulletin bibliographique et pédagogique du Musée belge. t. IX. S. 145—152.
H. Bischoff: Le centenaire de Schiller. Revue de l'Instruction publique t. XLVIII. 2° livraison. S. 107 ff.

[1]) Nicht S. 337, wie Goedeke angibt.

Digitized by Google

E. Gedichte auf Schiller.

Ad. Heerklotz: Gedicht auf Schiller. Sonderausgabe. Brüssel. 1859.
H. L. Flemmich: Gedicht auf Schiller. Antwerpen. 1859.
J. D. Fuß: De Schilleri Poesi. Poemata latina. S. 57.
A. J. Bécart: Aux mânes de Schiller. In: Etudes Schilériennes. S. 182.
Betsy-Perk: Schillers lyck. Sonnetten-septuor. Nederlandsch Museum. Jahrgang 1882. 1. Teil. S. 339—345.
O. Wattez: Schiller-Vizionen. By de 100ste verjaring van Schillers afsterven. Germania. VII. S. 359 f.
E. von Wildenbruch: Kranz auf Schiller, der deutschen Schule in Brüssel dargeboten. Germania. VII. S. 355 f.

Sehr bedeutend ist das hier zusammengestellte Material zwar nicht, bedenkt man aber, daß die Belgier, je nachdem sie Vlamen oder Wallonen sind, ebensogut die in Frankreich wie in Holland erschienene Schillerliteratur benutzen konnten, so ist dasjenige, was sie eigens geleistet, immerhin anerkennenswert. Einen beträchtlichen Teil dieser Bibliographie nimmt die lateinische Übersetzung Schillerscher Gedichte des aus Deutschland stammenden Lütticher Universitätsprofessors J. D. Fuß ein. Das Buch von Fuß erlebte drei Auflagen, die der Verfasser ständig um Übersetzungen vermehrte. Die erste Auflage unter dem Titel: Carmina latina erschien in Köln bei Dumont-Schauberg im Jahre 1822, die zweite betitelt: Poemata latina in Lüttich bei Collardin im Jahre 1837, die dritte umfangreichste ist die hier zitierte; sie bildet den ersten Band der gesammelten lateinischen und deutschen Gedichte des Verfassers. Auch in Einzeldrucken und in Broschüren vermischten Inhalts gab Fuß Übersetzungen Schillerscher Gedichte; außer den bereits angeführten Einzeldrucken der Übersetzung von „Der Spaziergang" und von „Das Lied von der Glocke" veröffentlichte er noch die Dissertatio versuum homœoteleutorum sive consonantiae in poesi neolatina usum commendans (Leodii. Collardin 1. Auflage 1824, 2. Auflage 1828), in der er als Anhang eine Übersetzung von „Das Siegesfest" und von „Cassandra" gab, und in der 2. Auflage noch Die Kraniche, den Gang nach dem Eisenhammer und das Lied an die Freude hinzufügte. Fuß hat auf seinem undankbaren Felde mit viel Geschick gearbeitet und darf sich neben seinen zahlreichen deutschen Konkurrenten ruhig sehen lassen.

Auch das Buch von Bécart, das eine ebenso breite Stelle in dieser Bibliographie einnimmt, erlebte drei Auflagen, die in den Jahren 1859, 1861 und 1862 in Paris, Brüssel usw. „chez les principaux libraires" erschienen. Das Werk enthält auch die eigenen französischen Gedichte von Bécart. Der Verfasser war Professor am Athenäum in Gent. Auf der Rückseite der 3. Auflage wird bemerkt, daß die 2. Auflage in sechs Wochen ausverkauft war und hinzu-

Digitized by Google

gefügt, es gebe in Belgien kein Beispiel von einem so großen literarischen Erfolge; es legt dies immerhin Zeugnis dafür ab, daß die Gedichte Schillers in jener Zeit in Belgien viel Anklang gefunden. Die Übersetzungen von Bécart sind durchgängig getreu, aber ziemlich trocken und prosaisch.

Sehr gelungen, wahre Meisterwerke der Übersetzungskunst, sind hingegen die Übersetzungen von E. Wacken, einem Lütticher Dichter deutscher Abstammung, und von J. Abrassart, einem Stockwallonen, der Lehrer an der Mittelschule in Löwen war. Er hat nur Balladen von Schiller übersetzt, während Wacken in seinem wertvollen, sehr seltenen Buche: Fleurs d'Allemagne eine treffliche Auswahl deutscher Lyrik in getreuer Wiedergabe und mustergiltigen französischen Versen darbietet.

Es ist auffallend, daß neben so vielen französischen Übersetzungen Schillerscher Lyrik so wenige vlämische stehen. Die Vlamen haben sich viel mehr mit Goethe, Heine und späterhin mit Geibel beschäftigt als mit Schiller. Die Balladen Schillers, die im Vlamenlande sehr populär sind, liegen in guten holländischen Übersetzungen vor. Das Lied von der Glocke besitzen die Vlamen in zwei eigenen Wiedergaben, während die Wallonen sich mit den französischen Übersetzungen begnügt haben, da die belgische von Fuß, in allzu holperigen französischen Versen, längst verschollen ist. In bezug auf die vlämischen Übersetzungen Schillerscher Lyrik kann ich jedoch keine Vollständigkeit verbürgen, da mehrere Sammlungen, oft nur in kleiner Auflage für Freunde gedruckt, in denen dem Autor oder dem Titel nach Übersetzungen zu vermuten waren, mir bisher unzugänglich blieben.

Von Schillers Dramen haben die Belgier sich nur für den Don Karlos, in den ein Stück ihrer eigenen Geschichte hineinspielt, und für das Weltdrama Wilhelm Tell interessiert. Die sämtlichen Übersetzungen und Bearbeitungen Schillerscher Dramen sind verschollen und es ist sehr schwer, ein Exemplar von irgend welcher aufzutreiben. Einen ziemlich großen Erfolg hatte jedoch in den sechziger Jahren die übrigens geschickte Bearbeitung des Don Karlos vom Baron de la Rousselière. Sie erlebte nicht nur drei Auflagen, sondern wurde auch im Lütticher Stadttheater und auf privaten Bühnen vielfach aufgeführt. Die erste Auflage des Werkes enthält eine bemerkenswerte Vorrede, in der der Bearbeiter sich über die Behandlung des Don Karlosstoffes in der Weltliteratur verbreitet und sich scharf und witzig gegen das Théâtre français ereifert, das die Aufführung seines Werkes abgelehnt. Für den Spezialforscher mag es von Wert sein zu vernehmen, daß der Verfasser die Don Karlos-Dramen von Otway, Marquis de Ximenès (1763), Lefèvre (1784), Marie J. Chénier (1803), M. Th. Licquet, M. J. B. Daumier, M. Malinas

Digitized by Google

(1820) und die oben angeführten von Coomans und Lambinon nennt. —

Die Geschichte des Abfalls der Niederlande ist das erste Werk Schillers, das in Belgien eingedrungen. Es ist schon vorhanden in einer französischen Übersetzung vom Jahre 1821. Am Vorabend der belgischen Revolution, im Jahre 1829, erschien eine zweite Übersetzung, die seinerzeit viel gelesen, ohne Zweifel viel dazu beigetragen hat, die Flamme des Patriotismus in Belgien anzufachen.

Die belgischen Lebensbeschreibungen Schillers sind, wie nicht anders zu vermuten, kurze populäre Darstellungen, die sämtlich durch die hundertjährige Geburtsfeier hervorgerufen wurden.

Die Rubrik Kritisches trägt denselben Charakter und es ist mir nichts darin aufgefallen, das besonders verdiente, hervorgehoben zu werden. Am ausführlichsten, in 165 Seiten seiner: „Etudes sur l'Allemagne" verbreitet sich A. Michiels über Schiller. Er beginnt mit einer Lebensbeschreibung, in der es an Unrichtigkeiten nicht fehlt, gibt nachher unter der Überschrift: „Ouvrages théoretiques" einfach eine Inhaltsangabe der Abhandlung „Über das Erhabene", bespricht dann nacheinander die Dramen, die lyrischen Gedichte, die „Romane", die historischen Werke. Die Abhandlung ist weitschweifig und konfus, bietet aber im allgemeinen eine volle Würdigung von Schillers Genius, die sogar übers Ziel schießt, wenn z. B. Schiller als Lyriker über Goethe gestellt wird; sie ist übrigens die erste, die in französischer Sprache erschien, da die 1. Auflage des Werkes vom Jahre 1840 (Paris, Coquebert) datiert und X. Marmiers Studie in der „Revue des deux mondes" (Oktober 1840) vorausging.

Man wird sich vielleicht wundern, ein so dickleibiges Buch, wie das des Barons von Reiffenberg, unter den Gelegenheitsschriften zu finden. Der Verfasser erzählt des langen und breiten eine Reise, die er im Jahre 1839 von Brüssel aus nach Stuttgart machte, um bei der dortigen Schillerfeier, die gelegentlich der Enthüllung des Schillerdenkmals von Thorwaldsen stattfand, Belgien zu vertreten. Anecdoten und Lesefrüchte allerlei Art streut er in Hülle und Fülle ein, von Schiller ist in dem Buche am allerwenigsten die Rede, Interesse bietet es aber durch die Erinnerungen an berühmte deutsche Zeitgenossen und Schilderungen ihrer Persönlichkeit. Der Baron lernte auf seiner Reise unter anderm A. W. Schlegel, G. Schwab, Menzel, Mone, Strauß und Cornelius kennen. Sein Buch ist von tiefer deutschfreundlicher Gesinnung durchströmt und predigt den Belgiern, daß sie, schon allein um ein Gegengewicht gegen den allzu überwiegenden französischen Einfluß zu haben, sich enger an Deutschland anschließen müssen. — Die Broschüre „Schiller et la Belgique" des noch

Digitized by Google

lebenden, in den Ruhestand getretenen Lütticher Universitätsprofessors Stecher bietet nicht, wie man nach dem Titel vermuten könnte, eine Materialiensammlung zu dem hier behandelten Thema, sondern führt im allgemeinen an, was die belgische Nationalität Schiller verdankt und feiert den Dichter als Verkünder der Freiheit.

Nur sehr langsam, wie auch aus dieser Bibliographie ersichtlich, ist Schiller in Belgien eingedrungen. In dem Lande, das zu Schillers Lebzeiten das heutige Belgien bildete, scheint damals nichts von dem Dichter verlautet zu sein; wenigstens habe ich in den Zeitschriften der Zeit nichts über ihn gefunden, nicht einmal einen kurzen Nekrolog. Erst in den zwanziger Jahren beginnt man hierzulande den Dichter zu übersetzen. Von da an bis zur Centenarfeier vom Jahre 1859 ist nur wenig auf ihn Bezügliches in Belgien erschienen. Der hundertjährige Geburtstag zeitigt eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Schillerschriften. Späterhin kann man an den Fingern herzählen, was die Belgier über den Dichter veröffentlicht haben. Der hundertjährige Todestag hat auch nur eine winzige Literatur über ihn hervorgerufen, wenn man von den allerdings recht zahlreichen Zeitungsartikeln absieht. Ein Bericht über die Schillerfeier der Lütticher Universität, mit dem Wortlaut der dort gehaltenen Reden, steht noch aus und wird bald erscheinen.

Bedeutend ist Schillers Einfluß auf die belgische, besonders auf die vlämische Literatur gewesen. Man kann sagen, daß er die ersten Schritte dieser Literatur auf lyrischem wie auf dramatischem Gebiete geleitet hat. Überall bei der jungen vlämischen Schule der Lyrik verspürt man seinen Einfluß, namentlich bei Rens, Ledeganck und Van Rysswyck. Die Wiedergeburt des vlämischen Schauspiels und speziell der gänzlich in Verfall geratenen alten dramatischen Gesellschaften der Rederryckers ist größtenteils von Schiller ausgegangen. Mit Darstellungen Schillerscher Dramen haben die Rederryckerkamers eine neue Tätigkeit und ein neues Leben begonnen und somit dem verdorrten Stamm der vlämischen dramatischen Kunst frisches Blut zugeführt. Seit den zwanziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts sind zuerst Schillers Jugenddramen, voran die Räuber, in vlämischen Bearbeitungen, namentlich von der Gesellschaft der Fomeciniſten in Gent aufgeführt worden und in späterer Zeit hat der Oberst Van Geert Kabale und Liebe, Don Karlos und Maria Stuart für die vlämische Bühne bearbeitet; im Druck erschienen diese Bearbeitungen nicht. — Geringer ist selbstverständlich Schillers Einfluß auf die belgische Literatur französischer Sprache. Einen warmherzigen Bewunderer fand er in dem Romantiker A. van Hasselt, dessen Dichtung auch Spuren seiner Einwirkung zeigt und sein Ansehen bei den belgischen Romantikern französischer Zunge war ebenso

Digitized by Google

groß wie bei denen vlämischer Sprache. Von der belgischen Bühne war Schillers Name in den letzten dreißig Jahren fast vollständig verschwunden, bis er vor kurzem, durch die Bemühungen des Brüsseler Universitätsprofessors G. Dwelshauwers, wieder auftauchte, und zwar mit dem Don Karlos, der einige Male im „Théâtre du Pare" in Brüssel aufgeführt wurde.

Palleskes Wort, daß jede Nation bei Schiller ihren Ruhm findet, trifft vollauf zu auf Belgien. Unsere Geschichte, sagt der Dichter selbst, habe ihn in Begeisterung versetzt. Er bekundet die wärmste Sympathie für uns in seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande. Im Don Karlos legt er in den Mund des Marquis Posa ein schönes Lob unseres Volkes. In „Wallensteins Lager" verherrlicht er den wallonischen Volksstamm und macht aus seinem Vertreter, dem ersten Kürassier, das Idealbild eines Soldaten. In „Wallensteins Tod" führt er einen Vlamen aus Brügge ein, der des Feldherrn Aufmerksamkeit durch eine glorreiche Heldentat auf sich gezogen. Vielleicht hatte schon der Vater Schiller in dem Herzen des Kindes die Sympathie für uns geweckt durch seine Schilderungen seines Feldzuges vom Jahre 1745 in den Niederlanden.

An allen großen deutschen Schillerfeiern hat Belgien denn auch regen Anteil genommen. Im Jahre 1839 ließ der Baron von Reiffenberg ein belgisches Wort, voll von warmer Liebe für den großen Dichter, vernehmen bei dem Stuttgarter Schillerfest. In großem Maßstabe hat sich unser Land im Jahre 1859 an Deutschland angeschlossen durch vier große nationale Schillerfeiern, die in Gent, Antwerpen, Brüssel und Lüttich stattfanden. Weniger glänzend ist leider der hundertjährige Todestag verlaufen, da außer den Feiern der deutschen Kolonien in Antwerpen und Brüssel, direkt von belgischer Seite nur die Universität Lüttich den Tag begangen hat, in einer allerdings hervorragenden Weise und unter einer für die Wallonenstadt auffallend regen Teilnahme. Trotzdem ist und bleibt Schiller der volkstümlichste deutsche Dichter in Belgien. Seine Balladen und mehrere seiner Dramen stehen auf dem Lehrplan der Gymnasien, während z. B. Goethe darauf nur durch Hermann und Dorothea vertreten ist. So kommt es, daß jeder gebildete Belgier schon von der Schule her etwas von Schiller weiß. In den germanischen Abteilungen der philosophischen Fakultät der Universitäten Gent und Lüttich wird auch das wissenschaftliche Studium seiner Werke eifrig betrieben. Es ist Sorge getragen, daß die Studenten der Germanistik als Schillerkenner (man nehme das Wort in bescheidenem Sinne) und als Schiller-Begeisterte die Universität verlassen. Das sich in Belgien, wenn auch langsam, aber doch stets ausbreitende wissenschaftliche Studium der deutschen Sprache und

Digitized by Google

Literatur wird auch, und zwar an erster Stelle dem Schillerkultus hierzulande zugute kommen. Es ist somit begründete Hoffnung vorhanden, daß Schillers Ruhm in Belgien wieder aufblühen wird; er soll übrigens von einem demnächst zu gründenden Lütticher Schillerverein gepflegt werden, selbstverständlich neben dem der anderen großen Dichter deutscher Nation.

Schillerbriefe in Neuhaus.

Mitgeteilt von Ernst Kraus in Prag.

Die verschollenen Handschriften zweier übrigens bekannten Briefe Schillers fand ich diesen Sommer im gräflich Czerninschen Archiv zu Neuhaus in Böhmen. Der eine ist an den Theaterdirektor S. G. Koch gerichtet und bei Jonas (Nr. 197, Band 1, 344) aus dem fehlerhaften Druck in Gubitz' Gesellschafter von 1836 abgedruckt. Die Handschrift, die sich nach Jonas (1, 510) in Franz Gräffers Autographensammlung in Wien befand, ist offenbar von dem betriebsamen Buchhändler direkt in den Besitz des Grafen Eugen Czernin übergegangen, vielleicht gleich bei der ersten Versteigerung von Autographen, welche am 2. April 1838 begann (Gräffer, Wiener Dosenstücke S. 5). Der Wortlaut der Handschrift weicht an folgenden Stellen von dem Abdrucke bei Jonas ab:

Original.	Abdruck.
1. Juny 87	1. Juni 1787.
[Wir[1]] sind ja allzumal Sünder, und Sie werden ja wol auch noch an die Zeiten zurückdenken können, wo Sie von ein paar Augen aus dem Concept gebracht wurden.	(5) Wir sind ja allzumal arme Sünder, und Sie werden ja wohl auch noch in die Zeit zurückdenken, wo Sie von einem paar Augen aus dem Concept gebracht wurden.
zu gehöriger Zeit erreichen würde, so wollte ich durch ihn nur anfragen, ob Sie in Berlin eingetroffen und wohin ich mein Mskrpt zu schicken habe. Es ligt	(9) zur gehörigen Zeit erreichen würde, so wollte ich nur anfragen, ob Sie zu Berlin eingetroffen, und wohin ich mein Manuskript zu senden habe. Es liegt
mit dem ersten Posttage	(12) mit dem nächsten Posttage
biß jezt	(14) bis jetzt
[Absatz] Schreiben Sie mir also ja mit dem bäldesten, weil die schnelle Ablieferung des Carlos davon abhängen wird	(16) Schreiben Sie mir also ehestens, weil die schnellste Ablieferung des Don Carlos davon abhängen wird. Meine

[1]) Das Ende der ersten Zeilen ist weggerissen, mit ihm auch obiges Wort.

Digitized by Google

— und leben Sie recht wol. Ihr ergebenster

Schiller.

Adresse: Dresden.
Neustadt auf dem Kohlenmarkt im Fauſtiſchen Hauſe.

Adreſſe iſt: Dresden Neuſtadt auf dem Kohlenmarkt, im Fauſtiſchen Hauſe.

Die Adreſſe des ſchwarzgeſiegelten Briefes (im Siegel ein Pferd, Helm und Speer) lautet:

An
Herrn Koch
Director des deutſchen Theaters
in Riga
gegenwärtig
in
Berlin.

Der zweite Brief gilt Karoline von Wolzogen (Jonas 1701, Band 6, 285) und iſt höchſt wahrſcheinlich am 22. Juni 1801 geſchrieben; ſeine Abweichungen vom gedruckten Text ſind lediglich orthographiſche oder ſie betreffen die Interpunktion:

Original.	Abdruck.
liebe	Z. 10 Liebe
gewißermaßen	16 gewiſſermaßen
Urſache,	23 Urſache
alſo,	286, 8 alſo:
ſtehen	12 ſtehen;
Oder	13 Oder ſie . . .
Sie	
Lebens,	16 Lebens
geheimnißvole	18 geheimnißvolle
gienge	21 ginge
hinein zu gehen	22 hineinzugehen
drinn iſt	24 darin iſt,

Capelle wird immer mit lateiniſchen Lettern geſchrieben.

Über den Verbleib der Handſchrift hat Jonas, der den Brief aus dem literariſchen Nachlaß Karolinens von Wolzogen 1, 194 abdruckt, keine Bemerkung; auf welchem Wege der Brief in das Neuhauſer Archiv gelangt iſt, entzieht ſich unſerer Kenntnis.

Viel lehrhafteres Intereſſe als dieſe Varianten ſchon bekannter Briefe wird gewiß der folgende Brief Lottens erwecken, welchen ein günſtiges Geſchick gerade im Jubiläumsjahre Schillers auffinden ließ und den ich mit gütiger Erlaubnis des Beſitzers und dank der werktätigen Unterſtützung des Herrn Archivars Tiſcher hier zum Abdruck bringen kann.

Digitized by Google

Weimar den 31ten
May 1805

Theure geliebte Freundin! du weißt mein unglückliches Schicksal, ehe du diese Zeilen erhältst. Begreifst du, wie ich leben kann? ich weiß es selbst nicht.

Nur das Gefühl, meine Pflicht an meinen Kindern zu erfüllen, hält mich noch aufrecht. Es sind Schillers Kinder, für die ich leben und wirken kann.

Ich kann noch nichts über die traurigen Zeiten in diesen verflossnen Wochen sagen.

Aber ich habe das Bewußtsein in mir, daß ich alle meine Kräfte angewendet habe, um das Leben zu erhalten, woran mein Herz hing und noch hängt, denn seine Liebe lebt in mir fort, bis ich auch wieder mit ihm vereinigt werde.

Ich hatte Muth und Kraft bis ans Ende.

Er ist heiter von uns gegangen und der lezte Blick, mit dem er mich ansah, war voll Liebe; was er übrigens litt, fühl ich, hat nur das Menschliche gelitten. Seine Seele war schon über das Leben hinweg. — Er muß unendlich gelitten haben und schweigend, so zeigte sichs. Sein Muth, mit dem Er das Leben ertrug, ist auch mir eine schöne Lehre für das meinige.

Liebes geliebtes Friedchen, ach! oft ist es mir, als sey jeder Trost von mir gewichen, ich halte mich schaudernd an meine Kinder, an meine Freunde, und fühle schrecklich die Leere, die dieser Verlust in mir zurückläßt.

Meine Caroline hat mit mir den lezten schrecklichen Moment erlebt. Sie leidet noch. Gott erhalte ihre Gesundheit. Wolzogen hat sich liebend und treu bey meinen Leiden gezeigt, meine gute Mutter ist bey mir. Ich soll auf einige Wochen von hier weg gehen, ins Baad nach Brückenau, in der Mitte Juni. Ich thue es meiner Familie willen. — Für mich ist nur ein Ort mehr in der Welt, das übrige sehe ich als eine Wanderschaft an, wo das Leben nur hingeht; Glück kann ich nicht mehr finden, wo ich auch seyn mag.

Ich sende dir, Geliebte, das lezte traurige Andenken meines Geliebten.

Er bestimmte es dir. Es ist ein schönes Denkmal seines kräftigen reinen Geistes, deine liebe Emma soll es heilig aufbewahren als ein Denkmahl unsrer zu flüchtigen Bekanntschaft und soll über mich weinen, daß ich die Leitung dieses Geistes entbehren muß. —

Meine Kinder sind wohl, ihre Unschuld ist mir jezt wohlthuend, sie leben in der Unbefangenheit der Kindheit.

Sie wissen noch nicht, welchen Verlust sie erlitten haben.

Digitized by Google

Die Vorsehung wird sie schützen und der Geist ihres Vaters wird auf ihnen ruhen.

So lange ich lebe, will ich für sie leben .. Ich kann nichts mehr sagen, theure Geliebte, ich fühle nur, daß ich dich liebe und die Erinnerung, dich wieder gesehn zu haben, einen freundlichen Schein auf mein Leben wirft.

Gott erhalte dich deinen Kindern.

Ich umarme sie herzlich.

Carl vergißt Adalbert nicht.

Ewig deine treue

Lotte v. Schiller.

Schreibe mir bald, ich möchte wissen, wie du lebst, geliebte, und welche Lebensplane du hast. Adieu, adieu, die Briefe werden mir nachgeschickt, wenn ich auch nicht mehr hier bin.

Meine gute Mutter geht mit mir.

Noch im Monate von Schillers Tode geschrieben, ist es der erste Brief Charlottens als Witwe, der bisher gedruckt worden ist, wo nicht der erste, den sie schrieb. Am folgenden Tag schreibt sie an die Kirchenrätin Griesbach mit der Bitte, die beiden Mädchen in Pflege zu nehmen (Urlichs 1, 385); am 4. Juni an Fischenich (Hennes, Fischenich und Charlotte von Schiller 73), in den Anfang Juni wird der Brief an Christophinen datiert (Urlichs 1, 356) und an die zweite Schwester, Luise, schreibt sie einen langen Brief erst am 12. Juni, an Körners schreibt Caroline (vgl. Urlichs 3, 43).

Einige Gedanken des Briefes, wie, daß sie nur wegen der Kinder weiterlebe, daß Schillers Leiden ihr eine Lehre für ihr eigenes Leben gegeben habe, kehren in den Briefen dieser nächsten Tage wieder: „Er hat mir eine schöne Lehre gegeben, wie ich leben soll," schreibt sie an Frau Griesbach; an Louise: „Er gab mir ein Vorbild, wie ich leben soll;" „Ich muß meine Pflicht erfüllen wie Er, der für uns lebte," an Fischenich. Nur werden diese Gedanken allmählich stilisiert, sie erinnern mehr an Schillers Werke als an sein Krankenlager; schon im Briefe an Fischenich lesen wir: „Mein Leben ist nun ein ewiger Kampf zwischen Neigung und Pflicht, die Neigung ruft mich in die dunkle Gruft, und die Pflicht für meine Kinder ins Leben," statt der schlichten Worte am Eingang unseres Schreibens. „Der letzte Blick, mit dem er mich ansah, war voll Liebe" heißt es in unserem Briefe, er „lächelte mich verklärt an, und küßte mich" im Briefe an Fischenich, „daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen möchte, aber nicht ausdrücken kann, so heiter himmlisch!" schreibt sie an Louise.

Digitized by Google

Dabei verblaßt langsam die Vorstellung von dem Leiden des Sterbenden; sie scheucht sie zuerst mit der Vorstellung hinweg, „was er übrigens litt, fühl ich, hat nur das Menschliche gelitten“ ganz ähnlich wie auch die Fürstin Gallitzin über den Tod Hamanns (Petri, Hamanns Schriften und Briefe 4, 546) schreibt: „Nur durch das Aufhören des Pulses beurteilte Chavet die Zeit seines leiblichen Todes, schon einige Stunden vorher scheint seine Seele zu ihrem Gott gekehrt gewesen zu sein,“ mit einem Versuch, die Vorstellung von einer mit Bewußtsein begabten Seele, die sich vom Körper trennt, mit den tatsächlichen Erscheinungen eines flackernden Verlöschens in Einklang zu bringen. Im Briefe an Fischenich spricht Lotte nur mehr von dem Todeskampfe und weiß von tröstlichen Vorstellungen im letzten Moment, und den Schwestern kann sie von Schillers Gebete erzählen, Gott möge ihn vor langem Leiden bewahren, welches schön erfüllt worden sei. Es ist ihr dank jener Vorstellung gelungen, von dem Verlaufe des Todeskampfes den peinlichsten Teil glücklich zu vergessen.

Die vertraute Freundin, der so vielleicht die ersten Zeilen galten, zu denen die Tiefgebeugte sich aufraffte, war (und das ist besonders hübsch an dem Briefe) Friederike von Gleichen-Rußwurm, geborene von Holleben, dieselbe, welcher sie zwei Jahre vorher geschrieben hatte: „So lieb wie ich euch habe, habe ich Niemanden mehr“ (Urlichs 1, 382), dieselbe, welche kurz nach Lottes Tode durch innige Verwandtschaftsbande an Schillers Familie geknüpft und zur Mutter seiner jüngsten Tochter wurde. Der kleine Adalbert, mit dem sie Schillers besucht hatte, so daß sein Spielkamerad Karl, wie Lotte schreibt, ihn noch nicht vergessen hatte, wurde am 9. Juli 1828 der Gatte der kleinen Emilie und Begründer jener Familie, in welcher Schillers Stamm und Name heute allein noch fortlebt. „Es muß uns diese Verbindung um so willkommener werden, als unsere Familien von der früheſten Zeit an sich so nahe gestanden haben und stets ein brüderliches Verhältnis zwischen uns bestanden hat ... Die gute Mutter, wie würde sie sich gefreut haben,“ schrieb damals Ernst Schiller an seine Schwester (Schmidt, Schillers Sohn Ernst S. 341).

So knüpft sich in den letzten Worten, mit denen Lotte ihren Brief ursprünglich schließen wollte, die unbewußte Verheißung einer glücklichen Zukunft und Fortdauer des Geschlechtes schön an die verzweifelte Stimmung der Eingangsworte an.

Digitized by Google

Ungedruckte Briefe an Schiller.

Mitgeteilt von J. Hartmann in Stuttgart.

Von achtzehn Briefen an Schiller, welche mir bei der Ausarbeitung meiner Schrift über des Dichters Jugendfreunde von den Verfassern des schönen Buches: Bilder aus der Schillerzeit (Berlin und Stuttgart 1884), L. Speidel und H. Wittmann in Wien, abschriftlich zu beliebiger Benutzung und Veröffentlichung anvertraut worden sind, habe ich vier, drei von Hoven und einen von Fr. Haug, im Marbacher Schillerbuch, fünf weitere, nämlich zwei von Haug, je einen von Conz, Lempp und Eberhard Gmelin, im Württembergischen Staatsanzeiger, Besondere Beilage vom 9. Mai 1905 mitgeteilt. Die neun übrigen folgen hier: zwei von Conz, drei von J. J. Nast, je einer von Ludwig Schubart, Heinrich Rapp, K. Heinrich Gros, S. G. Kapf.

I. Conz an Schiller.

Karl Philipp Conz, der Philolog und Dichter (1762—1827), Schillers Spielgenosse in Lorch 1764 ff., 1793 Vikar und Akademieprediger in Stuttgart, im gleichen Jahre noch Diakonus in Vaihingen an der Enz, 1798 Diakonus in Ludwigsburg, 1804 bis zu seinem Tode Professor in Tübingen.

1.

Vaihingen, d. 23. Jul. 1795.

Ich danke Ihnen, Verehrungswürdigster Freund! recht sehr für Ihren gütigen Brief,[1]) und beantworte zuerst Ihre Anfragen.

Von den Gedichten, die Sie von mir erhalten haben, ist, die Eumeniden ausgenommen, keines bisher gedrukt oder anderwärtshin künftigem Druke übergeben worden.

Was Sie durch Ihre Feile für dieselben thun wollen, werde ich — ich dehne dies auch auf alle künftigen Fälle aus — immer mit dem gröstен Danke erkennen. Der etwas chrienmäßige Eingang des Lehrgedichts scheint mir besonders einer Nachhülfe bedürftig zu seyn.

Von neueren Gedichten habe ich wenig oder nichts vorräthig, das wenige, was ich hätte, habe ich dem Herausgeber der Göttinger Blumenlese, D. Reinhard, mit dem ich von Göttingen aus in freundschaftlichen Verhältnissen stehe, vor einigen Wochen mitgetheilt.

Vielleicht lege ich Ihnen einige kleine prosaische Aufsätze bey — nicht ohne Schüchternheit, ob sie neben den vielen vortrefflichen in Ihren

[1]) Verloren.

Digitized by Google

Horen ein Plätzgen finden dürften. Wenigstens einer, eine Art von Paramythion, ist ins Reine geschrieben. Allenfalls wäre er auch vielleicht für die Blumenlese brauchbar. Mit dem Schlusse bin ich nicht ganz zufrieden. Ob der größere, „Die Erscheinung", heute noch in der Abschrift fertig wird, weiß ich nicht. Ich kann so jetzt meine Zeit gar wenig beherrschen. Mein l. Weib ist seit vierzehn Tage Wöchnerin, und leidet an einem hartnäckigen Fieber (einer Folge böser Brüste) dagegen ist mein kleiner Eduard, den sie mir geschenkt hat, sehr heiter, und ein vollkommener physisch wakrer Junge. Ich würde Sie mit diesen Häuslichkeiten nicht aufhalten, wenn Sie nicht selbst zärtlicher Gatte und Vater wären. Es ist doch gewiß eine ganz eigne neue Erfahrung, die Erfahrung der Vaterfreude, die von keiner Vorandung erreicht wird. Unvergeßlich wird mir der Nachhall bleiben, den der erste Schrey des Kleinen nach seiner Geburt in meinem Herzen zurücklies. Rufum a matre mußte ich ihn küssen. — Der künftige Fortsetzer des Geistersehers, der Geschichte des Abfalls und anderer unvollendeter Meisterwerke seines Vaters[1]) lebt doch auch noch und gedeiht? Küssen Sie ihn in meinem Namen, und empfehlen Sie meine Frau und mich seiner vortrefflichen Mutter! Wahrscheinlich erhalten Sie auch mit diesem Briefe oder durch Diez das IIte Heft meines Museums.[2]) Ich bitte Sie, jemanden die Anzeige der beyden Hefte in der Literaturzeitung zu übergeben. Einige Artikel qualificirten sich wohl auch zu einer Rezension in dem Niethammerischen Journale. Für meine Person suche ich nichts als gerechte Würdigung; meinem Verleger wünsche ich weitere Bekanntmachung. Er klagt über Abnahme und will mit dem IIIten Heft, das noch unter der Presse ist, oder dem IVten Hefte schließen. Ich lasse es mir gefallen, da ich in meiner isolierten Lage wenige Unterstützung habe, und dann ohnehin in diesem Verleger nicht viel verliere. Es muß ein ächtes Alpenphlegma sein: Im August oder Juli 1794 hatte er schon das ganze Manuscript zum IIten Hefte und lieferte es auf Ostern 95 auf die Messe, unerachtet es schon an Weihnachten gedruckt war, unerachtet er schon zu $1^1/_2$ neuen Heften wieder Manuscript hatte. Eben so behandelt er mich nun mit dem IIIten Heft: und ich bin des vielen Mahnens und Schreibens satt. An Druckfehlern überfließt auch dieses Heft; selbst die Entschuldigung ließ er nicht einmal rein abdrucken.

Wenn ich einen besseren Verleger hätte — ich weiß nicht, darf ich Ihnen anmuthen, sich deßwegen zu bemühen — so würde ich doch an Ostern 1796 (da ich auf die Michaelmesse in Zürich wahrscheinlich aufhöre) dennoch das Institut in einem neuen Verlage noch eine Zeit lang

---

[1]) Karl Schiller, geboren Ludwigsburg 14. September 1793.

[2]) Museum für die griechische und römische Literatur. 1. Stück, Zürich und Leipzig 1794. 2. Stück, ebenda 1795. 3. (und letztes) Stück, ebenda 1795.

Digitized by Google

fortsezen, und dann Garve, Manso, Schlosser u. A. für sein Interesse zu gewinnen suchen.

Ich habe noch so manche Ideen für dasselbe zu bearbeiten angefangen, theils im Kopfe. Mein neuster Entwurf ist zu einem Aufsatze „über den Philoktetes des Sophokles“ und dann über die Elegie der Alten, wozu mir die vortrefflichen Goethischen Elegien in den Horen Veranlassung gegeben haben, die ich dann zugleich würdigen werde.

Zu dem Antheile an der Literaturzeitung habe ich immer die von H. Hofrath Schüz mir zugedachte Einladung noch nicht erhalten. Nur aus folgenden 2 Gründen wäre es mir jezt nicht ganz gleichgültig, daran participiren zu können: Einmal möchte ich sie selber besitzen, da hier keine ordentliche Gesellschaft dafür besteht, und ich sie nur von einem benachbarten guten Freunde, der sie auf eigene Kosten hält, so oft ich will, erhalte. Dann habe ich seit einem Jahre das Fach der schönen und klassischen Litteratur für die T. A.[1]) größtentheils übernommen. Bei der Kürze, in welche mich der Raum dieser Blätter bannt, muß ich oft etwas zurückhalten, was ich dann anderwärts ausführlicher anbringen zu können wünschte. Indessen überlasse ich es ganz Ihrem Gutdünken, ob und wie Sie gelegentlich mit Schüz davon reden wollen. An die Stelle nach Tübingen, zu der man Sie aufgefordert hatte, wird nun wahrscheinlich Seybold kommen.[2])

Dies ist alles Neuere, was ich Ihnen aus unserm Vaterlande sogleich mitzutheilen weiß.

Verzeihen Sie, daß in diesem Briefe von mir so viel die Rede ist. Der Himmel erhalte Sie den Musen und Ihren Freunden!

Mit hochachtungsvoller Liebe der Ihrige

Conz.

2.

Vaihingen, d. 30ten Jun. 1796.

Verehrungswürdigster Freund!

Empfangen Sie hier meine, wenn schon etwas späte, Danksagung für Ihren schönen Musenkalender![3]) Es würde mir schwehr werden, zu bestimmen, welchen von Ihren Gedichten ich den Preis vor den andern zuerkennen sollte; aber so viel kann ich aus voller Ueberzeugung sagen, daß sie alle des würdigen Musageten werth sind.

---

[1]) Tübingensche Gelehrte Anzeigen 1783—1808.

[2]) David Christoph Seybold, 1746—1804, wurde in der Tat berufen; Conz wurde sein Nachfolger.

[3]) Musenalmanach für das Jahr 1796.

Digitized by Google

Da Sie nun mit einer neuen Sammlung beschäftiget seyn werden, so sende ich Ihnen hier wieder einige Beyträge, von denen vielleicht einige besser für die Horen taugen würden. Ich überlasse dies ganz Ihrer Wahl; auch werde ich Ihre Nachfeilung dabey mit dem wärmsten Danke erkennen. Die horazische Epistel bitte ich Sie als einen Versuch anzusehen, ob und wie der epistolische Exameter des Römers, unbeschadet der Sinnrichtigkeit und des Tons, der im Briefe herrscht, und unbeschadet des Genius unsrer Sprache, — neuvossische Hexameter wollte ich nicht liefern — auch einer deutschen Nachbildung fähig sey. Ein Versuch, der mir schwehr geworden ist, mich aber gewis nicht reuen sollte, wenn die Mühe, die er mir kostete, dem Leser einigermassen verborgen bliebe.

Was Sie von den hier beygelegten Arbeiten des Druckes nicht würdig glauben, darüber brechen Sie nur frey den Stab der Kritik, ohne Besorgnis meiner Autor-Eitelkeit zu beleidigen. Nur bitte ich Sie, mir gelegenheitlich die Handschriften, mit den paar Gedichten und prosaischen Aufsäzen, die Sie noch von mir haben, zurückzusenden. Von einigen habe ich keine Abschrift mehr, und vielleicht läßt sich doch noch etwas daraus bilden, wenn ich sie noch einmal auf den Ambos nehme. Zur Erheiterung je und je bey mir eintretender mißlauniſcher Stunden habe ich vor einiger Zeit einige Gesänge aus der verrufenen Quelle in freyen Reimen, wie die in der Musarion sind, übersetzt. Mehrere meiner Freunde glauben, diese Arbeit sey mir vorzüglich gelungen; nur ist freylich das Urtheil der Freunde nicht immer ganz unpartheyisch, und noch weniger das Urtheil des Freundes in uns: und ich will es nur redlich gestehen, daß dieser innere Freund ziemlich damit zufrieden ist. Ich wünschte deßwegen irgendwo einige Proben so ausstellen zu können, daß mein Name ganz Geheimniß bliebe. Meinen Sie, die Grazien Ihrer Horen würden nicht zürnen, wenn sie in eine solche Gesellschaft kämen, so will ich Ihnen den ersten und zweyten Gesang, die ich vollendet habe, zusenden. Ich erwarte aber vorher Ihre Erklärung darüber.

Wielands Museum habe ich nun gelesen: Ich arbeite nicht daran. Ich hoffe mehr davon für die Zukunft, als bis jezt noch darinn geleistet worden ist. Das meinige[1]) ist nun mit dem dritten Hefte eingegangen. Was für ein viertes und 5tes bestimmt war, werde ich vielleicht bald ein eigenes Buch, eine kleine Sammlung von Aufsätzen für die Allg. Litteraturzeitung zusammendrucken lassen. Wäre ich als Lehrer in diesem Fache in T[übingen] aufgestellt worden, (ich war für die Stelle im Vorschlage, machte aber einige unbedeutende Bedingungen, und so zog man Seybold, wie es heißt aus Mitleid mit seiner Exsulantenlage,[2]) vor), so würde ich doch, des W[ielandschen] Journals unerachtet, da wir doch auf

[1]) Siehe Anmerkung 3.
[2]) Im elsässischen Buxweiler.

Digitized by Google

verschiedenen Wegen wandeln, mein unterbrochenes Institut anderwärts fortzusezen gesucht haben. Nun mag es ruhen!

Werden Sie uns nicht bald mit einem Ihrer projektierten Dramen, oder mit dem Ganzen Ihrer ästhetischen Briefe beschenken? Im erstern Fall würden Sie gewis unsrer schönen Literatur, die gerade im dramatischen Felde seit mehreren Jahren so sehr über Hagel und Wetterschlag zu klagen hat, einen großen Noth- und Liebesdienst erweisen, und im letztern, wenn auch nicht den Annalisten und Bibliotheklern (Sit venia verbo, oder vielleicht ist Bibliotheker nach der Analogie Apotheker besser) doch den unbefangenen Freunden der Wahrheit und Schönheit willkommen seyn. So viel ich von meinen dürren Amtsgeschäften abmüssigen kann, streife ich immer noch, neben andern Streifereyen in die Gebiete der Wissenschaft und Kunst, gerne in die Felder der Philosophie. Im vorigen Winter habe ich Kants Critik der reinen Vernunft zum zweytenmale ganz durchgearbeitet, und ich werde im nächsten wieder zu derselben zurückkehren. Es hat sich nun auch eine Gesellschaft für das Niethammersche Journal hier und in der Gegend zusammengethan: Nur den vielen Zänkereien der jüngeren Philosophen, die oft mit so vieler Animosität geführt werden, und dann mehrere gar zu dürre, unfruchtbare und durch geschmacklose Form und barokische Terminologie sich abzeichnende Aufsätze widern mir herzlich — und mein alter Seneca kommt mir oft in den Sinn: tot runculis ludimus: in supervacuis subtilitas teritur — ut cetera in supervacuum diffundimus, sic et philosophiam — non vitae sed scholae discimus.

Verzeihen Sie mir diese pastormäßige Ausrufung! Empfehlen Sie mich mit meiner Frau Ihrer würdigen Gattin recht sehr und erhalten Sie mir, Edler Verehrungswürdiger! Ihre Freundschaft und Liebe! Ich bin mit der hochachtungsvollsten Freundschaft

ganz der Ihrige

Conz.

Darf ich Sie bitten den beygelegten Brief nach Leipzig auf die Post bestellen zu lassen? Die mir unbekannten Herrn Redakteurs haben mich zu Ihrem Institut eingeladen. Einstweilen habe ich nur ihre Höflichkeit, mit einem Empfangsscheine, erwidert. Wissen Sie nicht wer wohl die Anführer dieses Instituts sind? Ich möchte doch nicht gern im Falle, daß ich für die Zukunft Beyträge zu liefern Lust und Veranlassung bekäme, mit unsichtbaren unbekannten Wesen zu thun haben. — In Jena bitte ich mich unsern Landsleuten gelegh. bestens zu empfehlen.

Digitized by Google

II. Nast an Schiller.

Johann Jakob Heinrich Nast, geboren 1751, Professor an der Karlsakademie 1772—1792, als solcher Schillers Lehrer; Professor am Gymnasium zu Stuttgart bis 1807, gestorben als Pfarrer in Plochingen 1822.

1.

Stuttgart, den 1. Dez. 1789.

Mein hochgeschäzteſter Freund!

Ihr sehr verbindliches Schreiben vom 12. Nov.[1]) versezte mich in eine desto angenehmere Ueberraschung, da ich in der Voraussezung, mein unter dem 6ten April wirklich an Sie abgegangener Brief[2]) möchte vielleicht gar nicht in Ihre Hände gekommen seyn, die Hofnung bereits aufgegeben hatte, eine Antwort zu erhalten. Mag nun die Ursache der verzögerten Uebergabe meines Briefes seyn, welche sie will; genug, daß die Versicherung Ihres mir so schäzbaren Andenkens für mich niemals zu spät kommen konnte.

Empfangen Sie nunmehr, mein hochgeschäzteſter Freund, den herzlichſten und wärmſten Dank für die freundschaftliche Gefälligkeit, womit Sie meine Anfrage wegen der Electra und meine weitere Vorschläge aufgenommen haben. Was könnte mir angenehmer seyn, als durch eine gemeinschaftliche literarische Unternehmung das Band unserer alten Freundschaft wieder anzuknüpfen. Ich bin daher mit dem zweiten Vorschlag, den Sie mir in Ihrem Briefe thun, völlig einverstanden, und warte nur auf Ihren Wink, um Ihnen meine Electra zuzusenden. Billigt Ihr Verleger den Vorschlag, den Sie ihm machen wollen, so könnten die beiden Schwestern gleich auf die nächſte Oſter-Meſſe die tragiſche Bühne der Griechen eröfnen. Mit Verlangen erwarte ich zugleich Ihre weitere Erinnerungen, und überlaſſe es Ihnen, wie Sie Selbſt unſere beiderſeitige Rollen vertheilen wollen; ſo wie ich mir überhaupt jede Einrichtung, die Sie als ein geübter und bei dem ganzen Publikum längſt beliebter Schriftſteller zu treffen gedenken, mit Vergnügen werde gefallen laſſen. Allerdings trete ich Ihrem Urtheil bei, daß der Werth eines jeden Bandes durch irgend eine intereſſante auf das alte Theater ſich beziehende Abhandlung müßte gehoben werden. An Stoff würde es uns ſo leicht nicht gebrechen können. Denn Sie wiſſen es ſo gut wie ich, mein verehrter Freund! daß durch alles, was bißher über das alte griechiſche Theater geſchrieben worden, doch dieſe Materie nichts weniger als erſchöpft iſt, und daß manche dahin einſchlagende Gegenſtände in einen neuen Geſichtspunkt geſtellt werden können, wenn man beſonders

[1]) Verloren, aber erwähnt im Briefe an Lotte von Lengefeld und Caroline von Beulwitz vom 15. November 1789. Jonas 2, 371.

[2]) Abgedruckt bei Vollmer, Schiller-Cottaſcher Briefwechſel S. 3.

Digitized by Google

auf Vergleichungen mit dem neuern Theater Rücksicht nimmt. Erlauben Sie mir noch, mein hochgeschäzteſter Freund, Ihnen einige Gedanken über die allgemeine Einrichtung unſers gemeinſchaftlichen Planes zur Prüfung vorzulegen. Ich meines Orts hielte es nemlich aus mancherlei Gründen, die ich izo nicht auseinander zu ſezen im ſtande bin, für beſſer, und ſelbſt zur Beförderung unſeres Unternehmens für dienlicher, wenn wir uns vor der Hand allein auf die Stücke des Euripides beſchränken wollten; auch könnte meines Erachtens der von Ihnen gewählte Titel „Griechiſches Theater“ dieſer Abſicht unbeſchadet beibehalten werden. Iſt Ihnen dieſer Vorſchlag recht, ſo frägt es ſich, ob nicht gleich dem erſten Bande die Lebensbeſchreibung des Dichters ſollte vorgeſezt werden? Sollten Sie dieſen Gedanken genehmigen, ſo erbiete ich mich, dieſe Lebensbeſchreibung, die natürlich mehr Characteriſtik als eigentliche Biographie ſeyn müßte, auszuarbeiten. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Vorbericht Ihnen als Herausgeber des Ganzen überlaſſen bleibt. Leben Sie wohl, mein ſehr verehrter Freund, und erfreuen Sie bald mit einer gütigen Antwort

Ihren

Ganz Ergebenſten Diener

Naſt.

2.

St. d. 24. Febr. 1790.

Theuerſter Freund!

Mein lezteres Schreiben wird Ihnen durch Beſorgung des Herrn Vaters, welcher die Güte hatte, es dem ſeinigen beizuſchließen, ohne Zweifel zugekommen ſein. Da nun die Zeit der Meſſe näher herannückt, ſo ſäume ich nicht, Ihnen meine Electra zuzuſenden, und überlaſſe es nochmals Ihrer freundſchaftlichen Güte, auf welche Art Sie davon Gebrauch machen wollen. Die Vorrede, welche ich dazu geſchrieben hatte, iſt natürlicherweiſe hinweggeblieben und was die Erläuterungen betrifft, ſo hängt es ebenfalls von Ihnen ab, was Sie davon beibehalten, oder etwa hinwegſchneiden wollen. Andere Geſchäfte und Zerſtreuungen haben mich bißher verhindert, die in meinem leztern Brief verſprochene Biographie des Euripides auszuarbeiten. Izt ſoll mich aber nichts mehr abhalten, dieſe Arbeit zu unternehmen, damit dieſe Abhandlung, woferne Sie es anders gut heiſſen, noch in das erſte Bändchen unſers griechiſchen Theaters eingerückt werden könne.

Ich überſende Ihnen zugleich, mein verehrteſter Freund, zwei bieçen (!),[1]) mit dem Wunſch, daß ſie Ihnen nicht mißfallen mögen. Haben Sie die Güte, das andere Exemplar meiner Einladungs-Schrift

[1]) Eine iſt die ſofort genannte Einladungsſchrift zum 11. Februar 1790: Einige Bemerkungen über Staatsrevolutionen.

Digitized by Google

dem H. Hofrat Schüz nebst meinem ergebensten Compliment zu übergeben und ihm dabei zu sagen, daß ich wegen verschiedener Ursachen genöthigt sey, die übernommene Correspondenz für das Intelligenz-Blatt der allg. Litt.-Zeitung aufzugeben. Der Rolle eines bloßen literarischen Novellisten bin ich längst müde, wichtige Nachrichten hingegen mit freimüthigen Beurtheilungen einzusenden erlaubt mir, wie Sie am besten wissen, meine Lage und die noch immer zu sehr beschränkte Publizität in meinem Vaterlande nicht; auch habe ich zugleich die unangenehme Erfahrung gemacht, daß mehrere meiner eingesendeten Nachrichten, die mir auch für das große Publikum Interesse zu haben schienen, und die ich mit freimüthigen aber bescheidenen Urtheilen begleitete, entweder gar nicht, oder doch nur verstümmelt in dem Intelligenz-Blatt abgedruckt wurden. Erlauben Sie mir, mein sehr werther Freund! nur noch ein Paar Worte über eine Stelle meines Programms hinzuzusezen, in welcher ich es gewagt habe, mein Glaubensbekenntniß über die kantische Philosophie abzulegen. Was ich gesagt habe, ist das Resultat meiner besten Einsicht und innigsten Ueberzeugung. Es sollte mir daher leid thun, wenn man diß aufrichtige Bekenntniß so auslegen wollte, als ob ich den Werth der kritischen Philosophie ganz mißkannt, oder gar die Absicht gehabt hätte, den grossen und entschiedenen Verdiensten eines Kant und Reinhold, Ihres vortreflichen Kollegen, zu nahe zu treten. Mein Urtheil erstreckt sich bloß auf die möglichen praktischen Folgen der neuen Philosophie, und so wenig ich mich von der Erweißbarkeit und Evidenz aller kantischen Prinzipien, so weit ich sie kenne und verstehe, überzeugen kan,[1]) so wenig leugne ich auf der andern Seite die wohlthätige Revoluzion, welche diese Philosophie in Beschränkung des übertriebenen Dogmatismus und der allzeit fertigen Demonstrirsucht hervorgebracht hat. Wie gerne möchte ich Ihnen alle meine Ideen über die kantische Philosophie mittheilen, um mich von Ihnen oder ihrem trefflichen Freunde Reinhold belehren zu lassen. Aber ich besorge fast, die ganze Richtung, welche meine Vorstellungs-Art durch das Studium der Alten nach und nach annahm, und die daher entstandene Gewohnheit, mehr konkret als abstrakt zu denken, dürfte es mir unmöglich machen, biß zu jenen höhern Abstraktionen und feineren Spekulazionen hinaufzusteigen, aus deren Standpunkt allein die neuere Philosophie richtig gefaßt und beurteilt werden kann.

Nun leben Sie wohl, mein hochgeschäzter Freund! und bleiben Sie immer gewogen

Ihrem
Ergebensten Freund u. Diener
Nast.

---

[1]) Vgl. (worauf mich Richard Fester aufmerksam gemacht) Nasts Kleine Gelegenheitsschriften 1, 27 ff.

Digitized by Google

N. S. Vergönnen Sie mir, theuerſter Freund! dieſen Brief noch mit einer kleinen Bitte zu beſchlieſſen. Schon ſeit geraumer Zeit werden ſowohl in Briefen an meine hieſigen Freunde, als auch an die hieſigen Buchhandlungen auf meine bißher erſchienenen akademiſchen Programme Beſtellungen gemacht, und noch immer dauert die Nachfrage nach denſelben fort. So ſchmeichelhaft dieſer öffentliche Beifall, den man dieſen kleinen Schriften ſchenkte, für mich ſein mußte, ſo leid that es mir, daß das Verlangen ſo mancher mir ſchäzbaren Gelehrten wegen der geringen Anzal von Exemplarien, welche davon abgedruckt wurden, nicht konnte befriediget werden. Aus dieſer Urſache bin ich auf den Gedanken gekommen, dieſe kleine Schriften nebſt einer Commentatio in rem tragicam Graecorum, welches alles zuſammen ein Bändchen von ungefähr 15—18 Bogen ausmachen würde, nebſt einigen Verbeſſerungen und Zuſäzen abdrucken zu laſſen.[1]) Könnten Sie mir hiezu bei Ihrer Bekanntſchaft und Correſpondenz etwa in Leipzig einen billigen Verleger verſchaffen, ſo würden Sie mich durch dieſe Gewogenheit zu neuer Erkenntlichkeit verpflichten.

3.

Hochzuverehrender Herr Hofrath,
Hochgeſchäzteſter Freund!

Gleich anfangs muß ich Ihnen die innigſte Beſchämung geſtehen, von welcher ich gleichſam durchdrungen bin, und die mir kaum noch den Mut übrig läßt, bei gegenwärtiger Meßgelegenheit an Sie, mein verehrteſter Freund! zu ſchreiben. Von Ihrer Nachſicht und Güte hoffe ich inzwiſchen auch ohne Entſchuldigung-Gründe, die ich für mich anführen könnte, Verzeihung zu erhalten, daß ich meinem ſchon vorlängſt gegebenen Wort, in Ihrer Gemeinſchaft einen deutſchen metriſchen Euripides herauszugeben, untreu geworden bin. Villeicht darf ich noch aus einem andern Grunde deſto eher Verzeihung hoffen, wenn Sie es Selbſt nicht ungern ſahen, durch die Nicht-Erfüllung deſſen, was ich verſprochen hatte, auch in Ihrem Theil einer übernommenen Verbindlichkeit entledigt zu werden, um für wichtigere und rühmlichere Arbeiten deſto mehr Zeit und Muße zu gewinnen.

Wie thätig und glücklich Sie auf der Laufbahn des Ruhms und der Ehre fortſchreiten, beweißt Ihre vortrefliche Geſchichte des 30jährigen Krieges, wofür Ihnen bereits ganz Deutſchland den Tribut des Danks und der Bewunderung dargebracht hat. Einſt wird die Nachwelt ihren Namen mit dem Namen eines Tacitus und Gibbon nennen, und Deutſchland wird ſtolz darauf ſeyn, einen Geſchichtſchreiber hervorgebracht zu haben, der dieſen großen Muſtern ſo rühmlich zur Seite ſteht. Wie

[1]) Dies kam erſt 1820 und 1821 zuſtande.

Digitized by Google

stark der Eindruck war, den dieses Meister-Werk Ihres Geistes auf mich machte, können Sie daraus abnehmen, daß ich mich unwiderstehlich gedrungen fühlte, einige Charakter-Schilderungen, in denen ich die kräftige Manier eines Tacitus zu erblicken glaubte, in einer lateinischen Uebersetzung nachzubilden. Ich bin so frei, Ihnen diese Proben hier beizuschliessen, und mir Ihr Urtheil darüber zu erbitten. Sollte dieser Versuch nicht mißlungen seyn, so hätte ich wohl Lust, mich an die Uebersetzung des Ganzen zu wagen, wofern Sie es anders genehmigten.

Beiliegende neue Ausgabe des Theophrast,[1]) bei deren Veranstaltung ich die Absicht hatte, zur Beförderung der griechischen Litteratur auf Schulen und Akademien einen kleinen, und wie ich hoffe, nüzlichen Beitrag zu liefern, bitte ich als ein geringeres Zeichen meines Andenkens an Sie und meiner unbegrenzten Verehrung und Ergebenheit nicht zu verschmähen. Erlauben Sie, daß ich mich bei dieser Gelegenheit auch nach dem Schicksal meiner Electra erkundige, die ich Ihnen auf erhaltene Erlaubnis schon vor einem halben Jahre zugeschikt habe. Ohne Zweifel legten Sie das Manuscript indessen beiseite, in der Erwartung, daß noch mehrere Stücke nachfolgen würden. Da ich nun aber schwerlich jemals wieder an diese Arbeit kommen werde, so bitte ich Sie, meine Electra entweder in Ihre Thalia einzurüken, oder sie einem Verleger, auf welche Bedingungen Sie wollen, zum Druck zu übergeben. Ich möchte diese kleine Arbeit doch nicht ganz verloren gehen lassen.

Mit den Gesinnungen der reinesten Verehrung beharre ich,

Euer Wohlgebohren

Stuttgart, d. 25. Apr. 1791. Gehorsamstergebenster Diener

Nast.

III. L. Schubart an Schiller.

Ludwig Schubart, des Dichters Sohn, 1765—1811, von der Akademie her mit Schiller befreundet, Legationssekretär in Nürnberg, zuletzt Privatgelehrter in Stuttgart.

Ich übermache Ihnen hiebei, bester Schiller, den von mir besorgten 2ten Theil vom Leben meines sel. Vaters,[2]) weil ich weiß, daß Sie sich von jeher für ihn interessirten, und weil ich Ihnen damit ein äußeres Zeichen meiner innigen Achtung und Freundschaft zu geben wünschte.

---

[1]) Theophrasts Sittengemälde, nebst einer Abhandlung über die Manier des Theophrast für höhere Lehranstalten aufs neue bearbeitet. Stuttgart 1791.

[2]) Schubarts Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. Teil II. Herausgegeben von seinem Sohn Ludwig Schubart. Stuttgart, Gebrüder Mäntler 1793.

Digitized by Google

Für einen Beobachter wie Sie wird auch die Zweite Hälfte des Buchs, wo sein stuffenweiser Uebergang vom Naturalismus zur Schwärmerei ausgeführt ist — wenn nicht in historischer, doch in psychologischer Rücksicht von Interesse haben, und Sie werden mit mir die unglückliche durch Despotendruck von außen veranlaßte Richtung eines Geistes beklagen, der unter günstigern Umständen unter den ersten Zierden unsers Vaterlandes hätte leuchten können. Die von einem vorlauten Corrector mir untergeschobenen Stellen hab ich in Ihrem Exemplar angestrichen.

Kürzlich hatt' ich hier das Vergnügen, die Bekanntschaft des unternehmenden Bertuchs zu machen, und eine andere mit dem braven Göschen zu erneuern, dem ich allen Seegen des Himmels und alle Unterstüzung deutscher Nazion zu seinem brittischen Projekt[1]) wünsche. Mit beiden ward viel von Ihnen gesprochen, und das auserkohrenste, was ich hier erfuhr war: daß sich Ihre Gesundheit wieder so mannlich erhohlt hat, und daß wir diese Messe das Ende Ihres 30jährigen Kriegs erhalten, den ich, und Posselt und Petersen und Vogt,[2]) und andere unsers Landes — wie der Langdurstende mit wollüstig geschlossenem Auge — hinabschlingen werden. Aber ist dies Werk vollendet, so sollte, nach Art der Britten, das ganze deutsche Publikum durch Subscription bei Ihnen einkommen, daß Sie Ihren Geisterseher fortsezen!

Die Rezension meines Huttens[3]) in der Literarzeitung war sehr lohnend und aufmunternd für mich, und ich werde mein möglichstes thun, durch immer reifere Versuche im biografischen Fache (wozu mich meine Neigung hauptsächlich treibt) den Dank so bewährter Richter immer mehr zu verdienen.

Kürzlich reisten Ihre Mutter und Schwester hier durch, aber so schnell, daß sie schon weg waren, als es mir Grattenauer[4]) sagen ließ.

Der rüstige Posselt hat so eben eine Geschichte Gustavs III. von Schweden herausgegeben, die ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehle, und die gewiß alles enthält, was sich bis jezt über dies große Thema sagen läßt.

Sie wissen, mit welchem Herzensantheil ich mich nenne

Ihren innigen Freund und Verehrer

Ludwig Schubart.

Nürnberg, 23. Fr. 1792.

---

[1]) Den seit 1793 bei Walther in Erlangen erscheinenden „Englischen Blättern" Schubarts?

[2]) Niklas Vogt, Professor der Geschichte in Mainz, wo Schubart einige Zeit gelebt hatte.

[3]) Ulrich von Hutten. Mit dem Porträt Huttens. Leipzig, Jacob und Baier 1791. Vgl. darüber A. Wohlwill im Archiv für neuere Sprachen Band 82 (1891) S. 21.

[4]) Buchhändler in Nürnberg.

Digitized by Google

IV. G. H. Rapp an Schiller.

Gottlob Heinrich Rapp (1761—1832), Kaufmann in Stuttgart, Kunstfreund und Kunstschriftsteller, Schwager Danneckers, Schwiegervater Sulpiz Boisserées. Wie Schiller 1794, Goethe 1797 mit ihm verkehrten, ist bekannt, macht dieser Brief besonders deutlich.

Stuttgart d. 13. July 1794.

Theuerster Freund!

Ich bin Ihrer Frau Mutter großen Dank schuldig, daß sie mir, zu meiner Beruhigung, einen rechtlichen Anlaß verschaft hat, Ihnen schreiben zu dürfen. Außerdem wäre es immer für mich Gewissens-Sache geblieben, durch meine Briefe Sie an Ihrer kostbaren Zeit zu verkürzen. Ich habe ein kleines Küstchen für Sie empfangen und solches in Nürnberg an Joh. H. Cramer adressirt in der Hofnung, daß dieser Mann sich die schleunige Weiterbeförderung werde besser angelegen sein lassen als die HE. von Scheidlin bei der grossen Küste. Wenigstens scheint es mir, leztere müße ein wenig spät zu Ihren Handen gekommen seyn; und dis war meine Schuld nicht, denn die Küste ging am nehmlichen Tag mit Ihnen von hier ab.

Die gute Nachrichten, die Cotta aus Ihrem Hauße mitbrachte, haben uns große Freude gemacht: und daß Sie solche eigenhändig bestättigen,[1]) daß Sie mir und den Meinigen sagen wollten, wir seyen Ihnen nicht gleichgültig, das hat noch diese Freude aufs feinste gewürzt. Unendlichen Dank für dieses liebreiche Andenken! und für die beseeligende Versicherung, daß unsre reine, herzliche Anhänglichkeit an Sie, edle vortrefflichste Freunde, erwiedert ist! Sie haben unsrer Sehnsucht nach dem Wiederkommen jener schönen Tage dadurch eine sich nie verzehrende Nahrung gegeben. Und ist es Ihnen „fröhlicher Glaube, mich troz aller Entfernung nahe zu wißen", so ist es mir wohl noch mehr. Lassen Sie mich daran aufrichten, mich nach der Stuffe streben, auf der man nur, Schillers Freund zu seyn, werth ist.

Danneker und seine Frau grüßen Sie zärtlichst. Ueber den langen Verzug mit der Büste sollen Sie ja nicht ungehalten werden. Der gute Wille hat nicht daran gehindert, aber die Frohngeschäfte, denen man sich nicht entziehen kan. Sie solle nächstens fertig, und dann keinen Tag weiter von der Abreiße abgehalten werden.

Ihrer vortrefflichsten Gattin — und auch dem guten kleinen Carl unsre angelegentlichste Empfehlung, oder was dem Gold Sohn jez wohl noch angemessener ist, ihm einen herzlichen Kuß. Könnten Sie, Liebster, nur manchmalen an einem schönen Sommer-Abend bei uns seyn und eine kleine Wanderung nach dem neuen Gartten mitmachen! Mit den

[1]) Der Brief scheint verloren.

Digitized by Google

Anlagen geht es so ordentlich, und wenn die Hütte nach dem Vorschlag der Frau Hofräthin zu Stande komt, was doch leicht geschehen könte, so sollte sie billig von Ihnen eingeweiht werden. Sie müßte dann den Nahmen ihrer Stifterin tragen. Bis dorthin sehen wir uns also wieder!

Ihrer Gesundheit wünsche ich von Herzen tägliche Zunahme, Festigkeit und damit Ihnen allen den vollsten und besten Grund des Lebens.

Unveränderlich

ganz der Ihrige

G. H. Rapp.

Herrn Hofrath und
Professor Schiller
frey. Wohlgebohren
Jena.

V. K. H. Gros an Schiller.

Karl Heinrich Gros (1765—1840), Tübinger Magister, ging in Jena 1793 zur Rechtswissenschaft über, 1796 Professor der Rechte in Erlangen, zuletzt Obertribunalpräsident und Geheimerrat in Stuttgart.

Jena d. 3. Dez. 1793.

Verehrungswürdigster Freund!

Ich kann diese Gelegenheit nicht ungenüzt lassen, Ihnen den Namen eines Ihrer Freunde, der Ihre persönliche Bekanntschaft unter die glücklichsten Begebenheiten seines Lebens zählt, ins Andenken zurückzurufen. Die angenehmen und lehrreichen Stunden, die ich mit Ihnen zugebracht habe, werden mir immer unvergeßlich sein: wie oft habe ich mir inzwischen einen jener Abende zurückgewünscht! Ich hatte Sie längst in der Ferne, mit dem mir eigenen Enthusiasmus für Geistesgröße, bewundert: urtheilen Sie selbst, welchen Eindruck die Güte, womit Sie mich aufnahmen und Ihres Umgangs würdigten, auf mich machen mußte. Nehmen Sie dafür die Versicherung meiner innigsten Dankbarkeit und meine aufrichtigsten Wünsche für Ihr Wohlsein an. Nach den bisherigen Nachrichten dürfen wir hoffen, daß sich Ihre Gesundheit immer mehr befestigt und der vaterländische Himmel seine wolthätige Wirkungen nicht verläugnet.

Verschiedene Umstände haben mich bestimmt, meine Abreise von hier nach Göttingen bis auf Ostern zu verschieben. Ich habe mich nun à corps perdu in die Juristerey geworfen, und der Philosophie, welche mich bisher zu so mancher Untreue an der liebenswürdigen Göttin Themis verleitet hatte, ganz den Abschied gegeben. Ausnahmen gelten nur für solche philosophische Schriften, welche etwa Verwandtschaft mit meinen Brotstudien haben wie z. B. [Fichte's] Beytrag zur Berichtigung der Urtheile

Digitized by Google

des Publikums über die französische Revolution, und Kants Abhandlung in dem Septemberstück der Berliner Monatsschrift über das Verhältnis der Theorie zur Praxis. Ich habe schon oft bedauert, daß ich Ihr Urtheil über diese zwey merkwürdige Produkte nicht einhohlen konnte.

Wenn Sie auf den Frühling wieder kommen, so wäre es ja möglich, da dieses Halbjahr ungewöhnlich lange dauert, daß ich Sie noch hier sehen könnte? Wo nicht: so sehen wir uns vielleicht in unserm Vaterlande wieder.

Inzwischen erlauben Sie, daß ich mich Ihrer würdigen Frau Gemahlin empfehle, und Sie der innigsten Verehrung versichere, womit ich bin

Ihr

gehorsamster Diener,
Gros.

VI. S. G. Kapf an Schiller.

Sixt Gottlieb Kapf (Kapff), geboren zu Sindelfingen 1773, gestorben als Advokat in Stuttgart 1818; gab 1801 „Gedichte" heraus, „nüchternste Verstandespoesie, didaktischen, insbesondere epigrammatischen Inhalts" (Kraus).

Hochwolgebohrner Herr,
Hochzuverehrendster Herr Hofrath!

Ohnerachtet ich ziemliche Hofnung habe, bald eine Statsbeamtung bei uns zu erhalten, so wäre eine akademische Lehrstelle mir doch bei weitem angenehmer.

Ich meldete mich daher kürzlich um eine solche im Fache der schönen Wissenschaften auf einer Russischen Universität, und schrieb deßwegen auch an Herrn General Major von Klinger in Petersburg. Da ich nun weiß, daß ein Empfehlungsschreiben von Ihrer Hand an den leztern von dem bedeutendsten Erfolge seyn müßte, so bin ich so frei, Hochdieselben um diese Gnade in tiefer Ehrfurcht zu bitten.

Ich würde diese Freyheit an Euer Hochwolgebohren nicht wagen, wenn ich nicht schon in Jena das Glück gehabt hätte, Ihrer hohen Gewogenheit mich zu erfreuen.

Mit dem Gefühle der reinsten und ausgezeichnetsten Verehrung

Euer Hochwolgebohren

Stuttgart d. 16. Nov. 1803.

Sr. Hochwolgebohren
Herrn Hofrath von Schiller
in
Weimar.

unterthäniger Diener
Canzlei Advokat Kapf.

frey bis Nürnberg.

Digitized by Google

Anmerkungen zu den Briefen an Schiller

oben S. 282—364

vom Seminar für deutsche Philologie in Wien.

Die oben mitgeteilten Briefe an Schiller gehörten zu den Papieren, die ich im Sommer 1888 mit Bewilligung des damaligen Besitzers aus dem Schillerarchiv mit nach Hause genommen habe.[1]) Ich habe sie von einem treuen Gehilfen, der nun nicht mehr unter den Lebenden weilt, abschreiben lassen, um sie für meine Biographie auszunützen; an eine Veröffentlichung habe ich damals nicht gedacht. Inzwischen aber haben sich die Zeiten sehr geändert; und verglichen mit dem, was heuzutage aus allen Winkeln und Ecken hervorgezogen wird, dürfen sich auch diese Briefe ans Licht wagen. Wenigstens im Schillerjahre 1905! Denn so wenig auch diese Epistolae obscurorum virorum ad Fridericum Schillerum im einzelnen durch die Persönlichkeiten der Schreiber und durch den Inhalt bedeuten: als ganzes betrachtet, bilden sie einen mächtigen Chorus von Stimmen der Zeitgenossen, eine Huldigung, die im Schillerjahr wohl laut werden durfte. Der Schillerforscher wird in der Sammlung die Ergänzung zu den „Briefen an Schiller“ finden, die Urlichs im Jahre 1877 herausgegeben hat. Nach diesem hat Ernst Müller die Papiere in Händen gehabt und in den Anmerkungen zu Schillers Kalender (1893) größtenteils auch verzeichnet. Ich habe sie im Sommer 1904 in dem Goethe- und Schiller-Archiv kollationiert und mit Erlaubnis des gegenwärtigen hohen Besitzers abdrucken lassen.

Die Anmerkungen sind die Arbeit meines Seminars in der zweiten Hälfte des Schillerjahres. Hundert Hände können in solchen Dingen mehr leisten als zwei; die Damen und Herren haben sie nicht in den Schoß gelegt, sondern die Behörden und Beamten stark in Anspruch genommen und, um in der Sprache der Schillerzeit zu reden, wohl auch molestiert. Es wäre unmöglich, allen Personen und Ämtern, die sich hilfreich erwiesen haben, hier gebührend zu danken. Das Meiste verdankt die Arbeit wohl den Herren des Archives, dem wohlwollenden Förderer Suphan und dem unermüdlichen Helfer Wahle. Aber auch die Vorstände der Bibliothek und des Seminars in Jena haben wir stark in Bewegung gesetzt und den Professoren Michels und Leitzmann für manche Auskunft zu danken. In Prag aber haben Sauer und A. Rosenbaum die noch nassen Fahnen mit schätzbaren Hinweisen versehen, die den Seminaristen freilich erst dann vorgehalten werden durften, wenn es der eine oder die andere an der nötigen Umsicht oder, was bei dem Nachwuchs leider öfter der Fall ist, an der erforderlichen Genauigkeit hatte fehlen lassen. Denn das Sammeln geht auch im Seminar schon leichter von der Hand als das Verarbeiten. Wie die Alten sungen, —.

Jeder haftet mit seinem Namen für die eigene Arbeit; man kann das Gefühl der Verantwortlichkeit nicht früh genug in der Jugend wecken. Nur wo mehrere Briefe von Einem Schreiber herrühren, mußten, um lästige Wiederholungen zu vermeiden, die Anmerkungen ausgeglichen werden. In diesem Falle zeigen die doppelten Namen an, daß eine reinliche Scheidung des Eigentumsrechtes, auf die es ja auch nicht ankommt, nicht durchzuführen war. Und nun erteile ich unserem Benjamin zuerst das Wort!

J. Minor.

[1]) Vgl. meine Schrift: „Aus dem Schillerarchiv.“ Weimar 1890, S. VIII.

Digitized by Google

Nr. 1. Die Briefe Nr. 1—7 fehlen natürlich im Kalender, der erst seit dem 18. Juli 1795 die Einläufe verzeichnet.

Die Adresse lautet: An Herrn Rath Schiller in Rudolstadt. (Aus Donops Nachlaß durch den Antiquar Liepmannssohn 1896 erworben.)

Antwort auf Schillers Brief vom 7. Juli 1788, Jonas 2, 85. Ridel nimmt an mehreren Stellen auf Schillers Brief direkt Bezug: er spricht seine Freude über Schillers Wohlbefinden aus, bedauert aber, daß er wenig arbeite; er braucht dasselbe Wort „Selbstgenuß" zur Bezeichnung seines Lebens in Rudolstadt. Da Schiller in seinem Brief die Absicht äußert nach Hamburg zu reisen, so erbietet sich Ridel, der ja ein Hamburger war, ihm Empfehlungen dorthin zu geben. Es kam jedoch nicht dazu, da Schiller die Reise zuerst immer mehr hinausschob, schließlich ganz aufgab (Jonas 2, 416; Fielitz, Schiller und Lotte, 2. Auflage, Nr. 95).

Den Wunsch Schillers, näheres von Goethe zu hören, der wohl der eigentliche Zweck seines Briefes an Ridel war, hat dieser recht mangelhaft erfüllt, indem er mit ein paar Worten darüber hinwegeht. Goethe war ihm, der einer persönlichen Bekanntschaft mit der größten Spannung und Erwartung entgegensah, „auf eine Stunde" nahe, als er nämlich von seiner italienischen Reise über Nürnberg, Gotha und Erfurt nach Weimar zurückkehrte (Düntzer, Goethes Leben, Leipzig 1880, S. 416). Da er aber nicht wußte, daß Schiller in Rudolstadt weilte, erfolgte die ersehnte Begegnung erst später. Wenn Schiller in einem Brief an Körner (Jonas 2, 107) schreibt, daß Grüße zwischen ihm und Goethe gewechselt worden seien, so ist das eben in dem Brief Schillers an Ridel und in unserem Brief geschehen.

Das Datum des Briefes läßt sich daraus ermitteln, daß Ridel schreibt, Herder werde seine Reise „übermorgen" antreten. Herder reiste am 6. August 1788 mit dem Domkapitular Baron von Dalberg nach Italien (Herders italienische Reise von Düntzer, S. 1); also ist der Brief am 4. August 1788 geschrieben. Die Herzogin Amalia trat, wie Ridel es ankündigt, ihre italienische Reise am 15. August an (Preußische Jahrbücher Band 65, S. 536).

Cornelius Johann Rudolf Ridel (1759—1821) in Hamburg geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann die Universität Göttingen. Nachdem er in Wetzlar den reichsgerichtlichen Prozeß studiert hatte, wurde er in Göttingen promoviert. Auf seinen Reisen, die er in Gesellschaft des Grafen Taube unternahm, kam er nach Weimar, wo er bei Hofe Gefallen fand und Erzieher des Erbprinzen und Landkammerrat wurde. Später bekleidete er noch andere Ämter, so war er Mitglied der Generalpolizeidirektion, Vorstand der Behörde für Chausseebau, 1808 wurde er geheimer Kammerrat, 1817 Kammerdirektor. Er beteiligte sich auch an der Wiedererweckung der Loge Amalia und war neun Jahre lang Meister des Stuhles. Es sind von ihm verschiedene Aufsätze im Deutschen Merkur und in den Geographischen Ephemeriden erhalten und eine Schrift: „Entwicklung der publizistischen und statistischen Folgen des Preßburger Friedens." Das Gesangbuch für Freimaurer hat er in Gemeinschaft mit Bertuch zusammengestellt (Allgemeine Deutsche Biographie 28, 505). Ridel war mit Charlotte Amalia Angela Buff, der Schwester von Charlotte Kestner, vermählt (Goethes Werke, Weimarer Ausgabe IV 9, 270). Mit Schiller stand Ridel nur während dessen erstem Weimarer Aufenthalt, als er noch wenig Freunde hatte und Verbindungen suchte, in näherer Beziehung. Er verkehrte in dem kleinen Kreise, an den sich Schiller zunächst angeschlossen hatte. Diesem gehörten auch Bertuch, Bode und Hufeland an, deren Grüße Ridel in unserem Brief bestellt (Jonas 1, 412, 421, 424, 431). Später lockerte sich sein Verhältnis zu Schiller und zu dem Hofe; die Ursachen sind nicht ganz klar; jedenfalls hat Ridel in keiner Weise gehalten, was er einst versprochen hatte. Wegen Mißhelligkeiten mußte er bald seine Stelle als Erzieher niederlegen (Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar von Eleonore

Digitized by Google

von Bojanowski, Stuttgart und Berlin 1903, S. 244 f.). Und auch die Erwartungen Goethes, der ihn dem Hofe einst so warm empfohlen und sich seiner so angelegentlich angenommen hatte, erfüllte er nicht (Düntzer, Goethe und Karl August, Leipzig 1888, S. 246 ff.; Goethes Werke, Weimarer Ausgabe IV 7, 228; IV 8, 13, 68, 150, 167, 191, 274 ꝛc.).

S. 282 Z. 15. Schiller kehrte erst am 12. November nach Weimar zurück (Jonas 2, 142).

S. 282 Z. 21. Charles Gore (1730—1807) als Sohn eines reichen Kaufmannes in Yorkshire geboren, beschäftigte sich mit Schiffsbau und machte große Seereisen (Schöll, Weimars Merkwürdigkeiten einst und jetzt, Leipzig 1860, S. 113). Am 6. Juli 1788 war er, wie schon früher öfters, mit seinen geistreichen, gebildeten Töchtern zu vorübergehendem Aufenthalt in Weimar eingetroffen (Düntzer, Goethe und Karl August, S. 221) und bei Hofe sehr freundlich aufgenommen worden; besonders der Herzog brachte der jüngeren Tochter Emilie ein lebhaftes Interesse entgegen (Goethe an Frau Stein, 4. September 1788). Erst 1791 ließ Gore sich zu dauerndem Aufenthalt in Weimar nieder (Bojanowski, S. 217).

S. 283 Z. 3. Der Stern, eine Anlage auf dem rechten Ufer der Ilm (Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar, S. 17).

S. 283 Z. 4. Lies „Welschen Garten" statt „Ulschen Garten". Der Welsche Garten liegt nahe der Ilm und umfaßt einen Teil des heutigen Parkes und des Küchengartens. Im Sommer wurden dort Tänze und Spiele abgehalten (Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar, S. 17).

S. 283 Z. 9. Die schadhafte Stelle hat vollständig wohl gelautet: „Der Herzog wird dann auch bald abgehen." Gemeint ist: dann, wenn sein Fuß geheilt ist; denn er hatte sich anfangs August den Fuß verletzt (Goethe an Frau von Stein am 31. August: „es sind schon vier Wochen") und mußte deshalb auch seinen Plan, die Familie Gore zu begleiten, aufgeben (Goethe an Frau von Stein, 12. August 1788).

S. 283 Z. 10. „Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters", aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von G. Schaz, 1788, Leipzig im Verlag der Dykischen Buchhandlung. Schiller hat bekanntlich über dieses Buch zwei Rezensionen geschrieben: die erste im Juni 1788 im Anzeiger des Deutschen Merkur, sie behandelt nur den ersten Teil des Buches, da die zwei anderen damals noch nicht erschienen waren; die zweite, die bereits alle drei Teile umfaßt, erschien in der Allgemeinen Literaturzeitung am 3. Januar 1789. Neue Gesichtspunkte für die Beurteilung finden sich hier nicht. Ridels Urteil über das Buch ist zwar etwas weniger günstig als das Schillers, doch stimmen beide in der Ansicht überein, daß es jedenfalls von Anlage zum Komischen zeige und eine unterhaltende Lektüre sei. — Einen späteren Brief Ridels siehe oben S. 366. (Nita Minor.)

Nr. 2.

Johann Christian Benedirsohn (gestorben 13. Januar 1804) war 36 Jahre Inspektor der Pfarre Tennstedt und „Adjunctus" am Gericht. — Ein Enkel von ihm lebt gegenwärtig in Hamburg als Obersteuerinspektor. (Schriftliche Mitteilung des Magistrates Tennstedt.)

Z. 2 in einem besondern Blatt: Allgemeine Literaturzeitung, Jena, 10. Dezember 1794, Sp. 1129—1136. = Schiller ed. Goedeke 10, 266 ff.
(Karl Thumser.)

Nr. 3.

Immanuel David Manchart (1764—1826), Stadtpfarrer und Spezialsuperintendent in Neuffen, 1793—1803 Diakon in Nürtingen in Württemberg (Gradmann, „Das gelehrte Schwaben" 1802, 358; Neuer Nekrolog, 4. Jahrgang,

Digitized by Google

2. Teil 1109), veröffentlicht bis 1795 theologische, philosophische und pädagogische Schriften (Meusel[5] 5, 76 f.). 1793 in der Tübinger Monatsschrift „Flora“ von Mauchart der Aufsatz: Venus Urania“ (Meusel[5] 11, 515); in den „Horen“ erschienen keine Beiträge von ihm (Vollmer, Schillers Briefwechsel mit Cotta, S. 670 ff.).

Schiller besaß die Zeitschrift „Flora“ (Jonas 2, 331), weshalb ihm Maucharts schriftstellerische Tätigkeit wohl bekannt war.

Z. 26. Schmid Karl Christ. Erhard, seit 1793 Professor an der Universität in Jena (Meusel[5] 7, 208; Goedeke, Briefwechsel mit Körner 2, 170), dürfte mit Mauchart bekannt geworden sein durch dessen Mitarbeit an Schmids Journal (Meusel[5] 5, 76 f.).

Z. 29. Conz Karl Philipp (1762—1827), neben Mauchart 1789 Repetent in Tübingen (Gradmann, Gelehrtes Schwaben 358), Professor in Tübingen (Meusel[5] 1, 617; 9, 205; 11, 143 usw.), Jugendfreund Schillers (Jonas 3, 359; Hartmann, Schillers Jugendfreunde, Stuttgart und Berlin 1904, S. 16 ff.).

Z. 31. „Thaliens und Melpomenens Feierstunden“ nicht erschienen.

Z. 36. Einer dieser geplanten Aufsätze „Über den Monolog im Drama“ erschien im „Philosophischen Anzeiger“ (33. und 34. Stück) von Jacobs Annalen 1795 (Meusel[5] 11, 515).

Z. 41. William Richardson (1743—1814), Professor der Philologie in Glasgow, ließ Aufsätze über Shakespeares dramatische Charaktere erscheinen (Sidney Lee, Dictionary of National Biographie, London 1885, 48, 252).

(Ludwig Pasek.)

Nr. 4.

Friedrich Wilhelm Möller (1759—1831) ist geboren in Sachsen-Altenburg. Nach den Akten des Staatsarchives und des Konsistorialarchives zu Gotha war er lange Zeit Predigtamtskandidat, bis er durch Patent des Herzogs Ernst II. am 28. Juli 1797 nach Volkenroda als Pfarrer und Schullehrer berufen wurde, wo er bis zu seiner Versetzung nach Wölfis (wahrscheinlich 1. Juli 1813) blieb. Nach A. Beck, Geschichte des Gothaischen Landes 3, 2, S. 412 ist er in Wölfis bis zu seinem 1831 erfolgten Tode geblieben. Diese Angabe stimmt nicht überein mit der Angabe Meusels (Gelehrtes Teutschland 14, S. 582), welcher wissen will, daß Möller 1808 Polizey-Oberkommissarius gewesen sei. Wie mir Herr Professor Dr. Ehwald, Oberbibliothekar der herzoglichen Bibliothek Gotha, mitteilt, ist diese Angabe nach den aktenmäßig festgesetzten Daten ein Irrtum. Die drei Hauptstücke von Möller sind nicht, wie Goedeke 7, S. 276, 34 angibt, 1822, sondern Gotha 1812 in Kommission bei Karl Steudel erschienen.

Möller war ein Nachfolger und Nachahmer von Musäus in seinen „Volksmärchen aus Thüringen“ 1794. Ein zweiter Teil (S. 286 Z. 5 lies „2ten“ anstatt „5ten“) ist im Reichsanzeiger 1795 Nr. 57 angezeigt, aber nach Vollmer (Cottabriefwechsel 88) nie erschienen. Möller hat sich über die Kälte Schillers wirklich nicht gegrämt, sondern tapfer fortgeschrieben.

(Otto König.)

Nr. 5.

Jacob Christian Friedrich Habel aus Nassau ist nach Mitteilung des Universitätssekretariates am 23. Oktober 1792 in Göttingen immatrikuliert, Studienfach: Kameralien. Sein Werk: „Kritik der Wissenschaften“ ist nach Kayser (1835, 3, 3) in Göttingen 1793 bei Vandenhöck und Ruprecht erschienen. Mit dem bei Meusel (1821. 18, 6) verzeichneten gleichnamigen Christian Friedrich Habel aus Nassau war er wohl verwandt, aber nicht identisch; denn dieser letztere ist nach Mitteilung des Pfarramtes am 20. Februar 1814 als gewesener herzoglich nassauischer Hofkammerrat zu Schierstein im Alter von 67 Jahren gestorben: er war also 1795 schon 48 Jahre alt und schon 1784 mit einer ökonomischen Schrift über die Nassauer Lande aufgetreten, was unserm Brief widerspricht. — Die nicht mehr erhaltene

Digitized by Google

Beilage bildete wohl ein philosophischer Aufsatz, der sich, angeregt durch Schillers ästhetische Briefe, mit der Erziehung des Menschengeschlechtes befaßte. Der Horenaufsatz, gegen den Habel polemisiert, ist W. von Humboldts Aufsatz über den Geschlechtsunterschied. Kirberg ist nach Mitteilung des Limburger Bürgermeisteramtes zirka 11 Kilometer von Limburg an der alten Heerstraße gelegen. Dem Stil des Briefes merkt man es an, daß der Schreiber noch immer nicht „bei ganz gesundem Gemütszustand" ist. (Die Jenenser Matrikel enthält den Namen Habel nicht.) (Emil Lachmit.)

Nr. 6.

Christian Friedrich Michaelis (1770—1834), geboren zu Leipzig, wurde 1793 Privatdozent daselbst, 1801 Hofmeister in Plessow bei Potsdam, gestorben als Privatmann. Seine Schriften sind hauptsächlich musikalische, pädagogische und ästhetische Aufsätze, Anthologien 2c.; vgl. Goedeke 7, 791. Es ist der Michaelis, dem wir die „Fragmente aus Schillers Vorlesungen über Ästhetik 1792/3" verdanken, die er nachgeschrieben und 1806 herausgegeben hat (Goedeke, Schiller 10, 41 ff.).

Die „beigelegte Schrift über die Musik" ist wahrscheinlich der Aufsatz „Über den Geist der Tonkunst mit Rücksicht auf J. Kants Kritik der ästhetischen Urteilskraft; ein ästhetischer Versuch". Leipzig 1795. (Bertold Mautner.)

Nr. 7. Antwort im Kalender 21. August 1795 (3, 240) verzeichnet, aber verloren.

Samuel Luther von Geret (1730—1797), geboren in Thorn, Dr. der Rechte, seit 1794 kgl. preußischer Hofrat und kgl. preußischer Kriegsrat. Er beschäftigte sich größtenteils mit historischen Arbeiten (Meusel[5] 1796, 2, 533 und 1801, 9, 416). Über seine Stellung in der Literatur und Geschichte vgl. R. F. Arnold: Geschichte der deutschen Polenliteratur, Halle a. S. 1900, S. 220, 227, 229.

Z. 17. Das Verzeichnis der gelehrten Männer befindet sich im ersten Stück der Horen in der Ankündigung. — Aloys L. Hirt (1759—1837), geboren zu Bella in der fürstenbergischen Landschaft Baar in der Nähe der Donauquelle, studierte 1779—1782 in Wien und reiste 1782 nach Italien. In Rom diente er Goethen als Fremdenführer, 1796 verließ er Italien wegen der Kriegswirren, 1797 besuchte er Goethe in Weimar und Schiller in Jena (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe[4], Stuttgart 1881, Nr. 335 und 336). Hirt wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin und später Professor an der Universität. Er betrieb hauptsächlich kunsthistorische Studien (Allgemeine Deutsche Biographie 1880, 12, 477 und Neuer Nekrolog der Deutschen 1837, S. 681 ff.).

Daß Schiller so spät antwortete, ist wohl darauf zurückzuführen, daß er die Adresse Hirts nicht wußte und Goethe damals in Karlsbad weilte. Als dieser Mitte August zurückkehrte, dürfte ihn Schiller mündlich darum gefragt haben. (Alfred Hertzka.)

Nr. 8: Berbert fehlt (wie die meisten Briefe aus Jena) im Kalender. Auch in der Jenenser Matrikel 1795 nicht enthalten und nicht näher zu bestimmen. Unter Heinrich ist natürlich nicht der Professor der Geschichte, sondern der bei Jonas 4, 309 genannte Privatdozent der Mathematik verstanden, von dem Schiller eine sehr gute Meinung hatte. (Josef Lahmer.)

Nr. 9 fehlt im Kalender, war auch in der Jenenser Matrikel nicht zu eruieren. (Alfred Peitzker.)

Nr. 10. Kalender 9. Dezember 1795 (11, 282).

Der Briefschreiber ist wahrscheinlich Johann Daniel Runge (1767—1856), geboren in Wolgast in Pommern, Sohn eines Schiffsreeders und Kaufmannes. Seit 1793 bis an seinen Tod Kaufmann in Hamburg. Goedeke 7, 381 f.

Digitized by Google

Er veröffentlichte mehrere Gedichtsammlungen („Vaterländische Lieder" 1815) und gab die „Hinterlassenen Schriften" seines Bruders, des Malers Philipp Otto Runge (1777—1810), heraus, wo (2, 448 f.) der Eindruck geschildert ist, den die Schillerischen Musenalmanache und die Horen in seinem Kreise machten. Auch der Maler könnte der Verfasser sein: geboren in Wolgast, dort Schüler Kosegartens, kommt 1795 in das Geschäft seines Bruders nach Hamburg, wendet sich aber bald von der Handlung zur Malerei. Dichterische Betätigung in dieser Frühzeit meldet sein Bruder in den „Nachrichten" über Philipp Ottos Leben („Hinterlassene Schriften") nicht. Das erste Gedicht, das wir haben, ist eine Reisebeschreibung durch Seeland in Prosa und Versen 1800. Auch zeichnete er die beiden Volksmärchen vom Machandelboom und vom Fischer und seiner Frau auf.

Johann Daniel hätte sich allerdings schon gedruckt sehen können: die „Rhapsodien von L. Theobul Kosegarten" Leipzig 1794 enthalten auch ein Gedicht Joh. Daniel Runges „An Kosegarten". Runge aber braucht dies nicht einmal gewußt zu haben oder kann diese Kleinigkeit unerwähnt lassen. (Richard Steiner.)

Nr. 11 fehlt im Kalender.

Chr. S. Krause hatte schon am 26. Februar 1795 das Stück eines Romans „Brief von Wilhelm Othaling an Karl von Feltitz" für die Horen bestimmt, an Schiller mit einem Begleitschreiben eingeschickt, jedoch von Schiller keine Antwort erhalten. Urlichs 119 (Kalender 16, 266).

Christian Siegmund Krause (1758—1829), geboren zu Nasenitz im Stift Merseburg, war Privaterzieher zu Kassel, sodann kurze Zeit Privatsekretär des Kanzlers Hoffmann zu Dieskau. Von 1789—1797 war er ordentlicher Lehrer am königl. Pädagogium zu Halle (er lehrte: deutsche Sprache und Stil [oratorische Klasse], Mathematik, Geographie, jurisische Encyklopädie) und war zugleich Aufseher der Bibliothek der deutschen Literatur [sogenannte oratorische Bibliothek]. 1797 wurde er königl. preußischer Referendar bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Beureuth (Meusel[5] 10, 137/40; 11, 458 f.; 14, 352 f.; 18, 431 f.; 23, 255 f.). D. A. Hermann Niemeyer, Geschichte des königl. Pädagogiums seit seiner Stiftung bis zum Schluß des ersten Jahrhunderts (Halle 1796, S. 54). Neben Krause wirkte seit 1794 J. C. Fulda, der gegen die Xenien schrieb. Eine Ausgabe der Gedichte hat Schiller bekanntlich schon 1793 geplant, später sind ihm Nachdrucker zuvorgekommen und erst 1800 f. ist die, am Schlusse des Musenalmanaches für 1799 angekündigte, rechtmäßige Ausgabe erschienen (Goedeke, Historisch-kritische Ausgabe 11, S. VIII ff.).

(Wilhelm Choroba, nach Mitteilungen des Oberlehrers Dr. Adler am kgl. Pädagogium der Frankeschen Stiftungen in Halle.)

Nr. 12. Kalender 12. März 1796 (197, 248).

Johann Christoph Greiling (1765—1840), geboren in Sonneberg in Thüringen, Sohn eines Orgelbauers, studierte an der Universität in Jena, die er 1788 verließ. Als Hofmeister zu Dröben in Kur-Sachsen studierte er mit dem Leutnant Thielmann Kant und ließ pädagogisch-philosophische Schriften erscheinen, denen auch Schiller Lob zollte (an Humboldt 7. September 1795, vgl. Jonas 4, 259). Dann kam er im Jahre 1795 als Hauslehrer nach Klein-Zschocher, einem Gut nahe bei Leipzig, wo er einen Bildungsroman „Ariston" schrieb (Goedeke 5, 476). 1797 Pastor in Schochwitz und Neu-Gattersleben, 1805 ff. Oberprediger in Aschersleben, wo er 1840, durch Orden und Ehrendoktorat ausgezeichnet, starb. Als Theologe veröffentlichte er nur mehr theologisch-biblische und homiletische Schriften in rascher Folge und in vielen Bänden (Goedeke 5, 476; Meusel 2, 647 [1796], 17, 773 [1820]; Neuer Nekrolog der Deutschen 18, 403—405; Allgemeine Deutsche Biographie 9, 634 ff. [Joh. Frank]).

S. 291 Z. 6. Die Freundschaft zwischen Schiller und dem Leutnant Thielmann (1765—1824), einem geborenen Dresdener, vermittelte Körner, be-

Digitized by Google

festigt wurde sie durch Thielmanns Besuch bei Schiller in Jena im Juni 1792 (vgl. Jonas 3, 204). Von da an nimmt Thielmann regen Anteil an Schillers Dichtung, besonders am Wallenstein (Jonas 5, 200 und Urlichs 365). Thielmann, der auch zu Novalis' Freunden gehörte (Schriften 1^5, S. XXI und 3^5 S. 33), spielte später als General eine bedeutende Rolle in den Napoleonischen Kriegen (Allgemeine Deutsche Biographie 37, 755—759).

S. 292 Z. 1. Der Freund in Dresden ist Körner.

S. 292 Z. 8. Von dem eingesandten Aufsatze: „Die Horen oder die Kultur des Menschen" sind zwei Foliobogen (in Quart gefaltet, 8 Seiten) erhalten. Sie enthalten eine Rahmenerzählung. In mythologischer Einkleidung wird ein Fest der Musen auf dem Helikon geschildert. Die Horen statten ihren Schwestern einen Besuch ab, und Irene wiederholt vor den Musen die Rede, die ihre Mutter Themis im Kreise der Olympier gehalten hat. Selten unterbrochen, mit spärlichen Seitenblicken auf die Zuhörerinnen, führt sie die Rede der Mutter direkt an. Bei der Schilderung der Rechtsverhältnisse unter Drakon bricht die Erzählung ab. Soweit das Fragment reicht, fehlt die griechisch-lateinisch-deutsch barbarische Philosophensprache; an ihrer Stelle bedient sich Greiling einer ziemlich guten Prosa, die häufig den Hexameter-Rhythmus der lateinischen Quellen beibehält. Ebenso fehlen „starke Ausdrücke", sie mögen wohl erst im späteren Teil des Aufsatzes vorgekommen sein. Vielleicht sind sie der Grund, daß Schiller ihn aufzunehmen unterließ. (Franz Summer)

Nr. 13 fehlt im Kalender.

Graf Elek von Bethlen (1777—1841) schrieb literarische und geschichtliche Werke, so Halálfö, Kolozsvár 1793 („Der Totenkopf", ein Lustspiel); Ansichten von Siebenbürgen Pest 1818; Vestigia illustris familiae della Gange in Transsilvania, Claudiopoli 1826 (Ism. Hasznos Mulats 1827, 1, 291); Geschichtliche Darstellung des deutschen Ordens in Siebenbürgen. Wien und Leipzig 1831; endlich Göttingai, koburgi et kopenhágai utinaplói 1795—1797 ból (ism. Torma Károly a Kolozsvári N. Naptárban 1867) [Erinnerungen an Göttingen, Coburg, Kopenhagen von 1795—1797]. Vgl. József Szinnyei, Magyar Irók, Élete és Munkái. Budapest 1891.

Der Graf machte in den Jahren 1795—1797 eine Reise durch Deutschland. Aus seinem Reisetagebuch, das in dem „Kolozsvári Nagy Naptár" 1867 veröffentlicht wurde, geht hervor, daß er der Schreiber des Billetts ist. Die Stellen des Tagebuches, die in Betracht kommen, lauten in deutscher Übersetzung: „Am 19.ten [April] kam ich nach Weimar. Ich und Simon Kemény ließen uns um $^3/_4{}^h$ mittags bei dem Hofmarschall melden, der uns durch den Hofkurier um $^1/_2{}^h$ im Namen der Herzogin rufen ließ, weil der Herzog nicht da ist. Nachdem wir vor dem Mittagessen eine Weile mit der Herzogin geplaudert hatten, führte sie der Hofmarschall zur Tafel, vorne die Kammerherren, hinter ihr die Hofdamen und nach diesen gingen wir. Während des Mittagessens saß ich neben der Herzogin und wir sprachen, wie auch Nachmittag, besonders viel über Kaiser Josef, von unserem unglücklichen Palatin, der sächsischen Nation in Siebenbürgen, dem ungarischen Nationalcharakter und a. m. In allem fand ich in ihr eine sehr gescheite und liebenswürdige Dame."

„Nachmittag ging ich zu Herder und unterhielt mich $1^1/_2$ Stunden mit ihm im Theater. Iffland (den der Herzog hieher kommen ließ, damit er seine Akteure lehre, und dem er für 4 Wochen 100 Louisdor zahlt) spielte nämlich in seinem Stücke im „Herbsttag" den Lizenziaten. Diese Rolle spielte er unglaublich gut, aber die Herzogin selbst und Herder haben es sicherlich veranlaßt, daß er, seit er hier spielt, jeden Abend eine andere Rolle spielt und jede mit der gleichen Meisterschaft."

Digitized by Google

„Am 20ten besuchte ich Wieland — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
„Goethe suchte ich dreimal auf. Schiller aber (der seit vier Wochen hier ist) habe ich lange verfolgt, der sich aber, als er sah, daß er mir nicht ausweichen könne, vor mir einschloß. Da ich deshalb hier nichts mehr zu tun hatte, kam ich Nachmittag nach Erfurt" — — — — — — — — — — — — —
Diese Stellen des Tagebuches, die das Billett nicht erwähnen, lassen es außer Zweifel, daß Graf „Elek" Bethlen der Schreiber desselben ist. Unter dem 19ten ist April zu verstehen, was aus Burkharts Repertoire hervorgeht, das den „Herbsttag" an demselben Tag verzeichnet. Die Bemerkung „Schiller aber, der seit vier Wochen hier ist — — —" kann sich nur auf den vierwöchentlichen Aufenthalt Schillers in Weimar vom 23. März bis 20. April 1796 beziehen. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 1, 119 und die Anmerkungen und Jonas 4, 440 f. — Vgl. Lichtenbergs Briefe ed. Leitzmann 3, 183 f.

Das unbestimmte „M" des Datums läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit auf März deuten. Der Graf hatte, bevor er selbst nach Weimar kam, offenbar in Jena um ein Autogramm gebeten; Schiller aber, der damals an Krämpfen und an schlaflosen Nächten litt und sich auch in Weimar später von allen zurückzog, scheint seiner Bitte nicht willfahrt zu haben (Jonas 4, 440 f.).

(R. Berosta.)

Nr. 14 fehlt im Kalender; **Nr. 15.** Kalender 20. Juli 1796 (27, 240).

Christian Hermann Giese (1760—1819), zu Lüneburg geboren, studierte 1785—1787 in Jena, 1787—1788 in Göttingen, ward 1793 Feldprediger bei den königlichen deutschen Truppen, 1798 zweiter, 1802 erster Prediger an der deutschen Hofkapelle zu St. James und starb zu London. Vgl. „Das gelehrte Hannover" von Dr. Heinrich Wilhelm Rotermund, Bremen 1828.

Die Beilage: „Szenen aus dem französischen Kriege, von einem Augenzeugen entworfen", ist im Archiv erhalten. Vgl. die spätere Korrespondenz im Cottabriefwechsel 336. Der im zweiten Briefe erwähnte Brief vom 24. April ist offenbar mit Nr. 14 identisch. (Johann Siegler, R. Berosta.)

Nr. 16. Kalender 5. August 1796 (28, 263).

Der Absender heißt nicht Keutholm (Kal. 28), auch nicht Keithan, sondern Kuithan.

Joh. Wilh. Kuithan (1760—1831) war, als er Schiller schrieb, Lehrer an der evangelischen Rektoratschule zu Lünen (Westphalen), ging 1799 nach Lüdenscheid und später nach Düsseldorf; gestorben als Direktor des Gymnasiums zu Dortmund (Chronik des F. H. Schumacher in Lüdenscheid 1847, Neuer Nekrolog 1831, 2, 1242). Über ihn berichtet auch Mette, Geschichte des Gymnasiums zu Dortmund 1893, S. 76 und auch in den Schriften des Pfarrers Möller von Elsei wird seiner als Kenners des klassischen Altertums rühmlichst gedacht. Bekannt gemacht hat er: Versuch eines Beweises, daß wir in Pindars Hymnen Urkomödien übrig haben. 1. Abteilung. Dortmund 1808. Die Germanen und Griechen. 1—3. Heft. Hamm 1822/6. (Mitteilungen des Magistrates der Stadt Lüdenscheid, des Bürgermeisters von Lünen und des Archivars in Dortmund.)

Z. 8 in den Horen nicht aufgenommen. Z. 14 der Wielandsche Merkur und das attische Museum enthalten keinen Beitrag von Kuithan.

(Adolf Neubrunn.)

Nr. 17. Kalender 16. September 1796 (29, 250).

Johann Friedrich Christof Hartmann (1774—?), geboren in Wildberg, machte 1795 seinen Magister und wurde 1801 Präzeptor in Wildberg. (Aus dem Archiv des Tübinger Stiftes.)

Schiller hat die mit dem Brief eingesandten Gedichte nicht berücksichtigt und bezeichnet sie im Kalender als „schlecht". Und das sind sie auch. Die im

Digitized by Google

Archiv erhaltene Behandlung von Thor und Thrym schlägt einen travestierenden Ton an:

„Thor ward im Saale nun sogleich,
Als Madam parfümirt,
Odin zog selbst ein Fläschchen vor,
Gepudert und frisirt."

Der Aufsatz: „Iduna oder der Apfel der Verjüngung", der den Jahrgang 1796 eröffnet, ist wirklich von Herder. (Arthur Stiebler.)

Nr. 18. Kalender 5. Oktober 1796 (30, 253).

Ludwig Theodor August Hobein (1780—1831), geboren zu Wolfenbüttel, als Sohn des Organisten an der Liebfrauenkirche, besuchte zuerst die herzogliche große Schule seiner Vaterstadt, später die Domschule in Schwerin. 1796 bezog er die Universität Helmstädt als Jurist. Nach Verlassen der Universität war er als Jurist tätig. Von der französischen Regierung wurde ihm das Amt eines Notars übertragen und bis zu seinem Tode war er Advokat. In seinen freien Stunden machte er Gedichte (Goedeke 7, 394). (Dietrich Kralik.)

Nr. 19. Kalender 9. Dezember 1796 (34, 218): Anonym. Die Persönlichkeit nach den Chiffren nicht festzustellen. Dagegen war Taube nach Mitteilung des Oberbürgermeisters von Bautzen seit 1786 wirklich Landsteuersekretär. (Hans Lipp.)

Nr. 20. Kalender 6. Januar 1797 (37, 306).

Johann Hugo Wyttenbach (1767—1848) aus Bausendorf (Regierungsbezirk Trier), gestorben als Gymnasialdirektor in Trier; Trierischer Historiker und Pädagoge, besonders als Historiograph Triers fruchtbar (Allgemeine Deutsche Biographie 44, 431 ff.). Zur Zeit des vorliegenden Briefes Erzieher im gräflichen Hause von Spaur bei den Grafen Friedrich und Karl, den Söhnen Josefs Spaur, der 1796 als Assessor beim Wetzlarer Reichskammergericht an Blutsturz starb; Wyttenbach wurde von dem Großvater der jungen Grafen Franz Josef Graf Spaur (1725—1797) als Erzieher aufgenommen (Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1797, 8, 1 ff., besonders 46).

Die Strophe ist aus dem „menschlichen Leben" nach Schillers „Reich der Schatten" (Urlichs, Briefe an Schiller, Stuttgart 1877, S. 270); das Gedicht wurde von Schiller nicht aufgenommen.

Am 25. und 29. Oktober 1792 finden wir Wyttenbach in Goethes Gesellschaft (vgl. Weimarer Ausgabe 33, 154, 7 ff.; 163, 8 ff.), worauf er sich auch im ersten Briefe an Schiller vom 22. November 1796 beruft (Urlichs, a. a. O.). Wyttenbach hat 1829 als Programm seines Gymnasiums aus der Autographensammlung der Trierer Stadtbibliothek, deren Vorstand er war, eine „Auswahl von Briefen berühmter Personen" herausgegeben, die den Brief Schillers an die la Roche vom 23. Januar 1797 enthält. Er selber hat also wohl von Schiller keinen Brief erhalten, da er ihn sonst sicher publiziert hätte. (K. H. Meznik.)

Nr. 21 fehlt im Kalender.

Friedr. Ludw. Josef Bodemann aus Hildesheim, stud. theol., ist am 3. November 1796 in die Matrikel der Universität Jena eingetragen (nach einer Zuschrift des Jenaer deutschen Seminars). In den Akten des Braunschweiger Magistrates ist der Name nicht zu finden. (Alois Mayer.)

Nr. 22. Kalender 17. Januar 1797 (37, 240).

Luise Amalie von Gemmingen aus Babstadt wurde 1761 geboren, 1808 mit Ludwig Friedr. von Gemmingen vermählt; sie starb 1836 (Stocker, Chronik der Familie von Gemmingen 2, 172, 173). Ihr Vater Wilhelm Ludwig war der Oheim des Schriftstellers Otto Heinrich von Gemmingen. Stocker, der Chronist der Familie, nennt sie „eine sorgsame Frau, die den Haushalt ihres Gemahls

Digitized by Google

wieder in Ordnung brachte" (2, 173). Ihr Mann brachte es bis zum Rittmeister bei der württembergischen Legion zu Pferd (2, 172 unten).

Karl Wilhelm Ludwig Friedrich Frh. Drais von Sauerbronn, geboren am 23. September 1755 im Fürstentum Ansbach, studierte zu Erlangen und Altdorf, praktizierte dann am Reichshofrat in Wien, 1777 in badischen Diensten (Badische Biographien 1, 194 ff. Neuer Nekrolog 1830, 1, 108 ff. Meusel einigemal, schlechte Angaben). Wegen Überarbeitung verfiel er in ein Nervenleiden; er bat um Versetzung auf eine Landstelle und wurde 1790 zum Obervogt (Oberamtmann) zu Kirchberg in der Grafschaft Sponheim (im jetzigen Rheinpreußen) ernannt. Wegen der französischen Revolution mußte er zurückberufen werden und lebte still in Durlach. (Hier schrieb er sein Krankheitsjournal, in welchem er „physisch und psychologisch" die Geschichte seiner Nervenleiden verfolgt — es ist eine erste Probe, die Seelendiätetik wissenschaftlich darzustellen.) Aus Durlach schickt er auch das im Briefe erwähnte Werk an Luise von Gemmingen. Im Herbst 1797 wird er vom Großherzog Karl Friedrich auf die wichtige Stelle eines Polizeidirektors zu Rastatt berufen, welche er während der Dauer des Friedenskongresses innehatte. Im Jahre 1800 geheimer Regierungsrat in Karlsruhe, 1806 Präsident des Hofgerichtes in Rastatt. Nach dem Preßburger Frieden übernahm er als Hofkommissar im Namen des Großherzogs den neuerworbenen Breisgau. Die bedeutsame Mission erfüllte er vorzüglich zur höchsten Zufriedenheit seines Herzogs. Bald darauf wurde er Oberhofrichter des höchsten Gerichtshofes des Herzogtums in Bruchsal und seit 1810 in Mannheim, wo er bis zu seinem Tode (2. Februar 1830) blieb. Von ihm haben wir Schriften juristischen und moralischen Inhalts, auch Gedichte. Sein Hauptwerk: „Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Karl Friedrich," 2 Bände 1818, ist nur bis zum Eintritt der französischen Revolution geführt. Das von Drais der Luise von Gemmingen zugesandte Werk führt folgenden Titel: „Beiträge zur Kulturgeschichte und Statistik von Baden unter Karl Friedrich am Schluß seines fünfzigsten Regierungsjahres 1796 in neun Unterhaltungen mit gebildetern Bürgern des Landes." Karlsruhe 1796. 8°. Das Werk wurde in der Jenaer Literaturzeitung (Allgemeines Repertorium 13. Abteilung 391) nicht rezensiert. Schiller dürfte seine Pflicht getan haben, indem er das Buch dem Redakteur, seinem Kollegen Schütz, übergab.

In Erfurt lebte in dieser Zeit (seit 1795) die Familie Gemmingen aus Rappenau (Stocker, Chronik 2, 118). Luise von Gemmingen dürfte also als nahe Verwandte bei ihnen längere Zeit verweilt und die „gemeinschaftlichen Freunde" kennen gelernt haben, besonders den Statthalter Karl Theodor von Dalberg, einen alten Freund der Familie und anderseits Verehrer und Gönner Schillers. (Bazinski.)

Nr. 23. Kalender 10. Juni 1797 (44, 218), Manuskript der Beilage im Archiv 33, S. 4°; unbeantwortet.

Der Briefschreiber unbestimmbar.

Z. 12. Fried. Heinr. Jacobis „Woldemar" 1777 (Goedeke 4, 273).

Z. 13. Christ. F. Nicolai „Geschichte des dicken Mannes, worin drey Heuraten und drey Körbe nebenst vieler Liebe" (Goedeke 4, 172) 1794.

Z. 28. F. A. Leupold, Buchhändler in Leipzig 1796 (Verzeichnis der Sammlungen des Börsenvereines deutscher Buchhändler 2, 333). (Franz Hofer.)

Nr. 24. Kalender 18. Januar 1797 (37, 250).

Daniel Philipp von Heine (1765—1846), geboren in Hameln (preußischer Regierungsbezirk Hannover), Advokat und, zur Zeit der Abfassung des Briefes, Stiftssekretär in seiner Vaterstadt, gestorben ebenda. Als Schriftsteller vorwiegend Rätseldichter und Latinist. Er übersetzte unter anderm Schillers Glocke ins Lateinische: F. Schilleri Campana, latine reddita metro archetypi adjecta.

Digitized by Google

Hannov. 1820. 8° und öfter (vgl. Neuer Nekrolog der Teutschen 1846, 1, 166; Meusel 22, II, 646; Wurzbach, Schillerbuch 19). — Die „Bedingungen" sind wörtlich enthalten in der Ankündigung der „Horen", zuerst als 1 Blatt Folio gedruckt, dann auch veröffentlicht im ersten Stück der „Horen" 1795, S. III—X, wo sie auch Heine las (vgl. Goedeke, Historisch-kritische Ausgabe 10, 232).
(Paul Blum.)

Nr. 25. Kalender 13. März 1797 (40, 282).

Agathus Friedrich Christoph Rothmaler (1767—1849), geboren am 3. Januar 1767 in Roßla am Harz als Sohn des gräflich Stolbergischen Amtsaktuars Heinrich Sigismund Botho Rothmaler, Mai 1796 als Actuarius substitutus in Roßla angestellt, wirkte dort als gräflicher Amtsaktuar und Advokat, wurde März 1809 zum Kanzlei- und Konsistorial-Sekretär ernannt, starb am 12. März 1849 als emeritierter gräflich Stolbergscher Kanzleirat. Eine einzige Stelle fand sich, wo auf Rothmalers Schriftstellertätigkeit Bezug genommen wird: in dem Sammelwerke „Thüringen und der Harz" (herausgegeben von Justizrat Fd. Werther, Sondershausen bei Eupel 1839—1844) heißt es Band 5, S. 134 von Roßla: „Im Schlosse selbst befindet sich eine ansehnliche Bibliothek, welche der als einheimischer Schriftsteller bekannte Kanzleirat Fr. Rothmaler geordnet und mit einem Katalog versehen hat" (Auszug aus dem Kirchenbuch von Roßla und Mitteilung der fürstlichen Rentkammer zu Roßla durch freundliche Vermittlung von Herrn Archivdirektor Eduard Jacobs in Wernigerode).

Weder der Musenalmanach für 1798 noch die zwei folgenden Jahrgänge enthalten einen Beitrag von Rothmaler. (Richard Weiß.)

Nr. 26. Kalender zwischen 15. und 28. März 1797 (40, 303). Vgl. Nr. 85.

August Wilhelm Meyer, pseudonym Dr. Karl August Wilhelmi, geboren in Gandersheim, Arzt in Paris. Vorübergehend in Leipzig und Schlitz bei Fulda (Oberhessen). Privatisiert 1801 in Helmstädt (Braunschweig). Seit 1802 in Hamburg. Geburts- und Todesjahr nicht zu ermitteln (Goedeke 5, 120, 93, 531; 7, 725; Meusel² 10, 829; 21, 582).

Da von Wilhelmi, der im Jahre 1797 als Schriftsteller auftritt, außer dem ersten Band des Caleb William nur zwei Schwanksammlungen (Roquelaure und Khau) erschienen waren, muß er wohl eine von diesen beiden und den ersten Band des Caleb William beigelegt haben. Der volle Titel lautet: „Gemälde nach dem Leben oder Begebenheiten Caleb Williams von Wilh. Godwin aus dem Englischen übersetzt." Leipzig 1797/98. (J. Lackner.)

Nr. 27 fehlt im Kalender.

Friedrich Joh. Christoph Cleemann (1770—1825), in Crivitz bei Schwerin geboren, studierte in Rostock und Jena, Hilfsprediger in Leussow, später Privatmann, gestorben in Parchim (Goedeke 5, 423).

Verfasser von lexikographischen Schriften und Herausgeber von eigenen Kompositionen. „Kleine Lieder und Oden für das Clavier" 1796, Ludwigslust, Selbstverlag. Darin Kompositionen von Gedichten aus dem Schillerschen Musenalmanach (1796) von Matthisson, Lappe, Geßner, Voß und von Schillerschen Gedichten folgende: Die Ideale, Die Kindermörderin (sic!), An die Freude, Die zwei Tugendwege, Kolumbus, Das Mädchen aus der Fremde. Diese Vertonungen sind die ersten Versuche (S. 302₁), von denen Cleemann spricht und welche er an Schiller behufs Rezension gesandt hatte. (Eugen Zeisel.)

Nr. 28. Kalender 24. Mai 1797 (42, 218): „Anonym". Leider ist der Ungenannte nicht zu eruieren, der sich einer schriftlichen Aufmunterung Schillers in bezug auf seine wissenschaftlichen Arbeiten rühmt. (Heinrich Frisa.)

Digitized by Google

Nr. 29. Kalender 12. Juni 1797 (44, 291).

Ernst August Schmid (1748—1809), Bibliothekar in Weimar, weniger Dichter als Überſetzer und Lexikograph (Goedeke 7, 742). Er ſendet an Schiller: „Biographie berühmter und gelehrter Männer nebſt ihren Porträts," 1. Heft, Leipzig 1797 (nicht mehr erſchienen, Bibliothek in Weimar).

Schiller antwortet nicht. Er konnte Schmid nicht geneigt ſein. Siehe Jonas 2, 400, wo Schiller in einem Briefe an Lotte von Lengefeld und Karoline von Beulwitz ſich über Schmid abfällig äußert. (Anton Kinzel.)

Nr. 30. Kalender 24. Juli 1797 (46, 255).

Georg Konrad Horſt wurde am 26. Juni 1767 in Lindheim in der Wetterau geboren und ſtudierte in Gießen Theologie. Nach ſeines Vaters Tode wurde er deſſen Nachfolger als Prediger zu Lindheim; 1809 auch Kirchenrat, legte 1819 ſeine Pfarre nieder und lebte in ländlicher Abgeſchiedenheit den Wiſſenſchaften und ſeiner Familie; 1823 zum geheimen geiſtlichen Rat in Darmſtadt ernannt. Er ſtarb am 20. Januar 1832 in Lindheim (Goedeke 5, 376 und 7, 241 f.). — Lindheim: Dorf im Großherzogtum Heſſen, Kreis Büdingen.

Die Schrift iſt: „Guſtav III. Tod." Ein pſychologiſch-moraliſches Gemählde der Verirrungen des Enthuſiasmus und der Leidenſchaften. Dramatiſch dargeſtellt in vier Büchern. Leipzig 1797. LVI (Vorwort, unterzeichnet: G. C. Horſt). 701 S. 8°. Schiller antwortete dem Schreiber nicht, doch äußert er ſich in einem Briefe an Goethe vom 24. Juli 1797 (Jonas 5, 229 und 534) ſehr abfällig über ein ihm eingeſchicktes „neues Opus", in dem er unter anderm „ganze halbe Seiten lange Stellen aus ſeinen äſthetiſchen Abhandlungen, ohne Citation" abgedruckt gefunden habe. Gleichzeitig ſendet er das Werk Goethe. Goethe erwidert am 26. Juli (Weimarer Ausgabe IV, 12, 205): „Hier kommt der abermals ermordete, oder vielmehr in Fäulnis übergegangene Guſtav der Dritte, es iſt ſo recht eigentlich eine Bettelſuppe, wie ſie das deutſche Publikum liebt ...." — Horſt hatte ſchon früher (am 1. April 1792) Schiller ein Werk überſendet, die „Geſchichte des letzten Schwediſch-Ruſſiſchen Kriegs. Frankfurt a. M. 1792. 8" (Ulrichs 158). Horſt ſchrieb nachher nur mehr Werke theologiſch-myſtiſchen Inhaltes, das letzte 1830: „Deuteroſkopie oder merkwürdige pſychiſche und phyſiologiſche Erſcheinungen und Probleme aus dem Gebiete der Pneumatologie." (Robert Lohan.)

Nr. 31. Kalender 26. Juli 1797 (46, 233).

Georg Jakob Decker jun. (1765—1819), Mitglied der bekannten Buchdruckerfamilie in Baſel, Breiſach, Colmar, Berlin, deren Anfänge ſich bis in das 16. Jahrhundert zurückverfolgen laſſen, Sohn des Gründers des Berliner Geſchäftes, bis zu ſeinem Tode Chef der noch heute beſtehenden „Deckerſchen geheimen Ober-Hofbuchdruckerei" in Berlin.

Der vollſtändige Titel des Humboldtiſchen Werkes lautet: „Verſuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaſer nebſt Vermuthungen über den chemiſchen Prozeß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt von Friedrich Alexander v. Humboldt. Poſen und Berlin 1797. II. 8" (Goedeke 6, 261).

Schiller fällt in einem Briefe an Gottfried Körner vom 6. Auguſt 1797 (Jonas 5, 234) ein ziemlich abfälliges Urteil über Alexander von Humboldt, dem er eine „kleine, unruhige Eitelkeit" vorwirft, die für ſeine Wiſſenſchaft ſo notwendige Einbildungskraft abſpricht und auch für die Zukunft keine günſtige Prognoſe ſtellt. Dieſes Urteil iſt wohl durch die kurz vorher erhaltene Schrift beeinflußt. Körner antwortet am 25. Auguſt (Schillers Briefwechſel mit Körner, herausgegeben von Goedeke, 2. Auflage, S. 269): „Dein Urtheil über Alexander Humboldt ſcheint mir doch faſt zu ſtreng. Sein Buch über die Nerven habe ich zwar nicht geleſen und kenne ihn faſt nur aus dem Geſpräche, aber ..... er kann doch, däucht mich, für die Wiſſenſchaft vieles leiſten ...."

(Robert Lohan.)

Digitized by Google

Nr. 32. Kalender 12. August 1797 (47, 278).

Christian Ludwig Pfaff, der sich als iur. cand. unterzeichnet, wurde am 11. Juni 1773 in Kleingartach, Oberamt Brackenheim, in Württemberg als Sohn des Pfarrers Christian Gottfried Pfaff geboren. (Nach gütiger Mitteilung des Herrn Professor Ernst in Stuttgart.) Vielleicht ist er identisch mit dem Verfasser der „Beiträge zur Kunde der öffentlichen Konstitution Deutschlands im Mittelalter (Karlsruhe 1808, Macklots Hofbuchhandlung)", dem großherzoglich hessischen Hofrate Dr. Christian Ludwig Pfaff. Der „wissenschaftliche Versuch" behandelte entweder einen geschichtlichen oder einen philosophischen Stoff. Möglicherweise die im oben genannten Werke öfter zitierten „Fragmente zur Kunde der Staatsverfassungsgeschichte des deutschen Reichs. Mannheim 1797" desselben Verfassers. Große Bedeutung kann die Arbeit nicht gehabt haben, da weder Schiller sie beachtete, noch die bibliographischen Werke sie erwähnen. — Die Witwe Schmid war vielleicht die Witwe des 1793 als Professor der Handels- und Finanzwissenschaft und Prediger der Universitätskirche in Stuttgart verstorbenen Ludwig Benjamin Schmid (Meusels Lexikon [1812] 12, 295). Schiller hat Pfaffs Bitte nicht erfüllt und erwähnt ihn sonst nirgends.

(Andreas Markus.)

Nr. 33. Kalender 12. August 1797 (47, 268).

Friedrich Wilhelm Lehmann war bis 1800 Gehilfsprediger bei seinem Oheim, dem Pastor Johann Gottfried Krause in Barby, wurde nach dessen Tod 1800 sein Nachfolger im Amte und wurde 1810 als reformierter Prediger nach Cöthen versetzt (Kirchenbuch der reformierten Gemeinde zu Barby, Jahr 1800 und 1810). In Cöthen wurde Lehmann vor Ostern 1819 wegen Ehebruchs suspendiert und am 2. September 1819 seines Amtes entsetzt (Kirchenbuch der reformierten Gemeinde zu Cöthen, Jahr 1819). Von 1819 fehlen biographische Nachrichten. Lehmann war als Schriftsteller auf protestantisch-theologischem Gebiete tätig (Christn. Gottlob Kayfers „Vollständiges Bücherlexikon". Leipzig 1835, 3, 506). Ob Schiller der Bitte entsprochen hat, kann nicht festgestellt werden. Der Name Lehmann wird auch später im Kalender und in den Briefwechseln nicht erwähnt.

Johann Gottfried Krause, der Oheim Lehmanns (1716—1800), war reformierter Prediger in Barby (Kirchenbuch der reformierten Gemeinde zu Barby 1800). Der im Brief erwähnte Hof ist der kursächsische Hof, an den Barby 1746 nach dem Erlöschen der Linie Sachsen-Weißenfels fiel. (Walther Bodenstein.)

Nr. 34. Kalender 19. August 1797 (48, 296 f.). Vgl. Nr. 46.

Johann Ludwig Christoph Thilo, geboren 1775 zu Schwanebeck bei Magdeburg, gestorben 5. (?) August 1854 zu Breslau, Doktor der Philosophie, zunächst Privatdozent in Halle, 1806—1811 Professor der Philosophie in Frankfurt an der Oder, dann in Breslau (Goedeke 7, 293; Meusel, Gelehrtes Deutschland 16 [= 4. Supplementband zur fünften Ausgabe des „Gelehrten Deutschland im 18. Jahrhundert" Lemgo 1812], 20; 21 [Lemgo 1827], 54).

Liefert außer gelehrten Abhandlungen Lyrik als Beiträge für Almanache (Schillers Musenalmanach auf 1799, S. 206 f., 235 f.; Göttingischer Musenalmanach für 1803 herausgegeben von Sophie Mereau; Schlesischer Musenalmanach herausgegeben von Theodor Brand).

Der Beitrag, von dem in dem Brief die Rede ist, war für den Musenalmanach auf 1798 bestimmt. Schiller konnte jedoch die „schlechten Gedichte" nicht brauchen (Kalender S. 48). Wohl aber fanden im Musenalmanach auf 1799 Thilos Gedichte „Das Grab" und „Mignon" Aufnahme, sie erfahren sogar Körners Lob (Briefwechsel, 2. Band, 4, 126). Zwei Sendungen vom 20. Juni 1799 (Urlichs 321 [Nr. 213]; Kalender 78) und vom 23. Juni 1800 (Kalender 95)

Digitized by Google

ſcheinen das Schickſal der Erſtlinge geteilt zu haben; vielleicht gab übrigens Schiller Gedichte Thilos an Sophie Mereau weiter (Euphorion 2, 315 f.).

Zunächſt alſo in der Gefolgſchaft der Klaſſiker, geht Thilo ſpäter zur Romantik über, ſchreibt Sonette und wählt in Nachahmung berühmter Muſter für ſeine Publikationen das Pſeudonym „Guido Cöleſtin“. (A. Malukſchka.)

Nr. 35. Kalender 28. Auguſt 1797 (48, 292). Vgl. Nr. 54.

Michael Friedrich Semler, geboren 1735 zu Weißenfels in Sachſen, geſtorben am 25. Februar 1811. Zuerſt von 1759—1775 Paſtor zu Zemtſchen bei Weißenfels, wurde abgeſetzt (Privatmitteilung des Pfarramtes Zemtſchen), nachher Konrektor in Neuſtadt an der Orla (Meuſel 7, 466 f. [Lemgo 1798]; 20, 439 f. [Lemgo 1825]). Im Druck liegen von ihm nur theologiſche Schriften vor.

Schiller vermerkt die Sendung der „Moraliſchen Gedichte“ am 28. Auguſt ohne jede Kritik. Erſt durch eine Urgenz Semlers veranlaßt (Kalender 24. September 1797), dürfte Schiller geantwortet haben. Er verwirft die Produkte, wie aus einem Entſchuldigungsſchreiben Semlers (Nr. 54 dieſer Sammlung) hervorgeht. (A. Malukſchka.)

Nr. 36. Kalender 2. September 1797 (49, 302).

Johann Hieronymus Ernſt von Webig (1774—1822?), geboren zu Naumburg, ſeit 1795 Schulamtsaktuar in Pforta, zuletzt (1822) Stiftsſyndikus in Naumburg. Als Literat trat er in Zeitſchriften und mit eigenen Gedichtſammlungen hervor (Goedeke 7, 285). (Siegfried Sorger.)

Nr. 37. Kalender 4. September 1797 (49, 199, 218).

Der Schreiber des Briefes war nicht zu ermitteln. Seine literariſchen Neigungen und die Kenntnis des Lateiniſchen einerſeits, ſein Wohnſitz auf dem Lande anderſeits legen die Vermutung nahe, daß er ein Dorfpfarrer geweſen ſei.

Die Gedichte wurden von Schiller nicht aufgenommen; im Kalender ſteht neben dem Eintrag ihres Empfanges S, Schillers Zeichen für die Minderwertigkeit eingeſandter Beiträge.

Z. 10 f.: ſiehe Vergils „Bucolica“ Ecl. II. v. 65. (Rudolf Fadlé.)

Nr. 38 fehlt im Kalender (297). Vgl. aber ſchon 7. Auguſt 1797 (47): „Thon, Cand. iur. von hier, Miſcrpt.“ und unten Nr. 56. Friedrich Chriſtian Thon aus Eiſenach iſt am 6. Mai 1795 in Jena immatrikuliert worden. Er iſt mit dem bei Meuſel 21, 59 ff. genannten Chriſtian Friedrich Gottlieb Thon, geboren 1773 in Kalteunordheim bei Eiſenach, identiſch, der 1802 in Eiſenach anonym eine „Romantiſche Reiſe von Jena, über Weimar“ uſw. veröffentlicht. Die Beilage zu unſerem Brief iſt im Archiv erhalten: „Bruchſtück einer noch ungedruckten Familiengeſchichte von Friedrich Thon.“ Der Name Thon kommt in Thüringen übrigens häufig vor, vgl. Kalender 297. Auffällig iſt, daß Thon in unſerem Brief der früheren Zuſendung nicht gedenkt; doch redet er Nr. 56 „von Kleinigkeiten“, worunter nicht das ziemlich umfangreiche Manuſkript der Familiengeſchichte, ſondern nur die erſte Zuſendung verſtanden ſein kann.

(Walter Löw.)

Nr. 39. Kalender 16. Oktober 1797 (51, 219). Vgl. Nr. 60.

Der Briefſchreiber iſt Ignaz Ferdinand Arnold (auch Theodor Ferdinand Kajetan Arnold, 1774—1812) aus Erfurt, Doktor der Philoſophie und der Rechte, Advokat, Privatdozent und Univerſitätsſekretär daſelbſt. Sehr groß iſt die Zahl ſeiner ſeit 1797 meiſt anonym erſchienenen Schriften topographiſchen oder gemeinnützigen Inhalts, Schauer-, Geiſter-, Familienromane, Luſtſpiele und Überſetzungen (vgl. Goedeke 5, 532). Nach Schillers „Räubern“ verfaßt er „Die Grafen von Moor“, ein Familiengemälde (Rudolſtadt 1802). — Was die Gedichte anbetrifft, deren Einſendung Arnold in Ausſicht ſtellt, ſo erwähnt

Digitized by Google

Goedeke überhaupt keine, Meusel (22, 68) in den Sächsischen Provinzblättern (1800—1804 herausgegeben von Fr. Graf v. Beust, Altenburg) gedruckte. — Von der Erlaubnis, Einsendungen in die Horen zu liefern, ist in der Ankündigung (vgl. Goedeke, Kritische Ausgabe 10, 270) die Rede: daß außer den bereits bestimmten Mitgliedern, „jedem deutschen Schriftsteller, der sich den notwendig gefundenen Bedingungen des Instituts zu unterwerfen geneigt sei, zu jeder Zeit die Teilnahme daran offen stehen" werde. — Trotzdem Arnold nur für den Fall einer Antwort die Einsendung seiner Gedichte in Aussicht stellt, wendet er sich am 13. März 1799 (vgl. Nr. 60) nochmals an Schiller und sendet drei ganz banale Liebesgedichte, betitelt: „Sehnsucht", „Lied aus der Fremde", „Meiner liebenswürdigen Nachbarin am ersten Januar 1799". Im Kommentar zum Schillerkalender S. 219 hat E. Müller die Ansicht ausgesprochen, daß der Briefschreiber Dr. Arnold identisch sei mit dem Arnold, den Schiller am 9. August 1803 an Goethe empfiehlt. Dies ist aber Georg Daniel Arnold, später Professor der Rechte in Straßburg, der Verfasser des „Pfingstmontag", nicht J. F. Arnold aus Erfurt, der sich 1797 bereits als Doct. iur. unterzeichnet, während jener von Schiller selbst als Göttinger Student bezeichnet wird.

(Bally Horner und Hermann Krämer.)

Nr. 40. Vgl. Nr. 43 und 61.

Erhard Christian Eccard (1758—1839); vgl. Vollmer, Briefwechsel mit Cotta 274, Anmerkung, 354 und die folgenden, seinen Angaben zum Teil widersprechenden Mitteilungen der Pfarrämter: 1. „Aus den pfarrämtlichen Kirchenbüchern ist über den Aufenthalt Eccards nichts zu entnehmen, dagegen findet sich in Fechts Geschichte der Stadt Durlach S. 351 die Notiz, daß die Stelle des Präzeptors oder zweiten Lehrers der Lateinschule im Jahre 1792 dem Hof- und Stadtvikar Eckardt von Karlsruhe unter dem Titel Konrektor übertragen wurde; da im Jahre 1794 ein neuer Präzeptor genannt wird, so ist wohl anzunehmen, daß Eckardt in dieser Zeit nicht mehr hier war, zumal da um diese Zeit die Schule längere Zeit geschlossen war des Krieges wegen" (Stadtpfarrer Specht in Durlach). — 2. „In Keppenbach wirkte nie ein Pfarrer Eccard; er war 1794 Pfarrer in Bischoffingen am Kaiserstuhl; 1802 wird in Kleinkems am Rhein ein Ehrhard Christoph Eccard aufgeführt; 1808 war Ehrhard Christian Pfarrer zu Eckartsweier bei Kehl und daselbst wahrscheinlich bis 1825; vgl. Stocker, Schematismus der protestantischen Kirche in Baden" (Pfarrer Maurer in Keppenbach). — 3. „Ein Pfarrer Eccard war zur angegebenen Zeit und, wie es scheint, überhaupt nie hier tätig; ums Jahr 1798/9 amtierte hier ein Pfarrer Bürklin; doch ist immerhin möglich, daß ein Pfarrer Eccard hier damals lebte; um etwas über ihn und seinen literarischen Nachlaß zu erfahren, empfehle ich Ihnen, sich an Charles Eccard, Esqu. 39 Lombard Street, London, zu wenden" (Pfarrer Körber in Emmendingen). — 4. „Eccard, von Emmendingen in der Markgrafschaft Hochberg gebürtig, wurde unterm 26. Mai 1802 hieherberufen, nachdem er zuvor Pfarrer in Bischoffingen gewesen war, blieb hier bis 1804" (Pfarrer Kromer in Kleinkems). — 5. „Am 1. September 1808 wurde Eckart hier Pfarrer; 1818 wurde er nach Wolfenweiler (bei Freiburg im Breisgau) promoviert. Die letzte Amtshandlung wurde von ihm am 11. März 1818 hier vorgenommen, so daß seine Versetzung jedenfalls am 1. April 1818 stattfand" (Pfarrer Bock in Eckentweier, wie Eckartsweiler schon seit dem 17. Jahrhundert heißt, nach den Kirchenbüchern). — 6. „Eccard war Pfarrer hier in Wolfenweiler von 1818 bis 1820" (Pfarrer Glock in Wolfenweiler, nach den Kirchenbüchern). Eccard veröffentlichte zahlreiche Gedichte in Taschenbüchern (Goedeke 4, 365); auch im „Almanach und Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden 1799", herausgegeben von Carl Lang, Heilbronn im Industriekomptoir, stehen zwei Gedichte von ihm: „Sehnsucht nach dem Frieden. Im Mai 1796" S. 259 und „An einen Freund. Am Nahmenstage 1797" S. 264.

Digitized by Google

Eine interessante Charakteristik Eccards, die auch zu unserem Briefe sehr stimmt, gibt J. P. Hebel in einem Briefe an einen Freund (J. P. Hebels Briefe, herausgegeben von Behaghel, Karlsruhe 1883, S. 38 f. und 106). Im Schiller-Cotta-Briefwechsel vom Mai 1797 ist Eccard nicht erwähnt, dagegen verzeichnet der Schillerkalender unter dem 26. Mai (S. 42), dem Tag, an dem der hier zitierte Brief Cottas an Eccard geschrieben wurde, den Aufenthalt Cottas in Jena. Während dieses Aufenthaltes hat wahrscheinlich Cotta die Gedichtsendung Eccards Schiller persönlich überreicht. Daher der Mangel jeder Erwähnung Eccards im Briefwechsel vom Mai 1797. — Z 22. Am 6. Dezember 1797 schreibt Cotta an Schiller: „Auf Beilage des Herrn Pfarrers Eccard erbitte ich mir eine kurze Antwort" (Vollmer, S. 274). Unter dieser „Beilage" sind nicht Gedichte, wie Vollmer meint, sondern der vorliegende Brief Eccards zu verstehen, aus welchem deutlich hervorgeht, daß Eccard seit Mai 1797 Cotta keine neuen Gedichte zukommen ließ. Schiller beantwortet den Brief Cottas vom 6. Dezember am 22. Dezember 1797 mit einer sehr abfälligen Kritik der Gedichte Eccards (Jonas 5, 306), von der Eccard nichts erfahren hat. Ahnungslos und vertrauensvoll wendet er sich später noch zweimal an Schiller (vgl. Nr. 43 und 61). Auch der Musenalmanach 1799 brachte kein Gedicht Eccards.

Die neueste Weltkunde, eine von Cotta und Posselt redigierte Tageszeitung, wurde am 31. Oktober 1797 angekündigt, erschien vom 1. Januar bis 8. September 1798, seit 9. September 1798 trägt sie den Titel „Allgemeine Zeitung". (Marcus Goldschlag und Bruno Gruber.)

Nr. 41. Kalender 31. Januar 1798 (57, 200, 269).

Franz (von) Lasaulx (1781—1818) zu Koblenz geboren, wirkt daselbst nach rascher Absolvierung der juristischen Studien schon 1802 (also mit 21 Jahren) als Advokat. 1806 Professor an der neu gegründeten Rechtsschule zu Koblenz, dann an der Universität Nancy, wo er als Dekan der juridischen Fakultät stirbt. Als Jurist von Beruf gibt er über das französische Recht fast ein Dutzend Werke in französischer und deutscher Sprache heraus. Gleichzeitig auch auf dem Gebiete der schönen Literatur tätig; mit seinem Schwager, dem Romantiker Josef von Görres, ist er Mitarbeiter an der Münchener Zeitschrift „Aurora", für die er Aufsätze über die schöne Literatur Frankreichs liefert (Meusel[5] 14, 403 f.; 18, 485; 23, 362. Goedeke 4, 230. Wegeler, Gallerie berühmter Koblenzer, Koblenz 1865. Gesammelte Schriften von J. Görres 8, 10). Die Beilagen (im Archiv) sind zwei Oden, eine auf den Krieg, die andere auf den Frieden. Das Thema für jene Zeit der Kriegswirren also wirklich aktuell. Die erste Ode schildert in grellen Farben die Schrecken und Greuel des Krieges, die zweite die segensreiche Wirkung des Friedens. Die Form ist die der sapphischen Strophe nach der klopstockschen Variation, aber nicht konsequent durchgeführt. In Form und Sprache ganz von Klopstock abhängig. Sie wurden nicht in die Horen aufgenommen. Schiller antwortete nicht. Meusel, Goedeke und Wegeler wissen von keinen Gedichten Lasaulx' zu berichten. Die Schreibung des Namens schwankt, auch Lassaulx, so Meusel, Goedeke. Schiller trug ihn irrig ein: Lesaulx (Kalender 200). Der Sterbetag nach Wegeler der 2. und nicht der 18. April, wie bei Meusel und Goedeke zu lesen ist.

Jonas bezieht ganz unrichtig die Nachschrift der Nr. 1308 auf Lasaulx. Siehe daselbst 5, Anmerkung zur S. 335 Z. 31. Die Nachschrift ist vielmehr auf die unglückliche Dichterin Luise Brachmann zu beziehen. Die Richtigkeit dieser Behauptung ersieht man deutlich aus Goethes Antwort (Goethes Briefe, Weimarer Ausgabe 4, Band 13, Nr. 3730). Vgl. dazu Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schiller-Zeit S. 312, 316 und Urlichs S. 301. (Jonas Silberschlag.)

Nr. 42. Kalender 17. Mai 1798 (61, 292), bei Ernst Müller als verloren gegangen bezeichnet.

Digitized by Google

Johann Gottfried Schweighäuser (1776—1844), Sohn des Straßburger Professors und Bibliothekars Johann Schweighäuser, studierte bereits im 13. Lebensjahre Philosophie und Rechtswissenschaft zu Straßburg, 1792 Freiwilliger im pfälzischen Kriege, 1795 Sekretär im Hauptquartier der oberrheinischen Armee, 1798 Hauslehrer zu Paris bei W. von Humboldt, 1812 Professor der klassischen Sprachen zu Straßburg (Goedeke 7, 521; Allgemeine Deutsche Biographie 33, 351; Briefwechsel Schillers mit Cotta ed. Vollmer 324/25 Anmerkung 4; A. Laquiante, Guillaume de Humboldt et Caroline Humboldt, Lettres à Geoffroi Schweighäuser, Paris 1893).

In seinen philologischen Arbeiten suchte er den Franzosen die deutsche und den Deutschen die französische Literatur zu vermitteln. In Paris durch das Magasin Encyclopedique, in Deutschland durch die bei Cotta in Tübingen erschienenen Miszellen aus Frankreich. — Die Besprechung von „Hermann und Dorothea" in der Allgemeinen Literatur-Zeitung rührt natürlich nicht von Schiller, sondern von August Wilhelm Schlegel her. — S. 313 Z. 2 hat man es offenbar mit einem für den französischen Leser in französischer Sprache geschriebenen Aufsatz zu tun. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der bereits von Goethe mit dem Briefe vom 14. März 1798 an Schiller unter anderen „Französischen Sachen" gesendete „Discours" identisch war mit der dem vorliegenden Briefe angeschlossenen Abhandlung (vgl. Jonas, Schillerbriefe, Register CIX). Für diese Annahme spricht auch folgender Umstand: In der von Aubin Louis Millin (1759—1818; vgl. Briefwechsel mit Cotta 326, Anmerkung 4) zu Paris herausgegebenen, wissenschaftlichen Zeitschrift „Magasin Encyclopedique" erscheint nämlich im 3. Jahrgang, Band 5 (1798) unter der Rubrik: „Poesie Allemande" ein Aufsatz über Hermann und Dorothea „poeme de M. Goethe". Der Herausgeber Millin sagt in einer Fußnote zu dem betreffenden Artikel, in der dem französischen Publikum einige kurze Bemerkungen über Goethe und dessen bisherige Dichtungen mitgeteilt werden, daß dieser mit der Chiffre S . . . . . gezeichnete Aufsatz „vom jungen Schweighäuser aus Straßburg" herrühre. Es ist nun nicht leicht anzunehmen, daß Schweighäuser in dem kurzen Zeitraum (der Aufsatz im „Magasin" erschien Ende 1797) verschiedene Aufsätze über denselben Gegenstand verfaßt habe, die Wahrscheinlichkeit spricht vielmehr dafür, daß die im „Magasin" veröffentlichte Abhandlung sowohl mit dem im Briefe Schillers (Jonas, Nr. 1326) bezeichneten „Discours" als auch mit der beiliegenden Besprechung identisch sei.

Schweighäuser hat bezüglich Schillers nicht Wort gehalten. Dieser läßt ihm zwar durch Cotta den Wallenstein senden, um sich daran zu versuchen (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta 323, Erläuterung 4); aber erst 1809 bringt das „Magasin Encyclopedique" eine nicht unterzeichnete Besprechung von Benjamin Constants Bearbeitung des Wallenstein.

Hingegen finden sich im „Magasin Encyclopedique" in der nächstfolgenden Zeit nachstehende Publikationen aus deutscher Poesie und Literatur:

1. 1799, 6. Band, S. 425 und 512 eine Notiz über Goethes Propyläen.
2. 1800, 1. Band, S. 430 eine Ankündigung des Musenalmanachs von Schiller für das Jahr 1800.
3. 1800, 6. Jahrgang erscheint der Aufsatz Goethes in den Propyläen Band 2 über die Niobegruppe aus der florentinischen Galerie übersetzt von Schweighäuser.
4. 1800, 3. Band, S. 284 findet sich eine Besprechung der Bitaubéschen Übersetzung von „Hermann und Dorothea". (Dr. August Stern.)

Nr. 43. Kalender 12. Mai 1798 (61, 234). Vgl. Nr. 40 und 61.

Der Brief setzt voraus, daß Eccard Schillers Urteil über die Gedichte (vgl. Anmerkung zu Nr. 40) nicht erfahren hat. Der Almanach auf 1798 erschien zu

Digitized by Google

Anfang Oktober 1797 (Kalender 50), wie alle übrigen, außer dem sehr verspäteten ersten auf 1796.

Die Gedichte (ihre Titel zu Nr. 61) wurden nicht aufgenommen.

(Bruno Gruber.)

Nr. 44. Kalender 12. Mai 1798 (61, 252 f.). Vgl. Nr. 102.

Friedrich Wilh. Herrmann (1775—1819), geboren zu Mittweida, hatte in seiner Jugend mit den drückendsten Verhältnissen zu kämpfen. Durch Stundengeben verschaffte er sich die Mittel, um an der Stadtschule zu Naumburg, wo sein Vater Torschreiber war, studieren zu können. Mit 17 Jahren ging er an die Universität Leipzig, wo er Theologie und daneben Philologie, Geschichte und Geographie studierte und sich seinen Unterhalt durch Schriftstellerei verdiente. Seit 1796 lehrte er an der Ratsfreischule zu Leipzig; 1798 wurde er Magister und 1799 Konrektor am Lyzeum zu Lübben. Später hat er das Gymnasium zu Lübeck zu hohem Ansehen gebracht. Seine Verehrung für Schiller beweist noch später: „Der erste Morgen an Schillers Grabe. Eine Dichtung, allen seinen Verehrern gewidmet" (Lübben 1805). Vgl. Goedeke 5, 401; 6, 321, 421 f.; 7, 863.

Die Ratsfreischule war die erste öffentliche Volksschule in Leipzig, 1792 unter dem Bürgermeister Dr. Müller begründet (Schmids Encyklopädie VII, 1, 768). — Johann Friedrich Blumenbach (1752—1840), Professor in Göttingen, stand auch mit Schiller in Verkehr (Jonas 5, 83). — Dem Dr. Karl Fischer, seinem Landsmann und ehemaligen Amanuensis in Jena, hatte Schiller kurz vorher einen Posten am Mounierschen Institut angeboten, den dieser aber nicht angenommen hatte (Kalender 236 f.). — Jean Josef Mounier (1758—1806) war, als ihm der Boden in Frankreich zu heiß wurde, über die Schweiz 1793 nach Weimar gekommen, aber bald darauf nach Hamburg gereist, von wo er im März 1796 wieder nach Weimar kam, das er erst am 1. Oktober 1801 verließ, um in sein Vaterland zurückzukehren (Nouvelle Biographie Générale 36, 778 ff.). In Weimar hat er das bekannte Erziehungsinstitut begründet, für das man nach seinem Abgang vergeblich den alten Pfeffel zu gewinnen trachtete und das man nachher in eine Militärakademie unter der Leitung des Schweizer Obersten von Groß zu verwandeln suchte; es löste sich aber bald ganz auf (Bojanowski, Karl August und der Pariser Buchhändler Pougens, Weimar 1903, S. 12 und Deutsche Rundschau, 92. Band, S. 241 ff., 402 ff.). — Karl Gottlieb Plato (1757—1833) war Direktor der Leipziger Ratsfreischule; Johann Georg Rosenmüller, Superintendent und ordentlicher Professor der Theologie in Leipzig. Karl David Ilgen (1763—1834), durch den Schiller dem Bittschreiber (nach Nr. 102) antworten ließ, war seit 1794 Professor in Jena (Allgemeine Deutsche Biographie 14, 19 ff.), wo er auch mit Schiller in Verkehr trat. Sein Name findet sich zum erstenmal in Schillers Brief an Cotta vom 12. Dezember 1794 (Schiller-Cotta, Briefwechsel 41 f.), worin Schiller Cotta einen Brief Fichtes beiliegend übermittelt, mit dem Cotta der Verlag einer Schrift Ilgens über hebräische Urkunden angeboten wird, was aber Cotta am 23. Dezember 1794 ablehnend beantwortet (Schiller-Cotta, Briefwechsel 48). Die „Urkunden des jerusalemischen Tempelarchivs in ihrer Urgestalt" erschienen dann in Halle, 1. Teil 1798 (Meusel 10 [1803], 27). Ilgens Name findet sich wiederholt in Schillers Briefwechsel mit Wilhelm von Humboldt. 22. Oktober 1795 (Kalender 7, 261) zahlt Schiller über Humboldts Ersuchen vom 16. Oktober (Schiller-Humboldt, Briefwechsel 170) 56 Rthlr. 12 Gr. an Ilgen. In seinem Brief an Humboldt vom 9. Oktober 1795 (Schiller-Humboldt, Briefwechsel 202 f., 394) erwähnt Schiller, daß ihn Ilgen etliche Male heimgesucht und über den schlechten Besuch seines Kollegiums über Homer geklagt habe; dann fährt Schiller fort: „Er hat mir mit einem Aufsatze über Homer und die Rhapsodien für die Horen gedroht. Ich wünschte seinetwegen, daß man ihn brauchen könnte und habe ihn deshalb nicht geradezu abgewiesen." Von Ilgen erschien jedoch nichts in den Horen. Im selben Briefe erwähnt Schiller auch Ilgens

Digitized by Google

Frau. Jlgen fiel es öfter schwer, einen Verleger für seine Schriften zu finden, wie aus seinen Briefen an Böttiger (mitgeteilt von Robert Boxberger, Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, herausgegeben von Hermann Masius. Leipzig, B. G. Teubner. Jahrgang 1884, 130. Band, S. 463 ff., 569 ff.) hervorgeht, in welchen er auch über die vielen testimonia paupertatis und den schwachen Besuch einzelner seiner Kollegien klagt. An Böttiger hatte Jlgen einen warmen Freund, der ihm stets zur Seite stand. Aus den Briefen ist auch zu ersehen, daß sich Jlgen in Jena nicht sehr wohl fühlte und sich einen anderen Wirkungskreis wünschte. Böttiger scheint es hauptsächlich gewesen zu sein, der die 1801 erfolgte Berufung Jlgens nach Schulpforta vermittelte.

Die zur Zeit erschienenen Kinderschriften Herrmanns waren: „Moralische Erzählungen für Kinder von 8—12 Jahren", Warschau 1796; Eduard Bernau, eine Geschichte, „aus welcher Kinder Menschen kennen lernen sollen", Warschau 1797. (Andreas Markus; Julius Kern.)

Nr. 45. Kalender 21. Mai 1798 (61, 274).

Karl Ludw. Aug. Heino Freiherr von Münchhausen, geboren am 11. Februar 1759 bei Oldendorf im Hessischen. Er macht 1782 freiwillig als hessischer Leutnant die nordamerikanische Expedition mit. Angeekelt durch die späteren politischen Komplikationen in Hessen, zieht er sich endlich auf sein Gut Swedestorp im Schaumburgischen zurück und stirbt daselbst 1836. Seine weite literarische Tätigkeit ist beeinflußt von Klopstock und dem Volksgesang der Wilden in Neuschottland (Goedeke 5, 415; Meusel[5] 2, 629; 6, 786; 11, 562).

Münchhausen ist ein Freund Seumes, den er 1782 auf abenteuerliche Weise in Amerika kennen gelernt hatte. Ihr Freundschaftsverhältnis bleibt ein dauerndes (Joh. Gottfried Seume, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Planer und Reißmann. Leipzig 1898).

Münchhausen spricht hier auch von den Horen, scheint also nicht zu wissen, daß sie bereits einen endgiltigen Abschluß gefunden haben. Vgl. Urlichs 144 und Archiv 8, 419 den Brief der chère mère vom 9. Januar 1796: sie hat einen Herrn von Münchhausen in Wildeck (lies: Windeck) kennen gelernt, der die rage auf Schiller hat. „Er hat ihm einmal ein Gedicht geschickt, das er in die Thalia hat einrücken lassen und wird bald mit mehrerem aufwarten." Gemeint ist der „Nachruf an Seume", unterzeichnet „Münchhausen", Neue Thalia, 3. Band, 2. Heft, S. 234 ff. (1793), der auf das „Abschiedsschreiben, meinem Freunde von M . . . .", unterzeichnet „Seume", Neue Thalia, 2. Band, 4. Heft, S. 40 ff. (1792) antwortet. (Karl Kottas.)

Nr. 46. Kalender 23. Mai 1798 (61, 296 f.). Vgl. Nr. 34. Schiller reagiert nur durch Aufnahme der Gedichte.

Begleitschreiben der einzig erfolgreichen Sendung Thilos für den Musenalmanach Schillers auf das Jahr 1799 (vgl. daselbst 206 f., 235 f. die Gedichte „Das Grab", „An Mignon"). Die aufgenommenen Gedichte, obwohl von Körner (Briefwechsel 2, 317 f.) gelobt, sind übrigens unbedeutend und von Schiller wohl bloß als Lückenbüßer benutzt. (Karl Kottas.)

Nr. 47. Kalender 16. Juni 1798 (62, 276), wo es jedoch infolge Lesefehlers von Seiten Schillers Noefler heißt; vgl. Nr. 58.

Jonathan Ludwig Lebrecht Noeller (1773—?), pseudonym Thomann, zur Zeit seines Schreibens an Schiller Advokat in Dresden, dann in Gosda, zuletzt Justizkommissär in Spremberg, Nieder-Lausitz. Schiller hat den Brief zwar nicht beantwortet, aber durch Aufnahme von zwei der eingesendeten Gedichte Noellers „Sappho" und „Die Schiffende" in den Musenalmanach für das Jahr 1799, S. 53/7 und 171 den Verfasser in die Öffentlichkeit eingeführt. Seine übrigen,

Digitized by Google

seit 1800 selbständig im Druck erschienenen Schriften (Märchen, Gedichte ꝛc.) siehe Goedeke 5, 432 und 7, 295; vollständiger bei Meusel 18, 860. Noeller ist ein Nachahmer Matthissons und Höltys. Beiträge Noellers in den Musenalmanachen und Zeitschriften jener Zeit zählt Meusel 18, 860 auf. Eine wenig lobende Charakteristik der beiden von Schiller aufgenommenen Gedichte findet sich im Schiller-Körner-Briefwechsel 2, 312, 316. (R. Poscher und Josef Beichl.)

Nr. 48. Adresse: „An ... Hofrath Friedrich Schiller in Weimar oder Jena." Kalender 13. Juni 1798 (62, 283). Vgl. Nr. 52.

Einen Advokaten L. H. Schelver in Osnabrück (1772—1806) verzeichnet Meusel 15, 288; 20, 84; vgl. ferner Kayser 1, 97; 3, 38; 5, 71; und die Osnabrücker Monatsblätter für Geschichte und Heimatskunde, Nr. 3, Dezember 1905 (von Domvikar Rhotert). Nach brieflicher Mitteilung des Fräuleins Caroline Schelver in Osnabrück jedoch, wurde ihr Großonkel Ludwig Heinrich Schelver 1769 in Iburg bei Osnabrück geboren, aus einem dort ansässigen Patriziergeschlechte, studierte drei Jahre zu Göttingen Rechtsgelehrsamkeit, wurde Dr. jur.; in Osnabrück gründete er einen Gelehrtenklub mit dem Dichter Broxtermann und anderen und besaß die damals größte Bibliothek der Stadt. Einige lyrische Versuche Schelvers, darunter eine Ode auf den berühmten Domprediger Herst, sind in Osnabrück erschienen. Er starb 1806 unvertheiratet an der Auszehrung. 1876 wurde sein schriftlicher Nachlaß unbesehen eingestampft. Der Tier- und Schlachtenmaler Franz Erich Schelver (gestorben 1844), dessen 100. Geburtstag heuer in München gefeiert wurde, war ein Neffe unseres Schelver. Die einzige Tochter des Professors Franz Joseph Schelver, Viktoria (gestorben 1893), war die Frau des berühmten Literaturhistorikers G. G. Gervinus (vgl. die Selbstbiographie von Gervinus S. 301, ferner Westermanns Monatshefte Juni 1905); derselbe Franz Joseph Schelver wird in Goethes „Naturwissenschaftlicher Korrespondenz 1812—1832" (herausgegeben von Bratranek, Leipzig 1874) als ausgezeichneter Gelehrter gerühmt. Schiller hat Schelvers Gedichte nicht aufgenommen. (R. Poscher.)

Nr. 49. Kalender 8. Juni 1798 (62, 272). Vgl. Nr. 62. Mit Nr. 50 zugleich übersandt.

Johann Georg Friedr. Messerschmid (1776—1831), geboren zu Radeberg, studierte seit 1794 in Leipzig, anfangs die Rechte, dann Theologie, lebte bis 1802 als Privatgelehrter in Leipzig, darauf als Lehrer in Schulpforta und am Gymnasium zu Altenburg (vgl. Kunst und Leben, aus Friedrich Försters Nachlaß, herausgegeben von Hermann Klette, Berlin 1873, S. 53 f.). Er schrieb Aufsätze und Gedichte. Siehe Goedeke 7, 296. Neuer Nekrolog 1831, S. 855/57; Meusel[5] 18, 683; Urlichs' Briefe an Schiller S. 365, 409: Besuch bei Schiller Ende 1799. Vier seiner Gedichte fälschlich Schiller zugeschrieben. Literarisches Konversationsblatt 1823, S. 603, 948. Eine Säkularode (siehe Sauer, Die deutschen Säkulardichtungen 1901, S. XCI). Der Brief scheint nach dem Tone, auch nach der Art, wie er sich in Nr. 62 auf ihn zurück bezieht, zu schließen, die Anknüpfung der persönlichen Beziehungen zu Schiller zu bilden. Jedenfalls macht er es unwahrscheinlich, daß Schiller vor Juni 1798 Gedichte von Messerschmid in seine Horen aufgenommen habe, und ist daher wichtig für die Bestimmung der Autorschaft der Gedichte „Das Neue" und „Die Cosmopoliten" in den Horen 1797, 10, S. 104 und 108. Über diese Frage siehe Ortlepps Schillerlieder, Stuttgart 1839 (Goedeke 5, 156); Hoffmeister, Nachlese zu Schillers Werken 3, 369; Kalender 272; Urlichs 365, 409. Im Archiv befinden sich von Messerschmid die folgenden Gedichte:

1. (beginnt): Aber welcher hehre Schatten schwebet. 2. Der Weihnachtsabend. 3. Dichterhoffnung. 4. Die Gräber. 5. Chor der Freyen (siehe Kürschners Nationalliteratur 135, 3, 240 f., aus Vermehrens Almanach 1802). 6. Die fremde Heimat. Elegie. 7. Das kürzeste Epigramm. (Hermann Ullmann.)

Digitized by Google

Nr. 50 gleichzeitig mit der vorigen Nummer abgeschickt und eingetroffen, wie Kalender 8. Juni 1798 (62, 264, die Anmerkung S. 200 ist unrichtig) und unsere Nr. 62 zeigt. Vgl. Nr. 72 und 79.

Albrecht Heinr. Matthias Kochen (1776—1847), geboren in Kiel, studierte zuerst die Rechte, dann Theologie von 1797—1798 in Leipzig, von 1798—1800 in Jena, wurde in Jena 1799 zum Doktor der Philosophie promoviert, war Hauptpastor in Wilster und Kopenhagen, wurde 1817 Doktor der Theologie, von 1824—1839 war er fürstlich Lübeckischer Konsistorialrat und Superintendent in Eutin, starb in Flensburg (Goedeke 5, 208; 7, 385 f., 715 f.; Meusel 10, 110; 14, 327; 18, 382; 23, 194 f.). In seiner Jugendzeit verfaßte er Gedichte und Aufsätze, die alle seine Neigung zum Moralisieren erkennen lassen. Die Gedichte sind nicht schlecht, aber schwerfällig und trocken, ohne poetischen Schwung. Später beschränkte er sich auf Schriften über theologische und ethische Fragen, wie sie seinem Beruf entsprachen; diesem Gebiet gehören auch mehrere Übersetzungen aus dem Englischen an. Er vertritt rationalistische Ansichten. Kochen hat während seiner Studienzeit in Leipzig und Jena drei Briefe mit eigenen Arbeiten an Schiller gesandt.

Von den Beilagen dieses ersten Briefes nahm Schiller zwei Gedichte in seinen Musenalmanach auf das Jahr 1799 auf: „Der Werth. Nach Pope" (ein Distichon, frei übersetzt) und „Die Spinnen".

Körners Urteil über die Gedichte vgl. Goedeke, Schillers Briefwechsel mit Körner 1874, 2. Auflage, 2, 317. (Frieda Schlemüller.)

Nr. 51. Kalender 11. Juni 1798 (62, 234).

Es wird doch wohl der rechte Name des Einsenders sein, der seine Gedichte kaum mit den Initialen des vorgegebenen Namens hätte bezeichnen lassen. Die Chiffren kommen im Musenalmanach nicht vor; Goedeke kennt den Briefschreiber nicht, vielleicht hat er sich Schillers Stillschweigen wirklich zur Warnung dienen lassen; denn er ist sonst nicht nachzuweisen. (Franz Wanat.)

Nr. 52. Kalender 2. August 1798 (65, 283). Vgl. Nr. 48.

Schiller hat die Gedichte nicht in den Musenalmanach aufgenommen. Den Namen des deportierten französischen Priesters konnte ich nicht ermitteln.

Nähere Mitteilungen über L. H. Schelver gingen mir vom kgl. Staatsarchiv in Osnabrück zu. Es ist ein Bewerbungsschreiben des Kandidaten juris Heinrich Schelver an die fürstliche Land- und Justizkanzlei in Osnabrück um Zulassung zur Advokatur vorhanden. Es datiert aus dem September 1794. In diesem Schreiben gibt Schelver an, daß er drei Jahre lang in Göttingen die Rechtsgelehrsamkeit studiert, sich während eines vierteljährigen Aufenthaltes in Wetzlar mit der reichskammerlichen Praxis beschäftigt und seit einem Jahre sich mit den vaterländischen (das heißt Osnabrücker) Rechten und der vaterländischen Verfassung bekannt zu machen gesucht habe. Auf Grund seiner Prüfung erhält er am 19. Dezember 1794 die Erlaubnis zur Niederlassung als Advokat an allen Gerichten des Hochstifts. Unter den eingeschworenen Advokaten der Stadt Osnabrück ist er nachweisbar von 1795—1806. (Otto Stukart.)

Nr. 53 fehlt im Kalender.

Johann Friedr. Baumann, geboren 1768 zu Prenzlau im Brandenburgischen, studierte von 1786 bis 1789 die Rechte und Kameralwissenschaften in Frankfurt a. O. und Göttingen, machte eine Reise nach England, wurde 1796 Referendar beim Stadt-Justizmagistrat in Warschau, 1798 Kriminal-Assessor in Bielsk (S. 322 Z. 2 ist „Bielok" Druckfehler), nahm 1805 seinen Abschied, war hierauf kurze Zeit Hauslehrer in Ostpreußen, 1806 Lehrer der englischen Sprache an der Kreisschule in Libau, gab die Stelle nach einigen Jahren auf und lebte zuletzt in Riga; er starb in den zwanziger Jahren (Goedeke 7, 471).

Digitized by Google

Die Ode bezieht sich auf die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. (der Brief von Merian S. 321 ist vom 3ten August 1798, nicht 1796, datiert). Merian war seit 1797 wirklicher Sekretär der Akademie; Graf von Hertzberg war, als Minister 1791 entlassen, bis zu seinem Tode 1795 Kurator der Akademie. — Wenn Baumann S. 320 Z. 11 von unten Vers und Strophe in umgekehrtem Sinn gebraucht, so ist das kein Irrtum, sondern im 18. Jahrhundert auch sonst zu belegen; vgl. Novalis bei Heilborn 1, 376 unten. (Alfred Petrou.)

Nr. 54 fehlt im Kalender (292 f.) Vgl. Nr. 35.

Schiller reagiert nicht. Michael Friedrich Semler 1735—1811. Entschuldigungsschreiben wegen einer angeblich übereilten Sendung von Manuskripten vom 27. August 1797. Da der Wortlaut des Briefes auf eine schriftliche Verständigung von Seiten Schillers schließen läßt, hat Semlers Schreiben wenigstens den Wert, auf eine verschollene Korrespondenz Schillers (fehlt Jonas!) aufmerksam zu machen.

Unter moralischen Gedichten sind wohl solche à la Pope, Hagedorn, Gellert zu verstehen, die abstrakte Tugendideale zum Gegenstande haben.

(Lambert Eisenhut.)

Nr. 55 fehlt im Kalender.

Friedr. August Landvoigt (1765—1836). Vgl. die Biographie von seinem Neffen Steinmetz im Neuen Nekrolog der Deutschen, 14. Jahrgang 1836, 2. Teil, S. 820 ff. (Weimar 1838). Friedrich August Landvoigt geboren am 1. Mai 1765 zu Marienburg im sächsischen Erzgebirge. Er war der Sohn eines Advokaten und Accikskommissärs; studierte in Schulpforta und an der Leipziger Universität Theologie (am 14. Juni 1785 immatrikuliert) und die klassischen Sprachen. Nachdem er längere Zeit hindurch Hauslehrer gewesen, wurde er Lehrer am Merseburger Domgymnasium. Im Jahre 1822 wurde er Konrektor, 1826 Professor. Als solcher starb er am 22. Dezember 1836 zu Merseburg.

Im Jahre 1798 war der Briefschreiber Hauslehrer im Hause des Salinendirektors von Hardenberg. Dort wurde Landvoigt mit Novalis, Friedrich und August Wilhelm Schlegel bekannt. Er unterrichtete Sidonie von Hardenberg und Luise Brachmann, welche viel im Hause des Salinendirektors verkehrte. Sie fragte den Lehrer auch öfters um sein Urteil über manches ihrer Gedichte. Doch findet sich in der ausführlichen Biographie, die K. J. Schütz („Louise Brachmanns Auserlesene Dichtungen" von K. J. Schütz, Leipzig 1824) von der Dichterin gibt, kein Hinweis auf unseren Briefschreiber.

Berührungspunkte mit Novalis fanden sich in dessen Tagebuch (vgl. Novalis, Ausgabe von Ernst Heilborn, Berlin 1901, Band 1, S. 267, 282, 283, 286 und Bülow 3^5, 23). Dort gibt er einmal an, er habe ein Gedicht Landvoigts gelesen; ein andermal machten beide gemeinsam einen Ausflug; unterwegs sprachen sie viel über Schlegel und über Philosophie. Nach den Worten seines Biographen (Landvoigts dichterische Begabung sei durch die Lektüre der Schriften seiner Verwandten: Elias, Heinrich und Adolf Schlegel, genährt worden) muß er mit den Schlegel weitläufig verwandt gewesen sein.

Mit Schiller aber scheint unser Einsender nicht zusammengekommen zu sein; noch auch hat der Dichter das Gedicht des Hauslehrers je veröffentlicht.

(J. Hanak.)

Nr. 56 fehlt im Kalender. Vgl. zu Nr. 38. In R. Fürsts Buch über August Gottl. Meißner, den Romanschriftsteller und Professor der Ästhetik in Prag, kommt Thon so wenig vor, als im Briefwechsel mit Cotta. Thon muß von Schiller also doch ein Honorar erhalten haben. Leider wissen wir nicht, welches Büchlein Thon dem in intensiver Arbeit begriffenen Dichter des Wallenstein aus Böhmen mitgebracht hat. (Walter Löw.)

Nr. 57 fehlt im Kalender. Ludwig Moritz Holm aus Mecklenburg in der Jenenser Matrikel am 10. Oktober 1797. Vgl. Goedeke[1] 3, 1161; Meusel[5] 11, 363.

Digitized by Google

Anstatt „Watig“ muß es S. 324 Z. 5 von unten „Walch“ heißen: Karl Friedrich Walch, Dr. iur., herzoglich Sächsisch-Weimarischer Geheimer Justizrat, des Codex und der Novellen ordentlicher öffentlicher Lehrer, des Hofgerichts Beisitzer, der Juristenfakultät und des Schöppenstuhls Senior, der lateinischen Gesellschaft Direktor und mehrerer gelehrter Gesellschaften Mitglied, geboren 1734 in Jena, wo sein Vater, Johann Georg Walch, Doktor und Professor der Theologie war (Mitteilung des Magistrates in Jena). (Josef Beichl.)

Nr. 58. Kalender 18. März 1799 (74, 276). Vgl. Nr. 47.

Zu diesem Briefe gehören der gleichen Schrift nach zwei mit M. unterzeichnete Gedichte im Archiv: „Gebet“ und „Kriegsgesang“ (mit Anklängen an Gleims Kriegslieder). (Josef Beichl.)

Nr. 59. Kalender 18. März 1799 (74, 248). Mitteilung des Herrn Friedrich Donath, Kustos der Hauptkirche zu Luckau in der Lausitz: „Johann Christian Graßmann ist nach Ausweis unserer Kirchenbücher am 28. Oktober 1743 in Wittmannsdorf geboren und daselbst am 6. September 1814 im Alter von 71 Jahren gestorben. Er war Bauerngutsbesitzer auf Lehmanns Wirtschaft, wie auch Richter und Gemeindevorsteher daselbst.“ (Hermann Krämer.)

Nr. 60. Kalender 15. März 1799 (74, 219). Vgl. Nr. 39.

Nr. 61. Kalender 13. Mai 1799 (76, 234). Vgl. Nr. 40 (Einschluß an Cotta) und Nr. 43 (Einschluß an Voß). Das Sonett gehört zu Nr. 43; die übrigen Gedichte zu der in Nr. 40 erwähnten Sendung vom 20. Mai 1797. (Adolf Watzke.)

Nr. 62. Kalender 15. Mai 1799 (76, 272). Vgl. Nr. 49; es ist der Brief, auf den er sich dort beruft.

Über das Schicksal der mit diesem Briefe übersandten Gedichte ist nichts bekannt. Ebensowenig über die Lage, in der sich M. zu dieser Zeit befand. Sein Aufenthalt in Belenzin war bisher unbekannt. (Jary Weselý.)

Nr. 63 fehlt im Kalender.

Johann August Nebe, geboren am 23. April 1775 in Glaucha bei Halle, als Sohn Johann Friedrich Nebes, Pastors und Oberinspektors der deutschen Schule der Frankeschen Stiftungen in Halle. Er ist am 10. Mai 1792 als Studierender der Theologie an der Universität Halle immatrikuliert (Mitteilungen des evangelischen Pfarramtes St. Georgen in Halle-Glaucha und des Universitätssekretariates Halle). (Friedrich Sengschmid.)

Nr. 64. Kalender 19. Juni 1799 (79, 274). Es wird wohl der bei Goedeke 7, 446, 59 genannte Giersberg gemeint sein, der seit 1800 Stadt- und Justizdirektor zu Luben in Schlesien, vorher Gouverneur-Auditeur in Cosel war (Meusel 22, 354). Ein Gedicht von F. Giersberg: „Das Hirschberger Thal“ (handschriftlich im Archiv) steht nach Rosenbaum im Berlinisch. Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, August 1800, 2, 87 f.; vgl. Nr. 14 f. Die von Namsler eingeschickten Gedichte sind im Archiv vorhanden: „Meine Lebensweise. An Rudolf vom Berge“; „Einladung auf das Land. An Ernest von Henning, Leutnant bei dem königl. preußischen Infanterie-Regiment von Tennenfels“; „Die Nacht“; „Der Plauderbach“; „Der 19. Juni“. Über Namsler war nichts zu erfahren, da nach Mitteilung des dortigen Pfarrers die Akten des Pfarramtes Glumbowitz aus dieser Zeit verbrannt sind. (Friedrich Zimmermann.)

Nr. 65. Kalender 14. Juni 1799 (77, 220).

Vom Autor nichts weiter bekannt, im Kirchenbuch zu Reinshagen findet sich der Name nicht, zweifelhaft ob der Goedeke 5, 386; 7, 386 genannte. Die schlechten Gedichte im Archiv: „Elysium“; „An das Meer“; „Lebensüberdruß“. (J. Lamm.)

Digitized by Google

Nr. 66. Kalender 8. Juli 1799 (79, 276).

Adolf Friedrich Nolde, Professor der Medizin an der Universität Rostock (1764—1813); medizinische Schriften (Allgemeine Deutsche Biographie 23, 758 ff.). Seine Frau: Elise Nolde (1772—1802), Nichte J. J. Engels, soll nach Schindel bereits 1786, das wäre also in ihrem 14ten Jahre, Gedichte im Göttingischen Musenalmanach veröffentlicht haben (vgl. Schindel 2, 60/63).

(Rosenbaum.)

Nr. 67. Kalender 17. Juli 1799 (79, 203, 299).

In Lippstadt war der Briefschreiber nicht zu erfragen; obwohl Josef Verhoeff dort noch 1807 Prediger der reformierten Gemeinde war (Goedeke 7, 854, 29), wie Rosenbaum nachweist, der auch das in unserem Briefe besprochene, für Schillers Almanach bestimmte Gedicht in der Monatsschrift für Deutsche 1800, 3, 74—80 gefunden hat. Über Nachtigal (Pseudonym Otmar) vgl. Goedeke 6, 388, über Hoche 6, 422. Die „Ruhestunden für Frohsinn und häusliches Glück" wurden von den beiden Bremen 1798—1802 herausgegeben und dann als „Neue Ruhestunden" 2c. Frankfurt 1803/4 fortgesetzt (Goedeke 8, 8); sie waren weder von der Stadtbibliothek in Hamburg, noch in Bremen zu erhalten.

(Emil Weiß.)

Nr. 68. Kalender 29. Juli 1799 (79, 274).

Karl Ludwig Methusalem Müller (1771—1837), geboren zu Schkeudnitz, Kreis Merseburg. Lebte als Privatgelehrter und Schriftsteller in Leipzig. Schrieb Gedichte, Erzählungen und Romane, übersetzte aus dem Französischen und Englischen, insbesondere Reisewerke und Walther Scott. 1817 wurde er herzoglich Sächsisch-Hildburghausischer Hofrat und Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt", 1825 Zensor mehrerer Zeitschriften und Rezensent der Leipziger und Halleschen Literaturzeitung, 1832 tritt er von der Redaktion zurück (Goedeke 6, 379 f.; Neuer Nekrolog 15, Jahrgang 1837, 2. Teil, 1268 ff.; Allgemeine Deutsche Biographie, Band 22 (1885); Meusel[3] 5, 345; 10, 338 f.; 14, 623 f.; 18, 775). Die Gedichte im Archiv: „Unseren Dichtern G..... und S....." (Goethe und Schiller), „Die schöne Erde", „Mein Glück", „An Karolinen, bey ihrer Vermählung" sind von Schiller nicht veröffentlicht worden. Müller trat zu Schiller schon 1795 in Beziehungen. Der erste im Kalender verzeichnete Brief vom 18. Juli 1795 ist von Müller. Er scheint damals an Schiller auch das Gedicht: „An Schiller, den Verfasser der Briefe über ästhetische Erziehung, in den Horen" (Archiv) geschickt zu haben, das Schiller an Humboldt sandte (vgl. Leitzmann, Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 67 f.). Erst auf einen zweiten Brief Müllers vom 23. Januar 1796 antwortet Schiller am 1. August 1796 und scheint hier Müller gegenüber keineswegs mit seinem Lobe gegeizt zu haben, wie wir aus einem Briefe Müllers an Schiller vom 30. November 1797 ersehen (vgl. Hoffmeister, Nachlese zu Schillers Werken 3, 369). Müller schreibt, der ehrende Beifall Schillers hätte ihm die herzlichste und edelste Freude gewährt, die Freude, durch Ergießung seines Herzens eine so große Seele, wie die Schillers, gerührt, und seinem Schönheitssinn nicht mißfallen zu haben.

Schiller hat von Müller veröffentlicht: „Epistel an Julius" im Musenalmanach für das Jahr 1798, S. 259 und „Stanzen an Amalien bei Übersendung des Damenkalenders von Lafontaine 2c. auf das Jahr 1798" (Die Horen, Jahrgang 1797, Band 12, Stück 10, S. 92). — Müller wollte (S. 331 Z. 2) nach Jena kommen, um Schiller persönlich kennen zu lernen. Es ist nicht anzunehmen, daß er es getan hat, da fortan jede Verbindung zwischen beiden abgebrochen erscheint. Schiller ließ nichts mehr von sich hören und dies wird Müller verletzt haben. Nach Weimar will Müller zur Aufführung des Wallenstein reisen, den er nur aus Kritiken, wahrscheinlich aus dem „Journal des Luxus und der

Digitized by Google

Moden", Februar 1799, S. 89—97 und Mai 1799, kennt. In Leipzig wurde der „Wallenstein" erst Ende 1800 aufgeführt. (Leo Hormung.)

Nr. 69 fehlt im Kalender.

Gerhard Friederich (1779—1862) aus Frankfurt a. M., am 10. Oktober 1797 in Jena immatrikuliert, dann an den Universitäten Marburg und Heidelberg, später Pfarrer in Frankfurt. 1806 erwarb er den philosophischen Doktorgrad in Gießen; 1830 erteilten ihm die Universitäten Jena und Leipzig auch den theologischen Doktorgrad aus Anlaß des Jubelfestes der Augsburger Konfession (Mitteilung der Dekane der theologischen Fakultäten in Jena, Professor Dr. Baentsch, und in Leipzig, Dr. Hanak. Allgemeine Deutsche Biographie 7, 389). Goedeke 7, 253/5.

Das Gedicht ist im Archiv erhalten: „Zauberbilder der Phantasie. An Gr. Chr. und Gr. Louise zu Stolberg."

Friederichs Wirksamkeit war sehr ausgedehnt. Wir finden ihn als Theologen, als Freimaurer und als Dichter und erbaulichen Schriftsteller tätig. In seiner Vaterstadt schätzte man ihn besonders als einen sehr gewandten Redner (Mitteilung des Pfarrers Dr. Dechent). Über sein Verhältnis zu Schiller schrieb Friederich selbst im Frankfurter Korrespondenzblatt 1859, Nr. 265, 266. „Schiller in Jena," Ein Erinnerungsblatt aus dem Jugendleben eines der ältesten Literaten Frankfurts, in Beziehung auf Schillers Persönlichkeit. Der damals achtzigjährige Greis Friederich hält sich für den einzigen unter den damals noch lebenden Literaten Frankfurts, der mit Schiller persönliche Beziehungen hatte. Friederich leitet seine Skizze mit einem allgemeinen Überblick über die Reihe hoher Geister in Deutschland an der Schwelle des 19. Jahrhunderts ein und geht dann sofort auf Schiller über. Über sein erstes Zusammentreffen mit Schiller sagt er folgendes: „Die Eltern des Verfassers dieser Mitteilung sendeten denselben im Herbste 1797 nach Jena, zur Universität, wo er beinahe drei Jahre in der Nähe dieser gefeierten Männer lebte. Er erblickte den Dichterheros zuerst im Spätherbste des genannten Jahres[1]) auf einem Spaziergange am Ufer der Saale, wie er in einem anmuthigen Laubengange, genannt das Paradies, umherwandelnd, Arm in Arm mit Goethe, echt peripatetisch verkehrte. Dieses geschah beinahe an jedem Samstage in der Morgenstunde von 12 bis 1 Uhr, so wie es die Witterung gestattete.

Noch steht diese Erscheinung, nach einem Zeitraume von einigen 60 Jahren, so klar und lebendig vor meiner Phantasie, als hätte dieselbe sich mir heute dargestellt, was beinahe immer bei den Erinnerungen aus der Jugendzeit der Fall ist.

Schiller's Aeußeres imponirte beim ersten Anblick durchaus nicht. Seine Gestalt war von mehr als mittlerer Größe, seine Haltung, noch von früherer Angewöhnung her, etwas soldatisch. Allein beobachtete man ihn genauer, so verrieth besonders der Bau des Kopfes mit dem hochgewölbten Schädel, das seelenvolle lichtblaue Auge dem nicht ganz flachen Beobachter sehr bald den genialen ausgezeichneten Mann.

So erschien er denn auch mir, so oft ich in seiner Nähe weilte. Er trug gewöhnlich einen grauen Ueberrock, den feinen weißen Hemdenkragen offen, das röthlich-blonde Haar sorgfältig zurückgeschlagen. Ueberhaupt war eine gewisse Achtsamkeit auf seine Kleidung, jedoch ohne alle pedantische Uebertreibung, bei ihm nicht zu verkennen. So sah ich ihn einigemal im engeren Kreise der Familie des Geheimkirchenraths Griesbach, an den ich von Frankfurt aus empfohlen war. Sein Benehmen in größerer Gesellschaft war keineswegs frei, oder gar anmaßend; vielmehr sehr ruhig, beinahe schüchtern, so wie überhaupt die verschiedensten Ge-

[1]) Das kann nach Goethes Tagebüchern nur am 20. November 1797 gewesen sein, wo Goethe nach seiner Rückkehr aus der Schweiz Schiller ganz unerwartet in Jena besuchte. (Minor.)

Digitized by Google

rüchte über seine Lebensweise sich schon damals in geistiger und materieller Beziehung vielfach durchkreuzten. Schiller war durchaus kein Weintrinker, wie man ihm mitunter Schuld gab, sondern bediente sich, wenn er meist halbe Nächte hindurch arbeitete, des Kaffees, höchst selten der Wein-Chokolade, die er sich selbst warm erhielt. Dieses Lucubriren indessen, dieses geistige Schwelgen auf Kosten der Naturkräfte, oft bis um 4 Uhr am Morgen, legte unstreitig den Grund zu seinem späteren Brustleiden und seinem frühen Tode. Wir Studierende besuchten bisweilen am Samstage das romantisch gelegene Dörfchen Lichtenhain, berühmt durch seinen kräftigen Gerstensaft, und kehrten dann nicht selten erst gegen Mitternacht zurück. Unser Weg führte uns jedesmal an Schiller's Gartenhaus, das er damals bewohnte, vorüber, und stets war das Kabinet, in welchem er arbeitete, hell erleuchtet, und wir nahmen es wahr, wie sein Schatten sich hin- und herwandelnd bewegte. Schiller lebte einfach, aber durch seine treffliche Gattin äußerst glücklich, und soll im engeren Kreise seines Hauses und einiger erlesenen Freunde überaus herzlich offen und heiter sich dargestellt haben, wo sein stets harmloser Humor zuweilen bis zum Muthwillen sich steigerte."

Darauf bespricht Friederich die Religiosität Schillers. Wir ersehen aus seinen Worten, daß man im Jahre 1859, wegen seines angeblich unreligiösen Sinnes, von den Kanzeln herab gegen die Erinnerungsfeier an die Geburt Schillers geeifert und dieselbe als sündhaft dargestellt habe. Friederich vertheidigt den verkannten und verleumdeten Dichter und bespricht die religiösen Anlagen und die spätere Ausbildung seines religiösen Sinnes. Er zitiert einige Stellen aus der Schrift der Schwägerin und Freundin Schillers, Karoline von Wolzogen (Schillers Leben usw. Stuttgart und Tübingen, Cotta 1845).

Nach diesem Exkurs kehrt Friederich wieder zur Schilderung seiner persönlichen Erlebnisse zurück.

Das Weimarer Theater, welches unter Goethes Leitung auf dem Gipfel künstlerischer Blüte stand, zog die Jenenser Studenten, denen es die Verhältnisse gestatteten, häufig zum Besuch der gepriesensten Dramen nach Weimar. Nach der Aussage Friederichs waren die Frankfurter Studenten, die in Jena studierten, die häufigsten Besucher des Weimarer Theaters. Er erzählt:

„An Festtagen, wo keine Vorlesungen statt fanden, fuhren wir schon in der Frühe des Morgens nach Weimar, wo wir in dem ersten Hotel, „dem Erbprinzen", einkehrten, um uns durch materielle Genüsse für die späteren geistigen zu stärken, und dieses um so mehr, als in Jena für die ersteren sehr spärlich gesorgt war. Bei unserem Eintritt in den Speisesaal war häufig der liebenswürdige Greis Wieland, von seinem Gute Osmannstädt kommend, anwesend, der an der Spitze der Tafel seinen Platz hatte ..... Wieland interessirte sich für die Musensöhne, die er an der Tafel fand, aufs lebhafteste, knüpfte mit mehreren derselben, unter welchen auch mir das Glück zu Theil ward, eine Unterredung über ihre Heimath, die Tendenz ihrer Studien usw. an und genoß dafür von uns Allen eine Verehrung, die an Begeisterung gränzte.

Noch heute steht das Bild des liebenswürdigen Greises lebhaft vor meiner Seele. Ein Mann unter mittlerer Größe, hager von Gestalt, überaus lebendig in seinem ganzen Wesen. Sein Haupt deckte ein schwarzes Sammtkäppchen, seine Statur ein dunkelfarbiger Oberrock.

Im Anfang des Jahres 1799 wurde, wie gewöhnlich, der Geburtstag der Herzogin gefeiert. Es war dieses der 30. Januar. Derselbe sollte dieses Mal durch die erste Vorstellung Wallensteins[1]) verherrlicht werden. Das ganze gebildete Jena gerieth bei dieser Nachricht in große Aufregung. Auch Frankfurts Musensöhne wollten nicht zurückbleiben. Wir fuhren schon am frühen Morgen

[1]) Gemeint sind natürlich die „Piccolomini"

Digitized by Google

nach Weimar, mit ängstlicher Sorge dahin strebend, recht zeitig einen schicklichen Platz im Theater zu erhaschen, was auch gelang.

In die Vorderreihe des Parterre's eingezwängt führte mich ein günstiges Geschick ganz in Schiller's Nähe, der in einer dicht vor mir befindlichen Loge anwesend war. Wie glücklich fühlte ich mich, gerade an diesem Abende dem Manne nahe zu seyn, dessen herzergreifende Schilderung menschlicher Verhältnisse, Leidenschaften und Charaktere mir schon so manchen reinen Genuß gewährt hatte."

Jetzt folgt eine Schilderung der Eindrücke, die nach der Aussage Friederichs unmittelbar nach der Vorstellung in erster Begeisterung niedergeschrieben wurde. Der nun folgende Text ist wörtlich dem Notizbüchlein entnommen.

„Der Vorhang flog auf und ich, so sehr der Gang des Stückes anzog, beobachtete doch häufig auch den Verfasser. So wie er da stand, von der Säule überschattet, mit dem großen seelenvollen Auge und dem blassen verklärten Gesicht, in einem einfachen grauen Rock, so steht er immer noch vor meiner Phantasie. Bohs spielte den Max Piccolomini, Thekla's Geliebten, meisterhaft .... Demoiselle Jagemann (später Frau von Haigendorf) nahm sich in Thekla's Rolle sehr gut ..... So oft Bohs und Demoiselle Jagemann auftraten, verbreitete sich eine sichtbare Heiterkeit über Schiller's Gesicht, und wenn dem ersteren eine Darstellung so recht nach der Idee des Verfassers gelang, schien mir ein kaum merkbares Nicken des Kopfes sein Einverständniß mit dem Mimen anzudeuten. Nach Beendigung des Stücks, dessen Oekonomie natürlich nur die Darstellung von „Wallenstein's Lager"[1]) und den „Piccolomini's" gestattete, kehrten wir in unser Hotel zurück, wo an der Tafel noch so manches über den wohlgetroffenen Geist des damaligen Zeitalters, dessen Sitten und Gebräuche gesprochen wurde.

Einer der Anwesenden, der hochgebildete Freiherr von Seckendorff, der mich während meines Aufenthaltes in Jena und Weimar seiner Freundschaft würdigte, rühmte namentlich das täuschend nachgeahmte Kostüm und die überaus gelungenen Dekorationen, deren Schöpfer der kunstsinnige Meyer war, und woran Goethe so großen Anteil hatte. Sie trugen zur vorzüglichen Vollendung des Ganzen wesentlich bei.

Herr v. S. erhob noch zuletzt Thekla's trefflich gehaltenen Charakter, die Winke, welche der Verfasser in ihm über die Veredlung und Annäherung der weiblichen Natur an die männliche zu einer reinen Harmonie, als dem Ideal des weiblichen Charakters gibt; den süßen Wechsel von Weiblichkeit und Kraft in Thekla's Entschlüssen und ihrer Handlungsweise mit kritischem Scharfsinne."

Hier schließt Friederich mit der Schilderung seiner persönlichen Erinnerungen an Schiller. Wir erfahren jedoch noch von einem Zusammentreffen Friederichs mit der Frau Karoline von Wolzogen und der Familie Schillers, als diese nach Schillers Tode einen Winter hindurch in Frankfurt weilte. Der Frau Karoline von Wolzogen wurde Friederich durch seinen Freund, den geistreichen Schöffen von Fichard, vorgestellt.

Frau v. Wolzogen „wohnte damals an der sog. Allee, jetzt Goetheplatz, im dritten Hause links vom Theaterplatz, und öffnete ihren Salon jeden Donnerstag Abend ihren Verehrern. Die gefeierte Frau besaß indessen manches Eigenthümliche in ihrem Aeußern, namentlich fehlte nie ein farbiger Turban, der ihr Haupt beschützte und wärmte. War man indessen kaum ein Viertelstündchen im Kreise der Geweihten, so vergaß man über der geistreichen Unterhaltung der Wirthin alle äußerliche Anschauung, und verließ unterhalten und belehrt stets den interessanten Freundeskreis mit dankbarem Herzen.

Später ward dem Verfasser überdies noch durch gleiche Güte seines trefflichen Freundes (Fichard) die seltene Auszeichnung, der verwittweten Frau v.

[1]) Hier irrt Friederich. Das „Lager" wurde am 30. Januar 1799 nicht wiederholt. (Minor.)

Digitized by Google

Schiller und ihren beiden liebenswürdigen Töchtern vorgestellt zu werden. Vorzüglich die jüngere der beiden Schwestern (Emilie) war dem Vater sprechend ähnlich an Physiognomie und hauptsächlich durch den Bau des Kopfes mit hoher, hervorragender Stirn und Gleichheit des Profils. Auch soll dieselbe, was Geist, Charakter und Sitte angeht, am meisten mit dem Vollendeten gemein haben."
(Ludwig Pifko.)

Nr. 70 fehlt im Kalender. Vgl. Nr. 103.

Johann Christian Schreiber (1781—1857), geboren zu Eisenach, am 14. Mai 1798 in Jena immatrikuliert; lebte 1803/6 in Eisenach, wo er im Hause der Frau von Bechtolsheim verkehrte; wurde 1805 Oberpfarrer und Superintendent zu Lengsfeld im Weimarischen, wo er bis zum Jahre 1855, zuletzt als Superintendent und Kirchenrat wirkte; in den Ruhestand getreten, siedelte er nach Ostheim über, wo er am 15. August 1857 starb. Vgl. Goedeke 7, 301 und seine Selbstbiographie im 19. Band der „Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Künstlergeschichte" vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1830; nach Mitteilungen des jetzigen Pfarrers in Stadt Lengsfeld befindet sich auch in der Chronik des dortigen Pfarramtes eine ausführliche Selbstbiographie.
(Ludwig Pifko und Hans Sachs.)

Nr. 71. Kalender 26. August 1799 (80, 281). Antwort vom selben Tage nicht erhalten.

William Richardson ist in Altenburg (Sachsen-Altenburg) nicht bekannt, seine Übersetzung ist nicht erschienen, wahrscheinlich wegen der im selben Jahre noch herausgegebenen Übersetzung Blaquieres; auch die erwähnte Übersetzung „Kantscher Schriften" ist bei Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie 9. Auflage, Berlin 1901, 3, 297, nicht verzeichnet.

Schillers „Geschichte des 30jährigen Krieges" erschien zuerst im historischen Kalender für Damen 1791/3 bei Göschen, Leipzig (Goedeke 5, 187); diese ins Englische übersetzt: „The History of the Thirty-Years' War in Germany. Translated from the original German by Captain Blaquiere," London 1799. 8, abgedruckt in Frankfurt a. M. 1842 (Goedeke 5, 188). — Schiller wird von Blaquiere aus Dublin selbst verständigt am 1. September 1799 (Kalender 23. September 1799, 82; Urlichs, S. 327 f.). — 1799 hat Schiller noch nicht an eine Neuausgabe gedacht, erst am 20. April 1800 in einem Briefe an Göschen (Jonas 6, 149). Diese zweite Ausgabe erschien 1802 bei Göschen (Goedeke 5, 188), und zwar wenig geändert (Jonas 6, 399). (Ludwig Panek.)

Nr. 72 fehlt im Kalender. Vgl. Nr. 50 und 79.

Die „beifolgende Schrift" ist das erste Stück des „Archiv für die moralische und religiöse Bildung des weiblichen Geschlechts", Jena 1800, 3, 8°, das Kochen mit Mitarbeitern herausgab (Goedeke 8, 8). Es erschien in drei Heften, von denen an der Universitätsbibliothek in Jena nur das erste vorhanden ist. Dieses enthält Gedichte und Prosa-Aufsätze, am Schluß ein Verzeichnis zur weiblichen Lektüre empfehlenswerter Bücher. Die meisten Gedichte sind von Messerschmid. Unter den Gedichten von Kochen befindet sich ein Gedicht „An Friedrich Schiller" im elegischen Versmaß. Es wird das Wesen der klassischen Dichtung als Verbindung der Naturnachahmung mit der individuellen Anschauung dargestellt, dann folgt das Lob Schillers als Meisters der Dichtkunst. Die prosaischen Aufsätze, meistens von Kochen verfaßt, sind teils Originalarbeiten, teils Übersetzungen aus dem Englischen und sind mit Siglen unterzeichnet. Sie behandeln die Erziehung der Frau in rationalistischem Sinne, meistens in Briefform. (Franz Schön.)

Nr. 73 fehlt im Kalender. Mitteilung des Archivars in Langensalza, Herrn Hermann Guttier: „Josef Rückert war Hofmeister im Hause des Fabrikanten Gottlob Gräfer, der Ort seiner Herkunft ist nicht bekannt. Im hiesigen Wochen-

Digitized by Google

blatt vom 27. Mai 1800 ist ein Gedicht von ihm abgedruckt: „Frühlingsklage der Stadt Langensalza.“ Der poetische Versuch ist im Archiv erhalten: „Elegie seinen Freunden zum Abschied ins Bad nach Kissingen von Josef Rückert.“ (Friedrich Schön.) Ob dies der 1771 zu Beckstein bei Lauda in Franken geborene nachmalige Würzburger Professor der Geschichte Josef Rückert ist? Meusel läßt ihn 1813 gestorben sein, behauptet aber (19, 463) gleich darauf, er sei bis 1819 Professor gewesen. Von einem vornamenlosen Rückert stehen Gedichte in Seckendorfs Osterataschenbuch von Weimar auf das Jahr 1801. (Rosenbaum.)

Nr. 74. Kalender 23. April 1800 (90, 274).

Graf Louis Narbonne-Lara (1755—1814). Französischer Exminister, nach dem Sturze des Königtums proskribiert. 1800 infolge der ihm zuteil gewordenen Amnestie nach Frankreich zurückgekehrt. 1814 an den Folgen eines Sturzes vom Pferde bei der Belagerung Torgaus gestorben (vgl. „Nouvelle Biographie générale 37, 451).

Narbonne hatte sich auf Empfehlung des Rittmeisters Thielemann (Urlichs, Nr. 236, 252) und durch Vermittlung Cottas und Körners (Schiller-Körner-Briefwechsel 4, 158) an Schiller gewendet, da er den Wallenstein ins Französische zu übersetzen wünschte. Cotta fragte in dieser Angelegenheit bei Schiller an und erhielt eine zustimmende Antwort (Schiller-Cotta-Briefwechsel, S. 358, 360, 364). Darauf wendete sich Narbonne direkt an Schiller (Urlichs, S. 349, Nr. 235), teilte ihm seinen Plan mit und sprach die Hoffnung aus, in Schillers Nähe die notwendigen Ratschläge und Hilfen leichter bekommen zu können (Kalender 22. Januar 1800). Unser Brief bringt die Nachricht Narbonnes, daß er sein Vorhaben aufgeben müsse. Die Übersetzung kam nicht zustande. — Gemeint ist wohl Julie Freifrau von Mauchenheim, genannt Bechtolsheim, geborene Gräfin Keller (Erinnerungen einer Urgroßmutter, herausgegeben von Karl Graf Oberndorff, Berlin 1903); einen Brief von ihr an Schiller vom 27. März 1805 siehe unten S. 785. (Karoline Huber.)

Nr. 75. Kalender 22. April 1800 (92, 249).

Dr. Joseph Harbaur, Mediziner, wenigstens seit 1798 in Jena (vgl. Deutsche Klinik 1863, Nr. 18, S. 176 A). Wahrscheinlich schon damals Doktor, da in den Matrikeln der Universität Jena seit 1795 sich sein Name nicht findet. Trat in Beziehungen zu Schiller (siehe Kalender 23. Oktober 1799; vgl. Schiller und Lotte, ed. W. Fielitz, Stuttgart 1879; Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine; ed. W. von Maltzahn, Leipzig 1875). Pflegt Schiller während seiner Krankheit 1799 und 1800 (Charlotte von Schiller und ihre Freunde ed. L. Urlichs, Stuttgart 1860/5, 1, S. 378, 379; 3, 168). Seither mit der Familie eng verbunden (ebenda, S. 168; vgl. auch Kalender S. 249; Schiller-Lotte 3, 129, 133). Er sucht ein ruhiges Zimmer für Schiller im August 1800 (Charlotte von Schiller 3, 168). Schiller verkehrt vertraulich mit ihm Dezember 1800 (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 4Stuttgart 1881, ed. W. Vollmer 2, 265). Im Januar 1801 schreibt er von einer Tour nach Frankfurt, wo ihn Frau Rat freundlich aufnahm (Urlichs, S. 416). (Das Folgende nach Charlotte von Schiller 3, 168 ff. mit Zusätzen.) Im selben Jahre[1]) ging er nach Paris. 1804 bat er Schiller wegen eines Antrages des Fürsten Oranien-Fuld um Rat. Er nahm ihn an, begrüßte Charlotte in Fuld als Direktor des Medizinal-Kollegiums (Charlotte von Schiller 1, 386), nachdem er am 18. Januar 1805 durch Weimar durchgekommen war (Kalender 186). 1810 ging er nach St. Petersburg, 1818 war er in Louvain, wo er in anscheinend bedeutender Stellung die Reorganisation der Universität leitet (Charlotte von Schiller, 169 ff.).

[1]) Doch vgl. den Anhang zu diesem Kommentar!

Digitized by Google

Die Situation, die der Brief voraussetzt, ist folgende: Dr. Succow sucht eine Amme für Frommans. Hufeland und Harbaur sollen über den Erfolg berichten. Schillers Interesse erklärt sich durch die Kalendernotiz vom 21. April 1800 (Kalender S. 92; Entlassung der Amme, weil Karoline entwöhnt wird; könnte bei Frommans eintreten).

Die Amme wurde gesucht für Sophia Alwina Fromman (siehe das Frommansche Haus und seine Freunde. Von J. Fromman. [3]Stuttgart 1899, S. X, 4, 27), geboren 16. März 1800 (nach Angabe des evangelischen Pfarramtes in Jena), als Tochter des Buchhändlers C. J. E. Fromman (vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 8, 140—143) und seiner Frau J. Ch. geborene Wesselhöft; seit 1798 in Jena, mit den bedeutendsten Männern in geschäftlichem und freundschaftlichem Verkehr. In ihrem Hause Minna Herzlieb als Pflegetochter. Zu Schiller bestand kein näheres Verhältnis (a. a. O. S. 167). Schiller verkehrt nur geschäftlich mit Fromman (Jonas 6, 254, 284; 7, 44, 184, 193, 233. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, ed. W. Vollmer. Stuttgart 1876, S. 415, 426, 427, 540, 554; Schiller Goethe 2, 247, 340). Alwinas weitere Schicksale scheinen sich durchaus im Rahmen der Familie entwickelt zu haben (a. a. O. S. 78 ff., 84, 85, 87, 75, 54 ff., 59, 61, 64, 119, 124, 130, 144, 150, 127, 129, 161, 170, 173, 168, 165, 167, 168).

Wilhelm Karl Friedrich Succow, Sohn von L. J. D. Succow, Professor der Physik und Mathematik in Jena, seit 1816 ordentlicher Professor der Medizin in Jena, geboren 29. Dezember 1770 in Jena, gestorben 30. Juli 1848 ebenda, als geheimer Hofrat (Allgemeine Deutsche Biographie 37, 106). — Christoph Wilhelm von Hufeland, geboren 12. August 1762 in Langensalza, 1793 Professor der Medizin in Jena, Leibarzt, Hofrat, 1801 preußischer Geheimrat und Direktor des medizinischen Kollegiums, 1809 Professor an der Universität Berlin, gestorben daselbst 25. August 1836 (Goedeke 6, 256 ff.; Allgemeine Deutsche Biographie 13, 286 ff.). Nahe Verbindung mit Schiller beweisen Jonas 1, 41, 421, 424; 4, 117; 5, 90; 6, 251. Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt, ed. A. Leitzmann. [3]Stuttgart 1900, S. 53, 232. Schiller-Goethe 1, 187, 188. Von Berlin aus drängt Hufeland Schiller zu kommen (Urlichs, S. 488, 542), versichert Schiller von dem tiefen Eindruck, den er hinterlassen (ebenda, S. 570), Schiller dankt (Jonas 7, 167). — Das Kind ist Schillers Tochter Karoline Henriette Luise, geboren 11. Oktober 1799 (Jonas 6, 92). Hofrat Starke ist Johann Christian Stark, Professor der Medizin, sachsen-weimarischer Hofrat und Leibarzt in Jena, geboren 13. Januar 1753 bei Apolda, seit 1784 ordentlicher Professor in Jena, gestorben 11. Januar 1811 (Allgemeine Deutsche Biographie 35, 490 f.). Seine Tätigkeit als Arzt von Schiller überall rühmend anerkannt (Jonas 2, 27; 3, 53, 130, 132, 140, 144, 148, 201; 6, 237, 241; 7, 240. Schiller-Cotta, S. 560; Schiller-Goethe 2, 268; Jonas 6, 310, 311; 7, 183; Schiller-Lotte 3, 127; Schiller-Schwester Christophine, S. 190; Bilder aus der Schiller-Zeit, ed. L. Speidel und H. Wittmann. Stuttgart o. J. S. 319; Schiller-Humboldt, S. 53; Jonas 6, 322; Urlichs, S. 252, 352, 418, 454 f.). Geschäftliche Beziehungen (Jonas 4, 421, 424, 432, 433; 5, 30; Schiller-Cotta, S. 158, 159, 163, 165; Schiller-Humboldt, S. 156, 170). Als Arzt Lottes und der Kinder (Jonas 3, 322, 325; 4, 120; 5, 30, 31, 41, 172, 185; 6, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 110, 112, 121, 125, 155, 165, 253, 257; Schillers Briefwechsel mit Körner, ed. Goedeke. [2]Leipzig 1874, 3, 346; Schiller-Lotte 3, 199 Anmerkung 200: Schiller-Christophine, S. 222). — Das Ziel von Harbaurs Reise war nicht zu ermitteln. — Otth war nicht zu identifizieren. Vielleicht Harbaurs Bediener oder Wirt.

Im Schiller-Archiv ist aber auch noch der folgende undatierte und ungedruckte Brief Harbaurs erhalten:

„[Jena.] Freytag Abend 9 Uhr [12. (?) März 1802]. So eben hab ich von H. Justr. Hufeland die neue Charte erhalten, so wie sie bis iezt nur an die

Digitized by Google

Subscribenten verschickt wird. Sie sind gebeten die einliegenden Ankündigung und Beilage wieder mitzuschicken wenn Sie alles hinlänglich durch Gesehen haben. H. Justr. Hufeland der überhaupt Aufträge dafür annimmt, wünscht bald noch einige Subscribenten zu bekommen, er meint nemlich H. Kruse wäre noch nicht ganz gegen die Kosten gedeckt.

Ich verließ gestern Morgen Ihr Haus ungern ohne Gewisheit ob die Hofräthin endlich vom Zahnweh befreyt wäre; doch schloß ich es aus der Stille die überall herrschte. Ich säh es sehr gerne wenn Sie Morgen auch nur dem Rudolf den Auftrag gäben meinem Packet das er mir schicken wird, ein Zettelchen, mit der Nachricht wie es Ihnen beyden gehe, beizulegen.

Verflossene Nacht habe ich bei H. Hoferath Starke zugebracht, er war ziemlich ruhig und fühlte sich diesen Morgen sehr gestärkt. Die Herzogin hat ihm einige Pfirsichen geschickt die ihn sehr erquicken. Er ist nun ganz auf dem Wege der Besserung, china opium Champagner und Steinwein die nun an der Stunden Ordnung sind werden bald die Kur vollendet haben.

Heute hab ich von Mamachen gute Nachricht bekommen über den Gesundheits Zustand des H. Geheimen Kirchrath. Da es zu spät ist der Frau Hofräthin die vielleicht gern weitläuftiger wüßte wie es geht, noch zu schreiben, lege ich lieber den Brief bei.

Gute Nacht

Ihr Harbauer."

Fehlt im Kalender.

Georg Gustav Rudolf hieß Schillers langjähriger Diener (Kalender S. 282, Schiller-Cotta, S. 558 f. Anmerkung 1; Schiller-Lotte 3, 110 Anmerkung 1).

Jena als Absendungsort des Briefes ergibt den terminus a quo: 1798 (erste Erwähnung in Jena, Deutsche Klinik 1863, Nr. 18, S. 176 Anmerkung). Terminus ad quem: 5. Juni 1802 (erste Erwähnung in Paris, Charlotte von Schiller 2, 70).[1]) Näheres erfolgt, wenn wir feststellen, was „die neue Charte" ist. Hier kommen drei Ankündigungen im Intelligenzblatt der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung in Betracht: 1) 15. November 1800, Nr. 190, Spalte 1589 ff.: „Atlas zur Geschichte aller europäischen Staaten, von ihrem Ursprunge an bis zum Jahre 1800 . . . . . durch beygefügte chronologische und genealogische Tabellen erläutert von C. Kruse. Instructor der Durchl. Prinzen von Holstein-Oldenburg." Die 31½ Spalten füllende Anzeige ist mit C. Kruse gezeichnet. 2) 13. Dezember 1800, Nr. 209, Spalte 1744. 3) 10. März 1802, Nr. 34, Spalte 271 f.

Die erste dieser Ankündigungen schließt mit der Zeile: „In Jena nimmt Hr. Justizrath Hufeland Subscription an." In der dritten wird das Erscheinen der ersten Lieferung für die nächste Ostermesse mit Bestimmtheit versprochen. Bis zum Ende der Messe wird noch Subskription angenommen. Für Doppelporto kann man die ersten Karten schon jetzt haben. Zweifellos also ist es diese Karte, von der Harbaur schreibt. Hufeland als Subskribent hatte die Karte kommen lassen — er las wohl als gewesener Redakteur die Ankündigungen, bevor sie ins Intelligenzblatt kamen —, hatte sie Harbaur geschickt, dieser sendet sie nebst der Ankündigung als Beilage seines Briefes an Schiller weiter: vielleicht weil er wußte, daß Schiller mit historischen Stoffen beschäftigt war (Jonas 6, 363, 365; Schiller-Körner 2, 408; Jonas 6, 364). Gestützt erscheint dies alles durch die Stelle aus Schillers Brief an Cotta 10. Juni 1803 (Jonas 7, 46; Schiller-Cotta, S. 489): . . . „die Landcharten von Kruse . . . bitte nicht zu vergessen."

Damit erscheint das Datum unseres Briefes auf die Zeit 10. März — bis Ostern 1802 eingeschränkt. Da Harbaur wohl möglichst bald die Karte ge-

[1]) Wenn Urlichs, ebenda 3, 168, Harbaurs Ankunft auf 1801 festsetzt, ohne Beleg, so wird die Datierung unseres Briefes das als falsch erweisen.

Digitized by Google

schickt haben wird, darf man wohl datieren: Jena, Freitag d. 12. (?) März 1802. Demnach konnte Harbaur nur zwischen dem 12. März und dem 5. Juni 1802 (siehe oben) in Paris eintreffen, nicht schon 1801, wie Urlichs (Charlotte von Schiller 3, 168) will.

„Justr. Hufeland." Gottlieb Hufeland, geboren 19. Oktober 1760 in Danzig, 1785 Dr. phil. et iur. in Jena, 1788 Professor daselbst. Später an verschiedenen Universitäten und in verschiedenen Stellungen. Starb 18. Februar 1817. 1788 bis 1799 Mitherausgeber der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung (Allgemeine Deutsche Biographie 13, 296 ff.).

Schiller stand mit Hufeland in intimem persönlichen (Jonas 1, 401; 2, 197, 259, 90; 6, 68; 2, 248; 7, 66, 68, 77, 89; 2, 298, 359; 3, 348; 4, 20; 6, 129, 250, 257, 264, 265, 353; 7, 265), literarischen und geschäftlichen Verkehr (ebenda 1, 409; 2, 74, 293, 301, 302, 100, 115; 3, 122, 356, 367; 4, 173, 399, 408; 6, 27; Schiller-Cotta, S. 86, 103, 210, 298; Bilder aus der Schillerzeit, S. 124). Die Briefe der beiden sind gleichfalls literarischen (Jonas 2, 136; 3, 15, 103; 4, 35; Urlichs, S. 55), geschäftlichen Dingen (Jonas 2, 336; 6, 224; Urlichs, S. 405, 465), der Vermietung und dem Verkauf des Gartenhauses (Jonas 6, 144, 164, 342, 348, 373; 6, 388; Urlichs, S. 357, 361, 368, 433, 473), intimen Angelegenheiten (Jonas 2, 257; 3, 15; 5, 154; 6, 381; Urlichs, S. 368; Jonas 2, 279; Urlichs, S. 106) gewidmet.

Christian (Karsten) Kruse, geboren 9. August 1753 zu Hiddigwarden im Herzogtum Oldenburg, gestorben 4. Januar 1827 zu Leipzig. Hauptwerk: Atlas zur Übersicht der Geographie und Geschichte der europäischen Staaten 1802–1818. 1788 Instruktor der Oldenburgischen Prinzen, dann Konsistorialrat, 1805 leitet er als Scholarch Gymnasium und Lehrerseminar. Siedelte 1811 nach Leipzig über und wurde dort Professor für historische Hilfswissenschaften (Allgemeine Deutsche Biographie 17, 262).

„Mamachen" ist Harbaurs Mutter. Nur bekannt aus Charlotte von Schiller 1, 386 und 3, 171 und auch dort nur erwähnt.

Der „geheime Kirchrath" ist Johann Jakob Griesbach, der berühmte Textkritiker des neuen Testamentes, geboren 4. Januar 1745 zu Butzbach in Hessen-Darmstadt. Heiratete Friederike Juliane Schütz. Seit 1775 Professor der Theologie in Jena, 1782 Prälat und Deputierter der jenaischen Landschaft, 1811 ernstlich erkrankt, gestorben 24. März 1812.

Schiller verkehrte mit Griesbachs intim seit März 1789, wenn auch ihnen und dem ganzen Hause der höhere Schwung mangelte (Schiller-Lotte 1, 253, 291; 2, 31, 48, 115; 3, 107, 141, 160, 162, 170, 172, 179; Jonas 2, 259, 345, 420; Schiller-Lotte 1, 291, 295, 299; C. von Wurzbach, Schillerbuch, Wien 1859, marg. 2074; Schiller-Lotte 1, 293; Urlichs, S. 69; Jonas 2, 367; 4, 405; 5, 315; Schiller-Lotte 2, 48; Geschäftsbriefe, S. 311; Jonas 3, 14; Urlichs, S. 511 f.). Schiller wohnte im Griesbachschen Hause seit Ostern 1795 (Jonas 4, 134).

Von den drei erhaltenen Briefen Griesbachs an Schiller kommt hier der vom 18. Juni 1802 in Betracht (Urlichs, S. 491 f.), der die Möglichkeit eröffnet, daß Frau Harbaur den Kirchenrat in irgend einem Kurort getroffen hat.

(Ludwig Gorm.)

Nr. 76 fehlt im Kalender.

Johann Dietrich Christian Lauenstein, geboren 12. März 1776 in Katlenburg bei Nordheim, 1800 Prediger in Esbeck, gestorben 6. Juni 1843 als Superintendent zu Düshor, Fürstentum Lüneburg (Goedeke 7, 337). — Aufnahme der eingesendeten Gedichte in den Musenalmanach war unmöglich, da für 1801 keiner mehr erschien. Das Manuskript der Gedichte im Archiv zu Weimar (Kalender S. 308): „An die Schmeichler der Großen" und „Der Krieg, Fragment". „Der Krieg" in: Der Genius der Zeit. Ein Journal herausgegeben von August Hennings.

Digitized by Google

Neunzehnter Band. Januar bis April 1800. Altona bey J. F. Hammerich. Februar 1800, S. 105 ff. Höchst unbedeutend. — Herausgeber des Genius der Zeit war von 1794—1802 A. A. F. von Hennings, am Xenienstreit als Gegner Goethes und Schillers sehr lebhaft beteiligt (vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft 8, 173 ff.; Lang, Von und aus Schwaben, 3. Heft, Stuttgart 1886).

Johann Joachim Eschenburg (1743—1820), seit 1768 am Carolinum zu Braunschweig, der bekannte Shakespeareübersetzer. Schillers Urteil über den Mann und die Übersetzung war sehr ungünstig (vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, ed. W. Vollmer. [4]Stuttgart 1881, 1, 185, 196; Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, ed. W. Vollmer. Stuttgart 1876, S. 219 Anmerkung 5, S. 220; Jonas 5, 116; Jonas 4, 259; Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, ed. Leitzmann. [3]Stuttgart 1900, S. 122; Jonas 4, 461; Schiller-Goethe 1, 125; Jonas 5, 301; Schiller-Cotta, S. 276; Schiller-Goethe 2, 217 f.; 2, 230; Schiller-Cotta, S. 373; Jonas 4, 427; Schriften der Goethe-Gesellschaft 8, Xenion 113, 364, 499 und ebenda S. 130 f., 185).

S. 334 Z. 7 von unten bestimmter = ordinierter. In Hannover wartete Lauenstein wohl die Zeit bis zum Amtsantritt ab. Esbeck ist ein Dorf in Hannover.

(Ludwig Gorm.)

Nr. 77. Kalender 17. Juni 1800 (95, 223). Antwort fehlt.

Kasimir Ulrich Boehlendorff (1775—1825) studierte seit 1794 zu Jena und Dresden Philosophie und Kunstgeschichte, war Hauslehrer in der Schweiz, in Deutschland und Kurland, kurze Zeit auch Professor in Bremen; geregelter Tätigkeit abhold, wanderte er unstät von Ort zu Ort, bis er selbst seinem Leben ein Ende machte (Goedeke 7, 490 f.). Nicht nur die Gedichte Boehlendorffs, sondern auch sein von Goethe und Wilhelm Schlegel rezensierter „Ugolino“ mißfiel Schiller (Schiller-Goethe-Briefwechsel 2, Nr. 797 und 801). Den „strengen Tadel“ erhielt Boehlendorff auf die am 12. Juni 1799 an Schiller gesandten Gedichte (Urlichs, S. 319 und 325). Die Mehrzahl seiner übrigen Schriften sind Gedichte und Aufsätze (siehe Goedeke 7, 490 f.). (H. Zwanzger.)

Nr. 78. Kalender 18. Juli 1800 (96, 253).

Christoph Friedrich (von) Hirsch (1778—1850), geboren zu Ansbach, promoviert zum Doktor med. in Erlangen 1799. Als Arzt kurze Zeit in seiner Vaterstadt tätig. Dann bis zu seinem Tode in Bayreuth. Daselbst war er Stadtgerichtsarzt und außerdem kgl. bayerischer Medizinal- und Sanitätsrat (Meusel[5] 14, 145; 18, 173; 22, 767. Neuer Nekrolog der Deutschen 28, 2. Teil, 971. — A. C. P. Callisen, Medizinisches Schriftstellerlexikon, Kopenhagen 1831, 8, 539 f. — Dr. August Hirsch, Biographisches Lexikon der hervorragendsten Ärzte aller Zeiten und Völker, Wien 1866, 3, 216 f.). Ein ganzes Dutzend medizinischer Werke und Abhandlungen, darunter eine Übersetzung aus dem Französischen, werden verzeichnet. Als Dichter kennt ihn nur Meusel, gibt aber nur allgemein „Gedichte“ an (14, 145). Über das Freundschaftsverhältnis zwischen dem Dichter Uz und dem Vater Hirschs vgl. Schüddekopf, Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, Tübingen 1899; Uz an Gleim S. 309, 412 f., 418, 425; Petzet, Uz S. 25. Über Hirschs Vater Georg Ludwig Hirsch vgl. Goedeke 7, 615, 734; Meusel[5] 14, 146; Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie 8, 412; Andreas Meyer, Nachrichten von den Ansbacher und Bayreuther Schriftstellern, Erlangen 1782, S. 395. — Uz starb am 12. Mai 1796. Das dem Briefe beigelegte Gedicht „Das Mitgefühl. In dem Kirchhofe zu A...., am 1ten Mai 1800“ ist eine Kirchhofelegie (Gray) 21 achtzeilige Strophen. Ganz unselbständig, greifbare Anlehnungen an Matthison, Hölty, Salis-Seewis. Im Almanach konnte das Gedicht keine Aufnahme finden, weil seine Herausgabe zu Ende des Jahres 1799 eingestellt wurde.

(Simon Dinstag.)

Digitized by Google

Nr. 79. Kalender 26. Juli 1800 (97, 264 Druckfehler „Archias“ für „Archivs“). Vgl. Nr. 50 und 72.

Die Gesellschaft: die Mitarbeiter am „Archiv für moralische und religiöse Bildung des weiblichen Geschlechts“ waren Nikolaus Meyer, Vermehren, Messerschmid und andere (Goedeke 8, 8). — Über die Krankheit von Schillers Frau Charlotte vgl. Kalender 23. Oktober 1799 (84) und 21. November 1799 (85).

(Johann Reichert.)

Nr. 80 fehlt im Kalender.

Wer dieser Zeukner war, ist nicht zu eruieren. Die Matrikel der Universität Jena kennt ihn nicht und in Schwarzenberg ist sein Name gleichfalls unbekannt.

Vielleicht hat ihn die Beschäftigung der Klassiker mit der bildenden Kunst (in den „Propyläen“) damals bewogen, Schiller neun Landschaften anzuvertrauen.

Der Wallenstein erschien Juni 1800; denn am 16. Juni schreibt Schiller an Körner, das Stück sei bis auf die letzten zwei Bogen gedruckt (Jonas 6, 162) und Körner bestätigt den Empfang seines Exemplars am 29. Juni (Briefwechsel zwischen Schiller und Körner, herausgegeben von Ludwig Geiger, Stuttgart o. J., 4, 138).

Der Preis des Buches betrug 2 Reichstaler (Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 3, 127).

Schiller hat seiner Bitte nicht nachgegeben; denn die Liste der Freiexemplare im Kalender 98 f. nennt seinen Namen nicht. (Max Mell.)

Nr. 81. Kalender 13. August 1800 (98, 259).

Das frühere Schreiben, das Schiller laut Kalender (96 und 204) am 8. Juli 1800 empfing, ist verloren. Die Beilage zu dem ersten Brief bildet nur ein Gedicht: „Der Traum“, im Archiv erhalten, kläglich dilettantisch. Doch hat Jett 1799 noch einen „Gracchus“ veröffentlicht (Goedeke 6, 445, 17; Meusel 10, 25), der vielleicht die Beilage zu unserem Briefe gebildet hat. Über die Persönlichkeit war weder durch die polizeiliche Meldestelle noch durch das Rektorat in Heidelberg etwas zu erfahren. — S. 338 Z. 8 von unten lies Monatte.

(Anna Faltitschek.)

Nr. 82. Kalender 8. September 1800 (99, 303).

Die Gedichte handschriftlich im Archiv: „Unbekannte Sehnsucht“, „Der Zugvogel“, „Die Wassernixe“. Nach Mitteilung des Universitätsregistrators in Halle kommt der Name Wellborn in dem Verzeichnis der Studierenden der Jahre 1744—1825 nicht vor; die Bibliothek in Halle besitzt auch keine Schriften von ihm. Er scheint zu den Wenigen zu gehören, für die Schillers Stillschweigen bestimmend war. (Erwin Klein.)

Nr. 83 fehlt im Kalender.

Heinrich Karl Ebell (1775—1824), anfangs Jurist, widmete sich der Musik; 1801—1804 Theaterkapellmeister in Breslau, komponierte Opern, Singspiele und Lieder (vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 5, 525 f.; Riemann, Musiklexikon[8] S. 331 b).

S. 339 Z. 1 Wallensteins Tod im Berliner kgl. Nationaltheater am 17. Mai 1799 zum erstenmal gegeben; Fleck-Wallenstein, Iffland-Oktavio, Mad. Fleck-Thekla. Kritik: Preußisches Jahrbuch 1799, S. 310.

Ebenda, Z. 2 Monolog, IV. Akt, 12. Auftritt; 1801 erschien zu Berlin bei Oehmigke d. J. der „Monolog Theklas aus Wallensteins Tod von Fr. Schiller, in Musik gesetzt von H. K. Ebell“ (Wurzbach, Schillerbuch Nr. 1512).

S. 340 Z. 1 Reichardt Joh. Friedr. (1752—1814). Sein Verhältnis zu Goethe und Schiller ist bekannt; insbesondere dieser war sehr erbittert über ihn (vgl. Schiller-Goethe-Briefwechsel 183 und 185). In den Xenien wird ihm

Digitized by Google

übel mitgespielt: „Der Wächter Zions“, „Zeichen des Skorpions“. — Erst im Winter 1809 erfolgt eine Versöhnung (vgl. Riemann[6] 1077). (Karl Thumser.)

Nr. 84. Kalender 16. September 1800 (100, 256); „Hovenbeck“ Lesefehler Schillers. Gedichte im Archiv.

Die Hoverbeck sind nach dem Gothaischen genealogischen Taschenbuch der freiherrlichen Häuser (11. Jahrgang 1861) ein flandersches Adelsgeschlecht, das im 17. Jahrhundert nach Preußen kam und vom Kaiser Leopold I. 1663 den Reichsfreiherrnstand erhielt. Der einzige Hoverbeck, der sich literarisch nachweisen läßt, ist bei Meusel verzeichnet als: „C. E. B. Freyh. von Hoverbeck, vormals k. preuß. Rittmeister, in Schlesien lebend und Verfasser eines „Preußischen Nationalschach“, Breslau 1806. Herr Rittmeister Andreas Freiherr von Hoverbeck-Schönaich zu Berlin ist im Besitze eines handschriftlichen „Liederbuch für Freimaurer“, dessen Verfasser sich zeichnet als: Karl Freiherr von Hoverbeck, Breslau 22. August 1784. (Walther Jaffé.)

[Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 50, 483 und die dort angegebene Biographie von Ludolf Parisius: Leopold Frh. von Hoverbeck. Berlin 1897—1900. J. M.]

Nr. 85 fehlt im Kalender. Vgl. Nr. 26. Die Übersetzung ist in Distichen (Archiv).

Parabomios (adj.) bedeutet etwas, was neben oder an dem Altare ist, also Opfergaben; Wilhelmi gebraucht das Wort ebenso von Epigrammen, wie die Xeniendichter das Wort „Votivtafeln“. Die Beschäftigung mit Epiktet war im 18. Jahrhundert eine sehr anhaltende, wie außer einer Monographie von Joh. F. Bayer (Marburg 1795) die vielen Übersetzungen beweisen, die Degen verzeichnet. Wilhelmis Einsendung scheint nicht gedruckt worden zu sein, wenigstens ist sie in Degens Literatur der Übersetzungen der Griechen I 247 und Nachtrag I 119 f. nicht verzeichnet. (Therese Pupini.)

Nr. 86. Das Datum ist schwerlich richtig; denn Schiller hat den Brief erst am 23. Januar 1802 (Kalender 118, 276) erhalten. Auch wenn man mit Vollmer (Cottabriefwechsel 349 Anmerkung 2, vgl. 410 ff.) anstatt Februar: September liest, bleibt es auffällig, daß eine Postsendung von Göttingen nach Jena vier Monate brauchen sollte, wahrscheinlich sind Monat und Jahr verschrieben und es muß heißen: 13ten Januar 1802. Heinrich Adolf Noehden (1775—1804), Medizindoktor und Privatdozent in Göttingen, war der Bruder von Georg Heinrich Noehden (1770—1826), der den Fiesco und den Don Carlos ins Englische übersetzt hat (Meusel 18, 859 und 860); der Titel der Grammar lautet: German Grammar adapted to the use of Englishmen, London 1800. Rosenbaum verweist auf den kurzen Nekrolog in der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1826, Nr. 91 Sp. 752 und auf die Biographie in den Zeitgenossen 17 (1820), S. 135 ff. (Jaroslava Weselý.)

Nr. 87. Kalender 4. Mai 1801 (106, 299).

Christoph Gottlieb Bigera (1752—1832), geboren am 8. November 1752 in Nonnenweier im Breisgau als der Sohn des dortigen evangelischen Pfarrers Johann August Bigera (Matrikel). Studiert in Jena. (Matrikel 30. April 1774: Chr. Theoph. Bigerer. Brisgovius.) Nachfolger seines Vaters seit 2. Februar 1785 (Matrikel). Gestorben 16. Februar 1832. (Nekrolog, 1832, S. 924.) Schriftstellerisch nicht hervorgetreten. (J. P. Schad'n.)

Nr. 88 fehlt im Kalender.

Von einem C. W. von Hagen, genannt Brislowitz, führt Meusel 14, 13 eine Schrift an über „die Unehelichgebohrnen, oder Gründe zum Beweise der Un-

Digitized by Google

rechtmäßigkeit der bisher gewöhnlichen Verachtung derſelben". O. O. [Göttingen] 1801 (Kayſer: 1802). (Alfred Roſenbaum.)

Nr. 89. Kalender 20. September 1801 (111, 283).

Johann Benedikt von Scherer, kaiſ. ruſſiſcher Rat, geb. am 1. September 1741 in Straßburg, ſeit 1775 Kommis im bureau des affaires étrangères in Verſailles, von 180?—1808 franzöſiſcher Sprachlehrer in Kirchheim unter Teck, ſpäter Profeſſor in Tübingen bis 1824. Sein Todesjahr iſt unbekannt. Er verfaßte eine Reihe von geſchichtlichen und geographiſchen Werken, darunter mehrere in franzöſiſcher Sprache (Meuſel[5] 7, 107; 10, 569; 15, 292; 20, 92 f.).
(M. Eibl.)

Nr. 90 fehlt im Kalender (vgl. 120, 290 f.).

Karl Chriſtian Friedrich Ludwig Schmidt (1763—1815), geboren zu Gemünden in der Herrſchaft Weſterburg auf dem Weſterwald, Heſſen-Naſſau (Goedeke 7, 235; Meuſel). Er ſtudierte, vermutlich in Gießen, Theologie, war 1791—1798 Pfarradjunktus oder Vikarius bei ſeinem Vater in Willmenrod (Heſſen-Naſſau), wurde 1798 wirklicher Pfarrer daſelbſt, danach Konſiſtorialrat. Berufungen an die Univerſitäten Herborn und Gießen lehnte er ab. Er ſtarb in Willmenrod am 14. März 1815 (Pfarramt Weſterburg, Paſtor Haas). Er war hauptſächlich theologiſcher Schriftſteller, trat auch mit Gedichten teils in Lokalzeitſchriften, teils in eigenen Sammlungen vor die Öffentlichkeit. Der Brief an Schiller gibt dem folgenden Werkchen das Geleite: Diomedes, oder die Moralprincipien im Streite; ein Gedicht an Herrn Prof. J. Kant und Herrn Hofrat F. Schiller. Hadamar in der neuen Gelehrten-Buchhandlung 1082 (ſoll heißen 1802) (Berlin, Königl. Bibliothek).

Ein umfangreiches Lehrgedicht in 68 vierzeiligen Strophen. Es knüpft an die Reſignation an, übernimmt parodierend an verſchiedenen Stellen etliche Verſe daraus und hat den Sieg der neuen Kantiſchen Vernunftlehre über den Eudämonismus zum Vorwurfe. Die Vorführung iſt ſchematiſch, kraß, ohne Poeſie und innerliche Überzeugungskraft. In einem zweiten Briefe 17. März 1802 (Kalender 120) ſcheint er Schillers Urteil zum zweitenmal erbeten zu haben; Schiller ſchenkte ihm aber keine Beachtung.

Man beachte die fehlende Negation in der Wendung: „Konnte es nicht übers Herzen bringen .... [nicht] zu parodiren", die ein Seitenſtück zu Emilia Galotti 2, 6 („nicht ohne Mißfallen") und zu ähnlichen Verfehlungen bei Goethe (Weimarer Ausgabe 33, 81, 22; 40, 334, ſiehe die Lesarten) bildet. (Ernſt Hladny.)

Wie heftig Schillers Reſignation angegriffen wurde, das beweiſt auch der folgende „Anonyme Brief über die Reſignation" (Kalender 59), der ſich gleichfalls im Archiv befindet:

„Beym Leſen der Reſignation
von Schiller.

Den 20ten May 1798.

Armer Mann! der ans Zerſtäuben
Seines großen Geiſtes glaubt.
Ich verſchwinde, Sonnen bleiben,
Sagt der arme Mann, und raubt
Sich durch dieſen böſen Glauben
Seines Geiſtes Heiterkeit,
Raubt ſich die Zufriedenheit
Mit dem Schöpfer ſeiner Zeit,
Seiner! und der Ewigkeit!
Kann er ſich was beßres rauben?
Nein! Ich ſchwör es einen Eid!

Digitized by Google

Ach, ich möchte, möcht' ihm schreiben,
Gutes thu ich, wenn ichs thu;
Armer, können Sonnen bleiben,
Ey! warum denn nicht auch Du?"

(J. Minor.)

Nr. 91. Kalender 13. September 1802 (131, 304).

Müllers Kommentar ist jedoch unrichtig. Unser Brief ist derselbe, dessen Empfang Schiller am 13. September 1802 im Kalender einträgt, der also zehn Monate unterwegs war, für die damaligen Verhältnisse nichts Auffallendes. Dieser Brief rührt nicht von L. (Ludwig) v. Wolzogen her und kann auch nicht einem „Schreiben seines Bruders" beigeschlossen gewesen sein. Denn L. v. Wolzogen war nie in Java — zu der in Betracht kommenden Zeit gerade in Breslau — und ferner waren nie zwei Brüder Wolzogen in Java. Diese bisherige falsche Annahme ist durch das schlechte Deutsch des Schreibens verursacht: „... kann ich den Brief meines Bruders nicht schließen, ohne ..." müßte richtig heißen: „... den Brief an meinen Br ..." (Wilhelm). Der Schreiber des Briefes ist Karl Freiherr von Wolzogen. Die Grundlage der folgenden Biographie bildet das Werk Alfreds von Wolzogen: „Geschichte des reichsfreiherrlichen von Wolzogenschen Geschlechts," Leipzig 1859, 2. Band, wo auch ein Teil unseres Briefes abgedruckt ist (S. 206 f.).

Karl Freiherr von Wolzogen, der zweite Sohn der Frau Henriette von Wolzogen, geborene Marschalk von Ostheim, geboren zu Meiningen 26. Oktober 1764. Seine Jugendgeschichte fällt größtenteils mit der seines älteren, bekannteren Bruders Wilhelm zusammen. Mit zehn Jahren kam er in die Militärakademie auf der Solitüde, der er bis 1784 angehört zu haben scheint (Wagner, Geschichte der hohen Carlsschule, Würzburg 1856—1858, 1, 370; Geschichte des Wolzogenschen Geschlechts 2, 190). Er war also wie sein Bruder Wilhelm noch ein Schulgenosse Schillers. 1787 trat er als Leutnant in das Infanterieregiment von Württemberg ein, das Herzog Karl noch im selben Jahre der holländisch-ostindischen Kompagnie in Sold überließ. Beim Ausmarsch des Regiments dichtete Schubart sein berühmtes „Caplied". 1788 landete Karl in der Tafelbai; 1789 wurde er Kapitänleutnant und ging nach Batavia auf Java. Aus dieser und der späteren Zeit sind eine große Anzahl von Briefen Karls an seine Familie erhalten, die den Zeitraum von 1784—1807 umfassen und interessante Schilderungen von Land und Leuten geben. Mehrere davon sind abgedruckt in den „Briefen des Herrn von Wurmb und des Herrn Baron von Wolzogen auf ihren Reisen nach Afrika und Ostindien in den Jahren 1774—1792" (Gotha 1794). [Herr von Wurmb war ein Vetter Karls von Wolzogen; die Brüder Ludwig und Karl von Wurmb sind bekanntlich die Helden von Schillers Novelle: „Großmütige Handlung aus der neuesten Geschichte."] 1790 wurden die Truppen nach Samarang an der Nordostküste Javas berufen. Im selben Jahre kam Karls Beförderung zum württembergischen Hauptmann. 1793 vermählte er sich zu Samarang mit Johanna von Stralendorff, verwitweten Frau von Bose. Über diese psychologisch-interessante Heirat äußert er sich in einem Briefe vom 8. November 1792 an seinen Bruder Wilhelm (abgedruckt in der Geschichte des Wolzogenschen Geschlechts 2, 202). Er heiratete sie nämlich aus Pflichtgefühl, weil sie nach dem Tode ihres Mannes, seines Freundes, der ihn zum Testamentsvollstrecker eingesetzt hatte, zur Bettlerin geworden war. Er kaufte zu Samarang ein Haus mit Garten, von dem er auch in unserem Briefe spricht, quittierte, um seine Verhältnisse zu verbessern, den Dienst im Regiment von Württemberg und trat 1796 als Kapitän in die Dienste der holländisch-ostindischen Kompagnie. Die Holländer waren damals im Kriege gegen England und das gab ihm Gelegenheit, sich als Ingenieur beim Bau von Befestigungswerken auszuzeichnen und auch ein Vermögen zu erwerben. 1798 wurde er Major und Chef der Artillerie von Samarang. Vom 23. August bis

Digitized by Google

12. November 1800 wurde Batavia von vier englischen Schiffen blockiert. Die Anordnungen zur Verteidigung der auch bedrohten nahen Stadt Samarang fielen ihm zur Last. 1801 wiederholten sich die Angriffe der Engländer auf Java und im Herbst überfiel ein englisches Schiff mit 74 Kanonen die offene Reede von Samarang gerade in der Nacht, wo Wolzogen dem neuen Gouverneur ein Fest gegeben hatte. Auf die erste Nachricht war Wolzogen am Strande und es gelang ihm, den Feind mit seinen Küstenkanonen zu vertreiben. Von dieser Zeit an wird das Deutsch seiner Briefe konfus. Von 1801—1806 fehlt die Korrespondenz; die Briefe sind wahrscheinlich in englische Hände gefallen und verlorengegangen. Das einzige erhaltene Schreiben aus dieser Zeit ist das vorliegende. Dann ist erst wieder ein Brief vom 20. Dezember 1806 erhalten, in dem er von verschiedenen Reisen berichtet. 1803 wurde er Oberstleutnant, 1804 begann er den Bau eines neuen Gebirgsforts, 1806 inspizierte er die Waldungen der Insel; 1807 wurde er Oberst und Chef sämtlicher Truppen. Im selben Jahre erschienen wieder die Engländer vor Samarang, die er zwar vertreiben konnte, wobei er sich aber ein Fieber und Krampfanfälle zuzog. Deshalb erbat er seine Entlassung aus dem Militärdienst, die ihm unter gleichzeitiger Ernennung zum Generalinspektor der javanischen Waldungen gewährt wurde. Seine Gesundheit war aber bereits zerrüttet und am 8. Juli 1808 verschied er zu Samarang. — Karl von Wolzogen hat sich außer mit den Militärwissenschaften besonders mit Naturwissenschaft beschäftigt. Auch hatte er eine ausführliche Beschreibung der auf Celebes einheimischen Säugetiere, Vögel und Pflanzen mit Abbildungen verfaßt; ein Werk, welches ihm aber auf einer Reise 1790 gestohlen wurde.

Der Kalender verzeichnet zwar weder eine Antwort auf diesen Brief, noch die Absendung eines früheren Schreibens an Karl von Wolzogen. Wahrscheinlich verkehrten Schiller und seine Frau mit Karl auf demselben Wege wie dieser mit ihnen, nämlich durch Vermittlung von Wilhelm von Wolzogen. Wie aus den ersten Zeilen unseres Briefes hervorgeht, hatte ihm Schiller sein Bedauern ausgesprochen, daß er (Karl) so weit weg von Europa und seiner Familie weilen müsse. — Unter P. Paw ist offenbar Pater Corneille de Pauw gemeint, dessen „Recherches sur les Grecs" im Briefwechsel Schiller-Humboldt S. 251 erwähnt werden; er schrieb auch über Amerikaner, Chinesen und andere. — Z. 23 Dienst: er war damals bereits Major, konnte also berechtigte Zweifel hegen, ob er im Falle der Rückkehr nach Europa sofort eine gleichwertige Stelle finden würde. — Z. 32 ff. Don Carlos, drei Übersetzer, Cost: Goedeke 5, 181 verzeichnet in der in Betracht kommenden Zeit bis 1801 nur eine Übersetzung ins Holländische, Amsterdam 1799. In der Geschichte des Wolzogenschen Geschlechts 2, 207 lautet der Name: „Eth Post", und statt „niederdeutsche Sprache" heißt es „norddeutsche Sprache". Karl von Wolzogen sagt jedenfalls unter dem Einflusse des Englischen (Dutch = Holländisch) nieder-„deutsche" Sprache. — Daß sich Karl von Wolzogen auch sonst für literarische Dinge interessierte, geht aus einem Briefe vom 28. Januar 1789 hervor (Briefe der Herren von Wurmb und von Wolzogen, S. 317 ff.), den Lotte in einem Schreiben an Schiller vom 9. November 1789 erwähnt (Briefwechsel zwischen Lotte und Schiller 2, 102). — Was Wolzogen damit meint, daß das Fragment des 30jährigen Krieges deutsch holländisch geblieben sei, ist mir nicht klar. Goedeke 5, 188 führt eine holländische Übersetzung aus dem Jahre 1794 an. — S. 346 Z. 7 „zwei Stein Backkörper"; A. von Wolzogen (a. a. O.) druckt etwas frei: zwei Steinbäckereien; es soll wohl heißen: „zwei Stein Backkücken", wobei Stein = steinern (englisch stone). Z. 11 in .... bin ich 2c.; A. von Wolzogen druckt: Im Rücken bin ich ... Z. 12 Klapperbäume: wahrscheinlich Klapperschote (Crotolaria); eine Abart Crot. juncea wird besonders auf Java zur Bastfasergewinnung gepflanzt. Z. 20 Karl von Wolzogen hatte insgesamt sieben Kinder, von denen das älteste Susanna hieß (so ist anstatt Johanna zu lesen). Z. 28 Ihre schwache Gesundheits Umstände: Am 16. Februar 1800 trägt

Digitized by Google

Schiller in den Kalender ein: „Aber gelassen. Bin ich krank worden.“ Am 26. Februar schreibt Lotte an Cotta, daß Schiller krank geworden sei (Schiller-Cotta-Briefwechsel 370). Schiller selbst in einem Briefe an Mellish (ebenda, S. 373), daß er vier Wochen untätig sein mußte; am 24. März (ebenda, Nr. 320 S. 374) kann Schiller seinem Verleger von der langsamen Genesung berichten, aber mehr als sechs Wochen hindurch fühlte er die Folgen (Schiller Körner-Briefwechsel 2, 343 [ed. Goedeke]); erst im Mai 1800 fängt er an, sich „wie einen Gesunden zu betrachten“ (Schiller-Goethe, Nr. 738). Im Januar 1801 erzählt er Körner von seinem starken Katarrh und seinen Befürchtungen für die schlechte Jahreszeit (Schiller-Körner 2, 364). Im Juli beabsichtigte er das Seebad Dobberan bei Rostock zu besuchen, wegen seiner Krämpfe (a. a. O. 376; Schiller-Goethe Nr. 810). Erst im Oktober fühlt er sich leichter, als während des ganzen Sommers (Schiller-Körner 2, 384). — Schillers Frau wurde nach ihrer Entbindung im Oktober 1799 von einem Nervenfieber befallen und lag acht Tage besinnungslos darnieder (Schiller-Cotta, Nr. 306). Im Dezember 1801 wurde Schillers Familie von den Masern heimgesucht (Schiller-Goethe, Nr. 823, 825). — Z. 34 beginnt der an Schillers Frau gerichtete Teil des Briefes, die offenbar zugleich mit ihrem Manne einige Zeilen an Karl von Wolzogen gerichtet hatte. Schiller hatte sich bereits früher um das Schicksal der jüngeren Brüder Wolzogen gekümmert. In einem Briefe an deren Mutter Henriette von Wolzogen, seine Gönnerin in den Tagen der Gefahr, macht er derselben am 23. September 1786 den Vorschlag, in ihrem Namen ein Bittgesuch an den König von Preußen zu verfassen, um Karl und August eine Stelle in der preußischen Armee zu verschaffen (vgl. Jonas 1, 309; Schillers Beziehungen ꝛc., Abschnitt VII f.). Von August und Ludwig spricht er in Briefen an Goethe (Jonas 5, 407, 438). Reinwald (Briefwechsel mit Christophine und Reinwald S. 99, 100) erwähnt Karl von Wolzogen in einem Briefe vom 25. Dezember 1786, den er ursprünglich Karl zur Besorgung an Schiller übergeben wollte, den er aber dann einem Pakete an Göschen nach Leipzig beischloß, weil Karl zu lange nicht abreiste. — Karl von Wolzogen findet noch Erwähnung in „Lotte von Schiller und ihre Freunde“ 2, 104[2], 105, 109; ferner im „Literarischen Nachlaß der Frau Karoline von Wolzogen“ 1, 361; 2, 176; Wurzbach, Schillerbuch 2033, 2656. — Interessant ist die sprachliche Form des Briefes, die deutlichen Einfluß des Englischen und vielleicht auch des Holländischen zeigt. (R. Poscher.)

Nr. 92. Kalender 3. Juni 1802 (125, 219). Antwort im Kalender 4. Juni vermerkt, nicht erhalten.

Über die Herausgeber der „Aspasia“ ist nicht mehr bekannt, als daß der eine wahrscheinlich ein junger Mann namens Meyer oder Meier ist, wie der Buchhändler Sander am 3. Juli 1802 an Schiller berichtet. Nach dem Urteil Sanders ist ihre Zeitschrift „Aspasia“ sehr minderwertig gewesen und hat mit dem fünften Stück aufgehört (Urlichs 494). Sie war leider nirgends zu erhalten, verdient aber gesucht zu werden, da sie möglicherweise eine authentische Äußerung Schillers „über das Mädchen aus der Fremde“ enthält. (H. Zwanzger.)

Nr. 93 und **94.** Kalender 7. Juli 1802 (128, 300) und 23. August 1802 (130), wo auch Schillers verlorene Antwort von demselben Tage verzeichnet ist. Nikolaus Vogt (1756—1836), Geschichtsschreiber und Staatsmann, in Mainz geboren, bei den dortigen Jesuiten und an der Universität Mainz ausgebildet, dann bei der Umgestaltung der Universität unter dem Kurfürsten Friedrich Karl von Erthal, Professor der Geschichte und Lehrer des Fürsten Metternich (siehe Nachgelassene Papiere, Wien 1880, I, 1, S. 14 f.), dann durch die revolutionären Wirren von Mainz vertrieben und in Aschaffenburg von der dorthin verlegten Universität und seit dem Tode Heinses auch als Bibliothekar tätig; zuletzt nach

Digitized by Google

der Auflösung des Primatialstaates in Frankfurt lebend und, wie früher an der Seite der Joh. Müller, Forster und Sömmering, so jetzt an der Seite Böhmers wirkend. Den früheren, aus unseren Briefen ersichtlichen Aufenthalt in Frankfurt erwähnen die zahlreichen biographischen Quellen nicht, die Goedeke 5, 376 und 7, 239 verzeichnet (seine Mainzer-Jugend erzählt er selbst in den Rheinischen Geschichten und Sagen, Frankfurt a. M. 1836, 4, 200 ff.).

Die Beilage war nach Nr. 94 Vogts „System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit", 2 Teile, Frankfurt a. M. 1802, worin er die echten Grundsätze der bürgerlichen Freiheit zu entwickeln suchte: das Gleichgewicht wird hergestellt, sobald die menschliche Gesellschaft jedem das Seinige läßt und gibt. (Vgl. dazu Demetrius, Historisch-kritische Ausgabe, 15 II, 450: „Es ist die große Sache aller Staaten und Thronen, daß geschehʼ was rechtens ist, und jedem auf der Welt das seine werde" usw.) Ob die verlorene Antwort Schillers sich auf das Werk näher eingelassen hat, bleibt fraglich; denn in seinem Briefe an Joh. von Müller (6. August 1804, Maurer-Constant 3, 184) schreibt er, daß diese Schrift nebst dem seligen Herder nur von Müller recht beurteilt werden könne; Schiller scheint also auf diese „Aussöhnung der Abstraktionen unserer Philosophie mit der gründlichen Geschichtsforschung" jedenfalls nicht eingegangen zu sein. Daß Vogt auch mit Herder in brieflichem Verkehr stand, ergibt sich aus einem Briefe an einen Unbekannten vom 10. Juli 1810, worin es heißt: „Ich schrieb dies schon vor mehr als 20 Jahren an Herder ohngefähr mit den Worten: Wie Luther berufen war, niederzureißen, so müssen sie sich berufen fühlen, wieder aufzubauen" (Autographenkatalog von Otto August Schulz 1887).

Karl Theodor Maria Reichsfreiherr von Dalberg, seit 1787 Coadjutor in Mainz und Worms, war 1788 auch Coadjutor des Fürstbischofs von Constanz und nach dessen Tode (seit 14. Januar 1800) selbst Fürst zu Constanz, einen Monat nach Vogts erstem Briefe (25. Juli 1802) auch Kurfürst von Mainz. Da Dalberg vom Mai 1789 bis September 1790 von Mainz fern war, kann ihm Vogt den Auftrag, seinen „Gustav Adolf" Schiller zu geben, nur schriftlich erteilt haben. Vielleicht hat Dalberg das Buch dem Dichter dann in Erfurt gegeben, als Schiller im Februar seine Braut und den Coadjutor besuchte. Jedenfalls hat er es im Sommer 1790 schon in Händen, denn am 28. Juli 1790 erbittet es Lotte (Schiller und Lotte 3³, 18) von ihm. Auch mündlich muß von Vogt und seiner Europäischen Republik die Rede gewesen sein; denn Schiller erkundigt sich am 29. November 1790 bei dem damals in Mainz lebenden Huber nach ihm (Jonas 3, 120) und nimmt die in Hubers (leider verlorenem) Brief enthaltenden Mitteilungen mit den Worten entgegen (Jonas 3, 122): „Was du von Vogt und seiner historischen Professur schreibst, ist mir neu gewesen. Ich dachte, der Vogt, der Professor in der Geschichte war, sei gestorben. Dieser Vogt soll, wie mir der C(oadjutor) in E(rfurt) sagte, sich sehr schlecht stehen." Schiller hat offenbar von dem Tode Johann Heinrich Vogts (1749—1789) gehört, des Bruders von unserem Vogt, der gleichfalls Professor an der Mainzer Hochschule war, aber Naturrecht und Moral, später praktische Philosophie lehrte und vor einem Jahre (23. November 1789) gestorben war.

„Gustav Adolf, König von Schweden, als Nachtrag zur Europäischen Republik" (Frankfurt und Mainz 1790, 2 Bände, gr. 8.), ist das Werk, von welchem Vogt spricht. Von diesem Werk schreibt Vogt selbst an Joh. von Müller am 22. Juli 1790 (vgl. Maurer-Constant 3, 65): „ich bin . . . wie Sie vermutlich schon erfahren haben, Vater eines literarischen Kindes geworden — heißt Gustav Adolf. Da aber das Ding ein wahrer Hauswurst ist, so gab ichs nicht in höchste Hände . . . ." Und somit sagt er eigentlich mit einem Worte, was sein Werk ist. Dessen größter Fehler ist die Form, ein Gewand aus den buntesten Lappen, die nicht zueinander passen. Er will ein Geschichtswerk geben, zugleich schwebt ihm der Plan eines Dramas vor und unfähig, das durchzuführen, wechselt er fort-

Digitized by Google

während zwischen Vers und Prosa, epischer Erzählung und dramatischen Szenen ab. Dabei läßt sich nicht leugnen, daß kleine Abschnitte etwas von poetischem Schwung an sich haben. Das Werk zerfällt in zwölf Gesänge. Der Inhalt folgt im wesentlichen dem Lauf der Geschichte. Nur bisweilen erlaubt sich Vogt Abschweifungen. Er beginnt mit der Liebesgeschichte Gustav Adolfs und der jungen Gräfin Brahe und dem schließlichen Verzicht Gustavs, der seine Liebe den großen Forderungen seines Vaterlandes und seinen unterdrückten Glaubensgenossen opfern muß. Diese Liebesgeschichte füllt ungefähr die Hälfte des ersten Teiles. Die Ereignisse entwickeln sich nun nach dem Lauf der Geschichte. Die Ankunft Gustavs in Deutschland wird geschildert, von seinem Siegeszug wird erzählt und von der Unschlüssigkeit der Fürsten, sich mit ihm zu verbinden. Erst die Nachricht vom Fall Magdeburgs bewegt sie, auf seine Bedingungen einzugehen. Der Verfasser entwirft nun ein Bild der Greuel bei der Einnahme jener Stadt, teils mittels Erzählung, teils durch eine Soldatenszene, die wieder stark an Shakespeare, Götz und die Räuber anklingt. Schon droht Leipzig das gleiche Schicksal, da eilt Gustav noch zur rechten Zeit zum Entsatze herbei und die Technik, den Verlauf der Schlacht dem Zuschauer zu veranschaulichen, ohne sie auf die Bühne zu bringen, ist dem Götz abgelauscht. Ein Junge nämlich meldet, auf einer Erhöhung stehend, seine Beobachtungen seinen Eltern, armen Köhlersleuten. — Im Siegeszuge kommt Gustav an den Rhein, wo er Gesandtschaften von allen Höfen empfängt. Unter andern hofft der vertriebene König von Böhmen, Kurfürst Friedrich von der Pfalz, durch Gustav Adolf wieder in den Besitz seiner Länder zu gelangen. Die ehrgeizige Kurfürstin wirft sich mit ihren kleinen Kindern dem Schwedenkönig zu Füßen und der König verspricht ihr Gewährung. Mit einer rührenden Gruppe schließt der erste Teil. Den zweiten Teil leitet der achte Gesang ein, auf den Vogt das Hauptgewicht legt. Gustav, durch die Gunst der Verhältnisse übermütig gemacht, wird auf Gedanken und Wünsche geführt, die mit der Freiheit und Gerechtigkeit nicht in Einklang stehen. Berauscht vom Erfolg will er ein gewaltiges Reich gründen, aus allen Ländern Europas ein großes System bilden und selbst das Oberhaupt, römischer Kaiser sein; eine Art Amphiktyonengericht soll die Streitigkeiten aller Staaten abtun. Doch der besonnenere Oxenstierna, dem er in feurigen Worten seine Gedanken entwickelt, führt ihn zur Einsicht. Groß sei der Plan und seiner wert. Wer außer ihm aber werde imstande sein, ein solches Reich zu beherrschen? er erinnert ihn an die Verwüstung im Reiche nach dem Tode Alexanders des Großen. Gleichgewicht müsse herrschen. Für Freiheit und Recht alles und nichts für Alleinherrschaft! Gustav solle Größeres leisten als Alexander, kein Verwüster und Unterjocher der Nationen solle er sein, sondern ein festes Völkersystem solle er gründen, alle reich und glücklich machen. Aus Gottes Regierung möge er lernen. Gott leite nicht jede Handlung unmittelbar, aber jedem Geschöpfe sei Willen eingepflanzt. Freiheit sei der Plan in der Natur und allgemeines Leben. Würde Gott despotisch regieren, dann würde das Leben voll Freiheit ein kalter, toter Klumpen werden. Jedem Geist, also auch dem Menschen sei von Gott so viel Kraft verliehen, daß er in seinem Glück und seiner Freiheit sich erhalten könne. Seine eigene Schuld sei es, wenn er zu schwach werde. Das große Gleichgewicht auf unserer Erde sei also der Grund, auf den die Gottheit unser Glück und unsere Freiheit gebaut zu haben scheine. Und dieses nicht zu stören, sondern herzustellen, sei auch der Plan, in dem Gustav der Gottheit nacheifern solle.[1]) Gustav ist zu der Ansicht Oxenstiernas

[1]) Dies scheint mir auch die Szene zu sein, an die Vogt denkt, wenn er an Schiller schreibt, er habe in diesem Werke gesucht die Übereinstimmung des Wortes (der Vernunft) mit dem Fleische (dem Gefühl) in Einklang zu bringen. Die Schrift, ‚Über das Erhabene und Schöne', die Vogt erwähnt, gibt es nicht. Gemeint ist wahrscheinlich Schillers Abhandlung ‚Über das Erhabene', worin er

Digitized by Google

bekehrt. Im Traum führt ihn Hildegard, die Stifterin des Klosters bei Bingen, in ein Felsenloch und stellt ihm frei, Vergangenheit oder Zukunft zu schauen. Er wählt zuerst die Vergangenheit: seine Führerin tut ihm das Tor auf und läßt ihn an einem Gericht teilnehmen, das die Geschichte über Kaiser und Könige hält. Fama stößt in ihre Trompete und nun eilen haufenweise die Regenten, Gelehrten und Künstler herbei, die alle Anspruch auf Unsterblichkeit erheben. Shakespeare als Herold verkündet den Willen der Geschichte. Zu viele hätten widerrechtlich Anspruch erhoben, als Muster eines Fürsten aufgestellt zu werden. In Fürstentugenden mögen sie ringen, wer im Kampfe bestehe, solle in den Tempel der Unsterblichkeit eingehen. Und nun wird über die einzelnen Gericht gehalten. Mit kurzen Worten weist die Geschichte den Königen oder Machthabern ihre Stellung, wobei Aretin mit spöttischen Bemerkungen ihr zur Seite steht. Nur eine auserlesene Zahl erlangt Eingang zur Unsterblichkeit. Auch die Zukunft zeigt Gustav noch in verhüllten Bildern den Frieden und er erwacht. Er beschließt mit seinem Kanzler, von seiner Ehrsucht bekehrt, das Werk des Friedens. Der Verfasser berichtet nun nach der Geschichte die weiteren Begebenheiten. Die Siege und Größe Gustav Adolfs drücken Ferdinand zu Boden, seine letzte Hilfe sucht er in dem abgesetzten Wallenstein und man muß sich entschließen, Wallenstein unter den härtesten Bedingungen wieder zum Feldherrn zu ernennen. Vogt entrollt gleichzeitig ein Bild des Netzes, mit dem die Jesuiten den schwachen Kaiser umstrickten, und jene Szene, in welcher der Provinzial (Vogts Gustav Adolf 2, 156 f.) den Beichtvater des Kaisers über Art und Zweck des Jesuitenordens aufklärt, entbehrt keineswegs der Schönheit. In raschem Zuge schreitet nun das Werk dem Ende zu. Wallenstein und Adolf treten bei Lützen einander gegenüber, die Schweden siegen zwar, aber Gustav Adolf fällt durch Anstiftung der Jesuiten, denen der Herzog von Lauenburg an die Hand geht. Dieser, ein Vetter Gustavs, von ihm einst beleidigt, geht aus Rache zum Kaiser über, weiß aber Gustav darüber zu täuschen und bleibt an seiner Seite, um ihm zu schaden. Zwei Szenen des Werkes haben Wallenstein zum Mittelpunkt. Die eine im ersten Teil S. 114 ff. schildert, wie Questenberg und Werdenberg zu Wallenstein kommen, ihm seine Absetzung zu melden, und den Charlatan Seni durch Bestechung dahin bringen, Wallenstein aus der Stellung der Gestirne seinen Fall zu prophezeien, um ihn gefaßt zu machen. Seni, eine Art komischer Figur (wie anfangs auch bei Schiller), prophezeit dem Feldherrn wirklich seinen Sturz, zu gleicher Zeit aber seine glänzende Wiedereinsetzung. Da sich nun durch das Eintreffen der kaiserlichen Räte der erste Teil der Prophezeiung erfüllt, so glaubt er an den zweiten und ergibt sich frohlockend in den Willen des Kaisers. Die zweite Szene (zweiter Teil S. 144 ff.) ist das Gegenstück zu der ersten. Fürst Eggenberg erscheint, Wallenstein zu bitten, das Kommando wieder zu übernehmen. Er, der innerlich triumphiert, tut, als wenn er kein größeres Glück kenne, als friedlich außerhalb der Welt ein ruhiges Landleben zu führen und zwingt durch seine Hartnäckigkeit den Kaiser zu den härtesten Zugeständnissen. In ihm aber wird der Gedanke groß, sich selbst zum Herrn zu machen.

Mit den Fehlern des Werkes söhnt uns einigermaßen die Bescheidenheit aus, mit der der Verfasser es gibt. „Meine Muse fühlt sich zu schwach. Beschämt sieht sie auf die Unvollkommenheiten zurück, so in diesem Stücke herrschen." Und in der Einleitung schreibt er: „Was die Aufführung des Stückes selbst betrifft, so sehe ich so gut als meine strengsten Kunstrichter die großen Fehler und Unvollkommenheiten desselben ein. Ich habe sogar den Plan aufgegeben, die Taten und Reden in gebundener Schrift vorzustellen. Indessen glaube ich denn doch, un-

über das Erhabene und Schöne handelt (vgl. Goedeke 5, 210, zuerst erschienen in den kleineren prosaischen Schriften 1801, 3 (3—43), vgl. Goedeke, Kritische Ausgabe 10, 214—231).

Digitized by Google

befangenen Lesern damit einige frohe Stunden zu machen und einem bessern Dichter als ich bin, Stoff zu einem vollkommenen Werk geliefert zu haben." August Wilhelm Schlegel (in den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen auf das Jahr 1791, 1. Band, 65. Stück, S. 654/55; Böcking 10, 51 f.) widmet dem Werk einige wohlwollende Worte, fährt aber dann auch fort: „Allein des Wunsches wird sich niemand entbrechen können, daß diese Kenntnis der damaligen Lage und diese politischen Angelegenheiten uns unverfälscht gegeben wären, ohne sie mit der Dichtkunst abenteuerlich zu gatten. Das Gewand, das ihnen umgeworfen ist, sitzt ihnen unbehülflich. Die Kunst liegt hier in beständigem Streit mit der Geschichte, denn was historisch wahr oder wahrscheinlich ist, bleibt oft ästhetisch unwahr und unwahrscheinlich, ja poetisch häßlich, und so umgekehrt."

Vielleicht durch dieses Buch angeregt, hat Schiller ein Jahr später daran gedacht, Gustav Adolf zum Helden eines epischen Gedichtes zu machen, in dem auch er die philosophischen und die historischen Ansprüche befriedigen zu können glaubte (Goedeke, Historisch-kritische Ausgabe 6, 103 f.). Es liegt natürlich auch der Gedanke nahe, daß Schiller Vogts Werk für seinen 30jährigen Krieg, mit dem er sich ja im Sommer 1790 am eifrigsten beschäftigt hat, als Quelle benutzt hat, wie schon Fielitz (vgl. Schiller und Lotte 3, 18) bemerkt hat.

Dies jedoch nachzuweisen, ist äußerst schwierig, da der Inhalt ein durch die Geschichte gegebener ist und beide oft die gleichen Quellen benutzen (Vogt gibt seine Quellen an). Ich möchte annehmen, daß er das Buch nicht benutzt hat, da er gerade diejenigen Partien, die Vogt ausführlich behandelt, in einigen kurzen Sätzen abtut oder unberücksichtigt läßt, z. B. die Liebesgeschichte Gustavs bei Vogt und Schiller (Goedeke, Kritische Ausgabe 8, 105, Z. 9—15).

Die lange Auseinandersetzung Vogts über die Pläne Gustavs nach seiner Bekehrung vom Ehrgeiz berücksichtigt Schiller so wenig, daß er vielmehr (Goedeke, Kritische Ausgabe 8, 299, Z. 24) schreibt: „Es war nicht mehr der Wohltäter Deutschlands, der bei Lützen sank. Die wohltätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolf geendigt und der größte Dienst, den er der Freiheit des Deutschen Reiches noch erzeigen kann, ist — zu sterben." Stellen aber, wo beide fast wörtlich übereinstimmen (vgl. Schiller a. a. O., S. 276, Z. 28 ff. und Vogts Gustav Adolf 2, 140 f.), beweisen nichts, da sie auf die Quellen zurückgehen, die in diesem Falle sogar sicher nicht einmal dieselben sind. Denn Vogt schreibt: „... ich habe einen Ekel an Euch ..., daß mir das Herz im Leibe gellet" und gibt selbst seine Quelle (Khevenhüller, Ann. Ferd. 12, S. 158) an, während Schiller schreibt: „... daß mir das Herz im Leibe gällt," wodurch er beweist, daß Ignaz Schmidt (Geschichte der Deutschen, Ulm 1791, 10. Teil, S. 113) seine Quelle gewesen ist (vgl. hierzu Borberger, Zur Quellenforschung über Schillers Wallenstein und Geschichte des 30jährigen Kriegs in Schnorrs Archiv 2, 165). Oder vgl. Schiller a. a. O., S. 289, Z. 21 f. und 30 f. die Worte, die bei der Verwundung Gustavs ausgesprochen werden mit Vogts Gustav Adolf 2, S. 189 und 190; hier muß noch keineswegs Vogt Schillers Quelle gewesen sein. Vogt führt als seine Quelle an Chemnitz (vgl. Schwedischen, in Teutschland geführten Krieg, 1. Teil, S. 465, Stockholm 1653) und Schiller verlangt, allerdings vielleicht durch Vogts Angaben aufmerksam gemacht, am 16. Dezember 1791 von Göschen, der den Damenkalender herausgab, den Chemnitz vom 30jährigen Krieg, die Memoires von Archenholz und den Soldat Suédois .. aus Leipzig. Diese Stichproben mögen für jetzt hinreichen. Ein abschließendes Urteil wage ich nicht zu geben. (Bally Horner, Amalie Sobel.)

Nr. 95. Kalender 19. Oktober 1802 (132, 290).

Trotz freundlicher Mitteilungen des Herrn Generalmajors von Schmeling aus Hebron-Damnitz und der Archivare in Hamburg, Berlin und Stettin konnte die Persönlichkeit nicht mit voller Sicherheit festgestellt werden. Am ehesten ist

Digitized by Google

noch Karl Georg Ludwig von Schmeling (1775—1832, Neuer Nekrolog 10, 974, Nr. 1266) mit dem Briefschreiber zu identifizieren, der, geboren zu Neuenhagen im Kreise Köslin, seiner schlechten Augen wegen als Leutnant quittieren mußte. Er war verheiratet mit einem Fräulein von Goolmann und hatte zwei Kinder (Friedrich Georg, geboren 1787, und Eugen Karl, geboren 1795). Seitdem er den Dienst verlassen hatte, lebte er in Streitzb auf dem Fideikommißgut der Familie. Während diese Angaben zu dem Briefe stimmen, scheint die Angabe, daß Ludwigs Vater (Caspar Otto 1706—1775) bald nach seiner Geburt gestorben war, den Voraussetzungen des Briefes zu widersprechen, und auch die Schwester ist nicht sicherzustellen. Doch waren die Schmeling mit den Damnitz, deren Stammsitz sich am grünen Teich in Hamburg befand, wiederholt durch Heirat verbunden. (Dr. Max Lederer.)

Nr. 96 fehlt im Kalender.

August Georg Friedrich Kuhnhardt (1779—1851), Sohn des Pastors zu Stade, studierte erst Theologie in Jena (immatrikuliert 21. April 1799) und Gießen (immatrikuliert 3. Mai 1802), wurde zwar am 25. Mai 1804 unter die Kandidaten des Ministeriums in Hamburg aufgenommen, wandte sich aber später der Medizin zu und wirkte, nachdem er am 24. August 1807 in Göttingen promoviert hatte, als Mitglied des Gesundheitsrates in Hamburg.

Schillers Erhebung in den Adelstand erfolgte durch ein kaiserliches Diplom vom 7. September 1802, das Schiller aber erst am 16. November 1802 empfing (Kalender 134). Die Gießener Blätter enthalten nach gütiger Mitteilung des Herrn Dr. Fritzsche keine Nachricht darüber. Es wird also wohl das Frankfurter Staatsristretto gemeint sein, das in der Extrabeilage zu Nr. 152 am 23. September 1802 auf S. 775 unter den vermischten Nachrichten folgende Notiz bringt: „Der Hofrath und Professor Schiller in Jena ist vom Kaiser aus eigener Bewegung in den Reichsadelsstand erhoben worden“ (Mitteilung des Direktors der Frankfurter Bibliothek Dr. Traut, der in Betreff der Adelung Schillers auf den „Deutschen Herold“, Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein Herold in Berlin, 36. Jahrgang, Nr. 12 [5. Dezember 1905] verweist). Über Harbaur vgl. Nr. 75. Frau von Wolzogen hatte Ende September bereits Paris verlassen (Literarischer Nachlaß 1^2, 37). Über die Suche nach einem Hofmeister für Frau von Stael vgl. a. a. O. 2^2, 230, 290, 299 und Lady Blennerhassets, Frau von Stael 2, 430 f., bekanntlich hat W. Schlegel später die Stelle erhalten. (K. H. Meznik.)

Nr. 97 fehlt im Kalender.

Für die Persönlichkeit Wilh. Ed. Lüdgers fehlt jeder Anhaltspunkt. Auch in den alten Adreßbüchern der Stadt Bremen wurde der Name laut einer Mitteilung der dortigen Polizeidirektion nicht gefunden; dieselben verzeichnen nur im Jahre 1818 „C. Lüdger, beeidigter Übersetzer und Lehrer lebender Sprachen, Pelzerstraße 27“, der bekanntlich auch mit Schiller in Korrespondenz stand (Kalender 270). (Bertold Mautner.)

Nr. 98. Kalender 5. Januar 1803 (138, 272); „Reg.-Rat.“ ist ein Lesefehler Schillers.

Salomon Friedrich Merkel (1760—1823), geboren zu Schmalkalden, studiert Rechte in Halle, Rinteln und Göttingen, wo er zu Bürger in ein freundschaftliches, auch später andauerndes Verhältnis getreten sein soll (fehlt bei Strodtmann); in Kassel Untergerichtsanwalt und bald der beliebteste Anwalt nicht bloß in der Hauptstadt, sondern in ganz Hessen. Später widmete er sich ganz der schönen Literatur (Meusel 18, 680; Neuer Nekrolog 1823, 1, 224 ff.; Justi, Hessisches Gelehrtenlexikon 1831, S. 431 ff.; Goedeke 3^1, 889 f.). Goedeke verzeichnet außer dem „Denkmal meiner unvergeßlichen Mutter“, Schmalkalden 1787, nur Schriften

Digitized by Google

aus der Zeit nach 1817. Die an Schiller gesandte Gedichtsammlung fehlt, sie dürfte also wohl Handschrift gewesen sein. (Adolf Watzke.)

Nr. 99 und **100.** Kalender 27. Januar 1803 (139, 236).

Johann Adolph Leopold Faselius (1762—1811) zu Jena, aus dem alten, weitverzweigten Gelehrtengeschlecht (Jöcher, Gelehrtenlexikon, Ergänzungsband 2, 1022/3), Bruder des Stadtschreibers Joh. C. W. Faselius, der Schiller bei dem Verkauf des Gartens 1802 beigestanden hatte, war Stadtkirchner in Jena (Meusel 2, 294; 9, 326; 17, 551; 22, 112) und ein sehr schreibseliger Mann. Bei Emiliens Taufe in Jena erhielt er am 7. August 1804 zwei Reichstaler (Kalender 171). Der 30jährige Krieg war 1802 bei Göschen in drei Auflagen als Buch erschienen (Goedeke 5, 188, Nr. 27). Faselius hat das Buch am 12. Februar zurückgestellt (Kalender 140). (Karl Thumser.)

Nr. 101. Kalender 25. Februar 1803 (141, 303).

Karl Bernhard Wessely (1768—1826), Berliner, 1788 Musikdirektor am Nationaltheater, 1796 Kapellmeister des Prinzen Heinrich in Rheinsberg, gab nach dem Tode des Prinzen die musikalische Carriere auf und trat als Subalternbeamter bei der Regierung ein (Riemann, Musiklexikon 1905[6], S. 1455; Gerber, Lexikon der Tonkünstler, 4. Band, S. 555 f.). Schillers Trauerspiel mit Chören im Stil der alten Tragödie war am 1. Februar fertig und einen Tag vor Empfang dieses Briefes an Iffland nach Berlin geschickt worden. Hat der Brief also auch die Braut von Messina nicht angeregt, so beweist er doch, daß diese und die antikisierenden Tragödien der Romantiker einem Wunsche der Zeitgenossen entgegenkamen. (Johann Siegler.)

Nr. 102. Kalender 27. März 1803 (142, 252). Vgl. Nr. 44.

Unter den übrigen „konkurrierenden Personen" kamen der Herzog, der Oberst von Groß und Wilhelm von Wolzogen in Betracht. Von der „Moralischen Kinderbibliothek, oder die menschlichen Pflichten, in Erzählungen für die erwachsene Jugend" waren bis zur Zeit des Briefes zwei Teile (Lübben 1802) erschienen. Goedeke 6, 422 verzeichnet auch die Rezensionen in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (nach Meusel 14, 117 f. und 22, 714 f. sind aber nicht bloß bis 1804 drei, sondern bis 1821 sechs Teile erschienen). Herrmann war ein Anhänger Pestalozzis und Kants. Das geographische Handbuch ist später wirklich erschienen unter dem Titel: „Vollständiges Handbuch der Erdbeschreibung, als Lehrbuch für Schulen und zum Nachschlagen für Zeitungsleser." 1. Heft. Spanien. Hamburg (ohne Jahreszahl). 2. Heft. Portugal. Ebenda 1814 (Meusel 18 (1821), S. 146; 22[2] (1831), S. 714).

In: Allgemeine geographische Ephemeriden, herausgegeben von A. C. Gaspari und F. J. Bertuch. Weimar. Verlag des Landes-Industrial-Komptoir. Jahrgang 1803 (11. und 12. Band), erschien kein Artikel von oder über Herrmann.

In: Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts, herausgegeben von J. W. v. Archenholz. B. G. Hoffmann. Hamburg. 2. Band fürs Jahr 1803 erschien im Mai-Heft — also nicht binnen Monatsfrist, doch mit der Bemerkung: „geschrieben im März 1803" — (S. 211 ff., Beschluß S. 430 ff.): „Über Louisiana und das politische Interesse der vereinigten Staaten von America. Nebst Bemerkungen über die Staatskräfte der Republick, über Canada und den gegenwärtigen Zustand der Indianer. Vom M. Friedrich Herrmann." Die Schlußzeilen (S. 356 unten) enthalten eine Huldigung für den Dichter der „Götter Griechenlands":

„Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher"

(Goedeke, Historisch-kritische Ausgabe 6, 27). (Andreas Markus.)

Digitized by Google

Nr. 103. Kalender 12. Dezember 1803 (155, 291). Vgl. Nr. 70.
Der überschickte Versuch ist: „Harmonie oder das Reich der Töne. Ein musikalisches Gedicht“ 1803. Der „schöne Ausspruch“, der diesem Gedicht als Motto vorangesetzt ist, ist Schillers Epigramm an die Tonkunst, 1800 in den Gedichten (I) 321 (Goedeke 11, 303) veröffentlicht. Schreiber erzählt in seiner Selbstbiographie, daß ihm Jean Paul bei der Zurücksendung des Manuskriptes der „Harmonie“ geschrieben habe: „Hie und da schillerisieren sie noch.“ (Auch die gleichzeitige Kritik verspottet Schreiber als „Schiller den Zweiten“, vgl. Bibliothek der red. und bildenden Künste 1806, S. 137—142; Mitteilung Rosenbaums). Ein Urteil Schillers scheint er nicht erhalten zu haben; obwohl er erzählt, daß Schiller, den er nur zweimal gesehen habe und dessen hohe Gestalt und himmlisches Auge er nie vergessen werde, ihn freundlich ermuntert habe. Auch den Kreis um Frau von Bechtolsheim schildert er ausführlich in der Selbstbiographie. Julie von Bechtolsheim beruft sich auf ihn in ihrem Briefe an Schiller vom 27. März 1805, den Minor im Zeitgeist, Beilage zum Berliner Tageblatt, Montag 1. Mai 1905 hat abdrucken lassen. (Hans Sachs.)

Nr. 104 fehlt im Kalender.
Gottlob Heinrich Adolf Wagner (Pf. Ralph Nym), 1794—1835, geboren in Leipzig, studiert dort Theologie, kommt im Jahre 1798 nach Jena, wo er mit Schiller bekannt wurde und fast täglich mit ihm verkehrte, dann Schriftsteller in Leipzig. Onkel Richard Wagners (Goedeke 6, 455 f.). — Christian Josef Jagemann (1735—1804), Bibliothekar der Herzogin Mutter Amalia, gestorben 7. Februar 1804. Die Stelle erhielt Fernow, wie Goethe in den Tages- und Jahresheften (Hempel 27, 94) proleptisch unter dem Jahre 1803 erzählt. (Jacob Minor.)

Nr. 105 fehlt im Kalender.
Karl August Buchholz (1785—1843), geboren in Lübeck, unter dem 12. April 1804 im Album der Universität Kiel als stud. iuris eingetragen, später Rechtsanwalt und Stadtsyndikus in Lübeck (Goedeke 7, 396). Unter seinen Arbeiten ein Ugolino (1807) und im Freimüthigen 1804 unter dem Titel „Ansichten aus dem Norden und Süden“ Schilderungen von Kiel, welche auch über das Kieler Theater berichten: das Theater verdiene kaum eine Anzeige, es sei unter aller Kritik. Das Haus gleiche einer Dorfscheune. Die Schleswigschen Hofschauspieler, die nur zu bestimmten Zeiten spielten, stünden durch ihre Aufführungen mit dem Lokal in Harmonie. Selbst das sehr geduldige Kieler Publikum habe die Maria Stuart nicht zu Ende spielen lassen. Selbst die besten unter den Schauspielern seien nicht nennenswert, wenn man einen Iffland und andere Größen gesehen habe. (Ludwig Gorm.)

Nr. 106. Kalender 11. April 1804 (161, 295).
Antwort auf Schillers Brief vom 20. Februar 1804 (Kalender 158, verloren); Schiller sah Stoll bald darauf, am 3. Mai, in Berlin (Kalender 163). — Über Josef Ludwig Stoll (1778—1815) wird Minor bald im Zusammenhang handeln (vgl. Wurzbach 39, 157 und Goedeke 6, 114). Das geringe Produkt ist wohl „Scherz und Ernst“, das am 11. Mai 1803 in Weimar aufgeführt worden war und 1804 bei Unger in Berlin gedruckt erschien. Schiller war während seines Aufenthaltes in Lauchstädt (vom 2. bis 14. Juli 1803, Kalender 147 f.) mit Stoll zusammengetroffen, der sich der schönen Tage dankbar erinnerte (Urlichs 535), und hatte ihn an Iffland nach Berlin empfohlen (Jonas 7, 57). Der Geburtstag der Königin Luise fällt auf den 10. März. Fichte hatte am 11. Januar 1804 in den Zeitungen seine Vorlesung über „Wissenschaftslehre, das heißt die vollständige Lösung des Rätsels des Bewußtseins mit mathematischer Evidenz“ angekündigt; sein Buch war bereits 1794 erschienen (Köpke, Die Gründung der Berliner Universität, Berlin 1860, S. 29). Der Tell wurde in Berlin am 4. Juli 1804 aufgeführt. (Karl Thumser.)

Digitized by Google

Nr. 107. Kalender 21. Auguſt 1804 (172, 279), wo in Schillers Handſchrift „Raiman“, nicht „Raimer“ ſteht. Schiller hat die Briefſchreiberin, in deren Stil ſich die Berlinerin verrät, während ſeines Berliner Aufenthaltes im Mai 1804 kennen gelernt. Sie wird aber weder in den theatergeſchichtlichen Werken über Berlin und Weimar, noch in den neueren Arbeiten über die Berliner Reiſe von Pick und Stölzel erwähnt; eine Anfrage bei dem kgl. Konſiſtorium der Provinz Brandenburg ergab kein Reſultat. Nach Weimar iſt ſie jedenfalls nicht gekommen. (Alfred Hertzka.)

Nr. 108 fehlt im Kalender. Adreſſe: An Schiller.

Profeſſor Friedrich Immanuel Niethammer (1766—1848; der Nekrolog 1848, 1, 291 ff., Allgemeine Deutſche Biographie 23, 689 f.) ging 1804 nach Würzburg. Schiller, der ſich wegen Lottens Entbindung vom 19. Juni bis 19. Auguſt in Jena aufgehalten hatte, wohnte während dieſes Aufenthaltes in Niethammers Hauſe. Im Kalender (S. 168, 275 f.) verzeichnet er ſeinen Weinvorrat für 1804; nach dem 29. September iſt auch der Eimer Frankenwein eingetragen, den er Niethammer abgenommen hat. (Stanisław Bazyński.)

Nr. 109. Kalender 4. März 1805 (188, 249).

Nach gütiger Mitteilung des Univerſitätsſekretariates in Halle iſt am 1. Mai 1804 unter Nr. 354 im Univerſitätsalbum verzeichnet: Chriſtian Adolf Reinhard, Thüringen, Medizin, kommt von Leipzig. Vater: Joh. Heinrich Reinhard, Pfarrer in Stadtfeld bei Eiſenach. Bei der Ausforſchung des von Reinhard behandelten Stoffes und ſeiner Quellen hat mir Profeſſor von Arnim Fingerzeige gegeben. Die zu Anfang des Briefes von Reinhard ſehr frei wiedergegebene Stelle findet ſich bei Plato: Phädrus, pag. 268 c:

... τί δ'εἰ Σοφοκλεῖ αὖ πρὸς ελθὼν καὶ Εὐριπίδῃ τις λέγοι, ὡς ἐπίσταται περὶ σμικροῦ πράγματος ῥήσεις παμμήκεις ποιεῖν καὶ περὶ μεγάλου πάνυ σμικράς, ὅταν τι βούληται οἰκτρὰς, καὶ τοὐναντίον αὖ φοβερὰς καὶ ἀπειλητικὰς, ὅσα τ'ἄλλα τοιαῦτα, καὶ διδάσκων αὐτὰ τραγῳδίας ποίησιν οἴεται παραδιδόναι; ... pag. 269 a: *οὐκοῦν καὶ ὁ Σοφοκλῆς τὸν σφίσιν ἐπιδεικνύμενον τὰ πρὸ τραγῳδίας ἂν φαίη ἀλλ' οὐτὰ τραγικά* (scl. *ἐπίστασθαι*).

Überſetzung:

„..... Und wie, wenn Jemand ferner zum Sophokles und Euripides käme und ſagte, er verſtehe über einen unbedeutenden Gegenſtand lange Reden zu dichten und über einen wichtigen kurze und wenn er wolle, klägliche und anderſeits wieder furchtbare und drohende und was dergl. mehr iſt und er glaube, wenn er dieſes lehre, die tragiſche Dichtkunſt mitzuteilen? .... Alſo würde auch Sophokles zu dem, der ſich gegen ſie brüſtete, ſagen, er habe nur die Vorkenntniſſe der tragiſchen Kunſt, nicht dieſe ſelbſt inne.“

Der „Krieg mit dem König Kadmos“ kann wohl nur der bei Apollodor[1]) erwähnte Krieg der Encheleer mit den Illyriern ſein: die Encheleer, die an dem Kovaisiee wohnen, ſind, ſo lautet die Sage, mit den Illyriern, den benachbarten Nachkommen des Drachenzöglings, im Kampfe. Das Heroenpaar, Kadmos und Harmonia, — beide wurden auf der Kadmeia in Drachen verwandelt, das heißt ſie ſtarben, leben aber als Heroen fort,[2]) ſtehen ſelbſt in Drachengeſtalt den Streitenden bei und verſöhnen die Parteien.[3]) Dies iſt eine Erzählung, die an Sagen, wie die vom Kampfe der *Σπαρτοί*, gleichfalls Drachenſöhne, oder die

[1]) Apollodori biblioth. III, 5, 4.

[2]) Heſiod, Frag. 132.

[3]) Lexikon der griechiſchen und römiſchen Mythologie von Roſcher, 2. Band, 1. Abteilung, S. 890. Leipzig 1890/94.

Digitized by Google

Pallantiden und Aigeuserben erinnert und auf durchaus mythischem, und zwar böotischem Boden gewachsen ist. Der rettende Heros in Schlangengestalt hat ein Gegenbild vor allem in dem Kychreus von Salamis,[1]) der, wie Kadmos die Insel vom Drachen befreite,[2]) und den Griechen in der Schlacht beistand.

Schon früh wurde die Sage im fernen Nordwest lokalisiert:[3]) es waren wohl boiotisch-euböische Volkselemente, die in den barbarischen Anwohnern des Lychnitis- und Labentis-Sees die Encheleer, in ihren Nachbarn die Illyrier der heimischen Sage wiederfanden. Auf diesen Kampf nun dürfte Reinhard anspielen, und er hatte wohl in einem damals üblichen Handbuche diesen geschichtlichen Hintergrund gefunden.

Es ergibt sich aber auch eine Beziehung dieser Sage zu dem Stoffe des Reinhardschen Dramas, das ohne Zweifel eine „Niobetragödie" war: Amphion nämlich, der Gemahl Niobes, sitzt als König von Theben auf dem Throne des Kadmos. Dessen und seiner Ruhmestaten im Kriege mit den Illyrern wird sich in Reinhards Stücke Niobe gerühmt haben (wie bei Ovid: me regia Cadmi sub domina est).[4]) Das Drama wird ferner das Leid der Niobe um ihre getöteten Kinder zum Vorwurfe gehabt haben.

Die beste Aufklärung über das Sujet aber werden die antiken Dichter selbst geben, die der trefflich belesene Reinhard zu Rate gezogen.

Bei Gellius lesen wir:[5]) Mira et prope adeo ridicula diversitas fabulae apud Graecos poetas deprenditur super numero Niobae filiorum. Nam Homerus pueros puellasque eius bis senos dicit fuisse, Euripides bis septenos etc. Die Stelle der Ilias,[6]) die Reinhard benutzte, lautet in der Übersetzung von W. Jordan:

Niobe selbst, die gelockte, entschloß sich zu essen, obwohl sie
Eben in ihrem Palast, der Kinder zwölfe verloren,[7])
Sechs schon mannbare Söhn' und Töchter ebensoviele,
Erstere tötet Apoll mit dem Silbergeschoß, denn er grollte
Nioben; Artemis aber, die Pfeile versendende Göttin,
Raubt ihr die Töchter, dieweil sie sich maß mit der rosigen Leto,
Die statt vieler, wie sie, der Kinder nur zweie geboren,
Aber dafür erschlugen die zwei, die ihrigen alle.
Unbegraben im Blut, neun Tage lagen sie: niemand
Lebte vom Volk, da dies in Stein Kronion verwandelt.
Himmlische Götter besorgten am zehnten Tag das Begräbnis.
Als sie satt sich geweint, gedachte sie dennoch der Speise.
Dort auf Sipylos Höh'n, wie man sagt, wo die göttlichen Nymphen
Ausruhn, welche den Bach Acheloios plätschernd umtanzen,
Weilt sie felsenumringt im öden Gebirg und beweint noch
Ob auch verwandelt in Stein, das Leid, das die Götter ihr sandten.[8])

---

[1]) Hesiod. Frag. 132.
[2]) Apollodor 3, 12, 7; Diodor 4, 72.
[3]) Willamowitz, Homer-Untersuchungen 172.
[4]) Ovid, Metamorph. 6, 171.
[5]) Gellius, noctes Atticae 20, 7.
[6]) Homer, Ilias 24, 602 ff.
[7]) Hesiod gibt der Niobe 10 Söhne und 10 Töchter; Pindars Lehrer Lasos und nach ihm die griechischen Tragiker 7 Paare. Vgl. Nauck, Frag. trag. Graec. Bei Sappho, Gellius 20, 7 und Alkman sind abweichende Zahlen.
[8]) Homer, Il. 24, 602 ff. ist die älteste episodische Erwähnung des Niobemythus.

Digitized by Google

Der Niobemythus diente schon in der Antike als Stoff der Tragödie: aus den wenigen Bruchstücken der „Niobe" des Äschylus[1]) erhellt, daß der Vater Tantalos war,[2]) Amphion ihr Gemahl.[3]) Der Palast Amphions wird von Zeus durch Feuer zerstört. Niobe, ihrer 14 Kinder beraubt, verbringt einen Großteil des Stückes schweigend, verhüllt, im tiefen Schmerze versunken, am Grabe sitzend.

Auch Sophokles wird eine Niobetragödie zugeschrieben, in der der Untergang der Niobiden auf der Bühne dargestellt wurde. Sophokles erwähnt Niobe in der Elektra;[4]) Euripides gedachte der 14 von Lokias getöteten Niobekinder im „Kresphontes";[5]) dann in den „Phönissen",[6]) auf die sich auch Reinhard beruft, steht Polyneikes mit Adrastos vor Theben, „*ἑπτὰ παρθένων τάφου πέλας Νιόβης*", nahe dem Grabe der sieben Mädchen der Niobe.

Es war einer der beliebtesten dichterischen Stoffe, so daß „*Νιόβης πάθη*" für großes Leid als sprichwörtliche Redensart galt. Abgesehen von unzähligen Anspielungen auf die Sage[7]) erfahren wir von weiteren dichterischen Bearbeitungen:

Timotheos von Milet dichtete ein Melodrama „Niobe". In alexandrinischer Zeit hatte Euphorion die Sage behandelt und schloß sich in der Zahl der Niobiden ganz an Homer an.

Bei Ovidius,[8]) den Reinhard gleichfalls verwendete, folgt die Zahl der Kinder nicht Homer, sondern dem Drama. Aber wie bei Homer werden alle Kinder getötet, die Leichen werden offenbar in Theben begraben, nicht nach Sipylos gebracht. Amphion tötet sich selbst vor Schmerz. Ovid ist eigentümlich, daß Niobe schon in Theben versteinert, dann durch einen Wirbelwind nach Lydien getragen und an der Felswand des Sipylos befestigt wird.

Nach Apollodorus[9]) ist Niobe Tochter des Tantalos und Gemahlin des thebanischen Königs Amphion und besitzt 14 Kinder. Niobe überhebt sich Latona gegenüber, Gegenstand ist die *τεκνία*, der Besitz vieler und schöner Kinder. Latona reizt ihre beiden Kinder gegen die Niobiden. Auch Amphion fällt durch die Pfeile der beiden Götter. Die Verwandlung der Niobe in Stein erfolgt auf ihre eigenen Bitten.

Anders erzählt Diodor,[10]) der ebenfalls zu den Quellen Reinhards zählt: Niobe ist Kind des Tantalos, im Besitze von 14 Kindern. Tantalos wird König von Paphlagonien, aber durch Ilos vertrieben. Er selbst bleibt in Lydien, sein Sohn Pelops aber zieht mit einem Heere nach Griechenland, wobei Niobe, die an der Heerfahrt teilnimmt, Amphion übergeben wird.

Dies sind die Vorlagen, die Reinhard angibt: heute aber kann nicht mehr mit voller Sicherheit behauptet werden, an welche Quelle er sich mehr, an welche weniger hielt. Doch soll daran erinnert werden, daß der Niobestoff damals gleichzeitig von Klassikern und Romantikern vielfach ins Auge gefaßt wurde: vgl. Minor im Goethejahrbuch 10, 214 f.; Düntzer, Zur Goetheforschung S. 23 f. und 26 ff.; Horner in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1896, S. 126. Tiecks Jugendversuch; Athenäum 2, 182; 3, 2, 187. Grenzboten 1864, 2, 99 ff. Starck, Leipzig 1863. (Franz Schopper.)

---

[1]) Nauck, Frag. trag. Graec., S. 50, 228, 600.
[2]) Frag. 158.
[3]) Frag. 160.
[4]) Elektra 150—152.
[5]) Kresphontes Fr. 455.
[6]) Phönissen 159 ff.
[7]) Stark, Stellensammlung 56 ff.
[8]) Ovidius, Metam. 6, 146—312.
[9]) Apollodori bibl. ed. R. Wagner III, 5, 6, pag. 120, 3 f.
[10]) Diodor 4, Kapitel 74, 2.

Digitized by Google

Nr. 110 fehlt im Kalender, in dem die eingelaufenen Gedichte überhaupt nur bis 1801 verzeichnet werden (239). Johann Gottlieb Ziehnert (1780—1856) ist ein Bauernsohn aus einem Dorf in der Nähe von Dresden. In der Matrikel der Kreuzschule in Dresden ist er, nach gütiger Mitteilung des Rektors Stürenburg, nicht enthalten; dagegen ist er am 15. Mai 1803 in Leipzig immatrikuliert (Mitteilung des Sekretariates der Universität). Er studierte Theologie und hat später als Prediger in Sachsen gewirkt. Amadeus (nicht Amandus, Kalender 309) ist die Übersetzung von Gottlieb, wie Theophilus in der Leipziger Matrikel. Ziehnert hat sich an der Lyrik der Befreiungskriege beteiligt und später als ungemein fruchtbarer pädagogischer, theologischer und Jugend-Schriftsteller betätigt (Goedeke 7, 851; Meusel 21, 789; Otto, Oberlausitzisches Schriftstellerlexikon 485). — Christian Friedrich Olpe war von 1772—1802 Rektor der Kreuzschule, den Dichterlorbeer hat er 1788 erhalten (Jöcher, 5. Ergänzungsband 1816, Sp. 1094; Meusel 5, 514; 11, 592; 14, 694). Über die Kreuzschule, die älteste Lateinschule Dresdens und bis 1828 das einzige Gymnasium, vgl. die Veröffentlichungen zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im albertinischen Sachsen, 1. Teil, Leipzig 1900, S. 77 ff. (Theodor Urbach). Die ehemalige Hintergasse ist die heutige Schützenstraße; das Haus Nr. 1240 (heute Schützenstraße Nr. 9) gehörte einer Frau Winkler. (Richard Weiß)

Nr. 111. Kalender 18. April 1805 (190, 249).

Albert Ludwig Grimm, geboren am 19. Juli 1786 zu Schluchtern bei Heilbronn als Sohn eines Pfarrers, studierte in Tübingen und Heidelberg Theologie und Philologie, wurde Hauslehrer beim Kirchenrat Friedr. Heinr. Christ. Schwarz in Heidelberg, 1807 Lehrer am Pädagogium zu Weinheim, nach der Erweiterung der Anstalt Vorstand derselben bis 1851, in welchem Jahre er wegen Kränklichkeit pensioniert wurde. Er war zweimal Bürgermeister in Weinheim, 1825 und 1828 Abgeordneter zur zweiten württembergischen Kammer und in den dreißiger Jahren Sekretär derselben. Nach seiner Pensionierung wählte er Baden zum Aufenthaltsorte und starb dort am 1. Dezember 1872 nach schwerem Leiden.

Außer seinen biblischen Dramen schrieb er noch eine Menge von Unterhaltungsbüchern für Kinder, die sehr verbreitet, aber nicht wertvoll sind, da sie den spielenden, süßlichen Ton verfolgen.

Grimm beteiligte sich auch an der Herausgabe von „Des Knaben Wunderhorn", ferner war er Mitarbeiter an der von Alois Schreiber geleiteten „Wochenschrift für die badischen Lande", Heidelberg 1806—1807, sowie an der „Charis, der rheinischen Morgenzeitung für gebildete Leser" 1823—1824 (Goedeke, 6. Band, S. 479 ff.).

Die Buchstaben S. T. B. am Kopfe des Briefes sind wohl die Abkürzung von: Sit tibi bonum. Derartige Abbreviaturen finden sich im lateinischen Briefstil häufig. Von den Humanisten wieder in Mode gebracht, werden sie bis ins 18 Jahrhundert und noch länger angewendet und später hauptsächlich von Leuten gebraucht, welche damit ihre gelehrte Bildung dokumentieren wollen.

Das Jahrbuch, von welchem Grimm spricht, ist tatsächlich erschienen. Es führt den Titel: „Persephone". Ein Jahrbuch auf 1806. Herausgegeben von A. L. Grimm und A. L. Danquard. Frankfurt a. M. 1806. 8°. Wer zu diesem Buche Beiträge geliefert hat, und welcher Art diese waren, ließ sich nicht ermitteln, da das Werk weder in den Wiener Bibliotheken, noch auch in denen von Leipzig und Berlin vorhanden ist.

Der zweite Herausgeber, Albert Ludwig Danquard, war Rektor zu Mosbach in Baden (vgl. Meusel, Gelehrtes Teutschland 221, S. 574). Außer den Beiträgen zur „Persephone" veröffentlichte er noch: „Hero und Leandros." Nach Musäus. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer, 1809. 12°.

Digitized by Google

Wenn Grimm Schiller als ehemaligen Landsmann bezeichnet, so bezieht sich das offenbar auf dessen Aufenthalt in Mannheim, welches ja in nächster Nähe von Heidelberg gelegen ist. (Alfred Petron.)

Epilog.

Das Schillerjahr dürfte so ziemlich den letzten Rest alles Urkundlichen über Schiller ans Licht gefördert haben. Man mag ja zweifeln, ob es wirklich nötig war, alle auf Schiller bezüglichen Papiere mit Haut und Haaren abzudrucken, anstatt sie in einer monumentalen Biographie nach Maßgabe ihrer Bedeutung zu verwerten. Wie aber die Dinge heute liegen, wo jeder Forscher nicht bloß viel, sondern alles zu wissen und aus der Kenntnis des ganzen Tatsachenbestandes reden zu dürfen glaubt, ist der Weg an das andere Ufer jedenfalls der kürzere und sicherere.

Ich verzeichne hier zuerst die Briefe, die ich im Schillerjahre an anderem Orte veröffentlicht habe:

a) Briefe von deutschen Frauen an Schiller im Zeitgeist, Beiblatt zum Berliner Tageblatt, Montag den 1. Mai 1905:

1. Unbekannte Verehrerin, Winter 1788.
2. Sophie Schubert (1791?).
3. Johanna Viktoria Voigt (im Februar 1804, über Tell).
4. Elise, Amalie und Luise aus Herrenhut (Kalender 2. Januar 1805, S. 186, 252).
5. Julie Bechtolsheim 27. März 1805 (Kalender 29. März 1805, S. 189 und 220).

b) Briefe von deutschen Studenten an Schiller in der Vossischen Zeitung vom 7. Mai 1905, Nr. 213, Beilage:

6. Kaspar Josef Floret (1796 oder 1797).
7. Achtzehnjähriger Anonymus (1796?)
8. Christian Gotthilf Gretsel (zwischen 1797 und 1799).
9. Heinrich Rittner (in den neunziger Jahren).
10. Friedrich Karl Streckfuß (zwischen 1797 und 1799).
11. Josef Traugott Klein aus Siebenbürgen, April 1803 (Kalender 9. Mai 1803, S. 144, 263).

c) Verschiedene Briefe im Illustrierten Wiener Extrablatt vom 9. Mai 1905:

12. und 13. Briefe des Studenten Steinhaus, undatiert, aber wohl die im Kalender am 27. März 1799 und 12. April 1799 (S. 74 f. und 295) verzeichneten; Suphan macht mich aufmerksam, daß die Briefe nach Ernst Müller, Schiller, Intimes aus seinem Leben, Berlin 1905, Anmerkung 1 schon in der Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung vom 9. Oktober 1883, Nr. 234 gedruckt sind.
14. Dankbrief von dessen Vetter Egberts, Aurich 20. Mai 1799 (Kalender 8. Juni 1799, S. 77 und 295).
15. Anton Freiherr von Forer (nicht Fever), Erfurt 29. August 1803 (Kalender 31. August 1803, S. 150 und 237).
16. Schreiben des Barons von Lagerbjelke, Kabinettssekretärs des Königs von Schweden (aus dem Französischen von der Redaktion übersetzt), Begleitschrift zu dem Brillantring (Kalender 31. August 1803, S. 150 und 264).
17. Brief des Grafen von Pagoczski (1804/5?).
18. Zettel, gezeichnet W. v. St. (von keiner Dame, sondern von einem Freunde, der Schiller in einer gesellschaftlichen Debatte zum Richter aufruft).

d) Billett der Gräfin Henriette von Egloffstein (19), die sich den Chinesischen Roman, von dem bei Goethe die Rede war, zum Lesen erbittet (zwischen 1795 und 1800); in der Beilage zum Hamburgischen Korrespondenten vom 9. Mai 1905.

Digitized by Google

e) Ein Billett, gezeichnet H., (20) ohne Datum, an Frau Hofrätin Schiller auf den Spaziergang bezüglich (vom Kommandanten Hendrich in Jena, Herbst 1795), in der Zeitschrift für Bücherfreunde, 9. Jahrgang, 2. und 3. Heft, Mai und Juni 1905, S. 120 f.

f) Zwei Briefe aus Wien in der Österreichischen Rundschau, 2. Band, Heft 25, 27. April 1905, S. 599 ff.:

21. Brief von Karl Friedrich Bouginé 5. Juli 1804 (Kalender 16. Juli 1804, S. 170 und 224).

22. Brief von Josef Bertonitz an Schillers Witwe vom 4. April 1809.

Einige Briefe habe ich noch zurückbehalten, die ich in Abschriften besitze und gelegentlich zu veröffentlichen gedenke; nämlich: 1. mehrere undatierte Billetts von Dalberg; 2. ein undatiertes Schreiben von Geisweiler (nicht Gleisweiler, Urlichs 390) ungefähr 1800; 3. einen Brief von Niethammer 5. November 1803 mit einer Nachschrift (Kalender 7. November 1803, S. 153, 275 f.); 4. einen Brief von dem Lehrer der Kinder Schillers, Eyfert, 20. Dezember 1803 (Kalender S. 236); 5. zwei Briefe von Heinrich Voß an Schillers Kinder, Karl und Ernst, beide vom 27. Dezember 1804. (J. Minor.)

Zu Schwans Brief an Körner über Schillers Leben bis 1785.

Von Max Rubensohn in Hannover.

Der von seinem ersten Herausgeber, Herrn Professor Minor (Aus dem Schiller-Archiv, Weimar 1890, S. 11 ff.; vgl. Weltrich 1, 806), mit vollem Recht als „hochwichtig" bezeichnete Brief von Schillers Mannheimer „Gönner" an Körner hat eine so interessante, auch für die Schillerforschung ergiebige Entstehungs- und Textgeschichte, daß ich es für angebracht halte, das betreffende, in der Schiller-Abteilung des Kestner-Museums aufbewahrte Material zu veröffentlichen, nachdem Herr Direktor Professor Dr. Schuchhardt hierzu wie immer in liberalster Weise die Erlaubnis erteilt hat.

Am 3. Juni 1811 wandte sich Körner von Dresden aus in einem Briefe, der Nr. 840 unserer Autographen-Sammlung bildet, an den „Hofkammerrath Schwan in Heidelberg" mit „einigen Anfragen", die der ihm gewordene „Auftrag" veranlaßt hatte, „über Schillers Leben einen Aufsatz zu fertigen, der bey der Herausgabe seiner Werke gebraucht werden soll". Vielleicht sei er Schwan „nicht ganz unbekannt", da dieser ihn auf seiner Reise im Jahre 1786 in Dresden, wo damals Schiller „mit ihm zusammenlebte", in seiner Wohnung besucht habe.[1]) Auf jeden Fall werde er schon „um der Sache willen" seine Fragen entschuldigen:

[1]) Vergleiche Schwan an Schiller (Leipzig, 26. Mai 1786) und Schiller an Huber (Dresden, 17. Mai). Urlichs Nr. 15, Jonas Nr. 164.

Digitized by Google

„Aus dem Zeitraum vor 1785. fehlen mir noch einige Nachrichten, die ich von Niemand besser als von Ew. Wohlgeb. erlangen kann. Sie waren es, der zuerst im Auslande Schillers poetische Thätigkeit aufgemuntert hatte,[1]) indem Sie ihn zu einer 2ten Ausgabe der Räuber für die Mannheimer Bühne aufforderten. Schiller war dafür sehr dankbar, und während seines Aufenthalts in Mannheim mit Ihnen in sehr freundschaftlichen Verhältnißen. Es kann Ihnen also wohl nicht unbekannt seyn, (1) was Schillern verlanlaßte nach seiner Flucht aus Stuttgard sich wieder öffentlich in Mannheim zu zeigen." Dalberg sollte „seine Entlassung in Stuttgard bewürken. Dieß verzog sich, und S. flüchtete ... nach Franken. Wißen Sie nicht, ob alsdann Schritte vom Herrn von Dalberg geschehen sind, die S.'n es möglich machten, sich mit Sicherheit wieder in Mannheim zu zeigen?

(2) Wurde S. damals bey dem Mannheimer Theater ordentlich angestellt, und auf welche Art?

(3) Wie wurde S. am Hofe zu Darmstadt bekannt ...?

(4) Sind in der Zeitschrift die Schreibtafel, die damals in Mannheim erschien, vielleicht Aufsätze oder Gedichte von S.?

Dieß sind die Fragen um deren gütige Beantwortung ich Ew. Wohlgeb. ersuche ..."

Der damals schon fast achtzigjährige Hofkammerrat suchte das schmeichelhafte Vertrauen Körners durch eine ebenso gewissenhafte wie ausführliche Antwort zu rechtfertigen, ja er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, erst ein sorgfältiges Konzept für das ziemlich umfangreiche Schriftstück anzufertigen und dieses noch an demselben Tage eigenhändig abzuschreiben, wobei er zahlreiche stilistische und noch mehr sachliche Änderungen, auch einige Zusätze und, wie es eine so monotone Arbeit mit sich bringt, eine Anzahl Kürzungen vornahm. Dies Konzept nun bewahrte er auf, zugleich mit Körners Anfrage und „Danksagung" (siehe unten). So sind alle drei Schriftstücke schließlich in Culemanns Besitz gelangt. Das Konzept, ein volles Blatt und drei Viertel der Vorderseite eines zweiten Blattes gröberen Schreibpapiers in Großquart füllend, trägt die Überschrift: An Hr. Appellationsrath Körner in Dreßden. D. 14. Jul. 1811, es schließt mit den Worten: ... mich mit der aufrichtigsten Hochachtung nennend / Ew. W. Der Name fehlt also; so war es, da das Schreiben weder eine Inventarnummer aufwies[2]) noch im Katalog verzeichnet war, nicht ganz leicht, den Schreiber zu identifizieren. Es gelang mir mit Hilfe eines anderen in unserer Sammlung befindlichen Briefes Schwans (an seine Tochter Luise Pistorius) vom Jahre 1814 (Nr. 842).

Im folgenden sollen alle wichtigeren sachlichen Abweichungen vom Originalbrief verzeichnet werden, und zwar in der Weise, daß

[1]) Schiller an Huber, 17. Mai 1786: „Schwan ist der erste Ausländer, der (nicht „den", wie Jonas lesen möchte) ... meine Schriftstellerei angeworben."

[2]) Ich gab ihm jetzt die Nr. 840 a. Vermutlich war es mit 840 und 841 in ein Konvolut gelegt, aus dem es der verstorbene K. Ende für die Schiller-Ausstellung herausnahm, ohne gleich eine nähere Bezeichnung beizufügen. Er erkrankte gerade in diesen Tagen der Vorbereitung.

Digitized by Google

ich die übereinstimmende Fassung in gewöhnlicher Fraktur,[1]) die abweichende des Konzepts in Sperrschrift, die der Reinschrift dagegen in [ ] gebe, die Korrekturen (Durchstreichungen) in ersterem durch < > andeute und endlich Stellen, die von Minor als unbedeutend fortgelassen,[2]) hier aber aus bestimmten Gründen mitgeteilt werden, in ( ) setze. Bei stilistischen Varianten folge ich stets dem Konzept, meist ohne sie besonders hervorzuheben.

„(W. Hr.

Wohl erinnere ich mich noch mit Vergnügen der angenehmen Tage, die ich im Jahr 1786 in Dreßden zubrachte und der freundschaftl. Aufnahme, die ich und meine beiden Töchter[3]) vorzüglich auch in dem Zirkel Ihrer Familie genoßen ....)"

„(Es ist so eine eigene Sache, das Leben eines merkwürdigen Mannes zu schreiben, den man nur unter gewißen Verhältnißen gekannt hat, und Ew. W. haben Recht, wenn Sie vorher data dazu von Menschen sammeln, die mit dem Helden der Geschichte in einer genauen Verbindung gestanden)" Vergleiche die Biographie von Leßing und Schubart[4]) mit ihren Lücken! „(Wie unvollkommen und wohl gar unwahr!)"

„(Von der früheren Existenz Schillers in der sogenannten Carls-Schule in Stutgardt bis zu seiner Flucht nach Mannheim, kann niemand beßer Nachricht geben, als der Bibliothekar Petersen in Stutgardt (siehe unten), der sein Mitschüler und vertrauter [vertrautester] Freund (war, und der ihn auch, als er das erstemal auf meine Einladung ... nach M. kam, um die erste Vorstellung der Räuber zu sehen, dahin begleitete.)"

„(Mit diesem Schauspiele hatte es übrigens folgende Bewandniß.) Schiller hatte dieses Stück ganz in der Stille [noch] in der Carlsschule verfertiget, und [insgeheim] bey einem Buchdrucker in Stutgardt <, wenn ich nicht irre,> drucken laßen.[5]) ... da die [mehrere] Hauptrollen darin unverkennbare Charakterzüge von einigen Vorgesetzten und Aufsehern in dieser Schule enthielten."

„Durch die von mir [schon früher] in Mannheim herausgegebene Schreibtafel," (1774—1779) „die aber damals mit der siebenten Lieferung bereits geschloßen war, und zu welcher Schiller nie Beyträge geliefert,[6]) so

---

[1]) Wie alles wörtlich Angeführte, stets mit „ ".

[2]) Nicht immer konnte ich übrigens feststellen, ob er überhaupt und warum er gekürzt hat.

[3]) „Aufnahme — Töchter" am Rand nachgetragen, ursprünglich stand da „und der Freundschaft, die ich". Die Anwesenheit Margaretha Schwans erklärt wohl Schillers Ausdruck (An Huber 17. Mai 1786) von dem „Rothpfennig von Empressement ...: Die Narbe wird sich niemals verlieren!"

[4]) Die Biographie von K. G. Leßing und die Charakterschilderung von L. Schubart scheinen gemeint.

[5]) Bei dem Buchhändler Metzler. Mai 1781 war der Druck beendet.

[6]) Dieser Relativsatz nimmt sich, zumal ohne den ersten, wie eine contradictio in adiecto aus; er wird erst verständlich durch Körners Frage (4). Auch im Konzept liest man zunächst „mir" statt „nie", so daß das Versehen Urlichs' (Charlotte und ihre Freunde 1, 92 Anmerkung), der einige Stellen des Originals mitteilt, begreiflich erscheint. Minor S. 16, Schillers Leben 1, 178, 562; Weltrich 177 und 793 f., der, wie sich jetzt zeigt, mit Recht ein „aber" nach „welcher" erwartete.

Digitized by Google

wie auch wohl vorzüglich dadurch, daß ich, wie es allgemein bekannt war,[1]) mit dem Mannheimer deutschen Theater [zu dessen Errichtung ich zufälliger Weise die erste Veranlassung gegeben], in genauer Verbindung stand, und von dem Kurfürsten Karl Theodor nach Braunschweig gesandt worden ...., war ich vermuthlich Schillern bekannt geworden. Er sandte mir [daher] <**zuerst** die ersten <fertig> gedruckten **fünf** Bogen>[2]) ein gedrucktes Exemplar von seinen Räubern, mit der Anfrage, ob ich **das ganze** [die ganze Auflage] nicht als einen Handlungs-Artikel käuflich übernehmen wolle. — Ich fand bey Durchlesung <dieser fünf Bögen> desselben [der Stellen!], so viel innern Gehalt für die Schaubühne, daß ich <auch (!)> wünschte, es auf die Mannh. Bühne zu bringen."

---

[1]) „wie — war" am Rande hinzugefügt.

[2]) Diese und die folgende Korrektur sind offenbar erst bei der Schlußrevision des Schreibens vorgenommen und daher die endgiltigen Lesarten am Rande nachgetragen worden (fertig hat er dagegen schon während des Schreibens durchgestrichen). In der Erinnerung des alten Herrn sind zwei Sendungen Schillers durcheinander gebracht oder vielmehr zu einer vereinigt worden und ebenso seine beiden Antworten. Zuerst hatte Schiller Frühjahr 1781 die ersten sieben Bogen (A—G, S. 1—112), das heißt die beiden ersten Akte und die erste Seite des dritten an Schwan geschickt, wie dieser selbst in seinem Brief an den Dichter (11. August 1781, Jonas, Beilage zu Nr. 18) berichtet. „Fünf" ist also ein bloßes Versehen. Bei dieser Gelegenheit fragte er den Mannheimer Buchhändler an, ob er nicht das Ganze käuflich übernehmen wolle, das heißt diese zwei Akte mitsamt dem ganzen Rest des Stückes. Die Fassung der Reinschrift die ganze Auflage (die 800 Exemplarien, Vorrede der zweiten Ausgabe) ist erst durch die Korrektur (ein gedrucktes Exemplar) hervorgerufen, gibt aber den ursprünglichen Sinn und Wortlaut der Anfrage nicht wieder. Wie Schwan seine Ablehnung begründet hat (vermutlich mit rein geschäftlichen Rücksichten), ist aus seinem Briefe nicht zu entnehmen. Den Vergleich mit dem „neugeborenen, vom Schmutze noch nicht gesäuberten Kinde" wird er dem Dichter gegenüber nicht gebraucht haben, so wenig wie den Hinweis auf die „Scenen, die er sogar als Buchhändler dem ehrsamen .. Publikum ... aufzubiethen nicht Willens war". Auch hier ist die Lesart des Konzepts von Wichtigkeit, denn sie läßt deutlicher als die der Reinschrift erkennen, daß er nicht aus seinem Schreiben an Schiller zitiert, sondern die Gründe historisch berichtet, die ihn damals an der Übernahme hinderten (anders Minor 1, 376). Ganz verkehrt ist die Darstellung Bergers, der S. 173 jene Anfrage erst „nach der Veröffentlichung" des Schauspiels erfolgen und S. 141 (nach Streicher S. 29, der übrigens nicht unseren Brief, wie Minor S. 16 vermutet, sondern den an Schiller gerichteten vom 11. August 1781 benutzt hat) „die Druckbogen mit allerlei Bemerkungen und Ratschlägen Schwans" wieder zurückgehen läßt. Dadurch sei der Dichter erst zum Neudruck der Vorrede wie des zweiten und der beiden letzten Bogen veranlaßt worden! (Richtig dagegen Minor 1, 370, 387.) Die „Ablehnung" aber versüßte Schwan durch die Mitteilung, daß er Dalberg für die Aufführung interessiert habe, und durch die Aufforderung, ihm baldigst das ganze Stück zugehen zu lassen, und zwar in einem „durchschossenen Exemplar" (Jonas S. 41). Erst diese zweite Sendung ermöglichte die weiteren Vorlesungen, die Verhandlungen mit den Schauspielern und mit Schiller selbst über die „Theatralisierung" der Räuber. Man beachte auch hier, daß die erste Fassung „schrieb ihm aber" genauer den Hergang wieder gibt als die zweite („schrieb ihm aber **dabei**"). — Das „auch" zwischen „ich" und „wünschte" könnte auf Schillers Brief und Wunsch Bezug haben. Das wäre von hohem Interesse. Vgl. Minor 1, 368.

Digitized by Google

„Da es aber, so wie ich es [aus seinen Händen] erhielt, einem neugebornen Kinde glich, das noch nicht von dem ihm von seiner <Wüstenei (dafür am Rande:)> bisherigen Aufenthalte her anklebenden Schmutze gesäubert war [ist], und mit unter [auch] Scenen enthielt, die ich sogar (!) als Buchhändler dem ehrsamen und gesitteten Publikum verkäuflich anzubiethen nicht Willens war [für unschicklich hielt], so lehnte ich die käufliche Übernehmung [Übernahme] von mir ab, schrieb ihm aber [dabei], daß ich dieses Stück nicht nur dem Hr. von Dalberg, damaligem Intendanten des Theaters, und dem Hr. Otto von Gemmingen, Verfasser des deutschen Hausvaters vorgelesen, sondern daß wir[1]) auch das Urtheil unserer vorzüglichsten Schauspieler ... darüber vernommen, welches einstimmig dahin ausgefallen, daß die Räuber, wenn sie vom Schmutze gereinigt, u. mit der nothwendig vorzunehmenden [einigen] Veränderung[en] [die das Theatercostüme nothw. machte] aufgeführt würden, eine große Wirkung machen müßten."

„Er antwortete mir unverzüglich, [daß er, mit den Regeln der Dramaturgie unbekannt, dazu willig und bereit sey,] ich möchte nur ... einen Fingerzeig geben, wie gewisse Auftritte ... den Regeln der Schauspielkunst gemäßer zu verändern und einzurichten wären. Dieses geschahe nun ... Schwerlich ist es auch je auf irgend einem Theater [wieder] so gegeben worden ..." „Ich" (sagte Schröder 1780, Minor 2, 172) „... habe auf jeder (Bühne) einzelne vorzüglich gute Subjecte (Schauspieler] gefunden, aber das Ganze (Ensemble) [s. Ens.] ... nirgends."

„Als alles zur ersten Aufführung bereit war, schrieb ich es Schillern, und lud ihn [Sch.] ein ... Er kam ... Er war aber heimlich ... abgereiset, in der Hoffnung, man werde ihn <nicht vermissen, da er> auf einige Tage nicht vermissen [daß seine Abwesenheit durch die Vorkehrungen, die er getroffen, verschwiegen bleiben werde]. Wir [Man] räumten ihm <und seinem Begleiter (!)> eine eigne Loge ein,[2]) wo (er)[3]) unbemerkt und unbekannt [unerkannt u. unbem.] sehen und fühlen konnte [könne], was sein Stück .... Aber ... so" (sc. durch das Abgeben [Angeben] des Namens am Thore). war [ward] es gleich in der ganzen Stadt bekannt, Schiller, der Verfasser der Räuber, den die öffentliche Probe schon so vortheilhaft angekündigt,[4]) sey selbst da. Wie konnte es [das] nun in St. und vor dem Herzog verschwiegen bleiben. Die Folge davon war ... das strenge [ein strenges] Verboth nichts mehr [zu dichten oder] für das Theater zu schreiben, [nebst dem Befehl] sondern sich bloß dem Studium ..."

„Als er wieder" (von Bauerbach) „nach Mannheim zurück kam, ... <schrieb und> vollendete (er) ... Fiesko, so wie Cabale und Liebe. Auch schrieb er hier die [und das] ersten Hefte seiner Thalia."[5]) Von Dalbergs Verwendung (oben 1) ist „mir nichts bekannt [geworden], ob ich gleich damals mit diesem Herrn in genauer Verbindung stand [D. täglich sah und sprach]."

---

[1]) In der Reinschrift wäre also ich zu ergänzen, was dem Sachverhalt nicht entspricht.

[2]) „In der dunkeln Parterre-Loge seines Freundes Schwan" stand der Dichter. Dingelstedt bei Weltrich 409.

[3]) Man liest nur einen Buchstaben mit Punkt (korrigiertes f?, also ursprünglich sie?).

[4]) Davon war bisher nichts bekannt. Der „Generalprobe" beizuwohnen wünscht Schiller (an Dalberg) 12. Dez. 1781.

[5]) Das 2. Heft erschien erst Mitte Februar 1786.

Digitized by Google

„Im Jahre 1785 [1786!] ging er [S.] endl. nach Leipzig. Ich hatte ihm nur [immer][1] gerathen, die Medicin nicht ganz bey Seite zu setzen. . . . Geßner, Hagedorn, Kleist und andre mehr, sagte ich, hatten Ämter . . . und waren <große Dichter> berühmte Dichter dabey. Ich führte [legte] ihm das Dat Galenus opes zu Herzen [ans H.] . . ."

„(. . . Von nun an beginnt eine neue Epoche seines Lebens, die Sie wahrscheinlich besser kennen als ich)."

„Bey dem Mannheimer Theater ist Schiller nie angestellt gewesen" (oben 2);[2] „wohl aber war man damals Willens ihn bey der deutschen Gesellschaft[3] als beständigen Sekretär mit einer anständigen Besoldung anzustellen [welches auch geschehen wäre, wenn nicht . . . Klein gegen ihn cabalirt hätte . . .]."

„In Darmstadt wurde er gelegentl. einer Reise [von Mannheim] nach Frankfurt bekannt" (oben 3) . . .

„(Dieses ist es, was ich Ew. Wohlgeb. von Schillern in der Kürze sagen kann, und ich freue mich dadurch Gelegenheit erhalten zu haben, mich Ihrer Gewogenheit bestens zu empfehlen, mich mit der . . .", siehe oben).

Am 15. August dankt Körner „verbundenst für die gütige Beantwortung seiner Anfrage". Das über ihren „gemeinschaftlichen Freund" Mitgeteilte war ihm „sehr interessant, indem es die bereits anderwärts erhaltenen Nachrichten theils berichtigte, theils ergänzte oder bestätigte". Den mitgesandten Brief von Schillers Vater (8. Dez. 1782, Döring, Schillers Leben S. 358 f.), der über die „Erscheinung des würtenb. Offiziers" Auskunft geben sollte, lege er dankend wieder ab.

„Von Herrn Bibliothekar Petersen" (siehe oben S. 22) „habe ich durch Herrn Cotta einen Aufsatz über Schillers Jugendjahre erhalten, der mir sehr willkommen war."[4]

„Was meinem biographischen Aufsatze einen Werth geben soll, sind Stellen aus Schillers Briefen. Ich besitze selbst eine große Anzahl und habe von andern Personen mehrere mitgetheilt erhalten, so daß ich über die wichtigsten Punkte Schillern selbst reden lassen konnte. Anecdotenkrämerey ist mir verhaßt, und von Schillers Lebensumständen erzähle ich nicht mehr, als was mir aus zuverläßigen Quellen bekannt ist."

„Im Herbste dieses Jahres soll mit dem Druck der Werke angefangen werden, und die biographischen Nachrichten werden im ersten Theile erscheinen."

Mit wiederholter „Danksagung für die gütige Aufnahme seiner Anfrage" schließt der Brief. Er kann den alten Herrn, der so redlich sich bemüht hatte, aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen zu dem Körnerschen Unternehmen beizusteuern, nicht eben angenehm

---

[1]) Nur ergibt den (für das Verhältnis der beiden bezeichnenden) Sinn: Ich hatte ihm nicht geraten, fortzugehen, sondern nur, nicht ganz die Medizin zu vergessen.

[2]) Siehe aber Geschäftsbriefe Nr. 1 und 2, Minor 2, 190.

[3]) Minor 2, 237 f. und besonders 254.

[4]) Nicht der gedruckte aus dem Freimüthigen 1805, respektive dem Morgenblatt 1807, sondern der handschriftliche, den Cotta 1810 ankündigt, aber ungedruckt seinem Archiv einverleibt. J. Hartmann, Schillers Jugendfreunde, Anmerkung 172.

Digitized by Google

berührt haben. Und diese fatale Empfindung mußte bei der Lektüre der „Nachrichten von Schillers Leben" (Werke 1, S. I—LX, Cotta, 1812), die überall „auf des Dichters eigene Äußerungen, oder auf glaubwürdige Zeugnisse sich gründen" wollen, sich erst recht einstellen, ja zu bitterer Enttäuschung sich steigern: Seine Mitteilungen sind von Körner an keiner Stelle benutzt, nicht einmal zur Berichtigung und Ergänzung der „anderwärts erhaltenen Nachrichten"; sie waren ihm offenbar nur insofern wertvoll, als sie bestätigten, was er sonst schon wußte oder vermutete, wie beispielsweise (S. VII), daß „nur wenige Gedichte aus der Zeit vor 1780 sich im Schwäbischen Magazin erhalten hätten" (also nicht in der „Schreibtafel").[1]) Alles aber, was Schwan Eigenes und Neues bietet, all die kleinen Züge, die uns das Schreiben gerade so wertvoll, so aufschlußreich erscheinen lassen, waren ihm einmal wohl nicht „glaubwürdig" und „zuverlässig" genug, und wenn das auch, jedenfalls rechnete er sie zu der ihm „verhaßten Anecdotenkrämerey". Und wir dürfen ihm daraus noch nicht einmal einen Vorwurf machen: Wenn dasselbe Schriftstück, das der Biograph vom Jahre 1890 und wir mit ihm als „hochwichtig" bezeichnet, dem Biographen vom Jahre 1811 als eitle „Anekdotenkrämerei" erscheint, so liegt in diesem Kontraste ein Stück Geschichte unserer Wissenschaft. Derlei Detailzüge zur Text- und Theatergeschichte der Räuber und zur Kenntnis der Persönlichkeit ihres Dichters literarhistorisch und psychologisch richtig zu werten und zur Belebung des Gesamtbildes an ihrer Stelle einzufügen, dazu war die Forschung 1811 noch nicht reif, dazu bedurfte es noch einer jahrzehntelangen Entwicklung der Literaturgeschichte, einer immer mehr sich verfeinernden Methode, um so immer tiefer einzudringen in das Dichtwerk und in die Dichterseele.

Aus Schillers Freundeskreis.

Acht Briefe an Wilhelm von Humboldt.

Mitgeteilt von Albert Leitzmann in Jena.

Die Originale der folgenden Briefe, durch deren zweite zeitlich eng zusammengehörende Gruppe sich Schillers leuchtende Gestalt wie ein Komet hindurchzieht, befinden sich in Humboldts Nachlaß in

[1]) Auch dies nämlich hatte Körner inzwischen von anderer Seite (von Fr. Haug) erfahren. Weltrich 177. Schwans Aufforderung, die Räuber umzuarbeiten, S. IX wenigstens erwähnt.

Digitized by Google

Tegel; nur Nr. 5, Körners Charakteristik Goethes, ist im Besitz der Königlichen Bibliothek in Berlin.

1. Von Christian Gottfried Körner.

Das von Ew. Excellenz mir gütigst mitgetheilte Manuscript[1]) sende ich mit verbundenstem Danke zurück. Zum Beleg, wie sehr es mich interessirt hat, füge ich einige Bemerkungen bey, zu welchen mich einzelne Stellen veranlaßt haben, und bitte sie freundlich aufzunehmen.

Berlin den 19. Sept. 1820.

Körner.

zu 4.)[2]) Sollten sich nicht Gründe für die allmählige Entstehung des Organismus der Sprachen angeben lassen? Es scheint begreiflich, daß mehrere Theile der Rede sich entwickeln, so wie das Bedürfniß der Sprache sich erweitert. Der Zustand des bloßen Gefühls bedarf nur der Interjektion. Sobald der Mensch zur Vorstellung übergeht, und der Trieb zur Mittheilung entsteht, so werden zuerst Zeichen gesucht, um einen Satz auszudrücken. Die wesentlichen Bestandtheile des Satzes sind: Person oder Sache, Zustand oder Handlung, Objekt und Ziel der Handlung, z. B. Bruder fallen, oder Vater geben Brodt Bruder. Was hier in der Rede noch unbestimmt ist, wird durch Pantomime oder durch Folgerung aus der Situation bey dem Hörenden ergänzt. Später entsteht das Adjektiv und Adverbium bey einer umständlichen Beschreibung, sodann die Präposition, nachher die Casus des Substantivs früher durch den Artikel später durch Endungen, ferner die Conjugation anfänglich durch Hilfswörter, später durch Endungen, noch später das Pronomen und zuletzt die Conjunction, wenn erst das Bedürfniß entstanden ist Sätze zusammenzufügen.

Das Geschlecht in der Sprache scheint ein Werk der Einbildungskraft zu seyn, die die Objekte personificirt. Geschlecht in der Conjugation möchte ich zum Luxus rechnen. Abschaffung der Hülfswörter und Abkürzung der Formen wird später aus Ungeduld und aus Sinn für Wohlklang und Gedrängtheit eintreten.

zu 12.) Daß der Mensch die Sprache durch eine Art von Wunder erhalten habe, darf man wohl nicht eher annehmen, als bis die Erklärung des Ursprungs der Sprache aus menschlicher Erfindung ganz unzureichend befunden worden ist. Wenn indessen in einem frühern voll-

[1]) Gemeint ist die Abhandlung „Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung" (Humboldts Gesammelte Schriften 4, 1).

[2]) Die Zahlen beziehen sich auf die betreffenden Paragraphen von Humboldts Abhandlung.

Digitized by Google

kommneren Zustande der Menschheit Gott oder irgend ein übermenschliches Wesen sich ihr unmittelbar mitgetheilt hätte, so könnte sie auch auf diesem Wege die Sprache empfangen haben. Es ließe sich denken, daß von dieser Ursprache sich mehr oder weniger Worte und grammatikalische Formen in den vorhandenen Sprachen erhalten hätten. In andern Sprachen könnten vielleicht die Hauptworte aus eigenthümlichen Naturlauten entstanden und der Organismus nachher von andern vorhandenen Sprachen entlehnt worden seyn.

zu 15.) Was eigentlich den Vorrath unsrer Begriffe und Ideen bereichert, ist meines Erachtens die Entdeckung neuer Unterschiede. Zu dieser führt besonders das Studium des lexikalischen Theils der Sprachen. Die Empfänglichkeit jeder Nation hat etwas Eigenthümliches, und die Objekte müssen sich daher in jeder auf eine andre Art spiegeln. Besondre Gesichtspunkte, anderer Stoff zu Vergleichungen, erhöhte Reizbarkeit für irgend eine Seite des Gegenstands geben Anlaß zu neuen Unterscheidungen. Die Sphäre des geistigen Lebens wird erweitert, aber oft auch für besondere Zwecke das Denken erschwert.

zu 17.) In der Folge (21.) wird der wissenschaftliche und redneriſche Gebrauch unterschieden. Dieser Unterschied dürfte in Betrachtung kommen, wenn von dem Wunsche einer allgemeinen Sprache die Rede ist. Für die Wissenschaft und das Geschäft bedürfen wir nur deutlicher und bestimmter Zeichen. Nach der Analogie aber der Linnéischen Bezeichnungen in der Botanik möchten sich wohl für alle denkbaren Fälle (die oft nach der Combinationslehre beschränkt sind) zum wissenschaftlichen und Geschäftsgebrauch Zeichen finden lassen, die sich vermehren ließen so wie die Wissenschaft sich erweiterte und das Geschäft verfeinerte. Anders ist der Fall wenn die Sprache als Medium für die Kunst dient. Hier darf der Reichthum des Individuellen nicht aufgeopfert werden.

zu 20.) Es giebt auch einen Misbrauch der Sprache bey wissenschaftlichen Forschungen. Ableitung des Begriffs aus der Bedeutung des Worts nach dem Sprachgebrauche oder der Etymologie führt oft auf Irrwege. Aus dem Begriffe sodann herauszunehmen, was man zuvor hineingelegt hat, ist ein bloßes Gedankenspiel. Der Begriff selbst muß von der Kritik gerechtfertigt werden. Er hat einen gegebenen Stoff in einem wahrgenommenen Unterschiede, oder er ist nach einem erdachten Unterschiede construirt. In letztem Falle ist er fruchtbar wie z. B. der Begriff des Dreyecks, wenn es Objekte giebt, die unter ihn subsumirt werden können. Es entsteht alsdann eine Wissenschaft a priori aus Vergleichung construirter Begriffe, aber ihre Gültigkeit ist nur bedingt, insofern nehmlich der Begriff auf das Vorhandene angewendet werden kann. —

Digitized by Google

2. Von Körner.

Die von Ew. Excellenz mir gütigst mitgetheilte Abhandlung[1]) hatte für mich zufälliger Weise jetzt ein doppeltes Interesse, da sie mehrere Punkte berührt, die mit zu den Untersuchungen gehören, welche mich gegenwärtig beschäftigen.[2]) Während des ersten Lesens fand ich bey einzelnen Stellen manches zu erinnern, aber je mehr ich mit dem Innhalte des Ganzen vertrauter wurde, desto öfter fand ich, daß eine spätere Stelle eben die Modificationen enthielt, die ich in einer früheren vermißte. Da ich mir indessen bewußt bin, vom Anfange an nicht bloß mit Unbefangenheit, sondern auch mit gespannter Erwartung gelesen zu haben, so muß ich befürchten, daß solche Stellen, die einer Erläuterung bedurften, auch von andern leicht misverstanden werden könnten. Meine Bemerkungen werden daher größtentheils einen besorglichen Misverstand betreffen, dem leicht abzuhelfen seyn würde. Nur über wenige Punkte sind mir Zweifel übrig geblieben.

Was S. 2. und 4. innere Wahrheit, und Wirklichkeit genannt wird, ist eigentlich wohl nur der S. 18. erwähnte Zusammenhang.[3]) Die aufgefaßte einzelne Thatsache ist wahr und wirklich, aber es soll ihr in einem größern Ganzen eine bestimmte Stelle angewiesen, sie soll Glied einer Causalreihe werden. Durch Abstraction von dem Besondern des einzelnen Falls gelangen wir zur Wahrnehmuung allgemeiner Naturgesetze in der Körper- und Geisterwelt, die uns über den Zusammenhang der Begebenheiten belehren, insoweit er nicht durch die Freyheit der Individuen unterbrochen wird. Solche Unterbrechungen sind S. 29. angeführt, und sie leiten uns einen höheren Zusammenhang in der Weltregierung (S. 26.) zu suchen, der nicht begriffen sondern nur geahndet werden kann.[4]) Hier dürfte die Gränze für die Kunst des Geschichtschreibers seyn, der Phantasie des Dichters aber noch eine weite Sphäre offen bleiben.

S. 14. Mathematik giebt die Idee der Gestalt.)[5]) Sollte das Allgemeine der Gestalt nicht auf den Gesetzen der Organisation beruhen? Der Künstler bedarf einer solchen Basis, wie vielleicht der Canon des Polyklet war. Aber diese Figur war gewiß ohne Charakter und Seele. Was aber der Künstler darstellen soll, ist däucht mich eben das Resultat des Kampfs zwischen Seele und Organisation. Etwas

[1]) „Über die Aufgabe des Geschichtschreibers" (Humboldts Gesammelte Schriften 4, 35).

[2]) Jonas' Biographie gibt hierüber keine Auskunft.

[3]) Die Seitenzahlen beziehen sich auf ein Manuskript der Abhandlung. Vgl. Gesammelte Schriften 4, 36. 37. 45.

[4]) Vgl. ebenda 4, 52. 50.

[5]) Ebenda 4, 43.

Digitized by Google

Aehnliches in der Geschichte ist der Kampf des Individuums mit den Naturgesetzen.

S. 21. Jedes Begreifen setzt eine vorhergängige Uebereinstimmung zwischen Subjekt und Objekt voraus.)[1] Das Begreifen ist, däucht mich, die Anwendung eines bekannten Naturgesetzes auf den einzelnen Fall. Das Naturgesetz der allgemeinen Causalverbindung wird mittelbar erkannt. Unmittelbar erkennen wir durch Wahrnehmung die Wechselwirkung zwischen Ich und Nicht-Ich, und diese Wahrnehmung wird durch Präsumtion erweitert, und umfaßt das Universum mit Ausschluß des Gebietes der Freyheit, wo das Gegentheil dieser Präsumtion wahrgenommen wird.

Die S. 34. erwähnten Ur-Ideen werden nach meiner Ansicht aus den wahrgenommenen Unterschieden durch Weglassung des Besondern entwickelt. Ein Streben zur Realisirung (S. 35) kann ihnen wohl nur zugeschrieben werden, insoferne sie die Wirksamkeit des Weltregierers bestimmen.[2] Für diesen — die Gottheit — kann es keine würdigere Thätigkeit geben, als im Reiche der Freyheit durch schonende aber beharrliche Einwirkung die Geisterwelt einem unendlichen Ziele zu nähern.

S. 36. hätte ich noch die Warnung gewünscht, daß der Geschichtschreiber über dem Streben nach Zusammenhang und Einheit nicht von dem Reichthum der Individualität, dessen Werth S. 30. anerkannt wird, zuviel aufopfere.[3])

Dieß ist das Wichtigste, was ich zu bemerken gefunden habe.

Berlin den 31. März 1821.

Körner.

3. Von Karoline von Wolzogen.[4])

Jena den 5ten Mai 30.[5])

Wie sehr, theurer Freund, erfreuen mich Ihre Briefe! in philosophischer Denkart, im reinen Umriß der Gedancken und Gefühle sind und bleiben Sie ein einziges Wesen. Im zarten tiefen Eingehen in Schillers Dichtungen und ganze Individualität liegt eine stille Größe die mir unbeschreiblich rührend ist. Ja, wir gehörten Alle zusammen und können dem guten Genius unsres Lebens nur dancken daß er uns zusammenführte und hielt durch ein langes Leben.

---

[1]) Ebenda 4, 47.

[2]) Vgl. ebenda 4, 55. 56.

[3]) Vgl. ebenda 4, 56. 52.

[4]) Karolinens vorhergehende Briefe an Humboldt sind in den Biographischen Blättern 2, 63 und in Nord und Süd 105, 197 gedruckt.

[5]) Humboldts vorhergehendes Schreiben vom 10. April, das die Sendung der Druckredaktion seines Briefwechsels mit Schiller begleitete, und seine Antwort vom 8. Mai sind gedruckt in Karolinens Literarischem Nachlaß[2] 2, 57. 60.

Digitized by Google

Für heut eile ich nur die Frage vorzulegen — ob ich das Blatt welches ich wieder beilege, wie ich es mit zwei Strichen begrenzt, der Correspondenz vordrucken laßen soll? Eine Notiz muß doch voran stehen, und darin ist das Nöthige enthalten. Der Titel würde nach meinem Gutdünken heißen:

Briefwechsel zwischen Schiller und Willhelm von Humbolt in den Jahren 1795 bis 1805.

Darf Ihr Nahme unter dem Vorwort stehen? — Die folgenden Notizen sind nur für Cotta dem ich sie abschreiben werde. Da ich Niemand weiß der entscheiden soll als mich selbst, so bin ich bedenclich, und bitte mir gleich zu antworten, und das Blatt zurückzusenden, da ich Alles sogleich an Cotta senden muß. Für das Anschließen der Körnerschen Briefe bin ich nicht, und habe es ihm geschrieben, man kann sie sonst brauchen. Wie hat mich das Bild unsrer geliebten Li[1]) gerührt und erfreut! Es umfaßt ihr ganzes liebliches geistvolles Wesen, und bringt ihr Bild aus allen Lebenszeiten zurück.

Der lieben Caroline meine innigsten Grüße, ich schreibe ihr nächstens, ich hoffe sie ist bei Ihnen, und entgeht der Berliner Stubenluft.

Leben Sie wohl, theurer, lieber Freund, und bleiben immer im Geist nah

Ihrer

CW.

4. Von Karoline von Wolzogen.

Jena den 14ten Mai 30.

Es freut mich sehr, theurer Freund, daß Sie sich noch zu der Vorerinnerung entschlossen haben die gewis von großem Werth sein wird. Wie Schiller in Ihrer Vorstellung steht, macht ein ganzes an sich aus. Schon in den Briefen an Sie erscheint er mir liebenswürdiger als in denen an G[öthe]. Er überließ sich dem Ihnen beiden gemeinsamen Idealismus und in dem Anfügen an G—s Realismus scheint mir jezt der fremde Hauch, der dort zu Zeiten weht, ganz erklärlich.[2]) Es müßten doch auch von Ihnen viel Briefe mehr existiert haben, sie sind ein großer Verlust. Wir können uns gewis nicht entgegenstehen, ich habe meine Biographie nur factisch gehalten. So sehr ich mich freue Ihre Bogen[3]) zu lesen, so bitte ich doch sie gerade an Cotta zu senden.

[1]) Gemeint ist die Zeichnung von Wach, die jetzt in vortrefflicher Wiedergabe Karoline von Humboldts Briefen an Rennenkampff beigegeben ist (vgl. Literarischer Nachlaß[2] 2, 57).

[2]) Vgl. auch Schillers Sohn Ernst S. 360.

[3]) Die Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller, die Humboldt im Manuskript zu senden versprochen hatte.

Digitized by Google

Dagegen kann ich Nichts zu sagen haben, das bin ich überzeugt. Ganz bestimmt weiß ich den Termin meiner Abreise noch nicht, und es wäre ängstlich die Bogen aufzuhalten. Ich schrieb Cotta heut daß er sie im Laufe des Junius erhalten würde. Vom Schicksal meines Werckes[1] weiß ich noch kein Wort. Körner hat sich nun auch entschloßen mehr Briefe herauszugeben.[2] Die Ihren finde ich mit Schillers Brief schön geschloßen.[3] — Ich lese wenig gelehrte Zeitungen, doch hat mich einiges in der Gegeneinander Stellung der beiden Perſöhnlichkeiten verdroßen — den Lebenden auf Unkoſten des Todten zu erheben iſt eine fatale Tendenz.[4] Wirklich kenne ich jezt beinah Niemand deßen Urtheil mir viel gilt. Göthe hat zu meiner Freude auch eine Bücher Wacht um ſich geſtellt.[5] Aus dem übermäßig geduldeten Lob entſteht nur bittrer ungerechter Tadel.

Die Fürſtin von Rudelſtadt danckt aufs innigſte für das liebe Bild — que de beaux jours me rappelle cette interessante phisionomie — ſagt ſie. Niemer war auch ſehr bewegt.[6]

Da Sie doch eine Abſchrift der Bogen behalten werden, ſo ſenden Sie ſie mir, wenn ich darum bitte, hoffe ich — ſonſt muß ich auf Cotta ewig warten.

Leben Sie wohl, lieber theurer Freund, Sie ſind noch ein Lichtpunckt in meinem Leben — Ewig

Ihre

treue

CW.

5. Von Körner.

Für die gütige Mittheilung des hierbey zurückfolgenden Manuſcripts[7] bin ich Ew. Excellenz äußerſt dankbar. Was Sie über die Total-Wirkung Roms auf den empfänglichen Reiſenden ſchreiben, hat mir großen Genuß gewährt. Die Begeiſterung, die bey Ihnen ſelbſt von Erinnerungen herrührt, und die ſich ſtellenweiſe in einer Art von Hymnus ausſpricht, mußte ſich auch mir mittheilen, obwohl bey mir leider! die Phantaſie nicht durch eigne Erfahrung unterſtützt wird.

---

[1] Der Biographie Schillers.

[2] Vgl. Jonas, Chriſtian Gottfried Körner S. 360.

[3] Der letzte Brief der Sammlung iſt Schillers Schreiben vom 2. April 1805 (Briefe 7, 226).

[4] Hier dürfte Karoline Varnhagens Rezenſion des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Goethe in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik von 1829 (Zur Geſchichtſchreibung und Literatur S. 174. 252) im Auge haben.

[5] Klingt hier Goethes Wort von den „Grenzwachen“ wieder, das er in einem Brief an Karoline vom 22. April (Literariſcher Nachlaß² 1, 431) gebraucht?

[6] Vgl. oben Nr. 3 Anm. 3.

[7] „Über Goethes zweiten römiſchen Aufenthalt“ in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik von 1830 (Humboldts Geſammelte Werke 2, 215).

Digitized by Google

Bey Göthen mußte allerdings Rom sehr viel wirken, um die Virtuosität der Empfänglichkeit bey ihm zu entwickeln, wodurch er sich auszeichnet. Doch kann ich mich noch nicht überzeugen, daß seine vielseitigen Studien auf seine poetischen Leistungen eine durchaus vortheilhafte Wirkung gehabt haben. Schon die künstliche Indifferenz und Nüchternheit, die er sich bey der Beobachtung — wie eine Art von Castejung zur Pflicht machte, konnte für seine Productionen gefährlich werden. Und wie viel Zeit gieng für die Thätigkeit verloren, die sein eigentlicher Beruf zu seyn schien! In den bildenden Künsten schien er mir immer, so weit ich ihn beobachten konnte — einen zu hohen Werth auf das Technische im Gegensatz des Poetischen zu legen. Vielleicht war dieß eine Folge jener Resignation. Was die Naturforschung betrifft, so kann man seinen geistvollen Blicken in die Gesetze des Organismus alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber doch bedauren, daß er so viel Zeit auf die Farbenlehre verwendete, da die Männer vom Fach die Resultate seiner Untersuchungen mehr aus Höflichkeit tolerirt, als freundlich aufgenommen haben. Wie viel hätte er dagegen für die deutsche Sprache leisten können, die doch das eigentliche Werkzeug seiner künstlerischen Thätigkeit war!

Doch ich fürchte Sie zu verletzen, wenn ich den kleinsten Schatten in einem Bilde bemerklich mache, das Sie mit solcher Wärme ins glänzendste Licht gestellt haben. Uebrigens war Ihre Aufgabe nicht leicht, und dieß hat verursacht, daß es bey manchen Stellen einiger Anstrengung bedarf, um den Sinn ganz zu fassen. Doch werden Leser, für die Sie geschrieben haben, den ächten Gehalt erkennen und zu schätzen wissen.

Ein Paar Schreibefehler habe ich gefunden, als S. 23 der statt: den. S. 27. Z. 14. v. o. fehlt: er. S. 29. sind die Gänsefüße am Rande nicht bis zur 16ten Zeile fortgesetzt.

Von Ihrem Befinden haben wir erfreuliche Nachrichten erhalten und hoffen sie bald durch den Augenschein bestätigt zu finden. Meiner Frau ist der künstliche Brunnen sehr gut bekommen, und der Zustand meiner Schwägerin hat sich wenigstens nicht verschlimmert.

Tausend Empfehlungen von den Meinigen!

Berlin den 10. Aug. 1830. Körner.

6. Von Karoline von Wolzogen.

Jena den 19ten Oktober 30.[1])

Ihre Blätter,[2]) theurer Freund, haben mich sehr erfreut, sie sind unendlich schön — wirklich unendlich — denn sie fassen die Seele in

[1]) Humboldts Antwort vom 27. Oktober ist gedruckt im Literarischen Nachlaß[2] 2, 61.

[2]) Der Aufsatz über Goethes zweiten römischen Aufenthalt; vgl. oben Nr. 5 Anm. 1.

Digitized by Google

ihrem tiefsten Wesen und führen die große Gedankenwelt ihr vorüber, in der sie ihr reinstes Dasein fühlt. Sie haben nicht leicht etwas geschrieben was den geheimnisvollen Zauber eines höheren Interesses in Allen erweckt, selbst die, die nicht mit vollem klarem Geist folgen können, fühlen sich ergriffen und ahnen den Hauch des reichen belebenden Geistes der sich nähert. Dies ist mir das untrügliche Zeichen der ächten Schöpfungskraft in jedem Producht. Wie sehne ich mich einmal mit Ihnen darüber zu sprechen! Daß Sie selbst immer so ganz derselbe sind und alle Welt Anschauungen in dieser ersten reinen Grundform aufnehmen hat mir etwas rührendes, so wie ich immer in Ihrem in Rudolstadt[1]) gemachten Medaillon, in den Zügen der Jugend, Ihr ganzes Wesen wiederfinde. Ich will es auch noch abgießen lassen um daß es nie verlohren gehe. Daß Sie wieder in die Leitung des Staates eingreifen, war längst meines Herzens Wunsch den ich nicht auszusprechen wagte.[2]) Der König hat sich hierin wieder als den einsichtigen edlen Charackter gezeigt, auf dem die Hofnung von Europa ruht. Es ist der wichtigste Moment, den wir erlebten, vielleicht in der neuern Weltgeschichte, und es freut mich innig daß Sie darin die Form Ihres Geistes abdrücken können. Für die ganze Lage der Dinge, und für Sie, für meine Freunde, liebe ich den Ruhm. Wenn die verständige und rechtliche Parthei in Franckreich den Sieg erhält, so hoffe ich für uns die Erhaltung des ehrenvollen Friedens — Es ist sehr gut daß man auch die Gewalt unsrer Waffen in Franckreich gefühlt hat. Das Unglück eines Krieges wäre unermeßlich. nur die dunckle Mystick des engen Egoismus in Gedancken und Gefühl kann ihn wünschen. Ich hoffe die hellen Geister siegen, dann kann sich manche Blüthe der Menschheit entfalten. Die Naivetät, mit der man über die ersten Grundzüge der Gesellschaft in Paris verhandelt, ist mir sehr interessant. Alexander wird ein lebendiges Bild des Zustandes zurückbringen. Die Aufregungen in den kleinern Staaten, meistens durch die Schlechtigkeit der Regierungen entstanden, und der Leichtsinn, mit dem man schlechte Beamten wirthschaften ließ, wird sich bald legen und zum Ernst, den öffentliches Wohl immer einflößen sollte, zurückführen. In Sachsen hoffe ich auf Lindenau, der ein treffliches, zum Regieren gebohrnes Talent ist.[3]) Göthe war nicht wohl, als ich gestern Weimar verließ.[4]) Die Zeit erregt ihn und ängstigt ihn.[5]) Hier bei uns, wo es eigentlich gar nichts war, ist wieder volle Ruhe. Der Geist der

[1]) Im Sommer 1792.

[2]) Am 15. September war Humboldt vom König unter Verleihung des Schwarzen Adlerordens wieder in den Staatsrat berufen worden; vgl. Gebhardt, Wilhelm von Humboldt als Staatsmann 2, 428.

[3]) Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert 4, 147.

[4]) Goethes Tagebücher (12, 319) melden davon nichts.

[5]) Vgl. z. B. Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 289.

Digitized by Google

Jugend zeigt sich in schönem Maaß, man soll ihn ja hegen und nicht mistrauen. Gefährlich war das Aufwühlen unter den Bauern, wovon man Spuren durch Französische Emissairs im Thüringer Wald fand. Aber unser Volck ist sehr gutmüthig wenn man es nur für äußerster Noth schützt. Ich erschrecke über den langen Brief, lassen Sie ihn sich von Carolinen vorlesen. Mit treuster innigster Freundschaft

Ihre

CW.

7. Von Karoline von Wolzogen.

Jena den 10ten Novb. 30.[1])

Innigsten Danck, theuerster Freund, für die Blätter.[2]) Nie ist etwas schöneres und wahreres über Sch.[iller] gesagt worden, und Niemand konnte es aus analogem innren Reichthum des Geistes und Gefühls sagen als Sie. Es ist mir tröstlich daß seine Geistigkeit so rein dastehen wird in der Nachwelt, denn diese Blätter werden über dem Zeitstrohm schwimmen und von allen beßern Naturen ergriffen werden. An der Herrschaft der Idee in seinem ganzen Dasein habe ich mich auch in seinem Leben vorzüglich gehalten. Wir begegnen uns, ich ahnete es wohl. Der Tiefe, mit der Sie seine Philosophie mit seiner Dichterphantasie verbinden und ergründen, konnte ich mich nur von fern nähern. Die edle Simplicität die das Ganze athmet ist mir wahrhaft rührend. An vielen Stellen geben Sie selbst das schöne Beispiel deßen was Sie über Styl sagen. Die Blüthe des Gedanckens entringt sich den Worten. Uiberhaupt ist eine Durchsichtigkeit, mögte ich sagen, der Darstellung des Intellecktuellen bis zur sinnlichen Anschauung über Sie gekommen, die unendlich schön ist, und die mich bis jezt nur in dem wenigen was ich von Bacon laß so sehr anzog. Die innre Natur des Menschen hat mich nie so plastisch angesprochen als in diesem Werck. Was Sie über Kant sagen ist herrlich und aus meiner tiefsten Seele. Mit keiner Philosophie lebe ich jezt mehr und inniger, und er soll mich begleiten so lange mir das Licht dieser Sonne scheint. Seine Fragen machen mich meiner selbst in allen Tiefen des Daseins, in Gott und Ewigkeit, viel gewißer als alle Aßertionen Andrer.[3]) Was Sie über Genie, Sprache und Geschichtsbehandlung sagen ist durchaus schön, überhaupt ist ein Ideen Reichthum in dieser Schrift von der Bände leben könnten. —

Warum Cotta mit dem Leben[4]) zögert weiß ich nicht. Mich ärgerts daß Sie die vielen schönen Briefe Schillers nicht schon haben, die es

[1]) Humboldts Antwort vom 29. Dezember ist gedruckt im Literarischen Nachlaß[2] 2, 64.

[2]) Die Vorerinnerung zum Briefwechsel mit Schiller; vgl. oben Nr. 4 Anm. 1.

[3]) Vgl. auch Literarischer Nachlaß[2] 1, 106.

[4]) Vgl. oben Nr. 4 Anm. 2.

Digitized by Google

enthält. Dauert es noch länger, so schicke ich Ihnen ein Manuskript. Indeßen kommt auch immer Unbedeutendes und Unwahres über Schillers Leben in einem fort heraus. So hat Göthe jezt ein ganz nulles Werck aus dem Englischen einem armen Fräulein zu Gefallen introduziert,[1] das ganz auf Dörings Leben[2] steht. Ich sagte ihm selbst es sei Nichts — aber er fand es wichtig zu wißen wie die Engländer uns anfähen? Wahrscheinlich enthält es sein eignes übermäßiges Lob. Diese Schwachheit nimmt leider mit dem Alter, wo sie sich abstreifen sollte, nur noch zu. Doch ist er so freundlich und liebenswürdig daß man ihm Alles vergiebt, und den Moment, der mir nicht sehr entfernt mehr scheint, wo er uns fehlen wird, schmerzlich vorempfindet. — Ach, theurer Freund, wie wahr sprechen Sie die unendliche Sehnsucht nach den Geliebten aus — das ewige Fragen und Suchen im All der Natur nach einem Hauch ihres Daseins! In der Innigkeit, mit der unser ganzes Wesen zu ihnen strebt, fühle ich oft ein Pfand daß sie uns wiedergegeben werden — so wie es unser Sinn jezt versteht — wiedergegeben im Gefühl der Gottes und Liebesfülle, die wir jezt nicht begreifen, nur von fern ahnden in unsern besten Momenten. Ein reiches und schönes Leben hatte unsre Li, und alles Große blühte natürlich aus der Fülle ihrer Empfindung. Wie die Briefe einem die schöne Vergangenheit zurückbringen, wie sie der beste Schatz sind fühle ich tief. — Die Belgischen Geschichten[3] sind mir so lebendig, weil ich fast von jedem Ort vom Jahr 14 einige Zeilen meines Adolfs habe.[4] Es ist düster und wildverworren — von der Rohheit und Grausamkeit wendet man den Blick. Wohl zieht auch in Franckreich kein Charackter an, doch scheint mir thut sich dort eine höhere Culturstufe kund. Der Himmel verhüte das positive Unglück des Krieges für Deutschland! Oft muß ich an Ihren Indischen Philosophen über das Handlen dencken.[5] Im Ganzen wünschte ich doch daß Sie zu handlen hätten. Wer könnte es beßer und würde es im höheren Sinn thun?

Leben Sie wohl, lieber bester Freund — versäumen Sie nicht Ihre Gedancken aufzuschreiben. Immer bleibt mir Ihre Ansicht der innern Welt, wie der äußern, deren Vergeistigung sie ist, einzig, und das ist ein Recht der waltenden Natur daß nichts davon verlohren gehe. Mit herzlichen Grüßen der lieben Caroline vertraue ich mich wie immer und ewig Ihrem liebevollen Andencken.

CW.

[1] Gemeint ist die von Marie von Teubern beforgte deutsche Übersetzung der Schillerbiographie Carlyles (Frankfurt 1830), die Goethe durch ein Vorwort einleitete (Werke 42, 1, 185).

[2] Weimar 1822, zweite Auflage 1824.

[3] Die Trennung Belgiens von Holland nach der Brüsseler Revolution vom 25. August.

[4] Vgl. Literarischer Nachlaß² 1, 45.

[5] Den Verfasser der Bhagavad-Gita; vgl. Humboldts Gesammelte Werke 1, 30.

Digitized by Google

Laßen Sie sich den Brief von Carolinen lesen, ob ich gleich recht schön geschrieben habe.

8. Von Karoline von Wolzogen.

Jena den 20ten Febr. 31.[1])

Innigen Danck, theuerster Freund, für Ihr liebevolles Andencken. Ihre Stimme der Liebe spricht am tiefsten an mein Herz, die geliebte uns für jezt Schweigende tönt mir auch in ihr nach. Ohne Li hätte ich Sie vielleicht nicht so ganz gekannt und empfunden, aber sehr lebhaft angezogen hätte mich Ihr ganzes Wesen immer. Wenn die Li, und wie Sie freundlich meinen, auch ich uns nicht wiederholen können, so wiederholen Sie, Dalberg und Schiller sich auch nicht. In Ihrem innigen Empfinden, das immer mit klarer Einsicht gepaart ist, und deshalb zart und reich die weibliche Natur faßt, liegt ein geheimnisvoller Zauber der mir so oft als Trost erschienen ist. Im tiefsten Liebesschmerz in Erfurth, und in der zerrißensten Angst um mein Kind in Prag[2]) waren Sie mir wircklich eine Götter Erscheinung.

Daß Sie auch mit dem zweiten Theil des Lebens[3]) so zufrieden sind, freut mich innig. Es drang mich sehr über Li und Sie mehr zu sagen, doch mußte ichs der Haltung des Ganzen aufopfern. Aber viel steht frisch in meinem Geist und findet wohl noch einen Ausdruck. Dalbergs Leben fällt mir oft ein zu schreiben, daß die schöne reiche Natur auch rein dastehe in der nebelvollen verunstaltenden Zeit.[4]) Im Ganzen freut mich das Gefühl der Menschen an meiner Schrift, und unsrer, so in eigner Sphäre gestalteten Existenz, die sie ausdrückt. Viele der Sinnigsten und Besten sagen mir, sie fühlen sich wie in einer reinern Luft und glänzenderm Licht darin umgeben. Und doch ist alles unter uns nur so ganz herzliche Wahrheit gewesen. Ihre Einleitung wird auch überall als herrlich empfunden. Meine Philosophen führen sie immer an. Auch die weniger Einsichtigen sind vom Zauber der Darstellung und des Styls ergriffen. Laßen Sie die höhern Momente des geistigen Seins in sich nicht ohne Wort und Ausdruck verstreichen. Es ist sonderbar wie Ihr Styl mit den Jahren lichter und plastischer geworden, wie hingegen Göthes verworrener und flacher wird. Am Ende ists doch die Größe der Gesinnung die hindurch scheint. Sie prägen Ihre Individualität im Allgemeinen aus, und jener immer mehr in in sich selbst beschränckter Besonderheit. — Die Weltstürme drängen uns sehr nah. Viele der Beßern

[1]) Humboldts vorhergehendes Schreiben vom 4. Februar und seine Antwort vom 14. April sind gedruckt im Literarischen Nachlaß[2] 2, 67. 69.

[2]) In den Jahren 1793 und 1813; vgl. Literarischer Nachlaß[2] 1, 29. 44.

[3]) Vgl. oben Nr. 4 Anm. 2.

[4]) Vgl. Literarischer Nachlaß[2] 1, 53.

Digitized by Google

hoffen auf Sie. Mit Alexander zur Seite, der Ihnen den lästigen immediaten Weltverkehr abnehmen kann, der ihn nicht drückt, könnte doch etwas schön Gestaltetes entstehen. So wenig ich noch zu fürchten habe, so wäre mir doch die Nähe eines Kriegsschauplatzes unerträglich, ich würde suchen ihm zu entfliehen. Aber wohin? — Am 23ten[1]) werde ich auch in herzlicher Trauer mit Ihnen leben. Daß das Vergangene nur ganz unser ist, ist so viehl.

Leben Sie fort in schöner Geistigkeit und Liebe, lieber Theurer! Ewig Ihre

CW.

Ich kann Sie gut lesen, etwas größere Buchstaben wären wünschenswerth, auch für Ihre Augen.

Miszellen.

Die Lengefeldschen in Basel.

Im Fremdenbuche der öffentlichen Bibliothek in Basel, einem im Jahre 1664 begonnenen, bis 1822 im Gebrauch gewesenen Folianten, findet sich unterm 29. Mai 1784 der Eintrag:

von Lengefeld, geb. von Wurmb Charlotte von Lengefeld Caroline von Lengefeld F. v. Beulwitz	von Rudolstadt in Thüringen.

Jede der vier Personen hat sich eigenhändig eingezeichnet. Sie waren damals auf der Heimreise aus der Schweiz, kamen von Vivis, hatten sich in Zürich bei Lavater und in Schöftland (Aargau) bei Herrn von May aufgehalten. Von Basel, wo auf der Bibliothek im Hause „zur Mücke" das Amerbachsche Kabinett mit den Meisterwerken Hans Holbeins d. J. zu sehen war, reisten sie nach Colmar weiter zu Pfeffel, bei dem die Maschen Söhne in Pension waren (vgl. über das Allgemeine Mosapp „Charlotte von Schiller" und — ungenau — Th. Bäschlin im „Basler Jahrbuch" auf 1906, S. 198 f.).

Basel. Geßler.

Schiller und Minelli (zu S. 547 ff.).

Einer äußeren Bestätigung bedarf mein Nachweis, daß Schiller seiner Aeneis-Übersetzung den Minellischen Kommentar zugrunde legte, zwar nicht, erwünscht muß sie aber trotzdem nicht nur mir, sondern, so möchte ich meinen, auch den Lesern sein. Professor Herrlich in Berlin hatte die Güte, mich darauf aufmerksam zu machen, daß in dem letzten Gedicht der „Anthologie auf das Jahr 1782", „Die Winternacht" (verfaßt, wie Boxberger scharfsinnig ermittelte

[1]) Am Geburtstag von Karoline von Humboldt.

Digitized by Google

— ohne übrigens Beachtung zu finden — am Geburtstage des Dichters 1780, siehe Körner an Schiller 11. Mai 1793) sich folgende Verse finden (S. 269 f., Exemplar der Königl. Bibliothek):

7. Vom Schaukelgaul bis gar zum Doktorhute
Stört ihr[1]) im Zeitbuch um,
Und zählt nunmehr mit federleichtem Mute
Schweißtropfen im Gymnasium.

8. Wie manchen Fluch — noch mögen unterm Boden
Sich seine Knochen drehn —
Terenz erpreßt, trotz Herrn Minellis Noten,
Wie manch verzogen Maul gesehn.

9. Wie ungestüm dem grimmen Landexamen
Des Buben Herz geklopft;
Wie ihm, sprach izt der Rektor[2]) seinen Namen,
Der helle Schweiß aufs Buch getropft —

Johann Friedrich Jahn war es, der seit Herbst 1770 mit Schiller und dessen Mitschülern in Ludwigsburg die Aeneis las, und ebenderselbe traktierte dann auf der Solitude 1774 den Terenz (Schillerverein 7, 73 ff.; Weltrich 240). Der Dichter hat nun zwar, wie es scheint, versehentlich die Terenzstudien aus der Akademie aus Gymnasium zurückverlegt (Minor 459), aber die Erinnerung an die dabei benutzten Minellischen Noten (Kopenhagen 1771 und sonst) war ihm noch lebendig; und wenn der gestrenge Herr Oberpräzeptor sie auf der Karlsschule zuließ, wo er doch mit Fortgeschritteneren zu tun hatte, so wird er sie bei der Vergillektüre der Lateinschüler in Ludwigsburg erst recht nicht verboten, sondern um so mehr empfohlen haben, als er nach Elwerts Bericht ganz wie Minelli weniger „auf dichterische Schönheiten ... die Knaben hinleitete als auf Grammatisches, Mythologie, Alterthümer etc. ausging".

Hannover. M. Rubensohn.

[1]) Die „Brüderchen von meinen Bubentagen" (Strophe 4), die „vielleicht um einen teutschen Krug herumsitzend" des Dichters Geburtstag festlich feiern.

[2]) Des Stuttgarter Gymnasiums, der die Schüler der Lateinschulen des ganzen Landes jährlich zu prüfen hatte, falls sie Theologie studieren wollten. Weltrich 73.

Digitized by Google

Bibliographie.

Bücher.[1])

Neuere Schillerliteratur.

Allgemeines. Stuttgarter Schillertage. Huldigung und Festzug am 100. Todestage Schillers, dem 9. Mai 1905 in Stuttgart. Herausgegeben vom Stuttgarter Gewerbeverein. Stuttgart, P. Neff Verlag. 4 M.

Schiller-Almanach (zum Concordia-Ball 1905). Wien (G. Szelinski). 7 M.

Deetjen Werner, Die Schiller-Feier der Bühnen im Jahre 1905. Leipzig, Dieterich. 3 M.

Gedenkschriften und Festreden. Achelis E. Chr., Schillerpredigt. Am 7. Mai 1905 in der Universitätskirche zu Marburg gehalten. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 25 Pf.

Bauch Bruno, Schiller und seine Kunst in ihrer erzieherischen Bedeutung für unsere Zeit. Festrede (Pädagogisches Magazin. 263. Heft). Langensalza, H. Beyer & Söhne. 20 Pf.

Bornemann Karl, Schillers nationale Bedeutung für das deutsche Volk, nachgewiesen an einer denkwürdigen Aufführung des ‚Wilhelm Tell'. Vortrag (Zeitgemäße Flugschriften. Nr. 5). Znaim, Fournier & Haberler. 50 Pf.

Bredau, Was ist Schiller dem deutschen Volke geworden? Rede an Schillers 100jährigem Todestage. Programm. Löbau (Westpreußen). 1906.

Cafelmann Aug., Festrede zur Erinnerung an den 100jährigen Todestag Schillers. Programm. Nürnberg.

Dullo Heinr., Was ist uns Schiller? Festvortrag, zum 9. Mai 1905 gehalten in der Ortsgruppe Berlin der Allgemeinen Vereinigung deutscher Buchhandlungsgehilfen. Berlin, Verlag der Buchhändler-Warte. 60 Pf.

Ehrenthal Ludwig, Zum Gedächtnisse Schillers. Rede, gehalten am 9. Mai 1905. Bromberg 1906.

Ermatinger Emil, Friedrich Schiller. Vortrag zur Jahrhundertfeier seines Todestages. Zürich, Schultheß & Co. 80 Pf.

Feller Wilh., Über Schillers Entwicklungsgang. Festschrift zur 100jährigen Gedächtnisfeier seines Todes. Programm. Duisburg.

Fielitz W., Festrede, gehalten im Allg. Deutschen Sprachverein in Breslau in der Aula Leopoldina am 7. Mai 1905. Programm des König-Wilhelms-Gymnasiums. Breslau 1906.

Geffcken Hein., Schiller und das deutsche Nationalbewußtsein. Festrede, gehalten bei der Schiller-Feier des Vereins der Nationalliberalen Jugend zu Cöln a. Rh. Cöln, P. Neubner. 60 Pf.

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1905 zu ergänzen.

Digitized by Google

Geiger R., Schiller-Rede. Gehalten am 9. Mai 1905. Programm. Kremsier.
Gericke A., Schiller. Zu seinem Gedächtnis bei der 100. Wiederkehr seines Todestages. Berlin 1906 [1905], A. Unger. 1.20 M.
v. Grätzel, Zum Gedächtnis Schillers. Rede, gehalten bei der Gedenkfeier zu Schillers 100jährigem Todestage am 9. Mai 1905 in der Aula des Lyzeum II zu Hannover. Hannover 1906.
Haehnel Karl, Zu Schillers Gedächtnis. Ansprache: Programm des Staats-Obergymnasiums zu Landskron in Böhmen.
Heigel K. Th. v., Zu Schillers Gedächtnis. Rede. München (G. Franz' Verlag). 40 Pf.
Heine Wilhelm, Die Schillerfeier am 9. Mai 1905 bei der Königl. Realschule. Culm 1906.
Hofmann Hans, Unser Recht und unsere Pflicht Schillers Todestag zu feiern. Gedenkrede bei der Hundertjahr-Feier am 9. Mai 1905. Programm. Solingen 1906.
Krickeberg K., Rede bei der Schillerfeier der Großen Stadtschule am 9. Mai 1905. Programm. Rostock 1906.
Lippelt E., Schiller als Erzieher. Festrede bei der Landeslehrerversammlung zu Jever. Oldenburg, H. Nonne. 25 Pf.
Mager A., Festrede, gehalten anläßlich der Schiller-Feier. Programm. Wien.
Michels Vict., Zu Schillers Gedächtnis. Rede. Jena, Universitäts-Buchdruckerei G. Neuenhahn. 90 Pf.
Mittendorf Fr., Schillers Lebensideale und die Gegenwart. Vortrag. [Aus: Neues braunschweigisches Schulblatt.] Braunschweig (E. Appelhans & Co.) 30 Pf.
Moebius, Schulrede am 100jährigen Todestage Schillers. Programm. Kiel 1906.
Morsch Hans, Schiller als Vorbild für die deutsche Jugend. Programm. Berlin 1906.
Naegelsbach H., Zu Schillers Gedächtnis. Programm des Ludwigs-Seminars. Memmingen.
Primer Paul, Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum. Ein Gedenkblatt zu Schillers hundertstem Todestage. Programm. Frankfurt a. M.
Reinöhl R. v., Festrede bei der Säkularfeier von Friedrich Schillers Todestag. Programm. Baden bei Wien.
Rubinstein Susanna, Schillers Begriffsinventar (Pädagogisches Magazin. 255. Heft). Langensalza. 20 Pf.
Sadil M., Festrede zur Schillerfeier. Programm. Wien.
Die Schillerfeier des Friedrichs-Gymnasiums am 9. und 10. Mai 1905. Programm. Cassel 1906. Enthält:
Paulus Otto, Festrede.
Ansprache des Direktors [Frdr. Heußner].
Schultze Siegmar, Schiller. Vortrag zur Gedenkfeier. Halle, C. A. Kaemmerer & Co. 60 Pf.
Seiler, Was ist Schiller uns? Rede, gehalten am 5. Mai 1905. Luckau 1906.
Sigall M., Schillers sittliche Weltanschauung. Festrede. Programm. Czernowitz.
Volkelt Johannes, Was Schiller uns heute bedeutet. Ein Nachwort zur Schillerfeier. Programm. Leipzig, A. Edelmann. 60 Pf.
Weck Gustav, An Schillers 100jährigem Todestage (9. Mai 1905). Gedächtnisrede. Programm. Reichenbach in Schl. 1906.
Wethly Gust., Schiller und seine Idee von Freiheit. Eine Betrachtung zur Säkularfeier seines Todes. Straßburg, L. Beust. 80 Pf.
Wohlwill Adolf, Hamburg im Todesjahre Schillers. Der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dargeboten vom Professoren-Konvent

Digitized by Google

der hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten [Aus: Jahrb. der wissenschaftl. Anstalten XXII. 1904]. Hamburg, Kommissionsverlag von Lucas Gräfe & Sillem. 2 M.

Zum Gedächtnis Friedrich Schillers. Ansprache des Rektors an die Schüler der höheren Stadtschule in Glarus am 9. Mai 1905. Glarus, Buchdruckerei J. Spälti.

Zur Erinnerung an die Schiller-Feier der U. T. G. (Ulenhorster Turngesellschaft). Hamburg. Ludwigslust (Hinstorffsche Hofbuchhandlung). 50 Pf.

Zur Würdigung Schillers in Amerika. Erinnerungsblätter an die 100. Wiederkehr von Schillers Todestag. Herausgegeben von dem Comité der Chicago Schiller Gedenkfeier Mai 1905. Chicago, Koelling & Klappenbach. 6 M.

Biographien. Charakteristiken u. a. Bååth-Holmberg C., Schiller. En lefnadsteckning. Stockholm. 4.50 M.

Bibliothèque de Philologie et de Littérature moderne. Ch. Schmidt, A. Fauconnet, Ch. Andler, Xavier Léon, E. Spenlé, F. Baldensperger, J. Dresch, A. Tibal, A. Ehrhard, Mme Talayrach d'Eckardt, H. Lichtenberger, A. Lévy, Études sur Schiller. Paris, Félix Alcan, éditeur.

Inhalt: I. Schmidt Charles, Le „sieur Giller", citoyen français. — II. Fauconnet André, Le pessimisme de Schiller. — III. Andler Charles, De deux sources médiévales de la Fiancée de Messine. — IV. Léon Xavier, Schiller et Fichte. — V. Spenlé E., Schiller et Novalis. — VI. Baldensperger Fernand, Schiller et Camille Jordan. — VII. Dresch J., Schiller et la Jeune Allemagne. — VIII. Tibal A., Schiller et Hebbel. — IX. Ehrhard Auguste, Schiller et l'Autriche. — X. Mme Talayrach d'Eckardt J., Schiller et Friedrich-Albert Lange. — XI. Lichtenberger Henri, Schiller jugé par Richard Wagner. — XII. Lévy Albert, Schiller et Heinrich von Stein.

Carus P., Friedrich Schiller. A sketch of his live and an appreciation of his poetry. Chicago. The Open Court Publishing Comp.

Lublinski Sam., Friedrich Schiller. Seine Entstehung und seine Zukunft (Die Literatur. Herausgegeben von G. Brandes. 21). Berlin, Bard, Marquardt & Co. 1.25 M.

Robertson John G., Schiller after a century, Edinburg and London, WM. Blackwood & Sons

Inhalt: I. Schillers fame. II. Schiller in ‚Sturm und Drang'. III. Don Carlos. IV. As historian and philosopher. V. The later dramas. VI. Conclusion. Notes.

Wychgram Jak., Schiller. Dem deutschen Volke dargestellt. 5., durchgesehene und vermehrte Auflage. Bielefeld 1906, Velhagen & Klasing. 12 M.

Walther Theod., Zwei Tage aus dem Leben Friedrich Schillers. Zerbst, F. Gast. 30 Pf.

Glaser Max, Aus Schillers Studentenzeit. Programm. Amberg.

Stölzel Adolf, Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin geschichtlich und rechtlich untersucht. Berlin, F. Vahlen. 2 M.

Joost Arthur, Schillers Persönlichkeit in seinen Briefen. Programm. Lyck.

Thimme Adolf, Schillers Persönlichkeit. Ein Vorbild ästhetischer Kultur. (Thüringer Warte-Bibliothek. 3. Heft.) Pößneck, B. Feigenspan. 50 Pf.

Zehme A., Schillers Persönlichkeit und Menschheitsideal. Gedächtnisrede. Programm. Stendal 1906.

Hecht Max, Die Idee eines Schillerdenkmals in Königsberg. Königsberg (Gräfe & Unzer, Buchhandlung). 10 Pf.

Bräutigam Ludw., Schiller in den Zeugnissen deutscher Dichter. Rede, gehalten bei der Schillerfeier am 9. Mai 1905. Programm. Bremen.

Digitized by Google

Sevenig N., Schiller als dramatischer Dichter im Urteil von Otto Ludwig. Eine psychologisch-literarische Untersuchung. Programm. Diekirch [in Luxemburg].

Beziehungen u. ä. Besson P., Schiller et la littérature française. Conférence. Grenoble, Allier frères.

Neuburger Max, Schillers Beziehungen zur Medizin. (Aus: Wiener klinische Wochenschrift). Wien, W. Braumüller. 1 M.

Schmitthenner Adolf, Schillers Stellung zur Religion. Vortrag. [Aus: Protestantische Monatshefte.] Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 50 Pf.

Rosenthal L. A., Schiller und die Bibel. Nachklänge zum Schillertage. Straßburg (K. J. Trübner). 60 Pf.

Possart Ernst von, Schiller und das Theater. Festrede zur Mannheimer Gedächtnisfeier von Schillers 100. Todestage. Köln, A. Ahn. 80 Pf.

Baltz Johanna, Beethoven und Schiller. Zur Beethoven-Feier im Schiller-Jubiläumsjahre. Arnsberg, Steinsche Buchdruckerei. 60 Pf.

Birt Theod., Schiller und Bismarck. Zwei Ansprachen (Marburger akademische Reden. Nr. 12). Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 60 Pf.

Jungbauer Ad., Schiller und Herder (I. Teil). Programm. Prachatitz.

Krüger-Otyenn Bertha, Friedrich Schiller und Königin Luise von Preußen. Tilsit (A. Richter). 1 M.

Sternfeld Rich., Schiller und Wagner. Berlin, P. Thelen. 50 Pf.

Werke. Schillers Werke für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibung, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Otto Hellinghaus. Drei Bände (Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus usw. 7. bis 9. Band. 2., völlig neu bearbeitete Auflage). Freiburg i. B., Herder. Je 3 M.

Schillers Werke. Illustrierte Volks-Ausgabe mit . . Biographie von H. Kraeger. 2. 3. 4. (Schluß-)Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Je 6 M.

Gedichte. Schillers Gedichte. Ausgewählt, einbegleitet und erläutert von Ambros Mayr (Graefers Schulausgaben klassischer Werke). 12. bis 14. Tausend. Leipzig, B. G. Teubner. 50 Pf.

Schiller's Poems selected and edited with introduction and notes by John Scholte Nollen. New York, Henry Holt and Company.

Friedemann H., Die Götter Griechenlands. Von Schiller bis zu Heine. Dissertation. Berlin.

Stanger H., Zur Sagengeschichte der ‚Kraniche des Ibykus'. Programm. Trautenau.

Dramen. Hartung H., Die Beziehungen in der Entstehungsgeschichte in der Gedankentrilogie: Nathan, Don Carlos, Iphigenie. Programm. Rudolstadt 1906.

Schiller, Die Huldigung der Künste. Ein lyrisches Spiel. Demetrius. Fragment. Mit Einleitung und Anmerkungen von Geo. Witkowski (Die Meisterwerke der deutschen Bühne, herausgegeben von Witkowski. Nr. 40). Leipzig, M. Hesse. 30 Pf.

Evers M., Schillers Wallenstein. IV. Teil, 2. Hälfte: Die Charaktere. Zur Kunstform (Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten usw. 28. [nicht: 24.] Bändchen). Leipzig, H. Bredt. 1.60 M.

Schiller Fried., Wilhelm Tell. Edited with Introduction, Notes and Vocabulary by Richard A. von Minckwitz. New York, Maynard, Merrill & Co. 65 cents.

Schiller Friedrich v., Wilhelm Tell. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Ant. Sattler. Graz, Styria. 85 Pf.

Tiemann, Welches sittliche Recht verleiht Friedrich Schiller seinem Wilhelm Tell zu der blutigen Tat an Geßler. Programm. Magdeburg 1906.

Digitized by Google

Historische Schriften. Schillers historische Schriften. Geschichte des Abfalls der Niederlande, ausgewählt und eingeleitet von J. E. Frhr. v. Grotthuß (Bücher der Weisheit und Schönheit). Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 2.50 M.

Schillers historische Schriften. Geschichte des 30jährigen Krieges. Geschichte der Unruhen in Frankreich, ausgewählt und eingeleitet von J. E. Frhr. v. Grotthuß (Bücher der Weisheit und Schönheit). Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 2.50 M.

Funk Geo., Erläuterungen zu Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges (W. Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 114. 115. Bändchen). Leipzig, H. Beyer. 80 Pf.

Zitate. Eckart Rud., Schiller im Munde des Volkes. Landläufige Zitate aus seinen Werken, gesammelt und herausgegeben. Leipzig, A. Lesimple. 75 Pf.

Lemp Eleonore, Schillers Welt- und Lebensanschauung in Aussprüchen aus seinen Werken und Briefen. Mit einem Geleitwort von J. Wychgram. 2. Auflage. Frankfurt a. M. 1906 [1905], M. Diesterweg. 3 M.

Zu „Schillers Jugendfreunde".

(Stuttgart, Cotta N. 1904.)

Seite IV statt Nane Moser-Kapff lies: Auguste.
„ 22 Conz war nicht der erste Verfasser eines Dramas Konradin
„ 37 Mitte — lies: den Dichter.
„ 169 unten. Scharffenstein starb 11. Februar 1817.
„ 176 K. Kempf starb in Moskau 1805.
„ 214 Von Friedrich Haug jetzt vieles im Marbacher Schillermuseum. Balthasar Haugs „literarische Aufträge" waren nicht Bibliotheksgeschäfte, sondern die Erziehung der natürlichen Söhne Herzog Karls. Adam, Herzog Karl und die Landschaft in dem Herzog Karls-Werk des Württembergischen Geschichts- und Altertums-Vereins 1, S. 258.
„ 301 Z. 8 lies: der Thalia.
„ 316 zu Ch. Fr. Ph. von Masson vgl. Jonas Briefe 6, 402. 523.
„ 322 Gegel und einer seiner Söhne waren in den 1760er bis 1780er Jahren in Guntersblum-Frankental als Herausgeber, Verleger und vielleicht auch Drucker beschäftigt; Gegels ohne Ortsangabe erschienene Selbstverteidigung ist in Guntersblum erschienen. (Gefällige Mitteilung des Herrn Ober-Regierungsrat Dr. Adam.)
„ 336 Z. 11 statt Kammeralverwalter ꝛc. lies: Stabsamtmann nach Ochsenburg bei Brackenheim.
„ 336 letzte Zeile unten und 337 oben lies: Wahrscheinlich sein Neffe war der Verschwörer von 1833, Ernst Ludwig Koseriz, Oberleutnant im 6. Infanterieregiment zu Ludwigsburg, geboren 5. Februar 1805 in Gaisburg-Stuttgart als Sohn der „Karoline Antonie Erbe, Weinschenken in Stuttgart, Tochter, die als Vater angibt: Ludwig v. Koseriz, Hauptmann". (Gefällige Mitteilung des Herrn Pfarrer Cleß in Gaisburg.)
„ 339 Z. 14 lies: Amtsverweser.
„ 364 Reichenbach, Ludwig lies 81 ff.

Stuttgart. J. Hartmann.

Berichtigung.

Euphorion XII, S. 629, Zeile 6 von unten. Statt „oder" lies: aus

In der Handschrift abgeschlossen am 1. März, im Satz am 15. Mai 1906.

Digitized by Google

Register.[1])

Von Alfred Rosenbaum in Prag.

Aasen Ivar 173.
Abbt Thom. 180.
Abeken Berub. Rud. 254. 364 f. 435 f. (445 Anm. Nachlaß). 480. — Briefe an A. von: Ch., Carl u. Ernst v. Schiller; Ch. Reinwald; Karol. v. Wolzogen 438/50.
Abeken Christiane, geb. v. Wurmb 436. 448. 449. — Brief von Car. v. Schiller 446 f. — Gespräche mit Schiller 6. 444 f.
Abeken Fritz u. Wilh. 447.
Abeken Wilh. Ldw. 448[1].
Abel Jak. Frdr. 185. 186. 247. 251. 536. 542.
Abrassart J. 703. 712.
Addreß-Comtoir-Nachrichten, Hamburg., 234 f. 245 f.
Adelung Joh. Chph. 30. 31. 75.
Aeschylus 219. 362. 389. 559. 783.
‚Ästhetisch' 263 f.
Ästhetische Grundsätze Schillers u. Ludwigs 648/64.
Aignan, de St. 455. 456.
Akademie nützlicher Wissenschaften, Kurmainzische (Erfurt) 402/4 (Diplom f. Schiller).
Akademie der Wissenschaften, Schwedische 406 f. (Diplom f. Schiller).
Alberti, Oberstlt. v. 601.
Albrecht Joh. Frdr. Ernst (154).
Albrecht Sophie 154 (von Jünger charakterisiert).
Aldrovandi 388.
Alfieri Vitt. 483.
Alliterierende Wortverbindungen bei Schiller 504 16.
Alpenburg Joh. Nep. R. v. 145[2].
Alstrup Andr. Chr. 165.
Amalie, aus Herrenhut, s. Elise.
Amerika 476 (3). 808.
Amstein, Dr.: Apologie für Bünden 235 f. 237. 238. 239. 244. 245 f. 250. 251. 259.
Ancelot 686.
Anderson 134. 135.
Angelmann (Schauspielerin) 613.
Anhalt-Dessau, Frz. u. Luise v. 424.
Ankersmit J. H. 640.
Anquetil 100. 105.
Anschütz (Schauspieler) 647. 648.
Antithese 516 ff.
Antwerpen 710 (Schillerfest).
Anzeigen, Tübing. gelehrte, 723.
Apel Joh. Aug. 395.
Apollodor 362. 781. 783.
Archenholtz J. Wilh. v. 8 f. 10. 573. — S. Schiller.
Archiv für d. moral. u. relig. Bildg. des weibl. Geschl. (1800) 762 Nr. 72. 768 Nr. 79.
Aristophanes 207[1].
Aristoteles 217. 490[1].
Arnbrüster Joh. Mich.: in Schillers Graubündner Affäre 241/8. 249. 251 f. 254 256 f. 261.

[1]) Mit ‚s. Schiller' wird auf die Abteilung ‚Briefe usw.' des Schiller-Artikels verwiesen.

Digitized by Google

‚Armer Mann! der aus Zerstäuben' 770.
Arndt Ernst Mor. 680.
Arnim Achim v. 35[6] (Hollins Liebel.).
Arnim Henr. v. 545.
Arnold Geo. Dan. 749.
Arnold Ign. Ferd., s. Schiller.
Aschenbrenner (Schauspielerin) 611. 612. 613. 615. 617. 625.
‚Aspasia' (Zeitschrift. 1802) 347 f. 773.
Auerbach Berth. 34[5]. 232. 475.
Auger 686.
Augustenburg, Frdr. Christian Hzg. v., s. Schiller.
Ausfeld J. C. 691.
d'Avrigny 685[2].

Babo Jos. Mar. J. N. 638.
Baggesen Jens. 155/9. 367 f. 594. — Brief an Schiller 372 f.
Baggesen Sophie, geb. v. Haller 155 f. 158. 367 f. 373.
Bang Balthas. 163 f.
Bansi Heinr. 233/62 (Schillers Graubündner Affäre). 256 Anm. (Briefe an J. v. Müller).
de Barante 683 f. 684 f.
Barberini, Familie, 9.
Bardendichtung, Deutsche, 168.
Barnes J. 507.
Baron A. 701.
Baßmann 616.
Batsch, Professorin, 466. 469.
Batsch August J. G. K. 466[1].
Bauer Frdr., s. Schiller.
Bauernfeld Edu. v. 648.
Baumann Joh. Frdr., s. Schiller. — Brief von Merian 321. 756 Nr. 53.
Baumbach, Frl., 455. 465. 469.
Baumgarten Alex. Gtli. 658.
Baumgarten Siegm. Jak. 137.
Bécart A. J. 701/8 passim (711 f. Etudes Schilleriennes).
Bechstein Ludw. 444[1].
Bechtolsheim Julie v. 333. 762 Nr. 70. 763. 780 Nr. 103. 785, 5.
Beck 134.
Beck Heinr. (Schauspieler) 152. 153. 154 (Briefe an Rahbek). 156. — S. Schiller.
Beck Karol., geb. Ziegler (Schauspielerin) 152 f.
Becker Zachar. 250 f. 253. 254.
Beethoven L. v. 809.
Belgien 701/16 (Schiller-Literatur). 802.
Benda (Schauspielerin) 613.
Bendavid Lazar. 377.
Benedixsohn Joh. Chn., s. Schiller.
Bentivoglio 84 ff. 102. 107. 108.
Benzon P. E. 165.
Berbert J. Chr., s. Schiller.
Berge Rud. vom 757 Nr. 64.
Bern 180.
Bernays Mich. 113 f.
Bertoniy Jos. 786, 22.
Bertram 595. 597.
Bertuch Frdr. Just. 145 (476 Wieland). 283. 459. 731. 736.
Bethlen Graf Elek v., s. Schiller.
Bethmann Heinr. Edu. (Schauspieler) 611. 615.
Betsy-Perk 711.
Beulwitz Auguste 446.
Beulwitz Frdr. v. 422. 429 f. (Brief an Lavater). 432. 433. 804.
Beulwitz Karol. v., s. v. Wolzogen.
Beyer Kasp. Konst., Buchhändler in Erfurt, 402.
Beyer Lille 179.
Beyme, Geh. Kabinetsrat 474.
Beym Lesen der Resignation von Schiller (Gedicht) 770 f.
Biester Joh. Erich 192.
Bismarck Otto Fürst 111. 112. 809.
Bissing, Graf v., Domdechant 404.
Bjerregaard 169. 171.
Björnson Bj. 177.
Blankenburg Ch. Frdr. v. 534.
Blaquiere, Captain, 762.
Blasch Ihna. 454.
Blaze H. 689[1].
Bligh Will. 578.
Blumenbach Joh. Frdr. 314. 752.
Boccaccio G. 386. 420.
Bode Joh. Joa. Chph. 283. 736.
Bodemann Friedr. Ludwig Jos., s. Schiller.
Bodmer Joh. Jak. 40.
Böckh A. 202.
Boehlendorff Kas. Ulr., s. Schiller.
Böhm A. W. 401.
Böhme Jak. 596. 598.
Böhmer Auguste 596.
Böhmer Joh. Frdr. 774.
Böttiger Karl Aug. 9. 10 f. 11. 160. 271[2]. 393. 401. 459. 579 f. 581[1]. 591. 594. 753. — Briefe an: Goethe 388; Schiller 389 f.

Digitized by Google

Boguslawski Woj. 637. 638.
Bohn 640.
Boie C. N. 159.
Boie Heinr. Chn. 436. — S. Schiller.
Boisserée Melch. 595. 597.
Boisserée Sulpiz 198. 199. 592/9 (aus Briefen v. S. Reimarus). 732.
Boleslavský J. M. 640.
Bonafont C. 684 Anm.
Bonald, Vicomte de, 27. 284.
Bončev N. 640.
Bonifazius (Maderspacher) P. 638 f.
Bonstetten K. V. v. 159.
Bouginé Karl Frdr. 786, 21.
Bouterweck Frdr. 211. 214 f.
Brachmann Luise 750. 756. — S. Schiller.
Braun Albertine, geb. v. Haller (Wielands ‚Melissa') 155.
Braun Beatus 155.
Braunschweig-Lüneburg, Johann Friedrich v., 190.
Brede Auguste (Schauspielerin) 609. 611. 613. 615.
Bredow Gabr. Gtfr. 248.
Brentano Clem. 593.
Brinckmann Karl Gust. v., s. Schiller.
Brissot-Thivars 684 f.
Bristol Frdr. Aug. Marqueß v. 9 f.
Brizzi [nicht: Prizzi] Ant. 439.
Broglie Alb. de 6822.
Broicher Frdr. 435.
Brouwenaar J. F. 704.
Brouwers J. P. H. 704.
Broxtermann Theob. Wilh. 754.
Bruhns, s. Bruns.
Brumoy 507.
Brun Frdrke, geb. Münter 152. 159/61. 373.
Bruns [nicht: Bruhns] Paul Jakob 248.
Bucher Lothar 1142.
Buchholz Karl Aug., s. Schiller.
Budzynski Mich. 637.
Bülow Gabriele v., geb. v. Humboldt 398.
Bürger Elise 615.
Bürger Gtfr. Aug. 31. 172. 320. 415. 436. 547 f. 549 f. 615. 656. 778 Nr. 98.
Burgundius 80/93 passim. 102 f. 107.
Burke Edm. 376.
C.** (Aufseher), s. Kuplic.
Cagliostro 190 f. 544.
Calderon 440. 456.
Campe Joach. Heinr. 476.
Carlyle Thom. 802.
Caroline, s. Schelling.
Carrière Mor. 477.
Carschin (Schauspieler) 609.
Cazotte Jacq. 386.
Cellarius Ldw. Frdr. 476.
Chateaubriand 682. 689.
Chateaugiron N. Ch. de 709.
Chatterton Th. 688.
Chaucer G. 386.
Chemnitz Phil. v. 97. 98. 103 f. 1114.
Chénier A. M. de 688.
Chénier Marie J. 712.
Chézy Wilh. v. 644.
Chor im Drama 657 f.
Christiani Wilh. Ernst 130.
Cicero 455 f. 458.
Claudius Matth. 594.
Clavereau A. 702.
Cleemann Frdr. Joh. Chph., s. Schiller.
Clemann, Rektor, 295 geg. E.
Cloet J. J. de 709.
Colombazzo Vittorino 259.
Constant Benj. 685. 751.
Conz Eduard 722.
Conz Karl Phil. 1241. 1252. 126. 185. 476. 738. 810. — Briefe an Schiller 721/5. — Thaliceens u. Melpomenes Feierstunden 284 f. — ‚Musenm' 722 f. 724 f.
Coof James 383. 573. 574. 578.
Coomans J. J. 709. 713.
Cooper James Fen. 574.
Coopmann Gabso 407 f. (‚Paris').
Corai 258.
Corchon 641.
Cordemann 619.
Cornelius P. 713.
Corradus Seb. 549.
Cost E. 345. 772.
Costenoble Karl Ldw. 647. 648.
Cotta Joh. Frdr. 213. 323 f. 372. 376. 455. 476 (2). 614. 620 ff. (Verhandlungen wegen der Wallenstein-Aufführg. in Stuttgart). 732. 757 Nr. 61. 791. 797 f. 801. — S. Schiller. — Brief v. Eccard 311 f. Vgl. 326. 750.
Cournol 6864.
Cramer Karl Frdr. 591. 6851.

Digitized by Google

Creuzé Aug. 639.
Crosnier 687.
Crusius Siegf. Lebr. 58. 130 f.
Culemann, Senator, 364 f.
Curas Hilmar 134.
Curtius Ernst 477.
Curtius Karl Geo. 160. — S. Schiller.
Czernin, Graf, 642. 643. 648.
Czerninsches Archiv in Neuhaus 716 ff. (Schillerbriefe).

D., A. N., s. Schiller.
Dacheröden Karl Frdr. v. 403.
Dacheröden Karol. v., s. v. Humboldt.
Dänemark 151/67 (Schiller).
Dalberg Frdr. Frh. v. 736.
Dalberg Karl Th. v. 348. 744. 774. 803. — S. Schiller.
Dalberg Wolfg. Herib. v. 29. 260. 628. 789. 790. — S. Schiller.
Dannecker Joh. Heinr. 185. 446. 600. 618. 732. — S. Schiller.
Danquard Alb. Ldw. 784.
Dante 275. Vgl. 677.
Darvas v. Nagyret Joh. 640.
Daumier M. J. B. 712.
David d'Angers 688.
Decker (Schauspieler) 615.
Decker Geo. Jak., s. Schiller.
Delaville 687.
Dembowski E. 637[1].
Demmer (Schauspieler) 642.
Derché J. J. 684 Anm.
Deschamps Em. 687.
Deutsche Gesellschaft (Mannheim) 29 f. 31.
Deutschland, Das junge 808.
Dialekt, s. Mundart.
Diderot Den. 475. 505 f. (535 Jacques le fataliste).
Diez 722.
Dimitrović Spiro 641.
Diodor 362. 783.
Doederlein Ldw. 477.
Doering Heinr. 802.
Don Karlos Dramen 712 f.
Drais Karl W. L. F. Frh. v. 298. 744.
Drama 217/30 (Lex, Idee im D. bei Goethe usw.). 284 f. (Dramaturg. Zschr.). 650 f. 652 ff. 656 ff. 660 ff. 696. 712 f. (Don Karlos-Dr.).
Drück Ferd. 123. 185.
Dryden John 386.
Dumas Alex. d. ä. 688.
Dumolard H. F. 685[2].
Duperche 685[2].
Duyse P. van 702. 709.
Dwelshauwers G. 715.
Dyk Joh. Gtfr. 269.

Ebell Heinr. Karl, s. Schiller.
Eberhard Ldw. Aug., s. Schiller.
Eccard (Eckardt, Eckart) Erh. Chn., Briefe an: Cotta 311 f.; Schiller, s. d.
Eck, Violinvirtuose, 396. 397.
Eckardt, Eckart, s. Eccard.
Eckermann J. P., s. Goethe.
Eckstein Ferd. Baron 682[1].
Egberts 785, 14.
Egloffstein Henr. v. 785, 19.
Eichstädt Heinr. Karl Abr. 251 f. 254 f.
Einfluß und Einwirkung 572.
‚Ein Märchen aus der Urzeit sagt' (Reinwald) 444.
Elise, Amalie und Luise aus Herrenhut 785, 4.
Elwert Jmm. Gtli. 185. 186. 533[1]. 549.
Emminghaus Gust. 462 f. (464). 465. 467. 468. 471.
Emminghaus Luise, s. Wieland.
Emminghaus Marie 450.
Ende J. Karl L. (†) 402[1].
Engel Joh. Jak. 232 (Edelknabe). 413 f. (D. Philosoph f. d. Welt). 534. 543. 758 Nr. 66. — S. Schiller.
Engländer als Sammler antiker Kunstschätze 7 ff.
Enzenberg Graf Franz v. 145 (Brief v. Klopstock).
Epiktet 341. 769 Nr. 85.
Epos 650 f.
Erasmus v. Rotterdam 388.
Erfurt, s. Akademie.
Ergonzinger 446.
Erhard Joh. Benj. 158. — S. Schiller.
Eschen Frdr. Aug., s. Schiller. — und Voß 409. 410.
Eschenburg Joh. Joach. 334. 372. 585 Anm. 767.
Eßlair Ferd. (Schauspieler) 602. 605 607. 609. 611. 614. 615. 617 f. 619. 624. 625.
Esther, Buch, 232.
Euphorion 783.
Euripides 121. 122. 126. 361. 362. 505. 506 f. 530. 781. 782. 783. — Elektra 726 f. 729. 730.

Digitized by Google

Ewald Johs. 168.
Eyfert, Lehrer der Kinder Schillers 786.

Falconnet E. 688.
Faselius Joh. Ado. Leop., ſ. Schiller.
Faselius Joh. C. W. 779.
Favart Charles Sim. 386.
‚Feierſtunden, Thalieens und Melpomenes' (Zſchr., gepl. v. Manchart u. Conz, 1796) 284 f.
Feller, Medikus, 153.
Ferguſon Adam 32⁵. 36⁴. 267.
Fernow Karl Ldw. 10 f. 382. 780 Nr. 104.
Ferrière 687.
Feyerabend Karl B. 636 f.
Fichard Joh. Karl v. 761.
Fichte J. G. 4. 25. 162. 209. 216 am E. 359 f. 596. 598. 733 f. 752. 780 Nr. 106. 808.
Fichtner (Schauſpieler) 648.
Fiſcher, Opernregiſſeur, 616. 617.
Fiſcher Joh. Geo. 477.
Fiſcher Karl 314 geg. E. 752.
Fleck Ferd. 392 f.
Flemmich H. L. 711.
Floret Kaſp. Joſ. 785, 6.
Förſter Frdr. 365.
Follenius Em. Frdr. Wilh. Ernſt 416 f. (‚Geiſterſeher').
Fontaine 689.
Forer Ant. Frh. v., ſ. Schiller.
Forſter J. Geo. A. 9. 211. 369 Nr 6. 372. 573. 774. — S. Schiller.
Foſſetta-Ziegler (Schauſpielerin) 611. 612. 617.
Franckh Luiſe, geb. Schiller (Schweſter Schillers) 149. 150². 402.
Franckh Nanette, ſ. Kühner.
Frank, Schüler Danneckers 383. 384. 387.
Frankreich, Franzoſen 10 ff. (Franzoſen als Räuber italien. Kunſtwerke). 638 f. (Aufführg. d. ‚Räuber' in Leoben). 681/9 (Schiller in F.). 800 f. (Juli-Revolution).
Franz II., Kaiſer, 644.
Franzos Karl Emil 674.
‚Frei wie Wind, und leichter noch als Funcken' (Karol. v. Lengefeld) 425.
‚Freimüthige, Der' (Berlin) 187. 249 f.
Friedel Andr. Chn. 639.
Friederich Gerh., ſ. Schiller. —, Schiller in Jena' 759/62.
Friedrich der Große, ſ. Preußen.
Fröhlich 275.
Fromman, Familie, 334. 764.
Fueßli 241. 244. 245.
Füßli Hans Heinr. 438.
Fulda Fürchteg. Chn. 740.
Fulda Ludw. 192.
Funck Wilh. v. 188 f. (an Körner). 532.
Fuß Joh. Dom.: Poemata latina u. ä. 692¹. 701/9 pass. 711. — Überſ. von Schillers ‚Glocke' und ‚Spaziergang' 704.
Fuß Th. 709.

Galletti Joh. Geo. Aug. 119 f.³.
Garve Chn. 32⁵. 37⁶. 41. 211. 213. 214. 215. 270 f. (an Weiße). 723. — S. Schiller.
Gatterer Joh. Chph. 79. 118. 136. 137.
Gaus (Schauſpielerin) 615.
Gedike Frdr. 135⁵. 192.
van Geert 714.
Gegel 810.
Gehlhaar (Schauſpielerin) 609. 611. 613. 625.
Geibel Eman. 712.
Geiſer Erik Guſt. 481.
Geisweiler (nicht: Gleisweiler) 786.
Gellert Chn. Fürchteg. 415. 756.
Gellius 362. 782.
Gemmingen, Fräul. v. 380. 381.
Gemmingen Ludw. Frdr. u. Wilh. Ldw. v. 743 f.
Gemmingen Luiſe Amalie v., ſ. Schiller.
Gemmingen Otto H. v., 743 f. 790.
Genaſt Ed. 190.
Genie 651 f.
‚Genius der Zeit' (Ztſchr.) 334.
Gentz Frdr. v., ſ. Schiller.
Genz (Schauſpieler) 617.
Gérard de Nerval 688.
Gerber 576 ff. (D. Ritter von Tourville).
Geret Sam. Luther v., ſ. Schiller.
Gervinus Geo. Gtfr. u. Viktoria geb. Schelver 754.
Geſchichtſchreibung 78 ff. (100/13 Reden und Rhetorik). 136 ff. (Univerſalgeſch.).
Geßner Chlotte, geb. Wieland 373. — Brief von ihrer Schweſter Luiſe 451.

Digitized by Google

Geßner Sal. 745. 791.
Gfrörer Aug. Frdr. 119 f.[3].
Gibbon Edw. 138 f.
Giersberg 328. 757.
Giersberg F. 757.
Gieſe Chn. Herm., ſ. Schiller.
Giovanoli Andr. 256 Anm.
Gjellerup Karl 164.
Gleichen-Rußwurm Adalb. v. 449. 719. 720.
Gleichen-Rußwurm Emilie Frfr. v., geb. Schiller 148 f. 150. 365. 438 449. 453. 472. 473. 720. 762 Nr. 69. 779 Nr. 99. — Brief an ihren Bruder Karl 417.
Gleichen-Rußwurm Friederike v., geb. v. Holleben 718/20 (Brief von Ch. v. Schiller).
Gleichen-Rußwurm H. Ludw. Frh. v. 148. 149. 449[2].
Gleim Joh. Wilh. Ldw. 436. 476. 757 Nr. 58. 767 Nr. 78.
Gleisweiler, ſ. Geisweiler.
Gley Joh. Frdr. (Schauſpieler) 607. 608. 611. 613.
Gmelin Eberh. 721.
Gnauth Edu. (Schauſpieler) 609. 618. 624.
Godwin Will.: ‚Caleb Williams' 301. 745.
Goedeke Karl: Krit. Schiller-Ausgabe 23. 44. 120/24 pass. — Grundriß 640 f. (Ergänzung).
Görres Joſ. v. 597[2]. 750.
Göſchen Geo. Joach. 731. — S. Schiller.
Goethe Aug. v. 449.
Goethe Chriſtiane v. 275. (276).
Goethe J. Wolfg. v. 21. 25. 30. 31. 111. 158. 162. 163. 164. 167. 182. 193. 232. 262. 356. 366. 375. 384. 392. 393. 430. 440. 455. 469. 501[1]. 534. 595. 596. 620. 651. 674. 683. 688. 691. 694. 696. 712. 713. 761. 780 Nr. 104. 785, 19. 798. 800 a. E.

Briefe. Perſönliche u. literar. Beziehungen.

145[1] (an?). 436: Abeken 445 Anm. 480. — Bethlen Graf E. 742. — Boehlendorff vgl. 767. — Böttiger K. A. 388 (Brief an G.). — Boiſſerée 198. 199. — Briſtol, Lord, 10. — Cotta 476. — David d'Angers vgl. 688. — Eckermann 197.

Goethe:
223. 227. — Eichſtädt 251 f. 254 f. — Fernow K. L. vgl. 382. — Garve vgl. 266 f. — Goethe K. E. 271. — Hamilton vgl. 9. — Herder 200. — Hirt A. L. vgl. 382. 739. — Humboldt W. v. 199[1]. 398. — Knebel vgl. 383. — Körner 199[1]. — Lavater 422. 429. 432. — Meyer H. 160. 199[1]. 375. — Novalis 198. — Naumann 471. — Rapp G. H. 732. — Reichardt J. F. 768 f. — Reinhart vgl. 366. — Ridel C. J. R. 282. Vgl. 737. — Rochlitz vgl. 395. 396. — Romantik 196/200. — Sartorius 439[2]. 440[1]. — Schelling 199. — Schiller, ſ. d. — Brüder Schlegel 198 ff. 273. (275). 276. 278 f. 281. — Stein Charlotte v. 226. — Tieck 198 f. — Unger vgl. 392. — Wyttenbach 743. — Zelter 198. 199 f. — Zumſteeg 395. Vgl. 396.
Urteile G.s über: Klaſſiſch u. romantiſch 197 f. — Kleiſt H. v. 197. — die Stuttgart. Carlos-Aufführung (1797) 608.
Urteile über G. von: Garve 264. 265. — Körner 798 f. Vgl. 793. — Ridel 282. — Schiller 272/82 passim. — Schimmelmann, Gräfin 276 f. — Wolzogen Kar. v. vgl. 797. 798. 802. 803.

Werke.

169 (in Dänemark u. Norwegen). 523/34 (Des jungen Schillers Kenntnis G.ſcher Werke).

Lyrik.

124[1]. 520.
Braut von Korinth 266 (267. 390 Garves Urteil). — Römiſche Elegien 9. 16. 704. 723. — Epigramme 520 f. — Venetianiſche Epigramme 7. 12. 13. 40[2]. — Epilog zu Schillers Glocke 475. 477. — Epiſteln 180. — Der Fiſcher 528. — Legende 390 Nr. 27. — Mignon als Engel verkleidet 385. — Muſen und Grazien in d. Mark 385. — Xenien 30. Sieh Schiller.

Achilleis 25. — Hermann und Dorothea 22. 264. 271. 312. 715. 751 (3).

Digitized by Google

Goethe:

Drama.

222/8 (Lex, Idee im Drama). Clavigo 524. 528. — Egmont 93. 107. 190. 225. 232. 495[2]. 529/32. 586. 626. 641. — Erwin und Elmire 529. — Faust 226/8. 586 f.; Urfaust 225; Faustfragment (1790) 532 f.; Vorspiel 13. 222 f.; Faust. 2. Teil. 205. — Götter, Helden u. Wieland 529. — Götz 52. 170. 174. 224 f. 226. 523. 524/6. 641. 775. — Iphigenie 64. 225. 242. 276. 440. 529 f. 586. 809. — Klaudine v. Villa Bella 529. — Mahomet 224. 419. — Stella 168. 529. 576. — Tasso 225 f. 276. 529. 532. — Was wir bringen 480.

Prosa.

Dichtung u. Wahrheit 81. 224. 419. 429 (Lavater). — Märchen 266. — W. Meisters Lehr- und Wanderjahre 17. 299. 540. 651. — Novelle (D. Kind mit dem Löwen) 223. — Rede auf Wieland 171. — Italien. Reise 401. 198. 214. — Zweiter römischer Aufenthalt 798 f. 799 f. — Rezension Grübels 31[2]. — Naturwissenschaftl. Schriften 12. — Vorwort zur dtsch. Übers. von Carlyles Schiller 802. — Werther 152. 169. 180. 186. 415. 523. 526/8. 533[1]. 534 f. Vgl. 631.

Jen. Allgem. Liter.-Ztg. 251 f. — Propyläen 751 (2). 768 Nr. 80. — Theater der Deutschen (gepl.) 393.

Sprache. Stil. Metrik.

39. Vgl. 770 Nr. 90; Ansichten über die Sprache 26. 41 f. — Stil 803. Vgl. 487 f.[2]. 500[2]. — Alliterierende Wortverbindungen 505. 508 f. 512[1]. 514. 515. — Pentameter 520.

Goethephilologie. Vgl. 5.

Goethe Kath. Elis. (Frau Rat) 271. 436. 763 Nr. 75.

Goldoni Carlo 40[3]. 283. 737.

Gore Charles, u. s. Töchter 282 f. 737.

Gotter Frdr. Wilh. 436.

Gotter Julie 597[2].

Gottschall Rud. 477.

Gottsched Joh. Chph. 189. 218. Vgl. 690.

Gräffer Frz. 716.

Gräfer Otto. 762 Nr. 73.

‚Grafen von Moor, Die' (Bearb. von Schillers ‚Räubern', 1785) 627/36.

Graff Ant. 157.

Graff Joh. Jak. 579 f.

Grasmann (Graßmann) Joh. Chn., s. Schiller.

Grattenauer, Buchhändler in Nürnberg, 731.

Grattenauer Karl. Wilh. Frdr. 397.

Graubünden 233/62 (Schiller).

Gray Thom. 767 Nr. 78.

Greif Mart. 668 f. 694 (Schillers Demetrius).

Greiling Joh. Chph., s. Schiller.

Gretsel Chn. Gthi. 785, 3.

Griepenkerl Frdr. K., s. Schiller.

Griepenkerl W. Robert 411.

Gries Joh. Died. 11 (‚Die Gallier in Rom'). — S. Schiller.

Griesbach, Familie, 441. 452. 456. 457.

Griesbach Frdrke Jul. geb. Schütz (Kirchenrätin) 452. 453. 454. 455. 458. 470. 766.

Griesbach Joh. Jak. (Geh. Kirchenrat) 759. (765). 766.

Grillparzer Frz. 36 f. 217 (224 Lex, Idee im Drama). 232. 586.

Grimm Alb. Ldw., s. Schiller.

Grimm Jak. 477 (2). 485.

Gros Karl Heinr., s. Schiller.

Grosler, Justizrat 361.

v. Groß, Schweizer Oberst, 752. 779 Nr. 102.

Großmann Gust. Frdr. Wilh. 189.

Grübel J. Konr. 31[2].

Grüner Karl Frz 580. 641. 642. 643[1]. 644 646.

Grundtvig Nik. Frdr. Severin 162 f.

Grunert Carl 477.

Guhl Ernst 477.

Gundling Nikol. Hieron. 105.

Gustav Adolf Kg. von Schweden 774/7 (Vogts Werk).

Gustel von Blasewitz 480.

Gutzkow Karl 477.

Gyrowetz Adalb. 642.

Habel Chn. Frdr. 738.

Habel Joh. Chn. Frdr., s. Schiller.

Digitized by Google

Häberlin Karl Frdr. 248.
Haeffel Herm. 667³.
Hagedorn Frdr. v. 756. 791.
Hagemeister Joh. Gtfr. 619.
Hagen, Graf v. 476.
Hagen-Bristowitz C. W. v., siehe Schiller.
Hahn Heinr. Wilh. (Firma: Gebr. Hahn), s. Schiller.
Halévy Léon 684 Anm.
Haller Albertine v., s. Braun.
Haller Albr. v. 155. 180. 367. 523.
Haller Emilie v. 476.
Haller Sophie v., s. Baggesen.
Hamann J. G. 425.
Hamburg 593 ff. 807 am E.
Hamilton Gavin (Maler) 9.
Hamilton Will. 9.
Hand Ferd. Gthe. 469.
Hansen (Schauspieler) 607.
Hansen Mauritz 174.
Hansen P. 165.
Hansen Th. 165.
Hanstein Adalb. v. 190/2.
Harbau(e)r Jos. 351 am E. 352. — S. Schiller.
v. Hardenberg 323. 756.
Hardenberg Frdr. v. (Novalis) 198. 741. 756 Nr. 53 und 55. 808.
Hardenberg Sidonie v. 756.
Hartmann (Schauspieler) 609. 611. 613. 614. 615. 625.
Hartmann (Schauspielerin) 615. 620. 625.
Hartmann Aug. 601.
Hartmann Joh. Frdr. Christof, siehe Schiller.
Haselmaier 601. 620/3 (Verhandlgn. wegen d. Wallenstein-Aufführg. in Stuttgart). 625.
Hasselt A. van 714 f.
Hauch Joh. Carsten 164.
Haug Balth. 810.
Haug Frdr. 185. 186. 476. 618. 622. 721. 792¹. 810.
Hebbel Frdr. 37⁵. 218. 694. 803.
Hebel Joh. Pet. 31. 750.
Hederich Benj. 118.
Heeren 136.
Heerklotz Ad. 711.
Hegel G. W. F. 598.
Hegelmaier 261.
Hehn Gust. Heinr. [* 1775, † 1823] 415.
Heiberg Joh. Ludv. 166 f.
Heiberg Ihne Luise (Schauspielerin) 166.
Heideloff 616. 617.
Heim Joh. Ldw. 442. 443.
Heine Dan. Phil. v., s. Schiller.
Heine Heinr. 712. 809.
Heinlein 691.
Heinrich (Privatdoz. d. Mathem.) 290. 739.
Heinse Wilh. 366 (Ardinghello). 773 am E.
Heinzmann Joh. Geo. 180 (Urteil ü. Schiller u. a.).
Hell Th., s. Winkler.
Helmstädter Schreiben über Schiller in d. Allg. Lit.-Zeitg. (1805) 248 ff. 251 f. 256.
Helwig-Imhoff Amalie v. 419.
Hemmer Jak. 31.
Hemmerdische Buchhandlg. in Halle 302.
Hemsterhuis Frz. 217.
Henckel, Gräfin, 456.
Hendel Henr. 611. 613. 619.
Hendrich Frz. Pdw. Albr. v. 786, 20.
Henning Ernest v. 757 Nr. 64.
Hennings Aug. v. 594. 767.
Herder Joh. Gtfr. 28. 31. 32. 42. 80 f. 130. 136. 156. 160. 182. 183. 200. 205. 211. 213. 214. 267. 283. 295. 375. 385. 425. 736. 741. 743. 774. — S. Schiller.
Herft Joh. Bernh. 754.
Herodot 694.
Herrenhut, s. Elise.
Herrman Frdr. W., s. Schiller.
Hertzberg Ewald Frdr. Graf v. 321. 756.
Herzlieb Minna 764.
Heß Dav. 237. 476.
Heß J. G. 685¹.
Hessen, Friedrich von 190.
Hettner Herm. 662.
Heurteur (Schauspieler) 647.
Heveſi Alex. 640.
Heydenreich Karl Heinr. 208 f. 211. 216. 268.
Heyne Chr. G. 550. 554². 556.
Hiemer (Schauspieler) 607.
Hippel Theod. Gtli. v. 537.
Hirsch Chph. Frdr. (v.), s. Schiller.
Hirsch Geo. Pdw. (335). 767.
Hirt Alois Pdw. 10. 288. 375. 382. 739

Digitized by Google

Hißmann Mich. 134. 135. 137.
Hobein Ludw. Theod. Aug., ſ. Schiller.
Hoche Joh. Gtfr. 330. 758.
Hochſtedter 446.
Hölderlin J. Ch. Friedr. 476. — S. Schiller.
Hölty Ludw. H. Ch. 320. 415. 754. 767 Nr. 78.
Hörz, Souffleur, 603. 618.
Hoff Heinr. Geo. 573.
Hoffmannsegg, Graf, 370.
Hohenheim Franziska v. 192. 604.
Holleben Henr. 465.
Holm Ldw. Moritz, ſ. Schiller.
Holtei Karl v. 271.
Home Heinr. 36.
Homer 197. 206. 362. 375. 408 (Hymnen). 498. 502 f.[1]. 574. 782. 783.
Hoornaert L. 709.
Horaz 549.
Horn Phil., ſ. Schiller
Hornemann Chn. (dän. Philoſoph) 159.
Horſt Geo. Konr., ſ. Schiller.
Hoven, Frau v., 186.
Hoven Frdr. v. 185 f. 480 (Autobiogr.). 523 f. 549. — S. Schiller.
Hoverbeck, Baron v., ſ. Schiller.
Hoverbeck C. E. B., Karl und Leop. Frh. v. 769.
Hoze Jhns. 425. 427. 428. 429.
Hrnſchka (Schauſpielerin) 648.
Huber Ldw. Ferd. 58 Anm. 368. 369 Nr. 6. 591. — S. Schiller.
Huch Ricarda 195 f.
Hufeland Chph. Wilh. 334. 380. 474. 764.
Hufeland Gtli. 118. 283. 736. 764 f. 766.
Hugo Vikt. 688.
Humboldt, Brüder, 199.
Humboldt Alex. v. 304. 746. 804.
Humboldt Karol. v., geb. v. Dacheröden (‚Li') 398. 402. 797. 802. 803. 804.
Humboldt Wilh. v. 5. 14. 22. 25 f. 28 f. 37[5]. 189. 211. 213. 216. 266. 371. 390. 397. 421. 594. 595. 739. 751.
Beziehungen: Lavater 433; Ernſt v. Schiller 476; Frau v. Stael 475. — Briefe an Schiller (ſ. d.) 381. 397 f.; Briefe von Ch. G. Körner u. K. v. Wolzogen 792/804. — Römiſche Stanzen 109 f. 137 f. 140 f. Vgl. 142. — Über die Aufgabe des Geſchichtſchreibers 795 f. — Über Goethes zweiten römiſchen Aufenthalt 798 f. 799 f. — Über das vergleichende Sprachſtudium uſw. 793 f. — Vorerinnerung zum Briefw. mit Schiller 797 f. 801.
v. Hunoldſtein 454.
Huſchke, Dr., 458.
Hutten Ulr. v. 731.

Ibſen Henrik (174 geg. E.) 175. 177/9.
Ibykus 388 f.
Idee, Die, im Drama bei Goethe uſw. (Lex) 217/30.
Iffland Aug. Wilh. 152. 153. 156. 189. 190. 393. 605[2]. 637. 638. 741. 780 Nr. 105 f. — S. Schiller. — in Stuttgart 601. 604 f. 610. 612.
Ilgen Karl Dav. 315. 356. 752 f.
Imhoff Amalie v., ſ. Helwig-J.
Ingemann Bernh. Sever. 164.

Jacob K. G. 691[3. 4]. 692[1].
Jacobi Frdr. Heinr. 14. 299 (744 ‚Woldemar'). 594. — S. Schiller.
Jacobi Joh. Geo. 436.
Jaeger Henrik 170.
Jagemann Chn. Joſ. 357. 780 Nr. 104.
Jagemann Ferd. 440.
Jagemann Karol. (Schauſpielerin) 610. 761.
Jahn Joh. Frdr. 805.
‚Jahreszeiten, Die' (Hamburg 1858) 279[1].
Janſſen Jhns. 78. 79 f.
Jean Paul, ſ. Richter J. P. F.
Jenatſch Nik. Ant. 254.
Jenkins Thom. 9.
Jett Chph., ſ. Schiller.
Johanſen J. 165.
Joos L. 709.
Jordan Camille 682. 684. 808.
Journal der Romane 392. 420 f.
Jouy, Vict. Joſ. Etienne, gen. de, 419.
Jünger Joh. Frdr. 153. 154 (Briefe an Rahbek). 638.
Juncker Chr. 549.
Jung Stilling Joh. Heinr. 436.
Junot Frz. 148. 150. 472.
Junot Karol., geb. Schiller 438. 449. 453. 460. 464. 466. 469. 471 f. 764. — Briefe: an Ch. Abeken 446 f.;

Digitized by Google

von Ch. Reinwald 148/50. — Stammbuchblatt 471.

Kadmos, König, 362. 781 f.
Kalb Charlotte v. 367.
Kalb Edda v. 150[4].
Kant Imm. 28. 33. 34. 42. 127. 135. 141. 159. 180. 184. 199. 208. 209. 212. 213 f. 215. 216. 217. 267. 344. 382. 501. 540. 543. 662 f. 725. 728. 734. 739. 740. 762. 770 Nr. 90. 779 Nr. 102. 801.
Kaper J. 165.
Kapf Sixt Gtli., s. Schiller.
Kauffmann, Geh. R. 601.
Keithan (vielmehr richtig: Knithan) Joh. Wilh., s. Schiller.
Keller Gtfr. 671.
Kellner (Schauspielerin) 607.
Kemény Sim. 741.
Kempf K. 810.
Keppler (Schauspieler) 615. 620. 625.
Kerner Justinus 436. 626 (verdr.: Körner).
Keßler Geo. Wilh. 441 f.
Kestner-Museum in Hannover 364/402 (Briefe an Schiller). 786/92 (Schwans Brief an Körner).
Kentholm, s. Knithan 742
Khevenhiller Frz. Chph. 78. 95/100 passim. 103 f. 111[4].
Kielmeyer Karl Frdr. 623.
Kießling-Krieger Amalie 402.
Kirstein P. E. 152.
Klassisch und romantisch 197 f. (Goethes Ausspruch).
Klein Ant. v. 791.
Klein Jos. Traug. 785, 11.
Kleist Ewald v. 186. 189. 523. 791.
Kleist Heinr. v. 197 (Goethes Verdikt). 217 (Ver, Idee im Drama). 487[4]. 492[4]. 495. 586.
Klerfeldsche Buchhandlg. in Leipzig 319.
Klettenberg Sus. Kath. v. 425.
Klinger Frdr. Max. v. 180. 563. 566. 571. 734.
Klopstock Frdr. Gtli. 35. 151. 159. 168 (Bekämpfung K.s in Norwegen). 504[4]. 521. 522. 523. 594. 683. 750. 753. — Brief an Gf. Enzenberg (?) 145.
Knapp Frdr. 626.
Knapp Geo. Chn. 474.
Knebel Henriette v. 452. 454. 459.
Knebel Karl Ludw. v. 457. 459. 460. 463. 465. 615. — S. Schiller.
Knecht Justin Heinr. 619.
Knigge Ado. Frh. v. 594.
Koberwein 647.
Koch Siegfr. Gthe., s. Schiller.
Kochen Albr. H. M. 327. — S. Schiller.
König-Warthausen Elise v. 402.
Körner, s. Kerner.
Körner Chn. Gtfr. 138. 156. 188 f. (Fund). 191. 199[1]. 201. 253. 370. 397. 410. 416. 417 f. 656. 740 am E. 747. 753. 755.
Briefe an: Humboldt W. v. 793/6. 798 f.; Schiller, s. d.; Schwan 786 f. 791. — Zu Schwans Brief an K. über Schillers Leben bis 1785 (1811) 786/92. — Schillers Leben vgl. 786/92. 798. — Über Goethe 798 f. Vgl. 793.
Körner Theod. 486[2].
Körner Minna, s. Schiller.
Kolár J. J. 640.
Korn (Schauspieler) 647.
Korsinsky B. 603.
Kosegarten Ludw. Theob. (Gtho.) 146. 740.
Koseriz Ernst Ldw. 810.
Kotzebue Aug. v. 166. 180. 189. 199. 474. 573 (Flibustier). 574/6 (La Peyrouse). 610 (Deutsche Kleinstädter). 613 (Octavia). 618 f. 638.
Kratter Frz. 638.
Krause Chn. Siegm., s. Schiller.
Krause Joh. Gtfr., Prediger in Barby 305 f. 747.
Kruse Chn. (Karsten) 765 f.
Kruse Lauritz 153.
Kuchenbeck Tom. Salis 256 Anm.
Küchler (Schauspieler) 607.
Kühner Nanette, geb. Franckh 150.
Külkelhaus Theod. 78 f. 115.
Knithan (nicht: Keithan, Kentholm) Joh. Wilh., s. Schiller.
Kunhardt Aug. Geo. Frdr., s. Schiller.
Kuplie (C**), Bernh. (Leonh.?) Ludw., Aufseher in d. Karlsschule 238. 245. 247. 249. 250. 251. (252). (253). 254. 257,9.
Kurland, A. Ch. Dorothea Hzgin v. 370.
Kurz Herm. 475. — Schillers Heimatsjahre 150.
Kynaston (?) 418 f.

Digitized by Google

Lacretelle 682.
Lagerbjelke, Baron v., 785, 16.
La Martelière J. H. F. 639. 640. 641. 681.
Lambinon P. 709. 713.
Lamennais 689[1].
Landvoigt Frdr. Aug., ſ. Schiller.
Lange in Jena 410.
Lange Frdr. Alb. 808.
Lanz Anna 417.
La Pérouſe 574 ff.
Lappe Karl 745.
La Roche Bertha 466.
La Roche Karl v. 466. 648.
La Roche Sophie v. 242. 466. 743.
Lafaulx (auch Laſſaulx) Franz v., ſ. Schiller.
Laſſalle Ferd. 114.
Latouche 685[1]. 688.
Laube Heinr. 648.
Lauchſtädt 480.
Lauenſtein Joh. Dietr. Chn., ſ. Schiller.
Lavater Joh. Kaſp. 145. 155. 241. 242. 244. 245. 421 f. 436. 594. — Reiſejournal (über Schiller) 422. 434 f. — Beziehungen zu Fr. v. Lengefeld und ihren Töchtern 422/34. Vgl. 804.
Lavaters Gattin 422. 423.
Lavater Heinr. 432.
Lavater Nette 434. 435.
Lawrence James Henry 420 f. — Brief an Karol. v. Wolzogen 418/20.
Lebrun 685.
Ledeganck 702. 714.
Lefèvre 712.
Lehmann Jul. 165.
Lehmann Frdr. Wilh., ſ. Schiller.
Leibnitz (Schauſpieler) 617.
Leibnitz (Schauſpielerin) 609. 611. 613. 615. 619. 620. 625. 626.
Leiſewitz Joh. Ant.: Julius von Tarent 523. 561. 563. 565. 566. 569. 571.
Leißring (Schauſpieler) 611.
Lembert (Schauſpielerin) 648.
Lembert (Schauſpieler) 609. 611. 613 615. 619. 620. 625. 626.
Lemercier Nép. 686.
Lempp Albr. Frdr. 185. 721.
Lenau Nikol. 478.
Lengefeld Charlotte v., ſ. v. Schiller.
Lengefeld Karol. v., ſ. v. Wolzogen.
Lengefeld Luiſe v., geb. v. Wurmb 421/35 (Beziehungen zu Lavater). 447. (453). (464). 476. 718. 719. 804.
Lenz Jak. Mich. Rhn. 692 f. (Schiller u. L.).
Leo Heinr. 79. 136.
Leſaulx, bei Schiller irrig für Laſaulx 750.
Leſſing Gotth. Ephr. 31 f. 34. 37[6]. 180. 184 (566. 809 Nathan). 199. 200. 205. 211. 215. 232 (524 Minna). 267. 523. 569. 587. 594. 598. 638 (770 Nr. 90 Emilia Galotti). 683. 788.
Leſſing K. G. 788[4].
Leupold F. A. (Buchhändler) 299. 744.
Le Baillant 573. 574.
Lezay-Marnéſia Adr. de 682.
Li, ſ. Humboldt Kar. v.
Liadières 686.
Lichtenberg Geo. Chph. 436.
Lichtenſtein Ant. Aug. Heinr. 248.
Licquet M. Th. 712.
Lie Jonas 541.
Liebenberg M. F. 165.
Liebermann Ernſt 476.
Lilieſtråle J. B. 406. 407.
Literaturgeſchichte 194/201 (Ziel und Zweck; Methodologiſches). 572 (Einflüſſe u. Einwirkungen).
Literatur-Zeitung, (nachmals: Hall.) Allgem., 248 ff. 298 geg. E. 312 Nr. 42. 380. 723. 724. 728. 751.
Literatur Zeitung, Jenaiſche Allgem., 251 f. 254/7.
Livius 405.
Locke John 32. 537.
Loder Juſt. Chn. 474 (Brief v. Paulus).
Löwe (Schauſpieler) 647.
Lorenz Ottok. 78.
Ludovic E. 701.
Ludwig Otto 218. 220. 226. — Schillers u. L.s äſthet. Grundſätze u. L.s Schillerkritik 648/64. Vgl. 189. 193. 809. — Shakeſpearestudien 562. 563.
Lüdger C. 778.
Lüdger Wm. Edu., ſ. Schiller.
Lützow Frdr. v. 387.
Luiſe aus Herrenhut, ſ. Eliſe.
Luiſe, Kgin von Preußen (359). 780 Nr. 106. 809.

Machiavelli Nic. 125. 392.
Maderspacher, ſ. Bonifazius.
Maffei Andr. 640.
Magasin Encyclopedique 751.
Magnuſſen Jhns. 165 (640 däniſcher Überſ. Schillerſcher Dramen).

Digitized by Google

Mai Angelo 420.
Malinas M. 712 f.
Mandelsloh, Graf v. 601. 608 f.
Mangold Wilh. 477.
Manso Joh. Kasp. Frdr. 266. 723. — In den ‚Xenien' 264. 265. — ‚Gegengeschenke' 268/71.
Marconi (Schauspielerin) 624.
Marschall, Gräfin, 439.
Martin 469.
Massenbach 187.
Masson Ch. Fr. Ph. v. 810.
Matthisson Frdr. v. 159. 595. 602. 649[2]. 663[1]. 745. 754. 767 Nr. 78. — S. Schiller.
Mauchart Jmm. Dav., s. Schiller.
Mauke, Verleger, 399.
Maurer Wilh. (Schauspieler) 609. 611. 615. 618.
Mauvillon 93/98 passim. 105. 106 f. v. May 804.
Mecklenburg 458 f.
Meier, s. Meyer.
Meier Geo. Frdr. 40 f.
Meiningen, Georg Hzg. v. 365.
Meißner Aug. Gtli. 324. 534. 536 f. (‚Blutschänder usw.'). 541. 542. 756 Nr. 56.
Meister Leonh. 29.
Mendelssohn Moses 40.
Menzel Wolfg. 713.
Mercier L. Séb 567. 681. 685[1].
Merck Joh. Heinr. 436.
Merian Hans Bernh. 321 (756 Nr. 53 an Baumann).
Merkel Gottlieb 187. 619.
Merkel Sal. Frdr., s. Schiller.
Merle d'Aubigné H. 685[1].
Messerschmid Joh. Geo. Frdr. 762 Nr. 72. 768 Nr. 79. — S. Schiller.
Metternich, Fürst, 643[1]. 644.
Metz F. 683[2].
Meusel Joh. Geo. 120.
Mevius (Schauspieler) 609. 611. 613.
Meyer (oder Meier), einer der Hgbr. der ‚Aspasia' (1802) 773.
Meyer A. 476.
[Meyer Aug. Wilh., ps.:] (K.) A. Wilhelmi, s. Schiller.
Meyer Conr. Ferd. 665/80 (u. Schiller) — Jürg Jenatsch 670 f. 676/80.
Meyer Heinr. 10. 160. 199[1]. 436. 469. 761. — S. Schiller. — Brief an Karol. v. Wolzogen 444 f.
Meyer Joach. 44.
Meyer Nikol. 768 Nr. 79.
Michaelis (Verleger) 378. 379.
Michaelis Chn. Frdr., s. Schiller.
Michiels A. 702.
Miedke (Schauspieler) 609. 611. 613. 614. 615. 617. 619. 620. 624. 625. 626.
Miedke (Schauspielerin) 614. 625.
Mieg Joh. Frdr. 32[1].
Miell Joh. Bertr. 130.
Mihule, Schauspieldirektor 601.
Miller, Obrist v. 387.
Millin Aubin Louis 313. 751.
Millot, Abbé, 130/5. 136. 137.
Milton 627.
Minell (Min-Elli) Jan 548/56. 804 f.
Miszellen für die neueste Weltkunde', s. Zschokke H.
Möhl F. 165.
Möller Frdr. Wilh., s. Schiller.
Möller Heinr Ferd. 189.
Molbech Chr. 165.
Moltke Adam 156.
Monatschrift, Neue Berliner, 249.
Mone Frz. Jos. 713.
Morawski 637. 638.
Morel, Mme 684 Anm.
Moritz Karl Phil. 33[1].
Mornanx J. 702.
Mosel Ign. v. 642.
Moser Chph. 185.
Moser-Kapff Nane 810
Mounier Jean Jos. 314 f. 356. 752.
Müller (Schauspielerin) 648.
Müller Frdr. (Maler) 563.
Müller Frdr. v. (Kanzler) 436.
Müller Johs. v. 25. 130. 248. 254/6 (Eichstädt; Banfi). 774.
Müller Joh. Geo. 255.
Müller K. L. Methus., s. Schiller.
Müller Karl Wilh. 752.
Münchhausen K. L. A. H. Frh. v., s. Schiller.
Münter Frdrke, s. Brun.
Munch Joh. Storm 165 (169/72 Übers. von Schillers Don Carlos u. a.).
Munch P. A. 169.
Mundart 30 f. (Schillers Abneigung).
Muralt Barbara v. 422.
Musäus 784 am E.
Musäus Joh. Karl Aug. 738.
Museum für die griech. und röm. Literatur (hg. v. Conz) 722 f. 724 f.

Digitized by Google

Museum, Schwäbisches (hg. v. Armbruster) 242/5. 247 f. 249. 251. 256 Anm.
Museum, Schweizerisches (hg. v. Fueßli) 245.
Mythologie, Nordische 295.

Nachtigal Joh. Karl Chph. 330. 758.
Namsler, s. Schiller.
Napoleon I. 232. 458[2]. 463. 465. 466. 616. 624.
Narbonne-Lara Graf Louis 682. — S. Schiller.
Nast Joh. Jak. Heinr. 185. — Briefe an Schiller 726/30. — Lykurg 120/8. 186. — Mit Schiller gepl. ‚Griechisches Theater' (Euripides-Übers.) 726 f. 729. 730.
Naturalismus 220.
Nebe Joh. Aug., s. Schiller.
Nebe Joh. Frdr. 757.
Necker 274.
Negruzzi Jak. 641.
Nibelungen 197.
Nicolai Frdr. 169 (Werthers Freuden). 247 f. 249. 271 (Manso an N.). 299. 744.
Niebuhr Barth. Geo. 110 f. 113. 137. 274.
Niemeyer Aug. Herm. 474.
Niethammer Frdr. Imm. 140 ff. 375 am E. 376. 377. 722. 725. — S. Schiller.
Nietzsche Frdr. 192.
Niobe-Stoff 362. 782 f.
Nodier Ch. 683 f.[2].
Noefler (bei Schiller irrig für Noeller) 753.
Noehden Geo. Heinr. (342). 769.
Noehden Heinr. Ado., s. Schiller.
Noeller J. L. Lehr., s. Schiller.
Nöffelt Joh. Aug. 474.
Nolde A. D. Elise 329. 758.
Nolde Ado. Frdr., s. Schiller.
Norwegen 167/80 (Schiller).
Novalis, s. Hardenberg F. v.
Novellen- und Romantechnik vgl. 534/46 (Schiller).

Ochsenheimer (Schauspieler) 642.
Oehlenschläger Adam 161. 164. 165. 169 f. 171. 274.
Olpe Chn. Frdr. 362 f. 784.
Orell, Geßner, Fueßli & Komp. 244. 476.
Ossann Frdr. Heinr. u. s. Frau 469.
Ossian 162. 164.
Otth 334. 764.
Otway Th. 712.
Overskou Th. 165. 179.
Ovid 362. 386. 517 f. 522. 549. 783.

Paër Ferd. 439.
Pagoczski Jerome Graf v. 785, 17.
Palffy Graf Ferd. 641.
Palleske Emil 477.
Paolino da San Bartolomeo, Fra, 573.
Paralleln, Gedankliche und stilistische, 4 ff.
Passow Frz. 149[4].
Passow Wilh. Arth. 149 f.
Pauli (Regisseur) 610. 615. 616. 617. 620. 625.
Paulus Frdrke 399.
Paulus Heinr. Eberh. Gtlo, s. Schiller. — Brief an Loder 474.
Paw P. (vermutl. P. Corn. de Pauw) 347. 772.
Pelissier 687.
Pentameter 516/22 (Schiller).
Persephone. Jahrb. auf 1806 (Hg. von Grimm u. Danquard) 363 f. 784.
Perthes Frdr. 598.
Pestalozzi J. H. 779 Nr. 102.
Pestaluzz Herkules v. 240. 243.
Petersen Joh. Wilh. 29. 32[5]. 47. 185. 247. 549. 614. 731. 788. — Aufs. über Schillers Jugendjahre an Körner 791. — Der Schiller-Aufs. im Freimüthigen (1805 unterz.: —s—) nicht von P. 187. Vgl. 249 ff. 254. 791[4].
de Pétigny 686.
Pfaff Chn. Gtfr. 747.
Pfaff Chn. Ludw., s. Schiller.
Pfeffel G. Konr. 326. 752. 804.
Pfenninger Joh. Konr. 432.
Pfizenmaier (Schauspieler) 615. 617.
Pfizer Paul 674[1].
Picard A. 703.
Picard L.-B. 620.
Pichat Mich. 686[3].
Pistorius Luise, geb. Schwan 787.
Planta 236.
Plato 217. 361. 490[1]. 546[1]. 781.
Plato Karl Gtli. 315. 752.
Plümicke Karl Mart. 604. 607. 608. 630[1]. 638.

Digitized by Google

Pockels Karl Frdr. 398 f.
Poel Ernst 274. 280. Vgl. 279¹.
Pohrt 160.
Polen 636/8 (Schillers ‚Räuber').
Pope Alex. 755. 756.
Poffelt Ernst Ludw. 731. 750
Post Eb. 772.
Pram Kristen Henrikfen 169.
Preußen, Friedrich II. der Große, Kg. v. 17. 40. 111. 112. 200. 232.
Preußen, Friedrich Wilhelm II., Kg. v. (321); Friedrich Wilhelm III. 474; Friedrich Wilhelm IV. 25; Heinrich, Prinz v. 355. 779.
Prizzi, ſ. Brizzi.
Properz 382 f. (übſ. v. Knebel).
Pufendorf Sam. Frh. v. 104.

Racine Jean de 169 (171 Athalie). 619 (Phädra, übſ. v. Schiller). 686.
Rahbek Knud Lyne 152/5. 156. 162. 165 (179 Überſ. Schillerſcher Dramen).
Rahbek Matth. 165.
Raimann Amalia, ſ. Schiller.
Ramann, Gebrüder, 471.
Rambach Frdr. Eberh. 393.
Ramler Karl Wilh. 392.
Ranke Leop. v. 80. 101. 111. 112.
Rapp Gtlo. Heinr. 384. — Brief an Schiller 732 f.
Raumer Frdr. v. 271.
Raynal 573.
Realismus, Poetiſcher, 220.
Rebenſtein (Schauſpieler) 609.
Rechlin Karl 160. — S. Schiller.
Recke Elife v. d. 190. 191.
Reden und Rhetorik in Schillers geſchichtlichen Schriften 79/113.
Reichardt Joh. Frdr. 340. 594. 768 f.
Reiffenberg, Baron v. 710. 713. 715.
Reil (Schauſpieler) 611. 612. 615. 617. 619.
Reimarus Joh. Alb. Hinr. 593. (597). 599.
Reimarus Sophie: Aus Briefen an Boiſſerée 592/9.
Reinhard (Schauſpieler) 609. 618. 624. 625. 626.
Reinhard Chrn. Ado., ſ. Schiller.
Reinhard Chriſtine (Gfin) 594.
Reinhard Joh. Heinr. 781.
Reinhard Karl Frdr. (Graf) 594.
Reinhard Karl (v.) 721.
Reinhart Joh. Chn. 382. — S. Schiller.
Reinhold Karl Leonh. 27. 137. 155/8 (368 Baggeſen). 159. 213. 373. 375 am E. 434. 450. 540. 594. 597. 728.
Reinwald Chriſtophine, geb. Schiller (Schweſter d. Dichters) 187 f. (Lebensbild, von Braun). 230. 446. 480. 483. 539. — Briefe an: Abeken 440/3; Karoline Junot 148/51.
Reinwald Wilh. Frdr. Herm. 31. 187 f. 252 f. 441. 442. 443. 562. 773. — S. Schiller. — Der Drachenkopf u. Drachenſchwanz (Gedicht) 444.
Reuder Will. 640.
Rennenkampff Alex. v. 797¹.
Rens 714.
Rettich (Schauſpielerin) 648.
Reuter (Schauſpielerin) 607.
Richardſon Will. (I.) 284. 738.
Richardſon Will. (II.), ſ. Schiller.
Richers Adrien 576.
Richter J. P. F. (Jean Paul) 780 Nr. 103.
Richthofen Ferdinande Bar. v., geb. v. Kulifch 472.
Ridel Chlotte Amal. Ang., geb. Buff 736.
Ridel Corn. Joh. Rud., ſ. Schiller.
Rieger Phil. Frdr. v. 543.
Riemer Frdr. Wilh. 436. 798.
Riouffe Honoré 578.
Riſt 274.
Rittner Heinr. 785, 9.
Rochefoucauld 263.
Rochlitz Frdr. 191. 579¹. — S. Schiller.
v. Röder 602. 611 f. 624.
Römer, Profeſſorin, in Halle 362.
Rötſcher Heinr. Theod. 585.
Rohde (Schauſpieler) 624.
Roman 299. Vgl. Novellen.
Romantik, Romantiker 164. 172. 174. 193/217 (Schiller; Goethe). 592 f. (Schiller) 594. 595. 596 ff. 681/9 (Frankreich).
Romberg Andr. 172.
Roſchmann, Hofarchivar in Wien 145.
Roſenbaum Joſ. 642. 648.
Roſenmüller Joh. Geo. 315. 752.
Roſing (Schauſpieler) 166.
Roſſini G. 672.
Rothmaler Agath. Frdr. Chph., ſiehe Schiller.
Rothmaler Heinr. Sig. Botho 745.
Rouſſeau J. J. 152. 214. 276. 569.

Rousselière A. de la: frz. Übers. von Schillers Don Karlos 709. 710. 712 f.
Rudolf Geo. Gust. (Schillers Diener) 48. 143. 765.
Rudolphi Karol. 593 f.
Rückert Jos., s. Schiller.
Ruhestunden für Frohsinn usw. (hg. v. Nachtigal u. Hoche) 330. 758.
Rummel, Kommerzienrat in Breslau 406.
Rummel Sophie, s. Schiller.
Rumpel Herm. Ernst 404.
Runge (Joh. Dan.?), s. Schiller.
Runge Phil. Otto 740.
Rusconi Carlo 640.
Ryge 179.
van Ryswyck 714.

S., A. O., s. Schiller.
Saint-Chamans 686.
Saint-Cyr, Baron 455
Sainte-Beuve 688.
Saint-Pierre B. de 573.
Saint-Réal 567.
Saint-Simon 399.
Salis, Familie v. 234 f. 237.
Salis Ulr. und Dan. v. 255.
Salis-Marschlins Ulysses v. 236. 237.
Salis-Seewis Joh. Gaudenz v. 234. 236. 237. 240. 241. 244. 256 Anm. 767 Nr. 78.
Salis-Seewis Joh. Ulr. v. (Vater von J. G. v. S.) 236. 238 f.
Salis-Seewis J. U. v. (Bruder v. J. G. v. S.) 256 Anm.
‚Saumler, Der' (Wochenschr. Chur) 235 ff. 239 f. 245. 256 Anm.
Sauder Chn. Lev. 159.
Sauder Joh. Dan. 773 Nr. 92.
Sartorius Geo. 439[2]. 440[1].
Schack v. Staffeldt Ado. Wilh. 162.
Schaldemore 179.
Schaldemose 165.
Schardt, Frau v. 456. 469.
Scharffenstein Geo. Frdr. 185. 186. 187. 524. 810.
Schaz G. 737.
Schelling F. W. J. v. 162. 199. 592. 596. 598.
Schelling Karol. (2. Ehe: Schlegel) 186. 596. 597[2].
Schelver Frz. Erich, Frz. Jos. u. Viktoria 754.
Schelver Ldw. Heinr., s. Schiller.
Scherer Joh. Bened. v., s. Schiller.
Schicksal 662/4.
Schiller Charlotte v., geb. v. Lengefeld 27[1]. 47 f. 152. 155 f. (Baggesen). 157. 158. 160 f. (F. Brun). 161 (Oehlenschläger). 370. 373. 380. 386. 393. 399. 401. 402. 420. 421. 442. 448[1]. 472 f. 476. 480. 482. 732. 761 f. (765). 768. 773 781 Nr. 108. 804. — Briefe und Beziehungen: Abeken 438/40. — Bertouty 786, 22. — Cotta 476. — F. v. Gleichen-Rußwurm 718 f. Vgl. 719 f. — Heudrich 786, 20. — Knebel 615. — Lavater 421/35. — Luise Wieland 450 71. — Ch. M. Wieland 450. — L. [vielmehr Karl] v. Wolzogen 346 f.
Schiller Christophine, s. Reinwald.
Schiller Elisab. Dor. (Mutter d. Dichters) 731. 732. — S. Schiller.
Schiller Emilie v. (Enkelin d. Dichters), s. Gleichen-Rußwurm.
Schiller Ernst v. (Sohn d. Dichters) 142. 149. 276. 438. 440. 441. 443. 449[3]. 452 ff. 463. 472. 476. 480. 600. 720. 786. — Brief an Abeken 447/50.

Schiller Friedrich von[1]) 595. 596.
Einzelnes zu Sch.s Leben: Jugendgeschichte 185/7 (der Aufsatz im Freimüthigen 1805, nicht von Petersen: vgl. 187). — Ludwigsburger Lateinschule 475. — Karlsschule 475. 805. — Graubündner Affäre 233/62. — Flucht 1782 (Streicher) 191. 253 f. 480. — Leben bis 1785 (Schwans Brief an Körner, 1811) 786/92. — Mannheim 153 f. 788. 790 f.; ‚Deutsche Gesellschaft' (1784) 29. 30. 31. 108. 476. 791. — Weimarischer Rat

[1]) Gesperrt gedruckt sind in diesem Artikel: die Namen der Korrespondenten, deren Briefe an oder von Schiller im Texte mitgeteilt werden, die Titel der Werke, denen größere Aufsätze gewidmet sind, und die Überschriften von Aufsätzen. Die in den Untersuchungen S. 485 bis 534 herangezogenen Schriften Schillers, sowie die S. 701/9 verzeichneten Gedichte werden nur in einzelnen Fällen registriert.

Digitized by Google

Schiller Friedrich von.
(Dekret 1785) 476. — gepl. Reise nach Hamburg (1788) vgl. 282. — in Erfurt (Anfang 1791) 402 f.; Mitglied der dortigen Akademie (Diplom 1791) 402/4. — Französ. Bürger (Febr. 1793) 476. — Nürnberg (Aug. 1793) 158. — Diplom der Schwed. Akademie (1797) 406 f. — Hausbau in Jena vgl. 147. — Adelung (1802) 351. 778. — Reise nach Berlin (1804) 480. Vgl. 360 Nr. 107. 781. — Krankheiten 369. 772 f.; Tod 475. Vgl. 369. 718 f. 752.
Persönlichkeit 480. 808. — Seelenadel (Jonas) 188 f.
Bildnisse usw. 147. 157 (Graff). 383 (Frank). 406 (Schattenriß). 446 (Büste v. Dannecker. Vgl. 600). 475. — Denkmäler 417 (Marbach. Vgl. 618) 479. 808 (Königsberg).
Sch.-Feiern 618 f. (Totenfeier in Stuttgart). 710 (715 Belgien); (1905): 475/9. 695/7. 806/8.
Sch.-Literatur 181/92 (1902/4; Reg.). 701/16 (Belgien); Bibliographie (1904/5: Allgem.; ältere Reden; Kataloge; Gedenkschriften u. Festreden usw.) 475/84. 695/7. 806/10.
Biographien u. biogr. Einzelnheiten 153 ff. (Rahbek). 155 ff. (Baggesen). 476. 479 f. 709 (franz., holl.). 759/62 (Friederichs Erinnerungen). 780 (Ch. Schreiber). 788/91 (Schwans Erinn.). 802 (Carlyle); s. auch Körner Ch. G. u. Wolzogen Karol. v. — Gedichte auf Sch. 711 (Belgien). 752. 758. 762 Nr. 72.
Sch.-Album 475. — Almanach 806. — Archiv 282/364. 477. — Ausstellungen (1905) 477. 695. — Sch.s Bibliothek 129 ff. 477. 550[2]. — Buch, Marbacher, 475/6. — Museum 418[1]. 475. 477. 697. — Verein (Amerika) 476.

Briefe. Persönliche und literarische Beziehungen. Einfluß. Urteile.

147 f. (unechter Brief). 232 (zu Jonas Nr. 1073). 482. 697.
Abel 536. 542.
Amalie, s. Elise.
Archenholtz J. W. v. 371 f. 378.

Schiller Friedrich von. Briefe usw.:
Armbruster 241. 246 f.
Arnim H. v. vgl. 545.
Arnold J. F. 310. 325 f. 748 f. 757 Nr. 60.
Augustenburg Frdr. Chn. Hzg. v. 13 f. 41. 151 f. 157. 476. 482.
Baggesen J. 155/9. 372 f. Vgl. 367 f.
Bang B. 163 f.
Banfi H. 238. 259.
Bauer F. 328. 757 Nr. 65.
Baumann J. F. 320/2. 755 f.
Bechtolsheim J. v. 780 Nr. 103. 785, 5.
Beck H. 367 f.
Beethoven 809.
Benedixsohn J. Ch. 283. 737.
Berbert J. Ch. 289 f. 739.
Bertuch vgl. 283.
Bethlen Graf E. v. 292. 741 f. (aus B.s Reisetagebuch).
Bibliotheks-Kommission, Weimar. 476.
Bismarck 809.
Bode vgl. 283.
Bodemann F. L. J. 298. 743.
Boehlendorff K. U. 334 f. 767 f.
Böttiger K. A. 389 f. Vgl. 388. 401.
Boie H. Ch. 385 f.
Bouginé K. F. 786, 21.
Brachmann L. 400.
Brinckmann K. G. v. 401 f.
Brun F. 159/61. 373.
Buchholz K. A. 358 f. 780.
Bürger 549 f.
Cleemann F. J. Ch. 302. 745.
Conz 476. 721/5.
Cotta 19. 21. 43. 47 f. 146. 476. 577. 614. 620 ff. (Wallenstein-Aufführg. in Stuttgart). 692. 750. 752.
Crusius 58. 64. 118. 130 f.
Curtius K. G. 404 f. Vgl. 160.
D., A. N., 296 f. 743 Nr. 19.
Dalberg K. Th. v. 402. 403. 404. Vgl. 348. 774. 786.
Dalberg W. H. v. 260. 628. 619[2]. 786. 787. 790.
Dannecker J. H. 383 f. 387 f.
Decker G. J. 304.
Deutschland, Das junge 808.
Diderot 475.
Ebell H. K. 339 f. 768.
Eberhard L. A. 319. 755 Nr. 51.

Digitized by Google

Schiller Friedrich von. Briefe usw.:
Eccard E. Ch. 313 f. 326. 749 f. 751 f. 757 Nr. 61. Vgl. 311 f.
Egberts 785, 14.
Eglofftein Henr. v. 785, 19.
Elise, Amalie u. Luise, aus Herrenhut 785, 4.
Engel J. J. 371.
Erhard J. B. 375 f. 376 f.
Eschen F. A. 408/10.
Eyfert 786.
Faselius J. A. L. 354 (2). 779.
Faselius J. C. W. vgl. 779.
Fernow K. L. vgl. 382.
Fichte 808.
Fischer K. 752.
Floret K. J. 785, 6.
Follenius E. F. W. E. 417.
Forer A. Frh. v. 411 f. 785, 15.
Forster J. G. A. 368 f.
Friederich G. 331. 759/62.
v. Funk vgl. 532.
Garve 32[2]. 262/7 (zum Briefwechs. Vgl. 390). 267/71 (zum Xenion Schs für G.).
Geizer 481.
Geisweiler 786.
Gemmingen L. A. v. 298 f. 743 f.
Gentz F. 390 f. 397.
Geret S. L. v. 288. 739.
Giese Ch. H. 292 f. 293 f. 742.
Gjellerup K. 164.
Gmelin E. 721.
Göschen 19 f. 43. 63. 65[1]. 66. 67. 68 f.
Goethe 10. 11. 15. 21. 22. 159. 166 f. (Briefw. in Auswahl dän. übers.). 189. 199 f. 228. 251 f. 266 f. 270. 276. 277. 278. 282. 283. 373. 406. 409[1]. 473. 482. 501[1]. 515 f. 522. 530. 557. 558. 573. 574. 576. 580. 649[2]. 651 f. 692. 696. 736. 746. 751. 759. Vgl. 356. 396. 797. 798. — Des jungen Schs Kenntnis Goethescher Werke 523/31.
Grasmann (Graßmann) J. Ch. 325. 757.
Grattenauer K. W. F. vgl. 397.
Greiling J. Ch. 291 f. 740 f.
Gretsel Ch. G. 785, 5.
Griepenkerl F. 410 f.
Gries J. D. 391 f.
Griesbach vgl. 441. 766.
Grimm A. L. 363 f. 784 f.

Schiller Friedrich von. Briefe usw.:
Gros K. H. 733 f.
Grundtvig 162 f.
Gustel von Blasewitz 480.
Habel J. C. F. 286 f. 738 f.
Hagen-Bristowitz C. W. v. 343. 769 f.
Hahn H. W. 398 f.
Harbau(e)r J. 334. 763/6.
Hardenberg (Novalis) 808.
Hartmann J. F. Ch. 295. 742 f.
Haselmaier vgl. 620/3 625.
Haug F. 476. 721.
Hebbel F. 808.
Hehn G. H. vgl. 415.
Heine D. Ph. v. 300. 744 f.
Herausgeber der Aspasia 347 f. 773.
Herder 14/16 (16 H.s Humanitätsbriefe). 28 (H.s „Ideen"). 200. 283. 376 (Ergänzg. zu dem Briefe bei Wolzogen 2, 130/5). 379. 475. 476. 515 f. 539. 809.
Herrman F. W. 314 f. 356 f. 752 f. 779 Nr. 102.
Hirsch Ch. F. (v.) 335 f. 767.
Hirt A. L. vgl. 375. 739.
Hobein L. Th. A. 295 f. 743.
Hölderlin F. 394 (Ergänzung zu Litzmann S. 502/4).
Hoffmannsegg, Graf, vgl. 370.
Holm L. M. 324. 756 f.
Homer 498. 502 f.[1]. 574.
Horn Ph. 412/5.
Hornemann Chn. 159.
Horst G. K. 304. 746.
Hoven F. W. v. 379/81. 476. 721.
Hoverbeck Baron v. 340. 769.
Huber L. F. 369. (416). 417. 418. 476. 539 f. 774.
Hufeland G. und Ch. W. vgl. 283. 764. 766.
Humboldt A. v. vgl. 304. 746.
Humboldt W. v. 14. 25 f. 27[1]. 109 f. (röm. Stanzen. Vgl 137 f. 140 f. 142). 211. 272. 377. 381. 397 f. 697. 752. 758. Vgl. 390. 391. 476. 796 f. 801.
Iffland A. W. 394. 476. 779.
Ilgen vgl. 356. 752.
Jugemann B. S. 164.
Jacobi F. H. 374.
Jett Ch. 338. 768.
Jordan C. 808.

Digitized by Google

Schiller Friedrich von. Briefe usw.:
Jugendfreunde (Hartmann) 184/7. Vgl. 721 ff. 810 (Berichtigungen).
Kapf S. G. 623 f. 734.
Keithan (vielmehr: Kuithan) J. W. 294. 742.
Klein A. v. vgl. 791.
Klein J. T. 785, 11.
Kleist E. v. 189.
Knebel K. L. v. 382 f.
Koch S. G. 716 f. (Lesarten).
Kochen A. H. M. 318. 332 f. 337. 755. 762 Nr. 72. 768 Nr. 79.
Körner Ch. G. 21. 32[7]. 40[1]. 114[1]. 118 f. 121. 135. 147. 151. 159. 182. 202[1]. 264. 272. 365. 369. 397. 403. 410. 416. 417 f. 421. 473. 529. 530. 532. 539. 576. 656. 746. 768. Vgl. 797.
Körner Minna 416. 417 f.
Krause Ch. S. 291. 740.
Kunhardt A. G. F. 351/3. 778.
Kuithan (nicht: Keithan, Kentholm) J. W. 294. 742.
Lagerbjelke, Bar. v. 785, 16.
Landvoigt F. A. 322 f. 756.
Lange F. A. 808.
La Roche 743 Nr. 20.
Lasaulx F. v. 312. 750.
Lauenstein J. D. C. 334. 766 f.
Lavater 434 f. Vgl. 421.
Lawrence 420 f.
Lehmann F. W. 305 f. 747.
Lempp 721.
Lengefeld L. v. 476.
Lenz J. M. R. 692 f.
Locke 327.
Lüdger C. vgl. 778 Nr. 97.
Lüdger W. E. 353. 778.
Luise, s. Elise.
Luise Kgin v. Preußen 809.
Matthisson F. v. 381 f. 475.
Mauchart J. D. 284 f. 737 f.
Meißner A. G. vgl. 324.
Meister L. 29.
Merkel S. F. 353 f. 778 f.
Messerschmid J. G. F. 317 f. 327. 754. 757 Nr. 62.
Meyer A. 476.
(Meyer Aug. Wilh.), s. Wilhelmi (K.) A.
Meyer Conr. Ferd. 665/80.
Meyer Heinr. 374 f.
Michaelis Ch. F. 287. 739.

Schiller Friedrich von. Briefe usw.:
Möller F. W. 285 f. 738.
Mounier vgl. 314 am E. 752.
Müller K. L. M. 330 f. 758 f.
Münchhausen K. L. A. H. Frh. v. 315. 753.
Ramsler 328. 757 Nr. 64.
Narbonne-Lara L. Graf 333. 682. 763.
Nast J. J. H. 120/8. 726/30.
Nebe J. A. 327. 757.
Nicolai 247 f.
Niethammer F. J. 361. 781. 786.
(Noehden G. H.) 342.
Noehden H. A. 342. 769.
Noeller J. L. L. 316. 325. 753 f. 757 Nr. 58.
Nolde A. F. 329. 758.
Novalis, s. Hardenberg.
Oehlenschläger 161.
Pagoczsti J. Graf v. 785, 17.
Paulus H. E. G. 399 (Brief von P.). 473/4 (zum Briefe Sch.s 4. IX. 803).
Petersen J. W. 29. 788.
Pfaff Ch. L. 305. 347.
Rahbek 152/5.
Raimann A. 360 f. 781.
Ramann, Gebrüder, 471.
Rapp G. H. 732 f. Vgl. 384.
Rechlin K. 404 f. Vgl. 160.
Reichardt J. F. vgl. 768 f.
Reinhard Ch. A. 361 f. 781/3.
Reinhart J. Ch. 365 f. 476. Vgl. 382.
Reinhold 540.
Reinwald 31. 191. 253. 538. 561.
Reinwald Chphine, s. d.
Richardson W. 332. 762.
Ridel C. J. R. 282 f. 366 f. 736 f.
Rittner H. 785, 9.
Rochlitz F. 191 395 f. 476.
Rothmaler A. F. Ch. 300 f. 745.
Rückert J. 333. 762 f.
Rummel S. 405 f.
Runge (J. D.?) 290 f. 739 f.
S., A. O., 290. 739 Nr. 9.
Schack v. Staffeldt 162.
Schelver L. H. 317. 319 f. 754. 755.
Scherer J. B. v. 344. 770.
Schiller Charl. 480. 482.
Schiller Chr. 480.
Schiller E. D. 386 f. 606.
Schiller J. K. 604.

Digitized by Google

Schiller Friedrich von. Briefe usw.:
Schimmelmann Chlotte Gräfin v. 158. 159. 272/82 (über d. Echtheit des Briefes an sie, 23. XI. 1800). 277 (Br., 20. XII. 1796). 436/8 (Br. an Sch. 6. III. 1798).
Schimmelmann E. Graf 151 f. 157. 476.
Schlegel, Brüder, 193/217 (Alt. Vgl. 592. 599). 598.
Schlegel A. W. 11. 14. 15. 16/18 (Schl.s Einfluß auf Sch.). 202[1].
Schleiermacher 182.
Schmeling C. (Karl G. L.?) v. 349/51. 777 f.
Schmid E. A. 303. 746.
Schmid K. Ch. E. vgl. 284.
Schmidt K. Ch. F. L. 344. 770.
Schnorr v. Carolsfeld B. H. F 400 f.
Schreiber J. Ch. 331 f. 357. 762. 780.
Schröder F. L. 476.
Schubart Ch. F. D. 476.
Schubart L. 415. 476. 730 f.
Schubert S. 785, 2.
Schütz Ch. G. 394 f.
Schwan Chn. F. 786/92 passim.
Schwan Marg. vgl. 788[3].
Schweighäuser J. G. 312 f. 751.
Semler M. F. 306 f. 322. 748. 756.
Shakespeare 561/72. 584 f. Anm.
St., W. v., 785, 18.
Stark 472 f. (Brief von Sch.). 764.
Stein H. v. 808.
Steinhaus 785, 12 f.
Stock J. D. 369 f. 416. Vgl. 417 f.
Stolberg L. v. vgl. 374.
Stoll J. L. 359 f. 780.
Streckfuß F. K. 785, 10.
Tegnér 481.
Thielmann J. A. Frh. v. vgl. 291 am E. 740 f.
Thilo J. L. Ch. 306. 315 f. 747 f. 753.
Thon Ch. F. G. 309. 323 f. 748. 756.
Ungenannte 302 f. 308. 407/8 (mit der Übers. von Coopmanns „Paris[4]). 745 Nr. 28. 748 Nr. 37. 785, 4. 7.
Unger F. G. 392 f. Vgl. 420 f.
Unzelmann F. vgl. 610.
Verhoeff J. 329 f. 758.
Vigera Ch. G. 342 f. 769.
Vogt N. 348. 349. 773/7.

Schiller Friedrich von. Briefe usw.:
Voigt J. H. 785, 3.
Voß J. H. 476.
W. 299 f. 339. 744 Nr. 23. 768 Nr. 82.
Wachtmeister, Graf, 401.
Wagner G. H. A. 357 f. 780.
Wagner R. 809.
Wedig J. H. E. v. 307. 748.
Welhaven J. S. 174/7.
Wellborn vgl. 339. 768 Nr. 82.
Wessely K. B. 355. 779.
Wieland 476. Vgl. 283. 450.
Wilhelmi (K.) A. (ps. für A. W. Meyer) 301 f. 341. 745. 769.
Wolzogen Henr. v. 538 f. 603 f.
Wolzogen Karol. v. 717 (Lesarten).
Wolzogen L. (vielmehr Karl) v. 345/7. 771/3.
Württemberg, Karl E. Hzg. v. 259 ff. 600 ff. 604.
Württemberg, Friedrich II. v., 600.
Wurmb Ch. v. 6. 444 f. (Gespräche).
Wyttenbach J. H. 297. 743.
Zelter K. F. 384 f.
Zeukner 337 f. 768.
Ziehnert A. J. G. 362 f. 784.
Zumsteeg J. R. 396 f.

Urteile Sch.s über: Goethe 272 bis 282 passim. — Schlegel F. 33. 201 f.
Urteile über Sch. 480. 481. Von: Baggesen 155/7. 158. — Brun F. 160. — Garve 264 f. — Grundtvig 162 f. — Heinzmann 180. — Humboldt W. v. vgl. 801. — Lavater 422. 434 f. — Otto Ludwigs Schillerkritik 648/64. Vgl. 189. 193. 809. — Oehlenschläger 161. — Salis J. G. v. 237 f. — Wagner R. vgl. 808.
Sch. im Ausland: Amerika 476 (3). 808. — Belgien (Sch.-Literatur) 701/16. — Dänemark 151/67. — Frankreich 681/9. Vgl. 809. — Norwegen 167/80. — Österreich 808. — Schweden 481.
Religion 809; Bibel 809. — Medizin 481. 809. — Humanismus 481. — Romantik 592 f. (s. oben Briefe: Brüder Schlegel). — Theater 809. — Musik 36 f. 156. 481. — Die neue Generation 192. — Humorist 481.

Digitized by Google

Schiller Friedrich von. Lyrik usw.:

Werke.

467. 482. 809. 810 (Zitate); Sch. als Redaktor eigener Werke 42 bis 77; Kenntnis Goetheſcher Werke 523/34.

Lyrik.

Gedichte 183 f. (philoſ.). 302. 518 ff.; Ausgaben 42. 43. 44[1]. 483. 809; Überſetzungen: dän. 165; franz., holl. u. lat. 684 Anm. 701,9 (Belgien). Vgl. 711 f.; ſchwed. 171/5; Kompoſitionen 745 Nr. 27.

An die Freude 163. 320. 323. 711.

An die Sonne [Aufgang der Sone] ‚Preiß dir die du dorten herauf ſteigſt' 230 f. (483).

An Goethe 12. 24 f.

Antike an einen Wanderer aus Norden 7. (9).

Antiken zu Paris 11. 24 f.

Antritt des neuen Jahrhunderts 6. 10.

‚Auch ich war in Arkadien geboren' 302.

Aufgang der Sone, ſ. An die Sonne.

Balladen 475. 476. 483.

Berglied 30.

Beſuch 385.

Breite und Tiefe 12.

Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiſte 6.

Epigramme 377. 520 f. 780 Nr. 103.

Führer des Lebens [vorher: Schön und Erhaben] 184.

Gang nach dem Eiſenhammer 711.

Geheimnis 35[6].

Götter Griechenlands 70[2]. 158. 238. 779 geg. E. 809.

Deutſche Größe (Hymnus an die Deutſchen) 3,25 (Entſtehungstermin). 39 f. 181/3 (Faksimile).

Gunſt des Augenblicks 184.

Hochzeitgedicht 690 f.

Weibliches Ideal 12.

Ideal und Leben [Das Reich der Schatten] 12. 16. 176. 183. 377. 665. 672 f. 743.

Kaſſandra 6. 711.

Klage der Ceres 376.

Mädchens Klage 165 (dän. Überſ.).

Kraniche des Ibykus 175. 267. 388 f. (Böttigers Auskunft). 711. 809.

Schiller Friedrich von. Lyrik usw.:

Künſtler 158 (Baggeſens Parodie). 162. 374. Vgl. 113.

Leichenphantaſie 162.

Lied von der Glocke 476. 710. — Überſetzungen: 165 (dän.) 171/4 (ſchwed.). 684 Anm. (franz.). 704 (712 frz., lat., holl.). 744 f. (lat.). — Stuttgarter Aufführg. 619 f. 627.

Mädchen aus der Fremde 348. 400 f. (Schnorrs Zeichng.).

Mädchen von Orléans 6.

Monument Moors des Räubers 628.

Deutſche Muſe 24 f.

Pegaſus im Joche 68[3].

Pompeji und Herkulanum 557/61 (Quellen).

Reich der Schatten, ſ. Ideal u. Leben.

Reiterlied 691 f. (letzte Strophe).

Reſignation 344. 770 f. (Angriffe darauf).

Ring des Polykrates 267.

Schön und erhaben, ſ. Führer des Lebens.

Siegesfest 6. 711.

Spaziergang 28[5]. 704.

Stanzen an den Leſer 12.

Taucher 172. 626 (Melodrama von F. Knapp).

Teilung der Erde 171.

Votivtafeln 183.

Winternacht 804 f.

Worte des Glaubens 35[5]. 171. 266 (Garves Urteil).

Worte des Wahns 171.

Xenien 18 (‚Die Flüſſe'). 29 (auf L. Meiſter). 30. 31[9]. 34. 39[1]. [5]. 158 f. (Baggeſen). 160. 167. 184. 194. 209. 264 f. 267,71 (Zum Xenion Sch.s für Garve). 276. 278. 280 767 Nr. 76 (Hennings). 768 f.

Unechtes: Auf die Ankunft des Grafen v. Falkenſtein 689/91.

Epiſches.

Äneis (Vergil) 13. 40. 505. 507 f. 547/56 (Das hölzerne Pferd und Sinons Trugerzählung). 804 f.

Guſtav Adolph (gepl.) 164. 777.

Drama.

162 f. 440. 475. 482. 483 f. 696. 714 (Einfluß auf d. vläm. Drama).

Digitized by Google

Schiller Friedrich von. Drama:
— ‚Theater' 42/14. 47 f. 49. — Aufführungen 626 f. (Uraufführgn.): Kopenhagen 266; Kristiania 178 f; München (Faberbräu) 483; Stuttgart (Hofth.) 599/627. — Übersetzungen: Dän. 165; franz. u. holl. 709. Vgl. 712 f.; schwed. 179. — Sch. u. die Bühne (Petersen) 189 f. Vgl. 536. — Idee im Drama (Lex) 222. 223. 228/30.
Braut von Messina 162. 163. 165 (vgl. 163 dän. Übers.). 205. 222. 561. 592 f. (598 S. Reimarus über sie). 649[2]. 657 f. 663[1]. 664. 686[4]. 779 Nr. 101. 808. — Aufführungen: Stuttgart 614/6. 627.
Don Carlos 34. 35[5. 6]. 43. 48[5]. 52[1]. 57. 64. 74[3]. 154. 156. 169. 191. 232. 340. 345. 370. 410. 411. 483. (659). 661. 680. 682 685. 710. 808. 809. — Bühneneinrichtg. (1790) 190. — Aufführungen 475. In: Brüssel 715; Kopenhagen 166; Stuttgart 600. 607/9. 626. — Übersetzungen: dän 165. 169/71 (Munch); franz. 709. Vgl. 712 f.; holl (vläm.) 345. 714. 772. — Don Carlos und Hamlet 561/72.
Egmont-Bearbeitg. 626.
Fiesko 33[7]. 47[1. 2]. 48. 156. 161. 165 (dän. Übers.). 166. 229. (232). 482. 685[2]. 686. 790. — Aufführungen in Stuttgart 600. 6 6 f. 626.
Huldigung der Künste 36. 43. 475. 618. 809.
Iphigenie in Aulis (Euripides) 27[3]. 44. 505. 506 f.
Jungfrau von Orleans 6. 35[6]. 43. 44. 61. 205. 28[1]. 410. 482. 484. 592 f. 598. 681. 685[1. 2]. 686. — Aufführungen: Kopenhagen 166; Kristiania 179; Stuttgart 612/4. 627. — Übersetzungen: dän. 165. Vgl. 171; frz. 709. — Der schwarze Ritter 579 92
Kabale und Liebe 156. 161. 345 482. 790. — Aufführungen: Kristiania 179; Stuttgart 600. 606. 626. — Übersetzungen: dän 165; frz. 687; vläm. 714
Macbeth (Shakespeare) 394. 475. 625 (627 Stuttgarter Aufführgn. Vgl. 623).
Schiller Friedrich von. Drama:
Der Neffe als Onkel (Picard) 620 (627 Aufführgn. in Stuttgart). 709 (holl. Übers.).
Othello Übers. (Voß) 436.
Der Parasit (Picard) 600. 620 (Stuttgarter Aufführg.).
Phädra (Racine) 619 (627 Aufführungen in Stuttgart).
Phönizierinnen (Euripides) 44[1].
Die Räuber 156. 161. 174. 187. 222 (225). 229. 345. 422. 458. 482 483 (3). 541. 542. 571. 661. 681. 685. 710. 714. 775. — ‚The life of Moor' (Selbstzitat im ‚Zusammenhang') 153; Die letzten Schicksale des Räuber Moors 154. — Textgeschichte 41/57. 787. 788. 789 f. (Verhandlg. mit Schwan). — Bearbeitungen: (hs.) des 5. Aktes durch Tieck 190; von Thomas und von Wallenrodt 690; ‚Die Grafen von Moor' (hs. 1785) 627/36. — Aufführungen: Kopenhagen 166; Kristiania 179; Mannheim 788. 789 f.; Stuttgart 600 603/5. 626; Polen, Frankreich, Italien 636 bis 640. — Einbürgerung in Dänemark 152; Eindruck auf Ibsen 177 f. — Übersetzungen 165 (dänisch). 640 f. (zur Bibliographie. Vgl. 637 f.). 681. — Graubündner Affäre, s. oben: Einzelnes zum Leben Sch.s.
Semele 44.
Maria Stuart 31[6]. 35[6]. 44. 57. 163. 165. 232. 280. 339. 394. 482. 483 (2). 598. 634. 685. 710. — Aufführungen: Kiel 780 Nr. 105; Kopenhagen 166; Kristiania 178; Stuttgart 609/12. 626. — Übers.: dän. 165; vläm. 714.
Wilhelm Tell 57. 160 f. 161. 165. 205. 228 f. 360. 475. 476. 484. 524. 528 f. 577. 592. (654). 675. 685[4]. 686. 697. 710. 712 780 Nr. 106. 785, [3]. 809 (3). — Aufführungen: Stuttgart 616/9. 627; Wien, in Schreyvogels Bearbeitg 641/8. — Übersetzungen: dän. 165; 1 franz. u. 3 holl. 709; schwed. 179. — Zu Akt II, 1. Sz. 693 f. — Einfluß auf K. F. Meyers ‚Jenatsch' 677/80.

Digitized by Google

Schiller Friedrich von. Drama usw.:
Turandot 18[1]. 134. 165 (dän. Übers.). 347 f. 620 (627 Stuttgarter Aufführgn.).
Wallenstein 22. 43 f. 57. 107. 160. 165 (dän. Übers.). 169 (Prams Urteil). 229. 264. 271. 324. 331. 338. 339. 357. 392 f. 394 f. 475. 483. 486 f. 530 ff. 642. 672. 685. 686. 697. 741. 751. 756 Nr. 56. 758 f. 763 (Narbonnes nicht erschien. frz. Übers.). 768. 809. Vgl. 776; in O. Ludwigs Schillerkritik 653. 654. 656 f. 658 f. 660; Aufführungen in Stuttgart 600. 620/5. 627 — Lager 166 (Aufführg. in Kopenhagen). 392 (in Berlin). 672. 691 f. (letzte Strophe des ‚Reiterliedes'). 692 f. (7. Aufz.). 715. 761. — Piccolomini 32[2]. 33[7]. 393. 760 f. (Aufführg. in Weimar 30. Jan. 1799). — W.s Tod 33[7]. 70. 339 f. (768 Thellas Monolog ‚Sein Geist ist's'). 393 (768 Aufführg. in Berlin 1799). 468. 501 f.[1]. 682. 715.

Dramatische Pläne, Entwürfe und Fragmente.
573/8:
Demetrius 23. 44[1]. 130. 142/5 (Innsbrucker Fragm.). 228. 229 f. 475. 600. 626 (Stuttgarter Aufführg.). 674. 694 (M. Greif). 774.
Flibustiers 573 ff.
Friedrich Imthof 191.
Kinder des Hauses 22.
Maltheser 136. 280.
Menschenfeind 44[1].
Prinzessin von Zelle 70.
Das Schiff 475. 573 ff.
‚Seestück' 573/8.

Prosa.
‚Kleinere prosaische Schriften' 42 f. 64 f. 73 f.

Erzählungen.
534/46 (Sch. als Novellist):
Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache (Diderot) 505 f. 535.
Geisterseher 35. 42. 48 Anm. 65/75 (Textgesch.). 166 (dän. Übers.). 180.

Schiller Friedrich von. Prosa:
190/2 (Hausteine, Entstehung). 345. 416 f. (Forts. v. Follenius). 543/6 (Technik). 679. 722. 731.
Roman, Chinesischer, 785, 19.
Spaziergang unter den Linden 534 f.
Spiel des Schicksals 543.
Verbrecher aus verlorener Ehre 35[6]. 536/43.

Philosophische (ästh.) Schriften.
183 f. (Kühnemann). 482:
Philosophische Briefe 33[6].
Briefe über die ästhetische Erziehung d. Menschen 26. 34. 140. 180. 183. 209. 211. 213. 263. 266. 484. 650. 725.
Kallias 37.
Über Anmut u. Würde 32[6]. 33[5]. 35 f. 183. 212. 501[1]. 649[2].
Über naive und sentimental. Dichtung 6 f. 38 f 183. 209. 210. 211. 214. 215 f. 380. 649[2]. 653.
Über das Erhabene 183. 184. 348. 775 f.[1]
Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen 263. 649[2].
Über d. Grund d. Vergnüg. an trag. Gegenständen 649[2].
Über d. tragische Kunst 649[2]. 662.
Über d. Pathetische 649[2]. 664.
Von dem ästhet. Umgange 263.
Ästhet. Vorlesungen 33 f.[1]. 38. 39.

Versuch über d. Zusammenhang der tierischen und geistigen Natur des Menschen 153.

Historische Schriften.
78/142 (Fester, Vorstudien zur Säkularausgabe). 482. 710. Vgl. 481:
Abfall der Niederlande 42. 57 bis 65 (73 Textgesch.). 74[2]. 78/93 (106 f. Reden und Rhetorik. Verhältnis zu den Quellen). 113/20 (Fußnoten. Quellenkritik). 156. 484. 672. 689[1]. 709 (2 franz. Übers. Vgl. 713). 722. 810.
Etwas über die erste Menschengesellschaft usw. 28. 212.
Geschichte d. französ. Unruhen 100.
Großmütige Handlung aus d. neuesten Gesch. 535. 771.

Digitized by Google

Schiller Friedrich von. Prosa usw.: Dreißigjähriger Krieg 42. 63. 65. 73. 74. 75/77 (Varianten). 93/100 (Reden u. Rhetorik. Verhältnis z. d. Quellen). 124. 156. 332 (762 Richardsons Plan e. engl. Übers.). 345. 354. 676 f. 689[1]. 729 f. 731. 762. 772. 777 (Vogts ‚Gustav Adolf'). 779. 810.
Lykurgus 120/8 (D. Autor des L.[s]) 186.
Sendung Moses 27. 141.
Geschichtl. Vorlesungen 128/42.

Dramat. Preisaufgabe (1800) 395 f.
Rezensionen 649[2] (663 Matthissons). 656 (Bürger).

Sch. als Herausgeber usw.:
Anthologie a. d. J. 1782: 186 (Abels Beiträge). 230 f. (‚An die Sonne'). 406. 483. 804 f.
Histor. Calender f. Damen (1791,3) 75 f.
Horen 16 f. 146. 158. 160. 180. 266. 283. 371 (Engel). 371 f. (378 Archenholtz). 374 (Jacobi). 375 (Meyer). 376 f. (Erhard; s. Urteil ü. d. ‚H.'). 379. 380. 381 (Matthissons). 382 (Hirt). 382 f. (Knebel). 385 f. (Boie). 404. 407 f. (Coopmanns ‚Paris'). 576 ff. (‚Tourville). 692. 740. 753. 754. — Anbote von Beiträgen 284. 286 f. 288. 290 f. 291 f. 293 f. 295. 296. 299. 300. 302 f. 309. 310. 312. 315. 316. 318. 721 f. (724 Conz). 752.
Musen-Almanach 146. 158 f. 160. 212. 264 ff. (Garve über die Jg. 1797/8). 267/71 (276 Xenien). 295. 376. 378. 379. 380. 384 f. (Zelters Kompos.). 385 f. (Boie). 389 f. 391 f. (Gries). 408 f. (410 Eschen). 481 (745 Musik). 740. 745. 751. — Anbote von Beiträgen 300 f. 306. 307. 308. 311 (313. 326 (Eccard). 315 f. 316. 317 f. (327 Messerschmid). 318. 319. 320 f. (Baumann). 324 f. 327/9. 329 f. (Verhoeff). 330/2. 333 (Lauenstein). 334. 336. 338. 339. 340. 341. 342 f. 723 f. (Conz).
Wirtemberg. Repertorium 241.
Allg. Sammlung Historisch. Memoires 301. 399.

Schiller Friedrich v. Herausgeber: Thalia (Rhein. u. Neue) 154. 246. 249. 368 (Forster). 405. 484 (Avertissement). 730. 753. 790.
Theater der Deutschen (gepl.) 392.
Griechisches Theater (mit Nast, gepl.) 726 f. 729.

Sprache. Ästhetik. Stil. Metrik
188; Sch.s Ansichten über d. Sprache 25/42; über d. dtsch. Spr. 13/18. 39 f. — Sch.s u. O. Ludwigs ästhetische Grundsätze 648/64. — Stil 4 ff. 72 ff. 188; stilist. Untersuchungen zu Sch. 485 bis 504; stilist. Gliederung d. Pentameters bei Sch. 516/22. — Alliterierende Wortverbindungen bei Sch. 504/16. — Fremdwörter 30. 74. 512 f. — Deminutivum 481.

Schiller Frdr. v. (Enkel d. Dichters) 129. 147. 402.
Schiller Joh. Kasp. (Vater d. Dichters) 247. 604. 791.
Schiller Karl v. (Sohn d. Dichters) 129. 138. 380. 387. 416 f. (Nachlaß). 439. 441. 443. 449. 451. 452 ff. 461. 472. 476. 719. 720. 722. 732. 786. — Notiz über d. ‚Geisterseher' 416 f. — Briefe: an Abeken 445 f.; von Schwester Emilie 417.
Schiller Karoline (Tochter d. Dichters), s. Junot.
Schiller Luise (Schwester d. Dichters), s. Franckh.
Schiller von Herdern 480.
Schimmelmann Chlotte Gräfin 152. 158. 277. — S. Schiller.
Schimmelmann Ernst Graf 151 f. 158. 274. — S. Schiller.
Schirach Gtlo. Bened. v. 122 f. 129 f.
Schlegel, Brüder, 33. 272[1]. 595. 596. 598. — u. Goethe, s. d. — S. Reimarus über sie 596. 598. — u. Schiller (Alt) 193/217. Vgl. 592. 599; Schiller über sie 273. 278 f.
Schlegel Ado., Elias u. Heinr. 756 Nr. 55.
Schlegel Aug. Wilh. v. 273. 202[2]. 397. 409[1]. 440[1]. 685. 713. 751. 756 Nr. 55. 767. 777. 778. — u. Schiller, s. d. — Ehrenpforte 574. 576. — Die entführten Götter 11.

Digitized by Google

Schlegel Frdr. 31. 201 f. (u. Schiller). 592. 593. 597. 598 Anm 756 Nr. 55.
Schlegel Karol., s. Schelling.
Schleiermacher Frdr. 182.
Schleswig-Holstein, s. Augustenburg, Prinz v. (bei Schiller).
Schlözer Aug. Ldw. v. 118. 130. 133 ff. 136.
Schlosser Frdr. Chph. 79. 136. 137.
Schlosser Joh. Geo. 192. 436. 723.
Schloz (Schauspieler) 615 617.
Schmeling C. (Karl Geo. Ldw.?) v., s. Schiller.
Schmid Ernst Aug., s. Schiller.
Schmid Karl Chn Erhard 284 738.
Schmid Ludw. Benj. 747.
Schmidt, Kanzleirat 459.
Schmidt, Professorin (Stuttgart) 305. 747 Nr. 32.
Schmidt Heinr. 579.
Schmidt Julian 114 f 116.
Schmidt Karl Chn. F. Ldw., s. Schiller
Schmidtmann (Schauspieler) 642.
Schnorr v Carolsfeld Veit Hans Frdr., s. Schiller.
Schorcht Karoline, geb. Wieland 451. 465¹.
Schott Joh. Gtli 123.
Schreiber J. Chn. 780. — S. Schiller. ‚Schreibtafel, Die' (Mannheim 1774/9) 787. 788. 792.
Schreiter Karl Gtfr. 138.
Schreyvogel Jos. 641/8 (Bearb. d. ‚Wilh. Tell').
Schröckh Joh. Matth. 134. 137.
Schröder (Schauspielerin) 647. 648.
Schröder Frdr. Ldw. 156. 282. 476. 638. 790.
Schröter Corona 529.
Schubart 185.
Schubart Chn. Frdr. Dan. 150. 476. 601. 605. 606. 730 f. 771. 788.
Schubart Herm. Baron 437 f.
Schubart Ldw. 610. 788. — S. Schiller.
Schubert Sophie 785, 2.
Schütz Chn Gtfr. 121. 249. 723 728. 744. — S. Schiller.
Schulbaum Moses 640.
Schwab Gust. 713
Schwach Conr. Nicolai 172 f. (schwedische Übers. d. Schillerschen ‚Glocke').
Schwan Chn. Frdr. 45. 46 f. 251 — Zu Sch.s Brief an Körner über Schillers Leben bis 1785 (1811) 786/92.
Schwan Friedr. (der Sonnenwirt) 536/43 (Schillers ‚Verbrecher').
Schwan Luise, s. Pistorius.
Schwan Marg. 788³.
Schwarz (Schauspieler in Kopenhagen) 166.
Schwarz (Schauspieler in Stuttgart) 609. 619. 624. 625.
Schwarz Frdr. Heinr. Chn. 784.
Schwarz Karl S. 477.
Schwarzburg, Fürst Günther v. 453.
Schwarzburg Rudolstadt, Prinzen Ldw. Frdr. u. Karl Günth. v 432. 433.
Schweden 481.
Schweighäuser Joh. 751.
Schweighäuser Joh. Gtfr., s. Schiller.
Schweiz 180. — S. Schiller, Graubündner Affäre.
Schweizer Joh. Kasp. 237.
Scalsfield Charles 546
Seckendorff L. Frh. v 761.
Secondasche Gesellschaft 370.
Sedlnitzky, Graf, 643 f.
Seeger, Oberst, 606.
Seidel, Major, 480.
Semler Mich. Frdr., s. Schiller.
Semme Joh. Gtfr. 753.
Seybold Dav. Chph. 723. 724.
Shaftesbury 217. 267.
Shakespeare W. 17. 156. 162. 164. 205. 216. 232. 267. 275. 284. 523. 584 f. Anm. 586. 642. 649. 652. 653. 654. 655. 656 659. 660 f. 662. 685 f. 687 f. 738. 775. 776. — Schlegels Übers. 194. — Hamlet 534¹. 561/72 (Don Carlos u. H.). 584. 586. 587. — Macbeth, s. Schiller, Drama. — Othello 436.
Sheridan R. B. 650.
Sker Matias 179.
Soden Jul. Agf. v. 638.
Sömmerring Thom. 774.
Sonnenwirt, Der, s. Schwan Frdr.
Sophokles 206. 361. 723. 781. 783
Soumet Al. 681 Anm. 686.
Spaur, Frdr. u. Karl Grafen v. 297 am E. 743.
Spaur Jos. und Frz. Jos. Grafen v. 743.
Spieß Chn. Heinr. 638.
Sprache 25/42 (Schillers Ansichten. 793 f. (Humboldt-Körner). — Deutsche Spr., Schiller darüber 18/18. 39 f.

Digitized by Google

St., W. v. 785, 18.
Stael-Holstein Frau v. 352 f. 475. 682 f. 684 Anm. 778 Nr. 96.
Stäudlin Gtho. Frdr. 550[2].
Stain, General v., 387.
Stallaert Ch. F. 709.
Starck Joh. Aug. 192.
Stark (Starke) Joh. Chn. 334. 472 f. (Brief v. Schiller). 764. 765.
Steffens Henrik 162.
Steigentesch Aug. Frh. v. 385.
Stein Charlotte v. 455. 469.
Stein Fritz v. 280. 420[3].
Stein Heinr. v. 808.
Steinhaus 785, 12 f.
Stendhal 686[2]. 688.
Stichling Julie, geb. Wieland 463. 465[3].
Stichling Luise, geb. Herder 465.
Stilistische Untersuchungen, s. bei Schiller.
Stock J. Dorothy, s. Schiller.
Stoeber Aug. 477.
Stoff- und Motivengeschichte, s. Don Karlos. — Niobe.
Stolberg Chn. Graf zu 374. 759.
Stolberg Frdr. L. Graf zu 159. 274. 374.
Stolberg Luise Gräfin zu 277. 278. 280. 374. 759.
Stoll 381.
Stoll Jos. Ldw., s. Schiller.
Stolz, Pfarrer, 424.
Storm Edv. 169.
Storm Theod. 671. 680.
Strada 83/4 passim. 102 f.
Strauß Dav. Frdr. 112 f. 713.
Streckfuß Frdr. Karl 785, 19.
Streicher Andr. 185. — ‚Schillers Flucht' 191. 253 f. 480. 589.
Stuttgart 806.
Succow Wilh. Karl Frdr. 334. 764.
Süßmilch Joh. Pet. 27.
Sutor 625.
Szenvey Jos. 641.

Taschenbuch für das J. 1803 (hg. von Pockels) 398 f.
Taute, Landsteuersekr., 297. 743.
Tegnér Es. 481.
Terenz 805.
Teubern Marie v. 802.
Thanlow H. 174.
Theater, Theater-Geschichte 189 f. 806 (Schillerfeier 1905). 809. — Berlin 360. 392 f. — Florenz 639 f. (Schillers ‚Räuber'). — Kiel 780 Nr. 105. — Kopenhagen 166. — Kristiania 178 f. — Landshut 480. — Leoben 638 f. (Schillers ‚Räuber'). — Mannheim 787. 788 f. 790. 791. — München (Faberbräu) 483. — Prag 370. — Stralsund 629. — Stuttgart 599/627 (Schillers Dramen). 600 ff. (kurze Geschichte). — Warschau 637 f. (Schillers ‚Räuber'). — Weimar 439 f. 760 f. — Wien 641/8 (‚W. Tell'). — Wilna 636 f. (Schillers ‚Räuber'). — Zensur 611 f. (Stuttgart. Vgl. 621 f.). 647/4 (Wien).
Theophrast 730.
Thielmann Joh. Ado. Frh v. 291 f. 740 f. 763.
Thilo J. Ludw. Ch., s. Schiller.
Thomas 629.
Thompson Benj. 640.
Thon Chn. Frdr. Gtli., s. Schiller.
Thorlsen Th. 165.
Thurneysen Karl 432.
Tieck Ldw. 164. 198 f. (u. Goethe). 202[1]. 272[1]. 592. 596. 598. 639 f. 783.
Tillysche Theater-Gesellschaft 629.
Timme Chn. Frdr.: Rez. v. Schillers ‚Räubern' 46. 50 f. 53. 54 f.
Timotheos von Milet 783.
Tittel Gtlo. Aug. 327.
Tourville, Maréchal de, 576 ff.
Tragik 66[1]/64.
Treitschke Heinr. v. 112.
Troil Uno v. 407.
Tschudi Agid. 524.
Tytler A. F. 640.

Übersetzungen 407 f. (Coopmanns ‚Vasis'). 408 (410 Homer. Hymnen). — Virgils Äneis, s. Schiller. — Übers. Schillerscher Werke, s. bei Schiller.
Urkülll 185.
Uhland Ldw. 617. 626.
Ukert Frdr. Aug. 439. 467.
Unger Frdr. Gtli. 420 f. — S. Schiller.
Unzelmann Frdrke. 608 f. 610. 613.
Uz Joh. Pet. 335. 336. 767.

Varnhagen K. A. v. 798[4].
Vasilin A. 640.
Venuti Marcello 557.
Vergil, s. Schiller (Äneis).

Digitized by Google

Verhoeff J., s. Schiller.
Vermehren B. 768 Nr. 79.
‚Versuche eines 17jährigen Jünglings' 303.
Vertot 136. 140.
Viennet 686 f.
Vigera Chph. Gtli. (Vigerer Chr. Theoph.), s. Schiller.
Vigera Joh. Aug. 769.
Vinzenz (Schauspieler) 611. 612. 614. 615. 617. 620. 624. 625.
Vischer Frdr. Th. 476. 477.
Vitry Aub. de 419[1].
Vlämische Literatur 714 f. (Schillers Einfluß).
Vogt Joh. Heinr. 774.
Vogt Nikol. 731. 773/7 (vornehmlich über B.s ‚Gustav Adolf'). 774 (aus einem Briefe an e. Unbekannten) — S. Schiller.
Vohs (Schauspielerin) 611.
Vohs (Schauspieler) 761.
Voigt Ihna Viktoria 785, 3.
Voisenon Claude Henri de Fusée 386.
Volkmann Joh. Jak. 557/61 passim.
Vollmer Wilh. 44.
Voltaire 140 f. 333.
Voltenius 335.
Voß (Schauspieler) 613.
Voß Ahr. 691[3]. 692[1].
Voß Ernestine (439). 476.
Voß Heinr. 436 (Othello-Übers.). 441[1]. 786.
Voß Joh. Heinr. 159. 267. 320. 326. 377. 385. 409 (410 Fischen). 436. 439. 440. 476 (Schiller). 595. 745. 757 Nr. 61. — Homer-Übers. 16. 17.
Voßische Buchhandlg. in Leipzig 314. 326.

W., s. Schiller.
Wachtmeister, Graf, 401. 402.
Wacken E. 701. 712.
Wächter Karl Frh. v. 602.
Wagenaar Jan 83 ff. 114 115.
Wagner Ernst 442. 443.
Wagner Gtlo. Heinr. Ado., s. Schiller.
Wagner Rich. 780. 808. 809.
Waill G. de 687.
Walch Joh. Geo. 757.
Walch (nicht: Watig) Karl Frdr. 324. 757 Nr. 57.
Wallenrodt Ihna Jak. Eleon. v. 629 (‚Karl Moor').
Walter (bzgl. württemb. Garteninspektor) in Schillers Grandbündner Affäre 238/47. 248. 250. 251. 252. 256 Anm. 257/62.
Warburton Will. 27.
Warnstedt H. W. v. 166.
Wartensleben, Graf v. 431[2].
Watig (irrt.), s. Walch K. F.
Watson 84 ff. 105. 106 f.
v. Wattenwyl 410.
Watteż O. 703. 711.
Weberling (Schauspieler) 617. 625.
Wechmar, Frh v. 602.
Weckerlin Joh. Chn. 187.
Wedig Joh. Hier. Ernst v., s. Schiller.
Weimar, Anna Amalia Hzgin v. (283). 357 Nr. 104. 736. 780. — Karl Aug. Hzg. v. 145. 283. 421. 436. 445. 737. 741. — Karl Friedrich Erbpr. v. (282). (366). — Luise Hzgin v. 459. 460. 741.
Weiß Jak. Frdr. 261 f. (Brief an Bansi).
Weiße Chn. Fr. 270.
Weißenthurn Ihna v. 641.
Welhaven Joh. Seb. 174/7.
Wellborn 339. 768 Nr. 82.
Wenck Frdr. Aug. Wilh. 138.
Wendeborn Geb. Frdr. Aug. 8.
Werfel J. 166.
Wergeland Henrik 177.
Werther Fd. 745.
Wessel Joh. Herm. 168 f.
Wessely K. Bernh., s. Schiller.
Weyse Ch. E. F. (dän. Komponist) 161. 165.
Wieland Amalie und München 451. 454. 458.
Wieland Chlotte, s. Geßner.
Wieland Chph. Mart. 31. 32[1] (über Etymologie). 59. 75. 139. 155 f. (159 Baggesen). 164. 169 (Oberon). 180. 267[2]. 283. 376. 382. 436. 450 f. (Schiller; W.s Tochter Luise). 455 f. (458 Cicero-Übers.) 458 f. 459. 461. (462). 463. 464. (468). 470. 471. 476 (610 Dtsch. Merkur). 480. 534. 537. 543. 545. 594. 595. 597[2]. 683. 714 (Att. Museum). 742. 760. — Briefe (Beziehungen) 476 (2). an: Bertuch 145; Ramann 471; Ch. v. Schiller 450 (Brief von W.). 452. 454. 455 f. (Br. v. W.). 459 f. Vgl. 457.

Digitized by Google

Wieland Julie, ſ. Stichling.
Wieland Karol., ſ. Schorcht.
Wieland Luiſe (nachmals verh. Emminghaus): Briefe an Ch. Geßner 451. — von Ch. v. Schiller 450/71.
Wildenbruch Ernſt v. 23. 711.
Wilhelmi (Schauſpieler) 647. 648.
Wilhelmi (Karl) Aug., ſ. Schiller.
Wille El. 673.
Wille Frz. 667³. 673.
Willmar M. 709.
Winckelmann Joh. Joach. 7 f. 199. 211. 557/61 passim.
Winkelmann Frz. Karl Phil. v. 422. 424.
Winkler K. Th. (Th. Hell) 642.
Winzingerode, Graf, 618.
Wisliceuus Paul 677.
Wolff Amalie 440.
Wolfiſche Buchhandlg. in Leipzig 302.
Woltmann Karl v. 146. 392 f. 393.
Wolzogen, Familie v., 364.
Wolzogen Adolf v. (Sohn Karolines) 444. 453. 454. 476. 802.
Wolzogen Aug. v. 773.
Wolzogen Henr. v. 535. 603 f. 690. 771. 773.
Wolzogen Ihna. v., geb. v. Stralendorff, verw. v. Boſe 771.
Wolzogen Karl v., ſ. Schiller.
Wolzogen Karol. v., geb. v. Lengefeld (in 1. Ehe: v. Beulwitz) 252. 253. 267. 352. 398. 399. 436. 442. 449. 453. 460. 469. 476 (Nachlaß). 480. 718. 778. 804. — Briefe u. Beziehungen 444 (an Abeken). 421/34 (Lavater). 418/21 (v. Lawrence). 444 f. (v. Meyer). 476. 717 (v. Schiller). 761 (G. Friederich); an W. v. Humboldt 796/8. 799/804. — Agnes v. Lilien 436 f. — ‚Frei wie Wind' (Ged.) 425/7. — Leben Schillers 444 f. 449. 760. 797 f. 801 f. 803.
Wolzogen L. (vielmehr Karl) v., ſiehe Schiller.
Wolzogen Ludw. v. 771. 773.
Wolzogen Roſalie v. 163.
Wolzogen Wilh. v. 483. 473. (345). 387. 401. 424. 442. 443. 476. 603. 618. 718. 771. 772. 779.
Wouters J. B. 709.
Wrede 348.
Wredow: An den Vf. des Schauſpiels die Räuber (1781) 234/6. 238. 239. 245 f. 250. 253.
Württemberg, Eliſabeth v., 191.
Württemberg, Friedrich II., Herzog (Kg.) v., 600. 601. 602. 605. 606. 607. 609. 610. 612. 613. 614. 615. 616. 619. 624. 626. — Friedrich Eugen v., 192. 601. 605. 608. — Prinz Friedrich Heinrich Eugen v., 190/2 (nach Hanſtein der Prinz im ‚Geiſterſeher'). — Karl Alexander v, 190. — Karl Eugen Hzg. v., 238. 239. 247. 248. 250 f. 252 f. 258. 259 ff. 600 ff. 604. 606. 810. — Ludwig Eugen 601. — Katharina Königin v., 619. — Wilhelm Kg. v., 605.
v. Wurmb 771. 772.
Wurmb Chriſtiane v., ſ. Abeken.
Wurmb Ludw. und Karl v. 771.
Wyckmanns 703.
Wyttenbach Joh. Hugo, ſ. Schiller.

X. (in Schillers ‚Anthologie' = J. F. Abel) 186.
Ximénes Marquis de 712.

Young Edu. 405.

Zapf 275.
Zeitung, Deſſauiſche, für die Jugend (1783) 250 f. 254.
Zeitung, Deutſche, für die Jugend (1784 f.) 250 f. 253.
Zelter Karl Frdr., ſ. Goethe; Schiller.
Zenſur, ſ. Theater.
Zeppelin, Miniſter Graf, 601.
Zey[pe]lin Chriſtine 150.
Zeukner, ſ. Schiller.
Ziegeſar, Familie, 439.
Ziegler Frdr. Wilh. 638.
Ziegler Karol., ſ. Beck.
Ziehnert Amadeus Joh. Gtli., ſ. Schiller.
Zimmermann Geo. 477.
Zitate 113 ff. 810.
Zola E. 541.
Zſchokke Heinr. 638. — Miszellen für d. neueſte Weltkunde (Banſis Schillerartikel) 233. 238. 240. 244. 254. 255 f. 257. 261.
Zumſteg Joh. Rud. 51. 185. — Siehe Schiller.

Digitized by Google

Verlag der k. u. k. Hof-Buchdruckerei u. Hof-Verlags-Buchhandlung
Wien und Leipzig **CARL FROMME** Wien und Leipzig

Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Literatur in Österreich und Deutschland

Von August Sauer.

1903. Gr. 8°. VIII. 400 Seiten. Preis K. 7.20 = Mark 6.—.

Inhalt: Friedrich Hölderlin. — Joh. Gottfr. Seume. — Goethes Freund Graf Kaspar Sternberg und sein Einfluß auf das geistige Leben in Böhmen. — Zur Geschichte des Burgtheaters. — Festrede zu Grillparzers 100. Geburtstag. — Grillparzer und Kath. Fröhlich. — Ein treuer Diener seines Herrn. — Über das Zauberische bei Grillparzer. — Ferdinand Raimund. — Otto Ludwig. — Josef Viktor v. Scheffel. — Ludwig Anzengruber als Volks-Dichter. — Marie v. Ebner-Eschenbach. — Luise Elsner.

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte

herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Prof. J. Zeidler.

Zwei Bände, reich illustriert. Mit vielen, teils farbigen Beilagen und Abbildungen im Text.

Der erste Band liegt bereits abgeschlossen vor und kostet in Original-Leinwand-Einband komplett Kronen 24.— = Mark 20.—.

Der zweite Band (neuere und neueste Zeit) ist lieferungsweise im Erscheinen begriffen und wird keinesfalls mit mehr als 17 Lieferungen à K 1.20 = M. 1.— komplett werden. 11 Lieferungen dieses Bandes sind bereits erschienen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 073437103

Digitized by Google

Digitized by Google